Princeton University Library
32101 076534815
Digitized by Google

0902
.997

ANNEX LIB.

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Juli.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 127. — den 2. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

Weimar, den 18. October 1806.

Daß ich noch lebe, siehst Du wohl; zugleich will ich Dir nur versichern, daß wir Alle wohl sind, und Keinem in unserm Hause etwas zu Leide geschehen ist. Ich habe ehegestern, da ich kaum mich ein wenig gesammelt hatte, Dir ein paar Zeilen geschrieben, um Dich zu beruhigen; denn ich fürchte, Du wirst meinetwegen sehr besorgt sein; aber ich weiß nicht, ob Du sie erhalten wirst. Die Posten gehen noch nicht; morgen, heißt es, geht die erste, und ich schreibe dies in Vorrath. Jene Zeilen hat ein französischer Officier durch einen preußischen gefangenen Officier unversiegelt befördert; der Preuße wurde weiter transportirt und hat versprochen, meinen Brief mit der ersten Gelegenheit auf die Post zu geben. Ich hoffe, er hat es gethan; aber es ist doch möglich, daß dieser Brief eher ankommt. Nun will ich Dir in der Kürze die Geschichte — —

Den 19. October.

Hier wurde ich gestern unterbrochen; wir leben noch in sehr unruhigen Tagen; ich werde auch diesen Brief nicht eher abschicken, bis ich gewiß weiß, daß er ankommt, denn ich möchte diese Geschichte nicht gern wieder zu erzählen haben. Ich schreibe Dir indeß mit jeder Gelegenheit ein paar unbedeutende Zeilen, in der Hoffnung, daß doch etwas davon ankommt; denn wirklich, Du mußt unsertwegen in Aengsten sein. Nun laß Dir erzählen; ich hole aber weit aus; auch ist mein Kopf noch gar nicht wieder recht beisammen; ich hoffe, das soll sich im Schreiben finden, Schreiben war von jeher ein calmant für mich. Wann ich Dir zuletzt schrieb, weiß ich nicht mehr; auch kann ich jetzt nicht zu meinem Schreibekasten kommen, um nachzusehen; ich weiß, daß damals Alles hier voll Preußen und Sachsen war, und Niemand die Nähe dieser schrecklichen Katastrophe ahnte. Guter Gott! hätte ich gewußt, was uns bevorstand, zu Fuße wäre ich fortgelaufen, und hätte sehr übel daran gethan, denn jetzt ist's überstanden und ich und die Meinen sind gerettet. Mein Logis im Erbprinzen wurde durch die Menge Fürsten und Generäle, die dort logirten, sehr unbequem, ich eilte, meinen eigenen Herd zu haben, und bezog den 8. October meine Zimmer, die ganz nach meinem Geschmacke eingerichtet waren, und in welchen ich nur noch für die Gardinen u. dergl. zu sorgen hatte.

Den 28. September war ich angekommen, damals war die preußische Armee in der Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Den 1. October zog sie hier durch nach Erfurt zu, wo man die Franzosen in der Nähe vermuthete, das dauerte bis zum 3ten oder 4ten etwa. Ich beschrieb Dir damals all den militairischen Pomp; Alles hoffte, Niemand konnte vermuthen, daß Thüringen der Schauplatz des Krieges bleiben würde. Den 3. October war eine eigene Bewegung in der Armee; Truppen, die unlängst durchgezogen waren, kamen zurück. In den folgenden Tagen kam Alles wieder von Erfurt; in und

um unsere kleine Stadt war ein Heer von über 100,000 Mann Preußen und Sachsen. Die Soldaten waren mißmuthig über die unnützen, ermüdenden Märsche, die Landeseinwohner über die starke Einquartierung und daraus entspringende Theurung; man hoffte noch, aber ein düsterer Geist ging durch alle Gemüther; man hoffte und zitterte. Ich wollte fort; aber wo sollte ich hin? Alle riethen mir, zu bleiben. Ich mußte wohl bleiben, denn es waren keine Pferde mehr zu haben, nicht einmal zu kaufen; auch machte Niemand Anstalt, zu entfliehen. Den 9. oder 10. October traf der König mit der Königin, der Herzog von Braunschweig und viele Generäle hier ein; die Herzogin reiste ab. Ein Lager wurde von Erfurt bis zum Ettersberge, eine Meile von hier jenseit Weimar, aufgeschlagen, welches sich bis dicht an unsern Park erstreckte. Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Franzosen auf der Seite, wo man sie nicht vermuthete, hereingebrochen wären, daß sie Koburg und Saalfeld in Besitz hatten; man hörte von fern kanoniren; man wußte nicht, was man denken sollte; man glaubte, sie zögen auf Dresden und Leipzig, und der König, die Königin und der Herzog von Braunschweig waren ruhig hier, die Armee im Lager. Jedes Herz klopfte vor Ungeduld über alles dieses. Den 11. erfuhr ich, daß der General von Kalkreuth hier wäre. Ich schickte ihm meine Adresse; er sprach selbst mit Duguet*) und sagte ihm, er würde den Abend zu mir kommen. Wir sahen nun flüchtige, verwundete Sachsen und Preußen zurückkommen; das entfernte Kanoniren hatte fast alle die Tage nicht aufgehört. Wir erfuhren, daß eine zu kleine Armee, angeführt vom Prinzen Louis, nach einem achtstündigen Gefechte gänzlich bei Rudolstadt geschlagen worden wäre; der Prinz, dessen schöne Gestalt wir noch vor wenig Tagen bewundert hatten, war geblieben; er wollte sich nicht ergeben, er wollte dies nicht überleben. Der Anblick der Flüchtigen, noch mehr der Verwundeten, war gräßlich; es fielen herzzerreißende Scenen vor. Auf der Straße sah ich einen Officier geritten kommen, dieser fragte einen verwundeten Cürassier: „Wißt Ihr etwas vom Rittmeister Bär?" — „Der ist todt," war die Antwort, „ich sah ihn fallen;" und der Officier war sein Bruder. Ich war noch immer entschlossen, fortzugehen; allein ich hatte keine Pferde; auch sagte mir Jedermann, persönlich würde mir nichts geschehen, wenn ich in der Stadt bliebe, aber die Wege wären unsicher. Ich blieb, suchte immer im voraus nach Pferden, ließ einpacken

*) Ein französischer Bedienter der Verfasserin.

und wollte erst Kalkreuth sprechen; er schrieb mir diesen Abend, er könne nicht kommen, er würde den folgenden Tag, den 12ten, kommen. — Man beruhigte sich. Den 12ten besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen ernsthaften Mann im schwarzen Kleide, der sich tief, mit vielem Anstande, bückte und mir sagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen." Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildnisse wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und versprach, wieder zu kommen. Der Tag ging ruhig hin; Lager und Alles blieb, wie es war. Den Abend kam der General v. Kalkreuth; er hatte sich's ausgebeten, mich allein zu finden, und ich war allein. Er war gegen mich wie sonst; übrigens rieth er mir auch, zu bleiben bis zum Nothfall; schien sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, sagte mir, die Feinde seien in Naumburg, und hätten dort das Magazin abgebrannt. „Bleiben wir morgen noch hier," sagte er, „so sind wir verloren. Ich glaube, Sie riskiren nichts, wenn Sie bleiben; wollen Sie aber fort, so gehen Sie nach Erfurt, von dort nach Magdeburg, und wohin Sie weiter wollen." Er wollte mir viel von der Lage der Dinge sagen, indeß trat sein Adjutant herein und meldete ihm, daß man wieder eine starke Kanonade höre. Er konnte kaum Abschied nehmen und eilte zum König. Es war schon spät; aber ich bat noch Conta, der seit einigen Tagen bei mir und im Hause war, meinen Paß zum Herzog von Braunschweig zu tragen, um ihn unterzeichnen zu lassen, was auch geschah. Pferde hoffte ich noch immer zu bekommen, obgleich auf der Post keine waren und die Bürger keine geben durften. Ich war noch nicht entschlossen, zu gehen, aber ich wollte auf den Nothfall bereit sein. Riedel und mein Landsmann Falk*) kamen noch; Letzteren hatte ich versprochen, mitzunehmen,

*) Der bekannte Satyriker.

um ihn vor dem Schicksale des Buchhändlers P. zu bewahren. Ich trug ihm auf, sich auch einen Paß zu verschaffen, nach Pferden zu suchen, und jede Stunde bereit zu sein; er sowohl als Riedel *) hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Wir lasen das Manifest, das ich erhalten hatte, und trennten uns recht ruhig. Montag, den 13ten Morgens, ging ich mit Conta **) und Adelen ins Lager; das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Officiere vor des Königs Hause und den König am offenen Fenster. Mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalkreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um zwei Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können, er bäte, ich möchte ihm einige Zeilen zum Abschiede schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte und wohin, und mir Pferde zu verschaffen, und vor 12 Uhr. Ich ging also zur Hofdame der verwitweten Herzogin, Fräulein v. Göchhausen, die in der Zeit meine Freundin geworden war, ins Schloß, um etwas Neues und Bestimmtes zu hören; ich traf sie gerade mit der Herzogin auf der Treppe. Ich ward sogleich der Herzogin auf der Treppe vorgestellt, die schon von mir gehört hatte, und beängstigt, wie sie war, mich doch sehr freundlich aufnahm und mich mit in ihr Zimmer nahm. Hier kamen verschiedene Officiere, alle mit beunruhigenden Nachrichten. Man hörte wieder stark kanoniren. Das Lager, von welchem ich eben kam, wurde abgebrochen; Alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Charte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeschlagen hatte. Die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir, sie ließe Alles einpacken zur Reise, und rieth mir, ein Gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche; auch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen. Sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ginge; so schied ich von ihr. Zu Hause fand ich Kalkreuth's Antwort. Er schrieb mir, wenn es ihm möglich wäre, würde er noch einen Augenblick zu mir kommen; übrigens hätte ich, wenn beide Herzoginnen hier blieben, als Privatperson nichts zu fürchten. Pferde hätte er nicht; übermorgen würden Postpferde zu haben sein, dann möchte ich über Erfurt, Langensalza nach Magdeburg oder Göttingen; diese Route wäre sicher. Ich beruhigte mich also, weil ich mußte. Das Gewühl der abziehenden Truppen in der Stadt, die Abreise des Königs, alles das benahm mir allen Sinn für eigene Gefahr, die in der That Niemand so nahe glaubte. Gegen vier Uhr, da die Trommel seines Regiments schon zwei Mal gegangen war, kam Kalkreuth selbst. Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen, unser Abschied war wirklich erschütternd; da ging die Trommel zum dritten Male, und er riß sich los. Mir that das Herz weh, den schönen alten Mann so hingehen zu sehen. Ich weiß noch nicht, was aus ihm geworden ist. Dieser Abschied und der ganze Wirrwarr des Tages hatten meine Kräfte erschöpft; ich schickte Sophien *) mit Adelen in die Komödie, wo eben Fanchon gegeben wurde, um allein zu sein. Ich lag ganz still auf meinem Sopha; die Todtenstille nach dem Lärmen aller dieser Tage war entsetzlich. (D. F. f.)

*) Nachheriger Kammerdirector, Erzieher des jetzigen Großherzogs.

**) Ein vieljähriger Freund der Verf., jetzt Vicepräsident zu Weimar.

*) Duguet's Frau.

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Musikaufführungen. Beriot.]

Das verflossene Winter- und Frühlingshalbjahr ist für Berlin reich an Kunstgenüssen jeder Art gewesen. Drama, Musik und Malerei haben abwechselnd ihre schönsten Blüthen vor uns entfaltet. Fremde und einheimische Künstler erfreuten uns durch ihre Talente. Zwei Gemäldeausstellungen brachten uns die neuesten Werke unserer preußischen Malerschulen, und in der Kunsthandlung des Herrn Sachse sahen wir Meisterstücke von Horace Vernet, Delaroche und andern französischen Malern. Die Intendantur der königlichen Schauspiele hat zwei längst gehegte Wünsche der Theaterfreunde erfüllt: das Engagement Seydelmann's und die Aufführung des Goethe'schen Faust. Vor Allem aber florirte die Tonkunst: ältere und neuere Compositionen, Opern, Oratorien und Concerte wurden uns in großer Menge dargeboten. Gluck, Händel, Haydn, Sebastian Bach und Beethoven schritten an uns vorüber; nur Einer der musikalischen Heroen, und zwar der größte von allen, wurde auffallend zurückgesetzt. Sollte man es glauben? In Berlin seit November keine Mozart'sche Oper. Ob der Wetteifer zwischen unsern beiden ersten Sängerinnen daran Schuld sein mag? Merkwürdig, in der That. Als es an einer eigentlichen Primadonna fehlte, hörten wir doch wenigstens zuweilen noch den Don Juan, oder die Zauberflöte, oder die Hochzeit des Figaro. Nun sind deren zwei da, und Mozart ist ganz von der königlichen Bühne verbannt. Wären

nicht Möser's Soireen noch gewesen, und hätte nicht der Tod der Milder eine Aufführung des Requiem in der Sing-Akademie veranlaßt, so würden uns die Töne des unsterblichen Meisters ganz fremd geworden sein. Im Uebrigen hat die königliche Oper in der letzten Zeit eine bedeutende Thätigkeit entwickelt. Spontini's Agnes, Bellini's Norma, des Falkner's Braut von Marschner, und Auber's schwarzer Domino sind in kurzen Zwischenräumen auf einander gefolgt; und außer diesen neu auf die Bühne gebrachten Opern wurden noch zwei früher schon gegebene, Nicolo Isouard's Joconde und Mehul's je toller je besser, von neuem einstudirt. Dagegen hat die sonst so rüstige Oper der Königsstadt in diesem Jahre sich ziemlich schläfrig gezeigt und ist erst ganz kürzlich durch Donizetti's Belisar und Rossini's Wilhelm Tell wieder etwas aufgerüttelt worden. Von den Aufführungen in der Singakademie will ich nur noch Mendelssohn's Paulus und Radziwill's Faust hervorheben und dann, indem ich mir einen ausführlicheren Bericht über einzelne der erwähnten Kunstproductionen vorbehalte, sogleich zu der letzten bedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete der Musik eilen, zu den Concerten Charles de Beriot's und Pauline Garcia's.

Wer Paganini gehört hatte, möchte wohl glauben, es sei nun um alle andere Violinvirtuosen geschehen; zu dieser Höhe würde sich keiner außer ihm emporschwingen können. Und in gewisser Hinsicht dürfte man mit Recht dieser Ansicht sein, da Paganini ein in seiner Art so einziges Individuum ist, daß neben ihm jeder noch so ausgezeichnete Meister verlieren muß. Würde doch durch einen Michel Angelo vielleicht selbst ein Raphael auf Augenblicke verdunkelt worden sein. Aber auch nur auf Augenblicke, so lange unser Gemüth von dem Gewaltigen, Uebernatürlichen eines solchen Genius gleichsam gebannt ist, und staunend kaum zu sich selbst kommen kann. Das Gigantische hält uns mit mächtigem Zauber gefangen, aber es ist ein Zauber, von dem wir uns gern befreien lassen, wenn das Menschlich-Schöne uns winkt und aus dem unheimlichen Banne löst. Wer wendet sich nicht mit erleichterter Brust von Michel Angelo's jüngstem Gerichte zu Raphael's Verklärung?

Aber eine Schönheit voll Kraft und Hoheit muß es freilich sein, die vor solcher Titanengröße nicht erliegen soll. Die zierliche Anmuth eines Correggio reicht hier nicht aus. So mußte Lafont, ungeachtet aller Grazie seines Spiels, als er sich erkühnte, in Italien mit Paganini in die Schranken zu treten, erröthend selbst sich für überwunden erklären und dem Sieger seine Geige zu Füßen legen. Nur zwei Virtuosen vermochten den Wettkampf mit jenem Wundermanne zu bestehen und neben ihm einen ehrenvollen Platz zu behaupten: Lipinski und Beriot. Und es waren nicht etwa blos die Landsleute dieser Beiden, die Polen und die Belgier oder Franzosen — denn Erstere sind von Letztern kaum zu trennen —, nicht diese blos waren es, die ihnen neben Paganini keinen geringen Beifall spendeten, als Lipinski in Warschau, Beriot in Paris mit ihm wetteiferte. Nein, auch das Ausland ließ ihnen dieselbe Gerechtigkeit widerfahren. Lipinski durfte sich sogar in Paganini's eigenem Vaterlande mit ihm zusammen hören lassen, und Beriot fand auch in England die Anerkennung, die ihm in Paris zu Theil geworden war. Die Kunde von dem steigenden Enthusiasmus, den sein Spiel auf dem Musikfeste zu Manchester erregte, war das letzte Labsal für seine sterbende Gattin. Man wundere sich nicht, daß er spielen konnte, während sie, die Königin der Sängerinnen, ihr göttergleiches Leben aushauchte. Wenn Alt-England seine Guineen gezahlt hat, so will es auch dafür bedient sein, und sollte es das Herzblut eines Menschen kosten. Mutheten sie doch der armen Malibran zu, als die Schauer des Todes ihr schon durch die Adern rieselten, noch einmal zu singen. Da wendete sich die halb Ohnmächtige voll tiefster Entrüstung um und sagte die flammenden Worte: „Glaubt ihr, ich sei einer eurer Boxer, daß ich Blut verlieren und dann wieder ans Werk gehen könne!" Doch kehren wir uns ab von dieser traurigen Geschichte und eilen nach unserm Deutschland zurück, das solcher Herzlosigkeit nimmer fähig wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Convertiten in Deutschland.]

Die „Polemischen Blätter" (Leipzig, in Commission bei Engelmann), vom Verf. der Schrift: „Der Erzbischof von Cöln ꝛc." geben folgende Liste Uebergetretener seit dem J. 1800. Vom Protestantismus zum Katholicismus: 1800 Graf Friedrich zu Stolberg, 1805 Adam Müller, 1807 Karl v. Hardenberg, 1808 Prinz Friedrich August von Hessen-Darmstadt, Friedr. Schlegel mit seiner Gattin, geb. Mendelssohn, 1811 Zach. Werner, 1812 Dr. Fr. Chr. Schlosser, 1813 Dr. Karl Biester, der baiersche Präsident, früher Minister v. Schenk, Dr. Bramston, Herzog Fr. Adam v. Mecklenburg-Schwerin, Prediger Bolz zu Karlsruhe, Minister Graf Senft-Pilsach, Graf Hochberg (jetzt barmherziger Bruder zu Wien), Prinz Friedrich zu Gotha, Prof. Freudenfeld zu Bonn (jetzt Jesuit zu Freiburg), Karl Ludwig v. Haller, 1824 Freiherr von Eckstein, Gymnasiallehrer Durst zu Düsseldorf, 1826 Dr. Jarcke zu Bonn, Gebrüder Goßler zu Bonn (von denen der eine jetzt Mönch zu Paderborn), Herzog von Köthen nebst Gemahlin, Graf v. Hohenthal zu Dresden, 1827 Dr. Karl Baldamus, Reg.-Rath Riedel zu Erfurt, 1828 geh. Ob.-Reg.-Rath Beckedorf, Prof. Probst zu Basel. — (Es fehlt noch Prof. Phillips, der mit seinem Freunde Jarcke übertrat, jetzt in München.)

Zur evangelischen Kirche traten über: Fürst Konstantin von Salm 1826, der Staatsminister Graf E. von Benzel-Sternau nebst seinem Bruder, 1827 der Freiherr v. Gemmingen mit 200 Mitgliedern, der Geistliche Jos. Fell, Prof. Fischer, Pastor Henhöfer zu Mühlhausen mit dem größten Theile seiner Gemeinde, und 1821 ungefähr 40 Personen zu Galneukirchen im Lande ob der Ems, Prof. v. Reichlin-Meldegg und die 500 zillerthaler Tyroler, welchen von dem Könige von Preußen Schmiedeberg in Schlesien zum Asyl angewiesen wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 128. — den 3. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Um 7 Uhr hörte ich wieder Fahren und Lärmen in den Straßen. Nun wurde es mir im Hause zu enge; ich ließ mich von Duguet zu Riedel's bringen; nur durch große Umwege konnte ich bis zu ihnen kommen; alle Straßen waren voll Pferde und Wagen; es war die Bagage, die der Armee folgte. Bei Riedel's sprachen wir uns wechselseitig Muth ein; die allgemeine Meinung war noch immer, die Franzosen wären bei Leipzig, unsere Armee ginge ihnen dorthin entgegen, wo wahrscheinlich eine Schlacht erfolgen würde. Ich ging zu Hause, Riedel begleitete mich; das Gewühl war geringer geworden, die meisten Wagen schon fort. Ich fand Sophien und Adelen ganz lustig aus der Komödie zu Hause. Wir gingen ohne Sorgen zu Bette. Ich wachte des Nachts oft auf; Alles war still, wie das Grab, und mir schauderte bei dieser Ruhe nach all dem Lärmen, den wir bisher Tag und Nacht gehabt hatten. Ich stand erst halb 8 Uhr auf, die Schlacht hatte schon vor 6 Uhr bei Jena angefangen. Du kennst den Weg von Weimar nach Jena; Du weißt die Felsen, die mit Mauern versehen sind, damit die Wagen nicht in den steilen Abgrund fallen*), unten im Abgrunde liegt das Mühlthal, dort waren die Franzosen, der Kaiser unter ihnen. Der Nebel war so dick, daß man im Anfange nichts sah; der Kaiser — ich weiß es von Augenzeugen — stand vor einem Wachtfeuer und wärmte sich, und fragte immer, ob man die Preußen nicht sähe. Da sah man sie auf der Höhe blinken. Die wüthenden Franzosen klimmten die steilen Felsen hinan. Der Sieg blieb eine Weile unentschieden; aber alle Augenblicke stießen frische Truppen zur französischen Armee. Die Preußen kämpften wie Löwen; aber die Uebermacht war zu groß; sie wurden aus ihrer vortheilhaften Position, die auch wohl nicht genug benutzt wurde, vertrieben, und den Erfolg weißt Du. Ich erfuhr erst gegen 9 Uhr von Dem. Conta, die bei uns im Hause ist, daß man kanoniren höre und eine nahe Schlacht vermuthe. Nun rief ich Sophien, mein Schmuck ward in mein Corsett genäht, das ich anzog; ich hatte mir Tages vorher von einem hiesigen Kaufmann 50 Louisd'or in Silber gegen einen Wechsel geben lassen, um mein Gold zu schonen, denn es war keins mehr in der Stadt zu haben. Ich hatte noch über 100 Louisd'or in Gold, die in eine Art Gürtel genäht waren, den Sophie auf den bloßen Leib band. Mein Silberzeug hatte ich schon gepackt; dies, die Wäsche, und was ich sonst der Mühe werth hielt und fortnehmen durfte, ohne das Haus ganz zu entblößen und Verdacht zu erregen, wurde in eine kleine Kammer neben meinem Boden gebracht und eine Menge Holz und Reisig darüber geworfen, so daß es wie eine Holzkammer aussehen mußte. Andere Dinge wurden im Keller vergraben und eine Menge Kartoffeln darüber geworfen; in weniger als anderthalb Stunden

*) An der ehemaligen Landstraße, die Schnecke genannt.

war Alles in Ordnung; Conta, sein jüngerer Bruder und ein Liebhaber einer unserer Mädchen, der zum Glück da war, halfen meinen Leuten redlich. Meine Wirthin, die Hofräthin Ludekus *), war zu mir gekommen; wir gaben einander die Hand darauf, Alles zusammen zu tragen, und den Muth nicht zu verlieren, komme, was da wolle. Diese wirklich brave Frau hat uns Alle mit ihrer Entschlossenheit beseelt. Um 10 Uhr ließ mir die alte Herzogin sagen, sie reise in einer Stunde nach Erfurt, ich möchte mich an sie anschließen, wenn ich Pferde hätte. Ich hatte keine, und ergab mich mit Muth in mein Schicksal. Die gute Ludekus wollte mich mit Adelen zur Gräfin Bernstorf bringen, die als Dänin sicher zu sein glaubte; aber Sophien und Duguet konnte ich nicht mitnehmen. Wie konnte ich die treuen Menschen verlassen? Ich blieb; und wohl mir, daß ich es that! Wir setzten uns, Madame Ludekus, Mademoiselle Conta, ich, Adele und Conta, gelassen in mein Zimmer im ersten Stocke, und machten Charpie, warum uns die Regierung hatte bitten lassen. Das waren schwüle Stunden, mein Freund; die Kanonen donnerten von fern, Alles war in der Stadt wie ausgestorben. Die Sonne schien auf die grünen Bäume vor meinem Fenster. Alles war Ruhe von Außen, und welcher Sturm, welche Angst des Erwartens in unseren Herzen! Doch sprachen wir gelassen und munterten einander auf. Die gelassene Ergebung der Ludekus war unbeschreiblich tröstend. Ich folgte ihr, so gut ich konnte, nur durfte ich nicht auf meine Adele sehen, dann war's mit meinem Muthe aus. Adele selbst war ruhig, unbefangen, ein wahres Kind, und mir ein tröstender Engel. Nun kam eine gute Nachricht über die andere. Bertuch und viele Freunde versicherten uns, die Preußen siegten. Wir Armen hofften mit Angst; es war sehr quälend. Conta ging ins Schloß und brachte von dort die Nachricht, die Herzogin hätte einen Jäger aufs Schlachtfeld geschickt, der dieselbe Nachricht brächte. Es schlug 12 Uhr; wir hörten nicht mehr die Kanonade. Welche bange Stille! In der Zeit war Sophie nicht müßig. Wir ließen Brot und Fleisch aufkaufen, so viel wir bekommen konnten; Sophie ließ kochen und braten, Duguet mußte 50 Bouteillen Wein aus dem Keller holen. Man hatte uns diese Vorsicht gerathen, weil dies das Erste ist, wonach die Franzosen fragen, und man mich warnte, sie in den Keller zu lassen. Madame Ludekus that dasselbe. Um ein Uhr klopfte ein Freund ans Fenster und rief uns zu: „Sieg, vollkommener Sieg!" O, mein Gott! wir fielen einander in die Arme, wir wußten nicht, wie uns war; aber auf mein Herz fiel eine unsägliche Angst, eine Ahnung von Unglück, wie ich sie einmal auch schon gehabt habe. Jetzt erst zitterte ich und schalt mich selbst darum. Wenig Minuten darauf entstand ein entsetzliches Geschrei auf den Straßen: „Die Franzosen kommen!" Hunderte von Menschen strömten nach dem nicht weit entfernten Markte. Wir machten erschrocken die Fenster auf, eine preußische Schildwacht rief uns zu: „Es ist nichts, sie bringen Kriegsgefangene!" Wirklich sahen wir einige Kriegsgefangene verwundet vorbeibringen. Ich sah einen über und über mit Blut bedeckten Chasseur, den ein braver sächsischer Cuirassier gegen die Insulten des Pöbels vertheidigte. Der Anblick jagte mich vom Fenster. Ich mußte aber doch wieder hin. Nun kamen Reiter, Sachsen und Preußen, eine unzählige Menge Bagagewagen in wilder Unordnung, in voller Carriere gejagt. Nun war's mit dem Hoffen vorbei; wir gaben einander stumm die Hände und gingen hinauf in die Zimmer der Hofräthin, die eine Treppe hoch, und folglich etwas sicherer uns dünkte. Noch kamen Freunde, die uns sagten, die Bagage der 20,000 Mann, die noch frisch im Lager ständen, hätte nur retiriren müssen, weil jene vorgerückt wären, und diese nicht ohne Schutz zurücklassen könnten. Andere sagten, es stände freilich nicht so gut, als vorhin; aber noch wäre nichts verloren. Ach! aber es waren leidige Tröster, nicht mehr die frohen Gesichter von vorhin. Nun donnerten die Kanonen wieder, und näher und näher, fürchterlich nah. Conta war nach dem Schlosse gegangen und brachte die Nachricht, es wäre vorüber, die Wachen wären vor dem Schlosse und an den Thoren schon abgelöst. Wir sahen die Sachsen wieder traurig vorbeireiten. O, mein Arthur! die Erinnerung allein macht mich jetzt beben. Jetzt rasten die Kanonen; der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. O, Gott, wie nahe war uns der Tod! Wir hörten keinen einzelnen Knall mehr, aber das durchdringende Pfeifen und Zischen und Knattern der Kugeln und Haubitzen, die über unser Haus und funfzig Schritte davon in Häuser und in die Erde flogen, ohne Schaden zu thun; Gottes Engel schwebte über uns. In mein Herz kam plötzlich Ruhe und Freudigkeit; ich nahm meine Adele auf den Schooß und setzte mich mit ihr auf das Sopha; ich hoffte, eine Kugel sollte uns Beide tödten, wenigstens sollte Keine der Andern nachweinen. Nie war mir der Gedanke an den Tod gegenwärtiger, nie war er mir so wenig fürchterlich. Adele hatte sich den ganzen Tag,

*) Als Schriftstellerin unter dem Namen „Amalie Berg" bekannt.

selbst in diesem schrecklichen Momente nicht aus der Fassung bringen lassen. Keine Thräne sah man, noch hörte man Angstgeschrei von ihr; immer ging sie neben mir, und wenn's ihr zu viel ward, küßte sie mich und drückte mich an sich und bat mich, nicht in Angst zu sein. Auch jetzt war sie ganz still; aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfrost beben und hörte, wie ihre Zähne an einander schlugen. Ich küßte sie, bat sie, ruhig zu sein; wenn wir stürben, so stürben wir ja mit einander, und ihr Zittern legte sich, und sie sah mir freundlich in die Augen. Ich war in der That damals weit ruhiger, als ich es jetzt bin, da ich Dir die Schreckensscene erzähle, Gott gab mir großen Muth, wie mir es Noth darum war; die Ludekus war ganz gelassen, die arme Conta folgte unserm Beispiele und verbarg wenigstens ihre Angst. So saßen wir; da schwiegen die Kanonen, aber nun hörten wir in den Straßen ein fürchterliches Musquetenfeuer, einen dumpfen Lärm vom Markte her, und das Trappeln der fliehenden Preußen durch die Straßen. Jetzt wieder einige Minuten die fürchterliche Stille des Erwartens, da trat Conta's jüngerer Bruder mit der Nachricht herein, sie wären da, er hätte die Generäle vor dem Schlosse absteigen sehen; sie sähen gar prächtig aus, voll Gold und Silber. Auf dem Markte lägen viele todte Preußen und Franzosen; übrigens verkauften sie schon erbeutete Pferde auf dem Markte &c. Da kam Sophie mit der Nachricht, wir hätten fünf Husaren im Quartier; sie schienen ganz artig; einer darunter war Sophiens Landsmann. Ihre Forderungen waren Essen, Wein, Fourage. Sie waren freilich etwas ungestüm; doch Conta und Sophie beschwichtigten sie, und wir gaben her, was wir konnten. Die Einquartierung geht freilich nur den Hauswirth an; aber es wäre mir in dem Augenblicke unmöglich gewesen, das, was ich an Wein, Braten &c. hatte, nicht gern zu geben, um meiner mir sehr lieb gewordenen Ludekus zu helfen. Die Noth vertilgt jedes kleinliche Interesse, und lehrt uns erst, wie nahe wir Alle einander verwandt sind. Jetzt athmeten wir wieder; wir glaubten das Gräßlichste überstanden, ach! es sollte erst kommen. Es war beinahe acht Uhr; ich bestand darauf, daß wir uns ordentlich zu Tische setzten; einige Tassen Bouillon und einige Gläser Wein ausgenommen, hatte Keines von uns den ganzen Tag etwas genossen, und die verzehrende Angst dabei. Eben setzten wir uns zu Tische, da entstand ein Feuergeschrei, und hoch, wie der Montblanc, thürmte sich eine Feuersäule empor. Wir sahen wohl, daß es nicht ganz in unserer Nähe war; aber man rief: „Das Schloß brennt!" man rief: „Die Stadt wird an vier Ecken angezündet!" Lieber Arthur, thut Dir nicht das Herz um uns weh? O, mein Sohn, zu was für Schrecken bin ich geboren! Endlich erfuhren wir, es brenne weit von uns in der Vorstadt, wo viele kleine Häuser stehen, das Schloß wäre nicht in Gefahr. Es war stille; kein Wind wehte; wir vertrauten auf Gott und wurden ruhiger. Umsonst! neues Schrecken war uns nahe. Heulend und zitternd stürzten zwei Frauenzimmer, begleitet vom jüngern Conta, zu uns herein; sie waren aus ihrem Hause den Soldaten entflohen; man hatte ihnen Bayonnette auf die Brust gesetzt; man drang in die Häuser, man plünderte. Erst konnten wir es nicht glauben; doch fühlten wir, daß wir uns nicht aus der Fassung bringen lassen mußten. Ich und Madame Ludekus bedeuteten den Damen sehr ernstlich, daß sie, wenn wir sie da behalten sollten, ganz still in einer Ecke sitzen müßten, ohne auch nur durch Klagen und Schreien zu stören. Ich setzte die Tochter in einen Winkel, die Ludekus die Mutter in den andern, und die armen Seelen thaten, was wir wollten. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Beriot's Concerte.]

Charles de Beriot hat den Ruf vollkommen gerechtfertigt, der ihm vorausging. Wir haben nach Paganini viele berühmte Violinisten hier gehört, unter ihnen Lafont, Müller, Haumann, d'Ghies und Vieuxtemps. Keinem aber ist es gelungen, auch auf die größere Menge einen solchen Eindruck zu machen, bis Beriot kam und durch die vollendete Schönheit seines Spiels die Masse des Volks im dichtgefüllten Opernhause eben so hinriß, wie die Kunstkenner in engeren Kreisen. Ja, im Enthusiasmus über seine Virtuosität beging man sogar eine Unhöflichkeit gegen seine Kunstgefährtin und Schwägerin, Pauline Garcia, und vergaß ganz, in dem letzten Concerte nach ihm auch sie hervorzurufen, obgleich man sie bei jedem Erscheinen mit großem Beifall empfangen hatte. Nimmt sie auch als Sängerin noch nicht die Stufe ein, die Beriot als Violinist erreicht hat, so leistet sie doch für ihre siebzehn Jahre schon Außerordentliches und hätte jene Ehre wohl ebenfalls verdient. Man schien indeß dem Violin-Virtuosen durch eine ganz besondere Auszeichnung, — da sonst in Concerten das Hervorrufen hier nicht Sitte ist, — beweisen zu wollen, wie hoch man ihn stelle.

Schon Beriot's Aeußere kündigt eine bedeutende Künstlernatur an. Es existirt ein von Chodowiecki in Kupfer gestochenes Profil-Portrait Goethe's, als jungen Mannes von siebenundzwanzig Jahren, mit welchem Beriot eine auffallende Aehnlichkeit hat; derselbe feinfühlende Zug um Nase und Mund, das sanfte Kinn, die starke, aber schön geformte Nase, der kunstbegeisterte Blick; nur das durchdringende

Feuer im Auge und die schöpferische Jupitersstirn fehlen. Allerdings scheint auch Beriot's Genialität mehr in dem feinen ästhetischen Sinn, in der tiefen Empfindung und Reproduction des Schönen, als in productiver Schöpferkraft zu beruhen, denn seine eigenen Compositionen sind zwar recht anmuthig, aber nicht gerade von großer Bedeutung und Originalität. Die Art aber, wie er sie vorträgt, giebt ihnen ein so geistvolles Gepräge, daß sie die Wirkung musikalischer Meisterwerke hervorbringen. Ein genialer Virtuose ist er im vollsten Sinne des Worts. Uebrigens kann man bei seinem noch jugendlichen Alter, — er ist erst in der Mitte der Dreißig, und bei dem Geist und Kunsteifer, den er in der Unterhaltung zeigt, auch noch eine weitere Entwickelung seines Compositionstalents erwarten. Eine solche Vollendung im Spiel zu erreichen, mag bisher seine ganze Energie in Anspruch genommen haben; jetzt, wo er in der Virtuosität auf einer Stufe steht, über welche hinaus sie kaum zu treiben ist, ohne ins Ausschweifende zu gerathen, wird er seiner geistigen Kraft vielleicht eine productivere Richtung geben können.

Wenn ich Beriot's Spiel durch eine Vergleichung mit anderen Virtuosen charakterisiren sollte, so würde ich sagen, er habe die richtige Mitte zwischen Lafont und Paganini getroffen; nicht jene scheinbare richtige Mitte, die von einer Seite zur andern hin- und herschwankt, oder die, ganz gehaltlos, zwischen beiden Seiten in der Schwebe zu balanciren sucht; sondern die glückliche Verschmelzung der Contraste, von welcher Schiller sagt, daß sie einen guten Klang gibt. Er vereinigt gerade so viel von Lafont's sanfter Anmuth und Paganini's energischer Schnellkraft, als zu dem schönen, harmonischen Ebenmaß einer Kunstproduction erforderlich ist. Solche Schönheit, in der alle Unebenheiten ausgeglichen, alle Härten aufgelöst sind, in der alle Theile in das Ganze aufgehen und in eine einzige Harmonie verfließen, gehört in der modernen Welt zu den seltensten Erscheinungen im Reiche der Kunst. Wo sie uns aber entgegenstrahlt, in der Poesie, Malerei, Musik, oder auf irgend einem anderen artistischen Gebiet, im schöpferischen Bilden oder im virtuosischen Ausführen, überall ist sie es, die den erbaulichsten und erquickendsten Eindruck zurückläßt und meist auch auf die große Masse, wenn gleich sie sich über den Grund ihres Entzückens keine Rechenschaft zu geben weiß, eben so mächtig einwirkt, wie das Kolossale und Excentrische ihr imponirt. Diese Wirkung machte daher auch Beriot's Virtuosität, obgleich sie nirgends zu stark aufträgt, nicht mit Kunststücken prunkt, sondern immer streng die Schönheitslinie festhält. Herrlich ist der Klang seiner Violine; es soll eine Stradivari sein. Aber nur eine so elastische Handhabung des Bogens, wie wir sie bei Beriot finden, vermag ihr diesen reinen Gesang zu entlocken und alles Materielle von dem Tone abzustreifen. Und mit welcher Leichtigkeit wechselt er zwischen Bogen und Fingern ab, wenn er sein Spiel mit Pizzicato's durchflicht, zu welcher Einheit weiß er in dem Beethoven'schen Tremolo gleichzeitige Durchführung des Themas und einer complicirten als Variation daneben hergehenden Begleitung zu verschmelzen! Der Vortrag der ebengenannten Composition, welche sich Beriot nach dem Andante der von Beethoven für Piano und Violine geschriebenen A-moll-Sonate arrangirt hat, möchte überhaupt wohl sein größtes Meisterstück sein. Daß sich Beriot's Spiel auch durch die vollkommenste Sicherheit und Reinheit, durch innige Empfindung und feine Nüancirung auszeichnet, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, nachdem es vollendet schön genannt worden ist.

In vier Concerten ist Herr Beriot während seines hiesigen mehrwöchentlichen Aufenthalts öffentlich aufgetreten. Die zwei ersten gab er im Concertsaale des Schauspielhauses; ein drittes veranstaltete er mit höherer Genehmigung zu einem wohlthätigen Zweck im Opernhause; ebendaselbst ließ er sich am vorigen Sonntage zum letztenmal hören. Stets waren die Räume gefüllt, obgleich die Concerte immer mit dem schönsten Wetter zusammentrafen. Mit Ausnahme des oben erwähnten Tremolos, wie Herr Beriot das von ihm arrangirte Beethoven'sche Andante nach der vibrirenden Begleitung benannt hat, trug der Künstler nur eigene Compositionen vor: Concertsätze, Rondos und Variationen, die übrigens sämmtlich mit großem technischen Geschick und mit edlem Ausdruck gearbeitet sind. Indeß hätte man doch gewünscht, auch einige fremde Musterstücke für die Violine oder wenigstens ein vollständiges von ihm selbst componirtes Concert zu hören. Warum spielte er z. B. nicht die ganze A-moll-Sonate Beethoven's? Wenn er damit das Publicum zu ermüden fürchtete, so scheint er den Deutschen nicht genug zu kennen, der etwas Ganzes immer lieber hat, als Stückwerk.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

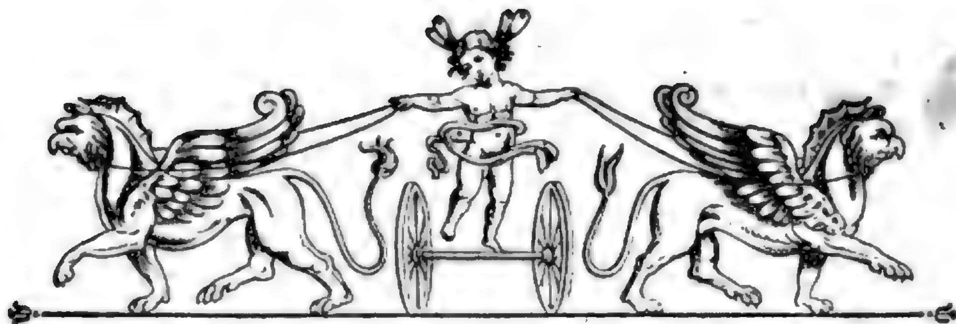
[Das Haus Goethe.]

Der preußische Oberbergrath Nöggerath erzählt in seinem Buche über die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Prag (Bonn, Weber) folgende für den Geist der frankfurter Kaufleute sehr bezeichnende Anekdote: Einem seiner Bekannten begegnet auf dem Hirschgraben ein geschäftig aussehender, wohlgekleideter Herr, an den jener die Frage richtet: „Können Sie mir das Haus Goethe's zeigen?" Sinnend und forschend um sich her blickend, antwortete dieser: „Das Haus Goethe? das ist nicht hier. Es muß entweder fallirt haben oder weggezogen sein." Ein zweiter Befragter wußte zwar, daß Goethe's Haus in Frankfurt zu suchen sei, aber er wußte es nicht zu finden, nicht die Stelle anzugeben; „denn," sagte er, „darum bekümmern sich die Fremden, wir Einheimische achten auf dergleichen nicht." Diese Anekdoten sprechen für sich selbst, aber nicht für die Kaufleute in Frankfurt.

[Correspondenz mit Unsterblichen.]

Unter diesem Titel setzt die Mitternachtszeitung in No. 93 ihre früheren Berichte aus der Unterwelt fort; nur kommen jetzt statt der Verstorbenen, wie Iffland, Unsterbliche, wie Mozart, an die Reihe der Berichterstattenden. Mozart schreibt, er hoffe, sein Deutschland werde zur wahren Musik wieder zurückkehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 129. — den 5. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Unsere Husaren waren indeß von Sophien ganz gewonnen; die Gegenwart des Geistes, der Muth dieser Sophie ist unbeschreiblich; sie und Conta haben uns in dieser Schreckensnacht vor Uebeln gerettet, denen fast kein Anderer entgangen ist. Die Husaren ließen uns sagen, wir möchten kein Licht sehen lassen und die Thüren fest verschließen; eine Thür zu erbrechen, wäre bei Lebensstrafe verboten, obgleich die Soldaten, da sie keine Bagage mit sich führen durften, die Freiheit hatten, Essen und Trinken zu fordern. Aber in unserm armen Weimar war das Verbot aufgehoben, das wußten wir nicht. Kurz darauf drohte man, die Hausthür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menschen, Gott weiß wie, ans Fenster zu kommen. Sie forderten schnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenster hinausgereicht. Sie wurden lustig, sangen und tranken Sophiens Gesundheit, die ihnen Bescheid thun mußte, und gingen weiter. So ging es verschiedene Male hinter einander. Wir hofften wieder, Alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unserer Leute, die Thür wäre erbrochen, sie wären im Hause. So war's nicht, blos die äußere Gartenthür war erbrochen, sie donnerten an die Hausthür und verlangten Einlaß, wenn sie die Thür nicht einschlagen sollten, ein Herr aus dem Hause hätte ihnen Einlaß versprochen. So war's auch; der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopflosen Einfall gehabt, um sie sich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen also hin; wir bereiteten uns darauf, sie ins Zimmer dringen zu sehen. Wir waren Alle in ein kleines Hinterstübchen zusammengedrängt, um kein Licht sehen zu lassen; Adelen hatte ich auf ein Bett gelegt, ich setzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Thalern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: „Du pain, du vin, vîte, nous montons!“ und Sophie und Conta hießen sie freundlich willkommen. Sophie sagte, sie hätte längst auf sie gewartet und für sie zugekocht, sie möchten nur still sein, damit der Officier, den wir im Hause hätten, sie nicht höre; dann fragte sie, ob sie im Zimmer essen wollten; sie hätte jedoch den Schlüssel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die schönste Gelegenheit, Tisch und Alles, und damit tischte sie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann passirte, that das Seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' Dir dabei die gräßlichen Gesichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen mit Blut bespritzten Kittel, die sie bei solchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Gespräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich sah sie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie, mitten drunter, scherzte und lachte. Einer faßte sie um den Leib; sie drehte sich schnell um und schüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen sollte. Duguet hatte sie fast mit Ge-

walt eingeschlossen; als Franzose riskirte er nichts, aber sie fürchtete seinen Rausch, der, wie Du weißt, von der schlimmsten Art ist, und den er bei der Abspannung aller Kräfte, da er den ganzen Tag nicht gegessen und viel gearbeitet hatte, leicht beim Zutrinken hätte bekommen können. Die Herren gefielen sich so wohl, daß sie gar nicht Miene machten, zu gehen; da holte Sophie Adelen, die ganz niedlich mit ihnen sprach und sie bat, zu gehen, weil sie sehr schläfrig wäre, und die Unholde ließen sich von dem Kinde bereden und gingen; unsere beiden treuen Husaren waren mit dabei, die drei andern schliefen im Vorderhause. Nun waren aber meine Kräfte so erschöpft, daß ich schlafen mußte, und wenn der Tod neben meinem Bette gestanden hätte. Zufällig war ich schon den Tag und den Tag vorher matt und nicht wohl gewesen. Unsere Thüren wurden wieder verrammelt; ich legte mich mit Adelen in den Kleidern aufs Bette; Sophie that ein Gleiches unten in ihrem Zimmer, dicht an meinem Zimmer schläft Conta. Dieser und alle die Uebrigen blieben wach; aber ich schlief sanft und ruhig vier Stunden lang. Das Feuer wüthete noch immer, kein Mensch durfte löschen. Wenige wagten aus ihren Häusern zu gehen; diejenigen, die es thaten, wurden von den Franzosen zurückgehalten. Die Herzogin hatte ihre Bedienten zum Feuer geschickt, man ließ sie nicht durch. Menschen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig. Eine kleine Straße, dem herzoglichen Stallgebäude gegenüber, brannte unaufhaltsam; die Flamme schlug hoch in die Lüfte; nur etwas Wind und das Schloß wäre in Brand gerathen, und mit ihm wahrscheinlich die ganze Stadt. Aber kein Lüftchen regte sich, das Feuer brannte still fort, bis an ein Eckhaus, dann sank es von selbst zusammen. Es hat bis an den folgenden Mittag gebrannt, und doch sind nur fünf Häuser zu Grunde gerichtet. Alles war von dem Feuer erleuchtet; ich sah die helle Flamme und mußte doch schlafen. Eine ähnliche Müdigkeit habe ich nie gefühlt. Die Nacht ging uns ziemlich ruhig hin. Es wurde verschiedentlich gepocht; da man aber nicht aufmachte und kein Licht zu sehen war, so ging man wieder. In der Stadt war entsetzliches Elend und in den Vorstädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpuncte der Stadt; dies, und Sophiens und Conta's Gegenwart des Geistes haben uns gerettet. Die Stadt ist förmlich der Plünderung Preis gegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen 50,000 wüthende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ, erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Laden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was sich nicht transportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brûlons tous les maison! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen sie mit brennenden Lichtern umher, die sie dann in den ersten besten Winkel schleuderten. Es ist unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen ist. Auf dem Markte hatten sie große Wachtfeuer angebrannt, um welche sie schwärmten, und Hühner, Gänse, Ochsen brateten und kochten. Im obern Theile des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt, die nicht einquartiert waren, bivouaquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park ist sehr verwüstet, die schönsten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin, bis auf die kleinen Behältnisse, wo das Gartengeräthe aufbewahrt wurde, sogar erbrochen und beschädigt worden. Die Wenigsten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine ansehnliche Stadt gäbe, die ihnen Preis gegeben wäre, so liefen fast Alle hinunter. Die Officiere waren außer sich darüber; aber sie durften sie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiser kam erst den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häusern in Wald und Feld und sind zum Theil noch nicht wieder da. Hunderte hatten sich ins Schloß gerettet; auch in diesem ist man in die Silber- und Wäschkammer gedrungen, und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer ist geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiser fast zwei Stunden mit ihr gesprochen, was noch keiner Fürstin widerfahren sein soll. Sie allein ist geblieben, während alle die Ihrigen entflohen. Wäre sie auch fortgegangen, so stände Weimar nicht mehr. Alles, was ins Schloß geflüchtet war, nahm sie auf und theilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß sie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu essen hatten. Alle, die um sie waren, versichern mich, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Alle, die ihre Häuser verließen, haben fast Alles verloren. Einige sind so glücklich gewesen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit ei-

gener Lebensgefahr, gewährten. Am besten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angst zu zeigen, der Sprache und der französischen Sitte mächtig waren, darunter gehört Goethe, der die ganze Nacht in seinem Hause die Rolle spielen mußte, die bei mir Sophie und Conta spielten. Falk hat sich auch gut durchgeholfen, obgleich er schlecht französisch spricht, und so noch einige Andere. Dem Bergrath Kirsten, der bei uns im Vorderhause wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Französisch. Wieland hat, als Mitglied des National-Instituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Witwe Herder *), deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr ist Alles zerstört, und, was unersetzlich ist, alle nachgelassenen Manuscripte des großen Herder, die sie mitzunehmen vergaß, sind zerrissen und zerstreut. Riedel's haben nichts als die Möbeln behalten; Silberzeug, Gold, Wäsche, Kleider sind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden versteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten sie es sich sehr nahe, was es nicht war, und trugen sie in den Keller, der gleich zuerst erbrochen wurde. Die silberne Theemaschine haben sie behalten, weil man sie nicht für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geschenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühn's ist es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorstadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollsten gewirthschaftet. Kühn reiste Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienstag machte er sich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder versteckten sich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loche unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzose, Perrin, blieb im Hause, machte sich aber, wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bayonnette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbeln in Stücke zerschlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinschießen; sie kauften sich mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen Abend, nachdem sie 24 Stunden Todesangst ausgestanden hatten, sind sie herausgegangen, und jetzt im Hause des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage neue Gräuel erzählen. Professor Meyer *) wollte in seinem Hause bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor seinem Hause stehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte also nicht bleiben; er eilte zu seinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühn's wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Familie zum Hause hinaus, welche zusehen mußte, wie man ihre Habseligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyer's Schwiegervater ist ein alter kränklicher, hypochondrischer Mann, der eine Casse zu verwalten hat und ängstlich Ordnung liebt. Goethe sagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des Jammers gesehen, als diesen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerrissen und zerstreut. Er selbst saß auf der Erde, kalt und wie versteinert. Goethe sagte, er sah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Andern mit den Hemden und anderer Wäsche Deines Vaters ausgeholfen, bis sie sich wieder welche anschaffen können; auch mit unserm Weine habe ich schon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geschickt, die andern Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil sie zuviel verloren haben; aber ich kann es, denn mir ist Alles geblieben. Sterbende haben mich gesegnet, das gibt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends versammeln sich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn ist mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludekus steht mir immer bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Witwe des verstorbenen Leibarztes, Herder's Sohn.

*) Der bekannte Kunstkenner, Goethe's Freund.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Neuere Violin-Virtuosen. Pauline Garcia.]

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die bedeutenderen Violinisten der neueren Zeit meistens aus Belgien hervorgegangen sind. Beriot selbst ist aus Löwen gebürtig und hat jetzt seinen bleibenden Aufenthalt in Brüssel, wo er an dem von Fetis geleiteten Conservatorium schon mehrere junge Leute zu Violin-Virtuosen herangebildet hat, unter ihnen auch Vieuxtemps, der im verflossenen December hier ein Concert gab und uns die hohe Meisterschaft seines Lehrers ahnen ließ. Haumann und d'Ghies sind ebenfalls Belgier. Die Kunst des Violinspiels scheint also in der That von Frankreich nach Belgien gewandert zu sein, wie sie früher durch Viotti von Italien nach Frankreich verpflanzt wurde.

Corelli war der Hauptbegründer der italiänischen Violinistenschule, die bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Menge ausgezeichneter Virtuosen aufzuweisen hatte, an die sich erst in neuester Zeit, einzig in seiner Art dastehend, der phantastisch-geniale Paganini anreihte. Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aber blühte diese Kunst vorzüglich in Paris; Kreutzer, Rode, Baillot und Lafont wetteiferten hier mit einander um den Preis. Unabhängig von diesen Schulen hatte sich in Deutschland die Kunst des Violinspiels, besonders durch Stanitz und Leopold Mozart gefördert, ebenfalls bedeutend ausgebildet, und es fehlt auch unserem Vaterlande nicht an Meistern darin; wir brauchen nur die Namen Spohr, Mayseder, Müller, Maurer und Möser zu nennen; indeß ein gewisses Etwas scheint doch dem Deutschen zu mangeln, um es auf diesem Felde den romanischen Völkern ganz gleichthun zu können, sei es nun Feuer oder Leichtigkeit oder Energie des Nervensystems, oder sei es, daß Beriot den wahren Grund getroffen hat, der so bescheiden war, keinen jener Mängel einzuräumen, sondern vielmehr die Ursache in einem Vorzuge der Deutschen finden wollte, nämlich in ihrem vorherrschenden Sinn für Harmonie, der sie von der Violine abziehe und vorzugsweise zu dem Piano hinwende, welches Instrument allerdings hauptsächlich von Deutschen cultivirt worden und noch fortwährend cultivirt wird, denn auch die bedeutendsten Pianisten im Auslande, Kalkbrenner, Moscheles, Thalberg und Lißt, sind Deutsche, Letzterer ist, obgleich in Ungarn geboren, doch der Abstammung und Erziehung nach zu den Deutschen zu rechnen.

In allen Concerten des Herrn de Beriot wirkte seine Schwägerin, Pauline Garcia, mit und nahm durch ihr schönes Gesangstalent, so wie durch das Charakteristische ihrer Erscheinung sehr für sich ein; dazu kam allerdings noch das Interessante, daß wir in ihr die Schwester der gefeiertsten Sängerin des letzten Decenniums, die Schwester der großen Malibran sahen. Pauline Garcia und ihre Mutter, — der Vater, einst einer der berühmtesten Sänger in Paris, ist vor etwa sechs Jahren seiner älteren Tochter vorangegangen, — sind die treuen Gefährtinnen ihres Verwandten und werden ihn auch auf seiner weitern Reise, über Leipzig, Prag und Wien zur Kaiserkrönung in Mailand, begleiten. Die Talente der Maria Malibran-Garcia de Beriot scheinen sich auf ihre jüngere Schwester übertragen zu haben; auch Pauline zeichnet und componirt; auch sie spricht mehrere Sprachen: Spanisch, die Sprache ihrer aus Madrid herstammenden Eltern, Französisch, die Sprache ihres Geburtslandes, — sie ist 1821 in Paris geboren, — Englisch, Italienisch und selbst Deutsch mit geistvoller Gewandtheit. Nur das größte Talent ihrer Schwester, die gewaltige, hinreißende Stimme, scheint ihr nicht in gleichem Maße verliehen zu sein. Indeß ist sie auch in dieser Beziehung immer noch vor vielen ihren Kunstgenossinnen reich begabt und hat es nicht am regsten Fleiße fehlen lassen. Ihre Stimme ist klangvoll, ziemlich stark und hat einen Umfang von drittehalb Octaven, vom kleinen f bis zum dreigestrichenen c. An ihrer Schwester hatte sie bis zu ihrem funfzehnten Jahre das musterhafteste Vorbild; doch ist sie nie von ihr unterrichtet worden, da sie sich erst seit einem Jahre ganz dem Gesange gewidmet hat; anfangs wollte sie Pianistin werden und hatte unter Anderen bei Lißt Unterricht; auch ist sie in dieser Virtuosität weit genug vorgeschritten, denn sie spielt Beethoven'sche, Weber'sche und Mendelssohn'sche Sonaten aus dem Gedächtniß mit außerordentlicher Fertigkeit und Energie. Ihr Skizzenbuch verräth eine höchst lebhafte Phantasie und ein geübtes Auge. Von ihren Compositionen hat sie zwar hier nichts vorgetragen; aber das musikalische Album, welches die Componisten Frankreichs zu Gunsten des Musikalienhändlers Paccini in Paris, als ihm sein Magazin abbrannte, gestiftet haben, enthält auch eine Beisteuer von Pauline Garcia, und zwar das deutsche Lied: „Der Knabe vom Berge" von Uhland. Vortrefflich singt sie die von ihrer Schwester componirten Lieder, den bekannten Rataplan, den brigand, den contrabandista. Auch englische und schottische Volkslieder und deutsche Gesänge hörten wir von ihr mit Anmuth und Geschmack vortragen. Im Bravourgesange sind ihre Uebergänge aus der tiefen in die höhere Stimmlage zuweilen etwas schroff; eine längere Cultur der Stimme wird auch diesem Uebelstande wohl abhelfen.

So sagen wir denn diesem trefflichen Künstlerpaare freundlichst Lebewohl und wünschen, daß die Hoffnung, es im Herbst noch einmal hier zu sehen, in Erfüllung gehen möge. R. W.

Notizen.

[Die Pickwickier.]

Den Freunden des jocosen Werkes von Boz oder Dickens, wie des Verfassers eigentlicher Name ist, wird von der Weber'schen Handlung in Leipzig auch Bd. 4 u. 5 in der Uebersetzung überreicht. In London wird eine zweite sehr starke Auflage gedruckt, nachdem die erste von 30,000 Exemplaren, wie englische Blätter verkündeten, bereits vergriffen. Außer den dem Buche selbst beigegebenen Zeichnungen, das englische Original hat deren 43, die Uebersetzung gab eine Auswahl derer, die von Seymour und Phiz herrühren, erscheinen noch zwei Sammlungen von Bildern von andern Zeichnern, auch ein Sam. Weller's Scrap Sheet, auf welchem 40 Charaktere des Buches abgebildet sind. Man gibt in England Pickwick-, Winkle-, Snodgras- und Tupman-Quadrillen und andere Tänze heraus; auch an Nachahmungen fehlte es nicht, z. B. erschien in Paris eine solche. Zu dem fünften Bande der Uebersetzung gibt Hr. Jürgens, oder, wie er sich auf dem Titel nennt: H. Roberts, auch die Vorrede von Dickens.

[Ch. de Beriot und Pauline Garcia.]

Am 28. gaben Beide in Leipzig ihr zweites Concert. Beriot spielte seinen Second air varié, sein D-dur-Concert, und wiederholte unter begeistertem Applaus seine Caprice: „le Tremolo." Frln. Garcia sang Arien von Donizetti und Marliani, la leçon tyrolienne, den Rataplan ihrer großen Schwester, und ihr eigenes Lied: „Des Knaben Berglied", von Uhland.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 130. — den 6. Juli 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Fortsetzung.)

Alles dies geschah, während ich schlief. Gegen 6 Uhr wurde ich geweckt, weil die Feuersgefahr sich zu nähern schien; doch diese Besorgniß legte sich bald; ich sah auf der Straße einzelne mit Beute beladene Soldaten; ich glaubte, die Unordnung wäre vorüber, man sagte, die Truppen sollten weiter marschiren: da erhob sich das wüste Geschrei von neuem. Unser ehrlicher Husar brachte eine gestern bei all dem Unglück entbundene junge Wöchnerin, ihren Mann, den Säugling und noch zwei Kinder und eine Magd, er bat um Gottes willen, wir möchten die armen Leute aufnehmen; die Barbaren hatten sie ausgeplündert und auf die Straße geworfen. Die junge Frau hatte die Gelassenheit und das Gesicht eines Engels; still setzte sie sich hin und säugte ihr Kind; ohne Klagen sprach sie von ihrem Schicksale und voll Vertrauen auf Gott, mit einer so anspruchslosen Art, es ging mir durchs Herz. Ich fiel ihr um den Hals und küßte sie so herzlich, wie ich nie eine Frau geküßt habe; ich hätte ihr die Hand küssen mögen, sie flößte mir so viel Ehrfurcht ein. „Sehen Sie," sagte sie, „ist das denn nicht schön, daß eine so gute Frau Theil an meinem Schicksale nimmt, und muß mich das nicht trösten?" Ich habe mich nachher nach den Leuten erkundigt, sie haben doch nicht Alles verloren; Gold und Silber hat man nicht gefunden; Mutter und Kind sind gesund geblieben; der Mann heißt Facius*), ist ein sehr geschickter Steinschneider, und hat für die ganze Gegend weit und breit zu thun, er wird sich also bald wieder aufhelfen. Nun war unser Zimmer ganz voll; diese Leute, die alte Madame Jagemann mit ihrer Tochter von gestern Abend, dazu die Forstmeisterin Wilhelmi, die aus der Gegend von Erfurt sich hierher geflüchtet und bei Riedel's logirt hatte. Riedel's waren eben des Feuers wegen, das noch immer ruhig brannte, ins Schloß geflüchtet, und sie erzählten uns, welche Gräuel dort geschehen wären, und wie diese noch immer fort währten. Nun hörten wir am Thorwege vom Vorderhause stark klopfen. Ich sah aus dem Fenster, sah das Thor in tausend Stücken brechen und zehn bis zwölf wüthende Menschen mit gefälltem Bayonnette in den Hof stürzen. Guter Gott, welch ein Anblick! Doch faßte ich mich; wir rangirten uns im Zimmer, die Heulenden wurden zur Ruhe verwiesen; ich stellte mich vor Adelen, wieder den Geldbeutel in der Hand; Sophie und Conta eilten hinunter. Krach! fiel die Thür unten, die den Gang nach meinem Zimmer verschließt. Die Bayonnette haben auf Conta's Brust gestanden, und doch gelang es ihm und Sophien, die Menschen mit Wein, Brot und freundlichen Worten hinauszubringen. Jetzt verlangte der Husar mich zu sprechen, er hatte mich noch nicht gesehen. Ich flog zu ihm, gab ihm die Hand. Er sagte, er wäre der Ehre nicht werth, er wäre nur ein

*) Das damals geborne Kind ist die jetzt als Künstlerin rühmlich bekannte Angelica Bellona Facius.

Bauer; aber doch hätten seine Hände nie solche Gräuel besudelt, und so gab er mir die Hand. Ich bot ihm Geld an, er wollte es durchaus nicht nehmen; doch nahm er einen Speciesthaler am Ende. In der Hitze des Gesprächs zog ich meine goldene Dose heraus, er sah sie bedeutend an. „Si vous la demandez, il faut que je vous la donne," sagte ich. Das erschütterte den großen schnurrbärtigen Menschen fast bis zu Thränen; aber um eine Prise aus der schönen Dose bat er mich. Nun rieth er mir, bei einem General um eine Sauvegarde anzuhalten, und sagte mir dabei, die Plünderung hätte nun ein Ende, die Infanterie, die einzige, die sich deren schuldig gemacht hätte, müßte nun fort; einen der Plünderer hätte eben ein Officier vor seinen Augen auf der Straße zusammengehauen, zwei würden eben im Lager füsilirt. Niemand von uns konnte zum General gehen; Conta mußte im Hause bleiben, also faßte ich meinen Husaren unter den Arm, Adelen an der Hand, und so hin aufs Schloß zum Prinzen Murat. Welch ein Gang! überall die Spuren der gestrigen Nacht; Todte, Verwundete auf der Straße; gefangene Preußen im Park vor dem Schloßplatze, wo sie noch vorgestern stolzirten; wilde, blutige Menschen, die ich nicht Soldaten nennen kann, in weißen, zerrissenen Kitteln, Mord und Tod im Gesicht, die alle Augenblicke meinen Husaren als Camarade anredeten, dazwischen die Musik, Pferde, Reiter; ein unendliches Gewühl! Beim Prinzen wurde ich nicht vorgelassen; er hatte sich eingeschlossen und ließ Niemanden vor. Ich ging zu Hause, schrieb ihm, wer ich wäre, forderte seine Menschlichkeit auf, schickte ihm meinen von Bourienne unterzeichneten Paß, bat, diesen zu unterzeichnen, mir zu sagen, wohin ich gehen könnte, und bat um eine Sauvegarde. Dies schickte ich gleich durch meinen Husaren hin; der Prinz sprach ihn selbst, unterzeichnete meinen Paß, pour se rendre en France, schrieb dabei einen Befehl an alle Militair- und Civilbehörden, mich zu schützen, und ließ mir sagen, ich sollte ruhig sein, als Fremde brauche ich keine Sauvegarde, überdies hätten die Unordnungen ein Ende. Aber es war nicht so, es drangen aufs neue Soldaten bei uns ein. Zum Glück kam im nämlichen Momente ein Dragoner-Officier, der zu Essen verlangte; dieser vertrieb sie mit leichter Mühe. So wie ich davon hörte, ließ ich ihn in eines meiner Zimmer führen, und eilte zu ihm und bat ihn um Schutz. Es war ein freundlicher, nicht mehr junger Mann, meine Lage ging ihm zu Herzen. Er versicherte mich, daß alle Officiere über die Art, mit der Weimar behandelt worden wäre, empört wären; aber die Armee reist ohne alles Gepäck, und wenn die Leute müde und hungrig, vollends nach einer Schlacht, ankämen, müßte man ihnen erlauben, Brot und Wein zu fordern. Was aber übrigens hier geschehen wäre, wäre freilich entsetzlich; jetzt hätte dies aber ein Ende. Indessen, indem wir so sprachen, mußte er doch noch uns und unsern Nachbar, dem eben die Fenster eingeworfen wurden, vertheidigen. Nach zwei Stunden wollte er fort, seine Ehre hing daran; er hatte bis morgen einen bestimmten Weg zu machen; aber ich strengte alle meine Beredtsamkeit an, und so gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er mir versprach, bis 2 Uhr des Morgens zu bleiben, wenn er keinen Officier fände, der seine Stelle ersetzte. Er ging ins Vorderhaus, danach auszusehen, und brachte mir glücklich einen Commissaire des Guerres des Generals Berthier. Nun waren wir aus der Noth. Oben war kein Platz, ich räumte ihm also gleich mein bestes Zimmer, das ich zum Staatszimmer bestimmt hatte, ein und übernahm es, die Officiere an meinen Tisch zu nehmen, was meine gute Ludekus, umringt von Allen, die zu ihr geflüchtet waren, nicht konnte. Der Dragoner ritt gleich nach Tische fort, Mr. Denier blieb. Einen artigeren, gebildeteren und dabei hübscheren Franzosen habe ich nicht leicht gesehen. Mein Tisch war alle diese Tage sehr schlecht bestellt; es war eben keine Theurung, aber eine so große Seltenheit an Lebensmitteln, besonders Brot, entstanden, daß man allgemein Hungersnoth befürchtete. Der gute Denier nahm an unserm Unglück Theil, als ob es ihn selbst betroffen hätte. Mit feiner Schonung machte er es so, daß sein Freund beim General Berthier aß, er selbst aber blieb zu Hause; und wenn er ausging, bat er mich um Erlaubniß und sagte mir, wohin er ginge und wann er wiederkommen würde, seine Leute mußten dann Schildwache halten. Den ganzen Tag mußte er uns noch oft die Plünderer abwehren, dafür mußte ich mir gefallen lassen, daß mir den Abend wenigstens zehn Officiere vorgestellt wurden, die bei mir Thee tranken und himmlisch vergnügt waren, wieder einmal ein hübsches Zimmer, reine Tassen und ein französisches Haus zu sehen, denn dafür hielten sie mich wegen meiner Bedienung, und Adelen, die wirklich jetzt nach all dem Schrecken ganz allerliebst war. Ich that indessen doch etwas Gutes, ich schrieb allen Officieren, die mir vorkamen, die Namen von Loder, Schütz, Froriep und Reichard in Halle auf und bat sie, diese Häuser, wenn sie hinkämen, zu schützen. Alle gaben mir ihr Ehrenwort darauf und versprachen freiwillig, auch ihren Freunden diese Namen zu geben. Halle ist seitdem mit Sturm

genommen; man hatte die Thore geschlossen, um den Preußen die Flucht zu erleichtern; vielleicht hat meine Fürbitte etwas geholfen, diese Leute zu schützen, die mir so freundlich entgegengekommen sind. Man hat in Halle gehaust wie hier; auch Jena ist fürchterlich behandelt worden. Funfzehn Häuser sind abgebrannt; Frommann's und Farrenkrüger sind indessen ziemlich gut davon gekommen. Dr. Stark wird gezwungen, da zu bleiben, um die Lazarethe zu besorgen. Die schönen Weiden in dem herrlichen Thale sind umgehauen, und sie wollten hernach nicht brennen, also umsonst. In welchen Zeiten leben wir! Ja wohl the times are out of flight. — Der folgende Tag, der 16. October, verging eben so, wir wurden ruhiger, wenn das Ruhe heißen kann, wenn man es nicht wagt, sich des Abends auszukleiden; wenn man bei jedem Geräusch, jedem Pferde oder Wagen, der vorbeifährt, jeder lauten Stimme auf der Straße ängstlich zusammenschreckt, in dieser Stimmung sind wir auch lange geblieben, noch viele, viele Tage. Meine Gesundheit hat nicht merklich gelitten; ich bin aber so mager geworden, daß alle meine Kleider, die mir früher zu enge wurden, jetzt viel zu weit sind. Doch das Unglück ist nicht groß; Ruhe wird das Verlorne bald wieder ersetzen. — Den 17. Octbr., des Morgens, verließ mich mein Beschützer Denier, nachdem er Vorkehrungen getroffen hatte, zu verhindern, daß wir wieder mit Einquartierung belästigt würden. Wenige Zeit darauf marschirte das Regiment des Marschalls Augereau hier ein; gerade diese waren den 14. und 15. nebst Anderen unsere Peiniger gewesen. Dies bewog uns doch wieder, um einen Officier zu bitten. Wir bekamen zwei, einen aus der Picardie, den anderen aus der Normandie. Sie mögen brave Leute gewesen sein; allein man sah ihnen ihr schreckliches Handwerk zu deutlich an. Diesen Tag mußte ich schon mit ihnen zubringen. Mir kam es bisweilen vor, als ob ich holländische Schiffer bei mir hätte; der Abstand zwischen der Cavalerie und Infanterie in der französischen Armee ist ungeheuer. Die ersteren tragen alle das Gepräge der Cultur bis auf den gemeinen Husaren herab, die letzteren sind ein wildes Volk, abgehärtet für Alles. Glücklicherweise ward ich diesen Abend ganz heiser, so daß ich zuletzt keinen hörbaren Laut hervorbringen konnte, dies entschuldigte mich den folgenden Tag, nicht zu erscheinen. Die Herren ließen sich's auch ohne mich wohl sein. Ich habe dieses Uebel schon vor sieben Jahren in Danzig gehabt, obgleich weniger heftig. Mein Schwager warnte mich damals, es zu vernachlässigen. Den 18. war ich fast stumm, und nahm, da Hausmittel nicht halfen, meine Zuflucht zum Arzt, es war kein anderer da, als Dr. Huschke *); er hat mich aber innerhalb zwei Tagen ganz wieder hergestellt. Ich litt unbeschreiblich dabei, daß das Regiment alle Tage drei Mal vor unserm Hause versammelt wurde, und jeder Soldat mit Namen einzeln aufgerufen wurde. Der Ordnung wegen war das recht gut; allein ich sah wieder die fürchterlichen Gesichter, die weiten, schmuzigweißen Mäntel, die sie über die Uniform werfen, und die die Spuren der Schlacht und aller verübten Gräuel an sich trugen; so waren sie auch in jener Schreckenszeit. — Den 18. Octbr. wurde der preußische General v. Schmettau hier feierlich mit allem militärischen Prunk begraben. Nach dem Begräbniß versammelte sich das Regiment wieder auf der Esplanade, die Musik spielte Opern-Arien, und die wilden Menschen tanzten und tobten lustig umher, bis sie ins Quartier mußten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Leibarzt des Großherzogs.

Notizen.

[Emil Devrient auf der leipziger Bühne.]

Man ist gewohnt, Schauspielern mit dem Wort Künstler aufzuwarten, selbst mit „genial" sie zu bedienen. Der eigentliche, wahrhafte Künstler ist der Dichter, und der Schauspieler hat nichts weiter zu thun als dessen Kunstwerk zur natürlichen Erscheinung zu bringen. Wie viel Kunst dazu gehört, ist eine andere Sache, aber der Schauspieler ist von Hause aus Nebensache, die Dichtung und der Dichter sind die Hauptsache. Genie ist er eben so wenig, sondern er soll das Talent sein, das den dichterischen Genius versteht und darstellt. Dennoch gab es so productive Naturen in der größern Schauspielepoche Deutschlands, daß man sie für geniale Menschen, d. h. für originelle Schöpfer erklären konnte. So vor allen Andern Ludwig Devrient, der wirklich den Charakter eines Gedichts erklärte, indem er ihn schuf, mit unter ganz anders, als der Sinn des Gedichts war, oft aber den Gedanken des Dichters überflügelnd. Auch Hr. Emil Devrient, der uns aus Dresden besuchte, ist in sofern selbstschöpferisch, als er die Dichtkunst nur um der Schauspielkunst vorhanden wähnt, und diesen oder jenen Charakter nach productiver Laune, ganz gegen den Sinn der Dichtung auffaßt. Ich erinnere mich seines Leicester auf der dresdner Bühne. Er gibt den Liebhaber der Maria und läßt den Staatsmann ganz fallen. Daß er mit jener halben Auffassung viel Glück, zumal bei den Damen macht, ändert nicht die Schiefheit seiner Auffassung. Aehnlich, obgleich in der Halbheit nicht so grell, steht es mit seinem Hamlet, den er auch auf der leipziger Bühne gab. Emil Devrient gibt als Hamlet den schwachen, zärtlichen Muttersohn, den süßen Schönredner, den elegischen Mondscheinjüngling. Deshalb ist er am wirksamsten in der Scene mit der Mutter; im

Verhältniß zur Mutter kommt eben diese Eine Seite seines Wesens zur Erscheinung. Allein er gibt nicht den metaphysischen Kopf, nicht die innere Arbeit der blassen Grübelei, die ihn um seine Thatkraft bringt. So wie er die Rolle faßt, ist Hamlet wohl aus süßlicher Elegie der Empfindung, aber nicht aus überwachter Denkkraft unfähig zum Handeln. Den Monolog über Sein und Nichtsein legt Emil Devrient den Leuten wie ein Bonbon auf den Teller; man sieht nicht, wie er sich aus der rastlos arbeitenden Seele windet. Die Scene mit den Schauspielern läßt er fälschlicher Weise fort; eben weil er auf dieser Seite des Charakters nichts gibt. Sie ist aber die wesentliche; die andere schmeichelt sich dem Publicum ein, ist aber nicht eben die schwierigere, eines Künstlers vom ersten Range würdigere Aufgabe. Ein solcher aber ist Hr. Emil Devrient, seine glänzende Phantasie, die wirklich auf Momente bezaubernd wirkt, hinreißt und bannt, sein schönes, seelenvolles Organ, seine ideale Haltung, sein gebildetes Air in allem Thun und Lassen, alles das berechtigt ihn zu der Forderung, für einen Schauspieler erster Classe zu gelten. Allein er hält sich für zu wichtig, um sich dem Gedanken des Dichters unterzuordnen, er glaubt, wie ich schon sagte, die Poesie sei seinetwillen da, die Intensionen des Gedichts können sich der Willkür des Schauspielers fügen. Dies verführt ihn sogar, seine eigentliche, glückliche Sphäre bisweilen zu verkennen. Er fühlt sich als Romeo ennüyirt und hat die Laune, den Mercutio zu spielen. Ich sah ihn nicht als Romeo, weiß nicht, ob er würdig ist, den Shakspeare'schen Romeo, wie ihn sich der erhabene Dichter dachte, zur Erscheinung zu rufen; ich kann es nur glauben. Daß ihm aber zum Mercutio der quecksilberne Humor fehlt, der dem großen Ludwig innewohnte, das möcht' ich stark behaupten. Emil Devrient gefällt sich aber auch in ganz schlechten Farcen, er stattet den „Choristen Fröhlich" mit so viel brillanten Einfällen aus, daß man über soviel Eifer staunend ausruft: Schade um die Mühe! Das leipziger Publicum war fast unangenehm überrascht von dieser Leistung. Man erwartet, man verlangt gar nicht diese Virtuosität auf dem gemeinsten Soccus, da man den Künstler auf dem Kothurn liebgewonnen. Will Hr. Emil die Universalität Ludwig's erzielen? Der gab allerdings den Lear und den armen Poeten gleich meisterhaft und hatte die Endpole menschlicher Gefühle in der Hand. Will Emil Devrient durchaus in der Komödie glänzen, so schaffe er sich erst ein würdiges Terrain; er erwerbe sich das Verdienst, das Shakspeare'sche Lustspiel wieder in Scene zu setzen, den Sturm, Was ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Viel Lärmen um nichts, Verlorne Liebesmühe. Da sind würdige Aufgaben für seinen Humor in Masse zu finden, und er läuft nicht Gefahr, in die moderne Misère berliner Ladendiener zu verfallen, die Romantik der Situationen, die Fülle des Witzes, der Geist eines großen Schöpfers hält ihn aufrecht. Statt dessen spielen die heutigen Künstler Raupach, und ihre ästhetischen Begriffe sind miserabel genug, die Sachen dieses raffinirten Phrasenspielers herrlich zu finden. Ein neuer Beweis, wie schlimm es jetzt mit der Schauspielkunst steht. — Ich brauche nicht zu erwähnen, daß E. Devrient auch in Stücken der Verfasserin des Oheims spielte, wo er die ganze graciöse Gewandtheit und liebenswürdige Haltung, die seinem Conversationston eigen ist, entfaltete.

[Die Kunstausstellung in Paris.]
(Aus einem Privatbriefe.)

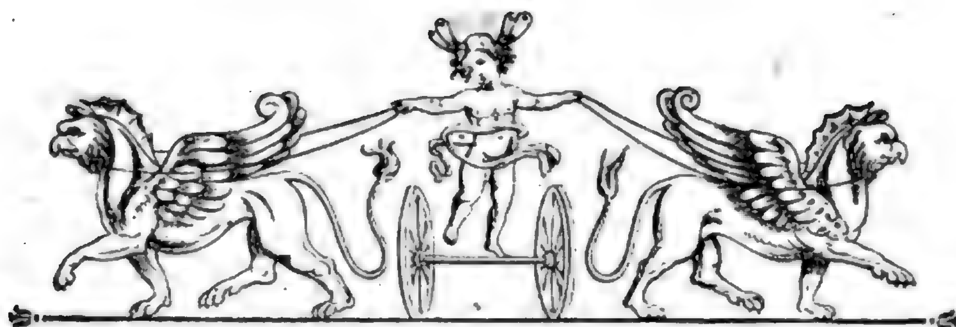
Der Prediger vor seiner Gemeinde; nach dem Widerruf des Edicts von Nantes, kleines Gemälde von Henry Scheffer. Heinrich des Vierten lobenswerthe Urkunde von 1598, worin er den Protestanten freie Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken in seinem Lande zusicherte, wurde von Ludwig dem Vierzehnten durch die unsinnige Verordnung vom Jahre 1685 aufgehoben. Hätte die Republik in Frankreich nicht einen dicken Strich durch alle Religionsstreitigkeiten gemacht dadurch, daß sie jeder Religion gleiche Rechte zuerkannte, und wären Charles X. Gewaltschritte nicht besiegt worden, wer wüßte, wie es heute um die protestantische Kirche stände! Die Bekanntmachung dieses Widerrufs ist die Veranlassung zu Scheffer's Arbeit. Eben so wenig Bändezahl dazu beiträgt, ein gutes Werk auszumachen, eben so wenig machen Länge und Breite ein schlechtes Bild schön; jedoch bleibt es wahr, das ein gutes Gemälde in Lebensgröße mehr Verdienst hat, als ein Diminutiv von gleicher Art. Erinnerte uns genanntes Gemälde nicht an das Diminutivum, wir würden es unbedingt für das beste der Salons erkennen und dem trostreichen Christus seines Bruders Ary an die Seite stellen. Schönere Köpfe, ausdrucksvollere Gesichtszüge sieht man selten. Nach diesem Bildchen sollten die Portraitmaler wallfahrten, um zu lernen, was es heißt, gute Köpfe malen.

Hernani erhält von seinem Nebenbuhler Charles-Quint den Orden des goldnen Vließes und die Hand der Donna Sol, Gemälde von Granet. Wäre dies Bild nicht so dunkel, Fehler des Malers, wir könnten es loben, ungeachtet ein Drama von Victor Hugo dessen Entstehung veranlaßte. Betrübend ist es, daß die Künstler sich noch immer viel um Ordensverleihungen, um Liebesabenteuer der Fürsten u. dgl. kümmern, und darüber ihre Bestimmung verfehlen. Ist denn unsere Zeitepoche nicht reich genug an geschichtlich merkwürdigen Ereignissen? Was die Fürsten thun, ist keineswegs immer so geschichtlich, als was die Völker thun. Eine Ordensverleihung ist eine Privatsache, eine Familienangelegenheit.

[Mißbrauch der Bibel.]

Der Royalismus mißbraucht die Bibel. Die Polemischen Blätter" (vom Verf. des Anti-Athanasius und der Schrift über den Erzbischof von Cöln) berichten folgende Huldigung, die sich ein literarischer Bedienter in einem öffentlichen Blatte zu Schulden kommen ließ. Die Anwesenheit eines Erbprinzen in einer Provinz des Landes setzte viele Federn in Bewegung, und eine jener Federn schrieb: „Also hat unser Fürst (also hat Gott) sein Volk geliebt, daß er seinen Erstgebornen (Eingebornen) sandte, damit wir ihn Alle schauen von Angesicht zu Angesicht."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 131. —— den 7. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.

(Beschluß).

Endlich zogen sie den 19. fort; wir behielten den General Denzel mit einem kleinen Corps zum Schutze. Er ist ein Deutscher, und hat sich seitdem sehr menschlich und brav gegen uns benommen. Seine genaue Kenntniß aller Wege, da er früher in Jena studirte, ist der Armee sehr zu Statten gekommen. Wie konnte er aber dazu helfen, das Paradies *) zu verwüsten, er, der doch gewiß seine schönsten Tage darin verlebte? — Der General von Schmettau, der hier begraben wurde, war schwer verwundet hier eingebracht. Man kündigte ihm an, daß er in vier Tagen nach Paris transportirt würde. In einem einsamen Augenblicke stürzte er sich aus dem Fenster, und starb wenig Stunden darauf. Seitdem wurden wir wegen der Menge Verwundeter, die in Lazarethen, Gasthöfen, im Komödienhause auf einander gehäuft lagen, ohne Pflege, Ordnung und Reinlichkeit, und wegen der großen Anzahl unbegrabener Todten, die bis vor's Schloß herum lagen, aufs Neue in Angst gesetzt, man fürchtete ansteckende Krankheiten. Allmählig wird auch hierein Ordnung gebracht, die Todten werden in große, mit Kalk ausgefüllte Gruben, die von der Stadt entfernt liegen, begraben. Diejenigen, welche in der Schlacht fielen, sind Alle schon begraben. Die Todten aus den Lazarethen werden nun auch gleich fortgeschafft, und liegen nicht mehr, wie Anfangs, hoch auf einander gethürmt, Tage lang auf der offenen Straße. Von diesen Gräueln des Kriegs hat man nur einen Begriff, wenn man sie, wie ich, in der Nähe sieht. Ich könnte Dir Dinge erzählen, wovor Dir das Haar emporsträuben würde; allein ich will es nicht thun; denn ich weiß ohnehin, wie gern Du über das Elend der Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn; Alles, was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers. — Was mich bei dem Anblick alles Entsetzlichen, was man sich denken kann, noch hier hielt, ist, daß ich half, wo ich konnte, um den Jammer zu lindern; mein Landsmann Falk gab mir die Wege an, und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot und was ich konnte; Sophie und Duguet vertheilten es selbst, denn dem harten Inspector konnte man nichts vertrauen. Es war im Ganzen wenig, und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen vor dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört, und sind meinem Beispiele gefolgt. Was mich am meisten freut, ist eine Quantität Aepfel, die ich wohlfeil kaufte, und dann unter

*) Eine sehr schöne Wiese mit Alleen bei Jena.

eine Menge Verwundeter austheilte, welche ohne alle Erquickung vor dem Komödienhause lagen und nach etwas Kühlendem seufzten. Auch zu dieser guten Idee verhalf mir Falk. Unendlich freuten sich die Verwundeten über diese Erquickung. Die meisten meiner Pfleglinge sind jetzt todt; ihre Stellen werden schnell ersetzt; alle Abende kommen wenigstens 300 Verwundete aus Naumburg und andern Orten hier an, jeden Morgen schafft man eine noch größere Anzahl weiter nach Erfurt. Wie hartherzig macht das Unglück! Ich freue mich jetzt, wenn ich höre, daß vier, fünf bis sechs mit ihren ganz zerschmetterten Gebeinen weiter gefahren werden, ich, die noch vor wenig Wochen den Jungen, der vor unserm Hause den Arm brach, um keinen Preis ohne Hülfe fortgelassen hätte! Wir hoffen, daß in wenig Wochen das ganze Lazareth fortgeschafft werden soll. Der Tod hilft uns fürchterlich. Falk ist als Dolmetscher beim jetzigen Commandanten angestellt; Denzel ist fort; der jetzige kann nicht Deutsch, zeigt aber fast noch mehr Eifer, der Stadt zu helfen. Er hat alle Soldaten, die noch hier im Quartier liegen, entwaffnet, und hält die strengste Mannszucht. Wie wunderbar spielt das Schicksal mit uns! Dieser Falk lebt jetzt mitten unter den Menschen, vor denen ich ihn vor vierzehn Tagen retten sollte und wollte, und dient ihnen. Für die Sicherheit der Stadt ist aufs Beste gesorgt. Der französische Commandant thut das Seine, und alle Nächte patrouilliren sechzig unserer Bürger, ohne Ansehn des Ranges und der Person, um für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. Wir fürchten die Franzosen wenig mehr, aber wir fürchten die Einwohner der benachbarten Gegend, welche an den Bettelstab und zur Verzweiflung gebracht sind. Wir erwarten den Herzog, der, wie es heißt, bald zurückkommen wird, dann sind wir sicher, und die wohlthätige Zeit wird unsere Wunden heilen. Ohne die Herzogin, die standhaft dablieb, wären wir Alle verloren gewesen; das Schloß wäre verbrannt und die Stadt an allen Ecken angezündet worden, glühende Kugeln waren bereit; nur auf die Nachricht, daß sie noch da wäre, blieben wir verschont, das weiß man jetzt mit Gewißheit. Es ist unbegreiflich, wie man dem größten Unglück entgangen ist; Gottes Engel wachte über uns. Noch heute sagte mir Goethe, daß man in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen gefunden hat. In einem Hause ihm gegenüber ist förmlich Feuer angelegt und nur durch Zufall entdeckt und ausgelöscht worden. Ueberall lag Pulver und Patronen, überall standen Pulverwagen, überall lief man mit brennenden Lichtern umher, und Gott erhielt uns doch. Meine Existenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen besser, als sonst vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe sagte heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er sagte mir, jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müssen wir auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, so lange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder, und ihnen ist wohl bei mir; Meyer's, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünschen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten lassen, mich dieser Tage auch besuchen zu dürfen. Alles, was ich sonst wünschte, findet sich so von selbst; und ich verdanke es blos dem Glücke, daß meine Zimmer unversehrt blieben, und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen, wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tausenden die Einzige bin, die keinen herben Verlust zu beweinen hat, und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes, mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoistisch alles dieses klingt, und dies ist eben die entsetzlichste Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Bessern unter uns zu diesem Egoismus herunterstimmen kann. — Lebe wohl, Bester, ich wünsche Dir Geduld, diesen unendlich langen Brief zu lesen; aber ich konnte mich nicht kürzer fassen, wenn ich Alles erzählen wollte, und das mußte ich doch. Theile ihn meinen Freundinnen, Madame Bregard und Madame Pistorius, mit, ich weiß, mein Schicksal interessirt sie, und es ist mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu schreiben. Sage Beiden, daß ich schreiben werde, sobald ich kann; ich habe aber noch viele höchst nöthige Briefe nach Danzig zu schreiben, und bin noch immer nicht in der rechten Fassung zu einer anhaltenden Beschäftigung. Auch dieses habe ich nur in abgerissenen Viertelstunden zusammengeschrieben, wie Du leicht sehen wirst. Erzähle Herrn Böhl, was ich Dir geschrieben habe, oder laß es ihm lesen, wenn er die Geduld dazu hat, woran ich zweifle, da meine Handschrift so klein und unleserlich ist, sage ihm, daß ich oft seiner und der Madame Böhl gedacht habe, und ihrer Freundschaft für mich; sie sind Beide meine ältesten Freunde in

Hamburg; ich werde auch ihnen nächstens schreiben. Wenn Du mit dem Briefe fertig bist, so schicke ihn Julchen nach Danzig, denn auch dorthin kann ich dies Alles nicht noch einmal schreiben, und ich muß ohnehin über Hamburg nach Danzig schreiben. Adieu! Sei meinetwegen unbesorgt, der Horizont wird täglich heller. Ich wünschte, Du könntest Tischbein meinen Gruß bringen und ihm sagen, daß ich noch lebe und für seine Empfehlung herzlich dankbar bin. — Goethe hat nichts verloren, Prof. Meyer Alles, auch seine Zeichnungen, nur nicht seine Schriften und seine gute Laune. Herder's nachgelassene Manuscripte sind unwiederbringlich verloren.

Zur Literatur der Reisen.

Bunte Skizzen aus Ost und West. Von F. Tietz. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus.

Das Herz des Hrn. Tietz hat, wie jedes menschliche Herz, zwei Augen, Liebe und Haß, aber es sieht mit beiden schief. Das kommt daher, weil Tietz fortdauernd sein Auge auf einen Gegenstand richtet, der uns Deutschen etwas seitwärts liegt, auf Rußland, und durch diese Angewöhnung hat er gelernt zu schielen. Leider! Herr Tietz ist kaum noch ein Deutscher, er ist ein Russe, ein Russe mit Haut und Haar; und wenn Deutschland, mit Ausnahme vielleicht von Preußen, russische Provinz würde: — Hr. Tietz würde schwerlich etwas dagegen haben; er würde uns ein Buch schreiben und darin beweisen, welch' einen großen Fortschritt Deutschland in der wahren Freiheit, in der Zoll- und Preßfreiheit, in der Humanität des Regiertwerdens, in der Cultur gemacht habe, da es nun eingerusst worden, über den „modernen Musterrittern des Liberalismus" die Knute an einem Pferdehaar schwebe und dem Liberalismus in weiter Perspective ein sibirisches Lebensziel gesteckt sei. Aber Hr. Tietz theilt seine Liebe zwischen Russen und Türken und denkt bei sich: da die Griechen nicht russisch geworden sind, so ist es doch Schade, daß sie nicht den Türken botmäßig geblieben sind, — denn die Freiheit verträgt sich nicht mit der Freiheit, der Despotismus ist Vermittler der Freiheit, der Despotismus ist die Blüthe des Liberalismus und selbst bei den Türken ist Humanität Haus- und Staatsrecht. Thoren die Völker, welche ihrer alten Nationalität mit Thränen gedenken und ihr Blut auf den Altar des Vaterlandes hinströmen, um sie zu erringen! — Aber hier ist ein Unterschied. Nicht jeder Despotismus hat gleichen Werth; wenn er nicht vom irgend einem Sultan ausgeht, ist auch der Despotismus ein abscheuliches Institut, und solch einen Despotismus übte der „Corse" aus („Napoleon" oder gar der „große Kaiser" steht nicht in Tietz's Begriff- und Wörterbuche), und ein solcher Despotismus findet auch in dem überfreien England Statt und wird von diesem an den ionischen Inseln ausgeübt. Die Franzosen sind bei Tietz nicht viel besser daran; ihre Besitznahme von Ancona war nichts als ein „recht erbärmlicher nächtlicher Banditeneinbruch." Es wäre nicht ohne Interesse, aber es lohnt die Mühe nicht, den Adern dieses servilen antigermanischen Patriotismus, welche sich durch das ganze, sonst gut geschriebene und mit interessanten Reisedaten wohl versehene Buch hindurchziehen, genau nachzuspüren. Gleich auf den beiden ersten Seiten wird uns davon ein Vorgeschmack. Tietz wundert sich höchlichst, daß so viele Polen, die doch Sieg oder Tod gerufen hätten, in Preußen ihre Zuflucht gesucht haben, und zwar lebendig und kerngesund. Sie hätten sich sämmtlich niedermetzeln lassen sollen, das hätten diese Creaturen verdient: so denkt der Verf. stillschweigend. S. 42 geräth er in eine Extase über die Königin von Preußen, die so unglücklich und doch so erhaben im Unglück war. Diese Begeisterung ist ganz gut und ritterlich: — wenn er aber eines unglücklichen Volkes gedenkt, etwa der Polen, welche jetzt aufs Verhungern gesetzt sind, ihr Blut für spanische und französische Interessen vergießen, kein Obdach haben und in England an den Chausseen mitarbeiten, da hat er kein Mitgefühl, da ist er über und über Hohn und Verachtung, da kennt er selbst die zartesten Rücksichten nicht, welche das Unglück verdient. Das ist das Gemüth eines Deutschen! Ein Wilder würde tiefer und wahrer fühlen. S. 79 gedenkt er bei Gelegenheit von Mitau Karls X., der einen so frommen Sinn gehabt und bewahrt habe. „Aber noch," ruft er sich zu, „noch lebt der jugendliche Enkel des großen Heinrich! Mit ihm wächst die Hoffnung; viel ändert die Zeit!" — Man sieht, daß es dem Verf. auf neues Blutvergießen und eine abermalige Revolution nicht ankommt; denn auf einem andern Wege, als dem über tausend und aber tausend Leichen, möchte Heinrich dem V. schwerlich der Weg zum Thron gebahnt werden können. So sind diese Leute! Einem zu genügen, würden sie Tausende opfern; das Blut der Völker scheint Hrn. Tietz nichts zu sein, als Leim, um Throne zusammenzukitten. Ganz unsinnig ist, was der Verf. S. 64 sagt. Weil einmal ein Haufe Russen eine darauf unvorbereitete Abtheilung lithauischer Insurgenten überfallen, sie zersprengt und einige Todte auf dem Wahlplatze gelassen hat, so meint Tietz, diese Russen hätten ihren Schwur zu siegen oder zu sterben, besser gehalten, als die Polen, die kurze Zeit darauf 14,000 Mann stark unter Roland und Gielgud bei Memel und 22,000 M. unter Rybinski, ohne gestorben zu sein, nach Preußen flüchteten. Diese 36,000 Krieger, wenn sie echten Muth gehabt, würden dem Feinde noch manche harte Aufgabe haben bieten können. Nun weiß man aber, daß Gielgud bereits im Juli und Rybinski erst im October über die Grenze ging! Darauf kommt es aber dem in Liebe und Haß blöden und blinden Verf. nicht an; die Polen waren doch ihre 36,000 M. stark, denn der frühere Verlust von 14,000 M. zählt nicht mit. Es ist gerade so, als ob man sagen wollte, die Preußen seien bei Eylau noch so oder so viel Mann stark gewesen, weil sich ein halbes Jahr vorher Hohenlohe bei Prenzlau und Blücher in Lübeck mit ihren Heeresabtheilungen dem Feinde überlieferten; oder Napoleon hätte sich mit den 180,000 Mann, die er bei Leipzig 1813 gehabt, noch recht

gut vor Paris im J. 1814 halten können! — Man fordere nicht von mir, alle jene Gesinnungslosigkeiten des Verf. auch in Bezug auf griechisches Land und Volk aufzudecken; es ist ein zu peinliches Geschäft. — Was die Reiseschilderung sonst betrifft, so ist sie wirklich anziehend und genußreich. Gegenden und Menschen von entgegengesetztem Charakter gehen in spannender Buntheit vor des Lesers Blicken vorüber: Ostpreußen, Liefland, Esthland, Petersburg, die Volkspoesie der Russen, das russische Theater, der Dichter Puschkin, die Regionen jenseit des Kaukasus, Constantinopel, eine Meerfahrt von Griechenland nach Italien, ein Liebesabenteuer, wobei sich indeß der Leser weniger wohl befindet, als der Verf., der seine Gardinenabenteuer besser für sich behalten hätte. Das interessanteste und wichtigste Capitel möchte das über den Volksstamm der preußischen Lithauer sein. H. M.

Notizen.

[Das münchner Salvatorbier.]

Wie der Name „Bockbier" entstanden, ist neulich berichtet worden; aber dem gleichberühmten Salvatorbier, welches im April ausgeschenkt wird, soll auch Gerechtigkeit geschehen, obgleich die Entstehung des Namens minder komisch ist. Die heiligen Orden hatten in alter Zeit in München das Recht, Bier zu brauen, woran die gangbaren Benennungen von Brauhäusern: der Augustinerbräu, der Kapuzinerbräu u. s. w. noch jetzt erinnern. Ein gleiches Recht hatte auch der heilige Orden der Paulaner, und wenn das Fest des heiligen Franz von Paula gefeiert wurde, so fehlte es nicht an Processionen, Kerzenweihe, Messe und Gebet, am wenigsten aber an Bier, welches in dem Brauhause der Paulaner ausgeschenkt wurde und so lieblichen Geschmack, so wunderbar stärkende Kraft besaß, daß man es nur das heilige Vaterbier oder „Sanct-Vater-Bier" nannte. Der bequeme Volksdialekt zog das langweilige Sanct-Vater-Bier in „Salvatorbier" zusammen. So heißt es noch jetzt. Es wird in einem Brauhause in der Vorstadt Au zu der früher gewöhnlichen Zeit im April ausgeschenkt. Gern bezahlt der Brauherr die gesetzliche Strafe von 16—20 Gulden den Tag, wenn er die gesetzliche Frist von 8 Tagen überschreitet. Diese Strafe ist dann nur eine Art Abgabe, wobei Jeder sich wohlbefindet.

[Das malerische und romantische Deutschland.]

Die zweite Section dieses bei Georg Wigand in Leipzig erscheinenden Werkes liegt vollständig in 10 Lieferungen, und 30 Stahlstichen vor uns. Sie schildert Schwaben. Ludwig Mayer in Stuttgart, der treffliche Landschafter, vereinte sich mit seinem Freunde Schwab zu einer Reise durch die Gauen des Landes, und so entstand in dieser fruchtbringenden Gegenseitigkeit Bild und Schilderung, beides gleich gelungen. Wir sehen Canstatt mit dem Rosenstein und Stuttgart, Marbach mit Schiller's Hause, Kloster Maulbronn, Heilbronn mit Götzens Thurm, Weinsberg mit Kerner's Wohnung, Heidelberg, Hohenstaufen und Rechberg, Lichtenstein, die Nebelhöhle, Hohenzollern, Tübingen, Freiburg im Breisgau, das alte Schloß Baden, Lindau mit dem Obersee, Constanz mit dem Untersee, Hohentwiel mit seinen Schwesterburgen u. s. w. — Schon früher erschien die sächsische Schweiz mit Text von Tromlitz. Das Riesengebirge wird Raupach schildern, Franken G. v. Heeringen, den Harz Blumenhagen, die Donau Duller, Steyermark und Tyrol Herloßsohn, Thüringen Bechstein, den Rhein Simrock. Sämmtliche 10 Sectionen werden 260 Stahlstiche enthalten. Das Werk macht freilich eine fragliche Theilung zwischen romantischem und unromantischem Deutschland. Daß Hannover, die Lüneburger Haide, Berlin, nicht romantisch sind, wer weiß das nicht; allein davon abgesehen, daß Böhmen unrechtmäßig von der Naturromantik ausgeschlossen ist, hält man die Nordseeküste, Rügen und die Ostsee für unromantisch? Ist Hamburg mit dem Alsterbassin nicht malerisch, romantisch? — Kurz, die Unternehmer hätten Deutschland nicht theilen sollen, wir wollen es auch in Stahlstichen nicht getheilt haben, das arme romantisch zerrissene Vaterland. Oder will man auch ein classisches bringen mit Niederdeutschland? Classificationen dieser Art sind eben nicht classisch.

[Nikolaus Nickleby, von Boz.]

Der Verf. der Pickwickier hat einen neuen komischen Roman geschrieben: „Leben und Abenteuer des Nikolaus Nickleby," der in Braunschweig bei George Westermann, mit Federzeichnungen von Phiz, von Karl Heinrich Hermes übersetzt, herauskommt. Das erste Heft ist bereits erschienen und empfiehlt sich den Freunden der Pickwickier.

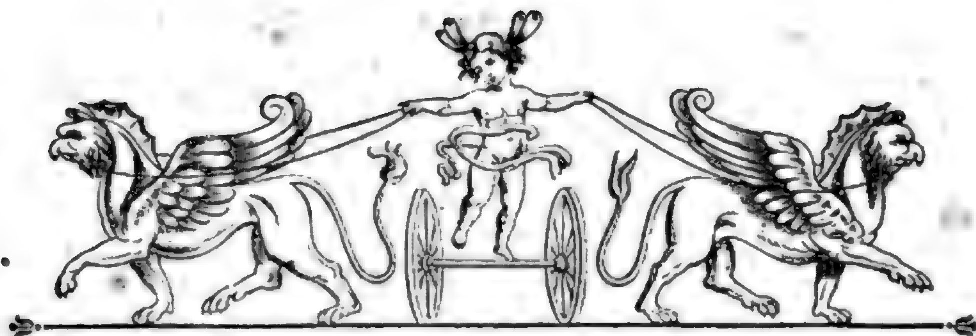
[Die große Chronik.]

Bei Philipp Reclam in Leipzig erscheint: „Die große Chronik, oder Geschichte des Weltkampfes 1813, 1814 u. 1815." Unter diesem pompösen Titel hat man eine Reihe von Stahlstichen aus jenen Jahren zu verstehen, Text von Johann Sporschil, dem fleißigen Uebersetzer, der auch in der Leipziger Allgemeinen Zeitung die englischen Artikel schreibt. Zwei Hefte sind erschienen mit 6 Stichen, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm und Schlachtscenen.

[Dr. Riedel und der fränkische Merkur.]

Dr. Karl Riedel in Bamberg hat eine Broschüre verfaßt: „Der Fränkische Merkur und Herr J. P. Edler v. Hornthal und mein Verhältniß zu Beiden." Es ist ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Journalistik, dessen Interessen die Einsicht in die Broschüre erörtern muß. Hr. v. Hornthal, der Besitzer des Merkurs, ist der Sohn des bekannten freisinnigen Schriftstellers und Deputirten in den ersten baierschen Ständeversammlungen, Ludwig v. Hornthal. Riedel führte bis zur neuesten Zeit die Redaction des Blattes. Wir bitten politische deutsche Blätter, von dieser Broschüre Notiz zu nehmen, damit sie die Verhältnisse ihres Collegen, der sich Merkur nennt, kennen lernen. — Dr. Riedel, wie wir hören, macht eine Reise nach Italien.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 132. — den 9. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

Novelle von Julius Hammer*).

Der Marquis von Laroche, ein aufrichtiger Anhänger der vertriebenen Königsfamilie von Frankreich, hatte sich aus den Gefahren der Revolution, unter dem angenommenen Namen eines Herrn von Belliard, nach Deutschland geflüchtet, war von da nach Italien gegangen und wurde in diesem Lande der Liebe endlich von den brennenden Augen einer schönen Veroneserin festgehalten. Laura führte mit Recht den Namen der Geliebten Petrarca's; ihre Reize, welche alle ihre Nebenbuhlerinnen in der Schönheit überleuchteten, wären würdig gewesen, in den Liedern eines unsterblichen Dichters gefeiert zu werden. Der trostlose Schmerz des Marquis um sein blutendes Vaterland verlor seine Herrschaft in dem Augenblicke, da der Geächtete das Glück hatte, sie zu sehen. Seine Brust, ganz von ihrem entzückenden Bilde ausgefüllt, schien keinen Raum mehr für andere Sorgen zu haben. Er sah, er liebte — aber ach! er siegte nicht eben so schnell.

Seine Geburt, seine einnehmende Persönlichkeit, das Gastrecht gewährten ihm Zutritt in das Haus ihres edlen Vaters, der ihn herzlich und vertrauungsvoll aufnahm. Im Kreise der liebenswürdigen Familie — zu der, außer Vater und Tochter, nur noch eine bejahrte Tante gehörte — erzählte der Marquis von dem Unglück seiner Heimath, von dem unschuldig vergossenen Blute so vieler Tausende, von dem thränenwerthen Schicksale des königlichen Hauses, das die Verbrechen seiner Vorfahren zu büßen bestimmt sei, von seinem Verhängnisse, und wußte durch seine lebhafte, rührende Darstellung die Herzen der Anwesenden zu der innigsten Theilnahme hinzureißen. Er schämte sich nicht der Thräne, die seine Blicke feuchtete, aber wenn diese Laura's Augen trafen, Mitgefühl lesend, dann röthete die Freude seine Wangen, und all' das eben Erzählte kam ihm vor wie ein finsterer Traum, der sich in die heitersten Bilder auflöst; dann schien er zu fragen: ob sie ihm Glück und Vaterland sein wolle?

Laura verkannte nicht das edle Herz des Marquis, sie vernahm in seinen Worten den reinen Goldklang seiner Gesinnungen, sie schätzte seine uneigennützige Liebe zu der französischen Herrscherfamilie, obgleich sie selbst, mit der Geschichte ihrer großen Vorzeit bekannt, sich zu republicanischen Grundsätzen hinneigte. Sie hatte Muth, eine Lucretia, eine Portia zu sein, aber auch der That einer Charlotte Corday wäre sie nicht unfähig gewesen. Ihr Herz, heiß von den Flammen der Leidenschaft, konnte eben so feurig lieben, als hassen — es war ein reiches Herz, das neben seiner lodernden Tugend die Zauber milder Weiblichkeit in sich trug.

Mit solchen Vorzügen geschmückt, empfand Laura kein gewöhnliches, kühles Mitleid für den Marquis, sie gab ihm ein Recht auf ihre Freundschaft, sie hielt sich für verpflichtet, ihm mehr zu sein, als eine gast-

*) Verf. der vor kurzem (in Leipzig bei Engelmann) erschienenen Novelle: „Adelig und bürgerlich.“

freundliche Wirthin — einen Bruder hoffte sie in ihm sich eigen zu machen. Ihr Benehmen gegen ihn entsprach dieser Absicht; frei, offenherzig, unbefangen, gab sie ihm ihre schwesterliche Neigung zu erkennen, sie scherzte, wenn er ihr wehmüthig entgegentrat, tröstete ihn, wenn er aus tiefster Brust seufzte, als wähne sie, die Wunde seines Vaterlandes sei der alleinige Quell seiner Leiden. So lange der Marquis sich von ihr nicht verstanden glaubte, machte er keinen Versuch, seinen verzehrenden Schmerz zu zähmen, den Sturm in seiner Brust zu besänftigen. Bald zürnte er ihr, daß sie ihn nicht errathe, und sah darin ein schlimmes Zeichen; bald schien ihm wieder von der Entdeckung seiner Liebe ihr Gewinn abzuhängen. Und doch zögerte er, sich zu erklären, aus Besorgniß, sie werde ihn zurückweisen. Er fühlte die Kraft zur Entsagung in sich, er fühlte, daß dieser Zustand der Ungewißheit weit quälender sei, als die schmerzlichste Gewißheit, aber ihm graute bei dem Gedanken an dieselbe. So ist nun das Menschenherz — um einen schwachen Hoffnungsschimmer nicht zu verlieren, erträgt es das Schwerste! Auch der Marquis ward immer hoffnungsärmer, ohne durch ein offenes Geständniß eine Katastrophe herbeizuführen. Endlich mußte sich Laura selbst dazu entschließen. Sie begriff wohl, daß sie aus ihrem Anbeter keinen Freund und Bruder zu machen im Stande sein werde, ehe sie ihm nicht ein Geheimniß entdeckt habe, das sie bisher behutsam, selbst vor ihrem Vater, bewahrt hatte. Die Tante allein war Mitwisserin.

An einem schönen Abende saßen Laura und der Marquis allein auf dem Balkon. Die kühlenden Lüftchen legten sich weich an ihre Brust und führten ihnen süße Wohlgerüche aus den offenen Blüthenkelchen zu. Das Mondlicht schlüpfte unruhig durch die zitternden Zweige der Bäume, als woll' es die beiden Schweigenden zum vertraulichen Flüstern auffordern. Sie saßen in Gedanken versunken, ohne sich anzusehen — ihre Blicke schweiften über die dämmernde Landschaft, über die flimmernden Wellen. Der Marquis schien die Tiefe des Wassers mit der Tiefe seiner Leiden zu vergleichen, während auf Laura's Antlitz ein leises Lächeln mit einer träumerischen Melancholie spielte. —

„Wenn ich die herrliche Natur anschaue," begann Laura, gleichsam als antwortend auf einen Seufzer ihres Nachbars, das Schweigen zuerst brechend, „besonders am stillen Abend, und mich das Gewühl der süßen Harmonie durchdringt, welche durch das All herrscht; wenn mein geistiges Auge den Silberfaden wahrnimmt, der das geringste Hälmchen an die höchste Platane, das schimmernde Sandkörnchen am Ufer an die fernsten Sterne bindet — dann drängt sich mir immer die Frage auf: Warum können die Menschen mit ihren Herzen und Geistern nicht auch so glücklich sein, so harmonisch einig, als die leblosen Gegenstände der Natur? Schwebt nicht über jenen, wie über diesen, ein hoher Genius der Liebe, wie der Geist über den bewegten Wassern, und umfaßt sie gleichsam mit unendlichen Armen? Warum diesen ewigen Zwiespalt unter den kleinen Erdengöttern? Warum diese nimmer ruhende Haß seit Jahrtausenden — dieses Jagen nach dem Ziele durch Blut und Hader?"

Die letzten Worte Laura's löschten das Freudenfeuer in den Blicken des Marquis wieder aus — er ließ ihre Hand los, die er schon gefaßt hatte, als er den Sinn ihrer Rede auf ihr Verhältniß zu ihm bezog. Jetzt sah er auf einmal als Veranlassung ihrer Betrachtungen das politische Treiben der Völker.

„O, Laura!" entgegnete er. „Wie sollten uns die Mißverständnisse der Nationen ein Räthsel sein, wenn wir so oft erfahren müssen, daß zwei Herzen sich nicht verständigen können?"

„Und doch wäre das so leicht," fuhr Jene fort, schmerzlich das Haupt neigend, „wenn Jeder sich genügen ließe mit dem, was ihm beschieden ist! Wie häufig beharren wir hartnäckig bei einem Wunsche, für den wir viele andere erfüllt sehen könnten, wenn wir stark genug wären, jenen aufzugeben! Nach unserm Kopfe kann sich das Schicksal freilich nicht immer richten — es geht seinen unwandelbaren Gang!"

„Wenn sich Jeder mit dem begnügte, was ihm beschieden ist!" wiederholte der Marquis nicht ohne spöttischen Ausdruck. „Sagte uns doch ein guter Geist, welche Hoffnungen unnütz und eitel sind!"

„Den guten Geist, den Sie da nennen, lieber Herr von Belliard," erwiederte Laura warm, „den guten Geist trägt man in der Brust, und haben wir nur den ernstlichen Willen, seinen Rath zu befolgen, so wird er nicht schweigen, wenn wir ihn befragen! — Ihre Hand, mein Freund — wir wollen uns gegenseitig vertrauen. Sie leiden — leiden um mich! Ich hab' es wohl bemerkt —"

„Und haben Sie es bemerkt, Laura," unterbrach sie der Marquis, „warum —?"

„Weil ich," sprach Laura weiter, seine Frage für beendigt annehmend, „weil ich nicht kann — nicht darf — weil ich liebe!"

Bei diesen Worten stand die Erröthende auf und

machte eine Bewegung zum Fortgehen. „Laura!“ stöhnte der Marquis und hielt sie fest. „O, mein Gott! warum erschreckt mich das?“ sprach er nach einer Pause. „Hab' ich denn wirklich nicht vorausgesehen, daß es so kommen würde? Fliehen Sie mich nicht, jetzt ist's entschieden, mein Herz wird ohne diese Hoffnung mit seinen Wünschen Abrechnung halten.“

„Und ich bilde mir ein, es werde sich nicht von mir wenden,“ setzte das Mädchen mit milder Stimme hinzu, „schlagen Sie ein! Ich verspreche Ihnen dagegen, Ihre aufrichtige Freundin zu sein, die in Ihnen den biedern Mann erkannt hat und zu schätzen weiß!“

Der Marquis konnte vor Bewegung nicht sprechen, er drückte ihre dargebotene Hand, wendete sich mit nassen Augen von ihr ab und verließ sie stillschweigend.

Als er nach Hause zurückgekehrt war, dachte er ruhiger über seinen Zustand nach. Er wiederholte sich Alles, was Laura gesprochen; der Entschluß, zu entsagen, nicht blos ihrem Besitze, auch der Leidenschaft für sie, gewann nach und nach Raum in seinem Herzen und flößte ihm Muth und Stärke ein. „Ja,“ rief er aus, „ich will mich nicht vermessen, dem Schicksale eine Gunst abzutrotzen, die es mir versagt. Ich will Wort halten und Laura's Freund sein, da mir die Geliebte verloren ist!“

Seine Brust hob sich, seine Blicke glänzten, der Sieg, den er über sich selbst gewonnen, milderte das Herbe seines Verlustes und war ihm ein befriedigender Lohn. Er sagte sich, daß in diesen verworrenen Zeiten die Bessern an den Bessern festhalten müssen, daß man sich nicht verführen lassen dürfe, zarte, kaum geknüpfte Bande in leidenschaftlicher Verblendung zu zerreißen und den allgemeinen verderblichen Brand zu nähren. „Der Mensch kann viel verschmerzen,“ tröstete er sich dann, „und aus dem Entbehren reifen neue Früchte zum Genusse!“ — Lebhaft empfand er die Wahrheit von Laura's Worten: „Lasse Dir genügen an dem, was Dir beschieden ist!“ So schloß er mit sich ab.

Briefe aus der Heimath, die er vor einigen Tagen empfangen hatte, trugen dazu bei, seine Gedanken wieder mehr nach dem Vaterlande zu lenken. Um sein Herz zu schonen, nahm er sich vor, Laura einige Tage nicht zu sehen, während welcher er alle Beispiele von großen Entsagungen in der alten und neuern Geschichte in sein Gedächtniß zurückrief. Selbst die jüngsten Zeiten der Revolution boten ihm deren einige. In der Geschichte finden wir Alles — Erhebung, Trost, Hoffnung, Aufschluß; mit jedem Jahrhunderte wird die Welt vollkommener, weil sie an Geschichte und deren Verständniß zunimmt. In unsern zerrissenen Zuständen — dachte der Marquis — müssen wir großherzig genug sein können, die Liebe, deren Streben sich in die Wolken, wenn auch in die Wolken des Himmels, verliert, den Gefühlen der Freundschaft aufzuopfern, der Freundschaft in seiner herrlichsten Bedeutung! Sie ist wirksamer für die Gegenwart, für die Zeit, sie faßt die nächsten Gegenstände ins Auge. Zwei echt befreundete Seelen sind starke Glieder in der Kette der nach dem Ziele schreitenden Völker!

Ihm war's, als fühle er noch den Druck von Laura's Hand in jenem heiligen Augenblicke, wo sie ihn um seine Freundschaft gebeten. Der Gedanke, so mit ihr verbunden zu sein, begeisterte ihn jetzt in dem Grade, wie er ihn früher niedergeschlagen hatte. Er beneidete den Glücklichen nicht, dem sie ihre Liebe geschenkt hatte, wenn er auch die Neugier nicht unterdrücken konnte, seinen Namen zu wissen, ja er traute sich die Kraft zu, ihn um Laura's willen zu lieben. Schon freute er sich innig über das dreifache schöne Bündniß!

Auch Laura hoffte das Beste und athmete freier nach jener Scene auf dem Balkon. Da der Marquis jedoch mehrere Tage vergehen ließ, ohne sie zu besuchen, wurde sie wieder unruhiger; sie besorgte, er möchte beschlossen haben, von ihr gänzlich Abschied zu nehmen, um jede fernere Versuchung desto sicherer zu vermeiden. Das stand ihrem Plane aufs Feindlichste gegenüber. „Was hab' ich, was hat er dabei zu gewinnen?“ meinte sie. „Es wäre unmännlich von ihm, wenn er auf diese Weise handelte!“ Deswegen glaubte sie auch nicht daran und verwarf jedweden Gedanken, der den Marquis hätte verdächtigen können.

Mit großer Sehnsucht erwartete sie unterdessen ihren Geliebten von einer Reise in einen untern Theil Italiens zurück, die derselbe im Gefolge seines Herrn, des nachherigen Ludwig's XVIII., kurz vor der Ankunft des Marquis angetreten hatte. Oft schloß sie sich jetzt in den kleinen Pavillon ein, welcher im hintern Theile ihres Gartens stand, und wo sie mit ihrem Geliebten in den Abendstunden gewöhnlich zusammengekommen war, dort schrieb sie jetzt Briefe an ihn — nicht um sie abzusenden, denn das verbot die Vorsicht in mehrfacher Beziehung — sondern um sich mit ihm zu unterhalten. Die Liebenden hatten beim Scheiden unter sich ausgemacht, keine Briefe zu wechseln, nichts desto weniger aber ihre Gedanken an einander schriftlich aufzuzeichnen und dieselben sich beim Wiedersehen mitzutheilen. Dies

verabsäumte Laura nicht, ihr Tagebuch wuchs zu einem hübschen Hefte, in welchem sie sich auch über den Marquis ziemlich ausführlich ausgesprochen hatte. Bemerkenswerth waren darin die Worte: „Dieser Mann hat in mir ein Gefühl erweckt, das ich mir nicht erklären kann. Wenn ich's mit der Freundschaft vergleiche, so stimmt es nicht mit den Begriffen überein, die man von ihr hat; es fehlt die — wie soll ich sagen? Du wirst lächeln — die republicanische Gleichheit der Seelen, bei welcher jeder Theil selbstständig, und doch, durch eine Idee verbunden, seine Zwecke verfolgt. Liebe ist es auch nicht, was mich an ihn fesselt, eine doppelte Liebe kann nicht neben einander bestehen, und ich fühle, daß ich Dich liebe! Schwesterliche Neigung im eigentlichsten Sinne muß angeboren werden, ich täusche mich gewiß, wenn ich ihn als meinen Bruder betrachte. Was bleibt mir übrig? Soll ich mir mit dem Ausdrucke des Dämonischen helfen, welches gewisse Bande knüpft, die unzerreißbar sind, ohne daß wir ihren Ursprung ergründen können? Du wirst mir sagen, was ich glauben soll! Ganz aufrichtig, mitunter kommt mir meine Zuneigung zu dem Herrn von Belliard vor, wie die einer Gattin zu ihrem Manne, in welchen sie nie verliebt gewesen ist, und doch in glücklicher Ehe lebt. Verzeih mir, wenn ich thöricht rede. Wie mein ganzes Wesen, ist auch meine Zunge so sehr in Dich vernarrt, daß sie Alles ausplaudert." —

Vielleicht würde Laura zu diesen Betrachtungen gar nicht gekommen sein, wenn der Marquis ohne Unterbrechung seine Besuche fortgesetzt hätte. Seit seinem Ausbleiben empfand sie eine Leere, welche ihr höchst unbehaglich war, und als auch der Vater endlich sich zu wundern anfing, daß der Hausfreund sich nicht sehen lasse, so theilte sie, wie es schien, seine Besorgniß, jener möge erkrankt sein, und forderte ihren Vater auf, einige freundschaftliche Zeilen an den Marquis zu schreiben. Dies geschah auch und hatte die gewünschte Folge. Der Marquis erschien wieder, sich mit Unpäßlichkeit und nothwendigen Correspondenzen entschuldigend. Laura's Vater hatte keinen Grund, dies für einen bloßen Vorwand zu nehmen, und war herzlich erfreut, den werthen Gast wieder zu den gewohnten Stunden bei sich zu haben. Mitunter mochte er auch wohl entfernt an eine Verbindung desselben mit seiner Tochter gedacht haben, er schlug sich jedoch diesen Gedanken aus dem Sinne, nachdem der Marquis andeutungsweise die Aeußerung hingeworfen hatte, daß er unverheirathet bleiben werde. So etwas konnte bei einem politischen Flüchtlinge nicht auffallen. Sein Verhältniß zu Laura wurde indessen immer bedeutender. Sie betrachteten sich gegenseitig als von der Vorsehung einander zugeführt, ohne die Gränze zu überschreiten, welche zwischen ihnen gezogen war. Jeder Theil suchte dem andern das Leben nach Kräften angenehm zu machen. Eine reine Wahlverwandtschaft (wenn man diesen Ausdruck im Gegensatze zu jeder andern zarten Verbindung zwischen Mann und Weib gebrauchen darf) war unter ihnen entstanden, welche freilich die Welt nicht mit derselben Unbefangenheit betrachtete, als es die dabei Betheiligten thaten. In der Stadt flüsterte man natürlicherweise von der baldigen Vermählung der schönen Laura mit dem interessanten Fremdlinge, der durch den stillen, leidenden Ausdruck seines edlen Antlitzes das Mitleid der Frauen schon längst rege gemacht hatte. Man weiß, wie leicht sich Mitleid und Liebe die Hände reichen. Das Gerücht verbreitete wunderbare Geschichten über ihn; er sollte eine Geliebte in Frankreich auf dem Blutgerüste eingebüßt und in Laura eine so auffallende Aehnlichkeit wiedergefunden haben, daß er in ihr die verlorene Braut liebe. An die geschäftige Zunge des Gerüchtes hatten der Marquis und Laura nicht gedacht, bis dieselbe auch zu ihren Ohren einen Weg fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Das Kleid macht nicht den Mann.]

Cooper hörte in Neapel folgende charakteristische Anekdote von dem verstorbenen Könige beider Sicilien, den er den „alten guten" König Ferdinand nennt. Seine Generale berathschlagten über eine neue Uniform, bekanntlich eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben für eine väterliche und weise Regierung. Da rief der von den Debatten gelangweilte gute alte Monarch aus: „Ach Signori, zieht die Kerls an, wie ihr wollt, sie laufen doch davon." — Cooper macht hierzu folgende pedantische Bemerkung à la Gellert und Pfeffel: „sowohl im Kriege wie in der Politik gilt der Satz: „kleidet den Menschen, wie Ihr wollt, sie bleiben immer dieselben — halb Thier halb Engel!"

[Luther in Walhalla.]

Die „Polemischen Blätter" (Leipzig bei Engelmann) erinnern daran, daß für Luther das Walhalla, welches der König von Baiern als Ehrendenkmal der Erinnerung großer Männer des deutschen Vaterlandes errichten läßt, dem ersten ursprünglichen Plane gemäß verschlossen gewesen; später erst ward seine Aufnahme in die Zahl der großen Deutschen Allergnädigst dekretirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 133. — den 10. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

Anfangs war ihnen diese Kunde höchst unangenehm, da das Gerede jedoch keineswegs gehässig und ehrverletzend war, so thaten sie nichts zur Widerlegung desselben. „Die Welt, die große Menge würde unsere Freundschaft nicht begreifen, wie sie denn überhaupt einen Freundschaftsbund zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nicht begreift!" sagte der Marquis, und als Laura, Beifall winkend, schwieg, und, wie von einer Erinnerung bewegt, vor sich nieder sah, fuhr er fort: „Wollte Gott, daß ich bald Gelegenheit bekäme, durch die That Ihnen zu beweisen, wie herzlich, wie uneigennützig ich Ihnen zugethan bin!"

„Ich weiß!" erwiederte Jene leise, eine Thräne verbergend. Bald darauf eilte sie von seiner Seite hinweg und weinte sich aus. Kaum wußte sie, weshalb sie weine. Nach einer Weile sagte sie zu sich selbst: „Ich scheine undankbar gegen den Mann, der es so redlich meint, daß ich ihm nicht Alles enthülle! Kann er mir vertrauen, wie er gern möchte, wenn ich ihn fortwährend über ihn im Dunkeln lasse? Und doch, ich kann nicht anders! Vielleicht war es schon unrecht von mir gehandelt, daß ich ihn in mein Herz blicken ließ, er, der Geliebte, bat mich ja noch beim Abschied um strenges Stillschweigen, rieth mir, weder seinen Namen Jemanden zu entdecken, noch auch seine Persönlichkeit zu beschreiben. Ich will ihm Wort halten — kein Wörtchen schlüpfe über meine Lippe!"

Die Aeußerung des Marquis, seine Freundschaft gegen Laura bethätigen zu wollen, war kein leeres Wort. Er hatte die Verhältnisse ihres Vaters so ziemlich kennen gelernt, er wußte, daß Laura völlig unbemittelt sei, und da ihn selbst das Glück reichlich bedacht hatte, so beschloß er im Stillen, einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zum Eigenthume der Freundin zu machen. Dieser Entschluß erfüllte ihn mit der reinsten Freude. Doch lag ihm daran, vor der Hand nicht selbst für den Geber zu gelten, spätern Zeiten mochte es vorbehalten bleiben, sein Incognito zu entschleiern. Deswegen trat er bei der Ausführung seines Werkes in der Rolle eines Vermittlers auf; er war zartfühlend genug, um einzusehen, daß die Freundschaft kein allzugroßes Uebergewicht der Dankbarkeit, der Verbindlichkeit auf der einen Seite dulde. Nachdem er die nöthigen Anordnungen zu seinem Vorhaben getroffen, nahm er sowohl Laura als ihrem Vater das Versprechen ab, nicht auf Entdeckung eines Geheimnisses zu dringen, welches er zu bewahren gelobt habe. Darauf bat er das aufs Höchste erstaunte Mädchen, ein Document anzunehmen, das er beauftragt sei ihr im Namen eines Landsmanns von ihm, eines reichen Marquis ohne Erben, einzuhändigen. Als Laura unterrichtet war, um welche bedeutende Schenkung es sich hier handele, stand sie einige Augenblicke gefesselt von der Ueberraschung. Dann wendete sie sich mit leiser, bewegter Stimme zum Marquis, den sie scharf ansah, und

fragte: „Mir dies? Mir? Von einem Unbekannten? Welche Verkettung der Umstände —"

Sie unterbrach sich selbst. Der Marquis benutzte die Pause, ihr mit Beziehung zu sagen, daß es Fälle gäbe, in denen Stillschweigen zur Pflicht werde. Sie verstand ihn, sie wußte nicht, was sie erwiedern sollte. Der Vater beobachtete mit zweifelnden Blicken den Marquis. Dieser hatte eine solche Stimmung nicht vorausgesehen und fuhr fort: „Ich glaubte Ihres Vertrauens gewiß zu sein, meine theuern Wohlthäter, die mich, den Heimathlosen, liebevoll in ihre Mitte nahmen. Deshalb zögerte ich nicht, das mir aufgetragene Geschäft zu übernehmen. So viel kann ich versichern, daß das Geschenk von einem Manne kommt, der aufrichtig Ihr Glück will, nicht als ob er sich einbilde, es hierdurch zu gründen, nein, er will nur, weil er nichts Höheres bieten kann, mit dem Geringen beweisen, wie herzlich gern er auch das Werthvollere gewähren würde!"

„Gewiß, mein Freund," versetzte Laura's Vater gerührt, dem Marquis die Hand reichend, den er nach den letzten Worten desselben für den Schenker selbst zu halten anfing, „gewiß, ich möchte dem Edlen danken können — so, wie ich Ihnen jetzt die Hand drücke, indem mir das Wasser in die Augen tritt — sagen Sie ihm das, und da er sich nun einmal nicht nennen will" —

„Ein Marquis, meinten Sie vorhin, beauftrage Sie, Herr von Belliard?" warf Laura fragend ein.

„Ich habe unumschränkte Vollmacht von ihm. Mit Ihrer Einwilligung ist die Sache abgethan, über welche wir, dünkt mich, schon zu viele Worte machen."

„Werden wir," fragte Laura lächelnd weiter, „den Ungenannten einmal sehen?"

„Vielleicht!" war die Antwort. „In unsern rebellischen Zeiten läßt sich nichts gewiß vorausbestimmen. Vielleicht wird er erscheinen, um Sie an der Seite eines geliebten Gatten glücklich zu sehen!"

„Herr von Belliard!" fuhr Laura ahnend auf, brach aber sogleich wieder ab, eine neue Frage unterdrückend, um nicht rücksichtslos zu erscheinen.

„Ich habe vergessen, den Namen zu nennen," fuhr der Marquis ruhig fort, „dies ist mir erlaubt, wenn Sie nicht weiter forschen wollen."

„Nun?"

„Der Marquis Loroche."

„Mein Gott!" rief Laura außer Fassung, diesen Namen vernehmend. „Herr — — Sie spielen mit Geheimnissen!"

Der Marquis stutzte. Wie konnte sie der Name erschrecken? Der Vater trat überrascht näher.

„Vater! sprach Laura bewegt," sich zu ihm wendend, „es ist höchst seltsam!"

„Was ist Dir, mein Kind?" fragte dieser theilnehmend. Die Tochter bedeckte mit der Hand ihre Augen, dann den Mund, als wolle sie ihre Zunge binden. Endlich sprach sie, einen gleichgültigen Ton erzwingend: „Was schwatz' ich? Was hat mich verwirrt? — — Legen Sie mein Erstaunen nicht falsch aus, welches ein augenblicklicher Irrthum veranlaßte. Nehmen Sie auch meinen herzlichsten Dank, Herr von Belliard!" setzte sie mit einem gewissen ceremoniellen Ton hinzu und zögerte einen Augenblick, die dargebotene Hand des Marquis zu fassen. Nach kurzem Besinnen aber drückte sie dieselbe und sagte lebhaft: „Nein! Sie bleiben mein Freund, nicht wahr? Mag kommen, was wolle, — Sie bleiben mir — versprechen Sie mir dies jetzt noch einmal!"

Der Marquis gelobte es mit der innigsten Wärme und nahm den Vater zum Zeugen dieses Moments. Dieser faltete die Hände schweigend und neigte, von mannichfaltigen Gefühlen bewegt, das Haupt. Laura blickte mit strahlenden Blicken ins Weite, gleichsam als ob sie in der Zukunft lese. Ihre Brust hob sich stolz und kühn, eine große Empfindung erweiterte sie, ein herrlicher Gedanke blitzte aus ihren schwarzen Augen. Verwundert weidete sich der Marquis an ihrem Anblicke — er hätte sie mögen an sein Herz drücken, der reinste, lauterste Drang zog ihn gewaltig zu dem vortrefflichen Mädchen hin. Mit Mühe hielt er sich zurück. Die Tante, welche jetzt hinzukam, machte der Scene ein Ende. Bald nachher empfahl sich der Marquis. Auch Laura suchte das Freie in der höchsten Aufregung. Eine plötzliche Vermuthung war in ihr aufgewacht und gewann immer mehr Raum in ihrer Seele. Die Tante war ihr nachgeschlichen, sie hatte von Laura's Vater gehört, was vorgefallen. „Nichte!" rief sie, „was ist geschehen! Was bedeutet diese Schenkung von Deinem Geliebten? Kommt er nicht zurück?"

„Ich weiß nicht!" entgegnete Laura, „mein Kopf schwindelt. Was muß ich glauben! Er geht fort mit seinem Herrn, den sie den König nennen."

„Und scheint nicht wiederkehren zu wollen!" fiel die Tante ein, „die jungen Herren vergessen so leicht!"

„Vergessen!" betonte Laura stark. „Und dieses Opfer, welches er mir bringt? Laß! Er liebt mich treu, auch wenn ihm die Umstände gebieten sollten, sich von mir zu trennen. Ich wußt' es im voraus, daß keine dauernde

Verbindung möglich sei! Er ist ein Geächteter, wie der König, der Bruder jenes unglücklichen Ludwig."

„Aber wie kommt der Herr v. Belliard dazu, Dir die Schenkung des Marquis einzuhändigen?"

„Herr von Belliard! Ja, Du hast Recht, liebe Tante, das ist bedenklich."

Nach diesen Worten schwieg Laura eine lange Weile und schien über etwas nachzusinnen. Dann begann sie von neuem: „Sag mir, weißt Du vielleicht, wo der Prätendent sich jetzt aufhält? Was spricht man in der Stadt von ihm?"

„Einige meinen," antwortete Jene, „er sei bereits seit längerer Zeit auf dem ihm eingeräumten Schlosse in unserer Nähe mit geringer Begleitung eingetroffen."

„Vielleicht ist auch er darunter!" bemerkte Laura.

„Andere vermuthen, er werde in dieser oder künftiger Woche ankommen! — Wenn nur Dein Einverständniß mit dem Laroche gut abläuft," fügte sie nach einer Pause kopfschüttelnd hinzu. — „Bedenk' es wohl, Nichte! Ich will Dir nichts verschweigen."

„Sprich! Was ist es?" fragte Laura schnell.

„Man hat sogar," sprach die Tante weiter, „Deinen und des Königs Namen schon zusammen genannt! — Solche Mißverständnisse, wenn sie einmal ins Publicum dringen, sind schwer zu berichtigen!"

„Wohl wahr!" sagte Laura halblaut, mit nachdenklicher Miene vor sich niedersehend. Bald aber erheiterte sich ihr Antlitz wieder und sich lächelnd aufrichtend, fuhr sie fort: „Und doch — es thut nichts, laß Dich ein geheimnißvolles Wort, dem Deine Besorgnisse vielleicht eine schlimmere Bedeutung gegeben haben, nicht kümmern. Warum? will ich Dir ein andermal sagen. Ich muß mich erst fassen, mit mir selbst zu Rathe gehen."

Hier wollte sie eben das Gespräch abbrechen und nach ihrem geliebten Pavillon eilen, als sie sich besann und auf die Tante zuging:

„Noch Eins, hast Du den König gesehen?"

„Einmal, nur sehr flüchtig," antwortete die Gefragte, „er zeigt sich ja fast nie!"

„Beschreib mir seine Gestalt, seine Züge, wenn Du kannst!" bat Laura. Die Tante entwarf ein schwankendes Bild, für welches Jene dennoch herzlich dankte, und verließ dann verwundert ihre sonst so offenherzige Nichte, deren räthselhaftes Betragen sie nicht begreifen konnte. Als Laura allein war, faltete sie betend die Hände: „O Gott im Himmel, der Du Könige und Völker beherrschest, laß es so sein, wie ich hoffe!" — Wir wollen die Leser über diese Worte nicht im Dunkeln lassen. Laura, welche schon längst geahnt hatte, daß Belliard seinen wahren Namen verschweige, war, so lange sie ihn kannte, durch seine Gegenwart sehr oft an ihren Geliebten und die Zusammenkünfte mit ihm erinnert worden, ohne daß sie sich von der eigentlichen Ursache dieser Erinnerung Rechenschaft zu geben vermocht hatte. Es begegnet uns überhaupt mitunter, daß wir beim Anblicke dieses oder jenes Menschen unwillkürlich einer Begebenheit, oft eines sehr unbedeutenden Vorfalles, oder einer Person gedenken müssen, während wir den geheimen Zusammenhang nicht finden können. Laura hatte sich in ihrem Falle auch nicht darum bemüht, bis ihr beim Schenkungsakte plötzlich die Augen aufgingen. Belliard nannte den Namen ihres abwesenden Geliebten als den Mann, der ihr einen Theil seines Vermögens überließ! Also war ihr Geheimniß verrathen, und doch mußte sie schweigen, wie Belliard gebot. Mühsam nur bezwang sie sich. — „Herr, Sie spielen mit Geheimnissen!" war das Einzige, was fast ohne ihren Willen, über ihre Lippen schlüpfte. Gedanken, wie kreuzende Blitze, durchfuhren ihren Kopf und einer verschlang gleichsam zuletzt alle übrigen, der Gedanke: „Es ist der König!" — Sie hatte nicht Zeit, in jenem Augenblicke zu prüfen, ihre Vermuthung schien ihr so wahrscheinlich, Laroche, dachte sie, hat seinem Herrn das Verhältniß mit mir entdeckt und dieser hat — wer weiß, aus welchem Grunde — die Rolle übernommen, mit der er mich getäuscht. Vielleicht spinnt eine planvolle Betrügerei ihre Netze! Diese Besorgniß lag sehr nahe; aber Laura überhüpfte sie mit jubelndem Herzen, sie glaubte einen Wink des Schicksals zu sehen, indem der Mann vor ihr stand, dessen Freundin sie sich nennen durfte und der einst vielleicht den Thron Frankreichs besteigen werde. Wie eine goldene Fahne umrauschte sie die Hoffnung, als Freundin eines Königs zu dem Glücke einer großen Nation beitragen zu können! Deshalb hob sich ihre Brust so stolz und kühn, deshalb blitzte ihr schwarzes Auge, deshalb nahm sie von neuem dem Marquis das Gelübde ab, ihr, möge kommen, was wolle, seine Freundschaft zu bewahren. —

Mit voller Seele gab sie sich jetzt, nachdem die Tante von ihr gegangen, in der stillen Einsamkeit ihren Träumereien hin. Was man wünscht, glaubt man, sagt das Sprichwort. So zählte sich Laura die Gründe für ihre Vermuthung in Hinsicht auf ihren Gast vor und fand, wenn sie zu Ende war, immer noch einen Grund, der ihr von Gewicht schien. In den Umrissen, welche die Tante von dem König gegeben, fand Laura eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Marquis, obgleich sie

sich sagen mußte, daß das Bild, unsicher genug, auch auf ihren Geliebten und viele Andere passe. Dieser hatte bisweilen ein paar Worte von der flüchtigen Majestät gesprochen. „Gewiß," sagte Laura, „habe ich mir unwillkürlich den und jenen Zug ins Gedächtniß geprägt, welcher mich nun bei dem Anblicke Belliard's daran mahnt. Er sprach niemals viel von den Bourbons und doch, wenn er es that, mit einer Theilnahme, die kaum der allereifrigste Royalismus hervorbringen kann."

Laura hätte gern die erste Gelegenheit ergriffen, um ihren Freund zu bewegen, seine Maske wegzuwerfen und sich zu erkennen zu geben, aber sie hatte versprochen, nicht weiter zu forschen, und war zu gewissenhaft, um dagegen zu handeln. Auch sah sie den Marquis wenig, welcher jetzt nur unbestimmt und auf kurze Zeit in das Haus ihres Vaters kam. Dabei bemerkte sie, daß er zerstreut und unruhig sei. Briefe, die er auf geheimem Wege aus Frankreich bekommen, flößten ihm Besorgnisse ein, wie er sagte. Ueber die letztern sprach er sich jedoch nicht näher aus.

Indessen wurde das Gerücht immer lauter, der thronlose Ludwig der Achtzehnte — er reiste als Graf und zwar unter dem Namen einer französischen Stadt — sei angekommen. Laura erröthete vor Verlegenheit, als ihr Vater Herrn von Belliard eines Tages fragte, ob er über die Wahrheit des Gerüchtes nähere Auskunft zu geben wisse. Die Antwort war kurz und ausweichend. In einigen Tagen hoffe er etwas Gewisses sagen zu können, — setzte Belliard hinzu — er sei durch ein Billet, wie es scheine von des Königs eigener Hand, auf das Schloß berufen worden, dieser möge ihm, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten Dinge von Wichtigkeit zu entdecken haben, wahrscheinlich handele es sich um Maßregeln gegen die Revolution.

Zu gleicher Zeit war auch ein Briefchen in Laura's Hände gelangt. Mit zitternder Hast erbrach sie es und las: „Uebermorgen zur gewöhnlichen Stunde, meine geliebte Laura, laß die äußere Thür zum Pavillon offen. In Deine Arme eilt Dein L...."

„Gott sei Dank! Nun wird das Dunkel verschwinden," rief Laura aus. „Er wird mir enthüllen, wie Alles zusammenhängt!" — Sie sehnte sich nach Licht. Als sie in Belliard den König zu erkennen glaubte, hatte sie sich ausschließlich der schönen Hoffnung überlassen, durch ihre Freundschaft einen für das Heil Frankreichs wohlthätigen Einfluß zu gewinnen. Ein weiblicher Marquis Posa, wollte die hochherzige Schwärmerin versuchen, in der Brust Ludwig's die heilige Flamme der Begeisterung für Völkerfreiheit zu nähren und zu entzünden. Sie war bereit, ihr Glück, wenn es gälte, dafür zu opfern. Hören wir ihre eigenen Worte aus ihrem Tagebuche:

„Eine schöne, folgenreiche Zukunft liegt vor meinen Blicken," schrieb sie, ihren Geliebten anredend, „mein Herz ist berauscht vom Vorgefühle seines Glückes! O, mein Theurer, die Vorsehung wollte etwas Größeres, als unsere Vereinigung, indem sie uns zusammenführte! Ich konnte kein Wort finden für die Empfindung, die mich mit magischer Gewalt an unsern Gastfreund kettet — jetzt ist mir das Unerklärliche erklärlich geworden — es war die Ahnung, daß er ein König sei, mit dem ich befreundet werden sollte. Nun lieb' ich Dich um so mehr, je inniger ich ihm vertraut werde, Du wirst mir beistehen in dem großen Werke, für welches uns das Schicksal erlesen! Er wird seinem Lande Frieden und Glück geben — er ist edel, ich kenne ihn. Noch ist Frankreich, die Welt nicht reif für eine Republik, aber er wird die Menschheit dem schönen Ziele näher führen, er wird Muth haben, uneigennützig zu handeln, er wird eine glänzende Ausnahme der Könige sein. Zwar bin ich nur ein Weib, doch ich fühle eine Kraft in mir, die mich zu männlichen Thaten berechtigt. Was hätten die Freundinnen der Herrscher wirken können, wenn nicht Geiz und Sinnenlust ihr schmuziger Gott gewesen wäre!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

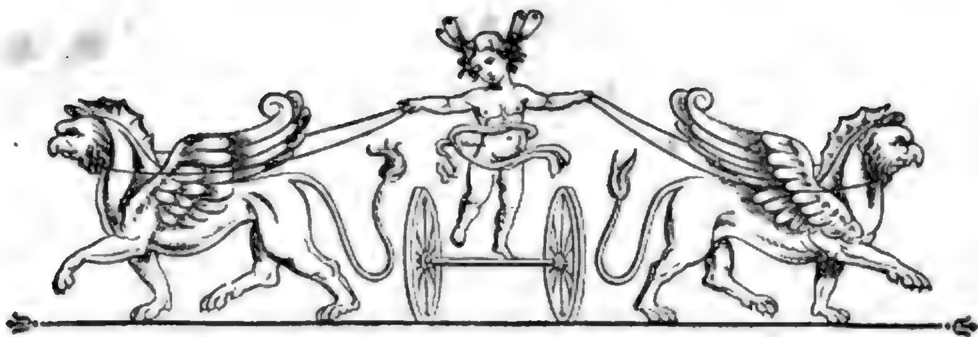
[Lithauisch.]

Der Mann nennt bei den Lithauern seine Frau: mano Pats, und das Weib ihren Mann mano Patti, d. h. „mein Selbst," gewiß eben so galant als innig. Das Mädchen sagt für Heirathen tekketi „hinzuströmen," um damit anzudeuten, daß sie nun ein Theil des Mannes werde, wie der Fluß, der in einen größern hineinströmt. Der erste Mann einer Frau heißt Wyras (absolut „Mann"); der zweite Uzkurrys d. i. Einer, der das Feuer wieder anbläst; der dritte Uztuppys, der Wiederbesitznehmer; der vierte Bobkaltys, d. i. der an ein altes Weib Geschmiedete.

[Politische Ansichten in Preußen.]

Als man die Mittheilung machte, Prof. Schubert in Königsberg, der Mitherausgeber der Kant'schen Werke, sei zur Redaction der preußischen Staatszeitung berufen, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß in der ganzen Monarchie Preußen, mit Ausnahme der elberfelder Zeitung, kein einziges politisches Blatt selbstständige Artikel bringt, keine einzige Redaction selbstständige Ansichten hat oder sich ein Raisonnement erlaubt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 134. — den 12. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nachher jedoch, nachdem sie sich mehr gesammelt haben mochte, begann der Zweifel sich zwischen die rosenrothen Bilder ihrer Hoffnungen zu drängen, wie wir aus folgender Stelle sehen können.

— „Und wenn nun das Alles nichts wäre, als die Frucht meiner entzündeten Einbildungskraft — ein Luftschloß, das in Nebel zerfließen wird? Dieser Belliard bewarb sich um meine Liebe und wußte doch schon, daß mein Herz nicht mehr frei sei? Ich wage weder ihn einer solchen Hinterlist zu beschuldigen, noch anzunehmen, daß er mit Deiner Einwilligung sich die Stelle habe erschleichen wollen, welche Dir zukommt. Weh' mir, welche schwarze finstere Gedanken sind das! Auf welche Abwege gerath' ich? Was ist das menschliche Herz, was sind unsere Entwürfe, wenn sie der schwankenden Welle gleichen, welcher die zügellosen Winde jeden Augenblick eine neue Gestalt geben! Was ist die Begeisterung, wenn sie nicht unauslöschlich brennt, wie das Feuer der Vesta! Ich dachte an Freiheit und Völkerglück, und nun geberd' ich mich, wie ein kindisches verzogenes Mädchen, dem man seinen Willen nicht gethan. Dieser Vergleich bringt mich wieder zu mir zurück — er war falsch, mein Fieber wird vorübergehen!"

Laura konnte die Stunde nicht erwarten, wo sie ihren Geliebten wieder sehen sollte. Den Tag vorher saß sie noch spät des Abends im Garten unter dem breiten Dache einer Platane, und ließ die Gestalten der Vergangenheit an sich vorübergehen. Da glaubte sie auf einmal in ihrer Nähe ein Geräusch wie von leisen Fußtritten zu hören. Sie lauschte, und jetzt vernahm sie auch ein Flüstern. Durch die mit Gesträuch durchwachsenen Zwischenräume des Gartengeländers erblickte sie undeutlich mehrere Gestalten, in Mäntel eingehüllt; die blieben stehen und sahen sich vorsichtig um. Einer der Männer zeigte nach der Gartenthür, wie es Laura vorkam; dann sprach er einige Worte, welche diese nicht verstehen konnte, zumal, da sie französisch gesprochen wurden. Ein Anderer redete ein wenig lauter. „Ich weiß aus guter Quelle," sagt' er, „daß die Regierung von Venedig ihm, auf das Gerücht der Siege Bonaparte's, befohlen hat, Verona ohne Zögern zu verlassen. Wir müssen uns daher beeilen, daß er uns nicht entwischt!"

Jetzt folgte wieder ein leiseres Flüstern. Laura ahnte Verrath und neigte ihr Ohr nach dem Geländer. Es verging eine ziemliche Weile, ehe sie wieder vernehmlicher reden hörte.

Der zuerst gesprochen, nahm von neuem das Wort, indem er sagte: „Von hier können wir leicht in den Garten dringen."

„Bst!" unterbrach sein Nachbar, „nicht so laut, die Bäume haben hier Ohren."

Bald darauf entfernten sich die Gestalten wieder. Laura zitterte. Galt der Anschlag ihrem Geliebten, oder wem? „Die Regierung Venedigs gebietet ihm, Verona zu verlassen!" wiederholte sie. „Mein Gott! Sollte der

König in Gefahr sein? — Der König — Belliard — ha, sein Gemeimniß ist hier bekannt geworden! Die heimnißvollen Männern wissen, daß er in diesem Hause ein- und ausgeht! Ich muß ihn warnen und bald!" — Nach einem kurzen Bedenken sprach sie leise: „Vielleicht kann Er mir rathen — ach, wenn doch schon der morgende Abend da wäre!"

Sie eilte nach dem Hause. Herr von Belliard war eine halbe Stunde vorher weggegangen, wie ihr der Vater sagte. Dieser hatte nach Laura senden wollen, der Besuchende ihn aber davon abgehalten, und nachdem er einen Gruß an sie zurückgelassen, sich bald darauf wieder hinwegbegeben. Noch unter der Thür habe er beim Abschiede geäußert, daß er vielleicht eine Reise zu machen genöthigt sein werde. Uebrigens sei er verstimmt und trüb' gewesen.

Laura, in der Hoffnung, ihr Freund sei von seiner Gefahr unterrichtet und treffe Vorsichtsmaßregeln zu seinem Schutze, fragte: „Wird er morgen wiederkommen?"

„Er hat es nicht versprochen!" antwortete der Vater; nach einer Pause fuhr er fort: „Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber es ist mit unserm Gastfreunde eine Veränderung vorgegangen, wie mir däucht. Es müssen Dinge von Wichtigkeit sein, welche ihn jetzt beschäftigen! Ich höre von einer großen Verschwörung, deren Mittelpunct der Prätendent selbst sein soll, und seit Herr von Belliard bei dem Könige gewesen ist, wie er sagt —"

„Sagt er das?" fiel Laura mit Lebhaftigkeit ein. „Und sonst hat er nichts darüber geäußert?"

„Nichts, als daß er morgen wieder eine Audienz haben werde. Er macht kein Geheimniß daraus, und doch thut er geheimnißvoll!" versetzte der Vater.

„Das wundert mich nicht!" entgegnete die Tochter, er kann nicht anders!"

„Wie so?" fragte Jener, und Laura, jetzt erst die Unvorsichtigkeit ihrer Worte bemerkend, sprach, um sich nicht zu verrathen, in leichtem Tone weiter: „Die Royalisten sind jetzt nirgends sicher, am wenigsten in Italien."

„Wie wird sich das entwirren?" seufzte der Vater; „Frankreich ist der Feuerheerd Europas, und nun haben sie die Gluth so arg geschürt, daß sie Alles in Flammen setzen wird. Wenn nur nicht die Despotie daran ihre Fackel anzündet!"

Hiermit brach er das Gespräch ab. Laura fand keine Ruhe. Der Schlaf wollte sich nicht auf ihre Augenlider senken und ihr die Sorge vom Herzen nehmen, welche sie quälte. Erst gegen die Dämmerung schlummerte sie ein.

Der Marquis stand zeitig auf und kleidete sich schnell an, um zum König zu eilen. Er hatte ihn gestern unpäßlich gefunden und wenig mit ihm sprechen können. Ein ausführliches Gespräch war auf den heutigen Morgen verschoben worden. Auf dieses war der Marquis sehr begierig, denn der König hatte ihm bereits angedeutet, daß er ihm ein wichtiges Geschäft aufzutragen habe. Dem Marquis, welcher eine Gesandtschaft vermuthete, kam eine solche Ehre gerade jetzt sehr wenig gelegen, doch war er zu Allem bereit, um seinem Herrn zu dienen.

Mit schlagendem Herzen sprang er aus seinem Cabriolet und stieg langsam die Treppe hinauf nach den Gemächern des Königs. Ein junger Höfling, Herr von Lafont, empfing ihn. Der Marquis stutzte, als er ihn erblickte. Er hatte ihn in Frankreich als einen gewissenlosen Menschen kennen gelernt und seinen Umgang vermieden. „Sie hier?" fragte er, seiner Ueberraschung nicht Meister. Lafont reichte ihm die Hand und bat ihn in ausgesucht höflichen Worten, sich seine Gesellschaft so lange gefallen zu lassen, bis der König erscheinen werde. Der Marquis verbarg sein Mißbehagen und fing an, über gleichgültige Dinge zu sprechen. Lafont anwortete zerstreut und suchte mehrere Male die Rede auf Frankreich und die Hoffnungen der Bourbons zu lenken. Nachdem der Marquis wiederholt ausgewichen war, fragte er endlich plötzlich: „Sie stehen jetzt in den Diensten des Königs?"

„Ja!" wurde geantwortet, „und erfreue mich seiner vorzüglichen Gunst. Sie dürfen offen gegen mich sein, Herr Marquis, der Name Laroche ist mir in doppeltem Sinne von Bedeutung."

„Mein Name," sagte der Marquis, über die dunkle Bemerkung Lafont's hingehend, „ist vor der Hand gestrichen, bis Frankreich wieder seinen rechtmäßigen Monarchen zurückgegeben ist. Sie theilen des Königs Verbannung, Herr von Lafont, dies gibt Ihnen Ansprüche auf mein Zutrauen —"

„Das ich zu schätzen wissen werde!" schob Lafont ein, den Marquis ansehend, aber sogleich wieder die Augen niederschlagend.

„Sein Sie dem Könige ein wahrer Freund! Bewahren sie ihm die Treue, welche Sie ihm zugesagt, und die in unsern Tagen so oft gebrochen wird —"

Der Marquis wollte noch mehr hinzufügen, als sich die Thür öffnete, durch welche Ludwig herein-

trat, den man auf den ersten Blick für einen König halten mußte. Trotz seinem Unglück war seine schöne Gestalt nicht gebeugt. Er lächelte unvermerklich, als er den Marquis erblickte. Dieser näherte sich bescheiden und ehrfurchtsvoll und bückte sich über seines Königs weiße, marmorne Hand, indem er einige Worte der Freude über das Wohlsein desselben aussprach. Der König dankte, dann wendete er sich zu Lafont und sagte: „Ich habe Sie warten lassen, mein Lieber, thun Sie jetzt nach Ihrem Belieben, wenn Sie mir nur bei Tische Gesellschaft leisten wollen."

Als Lafont entlassen war, nahm der König in einem Lehnstuhle Platz und winkte zugleich dem Marquis, sich zu setzen. „Ich habe eher, als Sie glauben, von Ihrer Ankunft in Italien Nachricht erhalten, Marquis," begann er darauf, „und wie innig ich Sie auch wegen Ihrer Schicksale beklage, die Sie aus unserm Vaterlande hinweggetrieben, so freue ich mich doch auch herzlich, Sie bei mir zu sehen."

„Wollte der Himmel, Sire," entgegnete der Marquis, „daß ich Sie bald zurückbegleiten, daß ich Ihnen in Frankreich meine Dienste leisten könnte!"

„Geben wir die Hoffnung nicht auf, mein Freund," sprach der König weiter und sein großes, blaues Auge strahlte von einer frommen Zuversicht. „Die Revolution hat sich allzusehr mit Blut befleckt, die Nemesis wird nicht ausbleiben! Die dichten Wolken, die meine Zukunft verhüllen, können sich plötzlich zerstreuen, und die Aussicht auf Erfolg kann sich wieder eröffnen, welche mir der dreizehnte Vendemiaire genommen zu haben scheint!

„Möglich," erwiederte der Marquis, „daß der Obergeneral der italienischen Armee, obgleich Sie an ihm einen thätigen Feind bekommen haben, gerade der Mann ist, durch welchen Sie auf den Thron Ihrer Väter steigen, Sire!"

„Ich will es nicht leugnen, daß auch ich schon diesen Gedanken gehabt habe!" sagte der König, in Nachdenken versinkend. Nach einer Pause, in welcher er die geistreichen Lippen fester geschlossen hielt, während der Mißmuth seine Brauen zusammenzog, fuhr er ärgerlich fort: „Wie doch Furcht und Feigheit die Menschen beherrschen! Die Gastfreundschaft der Venetianer ist mir immer sehr verdächtig vorgekommen; ich bin hier vor Ränken nicht sicher und darf dem Scheine nicht trauen —

— Timeo Danaos et dona ferentes.

Der Gouverneur von Verona hat mich nur incognito zu besuchen gewagt! Ich glaube, sie hätten gern der französischen Regierung geradezu erklärt, daß sie keine directe Kenntniß von meinem hiesigen Aufenthalte bekommen. Welch' eine elende Politik! Und nun weist man mich vollends hinweg, stößt mich aus. Ja, lieber Marquis, ich habe den Befehl bekommen, dieses Gebiet zu räumen, und ich darf ungefährdet nicht zögern."

„Sire," fiel der Marquis mit Wärme ein, „ich begleite Sie, ich will nicht von Ihrer Seite weichen! Wohin wollen Sie sich wenden?"

„Fast hätte ich Lust," antwortete Ludwig, „mir in Rußland eine Zufluchtsstätte zu suchen."

„O, warum diesen Halbbarbaren Ihr Glück verdanken, Sire?" versetzte der Marquis lebhaft.

„Mir bleibt keine große Wahl," sprach der König weiter, „Rom weist mich zurück, der König von Neapel fürchtet, mein Wirth zu sein; den Herzog von Parma, meinen Vetter, kennen Sie — —"

Er hielt gedankenvoll inne, eine schmerzliche Empfindung hemmte seine Rede. Der Marquis bemerkte es und wiederholte schnell, daß er ihm ein treuer Begleiter sein werde.

„Nein, mein Freund!" entgegnete Ludwig mit mildem Ernste, „für Sie gibt es eine andere Pflicht, durch deren Erfüllung Sie meinem Herzen Beruhigung gewähren!"

Der König legte die Hand auf die Brust und neigte das Haupt, sein Mund lächelte, aber sein Auge schien eine Thräne zurückzuhalten. In großer Spannung wartete der Marquis, bis der König sein Schweigen brechen werde. Endlich fuhr dieser nach einem langen Athemzuge fort: „Ich bin hier glücklich gewesen in meinem Unglück, ich werde lange zu zehren haben an der süßesten Erinnerung meines Lebens! Doch nun, da ich fort muß, erwachen Vorwürfe gegen mich selbst in meinem Herzen, die nicht verstummen wollen, obgleich ich mir keiner schlimmen Absicht bewußt bin! Ich habe hier ein theures Wesen gefunden, ein Mädchen, das mich zärtlich liebt — das weiß ich, ein edles, vortreffliches Geschöpf!"

„Und weiß sie, wen sie liebt?" fragte der Marquis schüchtern und ahnend. „Haben Sie sich ihr ganz entdeckt, Sire?"

„Nein!" antwortete der König. „Zwar hab' ich ihr keine Hoffnungen gemacht, so weit ist mein Gewissen rein, aber ich habe sie nicht allein wegen meiner Person im Dunkeln gelassen, sondern auch einen Namen gemißbraucht, welcher einem redlichen, untadeligen Manne zukommt!"

„Aber das Mädchen?" drängte der Marquis etwas ungeduldig.

„Vermache ich Ihnen! Sein Sie ihr ein Freund oder Geliebter, in einem gewissen Sinne gehört sie Ihnen an. Sie kennen Sie, Sie warben um sie, ich habe es erfahren —"

„Laura! — Mein Gott, wär' es möglich? — Darum also schwebte ein so strenges Geheimniß über dem Gegenstand ihrer Liebe?" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

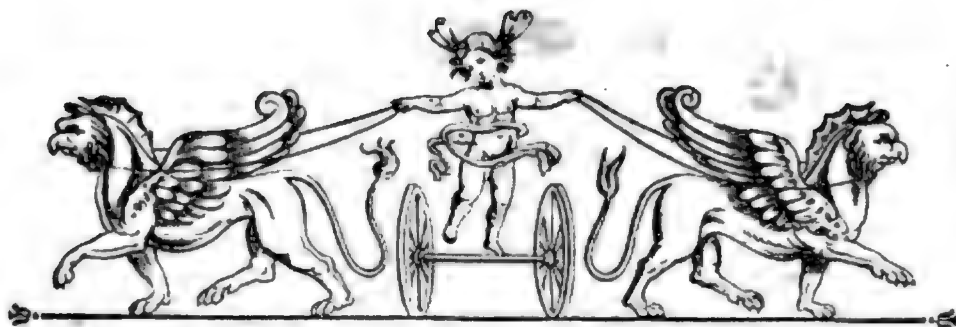
[Zeichnungen von Cornelius.]

Unser Städel'sches Kunstinstitut hat zwölf Zeichnungen von Cornelius angekauft. Elf davon sind aus Faust von Goethe, worunter ein Titelblatt und das zwölfte aus Romeo und Julie von Shakspeare. Eine ganze Apotheose Faust's ist auf dem Titelblatt dargestellt, eine ganze Welt oder besser die ganze unsichtbare Himmelwelt, in der die geheimen Triebräder der sichtbaren Welt in unaufhörlicher Bewegung sind. Oben thront ein Gott, zu diesem führen zwei Wege, der Weg der Ruhe, der sogenannten Tugend, und der Weg der Sünde. Die Reuigen, sagen die Rabbinen, sitzen Gott näher, als die Tugendhaften, die nie in Versuchung kamen. Dieser so tiefgreifende Spruch kann als Hauptmotiv zu einem Faust gelten, einem Faust, der nicht mehr den Doctor Faust, sondern ein Princip vorstellt. Der Künstler hat dies empfunden und hat dadurch seinen psychologischen Blick an den Tag gelegt. Auf der einen Seite sieht man in einem allegorischen Gewande die Philosophie, Medicin und ganz oben nicht weit von Gott die Theologie, die nur von zwei Engeln abgehalten wird, sich dem Jupiter zu nähern. Faust sitzt unter diesen Facultäten und — compilirt. Aber wie von unsichtbarer Hand geleitet, wird er zuerst durch räthselhafte Deutung, durch Alchimie hinübergezogen, er fällt in die Hände der Sünde, der Verzweiflung, der Verdammung, aber er steigt nicht desto minder in die Höhe und ganz oben kommt er geläutert und mit reuigem Blicke im Himmel an. Der erste Weg ist sicherer, sanfter, aber auch viel langweiliger, der zweite ist gefährlicher, gewagter, aber kühner und belohnender. Dabei ist die Zeichnung kühn und genial mit sicherer Hand hingeworfen, der Hauch des Bewußtseins athmet aus ihr und dennoch liegt etwas Grazlösesatyrisches darin, gerade wie in den Versen Goethe's. Aber diese Grazie hat der Künstler nur in dem Titelblatt gezeigt, sie verließ ihn in 7 andern Blättern und nur in einem dieser sieben ward er ihrer wieder Meister. Die Blätter stellen folgende Scenen vor: Auerbach's Keller, Gretchens erste Begegnung mit Faust, sein Spaziergang mit Gretchen, Mephistopheles mit Margarethe, Valentin's Ermordung, das stabat mater, die Ohnmacht Gretchens in der Kirche, die Kerkerscene, die Himmelfahrt, die Herzenscene und das Osterfest.

Die Schönheit Gretchens, sowie sie Cornelius auffaßte, besteht nicht in jenem naiven Gedanken, der wie der Duft eines Veilchens beglückt, sondern sie gleicht einer strotzenden Lilie. Die Form ist eher heroisch herausfordernd als hingebend schmachtend. Das Gretchen, das zu Faust sagt: „bin weder hübsch noch schön" und ihm so schnippisch entweicht, hat gewiß leichtere Formen, einen leichtern Gang und eine graziösere Taille als auf diesem Blatte. Soll aber dies Ideal eines Gretchens gelten — was immer eine besondere Auffassung zeigt, — so ist die Zeichnung von ihm auf dem Blatte, wo sie ihren Bruder ermordet findet, am gelungensten und genialsten. Vor dem Standbild sehen wir Gretchens Profil, ebenfalls zu männlich und durchaus mißlungen in der Kerkerscene, wo sie ein Engel zurückhält, während Mephisto den Faust mit sich zieht und die Rosse Feuer schnauben. Hier müßte der Schmerz veredelt sein, eine dunkle Ahnung von einer himmlischen Glorie müßte das Gräßliche der Gesichtszüge verschönen, aber dies fehlt gänzlich, desto poetischer ist wieder das schwangere Gretchen in der Kirche. Reue, edler Schmerz sind hier meisterhaft ausgedrückt. Ferner ist das Gretchen, das sich auf dem Spaziergange an Faust schmiegt, eine liebe deutsche Seele, aber ebenfalls mehr irdisch sinnlich reizend als liebevoll entzückend. Man sieht, daß Cornelius' Gretchen nicht immer dasselbe ist und daß er oft die Grazie der erhabenen Form aufopfert, wie es ja auch der Hercules unter den Zeichnern, Michel Angelo, that. Desto charakteristischer und consequenter sind seine andern Personen. Faust immer der kräftige Deutsche, der Himmel und Hölle stürmt, um das Ungewisse in seinem Busen zu befriedigen, Mephistopheles nicht der furchterregende donnernde Teufel mit Hörnern, sondern der civilisirte Teufel des 19ten Jahrhunderts, der eitle prahlende Teufel mit Glacéehandschuhen, der Seydelmann-Mephistopheles. Margarethe ein Original von Häßlichkeit, so daß man sie darob lieben könnte. Die verschiedenen andern Figuren großartig, die Rosse kühn, und gleichsam ihrer Herrn sich bewußt. Es ist dies das Pferd Hiob's, das bei dem Schlachtendonner Jubelruf dazwischen wiehert, obschon für arabische Race zu massiv. Bei einem Meister, wie Cornelius, wird das Kleinste groß und so sind die verschiedenen Architekturen großartig und dem Zeitpunkte, dem sie angehören, getreu. Alles trägt das Gepräge der echten Poesie und einmal an das Gretchen und ihren etwas breiten Fuß gewöhnt, steigt der Genuß mit jedem Blicke. Aber auch die Julia im Sarge ist die Juliette Shakspeare's nicht. Auch sie ist zu corpulent und zu männlich. Ich sah einen Mann, der nicht zu der rohen Classe gehörte, vor diesem Bilde mit seinem Sohne stehen. Da es aber mitten unter den Zeichnungen Faust's steht, so erklärte er die Julia für den ermordeten Bruder Gretchens, und als er seinen Irrthum einsah, war er erst recht böse. Der Leib Juliettens ist viel zu dick, das Gesicht zu breit und die Drapirung über den steifausgestreckten Beinen zu undeutlich. Desto besser ist wieder Romeo und göttlich schön der alte Klosterbruder, der eben hereintritt. Wie es scheint, gewinnt Cornelius immer das wieder in seinen Männern, was er in seinen Frauengestalten verliert.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 135. — den 13. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Fortsetzung.)

„Auf meiner Reise bekam ich über Sie Nachricht, Marquis, auch Sie hatten das blutende Frankreich verlassen müssen, nachdem Ihre Verwandten Opfer der Revolution geworden waren. Gleich darauf hörte ich, daß Sie Ihren Namen geändert. Mir fiel eine Last vom Herzen, denn so war mein Doppelgänger verschwunden!"

„Welche Räthsel, Sire —"

„Sie verzeihen mir die Unbedachtsamkeit. Ich gab mich bei Laura, die ich zuerst im Dome gesehen, für einen Höfling des Königs aus. Das konnte ich um so leichter, je weniger ich mich auf der Straße sehen ließ, um mein Namenkönigthum nicht dem Spotte preis zu geben — verzeihen Sie, ich wiederhol' es, Marquis — Sie sind der Mann, unter dessen Namen ich mich in Laura's Gunst einschmeichelte."

„Ich?" rief der Marquis erschrocken, einen Schritt zurückweichend; „Sie überraschen mich in der That, mein König —"

„Ich wußte Sie damals noch fern," fuhr dieser fort, „den Zufall konnte ich nicht vorausahnen, daß wir einst Nebenbuhler sein würden."

„Ich bin der Zurückgewiesene," sagte der Marquis mit traurigem Kopfschütteln. „Arme Laura," fügte er leiser hinzu, „der Laroche, den Du liebst, wird bald von Dir scheiden, und der andere kann nichts thun, als Dich beklagen!"

„Laura ist stark!" entgegnete Ludwig und ging mit großen Schritten auf und nieder. „Nur Laura kennt mich unter dem Namen Laroche und einer meiner Hofleute, ein junger, gutherziger Mann, Herr von Lafont, derselbe, den Sie vorhin im Zimmer trafen. Das Geheimniß ist nicht verbreitet."

„Schon allzuweit!" erwiederte der Marquis, indem er bei dem Namen Lafont ein finsteres, mißtrauisches Gesicht machte. „Laura's Ehre, Sire, steht auf dem Spiele!"

Der König blieb stehen und sagte mit scharfem Tone: „Wer soll sie antasten? Wer soll es dem Publicum sagen, daß ich es war, mit dem Laura in Einverständniß gestanden?"

Als der Marquis schwieg, schlug Ludwig die Arme in einander und schien einem dunklen Gedanken nachzuhängen. „Freilich," fing er von neuem endlich an, „freilich ist eines Mädchens Ehre durch die Liebe eines Königs gefährdet. — Das haben wir unsern Vorfahren zu verdanken," sprach er mit einem verächtlichen Lächeln weiter, „dieser Flecken in der Geschichte ist nicht auszuwaschen! Und sehen Sie, Marquis, dieser Flecken ist auch dem Auge des Volkes nicht entgangen. Wer weiß, ob ich jetzt flüchtig herumirrte, wenn mein Großvater, anstatt mit schönen Weibern zu tändeln, besser das Scepter geführt hätte!"

„Möglich, aber es ist ein Unterschied in der Liebe," sprach der Marquis, wieder einlenkend, nicht ohne Rührung.

„So wahr ich auf Seligkeit hoffe, ich habe Laura mit reinem Herzen geliebt und — (er ging auf den Mar-

quis los und faßte mit großer Wärme seine Hand) — deswegen wählt' ich mir auch einen reinen Namen!"

„Mein König!" rief der Marquis, Thränen in den Augen, denn die letzten Worte desselben hatten ihn heftig ergriffen. „O, Sire! — vielleicht, ja — vielleicht lernt mich Laura doch noch einmal lieben — ich will ihr von Ihnen erzählen — ich will meinen alten Namen wieder annehmen, wenn Sie, ach, — fort sind — ich will —"

Die Stimme versagte ihm, er ließ die Hand des Königs nicht los, preßte sie an seine Brust, lächelnd zog sie dieser zurück und klopfte dem Marquis auf die Schulter: „Ich dank' Ihnen, mein theurer Freund!" sagt' er. „Solcher Treuen bedarf ich. Führt mich die Vorsehung auf den Thron, so werde ich mich Ihrer erinnern!"

Ein eintretender Diener, welcher dem König etwas meldete, unterbrach die Audienz. Nachdem dieser ihn abgefertigt, theilte er dem Marquis unter Anderm noch den Inhalt des Briefchens mit, welches er an Laura geschrieben, indem er die Bitte hinzufügte, gegen Laura über diese Unterredung zu schweigen. „Heute Abend," sagte er, „will ich ihr beim Abschiede vielleicht Alles selbst entdecken, und morgen erwarte ich Sie wieder bei mir, liebster Marquis!"

Damit entließ er ihn. Der Marquis ging, wie in einem Traume, nach Hause. Sein Herz war in Aufregung, ach! und seit er Laura's Geliebten kannte, schlug seine Liebe wieder helle Flammen. Jetzt konnte er sich auch ihr ungewöhnliches Erstaunen über die Schenkung erklären. Er brannte, ihr zu enthüllen, was er erfahren, und durfte doch nicht, er getraute sich nicht, zu ihr zu gehen, aus Besorgniß, sich zu verrathen. Und wenn er nun wieder an den König dachte, an dessen bevorstehenden Weggang, an die Gefahr, in welcher derselbe schwebte, wie wurde ihm da? Die Hoffnung auf Laura's Besitz stritt in seiner Seele mit dem Schmerze, seinen Herrn verlassen, verlieren zu müssen. Er glaubte völlig mit sich abgeschlossen zu haben, und nun erhob sich der Sturm von neuem, der in seinem Innern geschlafen hatte. Noch gestern hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, von Laura zu scheiden, um einer höhern Pflicht zu folgen, seinen König, wohin er auch gehe, zu begleiten — jetzt fühlt' er sich wieder mit tausend Banden an die Stätte gefesselt, wo seine Freundin athmete. Die Schenkung kam ihm jetzt so armselig vor, daß er sich fast ihrer schämte und auf Größeres, Würdigeres sann, womit er Laura erfreuen könne, Lust und Leid wogten wechselnd in ihm auf und ab.

Erst spät am Abend kam er in sein Zimmer zurück, welches er, als beengend, den ganzen Tag über geflohen hatte. Ermüdet warf er sich in sein Sopha und bedachte, was er äußerlich und innerlich erfahren. Als er eine Weile schweigend gesessen hatte, brachte ihm sein Diener, den er aus Frankreich mitgenommen, einen Brief mit dem Bemerken, daß derselbe schon nach Tische abgegeben worden sei. Der Marquis sah die Adresse an, deren Handschrift ihm unbekannt war. Nachdem er den Bedienten fortgeschickt, erbrach er das Blatt und las:

„Marquis, der König ist in Gefahr!" Retten Sie ihn, ich beschwöre Sie! Ich bin an ihm zum Verräther geworden, habe sein Vertrauen schändlich gemißbraucht, habe mich zum Werkzeuge frecher Jacobiner erniedrigt, die ihm nach dem Leben stellten, durch mich wissen diese Menschen, wohin sich der König heute Abend begeben wird. Dort werden sie unter irgend einem Vorwande sich an ihn drängen, um ihn zu ermorden. Ach, eilen Sie, ihn zu retten! Wüthende Reue zerfleischt mich, ich verachte mich selbst und gehe, mich vor dem Angesichte der Menschen zu verbergen. Wo werde ich Ruhe finden? — Hören Sie? heute Abend im kleinen Gartenhause seiner Geliebten, die ich zugleich mit verrieth. — — Wird das Wort nicht auf meinem Lippen zum Fluch, so möcht' ich beten: der Himmel leite sie!

Lafont."

„Großer Gott!" schrie der Marquis wankend und zog mit zitternder Hand heftig an der Klingelschnur. Der Diener kehrte mit eiligen Schritten zurück und fand seinen Herrn todtbleich.

„Henri, meine Pistolen! Schnell! — Was zögerst Du? Fort um Gottes willen!"

Jener brachte das verlangte.

„Sind sie geladen?"

„Ja, Herr!"

„Nimm! — Gib meinen Degen! Der König ist von Mördern umringt. Wenn Du Deinen König liebst, so folge mir!"

Im Augenblick war der treue Diener bereit. — „Wo, wo?" rief er — „Welche Schurken?"

„Still!" gebot sein Herr — „Du wirst's erfahren!"

Die beiden Männer stürmten hinweg.

Während dies vorging, hing Laura am Halse ihres königlichen Geliebten, den sie noch immer für den Marquis Laroche hielt. In ihrer Seele waren große Veränderungen vorgegangen, seitdem sie sich einbildete, Belliard sei der König. Sie prüfte nicht mehr, der Ge

danke, welcher sie beherrschte, war zur fixen Idee geworden. Der Geliebte erschien ihr in einem andern Lichte, als früher. Ihr Herz drängte sich zu ihm, nicht nur in heimlicher Stunde Liebesglück gegen Liebesglück harmlos mit ihm einzutauschen — er war ihr Verbündeter geworden, der ihr beistehen sollte in der Ausführung höherer Pläne, welche sie, wie Weiber sind, nicht mit Klarheit überdacht hatte. Dazu kam heute noch ihre Unruhe, welche ihr das Gespräch jener dunklen, schleichenden Männer verursacht hatte. Nach den ersten Freudenergießungen des Wiedersehens, hatte sie ihn auch mit Fragen über den König bestürmt und zuletzt auf ihre Besorgniß um seine Sicherheit hingedeutet, ohne noch den Grund derselben näher zu bezeichnen. Da der Geliebte jedoch lächelnd entgegnete, er wisse, daß der König, wenigstens heute, ganz sicher sei, daß er sich an einem Orte befände, wo ihn der Unfriede der Welt nicht erreichen könne, so verschwand ihre Furcht und eine innige Umarmung dankte ihm für seine Mittheilung. Er aber freute sich im Stillen über die Theilnahme der reizenden Republikanerin, die sie auch für einen König hegte, welchen die Republik vertrieben hatte. „Auch den Unbekannten liebt sie in mir!" dachte er. In gewissem Sinne hatte er Recht. Die freundlichen Gesinnungen für den Mann, den sie für den Thronprätendenten von Frankreich hielt, streiften, ohne daß sie es selbst wußte, an die Liebe. Das Herz handelt oft nach eigner Willkür. Ihre politische Schwärmerei hatte das ihrige dahin geführt. Er, den sie jetzt umfaßte, hatte einen Theil der Empfindungen eingebüßt, welche sie auf jenen übergetragen.

Mehrere Male öffnete sie die Lippen, um ihm zu sagen, daß sie die vertraute Freundin des Königs sei, und daß sie als solche handeln werde, aber immer glaubte sie nicht den rechten Anfangspunkt gefunden zu haben. Der Zweifel: „Wie viel mag er schon von dieser Freundschaft wissen? Und schweigt er nicht vorsätzlich darüber?" schloß ihr den Mund, und so verschob sie ihre wichtigsten Geständnisse, besonders da der Geliebte, sobald sich die Rede auf Ludwig hinlenkte, auszuweichen suchte. Deshalb hatte sie ihm vorläufig nur diejenigen Stellen aus ihrem Tagebuche mitgetheilt, welche sie geschrieben hatte, da sie ihren Gastfreund nur noch für den Herrn von Belliard hielt. Der Zuhörer lächelte über die Offenherzigkeit, mit welcher sie jedes ihrer Gefühle dargelegt; doch in seinem Lächeln sprach sich zugleich ein leiser Kummer aus, als er die Worte las, in denen Laura sich bemühte, ihre Gefühle für Belliard zu erklären. Ihm war's, als spräche darin ein ahnender Geist zu ihr: „Dein Gast wäre der Mann, den Du lieben solltest. Jener verräth, betrügt Dich!"

Mit Ungeduld harrte sie, bis er von der Schenkung zu sprechen anfangen werde, die, wie sie glauben mußte, von ihm herrühre. Da er es nicht that, konnte sie sich nicht enthalten, ihm ihren Dank „für ein so kostbares Geschenk" zu sagen. Der König fragte unbefangen, was sie meine, und so kam es endlich, da ein Wort das andere gab, dahin, daß sie ihm Vorwürfe über seine Verstellung machte und hinzufügte, ihr sei recht wohl bewußt, in welcher Beziehung er zum Herrn von Belliard stehe. Der König war betroffen. — „Wer sagt Dir —" begann er erstaunt und sah sie groß an. Eine hingeworfene Aeußerung Laura's überzeugte ihn wieder, daß ihr seine eigentliche Würde unbekannt war. Aber das sah er wohl ein, hier mußte ein Geheimniß im Spiele sein. Da reichte ihm Laura mit den Worten: „Du mußt Dich doch dazu bekennen — ich dulde diese Räthsel nicht mehr!" das Document hin, unter welchem der Name Laroche stand. Der König gerieth in die größte Verwirrung. Laura beobachtete ihn nicht minder befremdet und bereute hart ihre Unvorsichtigkeit; sie hatte nicht bedacht, daß sie über diesen Gegenstand strenges Stillschweigen gelobt hatte. — „Laura!" hub der König an, indem er mit feuchten Augen in die Schrift sah — „dieser Laroche — ach! Es ist der edelste Mann, den ich kennen gelernt —!"

„Wie?" fragte Laura verwundert, „Du bist nicht —?"

„Frage nicht, meine Geliebte," antwortete der König erglühend über die Unbedachtsamkeit, sich verrathen zu haben. „Es wird sich alles enthüllen! Hier — hier ist auch mein Tagebuch — (er gab ihr ein versiegeltes Heft) lies es, wenn ich fort bin. — Aber frage mich jetzt nicht!"

„Also auch Du gewährst mir kein Licht, nach welchem ich so sehnlich verlangte?"

„Licht! Ja, es wird Licht werden!" rief der König mit einer schmerzlichen Geberde — „Taste nicht an den Schleier, den das Schicksal noch nicht lüften will!"

Laura starrte vor sich hin — ein Schauer überlief sie — ihr Athem wurde schwerer. Der König legte die Stirn in die Hand und stützte sich auf den Tisch. Seine Wangen schienen noch blässer, als gewöhnlich. Tiefes Schweigen umgab die Liebenden, welches zuerst von Laura gebrochen wurde, indem sie erschrocken wie aus einem Traume auffuhr.

„Horch! Hörtest Du nicht Stimmen?" flüsterte sie ängstlich.

„Du schwärmst, mein Kind!" beruhigte der König mit einer Stimme, die seine eigne Unruhe nur allzudeutlich kund gab. Er riß das Oberkleid auf, ohne zu bedenken, daß er die Orden, welche er beständig auf der Brust zu tragen pflegte, abzulegen vergessen hatte. Der Stern des heiligen Geistes, das Band des St. Michaelis und das Kreuz des Ludwigs-Ordens wurden sichtbar. Schnell schlug er die Hülle wieder darüber. Er wußte nicht, ob Laura etwas gesehen, sie äußerte nichts, obgleich sie eine Bewegung des Erstaunens machte, wie ihm schien.

„Ach, ich fühle eine unnennbare Angst!" sagte sie nach einer Weile mit einem schweren Seufzer.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Sängerfest, Theatralisches, Nachdruck.]

Frankfurt will das Sängerfest seiner würdig begehen. 800 Sänger werden mitwirken und ohnedies soll dies Fest eine Grundidee zu einer Bildungsanstalt für musikalische Talente abgeben. Es war höchst gut gedacht, dem Feste eine heiligere Tendenz unterzulegen, sonst hätte es keinen eigentlichen Zweck weder für die Sänger noch für die Künstler, die an der Spitze stehen. Allerdings ist es schon sehr viel, wenn Männer aller Classen sich zu einem Zwecke versammeln, aber dieser Zweck darf nicht momentan und blos des Scheines wegen dasein. Deswegen auch lenkte man noch zu rechter Zeit zurück, oder besser, man schritt mit einem Male vorwärts und erkannte den wahren Standpunkt der Sache. Unsere Stadt aber wird gewiß dadurch gewinnen. Nicht allein wird eine außerordentliche Eleganz und Pracht entwickelt werden, sondern dies Fest gibt vielleicht Veranlassung zu einem festern Zusammenwirken in dem Gebiete der Kunst. Ich sage vielleicht, denn ich selbst glaube nicht daran, der Kastengeist ist noch zu sehr hier vorherrschend, übrigens sieht man das laisser aller der Kunst hier an dem Theater, dem nun einmal kein glückseliger Stern mehr leuchten will. Es soll aus sich allein bestehen, unsere Kaufleute zahlen jährlich ihr Deficit und wissen wohl, daß es nie eine Kunstanstalt für Frankfurt wird und daß sie eher auf ihr Sängerfest stolz sein können. Herr Capellmeister Guhr zeigt sich jedoch sehr thätig, er wird die Klein'schen und Spohr'schen Compositionen dirigiren, und er trägt sein Mögliches bei, um das Fest zu verherrlichen. Die Leitung der Oper unter seiner Hand ist noch zu jung, um ein competentes Urtheil darüber zu geben, jedoch wird er so manches Unangenehme später hören müssen. Es ging den hiesigen Directoren nie anders. Im Schauspiel wurde Mad. Frühauf hier engagirt. Sie gab hier die Thekla, von der Rahel sagt, sie hätte kein Fleisch. Die Thekla ist aber auch aus Thränen und Gedanken zusammengeleimt, und obschon es wahr ist, daß sie kein menschliches Fleisch hat, wie die Frauen Goethe's, so hat sie doch Blut und zwar echtes deutsches, friedländisches Blut. Ob Mad. Frühauf eine Thekla ist, das weiß ich nicht. Schon ein Glück für sie, daß man daran zweifelt. Sie scheint eine Thekla zu sein, ist sie aber nicht, und ist sie um so weniger, weil sie sie scheinen will. Mademoiselle Hildebrand wird uns wahrscheinlich verlassen. Unsere Buchhändler ziehen fast alle nach und nach auf die Zeil, wo sie glänzende Etablissements haben. Auch die Buchhandlung von Jügel wird sich neben denen von Schmerber und Herrmann niederlassen, obschon sie bereits noch ein Etablissement fast auf derselben Straße hat. Herr Jügel will ein Lesecabinet errichten, was hier allgemein Beifall findet, da man schon längst nach einem solchen Institute schmachtet. Ich glaube sogar, daß die Literatur dabei gewinnen würde, wenn in jeder Stadt ein vollkommenes Lesecabinett bestünde. Da man die Blätter nicht mit nach Hause nehmen kann, so würden die Abonnenten deshalb nicht abnehmen. Ueberhaupt aber würde ein besonderes Lesecabinett für Frauen durchaus nichts schaden. Die Frauen sind hier von der Literatur gänzlich ausgeschlossen. Der Journalismus in unsern Tagen, besonders der literarische, hat die olympischen Spiele übernommen, dort läßt sich das junge Talent zum ersten Male hören, dort wird es entweder angefeuert oder entmuthigt, der literarische Journalismus sollte also weit mehr ausgebreitet sein und besonders auch unter den Frauen. Mit dem Nachdruck wird es hier wieder stille. Die Postamtszeitung, die diese Maßregel ridicul nennt, beklagt sich über die Allgem. Zeitung, daß sie ihre Artikel ohne Quellenangabe nachdruckt. Die Sache verhält sich so. Der Redacteur der P. A. Z. übersetzt, fügt einige Linien hinzu und nennt es einen Artikel. Die Allg. Zeitung, die die Quelle hat, sagt: „man liest in dieser oder jener Zeitung," und gibt die Uebersetzung der P.-A.-Zeit. Die Allg. Zeitung zeigt hiermit nur das Anmaßende der Post-A.-Zeitung, die jede Uebersetzung einen Artikel nennt. Unterdessen wird hier immer noch nachgedruckt und so lange es nicht ausdrücklich verboten wird, so lange wird in Frankfurt nachgedruckt werden, weil die politischen Blätter mit den literarischen Anhängseln zu wohlfeil sind. Lieber aber sollten die Redactionen um 2 Gulden aufschlagen und nichts nachdrucken. Sie würden besser dabei bestehen, denn es würden dann viele Autoren selbst um Nachdruck ihrer Artikel bitten, besonders wenn ein kleineres Honorar dafür abgereicht werden soll, es müßte dann dies Honorar an die Redaction des Blattes fallen, das zuerst den Artikel lieferte.

Notizen.

[H. Marggraff]

hat ein Drama: „Das Täubchen von Amsterdam" vollendet, das in München zur Aufführung kommt. Es gibt die Geschichte der Düveke unter jenem Christian von Dänemark, den Hauch in seinem Wilhelm Zabern darstellte.

[Byron, übersetzt von Pfizer]

Von dieser Uebersetzung (Stuttgart bei Liesching) erschien bereits die dritte Sammlung. Sie enthält Sardanapal, Cain, Marino Faliero.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 136. — den 14. Juli 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der König.

(Beschluß).

Laura war aufgestanden und öffnete die nach dem Garten zu führende Thür. Tiefathmend zog sie die kühle Abendluft in sich ein. Der König wollte ihr folgen und stieß aus Versehen an den kleinen Tisch. Das schwache Lämpchen, welches auf demselben gestanden, fiel herunter und erlosch.

„Was thust Du?" rief Laura bebend. „Nun sind wir ganz im Dunkeln!"

„So ist's recht!" entgegnete der Geliebte mit einem unheimlichen Lachen. „Die Nacht ist die Freundin der Liebenden, Licht taugt nichts! Fürchte Dich nicht, meine kleine Heldin, bei unsern Küssen und Liebesreden brauchen wir keine Leuchte!"

Bei diesen Worten umfaßte er sie mit dem einen Arme, seine andere Hand hatte die ihrige ergriffen. Laura sträubte sich unter seiner heftigen Umarmung, er drückte seine Lippen fest auf ihren Mund, ihre linke Hand an sein pochendes Herz. Sie hatte nicht bemerkt, daß er einen Ring über ihren Zeigefinger gestreift hatte. „Denk' an mich!" flüsterte er und ließ sie wieder los; wie von einer schweren Last befreit, lehnte sie sich ächzend an einen Stuhl.

Jetzt war auch ihm, als hör' er in seiner Nähe ein Geräusch. „Still! — Was war das?" sagte er mit verhaltener Stimme.

Eine bange Ahnung bedrückte ihm die Brust. Laura richtete sich auf, mit weit geöffneten Augen durch die Thür starrend. Ein dumpfes Gemurmel wiederholte sich in kleinen Pausen. „Sie sind es!" sprach Laura leise und tonlos. — „Wer?" fragte Jener zerstreut. — „Mein Gott!" rief sie aus, „der Anschlag gilt Dir! Rette Dich — dort — durch jene Thür!" — „Fliehen? ohne Dich?" entgegnete der König, fast zürnend. Dann fuhr er fort, sie zurückdrängend und sich der Gartenseite nähernd: „O, daß ich waffenlos bin!" — Es war wieder still geworden — es blieb still. Schon wollte der König ins Freie hinaustreten, als sich wieder Fußtritte vernehmen ließen. Schnell griff Laura nach ihrem Kopfe, um die schwere silberne Nadel zur Vertheidigung herauszuziehen. In diesem Augenblicke fragte in einiger Entfernung eine ziemlich laute Stimme auf Französisch: „Hat der Marquis Laroche einen Augenblick Zeit, eine höchst wichtige Mittheilung anzuhören?" — Laura hielt dem Geliebten die Hand auf den Mund. Eine zweite Stimme, etwas näher, fügte hinzu: „Die Mittheilung ist dem Marquis sehr dienlich!"

„Sogleich!" entgegnete der König dumpf, mit verstellter Stimme, trotz Laura's stummem Flehen, nicht zu antworten. Ein schwerer Fußtritt hallte auf dem knisternden Sande des Gartenweges nach dem Pavillon zu, während der eine Thürflügel zugleich von unsichtbarer Hand zurückgeschlagen wurde.

Ehe es der König hindern konnte, sprang Laura vor. Ein Mann, tief in einen Mantel gehüllt, mit be-

decktem Haupte, trat ihr entgegen, die Hand ausstreckend, in welcher er ein Blatt Papier hielt. Als er Laura erblickte, blieb er einen Augenblick unentschlossen stehen und sah sich um, als suche er Jemanden mit den Augen. Da entstand plötzlich ein starkes Geräusch an der entgegengesetzten Thür, durch die man den Ausgang nach der Straße hatte. Der Mann im Mantel trat über die Schwelle zurück nach dem Garten. Der König hatte Laura wieder stumm bei Seite gedrückt. Die kleine Thür nach der Straße wurde gesprengt, der König hielt sich zur Vertheidigung bereit, auf einmal wurde er von starken Armen kräftig gepackt. „Verflucht!" schrie der dunkle Mann auf der andern Seite; „es ist zu zeitig!" In demselben Moment aber fühlte er sich verwundet. Ein Pistolenschuß wurde abgefeuert. „Großer Gott! Sie ermorden ihn!" rief Laura außer sich und stürzte nach dem Ausgange. Ein anderer Mann trat auf sie zu — der Verwundete wälzte sich am Boden und stöhnte: „Verrath! Verrath!" — „Wo bist Du?" rief das Mädchen entsetzt, indem sie zugleich mit ihrer silbernen Nadel in die Hand dessen stieß, der sie festhielt. — „Schurken!" donnerte dieser jetzt, Laura mit sich fortreißend und sich zur Wehr stellend. „Sucht Ihr den Marquis Laroche? Ich bin's!" — Laura stieß einen gebrochenen Schrei aus.

„Es lebe der König! Es lebe Ludwig der Achtzehnte!" rief der Marquis mit feuriger Begeisterung, denn dieser war es wirklich, der seinem Könige zu Hülfe geeilt war. — „Nieder mit den Königen!" antwortete eine andere rauhe Stimme. „Es lebe die Republik!" — Laroche feuerte eine zweite Pistole auf den Schreier ab, der, den verwundeten Genossen aufraffend, wie es schien, nicht getroffen, eilig entfloh.

Laura war am Sopha zusammengesunken. Es erfolgte eine große Pause, die nur durch das schwere Athemholen der Zurückgebliebenen unterbrochen wurde.

Laroche verließ sie einige Augenblicke, um in den Garten zu gehen und nachzusehen, ob sich Niemand versteckt habe. Als er auf einen erhöhten Vorsprung trat, sah er in der Ferne mehrere Gestalten, die auf eine andere Gruppe zueilten. Dort, dünkte ihm, hielten einige Männer mit Pferden. Bald darauf hörte er auch den Hufschlag derselben.

Er ging zurück, der Garten war sicher. An der Thür des Häuschens stürzte ihm Laura entgegen. „Belliard! Freund! Retter! Wo ist —?" Die Hand vor die Augen schlagend, endigte sie nicht.

„Ruhig, gute Laura!" antwortete der Marquis, etwas erschöpft. „Er ist in Sicherheit!"

„Sie haben ihn fortgeschleppt, sie werden sich rächen, die Furchtbaren!"

„Nein! nein! Es ist ein guter Freund, der durch die hintere Thür hereinbrach."

Ermattet warf sich Laura auf das Sopha. „Gott sei gelobt!" betete sie. Dann stand sie wieder auf, suchte im Dunklen nach der Hand des Marquis und drückte sie gegen ihre kalte Stirn. Sie war keines dankenden Wortes fähig, aber ihr Herz klopfte hörbar.

Der Marquis machte sich sanft und mit einigen Worten der Beruhigung von ihr los. Er öffnete die äußere Thür. Der Schimmer einer Laterne nahte sich.

„Sie sind's! Sie kommen!" jauchzte er. Laura's Füße waren von freudigem Schreck gelähmt.

„Laura! Laura!" Mit diesem Rufe lag der Geliebte an ihrem Herzen.

Der brave Bediente des Marquis zündete an seiner kleinen Blendlaterne die Lampe an. Es wurde hell im Gemach. Laura entwand sich endlich der Umarmung des Stürmischen. „Himmel!" rief dieser plötzlich erschrocken, „Du blutest! Du bist verwundet." Er strich ängstlich mit dem Tuche über ihre Stirn. „Ich fühle keinen Schmerz!" sagte sie matt. Die von ihrer Nadel gestochene Hand des Marquis, welche sie gegen die Stirn gehalten, hatte dieselbe gefärbt. Jetzt trat der Marquis herzu. Der König zog ihn an sein Herz und nannte ihn bei den zärtlichsten Freundschaftsnamen.

„Mein König! mein theurer König!" rief der Marquis mit thränenerstickter Stimme.

„Vive le roi!" schrie der Bediente und schwenkte den Hut.

„Der König?" wiederholte Laura zurücktaumelnd, wie vom Blitze getroffen, mit gellendem Schrei.

Ein tiefes, langes Schweigen verschlang gleichsam alle diese Ausrufungen. Selbst der Athem in der Brust der Anwesenden schien gebunden. —

„O, wie bitter, wie unglückweissagend," begann endlich Ludwig, „klingt jetzt meinem Ohre der Name König! Er weckt mich aus einem süßen Traume gewaltsam auf! — Das Geheimniß ist hin, Laura, wie mein Glück! O, vergib! Ich wollte glücklich sein und durft' es nicht, ohne Dich zu täuschen. Ich wußte, daß Du den König würdest zurückgewiesen haben, den Diener des Königs nahmst Du an Dein Herz! An Dein schönes Herz! Willst Du mich verdammen, Laura?"

Laura glich einer Marmorstatue, die nach und

nach Leben empfängt. Sie streckte langsam den Arm aus, sie wendete das blasse Gesicht nach dem König, ihr starres Auge fing an, sich zu bewegen, eine Thräne hing in ihren Wimpern. Ludwig ergriff ihre Hand und zog die Geliebte näher zu sich. Willenlos ließ sie es geschehen, aber als sie ganz nahe vor ihm stand, bebte sie zusammen, erhob beide Arme, als wolle sie ihm hinwegwinken, stemmte dann ihre Hände gegen seine Brust und drückte ihn, in lautes Weinen ausbrechend, von sich. Er fragte schmerzlich, weshalb sie ihn hinwegstoße? — Sie schwieg. Der Marquis trat einen Schritt vor. Als ihr Blick auf ihn fiel, lehnte sie sich schluchzend an seine Schulter. „O, mein Freund!" hauchte sie, wie eine Sterbende. Der König schlug die Arme finster in einander. „Ist es ein Fluch, der auf den Königen lastet?" sagte er, mit den Zähnen knirschend. „Lassen Sie sie zu sich kommen, Sire! mahnte der Marquis und trat zur Seite, von Laura weg. „Laura! — Meine Laura!" rief der König mit dem vollen Tone der Liebe. „Willst Du mein Herz zerreißen in der Stunde des Abschieds?" Er rüttelte sie heftig und wiederholte ihren Namen. — „Gehst Du fort?" ächzte sie. — „Für immer!" antwortete er traurig. — Sie machte eine rasche Bewegung, warf die Locken von den Schläfen zurück, breitete die Arme aus, den Blick zum Himmel gerichtet. Ludwig sank an ihr Herz, Laura's Arme schlossen sich um ihn. „Ludwig! — König!" rief sie, außer Fassung ob der Größe des Augenblicks. „Ich halte Dich in meinen Armen. Der Himmel schirme Dich, wenn ich Dich von mir gelassen; ich gebe Dir Deine Liebe zurück —"

„O Laura, dann gibst Du unendlich viel!" unterbrach sie der König.

„Und unendlich viel" fuhr Laura mit heiliger Begeisterung fort, „gib Deinem Volke, gib der Menschheit!"

„Geliebte!" bat der König, „wende Dich noch nicht von mir!"

„Es lebe der König! Es lebe das Volk!" rief das schwärmerische Mädchen. — „Du hast Dein Land verloren — die Tyrannei naht ihm — Auf! Es ist nicht Zeit, an Mädchenherzen zu liegen!"

Die hohe Bedeutung dieser Worte entflammte den König. Er streckte die Rechte zum Himmel und gelobte mit einem heiligen Eidschwure, seine geweihte Sendung zu erfüllen!

„Wir sind Zeugen!" riefen Laura und der Marquis und reichten sich die Hände. „Ach, und ihn," setzte Jene hinzu, „den herrlichen Mann, der Dich rettete, vergiß nicht!" — „Niemals!" betheuerte Ludwig mit neuer Umarmung. — In der Ecke hörte man den guten, ehrlichen Diener schluchzen; da sich Ludwig zu ihm wandte, warf er sich zu dessen Füßen und küßte ihm die Hand. „Verzeihen Sie, Sire!" sprach er endlich, die Stimme wiederfindend. — „Ich hab' Sie etwas derb gepackt, als ich Sie ins Freie riß. Aber das ging nun einmal nicht anders, ich mußte Sie schnell fortschaffen, wie mir der Herr Marquis befohlen hatte. Der Herr Marquis hatte das gut veranstaltet, die Mörder glaubten, ich sei einer ihrer Leute, und verfolgten mich nicht, während sich der Herr Marquis mit den Schuften herumschlug!"

„Du hast Deine Pflicht gut gethan!" lobte der König lächelnd, „und sollst dafür belohnt werden!"

„Ach, und wie will ich Ihre Hand pflegen, lieber Freund," sagte Laura zum Marquis mit Innigkeit, „die meine böse Nadel irrthümlich verletzte!" Laroche legte die geritzte Rechte auf die Brust, als wolle er sagen, daß er um Laura's willen gern größere Schmerzen erdulden würde.

Jetzt bemerkte Laura auch den Ring an ihrem Finger; sie betrachtete ihn sinnend und sprach: „dich will ich zum Andenken behalten, kleiner blitzender Reif, und täglich will ich ihn, wie jenen Zauberring im Mährchen betrachten und denken, wenn sein Demant noch ungetrübt leuchtet, daß auch des Königs Herz seines hohen Gelübdes noch eingedenk ist!"

Als Ludwig antworten wollte, glaubte er neuen Lärm zu vernehmen. Der Marquis ging sogleich vor die Thüre, seinen Degen ergreifend. Vom Wohnhause her kamen Menschen, ein Diener trug eine Fackel voran. Laura's Vater war in der Ferne zu erkennen, der die Pistolenschüsse gehört, Anfangs aber wenig beachtet hatte. Endlich aber, da er Laura nicht auf ihrem Zimmer gefunden, hatte er einige Leute genommen und war nach dem Garten geeilt. Er wußte, daß sie sich oft noch spät im Pavillon aufhalte.

Wegen der nahen Ankunft des Vaters, wurde der Abschied verkürzt. Mit blutendem Herzen riß sich der König von Laura los. Der Bediente des Marquis begleitete ihn, dieser blieb zurück und empfing Laura's Vater, der nicht wenig über seine Anwesenheit erstaunt war.

Noch in derselben Nacht entdeckte Laura ihrem Vater Alles, was ihm bisher verborgen gewesen war, auf das genaueste, so wie Jene von ihrem Freunde vollständigen Aufschluß erhielt. Den Namen Lafont's, des Verräthers, aber verschwieg der Marquis, so wie er ihn auch dem Könige nicht genannt hatte, der freilich aus

dessen eiliger Flucht auf seine schändliche Treulosigkeit schließen mochte.

Am andern Morgen empfing Laroche ein Billet, welches folgende Worte enthielt.

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen. Ludwig."

— Der König hatte in aller Frühe die Stadt verlassen. Dem Marquis, der endlich an das ihm befreundete Haus durch noch engere Bande gefesselt wurde, war es nicht vergönnt, zur Zeit, da Ludwig wirklich den Thron bestieg, das Blatt zu übergeben. Dennoch kam es in die Hände des Königs, wie wir künftig dem Leser erzählen werden.

Notizen.

[Beurmann's Memoiren eines Advocaten.]

Ein ungewöhnliches Buch sind die „Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten," die Beurmann angeblich blos edirt. (Frankfurt a. M. bei Küchler.) Als Biographie etwas trocken, als Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit von Gewicht, führt das Buch an dem Lebenslaufe eines deutschen modernen Juristen eine Reihe von Zeitfragen vor, die hier ein juristischer Verstand erörtert. Es stellt sich hier ein fertiges Bewußtsein der Humanität als Opposition gegen Gewohnheitsrecht und Gerichtspraxis zusammen. Ich nenne nur folgende Capitel: Ueber die Carolina und die mildernde Praxis, der Verbrecher zwischen Christenthum und Staat, Mängel unserer Legislation in dieser Hinsicht, Unhaltbarkeit des römischen Rechts in manchen Fällen für Deutschland, die Stellung der Advocaten in Deutschland, über die Todesstrafe, über den Nachdruck und die Rechtlosigkeit des geistigen Eigenthums in Deutschland. Sonst ist das Buch, dessen Fortsetzung erfolgen wird, mit mancherlei Reiseberichten in Deutschland durchflochten, die den sichern Blick des Verfassers bekunden. Das Lebensgeschick des Helden bringt ihn freilich vor der Hand nur durch den nordwestlichen Theil von Deutschland. Auch auf das Capitel: Ludwig Börne an der table d'hôte in Frankfurt, ist aufmerksam zu machen.

[Convertiten in England.]

Die „katholische Kirchenzeitung" des Convertiten Dr. Höninghaus meldete in einer ihrer letzten Nummern, daß in einer englischen Stadt nicht weniger als 2000 Einwohner auf dem Punkt stehen, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten. „So unglaublich dies scheinen mag," verlautet eine Stimme in der Leipziger Allg. Zeitung, „so ist es doch sicherm Vernehmen nach wirklich gegründet, daß zu Barnsley in Yorkshire eine sehr bedeutende Zahl von Einwohnern, von denen die meisten bisher sich zum Methodismus bekannten, ihren bisherigen Fanatismus mit dem wenig abweichenden römischen Katholicismus vertauschen werden. Was noch mehr ist, zu Manchester, wo vor mehreren Jahren nur ein Paar tausend Katholiken wohnten, ist deren Zahl auf 25—30,000, und zu Liverpool ist sie in kurzer Zeit von 30,000 auf 50,000 gestiegen. Ueberhaupt breitet sich der Katholicismus im Norden von England, besonders in den Fabrikstädten und namentlich unter den Methodisten, reißend aus; zum Theil jedoch ist die Vermehrung der Katholiken Folge der Einwanderung vieler armen Irländer, die hier dem Hungertode zu entgehen hoffen, der sie in ihrer Heimath bedroht. Den Hauptmittelpunkt für die katholische Proselytenmacherei bildet aber das große Jesuitencollegium Stonyhurst bei Preston."

[Die Wunder'schen Lithographien.]

Die Unternehmung der Wunder'schen Verlagshandlung in Leipzig, die Hauptstücke der dresdner Galerie zu lithographiren, schreitet neben der Hanfstengel'schen rüstig fort und hat gegen diese den Vortheil, die ausgezeichnetsten pariser Lithographeurs für ihren Zweck zu beschäftigen. In der neuesten Lieferung von Wunder, die bereits seit einiger Zeit dem Publicum überliefert wurde, erhielten wir abermals ein Stück von Leon Noel, diesem Meister der Steinzeichnung. Es ist ein Bild von Franz van Mieris, das den Künstler in seiner Werkstatt sitzend gibt, seine Frau im Atlaßgewande steht vor ihm, mit dem Rücken zum Beschauer, der auf der Staffelei ihr Bildniß steht, an welchem der Maler arbeitet. Von den vielen Mieris, die der niederländischen Schule angehören, ist Franz, der berühmte Schüler Gerhard Dow's, der ausgezeichnetste; an Frische und kräftiger Naturfülle des Colorits, an geistreicher Belebtheit steht er seinem Meister nicht nach, in der Zeichnung nennt man ihn noch correcter als Dow. Die dresdner Galerie besitzt von ihm 13, und von diesem ist das hier bezügliche offenbar das schönste, obwohl es auch wünschenswerth wäre, seinen Kesselflicker lithographirt zu erhalten. — Ein zweites Blatt der neuen Lieferung gibt Correggio's Madonnenbild mit dem heil. Franciscus. Nach diesem, dessen wunderbar verklärtes Auge zu dem Höchsten gehört, das die Malerei aller Zeiten lieferte, wird das Bild genannt. Die Mutter Gottes sitzt auf dem Throne und streckt die Hand segnend nach ihm nieder. Der heil. Antonius von Padua, mit dem verklösterten Gesicht, Johannes der Täufer mit dem Prophetenblick, und die heil. Katharina mit dem Palmzweig sind die andern Figuren des großen Bildes im Meistersaal. — Ein Viehstück von Potter und die kleine Magdalene von Adrian van der Werf sind die zwei andern Blätter der Lieferung. — Die Herausgeber veranlassen auch lithochromirte Blätter, welche sich eines großen Beifalls im Publicum erfreuen, obschon ihr Preis das Doppelte beträgt.

[Convertiten.]

Wir gaben kürzlich ein Verzeichniß solcher. Man erinnert dagegen, daß ein Graf Hohenthal in Dresden nicht katholisch geworden, von einem Prinzen Adam von Mecklenburg-Schwerin und seinem angeblichen Uebertritt zum katholischen Ritus überall nicht die Rede gewesen sei.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt No. 6. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 6. — den 14. Juli 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Die seit dem 1. Januar 1838 erscheinende:

„Frauenzeitung"

Ein Unterhaltungsblatt von und für Frauen.

Herausgegeben von Louise Marezoll in Jena &c.

hat in ihrem Streben, den Mangel eines geeigneten periodischen Organs zu geistiger Anregung und Unterhaltung dem weibl. Publikum zu ersetzen, bereits die vielseitigste Anerkennung gefunden. Wir erlauben uns daher diese in ihren mannichfaltigen Mittheilungen nur ausgewählte Originalbeiträge der beliebtesten Schriftstellerinnen darbietende Zeitschrift der Theilnahme der deutschen Frauen wiederholt zu empfehlen und dabei zu bemerken, daß man auch auf den **halben Jahrgang** der Frauenzeitung vom Monat Juli bis December 1838 für 3 Thlr. bei allen löbl. Postämtern und Buchhandlungen abonniren kann; der Preis des ganzen Jahrganges aber von 75 Nummern à 1 Bogen in 4to beträgt 6 Thlr.

Leipzig im Juni 1838.

Gebr. Reichenbach.

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prof. Dr. Friedr. Francke

Das selbstständige und reine Leben des Gefühls

als des Geistes ursprünglichen Urtheils

im Gegensatze und Kampfe mit den Träumen vom Absoluten bei den Scholastikern und Neuplatonikern unserer Tage.

A. u. d. T.: Zur Theorie und Kritik der Urtheilskraft. gr. 8. Velinpap. brosch. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Principien und Ideen des Wahren, Guten und Schönen, welche wir nach der Organisation unsers Geistes in unserm rein vernünftigen Leben in uns tragen, — den Anlagen nach, werden hiernach nicht nur blos durch die logisch vermittelnde Reflexion des wissenschaftlichen Verstandes in uns zum deutlichen Bewußtsein entwickelt, sondern dem voraus kommen sie uns schon immer in der Anwendung des wirklichen Lebens durch dieselbe Kraft, durch die Denkkraft oder Urtheilskraft, d. i. in der Thätigkeit des **Gefühls**, unmittelbar zum klaren Bewußtsein. Wollen wir die Mustergestalten und Normen des geistigen Lebens in Kirche und Staat, in Schule und Leben — im wirklichen Leben zur schönen Erscheinung bringen: so müssen wir auch zugleich und vorher auf die reine Naturstimme des Gefühls hören.

So eben erschien:

Leben und Abenteuer

des

Nikolaus Nickleby.

Nach dem Englischen des Boz,

des Verfassers der Pickwickier,

bearbeitet von Dr. Hermes.

Mit Federzeichnungen nach Phiz

Erstes Heft, mit zwei Zeichnungen. 12. 8 gGr.

In England wurden von dem 1. Hefte des vorliegenden Werkes 50,000 Exemplare gedruckt, und binnen wenigen Stunden 17,000 Exemplare verkauft. — Die Fortsetzung erscheint gleichmäßig mit dem englischen Originale.

Braunschweig, den 1. Juni 1838.

George Westermann.

Tübingen. Bei L. Fr. Fues sind erschienen:

Scenen aus dem Leben eines Vicars. Nach den Zeichnungen eines verst. Vicars lithogr. und herausg. von L. Helvig. qu. 4. geh. à 10 gGr.

Schulmeisterswahl, die, zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufz. 2te verm. Aufl. Mit einer Erklärung d. schwäb. Idiotismen und einer kleinen Sprachlehre nach schwäb. Mundart. 8. br. 9 gGr.

Ernennung und Heirath des Schulmeisters zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufz. vom Verf. der „Schulm. W." 8. br. 9 gGr. (Vgl. „Zeit f. d. e. W." 1838. Nr. 57.)

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu erhalten:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.
Erstes Heft.

Dies Werk ist ein **für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes,** bildet aber zugleich einen **Supplementband** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben. Um die Anschaffung zu erleichtern, erscheint das Werk in Heften von 10 Bogen, deren jedes

auf weißem Druckpapier 8 Gr.,
auf gutem Schreibpapier 12 Gr.,
auf extrafeinem Velinpapier 18 Gr.

kostet. Das Ganze wird aus 20—24 Heften bestehen, die sich rasch folgen werden.

Ausführliche Ankündigungen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch das erste Heft eingesehen werden kann.

Leipzig, im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weibliche und männliche
Charaktere
von
F. Gustav Kühne.

2 Thle. gr. 12. Brosch. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. der Klosternovellen giebt hier in Novellen, Skizzen und Genrebildern eine Reihe von Portraits aus der Gegenwart und Vergangenheit. Unter den weiblichen Charakteren nennen wir „die bleiche Nonne zu Sant' Antonio," ein Bild der Weiblichkeit im Mittelalter, „die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei" (Byron's Sophie), „die arme Maria" (Jean Paul's Bettina), Göthe's Bettina, Rahel, Charlotte Stieglitz. Die Briefe an Dina enthalten eine Reihe von Charakteren aus der Gegenwart. Von männlichen Charakteren nennen wir Shakspeare, Shelley, die deutschen Lyriker, Charaktere nach Handschriften, den Zeitgeist auf Reisen, den Zeitgeist nach Bildern, Christen und Juden u. s. w., lauter Skizzen, in denen die interessantesten Persönlichkeiten unsrer Zeit portraitirt sind.

Für Freunde geistreicher Unterhaltung ist vollständig erschienen:

Dezobry,
Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom ꝛc. Nach dem Franz. von Th. Helf. Nebst Schilderung des röm. Münzwesens von H. Hase. 4 Thle. mit 1 Plan. geh. 1837 und 38. 3 ½ Thlr.

In 104 Briefen ist hier ein Gemälde von röm. Leben, Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen ꝛc. gegeben, das jeden, nicht eigentlichen Alterthumsforscher und selbst die erwachsene Jugend aufs anziehendste belehren wird.

G. O. Marbach,
über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. Dritte Sendung; Gutzkow. Wienbarg. Laube. Kühne. Lenau. Die schwäbische Schule. Bettina. Rahel ꝛc. 8. 1838. geh. ⅔ Thlr.

Die ersten 2 Hefte erregten viel Aufsehen bei ihrem Erscheinen, und dürfte die Nachricht von der Vollendung dieser Besprechungen nicht unerwünscht seyn.

Alle 3 Sendungen in einem Bande, unter dem Titel:

Der Zeitgeist und die moderne Literatur.
(geh. 1 ⅔ Thlr.)

Leipzig, im Januar 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klosternovellen
von
Dr. F. Gustav Kühne.

1r., 2r. Bd. Raoul.

gr. 12. brosch. 2 Thlr. 12 Gr.

Dieser Roman hat den großen Kampf zwischen Staat und Kirche zum Inhalt. Sein Schauplatz ist in den Klöstern von Süd-Frankreich und in der Schweiz (Thl. 1.) und in Paris (Thl. 2.) zur Zeit der Verschwörung des Jesuitismus gegen Heinrich IV. und Sully.

Adelig und Bürgerlich.
Novelle
von
Julius Hammer.

gr. 12. brosch. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Titel dieser Novelle bestimmt den Standpunkt genau, in welchen socialen Verhältnissen diese sich bewegt; der Leser wird mehr als eine gewöhnliche Lectüre in dem Buche finden.

In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung in Stettin (C. F. Gutberlet) ist erschienen:

Stettiner Kochbuch.

Anweisung, auf eine feine und schmackhafte Art zu kochen, zu braten und einzumachen. Nach durch 50jährige eigene Erfahrung bewährten Recepten bearbeitet

von

Marie Rosnack.

Vierte verbesserte und mit einem Anhange, Speisen und Getränke für Kranke und Genesende enthaltend, versehene Auflage. Sauber gebunden ¾ Thlr.

Durch eigene gemachte Erfahrungen der Verfasserin und zweckmäßige Mittheilung derselben zeichnet sich dieses Kochbuch

vortheilhaft aus, und da es in wenigen Jahren vier Auflagen erlebte, so dürfte dieses wohl die beste Empfehlung sein.

---

renholz. — Das Feld Idistavisus. — Vlotho. — Aelteste Geschichte. — Blicke in die neuere Zeit. — Die Stifter Obernkirchen, Möllenbeck und Fischbeck. — Die Grafen von Schaumburg und die Grafen von Roden; die edlen Herren von der Lippe; das Fürstenthum Lippe und Schaumburg-Lippe. — Minden, das Bisthum und die Stadt. — Die edlen Herren vom Berge. — Die drei ersten Grafen von Holstein-Schaumburg.

Aus diesem Werke ist besonders abgedruckt:

Das Weserthal von Hameln bis Minden.

Ein geschichtliches Rundgemälde für die Besucher der Paschenburg.

Velindruckp. eleg. geh. Pr. 12 gGr.

☞ Zweite Auflage eines höchst interessanten Buches!

Neu entdecktes untrügliches Mittel auf eine leichte und anmuthige Weise in seiner geistigen und sittlichen Bildung die entschiedensten Fortschritte zu machen und auch bei geringen Geistesanlagen eine Fülle neuer, eigenthümlicher, geistreicher Bemerkungen hervorzubringen. Allen höheren und höchsten Ständen, allen Gebildeten überhaupt, und allen Schriftstellern und Studirenden insbesondere dringend empfohlen.

Velindruckp. eleg. geh. Preis 18 gGr.

Der Verleger dieser Schrift hat nicht nur von allerhöchsten Personen, sondern auch von weltberühmten Männern — wie z. B. Gust. Schwab, Strombeck, Dräseke, Preusker, Herlossohn und vielen andern für den Verfasser die günstigsten und ehrenvollsten Urtheile erhalten. Das Buch gehört durchaus nicht in die Kategorie der Charlatanerien — wahr, gediegen, des Gegenstandes würdig ist sein Inhalt. Mit den wärmsten Gefühlen für Menschenwohl, voll reinen religiösen Sinnes giebt darin der im Ernste des Lebens gereifte Mann neben jenem neuen, untrüglichen Mittel und als einen Theil desselben, eine eigenthümliche Anweisung zur geistigen und sittlichen Veredlung, das höhere Lebensziel an, welchem der sich bildende und gebildete Mensch in der jetzigen Weltperiode nachzustreben haben dürfte. Es wird Niemand, dem um seine Bildung und Veredlung wahrhaft zu thun ist, dieses Buch zum Gegenstand seines Nachdenkens machen, ohne sich aufs vollkommenste befriedigt zu finden.

In allen Buchhandlungen ist das so eben versandte ausgezeichnetere Buch seiner Art zu haben:

Hesperien.

Ein Cicerone für Italien vornehmlich für Rom und Neapel

von

Frz. Wilh. Richter

Professor und Director des Gymnasiums zu Quedlinburg.

206 Seiten. Broch. Pr. $1\frac{1}{3}$ Thlr. od. 3 fl.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Der Herr Professor hat Italien zweimal bereist und zeigt in diesem Buche die verschiedenen Reiserouten nach dem Abendlande, giebt die nöthigen Klugheitsregeln auf Reisen an und stellt das Sehens- und Wissenswertheste dieses Landes vorzüglich aber von Rom und Neapel so dar, daß es ein fast unentbehrliches Buch für Reisende nach Italien ist. Auch zeichnet sich dieses Buch durch innere und äußere Ausstattung vor ähnlichen Büchern vortheilhaft aus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die zweite verbesserte Auflage

der Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit einer Anweisung dazu von Benjamin Franklin. — Ferner: 24 Regeln für Bürger und Landleute, 44 Regeln für junge Kaufleute. — Dazu: noch eine Speculations- und Geldlehre, eine Münztabelle, ein Schema zur Anlegung eines Capitalbuches, und eine Tabelle zum Ein- und Verkauf der Waaren. Herausgegeben vom Dr. Bergk.

Br. Preis $11\frac{1}{4}$ Sgr. oder $40\frac{1}{2}$ Kr.

Diese kleine, aber dennoch schätzbare Schrift verdient die größte Verbreitung, und so empfehlen wir solche zur Anschaffung als treffliche Anweisung, auf rechtlichen Wegen nicht nur reich, sondern zugleich glücklich zu werden, eigenes und Anderer Wohl zu befördern. —

So eben erschien:

Marat,

historischer Roman von A. Schoppe, geb. Weise.

2 Bände. 12. geh. Preis: 2 Thlr. 12 gGr.

Braunschweig, Juni 1838. *G. Westermann.*

Bei C. Schwarz in Brieg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dober der Schulfreund oder Stoff zu Uebungen der Denkkraft und des Schönlesens, in sachgemäßer Anordnung für Stadt- und Landschulen bearbeitet. $20\frac{1}{2}$ Bogen. 1ter Theil. 10 Sgr.

Der Verfasser arbeitete mit dem größten Fleiße und der emsigsten Sorgfalt viele Jahre hindurch an diesem Werke, und es dürfte ihm nach dem Urtheile Sachverständiger vollkommen gelungen sein, demselben eine bisher noch nicht erzielte Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Es läßt sich demnach hoffen, daß Schulvorsteher und Erzieher dies Werk als wirkliches Lehrbuch mit dem günstigsten Erfolge benutzen werden.

Partiepreis billiger.

In der Nicolai'schen Buch- und Papierhandlung (C. F. Gutberlet) in Stettin ist erschienen und bei Leopold Voß in Leipzig zu haben:

Champagner-Schäume.

Umbildungen Paul de Kock'scher Skizzen

von

L. Seidelmann.

$12\frac{1}{2}$ Bogen Velinpapier geheftet Preis $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Druck von Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 137. — den 16. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken *).

VIII.

„Wie trübe auch der Dichter auf die Gegenwart blicken mag, welche seine Wünsche so herb vereitelte, so kann er darum doch nicht aussehen, mit einem so gläsernen, unglücklichen, verdutzten und hülflosen Blicke.“ — O nein, so sieht Uhland nicht aus, wer sein Bildniß gesehen hat, hat ihn nicht gesehen. Sein Gesicht ist dem Maler unnahbar — es ist, ich kann es nicht besser bezeichnen, zu rüsselförmig und schroff. Aber aus dem tiefen blauen Auge glänzt das milde Feuer der Poesie und aus stillem Sinnen blitzt der Funke des Geistes hervor, immer gerade hinaus, sei es an das Herz der Natur oder an die Brust der Menschheit. Uhland ist eine trockene, gedankenharte, schweigsame Natur, ein echter Schwabe, ungelenk, zäh, ruhig, wortkarg, tief. Seine Rede ist wählig und langsam, ohne Umschweife und Floskeln, ein festes, gediegenes Korn. Die Unterhaltung mit ihm wird für den Unkundigen peinlich, denn er ahnt oft, was folgen soll, er hat längst den Satz für sich vollendet, er fühlt sich versucht, mit seinem Sprachschatze zu Hülfe zu kommen, aber er muß harren, bis sich der rechte, treffende Ausdruck von der Zunge gelöst. Uhland trägt Alles, was er gibt, vorher in einem feinen, guten Herzen, er besinnt sich, aber auf etwas Tüchtiges; was er gibt, hat seine Schneide, hat Hände und Füße. Für seine Stellung in der Kammer ist der Mangel an Redetalent zu bedauern, sein gewichtiges Ansehen, seine gewiegte Stimme würde durch größere Sprachfertigkeit sich bedeutender herausstellen. Er spricht da wohl selten ohne Vorbereitung, und auch da nur wenig, aber gehaltvoll und bedeutend. Auf dem Katheder vermochte er selbst einfache Ankündigungen nur, wenn er sie sich vorher aufgeschrieben hatte, ohne Unterbrechung und Stocken vorzutragen. — Wie er spricht, so arbeitet er auch, langsam, aber sicher und gewissenhaft. Seine Sagenforschungen, die auch stylistisch jeden Leser hinreißen, überarbeitete er mehrmals, und schon wollte er sie zum Druck abgeben, als Grimm's deutsche Mythologie erschien. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, das Ganze noch einmal durchzusehen und durchzuarbeiten. So wird seine schriftstellerische Muße nie Vieles, stets aber Viel zu bieten haben. — Im Leben ist seine Erscheinung einfach, schlicht, ja unscheinbar, still und trocken, aber er verschließt sich nicht; sein sinniger Blick, seine treue Beobachtung, sein heiteres Dichterauge erübrigt ihm auch für gesellige Kreise eine gediegene Würze. Umgang hat er wenig, und wenn er nicht in Stuttgart auf dem Landtage ist, bemerkt ihn Tübingen den Tag über nur selten, außer auf dem Gange, den er von seiner schön am Neckar gelegenen Wohnung zum Museum zu machen pflegt, wo er zu regelmäßiger Abendstunde die Journale und die neueste Literatur durch mustert. Der Landtag nimmt ihn viel in Anspruch; was er nicht darauf verwendet, widmet er seinen literarischen und ge-

*) Fortsetzung von Nr. 105.

Digitized by Google

schichtlichen Studien, für die er sich schon frühe entschieden und eingerichtet hat. Er steht mit den bedeutendsten Gelehrten, namentlich in Paris, wo er selbst einige Zeit seinen Forschungen oblag, in freundschaftlicher Verbindung. — Geraden und festen Sinnes, ist er im Urtheil billig, und die neue Literatur hat keine Ursache, ihm gram zu sein. Seine ehemaligen Zuhörer erinnern sich, wie anerkennend er sich z. B. über Heine's Poesie aussprach, aber auch, wie er warnend und ahnungsvoll auf die Unkeuschheit dieser Muse hinwies, die von ihrem Liebhaber unterdessen ja selbst als eine gute müßige Dirne ausgestellt wurde. Bei dem Almanachsstreite war er seinerseits am wenigsten betheiligt. Ueberhaupt wird die Literatur stets gut mit Uhland auskommen, wenn sie sich nur dienstfertiger Ohrenbläser und Schleppträger erwehrt. — Uhland hat gar nicht mit der neuen Zeit gebrochen, ich glaube es nicht, gewiß ist sein Muth ihm nicht entsunken, er müßte kein Schwabe sein. Aber daß eben diese gerade und gedrungene Natur sich mannichfach verletzt und geirrt sieht von der Unlauterkeit unserer eigensüchtigen, fieberkranken Zeit, daß er nicht der Mann ist, einem Justemilieu oder einem flachen Doctrinalismus Abbitte zu thun, das leuchtet ein. Aber den Kopf verliert er darum nicht, und das Herz sitzt ihm noch am rechten Flecke, das erfährt der Ministertisch wohl manchmal und nicht eben zu seinem Behagen. Uhland kann hier sehr hart sein, mit einer schneidenden Ironie, mit einer bittern Satyre wirft er der Zeit und dem Widerpart giftige Worte vor. Der verhaltene Aerger, der versteckte Grimm macht sich, je weniger ihm feinere Künste zu Gebote stehen, in einer bedeutenden Schroffheit und Gereiztheit Luft. Die Gewandtheit des Geistes, welche von fern zu treffen, zu unterminiren, zu laviren, zu diplomatisiren versucht, fehlt ihm, aber dafür ist er charakterfest, seine Art kurz und gut, schlecht und recht. Für Freiheit und Fortschritt, für Wahrheit und Recht wird er bis zum letzten Athemzuge ein tapferer Kämpe bleiben, nie die Fahne seines Vaterlandes verlassen, sollte er sie auch immer mehr sinken und niedergetreten sehen.

Wenn einst das Heil gekommen,
　Dann reis' ich wieder aus,
Wohl' werd' ich's nicht erleben,
　Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
　Mein freies Vaterland.

Dies ist sein letztes poetisches Vermächtniß. Die „Reise durch Deutschland" wurde von ihm vorgetragen den 16. November 1834, als Stuttgart seinem Abgeordneten ein Fest bereitete, an dem die freiheits- und sängerliebenden Frauen der Residenz den prachtvollen Ehrensessel, den sie gestickt, ihm überreichten. Seitdem hat, so viel ich weiß, seine Muse geschwiegen und wird wohl nie wieder singen. Es ist ein frommer Wunsch, wenn Sie etwa damit einstimmen: „er möchte seine Kräfte sammeln und nächstens in aller Würde und Schönheit vor dem Volke wieder auftreten." Allerdings ist er „ein Baum von so tiefen Wurzeln, daß er nicht verdorren kann, wenn Thau und Regen, welche der Tag bringt, einmal ausbleiben." Das wird er sicherlich nicht, aber doch wird er nicht mehr singen. — Also hätte doch Goethe Recht gehabt, wenn er sagte: „Geben Sie Acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. — So wie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und so wie er das thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen." Muß er das wirklich? — Goethe hat Recht auf s e i n e m Standpuncte, aber seinen Maßstab darf er nicht an schwäbische Zustände anlegen. Die schwäbische Politik ist nicht jene Abstraction der Meinungen und Ansichten, nicht der Calcul des Diplomaten, nicht das wetterwendische Impromptu des Parteitreibens, sondern die gediegene Stellung einer nationalen, angebornen und mit dem ganzen Sein und Leben des Staates verschmolzenen Rechtsforderung. Uhland stritt für den Vertrag, für das alte gute Recht. Man beurtheilt diese Verfassungskämpfe noch immer nach einem falschen Maßstabe, und selbst Hegel bricht das ganze Streben zu sehr über das Knie moderner Kategorien ab. Bedenken Sie, wie das Haus Würtemberg sich nach und nach aus einem kleinen Ritterthume durch Kauf, Erbschaft, Vertrag erhob. Kluge Sparsamkeit und strenge Zucht machte es nach echter Schwabenweise allmälig zum Herrn des schönen Landes. Die Landschaft hielt stets streng auf die Wahrung ihres Rechts und kündigte mehr als einmal den Gehorsam auf, jagte mehr als einen Herzog fort. Die würtembergischen Stände hätten sehr Unrecht gethan, wenn sie nicht für ihr gutes Recht gestritten hätten. Freilich war der Zustand mangelhaft und großem Mißbrauch ausgesetzt, aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch nicht auf. — Das Princip des modernen Staatslebens wurde ein anderes; es erstreckte sich auch auf Wür-

temberg. Bei der Erwerbung der neuen Landestheile konnte die Krone natürlich die neuen Unterthanen nicht an dem ohnehin lästigen bisherigen Zustande der Verfassung Theil nehmen lassen wollen, aber eben so wenig durfte Alt-Würtemberg sein Recht an den fremden Ankömmling aufgeben. So mußte mit Fug am Alten festgehalten werden, denn es handelte sich um die Wahrung des Rechts, um die Verwahrung vor einseitiger Octroyirung der Verfassung. Dieses Vertragsrecht war nicht die Abstraction des contrat-social, keine moderne Improvisation, sondern das ganze Sein und Bewußtsein des Staates hat sich in und an diesem Verhältnisse gebildet. Hat doch auch England an seiner großen Charte festgehalten — that es Unrecht daran? So höre man auf, die Alt-Rechtler mit neuer Schulweisheit zu verfolgen, sie thaten, was sie mußten; wer will sie tadeln, wenn sie wollten, daß vorher das Gute sei, ehe das Bessere komme. Was ist gut? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Zustand der Malerei.]

„Ueber die Kunstausstellung in meinem Nächsten ein Mehreres.“

Mit diesen Worten, glaub' ich, schloß mein letzter Bericht. Ich hatte damals gut reden, denn die Bilder waren noch nicht zur Ansicht ausgestellt, und ich war in der Hoffnung, daß einiges Gute, vielleicht ein hervorragendes, darunter zu finden. Jetzt aber, da ich die Gemälde alle gesehen und wieder gesehen, muß ich um den Erlaß einer Relation darüber ersuchen; es ist kein Nutzen zu ziehen aus dem Besprechen des Gewöhnlichen, und es geschieht dem Mittelgute ein schlechter Dienst, indem man es, wenn auch lobend, in die größere und daher unparteiische Oeffentlichkeit bringt. Daß die diesjährige Kunstausstellung wenig Lobenswerthes, nur Anfänge und Mittelmäßiges vorführte, ist ein unläugbares Factum; daß aber auch in der Folge keine besondern Resultate zum Vorschein kommen werden, ist meine, vielleicht vereinzelte und deshalb zu begründende Meinung. Unter allen freien Künsten bedarfen wohl die Malerei und die mit ihr verbundenen Gattungen der zartesten und wärmsten Pflege. Das Wort und der Gesang finden im Volke ihr günstigstes Erdreich, es sind die natürlichsten, einfachsten Laute; die Farbe aber muß erst geschaffen, ein Bild erst durch allerhand Anschauungen, Berechnungen, Fähigkeiten und Kenntnisse hervorgerufen werden. Da reicht die natürliche Anlage nicht mehr aus; das gedeiht nicht im wilden Wachsthume, sondern Pflugschaar und Dünger, Sonne und Regen müssen die Saat zum Keime bringen. Und die Malerei bedarf der sorgfältigsten, edelsten Wartung; denn sie ist kein Bedürfniß des Lebens, sondern des Luxus. — Daher kann auch nur unter dem warmen und wohligen Fittige der Reichen und Mächtigen diese Kunst ausgebrütet werden. — In Böhmen fand die Malerei in neuerer Zeit keinen dergleichen Schutz. Das Volk, zur römisch-katholischen Kirche gehörig seit der Schlacht am weißen Berge, begnügt sich mit den rohesten Abbildungen seiner Heiligen und Schutzpatrone; wenn Johann von Nepomuk nur eine dunkle Kutte hat, und darüber ein weißes Chorhemde, in den Händen ein Kreuz und um den Kopf einen Heiligenschein mit den fünf Sternchen, und zum Ueberflusse noch im Hintergrunde die prager Brücke, so ist die Phantasie der Gläubigen befriedigt. In der Masse ist also keine Stütze. Die Kirchen und Klöster sind aus alten Zeiten versehen mit dem nöthigen Geräthe. — Nun bleiben noch die Einzelnen, Kunstinstitute und Privatsammler zu erwähnen übrig. Dergleichen sind doch gewöhnlich nur in der Hauptstadt eines Landes zu suchen. In Prag aber leben kaum ein Paar Freunde von Gemälden, die auch Geld, ein rohes Wort, dafür verwenden. Wenn der Künstler leben will, muß er Heiligenbilder u. dergl. fabriciren, welche bei Processionen und Wallfahrten um ein paar Groschen angeboten werden; oder er muß der Eitelkeit dienen und den Leuten ihr liebes Ich zur Anschauung bringen. Ein Portrait wird bestellt, aber kein eigentliches Kunstwerk. Hat ein Maler aus freiem Willen ein gutes Stück gearbeitet, so findet er in dem nahen kunstliebenden Dresden oder in der reichen Kaiserstadt Liebhaber, die es besser würdigen und lohnen. — Ein anderes Hemmniß eines kräftigen Aufschwunges ergibt sich hinwiederum durch die Isolirtheit und Verödung des hiesigen künstlerischen Wirkens. Da ist kein geistiger Austausch, kein geselliger Verkehr unter den Einheimischen, keine Connexion mit den Künstlern außerhalb des Böhmerwaldes. Höchstens daß einmal aus Italien ein Bildchen hierher gelangt, sonst kennt man den gegenwärtigen Standpunct der Malerei, die Ergebnisse der münchner und düsseldorfer Schule, die Leistungen der pariser ꝛc. nur aus Beschreibungen und Lithographien. Man ist festgerannt in frühere Ansichten, in die ältern Formen und Darstellungen, und die neuen Productionen werden verworfen und verächtlich bekrittelt. —

Dies gilt von dem bereits gewordenen Künstler; es ist leicht zu denken, wie es mit den Anfängern und Schülern bestellt ist. Voll Lust und Strebsamkeit, fehlt ihnen der lebendige Impuls, das Muster, welches ihren Eifer wach hält und schärft. Die Akademie verlassen die Zöglinge, nachdem sie kaum etwas mehr als das Handwerksmäßige der Kunst erlernt haben; und wer nicht die Mittel erwirbt, auszuwandern, um in der Fremde die eigentliche Kunst erst zu lernen, der bleibt ein Stümper und Pfuscher. Die Arroganz dieses Völkchens, welches an den Pfosten des geweihten Tempels sich drängt und stößt, wächst mit der Anciennität; Brotneid kommt hinzu, und die ärgerlichste und ekelhafteste Misere macht sich dermaßen geltend, daß das Streben und Leben desjenigen, der in der fremden Kunstwelt sich umgethan, und das Erlernte und Erworbene im Vaterlande verwenden will, auf alle Weise verkümmert wird, — daß das junge Talent gleich vornherein durch pedantische Plackereien sich gehemmt sieht und bald, durch Intriguen

und Machinationen ermattet, im Froschteiche des gewöhnlichen Schlendrians mitquakt. — Exempla sunt odiosa.

Es ist daher meine unmaßgebliche Ansicht, daß der Erfolg, welchen die diesjährige Ausstellung der Kunstproducte der hiesigen Akademiker errang, auch in der Zukunft sich nicht günstiger gestalten werde. Prag, die vorgerückteste der slavischen Städte, hat im Allgemeinen kein eigenes geistiges Leben; die Künste, besonders die Malerei, Sculptur und Bildhauerarbeit können hier nicht erblühen, ja selbst die Instrumentalmusik, welche die Böhmen vorzüglich cultiviren, welche besondere Resultate gewahren wir?! — Das Mark, welches ein dreihundertjähriges Siechthum aufzehrte, kann keine Akademie, nicht das redlichste Streben Einzelner, nicht Fleiß und nicht Talent ersetzen. — Das Genie vermag es allein; gedulden wir uns, bis die Zeit uns mit einem solchen beschenkt und beglückt. —

Ich spreche nun von einem andern Kunstfache, in welchem doch Regsamkeit und Bestrebungen besserer Art sich hier äußern, wenn sie auch eben so wenig einen glänzenden Succeß erhaschen. Das Theater ist in Oesterreich überhaupt, und so auch in Prag das eigentliche Centrum aller Literatur und Kunst; mannichfache Talente können hier ziemlich ungestört wirken, das Publicum sieht Dichter, Musiker, Maler und Mimen hier doch wenigstens bei Lampenbeleuchtung. Hier und da huscht zwar unversehens ein Schatten, etwas Dunkelheit vorüber, weil die Censur einige Dochte auslöschte; aber es ist dennoch ein Forum, die lebenspendende Sonne der Oeffentlichkeit, die einzige in Oesterreich für Kunst und Literatur.

Unsere Bühne, welche in frühern Zeiten, unter Liebich, einen vorzüglichen Platz unter denen Deutschlands ehrenhaft behauptete, gehört jetzt zu den mittelmäßigsten. Ich werde später in einem besondern Berichte die Belege dafür und auch die Ursachen dieser tristen Stellung auseinandersetzen; für heute genüge, daß Stöger, der Pächter des k. ständischen Theaters, wohl ein Oekonom, ein Holzhändler, ein Speculant sein kann, aber nicht der Führer eines Instituts, dem ein Theil des Volkes seine Bildung und seine Sitten entlehnt. Es mag wohl mißlich und störend sein, wenn ein unwissender Intendant, ein vielleicht in den Staatswissenschaften, aber nicht in dem Kunstgebiete erfahrener Adeliger an der Spitze eines solchen Unternehmens placirt ist; mißlicher jedoch ist es, wenn es blos um des Erwerbes willen in den Händen eines Mannes. Herrn Stöger trifft nur ein Theil dieses Vorwurfes, denn er ist ein praktischer Geschäftsmann, und hat sich als nichts Anderes angekündigt.

Die Regie hat aber das Verdienst, daß sie die schlechten Productionen durch eine Masse von Novitäten ersetzt; sie verschreibt Gäste aus allen Ecken Deutschlands, und die nicht ohne Renommée. Die Sänger Schober aus Wien und Schmezer aus Braunschweig gastirten mit vielem Beifalle. Letzterer gab uns die Gelegenheit, Mozart's Titus, Zauberflöte und Don Juan zu hören. Eine Dem. Eschen aus Grätz, mit jugendlich frischem Organe, wurde als dritte Sängerin engagirt. — Für das recitirende Schauspiel liefern Scribe und Consorten in Paris, die wiener Possenschreiber, die berliner Komödiendichter und die andern dramatischen Uebersetzer- und Original-Federn Deutschlands den reichlichen Bedarf; denn da kein Stück, theils durch die Geschmacksrichtung des Publicums, dem ein kritischer Wegweiser mangelt, größtentheils jedoch durch abhorrente, zerstückelte, leb- und reizlose Darstellungen, gefällt und anspricht, so fliehen alle Novitäten vorüber, wie die Ufer an den Reisenden eines Dampfschiffes. Man hat die Gegend gesehen, aber kein Bild ist davon geblieben. Seit meinem letzten Berichte gingen folgende Neuigkeiten in Scene: „Bruno und Balthasar" von Blum, „die Großtante," nach dem Franz. von Braun, „das Tagebuch" von Bauernfeld, der „Postillon von Bischowitz," und „Glück, Mißbrauch und Rückkehr" von Nestroy, und „die Verirrungen" von Devrient. Das Letzte gefiel noch am meisten. Alle diese Piecen sind aus andern Berichten bereits bekannt; nicht aber die zwei Producte einheimischer Literaten. Das später zur Aufführung Gekommene: „Der Maler und sein Bild," von Gustav Schmid (pseudonym), verräth durch die Wahl des Stoffes eine im Drama bereits bewanderte Feder. Wie in den beiden Figaro von Jünger, wird hier das Lustspiel vor dem Publicum erst gemacht; der Dichter tritt in Person auf die Breter. Dieser Vorwurf ist zwar alt, aber nicht undankbar, wenn er rapid, mit Späßen und derb-komischen Situationen ausgestattet, vor unsere Augen gestellt wird; aber hier geschah es mit erpreßtem Witze, verflachten Scenen, und die Handlung so lang ausgesponnen, daß das eigentlich Drastische des Themas im Rauche des Dialogs aufging. Dennoch ergibt sich aus dieser mißlungenen Komödie eine Befähigung des Verfassers für die Bühne, wenn auch mehr in dem negativen Sinne, weil er in diesem Stoffe nicht gänzlich scheiterte; Sprache und Scenirung zeigen von Gewandtheit. —

(D. B. f.)

Notizen.

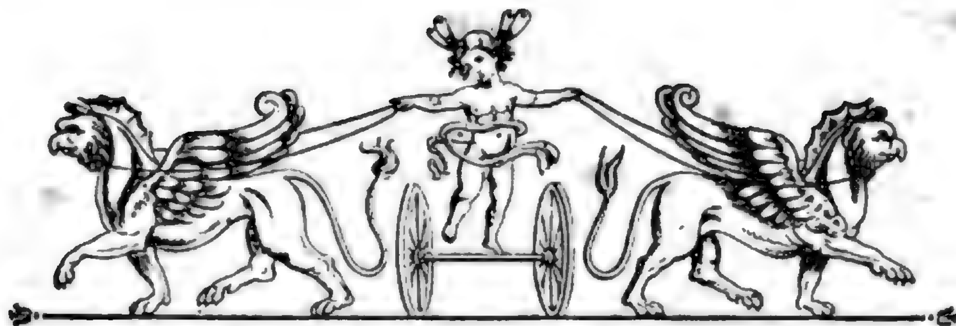
[Irländischer Bull.]

Vier Irländer stießen auf zwei andere, die der entgegengesetzten Partei angehörten. Bei aller Wahrscheinlichkeit einer Schlägerei war doch bei solcher Ungleichheit der Kampf nicht redlich. Um daher die Zahl auszugleichen, trat Einer von den Vieren auf die Seite der Zwei, „weil es," sagte er, „ein brennder Schimpf sein würde, wenn vier über zwei herfallen wollten. Und wenn ich nicht zu ihnen übertrete, so giebt's ganz und gar keinen Zeitvertreib." Demzufolge gesellte er sich zu der Gegenpartei und schlug sich so redlich, daß die Partei, zu der er übergetreten, den Sieg davon trug.

[Retzsch's Umrisse zu Shakspeare.]

Von dieser Galerie, die Ernst Fleischer herausgibt, ist die vierte Lieferung mit Lear in 13 Blättern erschienen, und abermals mit Andeutungen von Borromäus v. Miltitz und mit beigedrucktem deutschen und englischen Text. Den Freunden des glänzend ausgestatteten Werkes sei auch diese Lieferung empfehlen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 138. — den 17. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Dieser schwäbische Positivismus entzieht sich daher dem Maßstabe der modernen, negativen Politik. Zu jenem bedarf es nichts, als einer gründlichen Ueberzeugung, einer ehrenfesten Waffe und einer eindringlichen Standhaftigkeit. Der so natürlich-umschränkte Blick braucht daher seiner Unbefangenheit nicht Lebewohl zu sagen, das müßte er thun, wenn er aufhören wollte, unbefangen das Recht für Recht zu halten. Goethe ist frei, wenn er aus sicherer Höhe die Welt überblickt und das Treiben der Gegensätze sich vom Leibe hält, wenn er sich über die Wirren der Parteien erhebt und mit ruhigem Auge jedem sein Recht und Unrecht zutheilt. Das ist das Recht des Genies; er braucht darum noch nicht charakterlos zu sein. Wollte aber der Charakter, der sich nur an eine der sittlichen Wesenheiten halten kann, diese verlassen, um angeblich von einem sichern Standpuncte ruhig die verschiedenen Seiten zu überschauen, so würde er sich aufgeben, charakterlos werden müssen. Der Schwabe nun, durchaus Charakter, wie er ist, ist frei nur in der Freiheit und im Kampfe um sie, er ist unbefangen, wenn er sich gerade ganz an die Sache hingibt und sie verfolgt, als gäbe es außerdem nichts. Das Hinaussein über die Sache, die fertige Vermittlung fehlt dieser Natur, sie ist ganz und gar in den Gegenstand verwurzelt und in ihn aufgegangen, sie steht in ihm, nicht *über* ihm. Daher weiß er nicht anders, kann nicht anders, und das ist schwäbische Unbefangenheit. Für Treue bis zum Tode stimmt Uhland im Wettgedichte mit Rückert. Die einmal ergriffene Sache ist Lebenszweck, Lebensfrage — Sein oder Nichtsein..... Schlimm wird es freilich dieser positiven Natur, der Bildung der Zeit Stand zu halten. Denn was ist treuloser als die Zeit, was negativer? Der Geist im ungehemmten Proceß seiner Bewegung wirft eine Schlangenhaut nach der andern ab, und wechselt in rücksichtsloser Dialektik seine Kategorien. Wer diesem Laufe der Dinge nicht folgen kann, wird doppelt unglücklich sein, aber erst der verknöcherte, einseitig verschrobene Kopf wird sich abstoßen und vollends verdrehen lassen. Wo der Fond einer gediegenen Gesinnung, wo der Geist in seiner unmittelbaren Wesenheit als Gemüth und Charakter sich findet, da wird es keines solchen Bruches bedürfen. Recht muß doch Recht bleiben. Mag ein solcher Geist daher den widrigen Verschlingungen des Welträthsels nicht mit freier, selbstbewußter Dialektik folgen, der Kern des Lebens bleibt in und außer ihm unverrückt. Freiheit ist ja das innerste Princip des Geistes.

So kehre ich Goethe's Wort gerade um und sage, der Dichter hat den Politiker aufgezehrt. Es klingt paradox: ich erkläre mich näher. Nämlich der Dichter hat den Politiker in sich aufgenommen, wie er in seiner wirklichen Bestimmtheit als Vertreter des Rechts und der Freiheit auftrat. Einer erklärt und ergänzt den andern, beide haben dieselbe Grundlage, beide bethätigen in ihren Offenbarungen eine und dieselbe Substanz. Derselbe,

der im Staatsleben für die Wahrung des Rechtes und der freien Männerwürde kämpft, schmiegt sich in der Poesie an jene einfachen, liebetreuen Zustände an, in denen das Gemüth in ursprünglicher Kraft und Wahrheit sich ergeht.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldener Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

So geht der schwäbische Dichter und Politiker in einander auf. Wollen Sie aber sehen, wie in Goethe's Sinn, der Dichter vom Politiker aufgezehrt wird — fragen Sie Heine.

Dem Leben, in das er mit allen Fasern verwachsen ist, kann sich der schwäbische Geist nicht entziehen. Er lebt und kämpft in und für seine Sache; er ist ein Mann der That. Das Ziel seines Lebens lebt er nicht aus bis zum Grabe, er wird nie mit ihm fertig, so daß er ruhig dem weitern Weltverlaufe zusehen könnte. Das machte Schiller'n zum dramatischen Dichter, zum Dichter der kämpfenden nach Freiheit und Leben ringenden Menschheit. Auch Uhland hat sich im Drama versucht, doch geht sein Blick zu wenig in die Weite des großen Welt- und Menschenlebens, er ergeht sich im beschränkten Freundeskreise, in heimischer Familiennähe, in einfacher Bethätigung gemüthlicher Potenzen. Und hier ist es denn, wo der Dichter aufhört und seine Kraft ins wirkliche Leben unmittelbar ausmünden läßt. Es ist wahr, der König der Geister soll nicht wie ein gemeiner Krieger sich der niedern Gefahr aussetzen, aber zurückbleiben darf er darum nicht; wo die Noth an den Mann geht, greift er wohl selbst nach der Fahne und reißt sie dem Sturm und Sieg entgegen. Allerdings ist es der höhere Beruf des Dichters, in seiner idealen Höhe die Leiden und Freuden der Zeit zu sich heraufzunehmen und zu reiner, durchsichtiger Schönheit zu verklären. Aber dazu gehört eine freiere Weltstellung, als Schwaben hat, eine universelle Bildung und Anschauung, ein größerer Durchblick in die Quellpuncte der Geschichte. Der Schwabe aber bleibt der Unmittelbarkeit verschrieben, in der Poesie dem einfach reinen Laute der Lyra, im Leben der selbstkräftigen That.

Kein Dichter des Schwabenlandes entzog sich noch verrätherisch seiner Zeit; ein jeder ließ ihr Weh und Leid durch seine Saiten rauschen, noch keiner hätte die Frechheit, das Vaterland zu verrathen, von Schubart und Schiller bis auf das jüngste Geschlecht, und wenn bei den untergeordneten Geistern dieses politische Element der Poesie äußerlich und schädlich war, so tritt auch darin Uhland vor den Riß, er steht auf der Höhe des Volks- und Gemüthslebens seines Stammes, und wie er die Dichter zum Reigen anführt, so trägt er den Männern das Banner in den Kampf voran — ein ganzer Dichter, ein ganzer Mann.

Darum aber höre die anmaßliche Begehrlichkeit auf, den Dichter fort und fort zu nothzüchtigen und mit knabenhaft eitler Zudringlichkeit an den Frühling zu erinnern. O, er hört wohl selbst auf das Zwitschern der Gelbschnäbel, das Gezirpe der Grillen. Singen ist sein schönstes, aber nicht sein einziges Theil. Gebt ihm Leben, ein frisches Jugendleben, und er wird euch singen, daß es aufs neue von allen Zweigen schallt. Uhland ist nicht alt, seine Kraft ist nicht geschwunden, er hat sich die Jugendfrische des Geistes bewahrt — nicht die braucht ihr ihm zu geben. Aber gebt ihm Leben, legt auf den Altar eurer Jugend nieder, was ihr übrig habt, opfert dem Vaterlande das Fett eurer Strebungen, das Feuer, die schwellende Kraft des Geistes, auf daß ein neuer Frühling blühe und neue Freude, neuer Jubel die Gegenwart durchleuchte. Was gebt ihr, was habt ihr zu geben? Wollt ihr immer nur nehmen, wollt ihr ernten, ohne zu säen?

Nun dann irrt auch nicht den treuen Sämann, der das Feld der Zukunft bereitet und den Saamen eines jungen, frischen Lebens ausstreuen hilft.

Alle Ehrfurcht vor dem „jugendlichen Vordrange, vor den thattrunkenen Ausströmungen, vor dem laokoontischen Schmerze, vor dem alles Selbstweh überschluchzenden Weltleiden," das aus andern Lebensgebieten in eine schwäbische Stille herüberschauert. Alle Theilnahme für den Weltbrand jener Weltschmerzen, für die trübsinnige Dunkelgluth jener Weltgedanken, für die Wunden des schweren Weltkreuzes. Jeder nach seiner Art; der eine an der Windharfe, der andere an der Weltharfe — der eine unter der Thränenweide der Verbannung, der andere unter der schattigen Eiche des Vaterlandes. Aber es steht dahin, ob von dem „Hochpuncte jenes melancholischen Weltüberschwebens" in das Leben und die Wirklichkeit herabgegriffen und die Gegenwart nur so aus der Vogelperspective der Zukunft entgegengeschleudert werden kann. Leben um Leben. Das will einen soliden Grund und Boden, einen festen Schritt und Tritt. Mich dünkt, dieses unmittelbare Eingreifen nicht in das Völker-, sondern in das Volksleben, diese kleinen Kämpfe sollen bessere Früchte tragen, als alle Fanfaren vor dem neuen Welt- und Völker-Jerusalem. Legt erst einen neuen, tüchtigen Grund, sonst bläst das

erste Windchen eure lustigen Welthäuser und Welschlösser zusammen. Seit nicht thattrunken, sondern wachet und wirket alle Zeit; laßt nicht wie Laokoon euch von den Schlangen der Zeit die Glieder zerquetschen und die Kraft des Herzens aussaugen, weitet euer inneres Leben zu jener Tiefe und Fülle aus, die für die Welt ein wahrer Quell jungen, frischen Lebens werden kann.

So gemahnt es bei Betrachtung Uhland's als Mannes der Gegenwart in der Thatkraft seiner Persönlichkeit. Allerdings wohl dem Schwabenlande, wenn es „Männer genug hat, die tüchtig sind, um Mitglieder der Ständekammer zu sein," aber auch diese hat doch nur einen Uhland. Solcher Persönlichkeiten, denen sich der reine Strom des Gemüthslebens zum klaren Krystall des Charakters verfestet hat, bedarf das Leben und vor allem unsere nivellirende, verflachende Zeit mit ihren ungeheuren Wirren und Unzulänglichkeiten. Wie mancher hat sich wohl schon an dem Glanzbilde einer solchen Erscheinung aufgerankt, die ihr schönstes und bestes Theil dem einen Zwecke widmet, und die Sache seines Volkes zur Sache seines Lebens macht. Was eine so lautere, fromme gediegene Persönlichkeit erfaßt — kann das so ganz vom Uebel sein? So fragt sich der Schwankende — mit einem freudigen Nein triumphirt die Begeisterung für eine große und edle Sache und lernt von dem hohen Vorbilde Muth und Kraft, Ausdauer und Standhaftigkeit in trüber Zeit. Uhland wird ihr nie untreu werden!.... (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[„Die Wortbrüchigen;" das böhmische Theater.]

Ein bedeutendes Talent für das Lustspiel debutirte in dem dreiactigen Stücke: „die Wortbrüchigen." Vorerst erwähne ich, daß dieses Conversationsstück nicht mit jenem Beifalle aufgenommen wurde, den es verdient; es wurden zwar sämmtliche Mitwirkende am Schlusse hervorgerufen, aber es wurden auch starke Zischlaute vernommen. Ob diese blos den Darstellern gegolten, bleibe unerörtert; jedoch selbst auf die Gefahr hin, von einer gewissen Clique als parteiisch verschrien zu werden, erkläre ich unumwunden, daß dieses Lustspiel den bessern Erzeugnissen der modernen Thalia beizuzählen. Die Idee: daß mehre Personen untereinander sich verpflichten; — das gegebene Wort Jeder in anderer Art bricht; — und durch diesen Bruch grade ein versöhnender Schluß herbeigeführt wird, ist gewiß eine gute, und hier durch contrastirende Charaktere, durch Jung und Alt, durch alle Temperamente, durch beide Geschlechter so repräsentirt und so belebt, daß man kaum begreift, wie dies portraitreiche Gemälde in einen so engen Rahmen gebracht werden konnte. Der Dialog ist trefflich, fein und keck, frisch wie ihn nur Bauernfeld besitzt; — einige Situationen originell, besonders in der Scene, wo das englische Parlament parodirt wird; — die Komik beruht in den mannichfaltigen Conflicten; — der possenhafte Hanswurst wirkt mit als ein pfiffiger Bedienter; — Wort- und Sachwitz läuft durch die rasche Handlung, und die Begebenheit spielt theils vor, theils hinter den Coulissen. — Erst nach diesem verdienten Lobe des guten Stückes will ich den Tadel aussprechen. Zwei Fehler sind dem Lustspiele vorzuwerfen: ein Ueberfluß und ein Mangel; der erste Vorwurf ist gewichtiger Art, denn er geht vom Zuschauer aus. Das Stück endet schon in den ersten Scenen des dritten Actes, man weiß nun genau den Schluß, und das Interesse ist vorweggenommen, während der Dichter noch eine Menge sprechen läßt und sogar noch neue Personen einführt. — Der Kritiker dagegen hat zu rügen: daß die sittliche Tendenz mangelt. — Trotz dieser bedeutenden Fehler ist in diesem Erstlingsversuche, ich wiederhole es, ein befähigtes Lustspieltalent nicht zu verkennen. Wem von den zwei Verfassern, deren Pseudonyme Felix Wagner zu lüften ich keine Berechtigung habe, ein größerer Antheil dieses Conversationsstückes anzurechnen ist, weiß ich nicht; der Name des Einen begegnete mir noch nicht, der Andere hat in letzter Zeit durch einige gefällige Noveletten Aufmerksamkeit erregt. Beide sind Prager: mögen sie sich durch Anfechtungen imbeciller Recensenten und impotenter Klatschliteraten von fernerem Streben nicht abhalten lassen. —

Da ich nun einmal vom Theater spreche, so wird es für die Leser der Zeitschrift für die elegante Welt wohl nicht uninteressant sein, etwas über die Darstellungen in böhmischer Sprache zu erfahren. Sie finden an Sonn- und Feiertagen Nachmittags von 4 bis 6 Uhr im königl. ständischen Schauspielhause Statt. Es werden gute Geschäfte gemacht, denn die patriotischen Czechen, so wie das Volk, strömten zahlreich herbei, um die Muttersprache, welche leider! aus allen höhern Kreisen verdrängt ist, wenigstens von der Bühne herab zu vernehmen. Wehmüthig aber ergreift jede für geistige Interessen bewegte Brust, ein Volk zu sehen, welches vor Jahrhunderten schon die blühendste Literatur besaß; dessen Sprache, in den Urformen zusammentreffend mit der edlen griechischen, schon zur Zeit des Huß und Hieronymus, voll Kraft, Geschmeidigkeit, singbaren Wohllautes, und sich fortbildender Normen war; welches vor vielen andern Völkern eine so treffliche Uebersetzung der Bibel durch die mährischen Brüder, das Gedicht der Königinhofer Handschrift, u. v. A. aufzuweisen hat; ein solches Volk heißhungrig sich zu erbärmlichen Fabrikaten drängen zu sehen, um doch Etwas von seiner Literatur und Sprache zu genießen! Es kam mir oft vor, wie wenn die Zuhörer Aristophanischer Komödien einer Posse von Angely zujauchzten; sie verstehen zwar den Dialekt nicht, aber sie sind eben aus einem langen Schlafe, von einem schweren Traume erwacht, und lachen und freuen sich, weil sie noch immer den Aristophanes zu hören meinen. So tief kann ein großes, mächtiges Volk sinken! Um so größere Anerkennung verdient die Jetztzeit. Die slavischen Literaten arbeiten mit einem Eifer und mit einem Fleiße

für ihr Heiligthum, nämlich für ihre Sprache, mit einer Hingebung und Aufopferung jedes persönlichen Nutzens, mit einer Liebe und Unermüdlichkeit, die kaum ihres Gleichen hat. Ich sprach im vorigen Berichte über die böhmische Literatur im Allgemeinen; — hier von Bühnenproducten.

Originale von Werth lieferte besonders Klicpera (spr. Klitzpera) in seinen dramatischen Almanachen. Seine Tragödien und Farcen sind größern Theils gut erfunden und ausgeführt; ächt national in Stoff und Behandlung. Einzelne Stücke schrieben noch Tyl, Wocel, Stepanek u. A.; allein die ungeheure Kluft, welche durch den tödtlichen Stillstand der Literatur sich aufthat, wird mit Uebersetzungen solcher Piecen ausgefüllt, welche dem Volke zusagen, auf den Bretern erscheinen können, und wenigstens das Interesse für Eigenes, für Kunst und Poesie, anregen. Da wird rüstig gearbeitet, obwohl nicht immer mit der gehörigen Sichtung. Tyl hat schon aus allen Sprachen Uebertragungen geliefert, König Lear und Hans Sachs, den Erbvertrag, Preciosa, Robert den Teufel und den Gamin de Paris; — Machacek (spr. Machatschek) übersetzte den ganzen Schiller; — Tomsa, Körner's Zriny; — Prochazka, Töpfer's besten Ton; — Chmelensky, Raimund'sche Possen; — Stepanek, eine Masse Kotzebue'scher und anderer Lust- und Schauspiele ꝛc. ꝛc. Seit ein paar Jahren erscheint auch ein dramatischer Almanach unter dem Titel: „Ceska Thalia." — Das Repertoire der Bühne brachte in einigen Wochen folgende Stücke; die Possen: Nestroy's ebener Erde und ersten Stock, Gleich's Berggeist oder die 3 Wünsche, und Angely's 7 Mädchen in Uniform, sämmtlich von Stepanek übersetzt; die Schauspiele: Houwald's Fluch und Segen, das Käthchen von Heilbronn nach Holbein und Iffland's Dienstpflicht, sämmtlich von Filipek übersetzt; die Oper Montecchi und Capuletti; und ein Originalschauspiel in 4 Acten von Clemens Püner: Karl IV. in Pisa. Der Erfolg des letztern war ungünstig; daran trägt einen Schuldtheil der Dichter, einen größern jedoch mancherlei Störungen bei der Darstellung und die Schauspieler. Daß diese keine Künstler ersten Ranges sein können, ist leicht einzusehen; die Gesellschaft besteht theils aus Mitgliedern der deutschen Bühne, theils aus Dilettanten; sie leisten, was man nur immer von Dilettanten fordern kann, die sich nicht einmal nach einem Muster bilden können. Das böhmische Schauspielen erfordert eine eigene Färbung; Nationalität, läßt sich anderssprechenden und daher auch andersdenkenden Künstlern nicht ablernen, je glücklicher die Nachahmung derselben, desto mehr entfremdet man sich den eigenen Kreisen, den geistverwandten Zuhörern. Racine's Dramen dürfen von den Deutschen nicht mit dem Pathos, den Gesticulationen und sonstigen Eigenheiten der Künstler am théâtre français dargestellt werden; eben so wenig deutsche Tragödien oder Komödien von böhmischen Schauspielern. Es erfordert jedes seine eigenthümliche, unsern Gefühlen und Gedanken sympathisirende Gestaltung, welche aber erst von unsern Künstlern geschaffen werden muß. Es ist das blos ein Fingerzeig; nicht ein Tadel, der bei einem keimenden, durch innere und äußere Verhältnisse bedrängten Institute am unrechten Orte wäre. —

Es wurden wieder einige Concerte gegeben zum Vortheile Ueberschwemmter und Abgebrannter. Wichtiger und interessanter ist die Notiz, daß der hiesige Tonkünstlerverein Mendelssohn's „Paulus" aufführen will. Böhmen's Hauptstadt sollte nicht hinter so vielen deutschen Orten zurückbleiben, und seine vielen musikalischen Kräfte zu einem großen und würdigen Tonstücke versammeln. Allein dergleichen Unternehmen scheitert hier entweder im Entwurfe oder in der Ausführung; die prager Künstlerwelt birgt in ihrem Schooße viele dünkelhafte, und eigenwillige Individuen einerseits, andererseits ein paar pretentiöse Renommeen und Parteien, durch deren eiferndes Gegenüberstehen ein massenhaftes Gesammtwirken mannichfaltiger Talente bis jetzt noch immer vereitelt wurde. Möge durch ein gleiches Schicksal uns nicht das erwähnte Oratorium vorenthalten werden. —

Ritter v. Rittersberg gibt ein musikalisches Album zum Besten der Ungarn heraus. Ebert dichtet eine Einleitung hinzu. Ausgezeichnete Musiker liefern Beiträge. Die Ausstattung soll prachtvoll werden. L***.

Notizen.

[Ghismonda. Brieflich aus Weimar.]

Immermann's „Opfer des Schweigens," von dem Dichter selbst jetzt Ghismonda genannt, und an einigen Stellen gekürzt, ging in Weimar kurz vor dem Schlusse der Vorstellungen über die Bühne. Trotz dem, daß die vorzüglichsten Rollen (mit Ausnahme Genast's, der die seinige meisterhaft durchführte) sehr ungünstig besetzt waren, machte das Stück doch einen nachhaltigen Eindruck auf das Publicum, und blieb lange Stoff des täglichen Gespräches in der kleinen Residenz. Eine geistreiche Dame meinte: Es gleiche durchaus einer Beethoven'schen Symphonie, die man wiederholt mit reger Aufmerksamkeit hören müsse, um zum rechten Verständniß ihrer Schönheit durchzudringen. Wie wir vernehmen, soll die Darstellung gleich nach Wiedereröffnung der Bühne wiederholt werden.

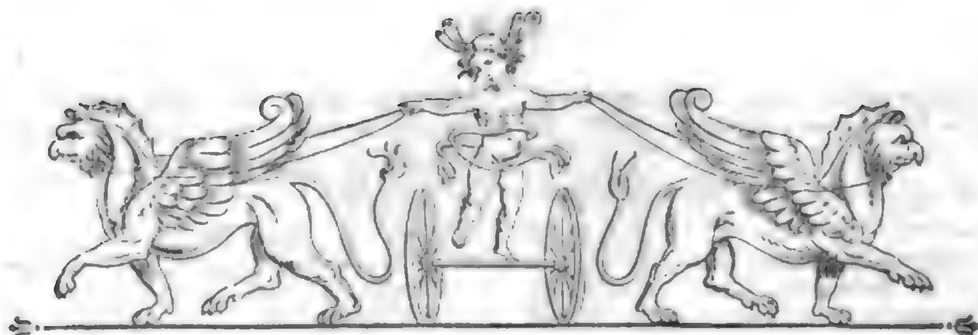
[Nationalversammlung der deutschen Lyriker.]

Von dieser Auswahl lyrischer Gedichte des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von F. Stolle, ist bereits ersten Bandes Lieferung 2 und dritten Bandes Lieferung 2, erschienen. Das Ganze wird 12 Lieferungen machen, jede im Preis von ½ Thlr.

[Neue Münzen von Loos.]

Zwei neue Münzen von G. Loos sind für Liebhaber von Medaillensammlungen von besonderem Interesse. Die eine: Gustav Adolph's Bildniß mit dem Denkmal bei Lützen über dem Schwedenstein, das am 6. Novbr. 1837 eingeweiht wurde. Die andere: der selige Böttiger, sehr getreu mit der lächelnden Grimasse, selbst mit der Warze auf der Nase, Polonius als Kritiker wie er leibt und lebt. Auf der Kehrseite der Vogel der Weisheit mit einer Papierrolle. — Der leipziger Kunst- und Gewerbverein hat Hrn. Loos zum Ehrenmitgliede erwählt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 139. — den 19. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

IX.

Mit Uhland schließt sich der Kreis schwäbischer Lyriker ab; sie hat im wahlverwandten Stoffe ihre unmittelbare Befriedigung gefunden. Allein noch ist der Höhepunct des Geistes nicht erreicht, noch sind die Zweifel und Räthsel nicht gelöst, ein tiefes Geheimniß schwebt vor dem dunklen Blicke. Denn noch immer ist die Welt nicht bis in ihr Letztes und Tiefstes durchdrungen, nur ihre einfachsten Zustände haben sich künstlerisch dargelegt, die härteren Kämpfe des Geistes sind noch nicht gekämpft. Das ist der Brief des Schicksals, das Geheimniß, der verschleierte Prophet, den G. Pfizer besingt.

Er kann mit seinem Sinnen
Die Deutung nicht gewinnen.
Oftmals will mein kühner Geist
Seine Schranken überspringen,
Und in der verworrnen Welt
Innerstes Geheimniß dringen,
Sinnend quält sich der Verstand
Mit geheimnißvollen Fragen
Und es spannt die Phantasie
Aus zum Flug die breiten Schwingen.
Aber wenn ich hoffnungslos
Durch des Geistes Wüsten schweife,
Und der finstre Zweifel mich
In den Abgrund will verschlingen rc."

Die Poesie also soll das Räthsel lösen.

Poesie ist's, die des Schicksals dunkle Hieroglyphen kennt,
Der das Räthsel der Geschichte in verklärtem Feuer brennt!
Ha! wie durch die Empyreen schon der Geist hinunterwühlt,
Gleich dem Adler, der die heiße Brust im Schneegebirge kühlt!

Aber

Dieses Ziel wird nicht erreicht
Einsam hab' ich nun schon lange,
Trüb und lichtlos, mich gequält
Und das Herz schlägt schwer und bange
Weil mir Luft und Athem fehlt.

Alle Lebenslust entsinkt und der Dichter kniet nieder zum Gebet an den Todesengel, „nicht um Leben bitt' ich, nur um Traum." Alle Wirklichkeit verwirrt wie ein leeres Trugbild.

„In den trüglichen Mäandern
Hielt mir nie die Wahrheit Stand.
Und erschöpft vom vielen Wandern
Schalt ich Alles Trug und Tand."

Das Leben, voll von Bedrängniß und Unruhe, erblüht nur in der Wehmuth dunkeln Farben, kein Punkt ist zu treffen, der jeden Wunsch erfüllt, und der Mensch treibt auf dem dunkeln Meere wie ein ruheloser Glutstern um, in des Weltalls ganzer Sphäre erringt er sich kein Eigenthum. Die Geier zehren stets am Marke.

„Läßt der eine mich in Ruh
Setzen mir die andern zu.
Und drum so weit mir das Gedächtniß reicht
War mir das Leben nie wie Andern leicht.

Daher singt er denn den Leidensgenossen zu:

„Euch allen weih' ich meine Thränen,
Die ihr mit ungestilltem Sehnen
Des Glückes sel'ge Inseln sucht,

Die ihr nach bang durchweinten Nächten
Des Lebens unerkannten Mächten
Mit bleichgehärmter Wange flucht."

Die Vergänglichkeit der Erde, der allgemeine Schmerz der Kreatur treibt zur Entsagung.

„Dich weihte die Betrachtung
Zur Kunst der Weltverachtung
Zu der Verleugnung Schmerz."

Aber Ernst kann es damit nicht sein, immer von neuem hebt sich die Schwinge, sie flattert und flattert, aber immer sinkt sie wieder in ohnmächtige Ermattung. Es gilt nun einem großen Entschlusse:

„Meine Seele ahnt es lang,
Soll ichs noch gewinnen,
Zu bezaubern mit Gesang
Aller Herz und Sinnen,
Muß ich kühn das letzte Pfand
Meiner Kunst verschwenden
Und im prächtig stolzen Brand
Wie der Zaubrer enden."

Dies das Bewußtsein des eigenen Unvermögens — nur in einem letzten Todessprung glaubt es sich inmitten der Poesie stürzen zu können:

„Und als Opfer muß ich fallen
Um als Priester aufzusteh'n."

Darum:

„Weih' mich zum Priester!
Ich will mein Leben!
Der Muse weihen!
Ich will in Liebe
Mein Herz verbrennen,
Ich will die Seele mit rothem Wein
Zum Heerde machen,
Und Liederfunken
Zum Himmel hauchen,
In wilder Freude
Ein heiliges Opfer untergeh'n.

Ich will mein Leben der Göttin weih'n.
Ich will den Schleier der ew'gen Trauer
Aus schwarzem Faden des Herzens spinnen
Und drein die Thränen als Perlen sticken
Und mich verzehren am Trauerkleid."

Wollen! Sollen! Aber Können ist Trumpf. Die Kunst ist ein Können, eine Lebenskraft, kein Todessprung, ein Leben-Geben, nicht Nehmen. Der Priester spricht:

Um Leichentücher für dich zu spinnen
Brauchst du die Göttin, doch sie nicht Dein."

Die Poesie ist unserm Dichter nur das Vehikel des Gedankens, den er mit ihrer Hülfe in Bild und Vers einspinnt, das Kleid, das er um seine sittlich religiöse Anschauung schlägt. Ich wollte errathen, bei welcher Stelle Goethe das Wort vom sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel, als er G. Pfizer's Gedichte las, fallen ließ. Es heißt einmal:

„In sich zieht er alle Strahlen
Aus dem bunten Reich des Scheins
Und von aller Welt verlassen
Ist mit seinem Gott er Eins."

Wie mußte eine weltverlassene Poesie, die, indem sie den Schein aufgibt, ihr anderes Ich, die Schönheit, also sich selber aufgibt, einen Goethe anmuthen. Goethe's weltbezwingende Schöpferkraft spricht sich freilich nicht in den Worten aus, wie:

„Nicht mit der Welt dein Spiel zu spielen,
Zu schalten frei mit Lust und Graus,
Und aus dem Meere von Gefühlen
Zu bauen ein krystallnes Haus:
Nicht über deinem Werk zu stehen,
In wandelloser Schöpferruh
Herabzuseh'n aus Himmels Höhen —
Nicht fiel ein solches Loos Dir zu."

Sagt so der Dichter zu sich selbst, so durfte Goethe schon auch ein Wörtlein wagen über diese poetische Impotenz, die in der „Weltverachtung" und im „Opfertode" das Empyreum der Kunst sucht. Wer kann stärker von Pfizer sprechen, als er selbst, wenn er von seinem „letzten Liede" spricht:

„Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele,
Fühl' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,
Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ew'ge Flammenglut
Des Prometheus lodre.
Der ein neu Mysterium
Aus vor allen spreche,
Vom verbotenen Heiligthum
Los die Siegel breche."

Kein Wunder, wenn es ihm so sauer wird:

„Wie Du geglüht in bangen Nächten,
Der Schweiß dir auf der Stirne rann,
Bis von den feindlich neid'schen Mächten
Die Brust den vollen Sieg gewann..."

„Sei zufrieden, deine Sorgen
Verleugne keck und sei kein Thor.
Ja prahle nur: An einem Morgen
Sprang es mir aus dem Haupt hervor,
Daß ja kein sterblich Aug' es merke,
Wie du gerungen um den Sieg! — —

Er muß daher auch den Dichter sich immer und immer wieder ausdrücklich und absichtlich vorbehalten:

„Denn wenn er nicht heute ein Lied geboren,
Wie weiß er, ob nicht ihm die Kunst verloren?"

Ja er läßt uns ganz über die Schultern ins Handwerk sehen, wenn er seine Quälgeister abwehrt, welche ihn necken:

„Da hast du ein Reimchen!
Mach ein Gedicht!

Antwort:

„Ich muß bedauern —
Jetzt stört ihr mich!...."

Ein Gedanke, dann ein Reimchen, ein Bild und das Gedicht ist fertig. Der Gedanke ist das Erste. „Dann denk' ich; dann kann ichs wieder nicht begreifen; wer wälzt den Stein uns von der Gruft? Gönne mir's ein gut Geschick, etwas zu ersinnen" u. s. w.

So treibt es Pfizern zur Speculation. Die Dialektik des Begriffs soll von dem Schwung der Phantasie ersetzt werden, so wird alles überschwenglich, und die Philosophie, das „Tagesgespenst," „verpfuscht" ihm den Vers.

G. Pfizer hat ein tiefes, stilles Gemüth, in seinem blauen Auge dämmert Wehmuth; Trauer, Ergebung und Theologie ruht auf seiner blassen Wange. Sein Ausdruck ist leidend, seine Bewegung langsam und ungelenk, er spricht wenig und verhalten; ganz die unflüssige, wortkarge, versteckte Schwaben-Natur. Die ganze Erscheinung hat etwas Niedergeschlagenes und Somnambules, übrigens

Obgleich entsprossen einem Manne,
Der klar ins Geisterreich geschaut,
Ist leider mir vom Geisterbanne
Kein Sterbenswörtchen zugetheilt.

Sollte dies auch Mystification sein, etwas Kerner'sches zeigt sich doch in Pfizer. — Er ist ganz für ein harmloses Stillleben, für die innerliche Beschauung geschaffen, er sollte Niemand etwas zu Leide thun.

O wie an einer kleinen Blüthe
Oft meine ganze Seele hing!
Wie ich mit friedlichem Gemüthe.
Dem Wurme aus dem Wege ging!"

Diesem Wesen entspricht kaum sein neuliches Auftreten, dem doch eine versteckte Malice zu Grunde liegt. Aber auch hier zeigt sich der Mangel an Gewandtheit und schneller Ueberschaulichkeit; in die Sache versenkt, vergißt das Subject über dem Einzelnen das Ganze und rennt auf der Sandbank eines absprechenden, ungerechten Urtheiles sich fest. Sollte Pfizer zum Theil fremden Einflüssen sich hingegeben haben, so wird er sich zu emancipiren wissen, um seines kritischen und Uebersetzer-Berufes, für den er durch treue Besonnenheit, Ruhe und Wissenschaftlichkeit bestimmt scheint, froh werden zu können.

Auch er ist im tübinger Seminar als Zögling und Lehrer gewesen — auch ihm schlug die Wissenschaft die Lebensader der Poesie ab. Zu poetisch, um die dialektische Vermittlung des Gedankens sicher und standhaft zu Ende zu führen, erhielt seine Weltanschauung einen unheilbaren Riß. In der Mitte zwischen Glauben und Wissen, zwischen Phantasie und Gedanke trägt er das unglückliche Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit mit sich und gibt ihm wohl auch oft eine Herbe, eine ungedulдige Gereiztheit, die seiner eigensten Natur fremd ist. Er wußte von Schelling zu Hegel, von der intellectuellen Anschauung zur verstandesklaren Dialektik der Speculation nicht den Uebergang zu finden und irrt gott- und weltverlassen zweifelnd und kämpfend in der herben Klemme zwischen beiden Mächten. Damit ist er als Dichter über die schwäbische Lyrik hinausgehoben, Schiller's urkräftiger Genius rettete sich von diesem unbehaglichen Reflexionsstandpunkte durch das weitere Geschichtsleben an das Herz der Menschheit, in das Heiligthum der Poesie, aber Pfizern hat die Natur diese Vollkraft versagt, entweder in das Reich der Phantasie oder des Gedankens sich vollends hinüberzuwerfen.

Auch sein Bruder, der treffliche P. Pfizer blieb auf Schelling's poetisirendem Standpunkt, aber er hat entschiedener als der jüngere Bruder, die politische Richtung eingeschlagen und schnell seinem Namen einen tüchtigen Klang erworben. Doch verlautet, er wolle dem Vaterland nicht mehr unmittelbar seine besonnene, eindringende und bedeutende Rede in der Kammer leihen und beschäftige sich mit einem philosophischen Werke. Wenn er nur nicht seinen Beruf verkennt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Witthauer's Album.]

Ein Wort über Witthauer's Album, das unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten von Pesth und Ofen erschien. Alles beeiferte sich, um den Nothleidenden zu helfen, Staatsdiener und Bürger trugen ihr Scherflein bei, um die Wuth der Elemente in ihren Folgen zu hemmen; wie sollten die Himmelstöchter, die Musen, die das Elend genau kennen, ausbleiben! Saphir's humoristische Vorlesungen in Wien und Pesth brach-

ten 5000 Fl. Conv.-M., Liszt's Concert vielleicht den fünften Theil dieser Summe zusammen. In Prag wird nächstens ein musikalisches Album zu gleichem Zweck erscheinen, ein belletristisches ist hier schon herausgegeben. Witthauer, der Redacteur der wiener Zeitschrift für Mode, erließ einen Aufruf, und 84 Mann hat die Monarchie gestellt, darunter manche wohlgewappnet, mit flatterndem Helmbusch und blanker Rüstung, mehrere Hauptleute, mehrere Ritter mit und ohne Kopf, viele Edle, dem Geist nach Edle, deren Schilde und Fähnlein im ganzen deutschen Reich gekannt und geehrt werden. Wir wollen an diesem Häuflein die Literatur Oesterreichs flüchtig Revue passiren lassen.

Ludwig v. Schedius beschreibt Pesth und Ofen's Tage der Noth im März 1838; — hierauf kommt ein Prolog von Nicolaus Lenau, als Entrée. — D. Ernst Bohl: „Skizzen auf Berufswegen," einfache Erzählungen aus dem Leben eines Arztes, mit pikanten Pointen. Wenn nur der Styl leichter und freier darüber hinflöge! „Möchte das Gewühl uns vonsammen (!) entfernen, ich beobachtete sie von weitem." — „Und, Fritz, die in jedem Sinne gefährlichsten Schmeicheleien sind gerade jene ohne Worte." — Wie träg und schleppend; der simple Gedanke geht durch dieses „gerade" und „jene" und durch das Einschiebsel „in jedem Sinne" in die Brüche. — Johann Gabriel Seidl: „Des Stromgotts Rache," Gelegenheitsgedicht: der Gott Ister wird böse, weil man ihn mit Dampf beherrscht, und fällt in seinem Grolle über Ofen und Pesth. Das Gedicht ist sehr lang und endet mit den allzu schlichten Worten:

Was Kräfte der Natur verwirren,
Die Kraft des Menschen gleicht es aus. —

Franz Schuselka: „Rhapsodie über Glück und Unglück." Sie schließt: „Das wahre Glück ist etwas Unaussprechliches, das wahre Unglück etwas Namenloses." — Very well. — J. M. Nell: „Zwei Ghaselen." — Hammer-Purgstall: „Die Ueberschwemmungen Mekkas." — Bauernfeld: Palingenesie. „All ihr künstlerisches Wirken ist Verachtung der Natur." Das sagt er von den Stimmführern der heutigen Literatur. Auf der Bühne und im Drucke, in Prosa und in Versen, schreit B. so ängstlich über die junge Literatur, als drücke ihn der Alp. Allein man weiß nicht, wen er damit meint. Versteht er die junge Literatur Norddeutschlands darunter, so muß man sich über den Irrthum wundern, da diese die Natur zu Ehren brachte, nicht verachtete, sondern vertrat gegen die Faulheit des Herkommens in der Kunst und im Leben. Bauernfeld ficht gegen Windmühlenflügel. Kann er seinen schlechten literarischen Salon nicht vergessen, der überall schon vergessen ist? — Caroline Pichler: „Pesth und Ofen." Die greise Frau war 1827 in diesen Städten, um die Localität für ihren Roman: „die Wiedereroberung von Ofen" zu besehen; sie erinnert an die Lage der beiden Orte. — Fr. Treitschke: „Erinnerung." Verse; endend: „Die Stunde rinnt durch den rauhsten Tag." — M. Enk: „Das Auge des Mitleids." — Fr. Grillparzer: „Scene aus einem unvollendeten Trauerspiele." Die Zusammenkunft Hannibal's mit Scipio vor der Schlacht bei Zama. Ein Meisterstück. In festen, markigen, vollgefüllten Formen steht das Bild beider Helden vor dem Leser; zwei große Charaktere, eine thatenreiche Zeit, die kriegführenden Karthager und Römer; in flüchtigem, aber mit sicherer Hand ausgeführtem Umrisse ist es hingezeichnet. Der junge Scipio, der mit tiefster Zuversicht der ewigen Roma den Sieg zuspricht, gegenüber dem friedebietenden und doch sieggewohnten Hannibal, der nicht so sehr die eigene Schwäche, als jene der Karthager fürchtet — mit classischem Griffel ist diese Scene geschrieben, und läßt erkennen, daß G's. Genius nicht im Abnehmen ist, wie einige schadenfroh durch das Mißlingen des letzten Bühnenproductes erweisen wollen. Dieses Bruchstück zeigt von so männlich gekräftigtem Geiste, von so vollendeter Handhabung des Styls, von so künstlerischem Denken und genialem Ausführen, daß, wenn die ganze Tragödie dieser Einen Scene äquivalent gearbeitet ist, die größte und vollkommenste Schöpfung G's. zu erwarten steht. — Das Gedicht: Trost ist eine schlechte Tröstung; die Inschriften aber sind gänzlich unwürdig eines Dichters, noch unwürdiger Grillparzer's! — Anton Langerhanns: „Ein Morgenausflug in die Campagna;" eine anziehend geschriebene Skizze. — Carlopago: Zwei Gedichte; das erste: Am Tage aller Seelen, sinnig. — Littrow, J. L.: der Brand von Kasan, am 13. September 1815, als Seitenstück zur Ueberschwemmung erzählt. — J. F. Edler von Mosel: „Die Wahl," Cantate. Jupiter will Austria nicht blos dem Schutze und der Sorge Eines Gottes anvertrauen; er vertheilt das Amt unter Asträa, Minerva, dem Frieden, Apollo und Mars gemeinschaftlich. — Adolph Ritter Tschabuschnigg: Eine biographische Skizze aus dem noch ungedruckten Romane: Ironie des Lebens. Nicht diese Skizze, wohl aber der Titel und T's. bedeutendes Erzählungstalent machen die baldige Erscheinung desselben wünschenswerth. Ohnehin ist schon lange kein Roman eines Oesterreichers erschienen. — Ludwig Löwe: Ein Gedicht und Quadrate, nämlich vierzeilige Verssprüche. Ludwig Löwe ist der bekannte Schauspieler. — Hyacinth von Schulheim: „Ein Bild aus den Bergen." Hanna liebte einen Waldschützen, der erschossen wurde, sie wird wahnsinnig und stirbt. Gewöhnliche Prosa; besser sind die beiden Gedichte, wären nur die Stoffe nicht zu alltäglich. — Joh. Nep. Vogl: „Die Flüchtende," eine Ballade. Ein Ei sieht dem andern nicht ähnlicher, als die Balladen Vogl's; er schüttelt sie aus den Aermeln; baar eines höhern Aufschwunges, einer tiefern Intention, so wie einer kräftigern stylistischen Behandlung des Materials, rinnt und schleicht V's. Ballade durch den Sand der jambischen Verse und gibt höchstens einem Gänseblümchen-Reim, oder einer marklosen Weiden-Idee hinlängliche Nahrung. — Johanna Franul von Weissenthurn: „Erinnerung aus meinem Leben," eine Zusammenkunft in der Augustiner-Kirche zu Wien mit Zauner, Füger und Canova. Bedeutungslos. — F. C. Weidmann: „Tell's letzter Tag." Auch eine Ballade; — nach richtigem Maaß und Schnitt; — ja wenn's die Form thäte! — W. A. Gerle: „Königin Maria." Ein Stück aus der Geschichte Ungarns zu Ende des 14. Jahrhunderts; eine Prosa so nüchtern wie die vorangegangenen Verse. — (D. Forts. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 140. —— den 20. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

G. Pfizer bezeichnet den Uebergang der schwäbischen Poesie in die Philosophie. Diese meinte ich, wenn ich Ihnen über wissenschaftliche Verhältnisse sprechen wollte. Natürlich, daß ich vor allem Schwaben seinen Hegel vindicire. Die norddeutsche Rührigkeit und Gewandtheit und Universalität hat freilich ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt, namentlich hat sie das Verdienst, diese Philosophie zu einer Lebenspotenz der Gegenwart ausgebreitet zu haben. Betrachten Sie aber im schwäbischen Geiste die tiefe, positive Grundlage des reichen Gemüthslebens, andrerseits die stete Werdelust, das unaufhaltsame innere Regen und Weben, die Versenkung und Vertiefung der Persönlichkeit in die Wesenheit der Sache, den langsamen, bedächtigen Fortschritt, die zähe, eiserne Consequenz — so haben Sie die Elemente und Bedingungen der Hegel'schen Philosophie, der Dialektik der Sache. Der Norddeutsche steht über, der Schwabe in der Sache und entwickelt sich mit ihr. Schleiermacher und Hegel! Der schwäbische Geist ist in seiner Unmittelbarkeit wesentlich speculativ, er muß sich Luft und Licht verschaffen, er muß die Freiheit zu erringen suchen. Die kritische Schärfe, das skeptische Negative, das verstandesmäßige Raisonnement, mitunter wohl auch den Scholasticismus mit seinen dürren Formeln überläßt er dem nördlichern Genius.

Wie wahlverwandt Hegel's Philosophie dem schwäbischen Geiste ist, zeigt ein Blick auf die neueste Entwickelung der Wissenschaft, namentlich der theologischen. Auch rückwärts faßt der schwäbische sie schärfer auf und consequenter als der norddeutsche Schüler. Das macht die Unmittelbarkeit, die sich nicht mit leeren Formeln und Wortspielen begnügt, welche auch sehen will, was denn eigentlich daran ist. Schon das ist bezeichnend, daß in Schwaben die Philosophie fast nie als Selbstzweck, sondern nur als Propädeutik und Grundlage der Fachwissenschaft getrieben wird. Dadurch ist ein steter Rückblick auf die positive Grundlage des Gegebenen und Wirklichen nothwendig, und die Pandekten in der Hand wird man nicht über Hals und Kopf die historische Schule zum Fenster hinauswerfen, und die Bibel vor sich, wird man sich nicht so leicht zu den scholastischen Floskeln und Kategorien verstehen, welche die Wissenschaft verhunzen und dem Glauben vollends den Kopf verrücken. Doch das Einzelne erlassen Sie mir, ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe den Repräsentanten der schwäbischen Wissenschaft, sofern sie sich an Hegel anschließt, vorführen. Was die Allgemeinheit philosophischer Studien betrifft, so ist der Schwabe zu praktisch, zu sehr mit den nächsten Interessen des Lebens beschäftigt, als daß der Blick sich in die letzten Tiefen des Wissens so leicht vertiefte. Jedem ist von Anfang sein bestimmter Beruf, sein bestimmter Wirkungskreis angewiesen und auf diesen geht das Streben. So erhalten wir zwar hier und da von einem Fachgelehrten manchen tüchtigen Beitrag, aber ein regerer literarischer Betrieb ist innerhalb Schwa-

Digitized by Google

bens nicht da. Man schreibt ungern; es ist eine Fülle von Kräften da, die nur der Concentrirung und Cultivirung harren; aber die Schwierigkeit der Form, der Mangel an Gewandtheit, das schwäbische Phlegma, die individuelle Vereinzelung, die Enge der Grenzen, die Kleinheit der Anstalten und Lebenskreise hemmen die Entwickelung zu vollerer Bahn, oder lassen vielmehr kein Bedürfniß danach entstehen. Dieses innere Gemüths- und Gedankenleben äußert sich nur mit Mühe, die particuläre Eingeschränktheit der überhaupt langsam und ungelenk organisirten Natur würde weder einem Varnhagen von Ense noch einem Alexander v. Humboldt Raum geben.

Die Entstehung der Cotta'schen Vierteljahrschrift wird vielleicht bedeutender werden, wenn sie der schwäbischen und süddeutschen Unmittelbarkeit und Gründlichkeit einen Mittelpunkt gibt. In jedem Fall aber stellt der norddeutsche Freihafen einen bemerkenswerthen Gegensatz dazu auf. Wie in der Philosophie, so scheint in literarischer Beziehung eine immer größere Kluft zwischen unserm Norden und Süden entstehen zu wollen. Ob es zu einem völligen Bruche kommt, und ob von der universellen Bildung und Intelligenz des Nordens oder von dem unmittelbaren Volks- und Geistesleben des Südens neue Lebensgestaltungen ausgehen werden — das sind Fragen, die man nicht abweisen, aber auch nur ahnungsvoll der Zukunft zur Beantwortung überlassen kann.

X.

Schweigend schritt ich mit dem Freunde über den breiten Schloßplatz dem Theater zu. Wir kamen von dem Denkmale Schiller's — oder vielmehr von dem Platze, der dazu bestimmt ist, sein Standbild aufzunehmen. Ach, ist denn dieses Stuttgart ein für allemal verdammt, die alte Schuld nicht mehr tilgen zu können? Wie schlecht wird sich die Statue in jenem Winkel ausnehmen, in jenem verzwickten, verbauten, verklemmten — Hofraume des alten Schlosses. Und das soll die heilige Kaaba der Deutschen werden! Nein, Stuttgart hat nichts zu thun, als an das kannstadter Thor zu schreiben: Hier der Weg nach Medina — nach Weimar!

Wahrlich, dem zu Liebe werde ich niemals nach Stuttgart wallfahren, rief ich aus — nur noch Eins muß ich sehen, dann — segne Gott und stirb. Kirchen und Schwarzröcke habe ich genug gesehen, selbst den stuttgarter Papst in seinem abgeschabten deutschen Rock, wie er die Brutalität auf der Lippe, den Kalmucken im Backen, bis unters Kinn zugeknöpft, einherschritt. Aber keine Gemeinde ist so fromm, der Teufel baut eine Capelle daneben. Und gerade diesen Satan, und Antichristen mußte ich noch sehen.

Der Freund vertröstete mich auf die Oper.

Wir traten in eine Loge, es war noch frühe, und wir hatten Muße genug, gemächlich uns umzusehen. „Bemerken Sie den Herrn dort, auf der Seite des Parterres, wie gespannt und geschäftig er auf die Uhr, auf den Theaterzettel, auf den Vorhang, in die Nähe und Ferne blickt, prüfend und winkend?" Es ist Herr K. ein eifriger Verehrer des Theaters, dessen derzeitige Primadonna durch ihre Gastspiele den gesetzten Mann bis auf den Siedepunkt begeistert. Er ist auch ein tüchtiger Kenner des Theaters, Seydelmann wird es rühmen. Es ist ein großes Aergerniß für die guten Christen und Seelen unserer Residenz. Sich so zu vergessen, so toll ins Theater zu laufen, so unverzeihlich sorglos seine Sache auf Belial zu stellen, und leibhaftig sich dem Teufel zu verschreiben!... harte Zeichen der Zeit! eine Schauspielerin vernarrt die Köpfe, Zuckerbäcker bieten den Götzen in Zucker zum Verkauf aus — nur noch ein kleiner Schritt dazu, daß der Buchhändler das Bildniß des Dr. Strauß als „passendes Christgeschenk" — den Antichristen zum Christgeschenk! — ausbietet. Das ist der Ischariotismus unserer Tage, das der Molochsdienst.... Genug, Genug, unterbrach ich den Freund, ich mochte weniger auf seinen Christenboten, dem er die Expectorationen verdankte, als auf die Versammlung achten, die immer zahlreicher und rauschender wurde.

Wieder öffnet sich die Thür und eine schmächtige Gestalt schlüpft gewandt und sicher durch die sich füllenden Gänge. Er sucht seinen Sitz und hat ihn schon gefunden — zufällig dicht neben dem Herrn, der eben unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man bemerkt ihn, die Operngläser entfalten sich, um den interessanten Höllenbraten gefühlvoll zu betrachten. „Das ist der Wunderdoctor, der kritische Quacksalber, der die glaubenskranke Zeit zu heilen unternommen hat. Aufs Operiren versteht er sich trefflich..."

Doctor Strauß? — Eben der! — Das Gesicht ist mir nicht unbekannt, ich erinnere mich, es auf dem Museum gesehen zu haben. Wußte ich doch nicht, wer der andächtige Leser war; der zu meinem großen Leid so lange vor Lewald's Theaterrevue saß und mir den Genuß der Heine'schen Briefe vorwegnahm. Gerade so eingebückt, so gemessen, so schmal, wie er da drunten sitzt.—

Unterdessen habe ich sein Bildniß von Meyer in

Nürnberg gesehen. Er ist getroffen, doch befriedigt es nicht ganz. Es ist nicht die fehlende Brille, nicht das weniger leidende Aussehen, das dem Portrait nicht gut zu Statten kommt, aber das ist der Fehler, daß das Auge über den untern Theil des Gesichtes nicht genug dominirt. Das mächtig hervorspringende braune Auge, dessen kritisches, prüfendes Feuer so energisch in das Object hineinzüngelt, macht sich auf dem Bilde zu wenig geltend, es sollte das schmächtige, spitze Gesicht viel mehr zurückdrängen. Auf dem Bilde erhält das Kinn die Uebermacht. Dieses Auge mit seinem kalten, durchbohrenden Blick, verleiht der unruhigen Bewegung und Senkung des Hauptes, der eingebückten Stellung bei übergeschlagenen Armen, der ganzen Gestalt etwas — Dämonisches. Die Ruhe und Abgemessenheit, die über die ganze Behabung ausgegossen ist, die Bestimmtheit des Tons und der Bewegung und doch das innere Wetterleuchten, die unruhige, schlangenartige Beweglichkeit, die gewandte, artige, ja lebhafte Begegnung, der freundliche aber doch nicht sich hingebende Ausdruck macht einen ganz besondern Effect. So heimlich und doch wieder so unheimlich, so vertraut und doch so fremd, so offen und einfach, und doch so sehr in der Tiefe zurückhaltend, zieht sein Wesen mit derselben Gewalt an, als es im selbigen Augenblick abstößt. Sehen Sie, wie er mit übereinandergeschlagenen Armen wie lichtscheu in sich hineinblickt, und aus der Heimlichkeit des verstandesklaren, sichern und ruhigen Bewußtseins die jähen Blitze hervorsendet? Umsonst ist es, ihn zu fixiren, er weicht immer aus, wendet und kehrt sich wieder und überholt tausendmal sein langsames, mühseliges vis-à-vis. Eine merkwürdige Bewußtheit und Klarheit ruht auf dieser beweglichen Fläche, nichts Uebereiltes, Herausforderndes, sich Ueberstürzendes. Er hat stets die Sonde in der Hand. Gewandt und bestimmt bewegt sich der Fluß seiner Rede, sie ist gewählt und doch einfach, entschieden, treffend, oft von einer merkwürdigen Plastik. Er ist immer fertig und bereit, die Waffen sind immer blank. Er weiß bei Allem die Handhabe zu finden, Alles erhält von ihm Hände und Füße. Er überschätzt nichts und unterschätzt nichts, er will nicht ohne Grund erbittern, wenn der feingeschnittene Mund bedachtsam seine Pfeile spitzt, er will nicht unverdient versöhnen, wenn der Zug um seinen Mund sich vertieft. Ueber sich selbst, über seine Gedanken und Worte ist er zu sehr Meister, als daß er sich je vergäße und mit Waffen stritte, die nicht er geschliffen und vorher sorgsam geprüft. Diese Ueberlegenheit des Bewußtseins gibt ihm einen leisen ironischen Anflug, dessen er sich mit so vielem Takt zu bedienen weiß. Der Ernst und die Tiefe des Gemüthes läßt sich als Basis der ganzen Bethätigung nicht verkennen, leicht aber bleibt sie unbemerkt, wenn in das gehaltene, gemessene, kalte Wesen das Triebwerk der Dialektik rauscht und im ruhelosen Spiel der Gedanke seine feinen Fäden in das Einzelnste einspinnt, nichts undurchdrungen, nichts ungewogen läßt.

In dieser Art und Weise überschaut er klar und besonnen den ganzen Weg, den er vor sich hat, es entgeht ihm nichts in Bausch und Bogen, nichts Vorläufiges und Nachläufiges, nichts Allgemeines, nichts — Geistreiches. Er verschmäht jene in Spiritus getauchten Taffetblumen, mit denen man blenden, aber nichts wirken kann. Unbegründetes, Schwankendes, Hohles und Halbes geistreich mit schönen Phrasen zu überdecken, überläßt er Freund Tholuck. Er strebt in allen Dingen nach Gründlichkeit, bricht nicht vor der Zeit die Blüthen, aber wenn es an der Zeit ist, schüttelt er die reifen Früchte auf die verblüfften Nasen der Geistreichen und Geistlosen herunter, die bei dieser Gelegenheit das Gesetz der Schwere entdecken mögen. Hier erkennen Sie ganz die ungezierte, unbefangene Derbheit und Treuherzigkeit des Schwaben, der gerade aufs Ziel dringt, ohne Complimente, ohne die Blumen zarter Unzulänglichkeit und schwächlicher Halbheit schlägt und trifft. Nur nichts in der Schwebe lassen; mag das Resultat ausfallen, wie es will, heraus muß es, es wird nicht stärker sein, als der Geist, der es zu Tage gefördert, er kann es ertragen.

Er haut den Sattel selbst in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken...

So mischen sich zwei Elemente in der Natur jenes Kritikers. Einerseits die gründlich-ehrliche Gesinnung, die vor nichts zurückschreckt und ohne Rückhalt oder Halbheit, ohne gleißnerische Bemäntelung, ohne die Demuth hochmüthiger Schwäche nur dem Herrn die Ehre gibt. Nicht für ihn hat Uhland gesungen „duck Dich, schweig' dabei — als ob die ganze Bibel ein Buch der Könige sei." Gehorsam ist besser denn Opfer! Diese bequemen Worte, die unsre tugendsame Zeit sich zur Warnungstafel aufsteckt und in ihren Katechismus der Unlauterkeit und Eitelkeit zu oberst anschreibt, konnten eine Natur, welche redlichen Ernstes dem Dienste der Wahrheit und dem Cultus des Gedankens sich weiht, nicht abhalten, die selbstsüchtige Gleißnerei und Unredlichkeit der Wahrheit zum Opfer zu bringen. Man mag das Rigorismus, Terrorismus nennen — unsere Zeit braucht Alles, nur keine Schwäche. (D. Beschl. f.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Oesterreichs Lyriker.]

Otto Prechtler: „Metamorphosen." Sind eigentlich Contraste. In so leichten Sachen müssen selbst die Reime genauer beachtet werden; folgende beleidigen das Ohr: Hütten — glühten; Schloß — Loos; retten — bethen; Sprache — Rache; büßen — aufzubissen; bieten — durchschnitten; quält — Welt. — Carlo: „Musikalische Rösselsprünge auf 25 Buchstabenfelder." Satyrisch-komische Kleinigkeiten nach dem Alphabet. — Uffo Horn: Bruchstücke aus dem dramatischen Gedicht: Der Fall Granadas. Eine altbackene Liebesscene zwischen dem ritterlichen Gonsalvo de Cordova und einer maurischen Prinzessin wird hiermit aufgewärmt. Keine Spur von Erfindung, Situation oder Charakteren; ganz gedankenleer klappern die vierfüßigen gereimten Trochäen an einander, wie hohle Nußschalen; Gleichnisse fallen heraus wie zurückgelassene Mandelkerne. Eine Probe:

Wie ein Wetter durch den Himmel,
Eh' sein schwarzer Schleier reißt,
Und das Angesicht des Blitzes
Der erschreckten Erde weist (?!) oder:

Alles wogt in dichten Massen,
Durch Granadas weite Straßen —
Und die Kunde drang zu mir,
Daß von seiner alten Feste
Ledig, jeder Strafe frei,
Seïr mit des Stammes Reste
Heut zurückberufen sei! ꝛc. ꝛc.

J. Jokell: „Der Regenbogen." Eine Paramythe, gelegenheitlich, zart und sinnig. — Franz v. Hermannsthal: „Naturbilder." Der verzauberte Bruder beginnt:

Es fließet mir ein Bächlein (mir!)
An meinem Hause vorbei (meinem!)
Sagt, ob ein verzauberter Bruder
Von mir das Bächlein sei? (von mir!) Sa!

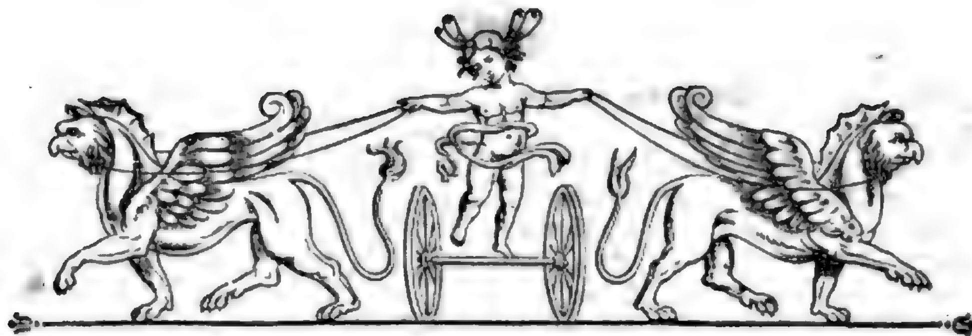
Ch. Kuffner: Der goldene Ring. Eine italiänische Sage, ähnlich der von Shakespeare benutzten zum Kaufmanne von Venedig. — J. P. Kaltenbaeck: Sonnette. Naturlaute. — Fürst Friedrich von Schwarzenberg: Bruchstücke aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechtes. Voll Salon-Esprit, dabei ein Patriotismus, der hier für den alten Spruch kämpft: Oesterreich über Alles, wenn es nur will! — J. C. Bernard: „Huszár Bálint," „Sephine." Verse. — Adolph Schmidl bringt Reiseabenteuer aus seiner Wanderung durch Oesterreich. — Nicolaus Lenau. Vielleicht ist dies der größte Vorzug der österreichischen Lyriker, daß sie, statt sich fremde Ideen gewaltsam anzueignen, statt mit der Individualität unterzugehen in ihren Ergießungen, mit reiner Subjectivität darüber schweben. Weniger Kunst und noch weniger Künstelei kommt entgegen; und deswegen sind diese Natursänger von den zerrissenen Herzen und Weltschmerzen verschont geblieben. Minder bedeutende, aber wahrhafte Empfindungen, geringfügige, aber durchgefühlte Anschauungen, keine Lebens-, aber doch häusliche Resultate, keine Götter, aber Menschen gestalten sich aus diesen unverschlungenen, einfach klaren Tönen; — nicht eine Minerva, schwer gepanzert, glanzvoll, weisheitgerüstet, springt heraus, sondern höchstens ein fideler Wiener, mit sinnlich geschwellten Lippen, treuherzigen Augen und Mienen, hinter welche sich zwar ein wehmüthiger Zug versteckt, der aber seine Hecheleien zähmt, seinen derben, kernigen Witz in Hamur, wie der Humor vom wiener Volke genannt wird, auflöst. Es ist dies ein generelles Merkmal der österreichischen Lyrik; jedes Individuum trägt sein Gepräge in scharfer, erhabener Schrift, unverkennbar. — Grün's Erklärung wegen der von Braunthal im Musenalmanache nachfingirten Gedichte war daher theilweise überflüssig. Wer würde nicht, selbst ohne Unterschrift, die Gedichte eines Grün und Beck, Ebert und Frankl, Halm und Zedlitz, Seidl und Vogl unterschreiden und aus allen Poeten Deutschlands herausfinden? — Lenau, aus dem Lande der Magyaren stammend, wo robuste Männer mit speckgeschmierten Schnauzbärten und klingenden Sporen bei den elegischen Moll-Klängen einer Zigeuner-Cimbel tanzen, wo noch das Faustrecht, aber auch Freiheiten bestehen, — Lenau hat mit ganz eigenthümlichen Farben auf diesem Grunde gemalt, die Freiheiten zur Freiheit erhoben, das Faustrecht zum Menschenrecht, die Schnauzbärte zur Mannhaftigkeit, die klingenden Sporen zum heimathlichen Kuhreigen, die Cimbel-Klänge zur Erinnerung an die braunen, vollbusigen Tänzerinnen. — Die hier mitgetheilten Gedichte sind aus dem wahren frommen Gemüthe Lenau's, ohne die pietistischen Melodien Savonarola's anzustimmen. — J. F. Castelli: „der Spottname," tragi-komische Erzählung. — Der Spottname Zuspeismensch ist das Komische, und daß der Zuspeismensch, weil die Geliebte ihn deshalb lächerlich findet, aus Kränkung stirbt, ist das Tragische dieser erbärmlichen Geschichte. Es ist im Geschmacke der österreichischen Literatur aus den vergangenen Jahrzehenden. — Al. Zeitteles, F. Sauter, J. E. Klemm, — auch Verse. — J. v. Zerboni di Sposetti: „Die Zigeunerin." Bruchstück aus Reiseblättern; lebendige Schilderung einer Zigeunerhorde in den Wäldern Lithauens. — Die Gedichte hätten wegbleiben können. — (D. Forts. f.)

Notiz.

[Aus Frankfurt a. M. Brieflich.]

Fräulein van Hasselt gastirt auf unserer Bühne, d. h. sie spielt, im strengsten Sinne des Wortes. Bei ihr ist alles Spiel, was bei der Löwe Natur ist. Die Hasselt hat eine schöne Stimme, aber kein Gemüth, ihre Bewegungen sind alle studirt, ihre Züge beständig kalt und ohne allen innern Kunsttrieb. Sie mit der Löwe vergleichen, hieße die Kritik aufheben, was auch die Münchner darüber sagen mögen. Die Löwe ist eine geborne Künstlerin, die Hasselt eine Komödiantin. Wenn ich die Löwe gesehen, sagte ein hiesiger unparteiischer Bürger, so kann ich nichts zu Nacht speisen, nach der Hasselt hingegen schmeckt mir meine Cotelette vortrefflich. Eine bessere Kritik wüßte ich nicht zu schreiben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 141. — den 21. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß).

Indessen jene ungezwungene Wahrheitsliebe, das gerade, ernste Streben, die unbeugsame, gehärtete Stärke dieses Geistes ist eben im Bewußtsein ihrer Fülle und Kraft nicht auf die unmittelbaren grobknochigen Erweise ihrer selbst beschränkt. Der Trotz der unentwickelten, stockigen Unmittelbarkeit ist erweicht, das Metall des Geistes flüchtig geworden und hat sich in die feinsten Formen zu gießen gewußt.

Das ist allerdings eine Errungenschaft der Fremde, die das reiche Capital in Umsatz zu bringen wußte. Die Gewandtheit und Schlagfertigkeit seiner Dialektik ist die Frucht eines glänzenden Studiums, der Gewinn einer Schule, wie nur ein so begabter Geist sie durchmachen konnte. Diese hat aber der innern Regsamkeit nur Bahn und Luft gemacht, den Reichthum an innerer Vermittelung zu Tage gefördert.

Strauß ist ungefähr 30 Jahre alt. Geboren in Ludwigsburg von frommen Eltern, ward er wohl schon frühe dem Himmel, d. h. dem Seminar und dem Schwarzrock, bestimmt. Eine merkwürdige Constellation führte mit ihm nach Blaubeuern einen Kreis von ausgezeichnet begabten Jünglingen zusammen, wie sie selten in so großer Anzahl in einer Altersklasse unter einer Zahl von 30 Seminaristen sich zeigen mag. Ich nenne nur G. Pfizer; Fr. Vischer; W. Zimmermann; auch Elsner; dann Binder, Märklen, Mörike u. a. Die theologische Tradition bezeichnet jene Abtheilung mit dem Namen Gardecorps — kein Wunder auch, wenn ein Geschlecht sich so entwickelte, das fast unter dem Donner der Kanonen von Jena entstand. — —

Man kann sich denken, daß sich diese Geister in ihrem Kloster tüchtig gerührt haben — aber gewiß ganz in den Schranken stiller, naiver Gläubigkeit. So auch im Stift zu Tübingen, so lange die Studien auf die Alten gerichtet waren.

Aber das Studium der Philosophie beginnt — nach traditioneller Methode; — die Geschichte der Philosophie reicht gerade bis zu Schelling. Kant und Fichte beschäftigten am meisten, aber sie waren nicht zu gewältigen, mit Begierde wurde Schelling und J. Böhme ergriffen, damit er „aus den großen Wassern reiße und das Bad der Wiedergeburt ertheile." Bereits schwankt der Glaube, aber er wird noch unbefangen festgehalten. Die Poesie, die Phantasie, der Somnambulismus ließ ein weites Feld offen, in dem sich der jugendliche Geist in jener Uebergangsseligkeit aus den naiven Zuständen in die Herbe der Vermittelung heiter ergehen konnte. — Eben zur Zeit Strauß's wurde Hegel in Tübingen — entdeckt. Zufällig stößt Einer auf die Phänomenologie, man liest sie, die Haare stehen zu Berg über den Unsinn; hat sich wirklich ein dialektischer Brocken abgespült, so staunt man den Findling an, aber man hatte noch kein Fach, noch keine Kategorie, in die man ihn rubriciren konnte, es fehlten die Säuren zu einer etwaigen chemischen Analyse. Man ließ also das tolle Zeug liegen, und nutzte es so viel

wie möglich zu selbstgefälliger Prahlerei oder zu schlechten Witzen und Späßen.

Erst die Theologie und Schleiermacher sollten den todten Hund aus dem Ofen locken. Schleiermacher bot die kritischen Säuren, die ein Loch nach dem andern in die supranaturalistische Tradition fraß, ein Stück nach dem andern von der naiven, schon halb unterminirten Gläubigkeit ablöste. Das wundersame Conglomerat von Gemüth und Verstand, Theologie und Philosophie, Pantheism und Christenthum mit der wendungsreichen, übermüthigen Dialektik, mit der sophistischen Ehrlichkeit — gab einen unendlichen Stoff des Mißverständnisses, übte aber den denkenden Geist. Und eben die Schwebe und Resultatlosigkeit, die diplomatisch geschäftige Ausgleichung zwischen Glauben und Skepsis, Supranaturalismus und Rationalismus, welche eine gründliche Schwabennatur nicht befriedigen konnte, trieb zu einem entschiedenern Standpunkt hin. Die Hegel'sche Philosophie, — aber nicht die Theologie seiner Schüler — gab die speculative Vermittelung. Sie stellte den strebenden Geistern ihre Lebensaufgabe — einer soll schon vor Strauß's Werk ein ähnliches im Manuscript fast fertig gehabt haben, als dessen Vater noch zu guter Zeit das Teufelswerk — in die Flammen warf....

Still und eingezogen lebte Strauß in Tübingen seinen Studien, kein Mensch hätte das hinter ihm gesucht, mehr als einmal hörte ich von Leuten, die ihn kannten, daß sie ihn geradezu für einen duckmäuserischen Pietisten gehalten hätten. Als Prediger war er sehr beliebt und gesucht. Nach einem glänzend bestandenen Examen schied Strauß von Tübingen auf ein Vicariat. Hier war es Hegel und dessen Logik besonders, die seine ländliche Muße beschäftigten.

Die würtembergsche Regierung setzt für Studirende, namentlich der Theologie, alljährlich ein Reisestipendium für die Fähigen aus. Wohin sollte der junge Mann anders ziehen, als dahin, wo die Sterne seiner ideellen Welt glänzten, wo Hegel und Schleiermacher lehrten. Einmal schon hatte er den guten alten Schwaben besucht und war natürlich mit freundlicher Neugierde aufgenommen. Auch bei Schleiermacher fand er Zutritt, da war es eines Tages, ich glaube in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Berlin, daß er Schleiermachern besuchte; schon wird es heimlich und traulich in der fremden Luft, als dieser plötzlich die Frage erhebt: Wissen Sie schon, daß heute Professor Hegel gestorben ist? das war ein Schlag aus heiterem Himmel — so war er umsonst nach Berlin gereist. Doch er war Schleiermachern gegenüber, er faßte sich und vielleicht hatten jene klugen Augen schon genug gesehen und den Messias der Kritik erahnt, dessen Vorläufer er sein sollte. War ja der Finger, den er der Zeit bot, und den sie plumper Weise für die ganze Hand nehmen wollte, nur der Zeigefinger, der sich warnend und ahnend in die Zukunft streckte.

Strauß besuchte Schleiermacher's Vorlesungen, so sehr sie ihn abstießen, oder vielmehr vorwärts auf seinen eigenthümlichen Standpunkt drängten; nebenbei schrieb er sich emsig Hegel'sche Collegienhefte ab. Bereits in Berlin entwarf er den Plan zu seinem Werke. — Zurückgekehrt bekleidete er interimistisch eine Professur in demselben Kloster Maulbronn, an dessen Wänden Sie noch heute Hegel's und Hölderlin's Namen von eigener Hand eingemeißelt lesen. Nach der Besetzung der Stelle ward er Repetent am tübinger Stift. Hier bestieg er den Katheder und las mit außerordentlichem Beifall in überfülltem Hörsaale über Plato, Geschichte der Philosophie, Logik, Moral. Zum erstenmal wurde Hegel's Name auf einem Katheder Tübingens anerkannt, ja vielleicht nur genannt. Sein Einfluß war sehr bedeutend, er bewirkte einen totalen Umschwung der philosophischen Denk- und Lehrweise, aber der Brotneid erwachte, und dem Repetenten wurde das Lesen untersagt... Dies die erste siegreiche Niederlage Strauß's. So erhielt er volle Muße für sein Werk. Schon begann aus der Ferne das dumpfe Grollen des kritischen Wetters; Alles horchte, die Federn der wachsamen Gläubigkeit spitzten sich vorläufig, bis endlich die Anzeige erschien, daß es für die Zeit Zeit sein müsse, den alten theologischen Adam auszuziehen. Das Weitere ist bekannt. Das Neander'sche Breve erging, das Buch blieb am Leben, der Verfasser wurde entsetzt und ihm einstweilen das Rectorat in Ludwigsburg übertragen. So viel Lust und Beruf Strauß für den Lehrstuhl hatte, um so widriger mußte ihm Prima und Secunda sein, zumal er von allen Seiten seiner gutchristlichen Vaterstadt angefeindet wurde. Als ein fanatischer Zeter ihm den Weg nach Zürich versperrte, und die günstige Stimmung in höheren Kreisen es einstweilen bei dem Wunsche bewenden lassen mußte, sein Talent dem Lande nicht zu verlieren, zog er nach Stuttgart als Privatgelehrter. Hier lebt er einfach und bescheiden, ohne sich im geringsten scheu zurückzuziehen; seiner wissenschaftlichen und geselligen Ueberlegenheit sich bewußt, versäumt er nicht, in heitern und schönen Zirkeln seine einnehmende Persönlichkeit eroberungskräftig geltend zu machen. Kein Wunder, wenn die Stimmung für ihn günstiger wird und der Fanatismus sich zu Vo-

den setzt. Aus diesem Bodensatz steigen freilich immer noch widrige Dünste auf, doch hier kann man Alles verzeihen, — vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Erst vor kurzem fragte mich eine Frau aus niedrigem Stande, ob ich denn auch den Strauß kenne. Auf meine bejahende Antwort seufzte sie tief und beklagte dessen arme Mutter. „Denken Sie nur," sprach sie, „diese hat den Teufel geboren, den Teufel!

Strauß arbeitet ungemein leicht, trotz seiner Tiefe und Gründlichkeit. Das letzte Heft seiner Streitschriften konnte er geradewegs im Concept dem Setzer übergeben. Eben jene zeigen den tiefen Fond seines elastischen Geistes, der sich nicht einseitig in eine fixe Idee verrennt, der nicht abschließt, sondern der weitesten positiven Entwickelung Raum gibt. Er bleibt nicht in der negativen Kritik stecken, er ist eine viel positivere Natur, als man glaubt. Er ist ein Schwabe. Aber das Christenthum ist ihm nicht blos in den Dogmatiken der Theologen, er sieht es hinausragen in alle Welt, er erkennt es als Grundlage unseres ganzen Seins, als das Princip unserer Gegenwart, als die Macht unserer Zukunft. Heißt es das Christenthum stürzen, wenn man an die göttliche Geschichte der Menschheit appellirt? heißt das den Glauben vernichten, wenn man den Wahn gewisser Dogmatiker aufdeckt — will der das einfältig fromme Gemüth verletzen, der den dummstolzen Aberglauben gleißnerischer Advocaten des Himmels züchtigt? Recht muß doch Recht bleiben — auch gegen Strauß. Aber unsere ganze religiöse und theologische Gegenwart hat kein Recht, ihn anzuklagen. Oder darf eine Dogmatik sich rühren, die keine Auferstehung kennt. Der Glaube, dem Christus nur die bequeme Hinterthür aus dem Tummelplatz des Marktes ins Reich Gottes ist, oder der Unglaube, der auf Eisenbahnen und Dampfwagen ins neue Jerusalem fährt? Wollen die sprechen, die auf ihre Oriflamme das Kreuzige, Kreuzige! sticken, oder die ihr Christenthum mit dem Kirchenrock ausziehen, oder die Witschel's Morgen- und Abendsegen lesen und in einem Nachdruck der Stunden der Andacht das Christenthum zu herabgesetztem Preise kaufen? Darf sich endlich die Inconsequenz der Halbheit und Unlauterkeit rühren?

Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf Strauß. Dieser mag getrost seine Sache dem Richterstuhl der Zukunft überlassen, sie wird ihm seine Bedeutung sichern. — —

So hätte ich Sie denn durch das Schwabenländchen auf die Höhe der Gegenwart geführt, in die sich der schwäbische Geist vollkräftig ausmündet. Die Bedeutung dieses Stammes für deutsches Leben und Fühlen Wirken und Wissen möge mich bei Ihnen entschuldigen, wenn ich mich so lange mit den Zuständen und Offenbarungen des schwäbischen Geistes beschäftigte. Mit nächstem komme ich nun an meine lieben Franken, die artig und billig genug sein werden, ihrem Landsmann durch die Finger zu sehen, wenn er sich weniger umfassend und gründlich ihnen widmet. Ländlich, sittlich; der Schwabe ist gründlich und will gründlich behandelt sein, — was aber meine werthen Landsleute betrifft, so gilt ja doch kein Prophet in seinem Vaterlande!

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Oesterreichs Literatur.]

Friedrich Halm: „Deutsche Sagen." Im langgestreckten Nibelungen-Versmaße wird Wittekind's Mordversuch an Karl erzählt; — dann wie Landgrafin Else von der Wartburg flieht und beim Abschiede in zärtlicher Liebkosung die Wange ihres Sohnes ritzt, wovon sein Name Friedrich mit der gebissenen Wange; — zuletzt, wie Napoleon bei Charleroi nach der Schlacht von Belle Alliance ausruht und im Traume Helena und das eigne Grab sieht. — Keine tiefere Idee, keine geistige Intuition, weder Schönheit der Sprache, noch der Form, wodurch frühere Productionen dieses Dichters brilliren. Der außerordentliche Erfolg der Griseldis ist für Halm nicht segenbringend; er keucht itzt dem Rufe nach. — E. Straube: „Eine wahre Geschichte;" — und eine gute Geschichte, in kernigem, herzigem Deutsch vorgetragen. Daß der gemüthliche Erzähler auch ganz ein Deutscher ist, beweist das überflüssige, störsame Anhängsel mit dem Bettlergreise. Vollkommen künstlerisch abgerundet endet die anziehende Novellette mit dem Satze: „Eine Fülle schwarzer Locken prangte ihr um Stirn und Nacken." — Straube gehört zu den redlichsten Kritikern, zu den bessern Erzählern und zu den besten Prosaikern Oesterreichs. — Pyrker — schreibt an den Herausgeber: — — — von gichtischen Schmerzen gequält — — — nicht im Stande — — — etwas — — — zu liefern — — — ꝛc., ein Stammbuchgedichtchen. — Bergmann, in allemannischem Dialekte. — Stierle-Holzmeister: „Eugenie;" — Verse. — Ernst Freiherr v. Feuchtersleben: „Poetisches Stillleben." F. gehört zu den klugen und redlichen Gelehrten, welche alle Weisheit, Wahrheitsliebe und Gelehrsamkeit nicht dahin zu bringen vermag, einmal eingesaugte Gedanken, altwurzelnde Ideen abzulegen; er gehört auch zu jenen Literaten, die gegen moderne Tendenzen aus dem finstern Loche der österreichischen Kritik pfeifen. Don Quixote focht gegen eine Windmühle, deren Flügel sich drehten; F. legt seine Lanze gegen den leeren Wind. Längst abgemachte Gegenstände zieht er wieder hervor; so glaubt er noch immer, daß die junge Literatur Goethe herabsetzen, überspringen, umgehen wolle. „Du mußt zugeben," läßt er Ju-

Digitized by Google

lius sprechen, „daß Goethe für uns Jüngere veraltete (!), erstarrte (!); daß die junge Poesie die Sprache der Wahrheit, der Natur, der ursprünglichen Empfindung, der Individualität, die schon erstorben schien, wieder ins Leben eingeführt hat." — „Schade nur," unterbrach ihn Theodor, „daß es meist auch die Sprache der Leidenschaft ist! In diesem Worte hast du mein ganzes Credo von der modernen Dichtkunst." — Die Leidenschaft und die Jugend, die zwei schönsten Fehler, macht F. der heutigen Literatur zum Vorwurf; er will, daß man vor dem dreißigsten Jahre nichts drucken lassen dürfe; — also vom Alter, von der Bedächtigkeit und vom Indifferentismus erwartet er das Heil der Literatur. Prosit! — Franz v. Schober, Emma v. Arbter — Joseph Wertheimer — Günzburg: — Lyrisches, von Letztem: „Die alte Geige," das Bessere. — Jos. A. Moshammer: „Das Federnbild." Eine Aztekin gibt einem Hagestolzen mit einem hölzernen Beine, der sie mit Liebeleien verfolgt, durch ein Bild aus Vogelfedern künstlich und sinnreich zusammengestellt, zu verstehen: Laß mich oder heirath' mich. Letzteres geschieht. — C. G. Ritter v. Leitner: Eine Sage des Zillerthales: „die Brüder von Schletters," die sich hassen, in Versen. — C. M. Sellinger: „Lebensphasen;" Prosa und zwei Gedichte. Das Sonett: „Stille Macht," schließt:

Dann wird es still in meines Herzens Thale,
Und helle wird's in meines Geistes Saale (!);
Weil ich durchglüht von einem Himmelsstrahle.'

Das Zweite ist überschrieben: „fester Glaube;" nämlich an Freundschaft, Liebe, Ordnung, Gott, Jenseits. — Bon! — C. A. Kaltenbrunner: Fragment aus dem Trauerspiele: „Manuela." Wieder das Castagnetten-Schellen des Versmaßes der Schuld und der Ahnfrau, und die Scene wieder in Spanien, und wieder ein liebender, und wieder ein eifersüchtiger Ehemann, und wieder ein Verräther — wieder die bekannte Leier. Es ist nur ein Bruchstück, aber wir haben glücklicherweise diese spanischen Dramen, welche Müllner nach Deutschland verpflanzte, der junge Grillparzer in dem Treibgarten seiner feurigen Poesie zur Blüthe brachte, und Schreyvogel's eminentes Talent am ergiebigsten ausbeutete, schon überstanden, und jeder Versuch, sie wieder einzuführen, soll zurückgeschreckt werden. Dieses Trauerspiel ist noch ungedruckt und mag es auch bleiben; es ist wahrscheinlich ein Schicksals-Stück, welches auf den Stelzen des Trochäus einherschreitet, und dies gemahnt mich stets an den muthwilligen Bubenstreich, die Pfoten einer Katze in Nußschalen zu stecken und das Thier aufs Dach zu jagen, daß es herabstürzen muß. Zudem die Sprache; ich will nur Folgendes aus dieser Scene excerpiren: „Manuela. Gott! was hör' ich! — Man. Gott! Ich habe mich verrathen! — Man. Gott! Ich lüge. — Man. Gott! wenn uns ihr Ohr belauschet! — Renato. Was ein Gott mir eingetauscht! — Man. Gott! was thut ihr, Rasender!" — u. s. w. Ein würdiges Seitenstück zu Horn's gleichartigem Fragment. — Josephine von Nemethazy — Hippolyth von Sonnleithner — Eduard Anschütz: — lyrische Verse. — Pannasch: „Die ersten Schritte eines Weltrecruten;" Erinnerungen aus dem militärischen Erziehungsinstitute mit biederer Herzlichkeit niedergeschrieben. — Eduard Silesius — Schlechta — Wilhelm Marsano: Verse. — Ferdinand Wolf: „Das Lied vom Trinkhorn, oder wie Untreue sich nicht bergen mag; nach dem Altfranzösischen des Robert Bikez." W. will das ganze bretonische Volkslied des anglo-germanischen Jongleurs aus dem 12. Jahrhundert ediren, und das hier mitgetheilte Fragment wird gewiß Aufmerksamkeit und Interesse dafür erwecken. — Carl von Schedius: Verse. — Regina Frohberg: Aphorismen. — Carl Baron Ransonnet: ein Gedicht. — J. B. Graf Bolza: „Die Vorsehung." Eine Mutter schläft vor Sorgen und Ermattung an der Wiege ihres sterbenden Kindes ein und träumt: sie wäre alt und das Kind käme an den Galgen. Als sie erwacht, weint sie nicht mehr, daß das Kind gestorben. Diese alte Fabel und dieses verzerrte Traumbild betitelt man Vorsehung! — Betty Paoli. Dieses Mädchen verspricht bald eine bedeutende Stellung unter den Dichtern Oesterreichs einzunehmen; frisch und gesund sind ihre Gefühle; die Gedankenglieder weich umhüllend und doch plastisch formend ist ihre Sprache; und es herrscht etwas Urkräftiges in ihrer noch schwankenden Lyrik, gleichsam das Schweben und Flüstern zarter Blätter an einem festwurzelnden Baume. „Wandlung" ist unter den mitgetheilten Gedichten (bis auf die erste Zeile der zweiten Strophe) das Vorzüglichste. — Fitzinger: Gelegenheitsgedicht. — Dr. F. Romeo Seligmann: „Götter, Satyrn und Faune." Dieser interessante Beitrag zur Kunst- und Naturforschung macht auf das bald erscheinende Werk begierig. — Anton Alexander Graf Auersperg: „Sturmvogel," ein Gedicht in Ossianischer Sprache. Mit diesem Namen trat der Dichter zuerst auf, ich glaube in Hormayr's Archiv. — Andreas Schumacher: „Die verlornen Kinder;" ein Mährchen, anziehend; mehr Traum als Mährchen. — L. Walltekron; Zauper; Max Löwenthal: Gedichte. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Female travellers.]

Mistreß Trollope — schreibt ein londoner Correspondent der L. A. Z. — liegt schwer krank darnieder, und am Ende wird die Reise nach Wien ihre letzte vor der großen Himmelsreise gewesen sein. Aber die Profession der female travellers wird in England nicht mehr aussterben; nach der Morgan kam Mrs. Trollope, ihren Ruhm wird Mrs. Pardoe erobern, die sich eben zu einer Reise nach Ungarn für den Zweck einer neuen Schrift vorbereitet, nachdem sie in der Stadt des Sultans schätzenswerthe Proben ihrer romantischen Feder gegeben hat. Noch eine andere Dichterin, die liebenswürdige Lätitia Elisabeth Landon, ist ihrem Gemahl, dem sie am Krönungstage angetraut wurde, dem Gouverneur Maclean, nach Cape Coast Castle gefolgt, von wo aus sie England mit der brennenden Lyrik ihres Herzens bereichern wird. (Miß Landon hat mehrere Gedichte von Goethe, Schiller, Bürger u. A. übersetzt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags **— 142. —** den 23. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet*).

Novelle von Julius Hammer.

Die Bourbonen waren längst wieder einheimisch in den Gemächern der Tuilerien. Der große Kaiser lebte, von den Wellen des Oceans umrauscht, auf einer andern Halbkugel in seinem einsamen Exil. Statt des Schwertes, welches ihm das Schicksal, nicht die eitlen Menschen entrungen, führte er jetzt die Feder, um im Manuscript von St. Helena, seinem geliebten Sohne zu sagen: „So war ich. Glaube nicht, was Dir die Menschen vorlügen, glaube mir, Deinem Vater!" — Warum ließ er nicht die Geschichte für sich sprechen? Ach, er wußte, daß diese zögert, ehe sie ihr Urtheil fällt, und daß auch Jünglinge sterblich sind!

Die Revolution war abgethan; nach ihrem hunderttägigen Rückfalle wehte von Neuem die lilienweiße Fahne der Legitimität auf der Kuppel von Notre-Dame; man schrieb Denkwürdigkeiten, man hatte aufgehört, vorwärts zu blicken, der Januskopf der Gegenwart hielt müde seine vordern Augen geschlossen und wurde nicht satt, rückwärts zu schauen mit den Augen der Erinnerung in eine große, ungeheure Vergangenheit. Was hatte nicht Frankreich und die Welt, was hatte nicht jedes einzelne Herz in den letzten fünf Decennien erfahren und empfunden! Die Geschichte hatte einen mächtigen Sprung gethan: es war Zeit, einige Augenblicke zu rasten.

Und nun saß der Bruder eines geopferten Königs auf dem Throne und nannte sich einen Vater der Opfer! Die Nachwelt wird seinen Namen nicht vergessen, wenn sie die Männer nennt, welche ihren Feinden zu verzeihen wußten; er verdient einen Ehrenplatz unter den Versöhnlichen.

Der achtzehnte Ludwig befand sich schon im spätern Mannesalter, als er den Sitz wieder einnahm, welcher am 4. September 1792 von der Macht des Nationalconvents umgestürzt worden war. Glücklich konnte er kaum auf demselben sein, aber seine und seiner Väter Ehre schien ihm gerettet, als er die lastende und doch so heißersehnte Krone auf seinem Haupte fühlte. Wäre er im Jahre 1789 König gewesen, die Revolution würde schwerlich zu so riesenhafter Größe angewachsen sein, allein der gutmüthig schwache Ludwig XVI. schien von der Vorsehung eigens dazu geschaffen, mittelbar der furchtbaren Umwälzung Vorschub zu leisten, deren Früchte, wie überhaupt alles sich Ereignende, wir nicht wegwünschen dürfen. Nur die Thaten Einzelner sind verwerflich oder preiswürdig. — Die Begebenheiten sind eine Nothwendigkeit und je mehr die Geschichte an Umfang zunimmt, desto klarer werden wir auch den innern Zusammenhang der Weltordnung einsehen und erkennen.

Dem Nachfolger des blutig gefallenen Monarchen mochte wohl manchmal der Völkerwille wie eine Offenbarung des Schicksals erscheinen, das ihm die Zügel der Herrschaft wiedergegeben, nachdem es die Revolution entzündet, ein gesalbtes Haupt vom Rumpfe getrennt, einen

*) Als Folge der kürzlich mitgetheilten Novelle: „Der König."

Digitized by Google

eminenten Geist zum Bändiger der Anarchie berufen und diesen selbst gebändigt hatte, als seine Sendung erfüllt war. Die kommenden Geschlechter werden sich auch Ludwig den Achtzehnten weniger als eine Persönlichkeit, als vielmehr wie den Namen der Restauration vorstellen — wie das Titelblatt eines Buches, in welchem seine Periode geschrieben steht. Ludwig ist interessanter als Privatmann, der, lange aus seinem Vaterlande verbannt, nun im Thronsessel die Bilder der Vergangenheit an sich vorüber gehen läßt. Ein greiser Herrscher ist als solcher nur ehrwürdig, wenn sein Haar unter der Krone erbleicht ist.

Es war an einem zwanzigsten März, als in dem noch jugendfrischen Herzen Ludwig's Erinnerungen aller Art mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auftauchten. Dieser Tag war für ihn ein Unglückstag, den er immer mit einer gewissen Bangigkeit wiederkehren sah — er mahnte ihn an seine Flucht aus Paris im Jahre 1815, als der verbannte Kaiser sich den Thoren der Stadt nahte, welche ein kleines Detachement alter Murrköpfe in Besitz zu nehmen hinreichte. Damals hatte sich der König, als er in den Wagen stieg, der ihn fortbringen sollte, seinem Trübsinne ganz überlassen und die in seiner Lage nöthige Entschlossenheit verloren. Woher hätte auch seine Hoffnung Flügel nehmen sollen? Das übermüthige Volk rief bei seinem Scheiden: „Es lebe der König!" und setzte leise hinzu: „von Rom." Etwas Niederschlagenderes konnte ihm nicht begegnen. Dazu kam die nicht zu verbergende Aengstlichkeit seiner sogenannten Freunde, die sich anschickten, ihn zu verlassen. Mancher von ihnen hatte schon mit Napoleon unterhandelt, während er dem Könige die falschen Lippen auf die Hand drückte. Die menschliche Schwäche zeigt sich in solchen Zeiten in ihrer ganzen Blöße.

Ludwig's Gedanken hingen auch heute mit trüber Schwermuth an jenen unseligen Ereignissen. Er zählte sich die Namen derer vor, die ihn treulos verlassen hatten, als er ihres Beistandes am meisten bedurfte. Sein Leben schien ihm verfehlt, eine zerrissene Kette ohne höhere Bedeutung. Was er als Jüngling geträumt, war unerfüllt geblieben, als Mann ein Flüchtling ohne Krone, war er unfähig gewesen, dem Beispiele seines Ahnherrn, des großen Heinrich nachzustreben, und nun, da er endlich nicht allein dem Namen nach König von Frankreich war, hatte das Alter, durch die Stürme seines Lebens beschleunigt, die schönsten Blüthen seines Geistes und seiner Kraft hinweggenommen.

Wehmüthig schweifte Ludwig auf den verschlungenen Pfaden der Vergangenheit umher. Er hatte viel geliebt und war viel betrogen worden. Jener undankbare Lafont kam ihm unter Andern ins Gedächtniß, der ihn vor vielen Jahren verrathen und geflohen, und von dem er erst nach der zweiten Restauration wieder Kenntniß erhalten. In Lille hatte der Reuige sich mit einigen wenigen Fanatikern einer Heeresabtheilung des Kaisers entgegengestellt, war mit ihnen gefangen genommen worden und hatte sich im Gefängniß selbst den Tod gegeben. Sterbend hatte er seinen frühern Verrath an Ludwig dem Achtzehnten einem königlich gesinnten Offizier entdeckt, der es später dem Monarchen hinterbrachte.

Seufzend setzte sich dieser jetzt an seinen Schreibtisch und öffnete langsam ein wohlversiegeltes Paketchen. Mit einem schmerzlichen Lächeln entfaltete er ein Blatt und las es mit Aufmerksamkeit. Dann stand er auf und ging, die Hände auf dem Rücken, mit gesenktem Haupte und in tiefes Nachdenken versunken, im Zimmer auf und ab. „Es war ein gutes Geschöpf, — sprach er endlich leise, „eine reiche Seele, die mich aufrichtig geliebt hat!"

Sein Antlitz glänzte von einer stillen Heiterkeit, er nahm noch einmal die Blätter zur Hand und überflog Einzelnes. Süße Bilder lächelten ihm aus den lieben Schriftzügen entgegen und führten ihn in Tage zurück, die er seine glücklichsten nannte. Er war wieder in Verona, in dem kleinen Gartenhäuschen; umschlungen von weichen Armen, geküßt von heißen Lippen — ach! das Traumbild seiner Liebe legte sich so schmeichelnd an sein Herz, wie ein schlummerndes Kind an die Vaterbrust. Er rechnete dem Frühlinge nach, der ihn so selig gemacht, er träumte von den stillen italischen Nächten, deren schönste Sterne Laura's Augen, deren süßestes Geflüster die Melodie ihrer Sprache, deren erquickendster Hauch ihr Odem gewesen. „Laura! Laura!" rief er mit einer Stimme, die dem blühenden Manne anzugehören schien, der er vor zwanzig und einigen Jahren in Verona war. Schon damals zwar hatten die Sorgen ihm einige Falten auf die hohe Stirn gezeichnet, seine Wangen gebleicht, seinen Mund geschlossen, doch ohne irgend eine Spur von Krankhaftigkeit; die ernsten Zeichen des Schmerzes gaben im Gegentheil seiner Gestalt einen eigenthümlich schönen Ausdruck. Jetzt sah man seiner aufrechten Haltung die Anstrengung, wenigstens die Gewohnheit, nicht mehr ein Bedürfniß an. Sein majestätischer Anstand kam nicht von der natürlichen Spannkraft seiner Nerven, sondern von dem Zwange der täglichen Audienzen, bei denen er seine Hinfälligkeit versteckte. Nur seinem Gange, der et-

was sehr Mühsames hatte, konnte er nicht gebieten — es war, als sollten seine Füße Zeugniß ablegen von seinem flüchtigen, unstäten Leben. Schmerzhafte Gicht durchzog seine Gebeine. Er gab sich nur den Anschein innerer Kraft, doch mochte er fühlen, daß er nicht lange mehr zu leben habe, obschon seine wohlwollende und doch gebietende Miene immer dieselbe Ruhe und Würde zu erkennen gab. Es lag in seinem Blick etwas ächt Königliches; man mußte bedauern, daß dieser Mann erst so spät über Frankreich zu herrschen angefangen.

„Laura!" rief er, und sein klares Auge leuchtete mit feuchtem Schimmer auf, wie er der Jugend eigen ist — bei ihm war es eine fast unmerkliche Thräne, die den Jünglingsglanz nachahmte. Er führte sich die Geliebte immer deutlicher, immer näher vor die Seele; er sah sie, wie in einem Zauberspiegel, und fragte sie: „Wo magst du jetzt sein, du, die vor meinem innern Blick mit demselben Liebreiz erscheint, der dich damals schmückte? Soll es mir ein Zeichen sein, daß du nicht gealtert, daß du in der Blüthe dahin gegangen bist? Ach, fast möcht' ich dich dann beneiden! — Oder lebst du noch, eine stille Matrone, die wehmüthig über die Träume ihrer Jugend lächelt? Dein Herz schlug so feurig für die ganze Menschheit, dein ahnender Geist eilte der Zeit voraus in eine glücklichere Zukunft — o deine Liebe war eine Wunde, wie jede große Liebe in unseren Tagen voll Haß und Mißgunst und Mißverständniß! Wie leicht verblutet man daran! — Du fühltest einen Drang in dir, mehr zu sein, als ein gewöhnliches Weib — eine Königin hättest du geboren werden sollen! Und doch warst du so mild und weich; so hingebend innig konntest du dein Herz an das Herz des Geliebten schmiegen — ein Doppelelement war in deiner Seele und, wie die Elemente sich nimmer freundlich umschlingen, so hast auch du gewiß feindseligen Zwiespalt empfinden müssen. In jener Zeit schon war mir oft bang um dich, wenn du mich plötzlich mit seltsamen Blicken fragtest, ob ich mein Vaterland liebe, ob ich Alles zu opfern im Stande sei für mein Volk? — Ich hab' ihm Opfer gebracht — ich könnte mit ruhigem Gewissen vor dich hintreten und dir Antwort stehen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Oesterreichische Literatur.]

Jos. Ferd. Weigl: „Das Gold im Flusse." Der sterbende Theophrastus Paracelsus läßt seine Tinctura, eine Million in Goldstaub, in die Salza werfen; daher soll dieses Flüßchen Gold mit sich führen. Anwendung: ein Strom hat Millionen verschlungen, das Menschenherz tingirt aus Thränen des Mitleids neues Gold. — Carl Egon Ebert. E. ist einer der vorzüglichsten österreichischen Dichter. Die Anerkennung von Deutschland würde ihm lauter und ungetheilt zuströmen, hätte er keine gefährlichen Versuche begonnen, wäre er nicht von der zischenden und schwellenden Strömung der letzten Jahre überschwemmt worden. Ebert's erste Gedichte erschienen in der Mitte des vorigen Jahrzehends und der junge Poet fand so rege Theilnahme bei der Kritik und im Publicum, daß er mit einem Epos „Wlasta" hervortreten konnte; aber nun erglänzte Heine, und sein Genie drängte Ebert's Talent in den Hintergrund. Mißgestimmt durch den geringen Erfolg des Heldengedichtes, angewidert von dem Klimpern und Greinen der Nachäffer Heine's, aus Ekel vor den herzzerrissenen und politischen Leiern, und auch den temporären Tendenzen abhold, wandte er sich, wie zuletzt alle Oesterreicher, der Bühne zu. Ein durch Sympathie für den patriotischen Dichter herbeigeführter Succeß verleitete ihn zu einem zweiten Versuche, der aber gänzlich mißlungen sein soll. Auch „das Kloster" ging spurlos vorüber. Seine Muse kehrt jetzt von diesen Abwegen zurück und gelangt zu der Erkenntniß, daß nur in der Lyrik ihr Lorbeer zu pflücken ist. Ebert ist ein vollkommener Lyriker; kein solcher, der stürmische, zuckende, blitzende Gefühle im Momente mächtig ertönen läßt, sondern der mit Ruhe, Behaglichkeit und Bewußtsein den erfaßten Gegenstand besingt. Ihm fehlt die so beliebte Schärfe, die prägnante Kürze; dafür ergeht er sich mit Lust in seinen Stoffen, er wird objectiv in seinen lyrischen Ergüssen. In der Beschreibung übertrifft er alle Oesterreicher; da findet seine Muse freies Terrain, da kann sie sich satt weiden; jeder Busch, der Grashalm, die Mücke, welche um die Blume flattert, die Burgruine, des Waidmanns Flinte u. dergl., nichts übergeht seine Feder. Volltönend läßt er seine Personen sprechen, voll und ganz wird jede Partie, jede Scene geschildert, stets im vollen Ornate, festlich und feierlich, nicht salopp, geschürzt, knapp oder nonchalant, erscheint sein Gedicht; und diese Fülle bildet das epische Moment seines Talentes. Möge sich Ebert dadurch nicht zu weitern „Heldengedichten" verleiten lassen; während epische Idyllen, lyrische Dichtungen und Balladen durch diesen überragenden Charakterzug begünstigt werden. — Der Schelm vom Berge, den auch Vogl in seiner Manier bearbeitete, und das Reich des Hasses gehören zu den erfreulichsten und saftvollsten Erzeugnissen Ebert's und bestätigen das Gesagte. — Rosa Gräfin Kaunitz: „Prag im Jahre 1812;" eine Erinnerung an die damaligen Feste zu Ehren der Kaiserin von Frankreich. — Dräxler-Manfred: „Aus der Ferne;" ein poetischer Brief. — Dr. Ludwig Aug. Frankl: „Ein Tag in Italien;" eine Reiseskizze, woran das Wichtigste eine italienische Volkssage von der Insel Ponza. „Der verschleierte Prophet" ist eine sinnige persische Legende, nur ist der Schluß zu dunkel; hingegen ist „Grenze" eines der tiefgefühltesten und wahrsten Gedichte; ein bestes dieses Poeten, von dem noch viel zu hoffen ist. Er zählt kaum 28 Jahre. — Zeb-

lig: „Entschuldigung;" in einer versificirten Epistel, daß er nichts Besseres geben kann. — Friedrich Witthauer: „Eine Seescene." Der Herausgeber lieferte das bedeutendste Stück unter den prosaischen Beiträgen des Albums. Es ist die erste Arbeit, welche ich außer den Kritiken von Witthauer kennen lerne, und nur eine kleine Erzählung; aber von ganz besonderem Werthe, des Styles halber. Seine Sprache ist wie ein stiller, breiter und tiefer Strom, der segnend und befruchtend dahinfließt, in dessen kosenden Wellen der glänzende Mond sich vielfach abspiegelt. Hier und da huscht ein Fischlein vorbei, oder fliegt wohlig über die Oberfläche; befrachtete Schiffe und buntbewimpelte Nachen rudern aneinander vorüber; — sein Styl ist ein ruhiges Element, wohlthätig von seinem Geiste beherrscht, und zum Frommen und zur Lust eingedämmt. — In dieser Seescene beschreibt ein Indier seine Ideen und Gefühle, da er zum ersten Male nach Europa reist. Die Seereise führt einen Engländer in seine Nähe, der, durch eigene Schuld verarmt, vor 6 Jahren nach Indien schiffte und jetzt, vermögend, zu seinem heißgeliebten Weibe zurückkehrt. Mit wenigen Zügen ist das Interesse des Lesers für diesen Menschen geschmiedet; ein paar Striche geben das grause Bild einer Windstille; man fühlt sich mit erfrischt und erfreut über den wieder blasenden Wind; man ist betrübt über die Tücke des Schicksals, welches den Engländer so nahe der ersehnten Familie und Heimath über Bord schleudert; viele wird die ganz einfache Schilderung, wie Weib und Kinder bei der Ausschiffung vergebens auf den Gatten und Vater harren, tief ergreifen, mancher eine Thräne fallen lassen, und die Bangigkeit des Erzählers theilen. So viel Anregendes für Herz und Verstand ist in diese kleine Begebenheit zusammengedrängt, mit so wohlthuender Frische und Ruhe, mit solcher Farbenpracht, günstiger Staffage und Scenerie — daß man dem Verf., wenn seinem Talente die Erfindung zu Gebote steht, die herausgebildetste Befähigung für die Erzählung, jedenfalls aber eine Meisterschaft in der Prosa zuerkennen muß. — Ein Gedicht Deinhardstein's an die Unterstützer der Verunglückten beschließt das Album.

Zuletzt noch einige Bemerkungen, ein Resumé aus dieser Mustercharte der Schöngeister Oesterreichs. Soll es im Bilde ausgedrückt werden, so könnte man sagen, es habe ein schönes, regelmäßiges Gesicht, eine offene Stirn, freundliche Züge, rothe, lüsterngeschwellte Lippen; die klugen märchendunkeln Augen sind gesenkt und beflort, und das Antlitz mit einem Ausdrucke des Leidens überzogen, wie das thränenbeschwerte, schmerzdurchzuckte, aber doch seelenvergnügte eines heil. Märtyrers. — Die Muse Oesterreichs schleicht entnervt und siech dahin; der anspornende, erkräftigende, lebenspendende Applaus des Volkes ist ihr vorenthalten. Die in Oesterreich verlegten belletristischen Schriften finden wenige Käufer, noch wenigere Leser; ein Bann liegt darauf, welchen die Vorsicht, einen außerösterreichischen Verlagsort und Buchhändler auf dem Titel anzugeben, nicht lösen kann. Hier und da nimmt wohl ein Literat ein solches Buch in die Hand, besonders wenn es ihm gratis zum Recensiren eingesandt wurde, und spendet auch mit gnädigen Worten ein paar lobende Adjectiva; allein ein Publicum erstreben nur jene Erzeugnisse der österr. Literaten, die der Bühne angehören, oder welche, wie das eben besprochene Album, einem wohlthätigen Zwecke geweiht sind. Die erste Auflage, 1000 Abdrücke, wurde ganz pränumerirt; die zweite eben so stark, ist schon über die Hälfte vergriffen. Eines solchen Erfolges hatte sich kein belletristisches Werk in Oesterreich, die Nachdrücke von Clauren, Velde ꝛc. freilich ausgenommen, zu erfreuen; und dies ist der wehmüthige, thränenvolle, passionsreiche Zug, der aus allen Büchern, aus den einzelnen Aufsätzen, aus jeder Zeile der österr. Literaten uns anweht, der einen besondern trüben, tiefsinnigen Anstrich verleiht, und um so auffallender und theilnahmerregender ist, da sie selbst so freundlich, gemüth- und gefühlvoll, herzinnig, heiter und sinnlich sind. Die Beiträge dieses Albums, an der Spitze Grillparzer, Lenau und Witthauer, als Dichter-Repräsentanten des Drama, der Lyrik und Prosa, gewähren den bündigsten und erfreulichsten Beleg für die herrlichen, naturkräftigen, lebenswahren Talente unter den österr. Belletristen. Nicht das Erbrausen eines Kataraktes, nicht das Schäumen und den Gischt der herabkeuchenden Fluthen gewahrt man; aber auch nicht den schwarzen Teufel mit der fletschenden Zunge und den aus der Lohe grinsenden und heulenden Fratzen; — es ist kein göttergewaltiges Donnergerolle, welches erschüttert und befruchtet; aber auch nicht die Eruption eines Vulcans, welche mit Flammen bedroht und mit Lava verschüttet. — Eine geschäftige friedliche Landschaft ist die österr. Poesie, Wald und Flur, schneeige Alpen und duftige Thäler, reiche Villen und nette Bauernhäuser, johlende Dirnen und stämmige Burschen sieht man; Stille herrscht ringsum; vor dem Regengusse der Wetterwolke schützt die breitästige Linde. Sie greift nicht in die höchsten Interessen, sie bewegt sich im trauten Familienkreise. Das Eigenthümlichste jedoch der österr. Literatur bleibt, daß sie die verschiedenen Elemente der Völkerschaften des Kaiserstaates in sich aufgenommen; genau unterscheidet man den Zusatz, als: den brütenden Trübsinn der Slaven, die heiße Genußsucht der Italiener und die Treuherzigkeit der Alpenbewohner, mitten in dem heitern Materialismus der Oesterreicher. —

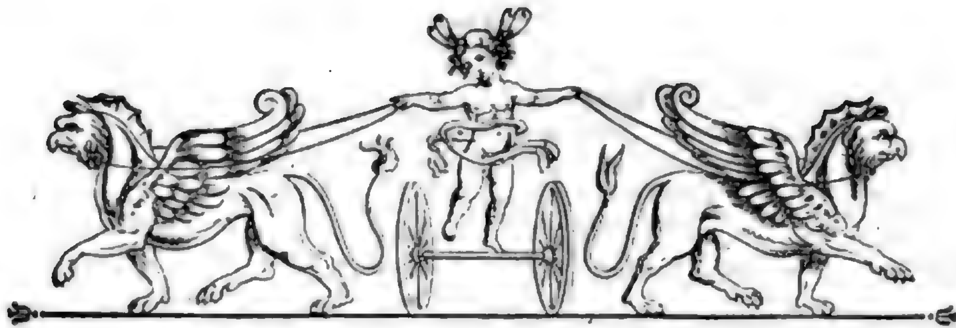
Das Buch ist auf weißem Papier, schön gedruckt und hübsch ausgestattet; ein Lied, Text von Lenau, Musik von Fischhof ist beigegeben und ein Umriß zum Prologe, gezeichnet von Schwind, radirt von Mahlknecht. Interessant dürfte noch die Notiz sein, daß unter den 84 beigetretenen Schriftstellern 26 Adelige sind; — hingegen fehlen einige renommirte Literaten. —

Notiz.

[Kotzebue und Knigge.]

In Dr. Dorow's Sammlung von „Denkschriften und Briefen" steht ein interessanter Brief von Knigge, aus Bremen, vom J. 1791. Kotzebue hatte das berüchtigte Buch „Bahrdt mit der eisernen Stirn" geschrieben und mit frecher Infamie unter Knigge's Namen herausgegeben. Bald darauf ging das Gerücht, Rußland würde Kotzebue einen Gesandtschaftsposten in Oldenburg anvertrauen, allein Knigge erzählt, daß der Herzog entschlossen sei, sich diesen Mann zu verbitten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 143. — den 24. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Laura hatte ihm bei der Trennung von ihm ein heiliges Gelübde abgenommen — dem Glücke seines Volkes sein Herrscheramt zu weihen — und Ludwig war sich bewußt, nach bester Ueberzeugung jenem Angelöbniß gemäß gehandelt zu haben. Freilich mußte er sich gestehen, daß er oft an der Ausführung seines Willens gescheitert sei. Er hatte sich nicht selten in der Wahl der Werkzeuge geirrt, und der Irrthum eines Königs ist leider! von größerem Gewicht, als der Fehltritt eines Privatmannes. Kein Wunder, daß sich die Völker nach einem — so zu sagen — idealen Könige, nach einer Grundverfassung sehnen, die keine Launen hat wegen einer unruhigen Nacht, wegen Zahnschmerzen oder verdorbenen Magens. Das wußte Ludwig, es war ein schönes Wort, welches er einst zum Grafen von Artois sprach: „Die Charte ist unser Palladium, mit ihr werden wir immer regieren; verachten wir sie aber, so bleibt uns nichts, als das Exil übrig! Die Charte ist unsere Bundeslade, und wer gegen sie sündigt, wird gleich jenen Heiligthumsschändern zu Grunde gehen. Ohne sie bleiben wir Bourbons, mit ihr werden wir Könige von Frankreich!"

Wohlgemerkt, diese Worte waren an den Grafen von Artois gerichtet, den nachherigen Karl den Zehnten, der nicht in den Tuilerien verschied.

„—Und mein Laroche!" — fuhr der König in seinen Gedanken über längstentschwundene Tage fort. — „Was mag aus ihm geworden sein? Ihn hofft' ich mit unauflöslichen Banden an mein Leben geknüpft zu haben, das er rettete. Vielleicht ist er nun auch dahin — der Welt entflohen, die ihm kein Glück gebracht! Die Menschen hatten ihm so viel geraubt und doch hört' er nicht auf, sie zu lieben — wär' er in Frankreich geblieben, so würden ihn die Unsinnigen bald für einen Verräther erklärt und auf ihre Mordlisten gesetzt haben. Fahr wohl, treues Herz, ich feire heute dein Andenken mit ganzer Seele, fahr wohl, deine Vortrefflichkeit war fleckenlos, nur die geräuschlose Stille deines schönen Wirkens entzieht deinen Namen der Kenntniß der Welt!"

Lange saß Ludwig, den Kopf in die Hand gestützt, vor den aufgeschlagenen Papieren. Eine Uhr schlug und mahnte ihn, daß er sogleich nicht mehr allein sein werde. Sorgfältig legte er die Blätter wieder zusammen und verschloß sie. Er wollte eben nach der Klingelschnur greifen, als ein Page eintrat und fragte, ob der König ausfahren werde? Dieser verneinte es und entließ den Pagen. Als er den Herzog de la Châtre, seinen ersten Kammerherrn, kommen sah, ging er ihm entgegen und sagte mit einem spöttischen Lächeln: „Nicht wahr, Herzog, wir machen heute keine Spazierfahrt? Wir erinnern uns einer Tour, an der wir wenig Freude hatten, wir wollen aussetzen, es dürfte uns leicht unbehaglich im Wagen zu Muthe sein!"

Der Herzog wußte vor Verlegenheit nicht, was er antworten solle, er sah auf einen Brief nieder, den er in der Hand hielt.

„Nun, was gibt's Neues?" fragte der König in seinem gewöhnlichen Tone. „Was bedeutet dieser Brief — das Siegel ist schwarz — geben Sie!"

Während er das Wappen besah, berichtete der Kammerherr mit seiner ihm eigenen Aengstlichkeit, das ganze Cabinet sei in Aufruhr, man vermuthe eine Conspiration.

„Gegen mich?" fragte Ludwig gleichgültig und las die Aufschrift:

„An Seine allerchristlichste Majestät Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Im Namen Gottes! für den König und nur für diesen allein."

„Vielleicht also doch!" sprach er und löste langsam das Siegel, indem der Herzog mit gespannter Miene unruhig an den Goldtressen seines Kleides spielte. Ein Blatt fiel aus dem Couvert heraus; die Züge seiner eignen Handschrift erkennend, gab der König dem dienstfertigen Kammerherrn einen abwehrenden Wink und hob es selbst auf. Wie erstaunte er, als er das Papier erkannte! Ein Nachhall der Erinnerungen dieses Morgens, klangen ihm die wenigen Worte entgegen, die er einst in Verona, kurz vor seiner Flucht aus dieser Stadt, niedergeschrieben. Er legte den Brief einstweilen ungelesen bei Seite und blickte lange auf das Papier. Ihm war es, als ob ein aus dem Grabe wiederkehrender Schatten ihn an die Abtragung einer alten Schuld erinnerte, ein Vorwurf blickte aus dem Billet:

„Mahnung an meine ewige Dankbarkeit. Wenn ich in mein Vaterland zurückkehre, so überbringen Sie mir diese Zeilen. Ludwig."

„Ha!" rief er, „es war mehr, als ein bloßer Zufall, daß ich so lebhaft an euch denken mußte, ihr fernen Gestalten meiner Vergangenheit! Vielleicht werd' ich euch bald lebendig vor mir sehen — o, still, still, mein Herz, du bist alt geworden, klopfe nicht so ungestüm!"

Jetzt nahm er wieder schnell den Brief und durchflog ihn eilig. „Mein Gott!" flüsterte er, da er zu Ende war, „sollte der Brave in Noth sein, meiner bedürfen? — Ich danke dir, Himmel, daß die Stunde gekommen ist, wo ich vergelten kann!"

„Darf ich mich unterstehen, zu fragen, Sire, welches Ereigniß Sie so außerordentlich bewegt?" begann la Châtre, indem er sich theilnehmend näherte.

„Man will mich sprechen," entgegnete der König. „Jetzt, jetzt gleich, die Angelegenheit leidet keinen Aufschub!"

„Aber setzen sich Ew. Majestät auch keiner Gefahr aus? O, zögern Sie noch, Sire, vielleicht ist es eine Schlinge!" bat der besorgte Kammerherr.

Lächelnd legte Ludwig seine Hand auf la Châtre's Schulter und sprach: „Eine Schlinge, wohl! aber keine gefährliche, vielmehr ist mein Herz daran geknüpft. Laß gut sein, Freund, die Person will nicht genannt sein, aber sie führt einen ehrenwerthen Namen, ist kein Abenteurer, sondern ein braver Franzose! Laß mir noch mein Geheimniß, Herzog, bis ich ihn gesprochen habe!"

„Wie kann ich Ihnen behülflich sein, Sire?" entgegnete la Châtre bereitwillig, dem König die Hand küssend; „wo find' ich den Herren, der das Antlitz meines Königs zu sehen wünscht?"

„Gut!" antwortete Ludwig. „Geh' Du selbst, leiste mir den Freundschaftsdienst. Ich will, daß es ohne Aufsehen geschehe."

„Verlassen Sie sich darauf, Sire!"

„Du findest den Herrn im Porticus des Pavillon de l'Horloge —"

„Und wie erkenn' ich ihn?"

„An einem rothen Taschentuche. Führ' ihn eilig zu mir! Sag' ihm, wer Du sei'st, damit er sieht, wie willkommen er mir ist, indem ich ihn durch Dich einladen lasse!"

Mit einem freudigen Dankesworte entfernte sich der Herzog. Zitternd vor Erwartung blieb der König allein zurück. Nach einer kleinen Weile schellte er dem diensthabenden Pagen, und erkundigte sich, ob Jemand im Vorzimmer sei. Die Antwort war verneinend. Da der König in dieser Stunde gewöhnlich auszufahren pflegte, so konnte er ziemlich sicher sein, es werde sich keiner seiner Höflinge melden lassen. Zum Ueberfluß trug er dem Pagen auf, jeden Besuchenden, außer dem Herzoge de la Châtre und wer mit diesem etwa komme, zurückzuweisen, da er die nächste Stunde ungestört zu sein wünsche; dies solle er zugleich dem wachthabenden Officier anzeigen.

Nachdem sich der Knabe entfernt hatte, betrachtete der König noch einmal aufmerksam die Schriftzüge des sonderbaren Briefes, die Hast, mit der er geschrieben schien, fiel ihm auf, er bewunderte den freien Schwung dieser Feder. „Die Jahre haben seine Hand nicht kraftlos gemacht — sprach er leise — er schreibt wie ein Jüngling, dem das Blut noch heiß in den Adern rollt."

Den Brief zu sich steckend, sah er schweigend und bedenklich vor sich hin.

„Wie ist mir?" fuhr er endlich fort, die Hand auf

die gefaltete Stirn legend. Ich sollte diesem Augenblicke muthiger entgegensehen. Zu der Hoffnung, einen langentbehrten Freund wieder zu begrüßen, mischt sich ein fremdartiges, ängstliches Gefühl. Was kann mir noch begegnen, das mein Herz Unglück nennen möchte? Nur wahrsagen kann es noch so etwas, nicht mehr selbst davon betroffen werden — diese traurige Gunst hab' ich dem Leben abgetrotzt! Sollte meine Ruhe heute zu Schanden werden? — — O, wenn er doch nicht so lange zögerte! Der Herzog könnte schon mit ihm zurück sein!"

Seine Ungeduld verzehnfachte jede Minute. Als er la Châtre kommen hörte, zog er sich in ein Nebenzimmer zurück. Der Herzog trat ein. Der König vermuthete einen Irrthum, da er nicht den erwarteten Marquis Laroche, sondern einen jungen Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren erblickte. Durch das darauf folgende Gespräch, das er ungesehen mit anhörte, überzeugte er sich von der Richtigkeit der Person, welche Brief und Blatt übersendet hatte.

„Der König ist abwesend?" begann der Fremde mit tonloser Stimme und sah sich mit flüchtigen Blicken im Zimmer um. Seine tiefliegenden, gleichsam verkohlten Augen blieben an einem Portrait des Königs hangen. Mit schlaff herabhängenden Armen und gebrochener Haltung stand er betrachtend vor demselben, ohne auf la Châtre's geläufige Zunge zu achten.

„So mag er vor zwanzig Jahren ausgesehen haben," sagte er. „Ein Antlitz, zu dem man leicht Vertrauen fassen kann! Ich werde mich nicht getäuscht haben."

„Gewiß nicht, mein Herr!" entgegnete der Höfling; „Se. Majestät wird Ihren Wünschen gern willfährig sein, wenn sie gerecht sind. Sollten Sie vielleicht —"

„Sobald als möglich wünsch' ich den König zu sprechen!" unterbrach Jener den Neugierigen ungeduldig.

Ludwig ließ nicht länger auf sich warten. Der Jüngling schlug die Augen groß auf, dann wieder nieder und verbeugte sich mit demüthigem Anstande. Der König, die Arme in einander schlagend, maß ihn lange mit erstaunten Blicken. Keiner der Anwesenden sprach ein Wort. Dann sagte er mild: „Sie wünschen mit mir allein zu sein?" — „Ich bitte um die Gnade!" war die hingehauchte Antwort.

Der Herzog verstand den Wink des Königs und verließ das Zimmer. Dieser schien noch immer mit seiner Verwunderung über den sonderbaren Gast nicht fertig zu sein. Er hörte nicht auf, ihn vom Kopf bis zum Fuß zu betrachten. Der Jüngling war eine schlanke, feine Gestalt, sein Gesicht todtbleich; mehr als Kummer, Angst und Verwirrung hatten ihre furchtbaren Spuren darauf gezeichnet, und in den Mundwinkeln lauerte ein verzweifelnder Hohn. Selbst die Kleidung, obgleich von der höchsten Eleganz, stimmte zu der Unruhe des seltsamen Menschen. Als er aufsah, glaubte sich der König wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen und überrascht.

„Wie kommen Sie zu diesem Blatte und dem Briefe?" fragte er lebhaft. „Die Unterschrift —"

„Ist die meinige, Sire!"

„Wie? Sie wären —?"

„Der Erbe dessen, der einst in Verona das Glück hatte, den Dank Ew. Majestät zu verdienen!"

„Der Marquis Laroche ist Ihr Vater?"

„Ja, Sire!"

„Und todt? — — Und ich durft' ihn nicht wiedersehen? Warum kam er nicht zu mir — er hätte in mir einen Freund wiedergefunden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Oper, Geschmack des Publicums, der schwarze Domino.]

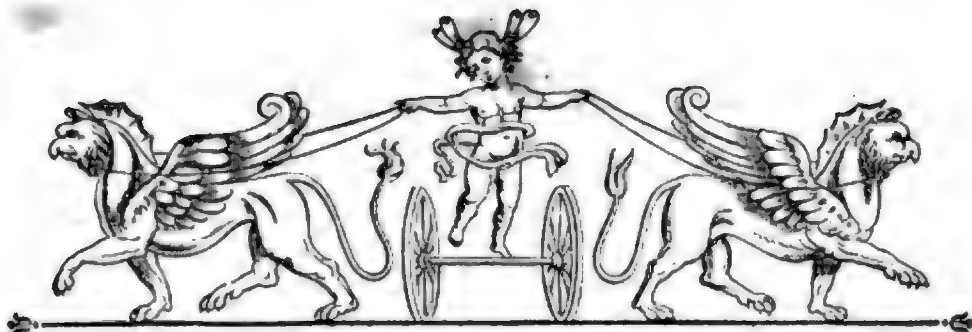
Ein Theaterbericht aus der letzten hiesigen Glanzperiode müßte, — sollte man denken, — des Neuen und Interessanten gar viel enthalten; dem ist aber nicht so, denn wir mußten uns, mit wenigen Ausnahmen, — nur mit dem Alten, schon Bekannten begnügen. Kurz vor der Ankunft des russisch-kaiserlichen Hofes ging Goethe's Faust mit fürstl. Radziwill' und Lindpaintner'scher Musik versehen, ohne Erfolg über die Breter. Der für die königl. Bühne kürzlich gewonnene Schauspieler Seydelmann gab den Mephisto und hatte schon in Stuttgart die Einrichtung des unsterblichen Werkes für die Bühne unternommen. Spiel und Einrichtung fanden hier weder am Hofe noch im Publicum Anklang. Eine früher nur einmal gegebene Vaudeville-Posse des Hofschauspieler's L. Schneider, Wohlgemuth benannt, verdient nur ihrer Erbärmlichkeit wegen Erwähnung; die mit seinem Fröhlich errungenen Lorbeeren, — ob verdient oder unverdient, überlassen wir dem guten Geschmack zu beurtheilen, — ließen wahrscheinlich den jungen Mann glauben, er könne dem lachlustigen Publicum Alles bieten. Diesmal machte er jedoch seine Rechnung ohne den Wirth. — Dergleichen Jämmerlichkeiten verdienen allerdings Beachtung, denn sie erschienen offen vor den Augen eines Publicums, dessen Bildung man bisher rühmte. Von den, kein Ende nehmenden Uebersetzungen meistens mittelmäßiger französischer kleiner Stücke des Hrn. Cosmar schweigen wir. Der Ueber-

seher tritt würdig in die Fußstapfen des verstorbenen Angely. Die faden französischen Machwerke laufen einige Mal über die deutschen Breter, Herr Cosmar erhält sein Honorar, hat bereits ein anderes Manuscript in der Tasche und weiß geschickt auswärtigen Uebersetzern den Rang abzulaufen*). Im Allgemeinen sind der Fleiß und die Leistungen des königlichen Schauspiels höchst lobenswerth und es ist wahrhaft betrübend von der Oper nicht ein Gleiches sagen zu können. Dies mit allen Mitteln so reich ausgestattete Institut bleibt jedoch immer dem gewohnten Schlendrian und seinen tief eingewurzelten Fehlern und Gebrechen treu. Bei den heterogenen Ansichten der dirigirenden Gewalten, bei der Fahrlässigkeit und den ewigen Confusionen der Regie, bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel eines tüchtigen, seinem Fache vollkommen gewachsenen Musikdirectors oder Capellmeisters, darf man leider auch Vervollkommnung und Abhülfe der bestehenden Mängel nicht erwarten. Wir haben an dem vormaligen Concertmeister, jetzt Musikdirector Herrn Henning, einen trefflichen Musiker und sehr achtbaren Orchesterdirigenten. Als ausübendem Künstler auf der Violine ist ihm jedoch die höhere Ausbildung des Gesanges fremd geblieben, die Leitung der Sänger und ihr gleichmäßiges Zusammenwirken zu einem kunstgerechten Ganzen bei dem Einstudiren der Opern wird und bleibt unterlassen; und was ist ohne Abstellung dieses Uebels von einer Kunstanstalt ersten Ranges für die Zukunft zu erwarten? Was Gutes und Tüchtiges gewirkt wird, geht von dem Kunstgefühl einzelner Mitglieder aus, während ein talentvoller Director es zu einem vollendeten Ganzen bilden sollte. — Fräul. Löwe ist nach einer zweimonatlichen Abwesenheit eben so zu uns zurückgekehrt, wie sie uns verließ. Gleiche Lieblichkeit in der Erscheinung, gleiche, überall anerkannte vorzügliche Darstellungsweise, gleiche, oft überraschende Kehlfertigkeit, gleiches ausgezeichnetes Talent, aber auch gleiche kleine Unarten, gleicher Mangel an richtigem Tactgefühl, an Kenntniß der Musik, an Gründlichkeit des Studiums, an reiner Intonation, gleiche Einförmigkeit der Cadenzen, gleicher Ungeschmack der von ihr ausgehenden Verzierungen, gleiches, bis zur Widrigkeit getriebenes Aufschreien der hohen Töne. Wie bald würden, mit Fleiß und Selbsterkenntniß, unter Leitung eines bewährten Gesanglehrers, diese Mängel verschwinden, und auf welcher Stufe dramatisch-lyrischer Vollkommenheit würde Fräul. Löwe dann stehen? Wir glaubten uns am Schlusse des verflossenen Jahres hinsichtlich des Talents und der Mittel des Fräul. v. Faßmann zu großen Erwartungen berechtigt, müssen aber leider befürchten, daß sie nicht in Erfüllung gehen, denn seit den ersten 5 bis 6 Leistungen der Künstlerin in den Partien der Armida von Gluck und der Irmengard in Spontini's Agnes v. Hohenstaufen scheint sowohl ihr Eifer als der Wohllaut ihrer Stimme abgenommen zu haben. Wohl mag der Mangel an Beschäftigung, worüber sich die Sängerin bitter beklagt, auf beides einwirken, und es ist freilich nicht ermunternd für sie, zu sehen, daß Fräul. Löwe in werthlosen Opern wie der Postillon von Lonjumeau, die Gesandtin, die Nachtwandlerin, der Liebestrank u. s. w. Furore macht, während man sie in der Falkenbraut von Marschner beschäftigte, deren Langweiligkeit sie nicht zu besiegen vermochte, und die mit der dritten Vorstellung vor leeren Bänken zu Grabe ging. Wir empfehlen Fräul. v. Faßmann Fleiß und Ausdauer, damit wir bald nur Erfreuliches über sie berichten können. — Neues also ward uns, wie schon gesagt, während der Anwesenheit der Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften nicht gebracht; wohl aber hörten wir seit dem ersten Mai von der Vortrefflichkeit einer im Einstudiren begriffenen neuen Oper von Scribe und Auber: „der schwarze Domino," reden; sie sollte das beste Gedicht des unerschöpflichen Scribe, die beste Musik des fruchtbaren Auber sein. Wir hatten andere, weiter unten mitgetheilte Nachrichten, schwiegen aber wohlweislich davon, das Urtheil des gebildeten, Sinn für Sitt- und Schicklichkeit habenden Publicums erwartend. — Nach mehr als sechswöchentlichem Einstudiren kam endlich das berühmte Werk zur Aufführung und erhielt — Beifall —? Ja. — Nämlich das Spiel der darin beschäftigten Hauptpersonen; denn der Gesang ist hier Nebensache und das Ganze eigentlich ein Lustspiel mit eingeschalteten Gesängen. Wie hätten auch die trefflichen Leistungen der Damen Löwe, v. Wrochem und der Herren Bader, Mantius und Devrient nicht Anerkennung finden, und das lecke Fahrzeug über Wasser halten sollen? — Am Tage nach der Aufführung ließen sich indessen tadelnde Stimmen in Menge hören, die also lauteten: „Wird denn unser liebes Publicum nicht endlich der gehalt- und charakterlosen, zerrissenen, bis zum Ekel sich wiederholenden Tanzmusik der neuern französischen Opern müde werden? kann es länger noch an den alles Gefühl für Sittlichkeit empörenden Dingen, mit welchen Scribe, Religion und Moralität mit Füßen tretend, seine Operntexte zum Verderb der Jugend ausgeschmückt, Gefallen finden? kann ein rechtlicher Ehemann seine jugendliche Gattin, kann eine edeldenkende Mutter ihre Töchter in eine Vorstellung des schwarzen Domino führen?" — Uebereinstimmend mit diesen Fragen sprechen sich selbst die gediegensten französischen Blätter aus, und wir halten es für angemessen hier auszugsweise eine umfassende Beurtheilung der fraglichen Oper in wörtlicher Uebertragung mitzutheilen. — „Im schwarzen Domino von Scribe und Auber wird uns eine Entwürdigung der religiösen Kleidung, eine Parodie des Gebetes, eine Verspottung heiliger Gegenstände, die klarste und vollkommenste Verhöhnung des Staates, die Besudelung des nur für die keuscheste Stirn bestimmten Schleiers, eine Mummenschanze des Ehrwürdigsten was die Welt kennt, ein Schauspiel, mit einem Worte, dargeboten, welches das frechste Weib, der zügelloseste Mann nicht ohne Erröthen zu schauen vermag. Was Hr. Scribe dieses Mal sich unterfangen hat dem Publicum zu bieten, übersteigt alle Frechheiten, die er sich anderweitig erlaubte."

(Der Beschluß folgt.)

*) Auch wird dergleichen noch gedruckt; so eben erschien: Dramatischer Salon von A. Cosmar (Berlin, bei Morin) mit 6 Fadaisen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 144. — den 26. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

„Er starb, da Sie den Thron bestiegen, Sire! Sein Herz war wieder froh geworden, da er die Krone auf Ihrem Haupte wußte. So schied er beruhigt. Kurz vor seinem Ende gab er mir dies Billet. Sein Auge war feucht, als er zu mir sprach: „Schätze dies höher, als das glänzendste Glück, mein Sohn!" Da schwur ich, das Kleinod niemals von mir zu lassen!"

„Und doch — ?"

„Ich mußte!" sprach der junge Mann mit höchst schmerzlichem Ausdruck, das rothe Taschentuch vor die Augen haltend. „Ich kannte kein anderes Mittel, schleunig den König zu sprechen!"

„Bin ich meinem Volke je unzugänglich gewesen?" sagte Ludwig, und indem er ihm das Blatt zurückgab, setzte er hinzu: „Hier! Behalten Sie dies Andenken! Der Sohn des Mannes, den ich meinen Freund nannte, soll nicht hinter dem Vater zurückstehen. — Was kann ich für Sie thun?"

In Thränen ausbrechend, warf Jener sich jetzt dem König zu Füßen. „Stehen Sie auf, Unglücklicher! Was haben Sie zu bekennen?" sprach dieser und beugte sich zu ihm nieder, aber in demselben Momente von den Augen des Jünglings getroffen, trat er schnell einen Schritt zurück. Er unterdrückte eine Frage, die ihm auf den Lippen schwebte und deren Antwort er doch im voraus kannte. Diese Aehnlichkeit konnte nicht zufällig, Laura, die ehemalige Freundin des Marquis Laroche, mußte die Mutter des jungen Mannes sein, der jetzt auf den Knieen, ein Jammerbild, vor dem Könige lag. Ludwig ahnte, daß er etwas Entsetzliches hören werde. Nochmals gebot er dem Knieenden, von innerer Bewegung Erschöpften, aufzustehen. Dann, die Frage, ob Laura seine Mutter sei, umgehend, begann er: „Ihr Vater hatte eine Italienerin zur Gattin? Lebt sie noch?"

„Sie ward mir entrissen, da ich noch ein Knabe war. Dank dem Himmel, daß meine Eltern frühzeitig starben!"

Der König hatte sich abgewendet; jetzt war ihm die Gewißheit geworden, Laura sei nicht mehr unter den Lebenden, mit einem betenden Blicke zum Himmel beging er ihre Todtenfeier. Jener hatte indessen eine Brieftasche hervorgezogen, und als der König sich wieder zu ihm kehrte, gab er ihm dieselbe mit den Worten: „Dies ist meiner Mutter Vermächtniß für Sie, ich leg' es in Ihre Hände, Sire! Mein Vater mochte seine Gründe haben, weshalb er es nicht that, wahrscheinlich wollte er die schlummernde Vergangenheit nicht aufwecken. — Ich fand diese Brieftasche bei seinen Papieren, auf einem kleinen Zettel hatte er bemerkt, daß er mir es frei stelle, ob ich die Blätter dem Könige ausliefern wolle oder nicht. Ich wähle das Erstere, weil ich einer solchen Fürbitte dringend bedarf!"

„Sind Sie verheirathet?" fragte der König schnell, während er die Brieftasche zu sich nahm. Der Fremde fing an zu zittern, seine Lippen bebten, als er spre-

chen wollte; er hielt sich an der Lehne eines Sessels fest, um die aufrechte Stellung zu behaupten. Den Kopf auf die Hände sinken lassend, stammelte er halblaut, mit dumpfer Stimme: „ich war es!“ Nach einer Pause hob er den Kopf wieder und starrte mit weit offenen Augen vor sich hin, als habe er eine Vision. — „Meine Gattin — mein Bruder — Oh! —“ Diese abgesetzten Laute stöhnte er aus der zerrissenen Brust. Seine Augen schlossen sich, er streckte die rechte Hand aus und schien etwas von sich abzuwehren. Vom König mit lauter Stimme angeredet, kam er zu sich selbst zurück. Er warf sich von neuem zu dessen Füßen und sprach zu ihm mit angstvollem, beschwörendem Tone: „O, mein König, retten, retten Sie die Ehre meiner Familie! Opfern Sie mich dem Tode, lassen Sie mich langsam in einem einsamen Gefängnisse sterben, aber verbergen Sie meine Schande der Menschheit! Sie würde mir fluchen! Gott wird nicht so streng mit mir ins Gericht gehen!“

„Himmel!“ rief der König, „welch ein furchtbares Verbrechen lastet auf Ihrer Seele?“

„Brudermord!“ ächzte der Gefragte, wie ein unter dem Beil des Henkers Sterbender.

Der König entfärbte sich. Sein erster Gedanke mochte Laura sein. Ihr Sohn trug das blutige Zeichen Kain's auf der Stirn. Was hatte die Arme beim Schicksal, was hatte der edle Laroche verschuldet, daß ihr Sohn zum Brudermörder verdammt war? In solchen gräßlichen Räthseln spricht das Verhängniß! Aus dieser Ehe, hätte man glauben sollen, würde ein an hohen Tugenden reiches Geschlecht hervorgehen, doch ein dunkler Geist spottete des arglosen Glaubens der Menschen und rief sein Wehe! an der Wiege des neugebornen Kindes. Glücklich, daß ein gütiges Geschick den Eltern die grauenvolle Zukunft verhüllte und ihre Seelen zeitig genug von der Erdenhülle löste!

Die Summe von dergleichen Betrachtungen drängte sich dem königlichen Greis auf, da das entsetzliche Bekenntniß den bleichen Lippen des Unglücklichen entflohen war. — „Wohl!“ rief dieser aufspringend, das Haupt freier erhebend, „wohl, ich bin ein Kain gewesen, der seinen Bruder an dessen Opfer erschlug! Aber nicht kleinlicher Neid, Eigennutz, elende Leidenschaft hat mich dazu getrieben, und sein Opfer war nicht dem Himmel, sondern dem Teufel seiner Lust geweiht — — Da lechzt' ich nach Blut, da schien mir eine höhere Stimme zuzurufen: Opfere auch ihn! ach! wie begierig verstand meine Rache diesen Wink — und so, mein König — so ist's geschehen!“ —

Er schöpfte erleichtert Odem, seine Brust dehnte sich, alle seine Nerven waren angespannt und sein Auge sprühte Blitze, während eine brennende Röthe über sein Gesicht flog. Sein ganzes Wesen war erhöht, von edlem Stolze und feuriger Begeisterung erhoben. Das war kein gemeiner Mörder — gleich einem Racheengel, welcher Rechenschaft gibt von einem eben vollbrachten Werke, stand er dem Monarchen gegenüber. Er schien ein glühendes Schwert in seiner ausgestreckten Rechten zu halten. Nach und nach sank er wieder in sich zusammen; nur sein Mund zuckte noch verächtlich, als ob er die Gemeinheit der Menschen verhöhne.

Ludwig ließ ihm Zeit, sich zu sammeln und setzte sich mit gestütztem Haupte in einen Lehnsessel, selbst der Sammlung bedürfend. So viel war ihm gewiß, daß er es hier mit einem Menschen zu thun hatte, dessen That, wie sie auch geschehen, nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden könne. Darin lag ein gewisser Trost: denn den Sohn Laura's und seines Lebensretters zu richten, war ein schweres Amt, für welches nur das Römerherz eines Brutus stark genug war, der über seine geliebten Söhne das Todesurtheil aussprach. Ludwig war von der Natur weicher geschaffen und lebte in einer andern Zeit, wo dergleichen Selbstverläugnungen zwar bewundert, aber verworfen werden. Der milde Geist des Christenthums verschmäht solche Opfer. Und doch — was sollte der König thun, wenn die Versammlung seiner Richter in die Bücher der Gesetze sah und ihr Schuldig! über den Verbrecher aussprach? Machte er auch von seinem Begnadigungsrechte Gebrauch, so war nichts desto weniger der zum Tode Verurtheilte, ja schon der in peinlicher Untersuchung Gewesene, und mit ihm seine ganze Familie, gebrandmarkt. Wo fand sich ein Ausweg, dies zu umgehen? Schon sah Ludwig dem düstern Augenblick entgegen, wo ihm die Behörde von dem Morde Anzeige machen werde. Dann war Alles verloren!

Dies bedenkend, preßte er, schwer seufzend, die Hand auf das Herz. Mit mitleidigen Blicken sah er auf den mit gefalteten Händen zum Boden Starrenden und betrachtete ihn lange wie einen dem Untergange Geweihten. Ein Mörder ist den finstern Mächten verfallen, wenn auch seine That Entschuldigung verdient — vergossenes Menschenblut schreit nach Rache! Um wie viel mehr Bruderblut!

Der junge Laroche mochte, den scheuen Blick auf

den König richtend, etwas von dergleichen Gedanken auf dem Antlitz desselben lesen. Er neigte, wie bejahend, sein Haupt, doch der Ausdruck der Verzweiflung hatte seine Mienen verlassen. Eine gewisse Art von Frieden schien in sein Herz eingekehrt, seitdem er sein eigener Ankläger geworden. Nach ungeheuren Schmerzen thut der geringere sogar wohl.

In diesem Falle befand sich jetzt der Unglückliche. Die dem Könige gemachte Entdeckung seiner That hatte ihn wunderbar erleichtert; erst nun war er fähig, die nähern Umstände in zusammenhängender Darstellung zu berichten, die jener, wenn auch mit widerstrebendem Schauder, verlangte.

Um den Leser jedoch nicht durch fortgesetztes Wechselgespräch zu ermüden, übernehmen wir selbst die Rolle des Erzählenden, indem wir zugleich die Ergebnisse der in Laura's hinterlassenem Tagebuche enthaltenen Bemerkungen zur Vervollständigung dieser Skizze benutzen.

Der Marquis Laroche hatte sich ungefähr ein halbes Jahr nach der plötzlichen Flucht des Königs aus Verona mit seiner geliebten Laura vermählt. Damit war denn auch das Gerücht von einem Liebeseinverständnisse derselben mit dem Könige von Frankreich, das sich mehr und mehr verbreitet hatte, zum Schweigen gebracht worden. Man schloß auf eine Personenverwechslung, da der wahre Name des vermeintlichen Herrn von Belliard, vielleicht nicht ohne eigne Veranlassung des Marquis, bekannt geworden war, und überredete sich, daß dieser Herr von Belliard und der Marquis Laroche von jeher eine und dieselbe Person gewesen seien, ohne daß ein pseudonymer Laroche existirt habe! So verschwand jeder Hauch auf dem reinen Spiegel von Laura's Ehre, und nichts blieb übrig, als der Neid der jungen, schönen Veroneserinnen, die ihr den Besitz des Marquis gern misgönnt hätten, wenn Laura's Liebenswürdigkeit wegzuleugnen gewesen wäre. Der Marquis hatte in ihrer Liebe zu dem Könige keinen Anstoß für seine Brautwerbung gefunden, er vertraute ganz dem edlen Herzen der Geliebten — er war zufrieden mit dem reinen Gefühle, welches sie ihm ohne Zweifel zollte, ja er sah darin sogar die Basis zu einer glückseligeren Ehe, als die Flamme der schnell sich verzehrenden Leidenschaft in der Regel zu gewähren vermag. Eine erhöhte Freundschaft dünkte ihm für solch' einen Bund am günstigsten, in welchem sich so oft, wenn der flüchtige Liebesrausch entflogen ist, die bitterste Enttäuschung einstellt.

Dies hatte er nicht zu befürchten. Mit mild bewegtem Herzen schloß er sie als seine Gattin in die Arme, und sie reichte dem Manne gern ihre Hand, von dem sie wußte, er wolle allein ihr Lebensglück, wenn sie auch nicht sagen konnte, ob in ihr die Liebe flüsterte: „Wie dankbar mußt Du ihm sein!" oder die Dankbarkeit: „Du mußt ihn lieben!" (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Der schwarze Domino.]

Nun folgt der Inhalt des Stückes, den wir hier übergehen. Weiter unten heißt es: „Hat man dies schamlose Machwerk gesehen, mit dem die Kunst zum Nichts herabgewürdigt wird, so fragt man sich, für welch ein Publicum Herr Scribe dasselbe gedichtet haben mag? — Es ist weder für solche, welche die Religion ausüben und ehren, und die sich von der leisesten Verletzung, die man ihr beibringt, mit verwundet fühlen, noch, um tiefer herabzusteigen, für Menschen, die sich nur die Moral der Welt aneignen und welche verlangen, daß die Convenienzen beachtet werden, und daß in Sachen, wie in der Sprache Decenz und Scham sich zeige. In dies Stück kann weder eine Mutter ihre Tochter, noch ein Verheiratheter seine Gattin führen." — Wenn das die Pariser sagen, so haben die Berliner gewiß kein zu hartes Urtheil gefällt! — „Die sogenannte gute Gesellschaft kann nur Abscheu empfinden bei diesem Gemälde moralischer Entwürdigung, welche weder der Rang der handelnden Personen, noch die Spitzfindigkeit des Schriftstellers zu beseitigen vermögen. Es ist ein trauriges, abschreckendes ja Unwillen erzeugendes Schauspiel, wenn man erst bemerkt, daß der Verfasser den Glaubenspfeiler rüttelt, und daß er profanirt, was in der moralischen Ordnung das Bewundernswürdigste und Schönste ist. Was wird ihm doch für die Zuschauer und Zuschauerinnen noch übrig bleiben? — Wahrhaftig, ich wage es nicht zu sagen, aber es ist schmerzhaft zu denken, daß die dramatische Kunst in der Hand des gleichsam mit einem Vorrecht dazu versehenen Schriftstellers so tief gesunken ist! — Man sagt, daß Hr. Scribe Geist und Talent besitze; ich will es glauben. — Hat man aber diese Gaben von Oben empfangen, warum sie nicht zum Guten anwenden, statt zum Bösen? warum nicht zur Erhebung der menschlichen Würde, statt zur Entwürdigung? — Uebrigens kenne ich keinen Componisten, der würdiger wäre, sich mit Hrn. Scribe zu verbinden als Hrn. Auber. Hr. Auber ist der Scribe der Musik, Hr. Scribe der Auber der Literatur. Hr. Scribe achtet mehr auf die Menge, als auf den Werth seiner Stücke; er sorgt mehr für seinen Geldbeutel als für seine Werke; ebenso strebt Auber mehr nach einer Menge von Partituren als nach deren Vollendung, und aus Furcht, ein armer Musiker zu werden, ist er lieber ein beklagenswerther geworden. Scribe bringt in einem Stücke genau nur den Geist und das Interesse an, welches der gemeinen Einsicht nothwendig ist; mit haushälterischer Vorsicht verschwendet er nie in einem Stücke seine Einbildungs- und

Erfindungskraft; eben so, wenn Auber bei der Composition einer Oper auf drei musikalische Gedanken stößt, so spart er klüglich den vierten für die folgende Oper. Scribe geizt nach dem Beifall der Neuigkeits-Magazine, der Modeläden und solcher weiblicher Wesen, welche wie die Cousine einer Königin, die Herzogin Angela, auf Abenteuer ausgehen. Auber's höchster Ehrgeiz aber strebt, sich in Quadrillen bei Julien und bei Musard zu hören, wo die Anhänger und Anhängerinnen Hrn. Scribe's sich amüsiren ec." Diesem, allerdings etwas scharfen aber nicht weniger wahren Urtheil wird zwar der Referent unter dem Zahlzeichen 18. der Spener'schen Zeitung den Krieg erklären, schwerlich aber das Schlachtfeld als Sieger verlassen, da ihm die Kerntruppen fein gebildeter, kunstverständiger, das Verwerfliche nie in Schutz nehmender Männer, nebst allen zartfühlenden, sittigen und ihren Ruf achtenden Frauen, schlagfertig entgegen treten; auch wird er gewiß nicht so indiscret sein, mit Damen über die Handlung der Oper, worüber sie nur erröthen können, zu discutiren. Freilich hat der Bearbeiter oder Uebersetzer des leichtfertigen Werkes die anstößigen Reden so viel als möglich gemildert und uns einen in allen Theilen recht vorzüglichen Dialog geliefert, der, unterstützt von dem ausgezeichneten Vortrag der Mitglieder, das Publicum bestechen mußte, das Schlüpfrige, Unsittliche der Handlung aber nicht mildern konnte. Von den hochgespannten Erwartungen des Publicums, von denen der obengedachte Hr. Recensent spricht, haben wir trotz unserer ausgebreiteten Bekanntschaft und dem Zutritt, den uns alle gebildete Zirkel Berlins gewähren, nichts vernommen. Ein Verrath an der Freundschaft ist es aber, wenn derselbe schreibt: man behaupte, daß der schwarze Domino das Beste sei, was Scribe in dieser Art hervorgebracht habe und er, der Referent, es selbst keineswegs in Abrede stellen will. Soll da der schwerbeleidigte Scribe nicht ausrufen: „18! warum hast du mir das gethan!" — Wenn inzwischen auch dieser Domino, abgesehen von der darin vorherrschenden Tendenz, nicht das Schlechteste ist, was Scribe geliefert, so ist es doch wenigstens die schlechteste Musik, womit Auber unser Opernrepertoir bereichert. Wenige einzelne Stellen ausgenommen ist im ganze Werke kein neuer, noch nicht verbrauchter Gedanke zu finden; er hat sich durchweg selbst abgeschrieben, und nicht einmal glücklich abgeschrieben. Blitzt hier und da auch eine angenehme, singbare Melodie hervor, so wird sie sogleich wieder durch ein unleidliches synkopirtes Walzerthema oder durch unsinniges Geplapper erstickt. Die dermalige französische Operndichtung sowohl als Musik entbehrt ohnehin allen Rhythmus unter dem Deckmantel sein sollender Originalität. Hr. Auber hat aber in diesem seinem letzten Werke einen, jedes musikalische Ohr so beleidigenden Mißbrauch damit getrieben, daß es wohl nur der Spener'schen Zeitung einfallen kann, solchen entschuldigen zu wollen, oder gar schön zu finden; freilich wird sie uns belehren, daß dies, der Beibehaltung der spanischen Nationalität wegen, nicht anders sein konnte: wir sind aber ehrliche Deutsche und kleben an dem Vorurtheil, lieber etwas Gutes und Correctes, als diese spanisch-tyrolische Mixtur zu hören. Schon an der Ouvertüre hat man genug, gelangt man aber bis zur Arie der Angela im dritten Act, so begreift man nicht, wie ein durch seine früheren Werke sehr achtbar und beliebt gewordener Componist sich so weit verirren konnte, solch baaren Unsinn zu schreiben. Angela plappert, — denn Gesang soll es doch wohl nicht sein? — eine ellenlange Erzählung ihrer nächtlichen frivolen Abenteuer, in lauter Sechszehntheilen und in dreimaliger Wiederholung der sogenannten Melodie, dem Publicum vor, und endet mit einem ganz trivialen Walzer, voll des lächerlichsten Passagenwerkes, wozu der originelle Tonsetzer folgende Worte gebraucht:

„Que mes erreurs soient effacées,
Quand Dieu va recevoir mes voeux,
A lui seul toutes mes pensées...
Oui je le dois...
(avec douleur)
Je ne le peux!....
Amour, ô toi, dont le nom même
Est ici frappé d'anathème,
Toi, dont souvent j'avais bravé les traits,
Ma souffrance
Qui commence
Doit suffire à ta vengeance!"

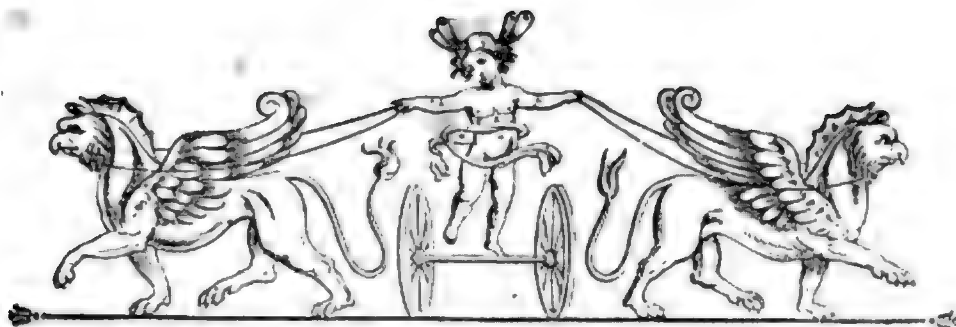
Ein unfehlbarer Beweis, wie tief Hr. Auber in die Idee des Hrn. Scribe, allen religiösen Sinn lächerlich zu machen, eingedrungen ist. — Wenn wir die unendliche Schwierigkeit berücksichtigen, die das Unterlegen eines deutschen Textes unter diese Legion französischer unsangbarer, sylbenverschluckender, in keinen Rhythmus zu bringender Noten für den Uebersetzer hat, so können wir nicht anders als der Lichtenstein'schen Uebertragung unbedingtes Lob ertheilen, die sogenannten Härten, welche ihm der weise Referent 18. der Spener'schen Zeitung vorwirft, liegen in der Verdrehung und Verstümmelung des Originaltextes, die sich die französischen Componisten erlauben, und wir müssen es Hrn. von Lichtenstein Dank wissen, daß er uns bereits mehr als zwanzig gelungene Opernübertragungen geliefert, und zwar unbestritten die Besten geliefert hat. — Warum hat denn die kritische 18 die unverantwortlich schlechte Uebersetzung des Postillon de Lonjumeau, so wie mehrere ihr zur Seite stehende (unter andern die der Falschmünzer und der Weißmützen, die uns das königstädtische Theater anzuhören gab) nicht gerügt? Wir kennen die Motive recht gut, die den Hrn. Recensenten dazu bestimmen, allen Arbeiten des Hrn. von Lichtenstein Etwas anzuhängen, wollen sie aber noch zur Zeit verschweigen, da sich vielleicht bald Gelegenheit finden dürfte, auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Gegenwärtig wird zum Geburtstage Sr. Maj. des Königs eine neue Oper: „Die Macht des Liedes;" mit Musik von Lindpaintner, einstudirt. Von diesem Meister läßt sich nur Gutes erwarten und wir freuen uns herzlich, wieder einmal ein vaterländisches Product zu hören, über dessen Erfolg möglichst bald Bericht erstattet werden soll.

Notiz.

[Mundt] arbeitet jetzt an einem Lustspiel in vier Acten und in Versen, das im neuen Jahrgang des „Delphin" erscheinen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 145. — den 27. Juli 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Der Marquis hätte niemals Ursache, seine Vereinigung zu bereuen. Er fühlte sich ganz glücklich in Laura's Besitz, und diese wußte ihm mit zartfühlender Vorsicht jedes Zeichen — so weit dies in ihren Kräften stand — zu verbergen, welches auf den fortdauernden Sturm ihres Innern hätte schließen lassen. Nur ihre in Folge desselben wankende Gesundheit machte ihm Kummer, ohne daß er den eigentlichen Grund der Veränderung entdeckte. Nach ihrem Tode erst erhielt er durch ihre Tageblätter Aufschluß.

Laura hatte von der Natur einen Geist empfangen, der sich an die stille Wirksamkeit einer Hausfrau, welche volle Befriedigung in ihrem kleinen Kreise findet, nicht anketten ließ. Ihre Blicke schweiften über die weite Welt, das Wohl und Wehe der Menschheit berührte ihr großes — für ein Weib allzugroßes — und doch nicht hinlänglich gestähltes Herz. Ein dunkles Sehnsuchtsgefühl zehrte an ihrem innersten Leben, und die Bestimmung desselben stand in Hieroglyphenschrift vor ihrem geistigen Auge, deren Enträthselung sie immer suchte, vermied und wieder suchte, zu finden hoffte, fürchtete und nicht finden konnte. Das Verhängniß selbst schien gleichsam bei ihrer Geburt unentschlossen gewesen zu sein und ihr keinen Fingerzeig auf die Bahnen mitgegeben zu haben, die sie durchpilgern sollte. So mußte der mächtige Drang in ihrer Brust sich zu unnennbarer Angst verwirren. In Frankreich, mitten in den Gräueln der Revolution, hätte sie vielleicht durch irgend eine fanatische That sich ihr Schicksal schnell bereitet — in ihrem Vaterlande siechte sie langsam hin, und durch ihre Verheirathung stellten sich ihr ganz andere Pflichten gebieterisch entgegen.

Sie liebte und achtete ihren Gemahl herzlich; sie erkannte alle seine Vorzüge, sie dankte ihm täglich im Stillen für seine Zärtlichkeit; sie sah in der Blässe seines Gesichtes, in der geheimen Trauer seines Auges den Schmerz um den bedenklichen Zustand ihrer Gesundheit — aber ach! ihre Genesung hätte eher eines betäubenden Opiums, als eines milden Balsams bedurft!

Vielleicht wäre der ruhelose Dämon in ihrer Brust niemals so gewaltsam aufgeweckt worden, wenn sie nicht der Zufall — darf man so sagen — an ein Königsherz geführt hätte. Dann hätte sie vielleicht nur für die großen Gestalten der Vorzeit und für ihre idealen Bilder einer schönen, fernen Zukunft geschwärmt. Doch der vertraute Umgang mit Ludwig hinterließ seine nachdauernde, gefährliche Wirkung. Hier war ihr ein Gegenstand gegeben, der klar und anschaulich zu den Nebelbildern ihrer Seele hinzutrat. Ihr Geist klammerte sich an diese Gestalt, von deren Armen sie so oft umschlungen worden war — in Ludwig sah sie den Mann, der das Gewirr ihrer Hoffnungen und Wünsche mit scharfen Umrissen bezeichnen sollte. Im Traum erschien er ihr mit der Krone auf dem Haupte, die Nationen der Welt huldigend, freudig huldigend zu seinen Füßen,

über ihm der beflügelte Genius der Freiheit mit dem Palmenzweige. Und er lächelte ihr, als ob er sagen wollte: „Auch Du hast Deinen Antheil an diesem Triumphe, Du warst seine Freundin!"

Sie liebte in Ludwig den zum Glück der Menschheit berufenen Herrscher und glaubte ihn nur als solchen zu lieben: doch sie täuschte sich! Der Name ihres eigenen Gemahls erinnerte sie nur allzuoft an die seligen Nächte im stillen Garten ihres Vaters, den der Himmel nun auch zu sich genommen. Sie täuschte sich, weil diese Liebe in dem allgemeinen Strome ihrer Gefühle zerfloß. Wenn aber nicht die einzelne Woge, so erschütterte die ganze Fluth desto mächtiger den schwankenden Bau ihres Lebens.

Anfangs hatte sie einige Male an Ludwig geschrieben und keine Antwort erhalten; später ergab sich, daß die Briefe nicht in seine Hände gelangt waren. Man hatte wahrscheinlich gefürchtet, durch eine solche Sprache von einer Dame den armen König zu sehr aufzuregen.

Mit jedem Monat, mit jedem Jahre ward Laura hoffnungsloser; Bonaparte's furchtbare Größe, die sie mit Bewunderung und Entsetzen zugleich erfüllte, erhob immer höher ihr stolzes Haupt, Ludwig verzehrte sich thatenlos am gastfreien Heerde Britanniens — Laura's Seele war entmuthigt, entkräftet im rastlosen Ringen, die Vergangenheit erschien ihr wie ein leerer Traum, und jetzt bemühte sie sich vergebens und zu spät, ihr Glück als Gattin, als Mutter zu finden.

Mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit beobachtete und leitete sie die Kinder, die sie ihrem Gemahl geboren hatte. Es entging ihr nicht, welche Keime in den beiden schönen Knaben lägen. Sie schienen ihr Naturen, die in der Regel im Leben nicht glücklich zu sein pflegen, und oft bekamen die Eltern Gelegenheit, über die Entwickelung ihres Bruno und Ludwig sehr ernstliche Betrachtungen anzustellen.

Jener — der ältere — ein träumerischer, unzufriedener Charakter, hatte schon in den frühesten Jahren jenen Zug in seinem blassen Gesichte, der für den Vorboten innerer Beängstigung gelten konnte. Sein schweres, bängliches Athemholen prophezeihte kein langes Leben. Man glaubte darin Anfangs einen Fehler seiner körperlichen Beschaffenheit zu finden, überzeugte sich aber später, daß er, zwar nicht stark, aber vollkommen gesund sei. Eine unglückselige Mischung der Temperamente in ihm bestimmte ihn gleichsam im voraus zum Leiden, und der Ausdruck seiner Mienen entsprach dieser Prädestination. Er glich dem stillen Mondlichte, das auf den Blumen und Gräsern eines vulkanisch erhitzten Bodens schlummert.

Je weiter er ins Knabenalter vorschritt, desto schärfer trat seine Eigenthümlichkeit hervor. Oft, wenn ihm etwas Verletzendes begegnet war, setzte er sich in einen Winkel und weinte still und leise — kein aufloderndes Wort ging von seinen Lippen, seine Thränen flossen, wie es schien, ohne irgend eine Aeußerung leidenschaftlichen Unwillens, und so hätte man glauben sollen, er suche nur Erleichterung in einer sanften Wehmuth. Aber dem war nicht so: diese Lippen, welche lautlos geschwiegen, hatte er im Gefühle seiner Kränkung oder seines Zornes zerbissen, daß sein Mund von Blut schäumte, und die Hände lagen, krampfhaft geballt, unter dem niedergesunkenen Haupte.

Solche und ähnliche Beispiele bekümmerten seine Eltern bei verschiedenen Gelegenheiten.

Ludwig war in vielen Beziehungen das Gegentheil von seinem Bruder. Offen, aber leichtsinnig, weichherzig, aber auch nicht stark genug gegen gefährliche Einflüsse, ehrgeizig und für das Gute und Schöne leicht zu begeistern, aber zugleich sinnlich entzündbar, übereilt in seinen Handlungen und eben so schnell fertig zu selbstquälerischer Reue — nirgends die rechte Mitte findend — so taumelte er sich auf der schwanken Bahn seines jungen Lebens.

Das Verhältniß der beiden Knaben war ein liebevolles, wenn auch durch kleine, bald ausgeglichene Zwistigkeiten bisweilen unterbrochenes. Ihre ausführliche Jugendgeschichte gehört nicht hierher; genug, wenn theils ihre Charaktere aus dem Seelenzustande ihrer Eltern, vorzüglich Laura's und dem Genius der Ehe, aus welcher sie entsprossen, erklärbar, theils durch jene Charaktere insbesondere das Schicksal der Brüder motivirt erscheint.

Laura starb, von ihrem Gatten und den Söhnen mit den schmerzlichsten Thränen beweint. Der Marquis, dessen sich schon seit mehrern Jahren eine tiefe Melancholie bemächtigt hatte, entzog sich der Welt von nun an gänzlich. In seinen Memoiren hinterließ er seine Gedanken über die ereignißvolle Zeit seines Lebens. Indem er seinen zu Jünglingen heranwachsenden Kindern einzelne Abschnitte daraus vorlas, mündliche Bemerkungen daran knüpfend, verband er damit zugleich das Geschäft der Erziehung. Im Anfange der Restauration folgte er seiner geliebten Laura ins Grab, nachdem er, wie erwähnt, das königliche Billet seinem Bruno übergeben hatte. Ludwig empfing jenen Ring zum Andenken, welchen seine Mutter als ein Erinnerungszeichen an

die verhängnißvollen Augenblicke ihrer Trennung vom Könige am Finger getragen und erst sterbend von sich gelassen hatte.

Nach dem Tode ihrer Eltern zogen die Brüder aus ihrem Altervaterlande nach Frankreich, erst im südlichen auf einem höchst romantisch gelegenen Gute ihren gemeinschaftlichen Aufenthalt nehmend, später sich nach der Hauptstadt begebend.

Bruno kaufte sich einen Landsitz in der Nähe von Paris und brachte daselbst regelmäßig einige Sommermonate zu, den größten Theil des Jahres lebte er in der Stadt. Ludwig genügte seinem Gelüst nach einer größeren Reise und bewarb sich dann um Militairdienste, während sein Bruder unabhängig zu bleiben vorzog und sich in das Studium der Geschichte und der Literatur versenkte. Unter einem falschen Namen trat er selbst als dramatischer Dichter auf, sich der neuen Richtung anschließend, welche damals begonnen hatte.

Bisher war den Brüdern, wie viel ihnen auch mißlungen und fehl gegangen, noch nichts entschieden Unglückliches begegnet, — die Liebe sollte es ihnen bereiten; sie sollte sich ihnen in eine finstere Eumenide verwandeln, vor welcher sie erst im Tode Ruhe finden konnten.

Eines Abends geht Bruno in einem entfernten Theile des Palais royal auf und ab, seinen Gedanken überlassen. Die Luft weht kühl und erquicklich. Er tritt an einen Springbrunnen und schaut seinem silbernen Spiele zu. So steht er lange, den Kopf gesenkt, mit verschränkten Armen. Ein Strahl der scheidenden Sonne, welcher jetzt auf den Punkt fällt, den er ins Auge gefaßt hatte, blendet ihn — er wendet sich ab und schreitet langsam nach einer andern Seite, die tiefen Baumschatten und eine Steinbank suchend, auf welcher er einige Minuten ruhen könne.

Er gelangt zur nächsten und findet sie schon besetzt. Zwei weibliche Gestalten haben dicht neben einander Platz genommen; die Eine, allem Anscheine nach jugendlich, hat ihm den Rücken zugekehrt und scheint aufmerksam ihrer Nachbarin zuzuhören, welche mit dürren Händen gesticulirend, in sie hineinspricht.

Bruno macht, leise athmend, halt. Die sprechende Person erhebt ein wenig das Haupt, und er sieht in ein steinaltes, faltenreiches, vertrocknetes Gesicht mit großen eingesunknen, noch immer lebhaften Augen. Indem er einen Schritt zurücktritt, um hinter einem Baume ungestört, unbeobachtet zu beobachten, stehen die beiden Frauen auf. Die Alte stützt sich auf einen Krückenstock und bewegt sich langsam und mühsam. Sie nehmen die Richtung nach ihm zu — als sie nahe kommen, geht er, wie zufällig, um sich nicht dem Verdachte eines Lauschers auszusetzen, an ihnen vorüber. Die junge Dame erblickt ihn und ist überrascht, betroffen — sie hält einen Augenblick an, er glaubt sie erröthen zu sehen. Dann läßt sie den Schleier über ihr Antlitz fallen, bietet der Alten ihren Arm, die sich neugierig und mit argwöhnischer Miene nach dem jungen Mann lange und wiederholt umschaut.

Dieser ist wie festgebannt an dem Orte, wo ihn ein Anblick bezaubert hatte, von dem er sich noch kaum zu erholen weiß. Ihm ist es, als ob ihm eine Fee erschienen sei, die sein Herz, er fühlt es, mit unwiderstehlicher Macht an sich ziehen werde. Seine Blicke folgen begierig der schlanken, hohen Gestalt — ferner und ferner schwebt sie, bis sie am Ausgange der Allee verschwindet, — Bruno steht noch immer gefesselt, er hat nicht Kraft genug, ihr zu folgen, das süßeste Entzücken und bange Ahnung treiben ihn vorwärts und halten ihn zurück, er muß sich Gewalt anthun, um seiner wieder mächtig zu werden, und wankt, wie ein Trunkener, nach der Bank, wo sie gesessen. Er gleitet am Sitze nieder und kühlt die heißen Schläfe auf dem kalten Stein. Lange liegt er halb wachend, halb träumend, mit dem Bilde der Verschwundenen beschäftigt. Die Sonne ist längst unter, er bemerkt kaum die tiefe Dunkelheit, die ihn umgibt. Endlich schleicht er still davon und nimmt sich vor, morgen wieder an derselben Stelle der holdseligen Erscheinung zu harren.

Noch vor der Dämmerung stellt er sich den Tag darauf ein. Mit vollen Zügen die Luft einathmend, schüttelt und dehnt er sich, wie der Blüthenbaum nach der drückenden Tageschwüle, da er das belästigende Gewühl der Menschen, die sich im vordern Theile des Palastes durch einander treiben, hinter sich hat. Spähend, erwartungsvoll, klopfenden Herzens eilt er nach dem Springquell, nach dem Steinsitze, er sieht, er hört Niemanden. Das geschwätzige Wasser, die flüsternden Bäume scheinen ihn zu verhöhnen — oder zu trösten, tröstet er sich selbst einen Augenblick nachher: „Sie wird kommen, sie wird mir wieder erscheinen, und vielleicht werd' ich zu ihr sprechen dürfen!"

„Aber," fährt er in seinen Gedanken fort, „wer mag die Alte sein? Weiß ich doch nicht, wie mir wurde, als ich ihr in das uralte Gesicht sah! Wie mag sie zu dem Engel kommen, der sie begleitete und über den sie eine gewisse Herrschaft, ein geheimnißvolles Uebergewicht

auszuüben schien? Ein seltsames, mährchenhaftes Paar! Ach, wenn mein süßer, unaussprechlich süßer Traum in ein Mährchen zerrönne?"

Bei diesen Worten blickte er wieder aufwärts. Ein Schauer der Wonne durchwehte seine Brust, er sah die beiden Gestalten, die Allee herauf auf sich zu kommen. Er zwang sich, ihnen entgegen zu gehen. Als er nah genug war, daß die junge Dame ihn bemerken konnte, blieb sie plötzlich einige Augenblicke stehen, wie am gestrigen Abende, faßte sich dann, so dünkte ihm, flüsterte ihrer Begleiterin etwas zu und setzte ihre Schritte eher schneller, als langsamer weiter fort. Ehrerbietig, doch mit vielsagendem Blicke begrüßte er sie. Sie dankte mit anmuthiger, fast zaghafter Verbeugung, die Wimpern senkend — aber ein einziger Blick aus ihrem schönen Auge war hinreichend gewesen, dem Herzen des Jünglings für immer jede Wahl unmöglich zu machen. Seine Lippen öffneten sich, um zu reden — da ging sie vorüber, ehe er den Muth gewinnen konnte, sie anzusprechen, und die Alte wendete wieder das zitternde Haupt nach ihm um und schaute ihn groß an und bannte ihn mit ihren geisterhaften Blicken. Am Arme des Mädchens schwankte sie nach dem Ruheplatze und setzte sich nieder. Jenes bückte sich nach einer Blume am nahen Bosket und schritt vor der Alten auf und nieder, welche mit ihrem Krückenstocke Zeichen in den Sand schrieb.

„Wenn ich einmal entschlossen bin, mich ihr zu nähern, warum zögere ich noch?" sprach Bruno für sich. Vielleicht war ihm der Muth wiedergekommen, da ihm die schöne Dame den Rücken zukehrte. Er ging auf sie zu. Eben wollte sie sich neben ihrer Begleiterin auf die Bank niederlassen, als sie den jungen Mann vor sich sah, der sich mit einer geschickten Anrede an sie wendete und, ehe sie etwas entgegnen konnte, seine Kühnheit damit entschuldigte, daß er vorgab, in ihr eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Dame zu finden, die er vor mehreren Jahren in Italien kennen gelernt. Zugleich nannte er einen fingirten Namen. Beim Sprechen verabsäumte er natürlich nicht, einen guten Theil seiner Worte an die Alte zu richten, um sie nicht gleich Anfangs gegen sich einzunehmen. Diese erhob sich jetzt langsam, während das Mädchen mit ruhiger Würde erwiederte, „daß sie sich nicht erinnere, ihn vor gestern Abend gesehen zu haben." Die stärkere Betonung der Worte vor gestern Abend zu seinem Gunsten deutend, verbeugte sich Bruno nochmals, wie zum Dank, und sagte rasch: „Möglich, daß ich mich irre, mein Fräulein — dennoch segne ich den Zufall — —."

„In Italien, mein Herr," unterbrach ihn jetzt die Alte mit scharfer Stimme, „in Italien haben Sie eine Aehnlichkeit Eugeniens gefunden?"

Nach dieser Frage sah sie dem Jünglinge unverwandt ins Gesicht. Ein Schamgefühl über seine kleine Nothlüge fing an sich bei ihm einzustellen — schon drohten seine brennenden Wangen mit Verrath, er mußte unwillkürlich den Blicken der immer starrer auf ihn Schauenden ausweichen. Im Wegsehen trafen ihn Eugeniens — so hieß die junge Dame — bedeutungsvolle Augen. Er wußte nicht, was urplötzlich in ihm vorging — stotternd brachte er eine verwirrte Antwort hervor. Die Alte fuhr ruhig fort: „Sehen Sie meine Pflegetochter genauer an — " — „Nein! nein!" rief Bruno hastig, „ich habe mich getäuscht, ich finde nichts Aehnliches, gar nichts! Jene Person war älter und — " Er hielt wieder inne, sich die Hand über die Augen streichend; dann zwang er sich zu einem Lächeln, und schüchtern Eugeniens Hand fassend, die sie ihm willig bot, und sie küssend, sprach er bescheiden bittend: „Und würden Sie mir zürnen, wenn ich Ihnen gestünde, daß es nur ein Vorwand war, mit dem ich mich Ihnen zu nahen wagte, Fräulein Eugenie?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Neue Genrebilder von Boz.]

Der Verf. der Geschichte des Pickwick-Clubbs und der Abenteuer des Nikolaus Nickleby hat eine Reihe humoristischer Genrebilder geschrieben, die zugleich in Braunschweig bei Westermann von Dr. Diezmann übersetzt erscheinen. Das erste Bändchen mit einer hübschen Federzeichnung nach Cruikshank enthält 10 interessante Bilder vom londoner Straßenleben.

[Musikfest in Magdeburg.]

Man meldet uns aus Magdeburg von dem zweitägigen Musikfest am 28. und 29. Juni. Am ersten Tage „Abadonna," Oratorium von Mühling, dem dortigen wackern Musiker. Text, von Brüggemann, wird mangelhaft und langweilig genannt, so daß auch stellenweise die Composition darunter gelitten. Der Inhalt ist aus dem Messias; im ersten Theil der Fall der Engel, im zweiten Begnadigung durch Vermittlung des Erlösers. Die Soloparten wurden von Mad. Schmidt aus Halle (Sopran), Mad. Müller aus Braunschweig (Alt), Diedecke aus Dessau (Tenor) und Krieger von eben dort (Baß) ausgeführt. Am zweiten Tage im Saale des Rathhauses Concert. Aus Berlin wirkten mit Fräul. v. Faßmann, Zschiesche, Eichberger, dessen Stimme, beiläufig bemerkt, an Höhe wieder gewonnen hat. Von Leipzig: David und Queißer. Auch Fräul. Schlegel sang, Drechsler aus Dessau spielte Cello.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 146. — den 28. Juli 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Eugenie nahm sein aufrichtiges Bekenntniß mit einem milden Lächeln auf, worauf sie ihn unbefangen einlud, sich neben sie zu setzen, ihn fragte, ob er gewöhnlich solche einsame Spaziergänge wähle, dann auf das Leben in Paris überging und sich überhaupt frei und offen dem neuen Bekannten mittheilte. An ihrem fremden Dialekte merkte er ihr die Engländerin an, obgleich sie nach ihrem Gesichtsschnitte einer andern Nation zuzugehören schien. Sie entdeckte ihm auch bald, daß sie von einer spanischen Mutter geboren sei. Von schmerzlichen Gefühlen bewegt, schwieg sie darauf, eine stille Schwermuth gleitete wie ein Flor über ihr sanftes Antlitz, dem die feinen, dunklen Augenbrauen einen eigenthümlichen hohen Ernst gaben. Bruno, in der Absicht, sie wieder heiter zu stimmen, äußerte scherzend, daß er eigentlich nicht recht wisse, zu welcher Nation er sich zu zählen habe, und theilte ihr in einigen flüchtigen Zügen seine Lebensgeschichte mit.

Die Alte hatte indessen die Beiden ruhig reden lassen und dabei fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtet. Endlich, da eine kleine Pause entstand, schüttelte sie verwundert das Haupt und hub an: „Sonderbar und seltsam! Mir ist's schon gestern aufgefallen. Wohl, junger Herr, wohl mochte Ihnen aus Eugeniens Zügen eine Aehnlichkeit, eine räthselhafte, Ihnen selbst unbewußte Aehnlichkeit entgegensprechen! In Ihrer Nothlüge war mehr Wahrheit, als Sie selbst glaubten. Und auch Du, Eugenie, hättest nicht so oft von der gestrigen Begegnung gesprochen, wenn Dich nicht ein Etwas, ein unerklärliches Etwas gefesselt hätte! Schäm' Dich nicht, mein Engel! Wer weiß, was die Sterne über Dich beschieden!"

„Wie, Signora?" warf Bruno dazwischen, der die Schwägerin, er wußte selbst nicht warum, für eine Südländerin hielt, „sprechen Sie sich deutlicher aus — diese Augenblicke —"

„Aus Augenblicken," sprach Jene weiter, „besteht das ganze Leben und jeder einzelne hat seine Bestimmung da droben! — — Wir gehen selten aus — ich und Eugenie — da war sie denn die Tage her etwas traurig und trüb geworden und so schlug ich ihr gestern diesen Spaziergang vor und sagte zu ihr: „Sei froh, mein Engel, Du wirst Dich wieder finden." — Ich dachte mir weiter nichts Besonderes bei den Worten und sieh! Sie hat sich gefunden, wohl nicht, wie ich's nahm — hm! höchst sonderbar, höchst seltsam!"

„Was hast Du, gute Ursula?" fragte Eugenie ängstlich.

„Ist er doch," fuhr die Alte mit erhöhter Stimme fort, „das leibhaftige Ebenbild von Dir, bist Du doch das leibhaftige Ebenbild von ihm! Schau nur, schau!" — Nachdem sie wiederholt das Haupt geschüttelt, griff sie nach Bruno's und Eugeniens Hand und sagte kreischend: „Ei, auch dieselben Linien in der Hand! Unver-

Digitized by Google

kennbar! — Kinderchen! Kinderchen! wer hat Euch zusammengeführt?"

Dabei ließ sie absichtslos des Jünglings und Eugeniens Hände in einander fallen und lächelte die fast Erschrockenen freundlich an.

Bruno hätte mögen die Gunst des Augenblicks ergreifen, Eugenien zu bekennen, wie gern er den Linien der Hand, der Aehnlichkeit und jedweder andern Zufälligkeit, die auf seine schönste Hoffnung hinweise, glaube und vertraue — doch gebot er seinem vollen Herzen noch, um Eugenien nicht zu verletzen, und schloß seine Lippen mit einem stummen Handkuß. Sie zitterte und wagte den Jüngling nicht anzusehen — Ursula schrieb wieder hastige Zeichen in den Sand und murmelte vor sich hin. Eugenie brach endlich das drückende Stillschweigen mit der Bemerkung, daß es Zeit sein möge, nach Hause zurückzukehren. Auch hatte sich der Himmel umwölkt und drohte mit Regen. Bruno wechselte mit den Damen einige gleichgültige Redensarten über das Wetter, während dessen diese ihren Heimweg antraten. Bruno begleitete sie. Als sie in die Nähe der ersten Straße gekommen waren, fingen einzeln große Tropfen an zu fallen. Jener, nach ihrer Wohnung sich erkundigend, die sie unmöglich, ohne naß zu werden, erreichen konnten, bat die Frauen, einen Augenblick unter einen Vorsprung zu treten, und eilte nach einem Miethwagen. Eben rollte einer vorüber; er ließ den Kutscher umlenken, bezeichnete ihm den Ort, wohin er zu fahren habe, war den dankbaren Damen beim Einsteigen behülflich, und um die Erlaubniß bittend, morgen bei ihnen vorsprechen zu dürfen, entfernte er sich schnell, ehe er Antwort erhalten.

Bruno lenkte seine Schritte nach einer andern Seite. Bald regnete es stark — er lüftete die Brust und lief wohl länger als eine Stunde Straß' auf Straß' ab, bis er ermüdet vor seinem Hotel anlangte. —

Warum die einzelnen Stadien der gegenseitigen Liebe Eugeniens und Bruno's dem Leser einzeln vorführen? Sie liebten sich, wie unschuldige Kinder, rein und innig — sie lebten nur, um sich zu leben; sie lachten mit einander und weinten noch mehr, ihre Glückseligkeit in Thränen aussprechend, wenn ihnen die Worte fehlten. Die Alte aber sprach seit dieser Zeit viel vom Sterben. „Mir hat," sagte sie eines Tages zu ihrer Pflegetochter, „mir hat oft geträumt von einem Jünglinge, wie diesem. Nun ist er gefunden, nun kann ich schlafen gehen, ich bin alt, matt und lebensmüde, und Ihr sollt nun leben!" — Sie hörte auf, ihre Wahrsagerkünste zu üben, ihr prophetischer Genius schien von ihr gewichen — sie war eine gewöhnliche, stumpfe Alte geworden.

Bruno erfuhr von ihr nur in Andeutungen, daß Eugeniens Mutter aus einem spanischen Kloster entflohen, sich mit einem schottischen Edelmanne, der ihre frühern Schicksale nicht gekannt, verheirathet, viel Reisen mit ihrem Gatten gemacht habe und von diesem einmal plötzlich verlassen worden sei. Seine Eifersucht mochte die Ursache gewesen sein, denn die Spanierin habe einige Zeit lang in vertrautem Umgange mit einer hohen Person gelebt, welche Ursula durchaus nicht näher bezeichnen wollte. Nach der Geburt Eugeniens sei die Mutter in Wahnsinn verfallen und bald darauf gestorben. Ursula habe an dem Kinde seitdem Mutterstelle vertreten und sich endlich nach vielen Jahren mit ihm in Frankreich, in Paris, niedergelassen. Dazu sei sie durch einen Traum vermocht worden, der sich mehrere Nächte hintereinander wiederholt habe.

Bruno und Eugenie vermählten sich und lebten ein stilles, friedliches Leben, abwechselnd in der Hauptstadt und auf ihrem Landgute. Noch kannte Eugenie ihres geliebten Gatten Bruder, Ludwig, welcher schon seit einem Jahre in einer entferntern Provinzialstadt in Garnison lag, nur aus Briefen. Seine schriftlichen Mittheilungen athmeten Anfangs den heitersten Geist; später wurde er sparsamer mit denselben, man sah's ihnen an, daß sie ungern geschrieben waren; bis er nach einem ziemlich langen Stillschweigen endlich das Geständniß ablegte, eine unglückliche Liebesaffaire habe ihm zeither die frohe Stimmung so nachdrücklich gestört, daß er zum Correspondenten völlig untauglich gewesen sei. Nun habe aber sein Temperament gesiegt und ihm seinen Lebensmuth, den er zu verlieren in Gefahr gewesen, wieder gegeben. Mit offenherziger Naivetät erzählte er dann, daß er sich mit einem Mädchen, dessen Schönheit ihn entzündet, eingelassen, ihm Hoffnungen auf seine Hand gemacht und es zuletzt, erkältet, verlassen habe. Die im höchsten Grade Gekränkte, Aufgereizte habe ihn in einem Billetchen mit verstellter Milde noch um eine einzige Unterredung gebeten; er sei in die Falle gegangen und habe müssen Zeuge der leidenschaftlichsten Ausbrüche sein, wie er sie kaum für möglich gehalten. „Die Halbwahnsinnige," schrieb Ludwig, „erdrückte mich bald in der letzten Umarmung, der ich Mühe hatte, mich zu entwinden. „Ich hasse Dich, Treuloser, Falscher, ich hasse Dich mit ganzer Seele," rief sie, „und doch kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß Du nach mir noch

eine Andere lieben könntest. Fluch Dir und Fluch ihr!" Dies waren ihre letzten Worte, nach denen sie fast ohnmächtig niedersank. Als ich ihr Hülfe geschafft, stürmt' ich davon. Sie hat eine Zeit lang krank gelegen; jetzt, hör' ich, ist sie völlig genesen und soll häufig Gesellschaften besuchen. Das hat mich getröstet; meine Wenigkeit ist doch nicht wichtig genug, als daß sie sich um ein gebrochenes Frauenherz nicht zu beunruhigen brauchte. Im künftigen Monate werde ich übrigens nach Paris versetzt, und da freue ich mich denn schon im voraus, meinen lieben Bruder wieder, und meine schöne Schwägerin zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Als Bruno seiner Gattin den Brief vorgelesen hatte, und diese nachdenkend vor sich nieder sah, ohne, wie es schien, auf den Schluß desselben geachtet zu haben, weckte sie Jener mit einer sanften Berührung aus ihrem träumerischen Sinnen auf und sprach: „Du sollst dem wilden Bruder den Kopf zurecht setzen, liebe Eugenie! Es ist mir schon deshalb recht lieb, daß er nach Paris zurückkehrt. Das Garnisoniren in der Provinz ist ein halbes Campagneleben und schlimmer, weil es weniger zu thun gibt. Wir wollen ihm hier nach und nach an unserm stillen Kreise Geschmack beibringen. Es ist nur gut, daß diese Liebesgeschichte so weit glücklich abgelaufen ist — das arme Geschöpf hätte sich auch in Gram verzehren und sterben können. Pfui, die Untreue ist ein schwarzes Vergehen!" Eugenie reichte ihm die Hand und zog ihn an sich, als wollte sie sagen: „Unsere Herzen werden diese Schuld niemals auf sich laden!" Mit Innigkeit schloß sie Bruno in seine Arme. In diesem Augenblicke kam die alte Ursula ins Zimmer und unterbrach die fernere Unterredung der beiden Gatten. Es wurde ihr gesagt, daß Bruder Ludwig bald nach Paris kommen werde. „Der Mädchenfänger!" entgegnete sie. „Was meinst Du damit?" fragte Bruno überrascht. „Mir fiel ein altes Lied ein," antwortete sie, „weiß nicht mehr, wo ich's gelernt habe; es fing sich mit dem Namen Ludwig an." Unverständlich, halb singend, halb sprechend ging sie wieder hinaus. „Man merkt's ihr immer an," sagte Bruno lächelnd, „daß sie einmal die Wahrsagerin hat machen wollen. Ihre ganze Art und Weise zu sprechen schmeckt noch danach. Sie kommt mir vor, wie eine alte Thurmuhr, die seit langer Zeit unbrauchbar, bisweilen noch mit ihrem rostigen Räderwerke schnurrt, wenn der Wind hindurchpfeift."

Die Frist, welche Ludwig in seinem Briefe für seine Ankunft in der Hauptstadt angegeben hatte, war ziemlich abgelaufen. Schon fing man an seiner Versetzung in ein anderes Regiment zu zweifeln an, als eines Morgens ein graubärtiger Soldat, Ludwig's alter Diener, erschien und seinen Herrn als eingetroffen meldete. „Es lebe Paris!" rief er, „hier kann man Franzos im eigentlichen Sinne sein; in den Restern der Provinz existirt man nur halb!"

Ludwig folgte seinem Vorläufer auf dem Fuße nach. Während dieser seiner redseligen Zunge freien Lauf ließ, öffnete der junge schöne Capitain hastig die Thür. In glänzender Reiteruniform stürmte er sporenklirrend herein. Bruno sprang von seinem Sitze auf — das Wort im Munde abbrechend, zog sich der Diener mit militairischer Ehrerbietung zurück und stand wie eine Bildsäule. „Da bin ich!" rief Ludwig und die Brüder lagen sich in den Armen. „Willkommen! Willkommen!" entgegnete Bruno, nachdem die erste Begrüßung vorüber war, nahm ihn bei der Hand und stellte ihn seiner Gattin vor. Mit einiger Verwirrung nahte sich Ludwig Eugenien. „Ich sollte Ihnen wie einer Bekannten entgegentreten, theuerste Schwägerin," sprach er, „und nun muß ich wegen meines steifen Etiquettengrußes herzlich um Entschuldigung bitten! Ich habe mir Sie anders vorgestellt, ganz anders — und dennoch ist mir's, als hätt' ich Sie schon einmal gesehen!"

Eugenie dachte unwillkürlich an ihr erstes Zusammentreffen mit Bruno, das mit dem jetzigen einige Aehnlichkeit hatte. Lächelnd erwiederte sie: „Gewiß in Italien bin ich auch Ihnen erschienen, lieber Capitain. Nicht? Ich fürchte, daß ich eine Doppelgängerin habe!" Diese scherzhafte Wendung stimmte das Gespräch heiter, das sich in Gefahr befand, einen ernsten Anstrich zu bekommen. Ludwig ließ seinen Witz sprühen, Bruno hatte viel zu fragen, und Eugenie, obgleich weniger gesprächig als die beiden Männer, hörte aufmerksam ihrer Unterhaltung zu und flocht zuweilen eine flüchtige Bemerkung ein, der Ludwig immer ein verbindliches Wort anzuknüpfen wußte. So verfloß wohl eine Stunde, ohne daß eine Pause eingetreten wäre. Der Diener Ludwig's büßte dabei am meisten ein. Er, der danach brannte, in dem langentbehrten Paris ein wenig seiner Neigung nach zu gehen, stand noch immer kerzengerade im Hintergrunde des Zimmers und wartete auf Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Endlich machte er sich durch Husten bemerklich, worauf ihn sein Herr unter dem Bedauern der Uebrigen entließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Heiligenstadt an der Leine.

[Satisfaction, Literatur.]

„Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der sich viele Heilige finden. Nur schade, daß sie alle von Stein sind. Ein Stein hat gut heilig sein, einen armen Menschen von Fleisch und Blut kommt das schwerer an." So schrieben Sie in Ihren geistlichen und weltlichen Briefen vom Jahre 1836 in der „Zeitung für die elegante Welt," und ich finde in Ihren weiblichen und männlichen Charakteren Thl. I. die Stelle wörtlich und unverändert wieder. Wir Heiligenstädter haben ernstlich auf Zurücknahme Ihrer Insinuation gehofft, allein Sie fanden es nicht für gut. Ich könnte sagen: Wir wollen uns rächen. Sie haben unsere schlichten Heiligenbilder verspottet und haben Bemerkungen fallen lassen, die nichts weniger als schmeichelhaft sind für Fromme und Unfromme, Sie haben an der „Scheuche," wie wir den kleinen gemüthlichen Wasserfall unserer Geislede nennen, geschwärmt und sind undankbar gewesen gegen den Ursprung Ihrer Gefühle. Alles dies verdiente Rache. Bei alle dem komme ich nicht mit Rachegefühlen, sondern mit der Bitte, uns nicht in allen Stücken so verächtlich zu behandeln. Wir haben auch unsere Literatur, leider aber hat unser Homer mit dem alten nur das eine Schicksal gemein, daß er erblindet ist. — Doch ich falle in Ihren Ton und will doch ernst bleiben. Es ist hier ein Heft Gedichte erschienen, verfaßt und herausgegeben von einem pensionirten Invaliden, der sich Johann Gottfried Andreas Müller nennt. Müller ist kein Name mehr in heutiger Zeit, lieber Himmel! und Gedichte machen heißt auch noch nicht ein Dichter sein, ich weiß es wohl, und ein blinder Mann, der dichtet, ist noch kein Homer. Alles dies zugegeben, führe ich Ihnen doch diese Gedichte vor und bitte, sie zu lesen. Müller war Soldat, er hatte Frau und Kinder, da wurde er, noch sehr jung, blind. Dies Unglück lieh ihm Schmerz und der Schmerz lieh ihm Worte. So lange er noch einen Schimmer von Licht sah, tappte er in den Wäldern herum und erging sich dort einsam in seinen Gefühlen. Dort entstanden die meisten seiner Gedichte, besonders das längste, ein Epos in Balladenform, „Klara von Engelsburg." Es ist kein enormes Glück, ein zweiter Mathisson zu sein, und mit Wehmuth und Abendthau seine Gefühle zu wässern, allein Müller von Heiligenstadt hat auch etwas von Stegemann und Körner in seiner Lyra, einige Saiten sind patriotisch. Was jene elegische Stimmung in Müller betrifft, so nenne ich auch das Gedicht: Stimmglocke. Sie wissen, daß in vielen katholischen Ländern die Sitte herrscht, durch eine Glocke, welche man die Stimmglocke nennt, der christlichen Gemeinde den nahen Tod eines in den letzten Zügen liegenden Sterbenden mittelst eines eintönigen Anschlagens oder Geläutes zu verkünden, um, das ist der Sinn und Zweck desselben, dem Scheidenden ein stilles Gebet nachzusenden. In diese Stimmung versetzt sich nun der blinde Müller und mischt die Gefühle seines Unglücks in diese Töne. Kurz, ich bitte Sie, der Stadt Heiligenstadt die Satisfaction zu geben, diese Gedichte zur Anzeige zu bringen. Ein gelehrter Mann gab dem Heft den Titel „Blasteia," zu deutsch: Keime. Es gibt in der Literatur viele Keime, aus denen kein Baum wird. Lassen Sie also auch diese Keime — Ihnen empfohlen sein. —

Notizen.

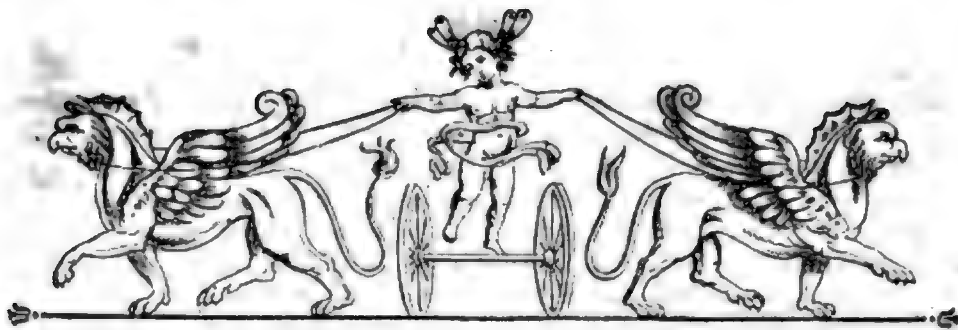
[Frau von Krüdener in Riga.]

Dr. Dorow hat (in Berlin bei Alex. Dunker) als seinen Facsimiles zugehörig ein Heft „Denkschriften und Briefe, zur Charakteristik der Welt und Literatur," herausgegeben, das eine Reihe höchst schätzbarer Privatbriefe enthält. Wir werden bei der Lectüre des Buchs Einzelnes ausbeuten. In einem Briefe der Händel-Schütz aus Petersburg vom Jahre 1812 finden wir eine Schilderung der Krüdener, wie sie unter einem Haufen von Schustern und Schneidern, Bierknechten und Spitzbuben, eine zarte Orangenblüthe unter Distelköpfen, gesessen und ihnen von der „eindringenden Liebe, von dem im Durchbruch begriffenen Gnadenbächlein, von der lebendigen Freudenkerze, vom Täublein, das in der Ritze singt," und andern süßen Muckersachen vorerzählt. Man nannte sie in Riga die „verrückte Ministerin," ihre Gesellschaften „Thränen-Societé, Seufzer-Colonie und Lauwarmwasser-Ressource."

[Das Haus Rothschild.]

Im Feuilleton des Constitutionnel liest man: „In der Finanzwelt beginnt das Gestirn Rothschild zu verbleichen, wenn auch nicht an Credit und Reichthum, doch an Geschicklichkeit, Tiefe und Großartigkeit der Speculationen. Der Geist des großen Nathan herrscht nicht mehr in der Golddictatur, zu welcher er seine Familie erhob. Leute, die in die Geheimnisse des Geldumsatzes eingeweiht sind, behaupten, daß diese Familie seit Nathan's Tode kein Uebergewicht mehr in Europa hat. In London hat der Gestorbene nicht seinen Geist, nur seine Millionen hinterlassen; in Wien untergräbt das Haus Siena durch die Freisinnigkeit, womit es zuerst die Anlage der österreichischen Eisenbahnen ergriffen, jeden Tag mehr die Macht der Familie Rothschild, selbst bei dem Fürsten Metternich, einem ihrer ersten Beschützer. In ganz Italien ist ihr Name nichts gegen den Namen Torlonia. In Frankreich sind ihre Ansprüche größer, hochfahrender geblieben; aber auch hier fängt man an, zu behaupten, daß sich dieselben nicht mehr rechtfertigen; daß Einbildung und Pracht sich bei ihnen mehrten, aber Fähigkeiten sich minderten. Der Stern Rothschild ist auch hier nicht mehr in der Mittagshöhe. Man versichert, daß Rothschild vor großen Unternehmungen, z. B. vor der Anlage einer Eisenbahn nach Havre oder nach Orleans, zurückschrecke, und dagegen sich um kleine Lieferungen für die Armee und die Marine bemühe. Der neuliche wohlfeile Ankauf des Hotels Talleyrand durch das Haus Rothschild aber ist das Zeichen einer boshaften Reaction gegen diesen Banquier geworden."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 147. — den 30. Juli 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Fortsetzung.)

Nun wurde beschlossen, Ludwig solle, bevor er eine passende Wohnung gefunden haben werde, im Hause bleiben. Bruno gab sogleich Befehl, ein paar Zimmer für ihn einzurichten. Jetzt erschien auch, von Eugenien veranlaßt, die alte Ursula. Als sie den neuen Ankömmling erblickte, betrachtete sie ihn nach ihrer Gewohnheit lang' und starr und fragte zuletzt mit einiger Verwunderung, zu Bruno gewendet: „Der ist der Herr Bruder?" — Nachdem dieser selbst die bejahende Antwort gegeben, machte sie eine traurige Bewegung und schlich nach kurzem Gruße wieder davon.

Ludwig sah ihr laut lachend nach. „Diese Ruine scheint wenig Gefallen an mir zu finden," sprach er, „und mich meinerseits würde sie auf einem Gemälde mehr ergetzen, als im Leben. — Gewiß ein altes Inventarium Deiner lieben Frau!" fuhr er, sich zu Eugenien kehrend, fort.

Mild, aber ernst entgegnete die Angeredete: „Lassen Sie sich durch ihre kleinen Eigenheiten nicht stören, Schwager; wer weiß, wie wir uns benehmen würden, wenn wir eine so lange Reihe von Jahren hinter uns hätten!"

Darauf ging sie der Alten nach, vielleicht, um ihr Mißbehagen über Ludwig's ungehörige Worte zu verbergen, vielleicht um es ihn noch mehr fühlen zu lassen. Bruno erklärte das Verhältniß seiner Gattin zu Ursula dem verlegenen Bruder, welcher, Eugenien bei ihrer Rückkehr sein Unrecht auf geschickte Weise eingestehend, ihre schöne weiße Hand von neuem zu küssen, eine willkommene Gelegenheit bekam. — Aber wie dann die Menschen sind: es ist gefährlich, einer schönen Frau mißfallen zu haben, ehe sie uns genauer kennen gelernt! Wir fürchten so leicht, das Spiel bei ihr für immer verloren zu haben, weil wir gleich Anfangs einen falschen Wurf gethan; wir trauen von nun an dem Glücke nicht, wenn es mit einem Lächeln den ersten Fehler wieder gut zu machen scheint; es soll uns größere Zeichen seiner Gunst geben, und ach! indem wir leidenschaftlicher und leidenschaftlicher immer mehr von ihm fordern, nach Höherem verlangen, als beim Beginne in unserer Absicht lag, setzen wir endlich Alles auf einen einzigen tollkühnen Wurf und — wie selten gelingt er! Das gequälte Glück flieht den Rasenden und überläßt ihn der Verzweiflung!

So war bei Ludwig ein unvorsichtiges, nicht schlimm gemeintes Wort die erste Ursache zu tiefer Verirrung — zu unnennbarer Qual — zu Tod und Untergang!

Schon die erste Nacht im gastlich ihm geöffneten Hause brachte er in unruhigen Träumen zu, welche in sein offenes Herz den Saamen zu unseliger Leidenschaft legten. Eugeniens Schönheit und der Gedanke: „Sie gehört Deinem Bruder, und Du giltst ihr vielleicht noch weniger als ein naher Verwandter!" entzündete eine Flamme in seiner Seele, welche, schnell genährt, sein ganzes Wesen nur allzubald mit verderblichem Brande

anstecken sollte! Mit scheuer Aufmerksamkeit hing er an Eugeniens Blicken, an ihren harmlosen Worten, in jedem Blicke, in jedem Worte suchte er eine Beziehung und durfte sie endlich suchen, da dem zartfühlenden, scharfsichtigen Weibe sein Benehmen gegen sie auffallen mußte. Anstatt sich aber männlich aufzuraffen, würdig zu beherrschen, erhitzte ihn Eugeniens Verlegenheit, mühsam versteckter Zorn, zurückweisende Kälte nur noch mehr. Die Arme hatte nicht den Muth, dem Gemahl ihre Befürchtung zu bekennen, der, nichts Böses ahnend, an Ludwig keine bedenkliche Veränderung spürte, zumal, da dieser in seines Bruders Nähe die Kunst der Verstellung wie ein Meister übte. Nur um des Verbrechens willen gelang es ihm, dem Dämon in seiner Brust Zügel anzulegen, bis er ihn gefahrlos entfesseln könne — die Tugend hatte seine Macht über ihn verloren! Jetzt bereute er, in seinen Briefen so aufrichtig gewesen zu sein, seinen Leichtsinn nicht verschwiegen zu haben; er wähnte sich von Eugenien wegen seiner Unbedachtsamkeiten und Uebereilungen, die seine Feder ausgeplaudert hatte, verachtet. Ach, wäre er doch zur Besinnung gekommen, hätt' er sich nicht verhehlt, daß er jetzt erst verachtet zu werden verdiene! Doch kein guter Genius warnte ihn; immer gieriger wüthete das Feuer in seinem Herzen, immer verblendeter rang sein Geist mit finstern Träumen und Gedanken — und alle sie verschlang der einzige finsterste: in Eugeniens reinen Armen diese Gluth auszulöschen, die ihn rastlos marterte. Unglücklicherweise hatte ihm der arglose Bruno selbst den Vorschlag gemacht, bis zum Ende der Saison in seiner Wohnung zu bleiben, und Ludwig hatte dem Anerbieten bereitwillig Gehör geleistet. Täglich war er nun mit Eugenien zusammen, täglich mußte er Zeuge sein von der Liebe, der Zärtlichkeit, dem Glücke der beiden Gatten. Er lechzte, diese verbotenen Früchte von Eugeniens Lippen pflücken zu können — die Qual des Tantalus wüthete in ihm, er verwünschte sein Geschick und jedes brüderliche Gefühl kehrte sich in Neid und Haß um. Bruno schien ihm der Räuber seiner Seligkeit — der Gedanke an dessen Tod gewährte ihm Erquickung. Seine Wangen erbleichten, seine Augen fielen in ihre Höhlen zurück — die schadenfrohe Hölle sog ihm das Mark aus den Gebeinen. Was empfand Eugenie dabei! Und nun wurde auch in Bruno's Herzen der Argwohn rege — nicht die Eifersucht, denn er hätte Häuser gebaut auf Eugeniens Reinheit!

Um so aufmerksamer beobachtete er den Bruder. Das drohende Unglück abzuwenden, beredete er ihn, eine Reise zu unternehmen. Ludwig weigerte sich entschieden und ließ den Beleidigten blicken. Um die Ruhe Bruno's war's geschehen — er sah den Kampf Eugeniens, sie die Angst ihres Gatten, aber Keines wagte das Stillschweigen zu brechen, Beide hofften noch, der Himmel werde die finstern Wolken zerstreuen, und stärkten sich in stillen Nachtgebeten.

Zwischen den Brüdern war ein gespanntes Verhältniß entstanden. Bruno entschloß sich endlich, entscheidende Schritte zu thun. Zuvor aber wollte er ein anderes Mittel versuchen. Als er eines Abends mit dem Bruder allein war — Eugenie hatte sich wegen Unwohlsein auf ihr Zimmer begeben — bat er diesen, einige Scenen aus seiner neuesten Tragödie, an der er arbeitete, vorlesen zu dürfen. Ludwig willigte ein, vielleicht nur, um nicht zu sprechen. Der Gegenstand des Gedichtes war der Verrath des Sextus Tarquinius an Lucretia's Ehre. Bruno las die erschütternde Stelle, wo sich die keusche Gattin im Beisein ihres Gemahls Collatinus und seiner Freunde, nachdem sie dieselben zu ihren Rächern vereidet, selbst den Tod gibt. Ludwig merkte seines Bruders warnende Absicht, doch anstatt zurückzuschaudern, ergriff er in seinem Innern die Partei des Sextus und hohnlachte dem Schmerze des Collatinus. Mit dumpfem Schweigen, welches Bruno für ein gutes Zeichen nahm, verließ er spät in der Nacht den Bruder und eilte nach seinem Gemache. Zu diesem gelangte man durch einen langen Gang mit verschiedenen Thüren nebeneinander. Sei es aus Irrthum, sei es mit Vorsatz, er öffnete eine falsche und trat ein. Ein schwaches Licht erhellte das Cabinet — es war Eugeniens Schlafzimmer. Angekleidet lag diese auf dem Bette — ihre schlaff herabhangende Hand hatte ein Gebetbuch fallen lassen. Das tief herabgebrannte Licht leuchtete matt auf dem Tische. Sie schien betend, in Thränen eingeschlummert zu sein — ihre bleiche Wange war noch feucht. Ein Glas Wasser stand halbgeleert neben ihr.

Starr in ihrem Anblicke versunken, trat Ludwig vor das Bett — er beugte sich über sie — ihr ängstlicher Odem berührte seine brennenden Lippen. Im Begriffe, sie zu küssen, vernimmt er ein leises Geflüster. Eugenie regt sich träumend. „O, Gott!“ bebt mit einem schweren Seufzer aus ihrem bedrängten, durch leichten Flor schimmernden Busen — noch hat der Teufel in Ludwig's Seele nicht alle Macht über ihn gewonnen. Der Erschrockene tritt zurück, ein Zittern überfällt ihn — eine namenlose Angst — er löscht das Licht aus — ein langer, schwarzer Schatten steigt an der Wand auf; wie

von Geistern verfolgt, tappt er nach der Thür, drückt sie geräuschlos ins Schloß und, von tiefer Nacht umgeben, erreicht er sein Zimmer, wirft sich glühend aufs Lager und schläft erst gegen Morgen ein. In dieser Nacht war mit seiner letzten Erscheinung sein guter Genius auf immer entflohen!

Beim Erwachen war Ludwig kalt, entschlossen, von jedem Zweifel frei. Mit der Ruhe eines Bösewichts, dessen Gewissen verstummt ist, wartet er den Abend ab. Auf den Zehen schleicht er sich in Eugeniens Schlafgemach und schüttet ein betäubendes Pulver in das Wasserglas, welches eine Magd jeden Tag an ihrer Herrin Bett zu setzen hat. Dann verläßt er das Haus, um spät wiederzukehren. Mitternacht ist längst vorbei, als er über den dunkeln Gang schreitet; er kann voraussetzen, daß Alles im tiefsten Schlafe liegt. Einen Degen zu sich nehmend, um sich gegen einen möglichen Ueberfall zu schützen, geht er leise nach Eugeniens Zimmer. Er findet die Thür verschlossen. Darauf vorbereitet, öffnet er sie vorsichtig, wie ein Dieb, mit einem Instrumente, das er sich zu diesem Zwecke zu verschaffen gewußt. Rings tiefe, todte Stille — nur die schöne Schwägerin athmet — —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus London.

[Socialer Zustand, Lehnwesen, Armuth in den drei Reichen.]

Der vielen Materialien ungeachtet, welche beständig in englischen Publicationen über den innern Zustand Großbritanniens erscheinen, bemerke ich, daß nur unvollkommene Ansichten über diesen, für ganz Europa höchst wichtigen Gegenstand in deutschen Blättern geäußert werden. Mir scheint, eine klare Entwickelung der Ursachen des jetzigen socialen und politischen Zustandes Großbritanniens und eine Darstellung der von den drei Parteien, in welche sich das denkende englische Publicum theilt, beabsichtigten Zwecke müsse für den gebildeten Deutschen von größerem Interesse sein, als bloße Tagesneuigkeiten. — In politischer Hinsicht haben die verschiedenen Ansichten, welche in England obwalten, ohne Zweifel ihre Anhänger auch in deutschen Landen. — Daß Ehrgeiz und Eigennutz gar Manchen in die eine oder andere Partei wirft, ist wahrscheinlich in Deutschland auch der Fall. Leider nur zu oft, fürs allgemeinen Wohl, findet dies in England Statt, wo Reichthum ganz besondern Einfluß übt und Talent und Intrigue offenes Feld haben, sich die Bahn zu brechen. Nur wenige der politisch ausgezeichneten Männer möchten bei scharfer sachkundiger Prüfung als reine Patrioten erscheinen. — Lauterer ist der Beweggrund der religiösen Ueberzeugung, die gar Manchen, bei der besondern Conformation der kirchlichen Verhältnisse Großbritanniens veranlaßt, der einen oder andern politischen Partei beizupflichten. Jedoch auch hier gibt es gar viele Fälle, wo Ueberzeugung blos Vorwand, Eigennutz aber die wirkliche Triebfeder ist. — Die lange Erprobung der von seinen Vorvätern errungenen politischen Rechte hat den Briten mit Bewunderung und blindem Zutrauen zu der unfehlbaren Wirksamkeit der allgemeinen Principien der Landesconstitution erfüllt. Die Meinungen spalten sich überhaupt nicht hinsichtlich der wirklichen Fundamental-Principien, die zu verschiedenen Zeiten als Basis des Staatsgebäudes niedergelegt wurden, sondern in Betreff der Art und Weise, wie dieselben angewandt wurden, jetzt werden und künftig werden sollen. — Wäre es dem Geiste der Läuterung in religiöser Hinsicht erlaubt gewesen, in England ungestört voranzuschreiten, so wäre ein großer Theil Großbritanniens schon lange vor Heinrich VIII. auf eine, für die damalige Zeit ausgezeichnete Stufe der Aufklärung gelangt. Allein das Werk des Lichts wurde beständig und sogar noch während der ersten Regierungsjahre dieses Königs mit Heftigkeit unterdrückt. Kein Wunder also, daß, da die Forschung in einem die Massen so direct ansprechenden Felde gänzlich versagt war, auch die abstracteren Begriffe der Politik uncultivirt blieben. Eine sich stufenweise entwickelnde Berichtigung der religiösen Formen, die von so großem Einflusse auf das Nationalleben sind, hätte sicherlich bei einem freien*) Volke zur Rectification der etwaigen Staatsgebrechen beigetragen. Statt dieses gemäßigten Fortschreitens stürzte Heinrich VIII. mit einem Male die damaligen kirchlichen Einrichtungen, die mit dem Leben der Nation selbst eng verbunden waren, und verursachte durch diese schnellen, nicht zur Reife gelangten und extremen Veränderungen gar manchen, auf die Nation später wirkenden, Uebelstand. — Da der Umsturz der bisherigen Staatsreligion weder aus religiöser Ueberzeugung noch aus Rücksicht für das Wohl der Nation, sondern aus persönlichen Gründen, und in der Absicht, sich dem vom Papste direct auf das Volk ausgeübten Einflusse zu entziehen, Statt gefunden, so wurden bei Einführung der anglicanischen Kirche die Interessen der Nation gänzlich außer Acht gelassen, und es wurde Hauptaugenmerk, sich den neuen Klerus durch jetzt zu Gebot stehende Mittel zu verbinden. Die Besitzungen der früher katholischen Erzbisthümer und Bisthümer wurden auf die jetzt anglicanischen Würden übertragen. Es wurden sechs neue Bisthümer (worunter Oxford), von welchen fünf bis auf die jüngste Zeit fortbestanden, errichtet und mit confiscirten Gütern der Klöster dotirt. Die an die Bisthümer, an die Klöster und an den secularen Klerus zu entrichtenden Steuern wurden zum Unterhalte der Diener der neuen Kirche beibehalten. Die eingezogenen Güter der Klöster wurden nicht etwa zum Wohl der Nation überhaupt angewandt, sondern entweder den königlichen Domainen einverleibt, oder an Günstlinge, die sich alle zum neuen Glauben bekennen mußten, verschenkt, um die neue Ordnung der Dinge zu con-

*) Durch die Magna Charta und andere schon damals errungene Freiheiten.

solidiren, und zugleich die dem Könige persönlich geleisteten Dienste zu belohnen. — Früher gaben die in den Klöstern lebenden Mönche nicht nur die Einkünfte ihrer Stifter unter ihren eigenen Miethsleuten, also in den Provinzen, aus, dadurch einem großen Theile der Mittelclasse Subsistenz sichernd, sondern durch ihre gezwungen-einfachere Lebensweise, bei geringeren Bedürfnissen, konnten sie schonend und gütig mit ihren Untergebenen verfahren, und thaten es wirklich, während die nachherigen Eigenthümer nur ihre eigenen Interessen gewahrend, ihrer Habsucht kein Ziel setzten und den erpreßten Miethzins in der Hauptstadt verpraßten. Ferner zeigten sich die Mönche und die übrige Geistlichkeit stets willig, die auf ihren Ländereien wohnenden Armen zu unterstützen — In grellem Gegensatze hiermit steht das Verfahren der neuen Eigenthümer. Nicht nur alle Rücksichten auf die schon anwesenden Armen außer Acht setzend, scheuten sie sich nicht, deren Anzahl durch Vertreibung der auf ihren Gütern ansässigen Bauern zu vermehren. Auch war die Erziehung der unbemittelteren Stände der katholischen Geistlichkeit Pflicht. Diese für die Nation so wichtige Obliegenheit wurde nicht so kräftig bindend wie vorher erneuert. Diejenigen Bestimmungen, welche hinsichtlich der Erziehung des Volkes gemacht worden waren, wurden schon nach einigen Generationen umgangen, und später zerfiel die Sache ganz und gar. — Die in katholischen Zeiten durch milde Stiftungen dotirten Universitätscollegien und sonstige Schulanstalten wurden jetzt als Pflanzschulen des Anglicanismus benutzt und deren Revenuen so viel als möglich zur Unterstützung der Theologie Studirenden verwendet. In der Verwaltung dieser Anstalten hielt man sich jedoch an das Wort und nicht an den Geist der Institution; auch hier schlichen sich nach und nach Anomalien ein, die noch bis auf den heutigen Tag fortbestehen. Die Noth der untern Classen in England, war unter Elisabeth so ungeheuer gestiegen, daß der Staat nicht umhin konnte, deren Zustand zu mildern. Das Princip wurde anerkannt, daß jeder englische bedürftige Bürger auf die Hülfe seiner Mitbürger Anspruch habe, und ein Gesetz erlassen, das die Entrichtung einer Steuer zu diesem Zwecke befahl. Dieses Armenversorgungsgesetz, so löblich und in den beabsichtigten Resultaten so wohlthuend, war damals für die, durch Handel und Manufactur sehr blühende, englische Nation wenig drückend. In neuern Zeiten jedoch, wo die Bevölkerung sehr bedeutend zugenommen und der Mittelstand anfängt, die Last der Zinsenberichtigung der, seit einem Jahrhundert so ungeheuer gestiegenen Nationalschuld mit Ungeduld zu tragen, über diesen Gegenstand vielseitig und heftig im Publicum und in den Kammern debattirt worden. Daß schreiende Mißbräuche in der Verwaltung dieser Gelder Statt fanden, ehe dies Gesetz vor kurzem modificirt wurde, darin stimmten alle Parteien überein, wie aber den eingeschlichenen Uebeln abzuhelfen und bis zu welchem Grade das Gesetz zu verändern sei, war die Frage. Höchst glücklich für England ist es, daß nach dem Zeugnisse der einflußreichsten Männer der Torypartei, welche die Annahme des einzuführenden und jetzt in Kraft stehenden Gesetzes so lange anfeindete, sich bereits über alle Erwartung günstige Resultate ergeben haben: Verminderung der Anzahl von Unterstützung-Erhaltenden, während früher gar viele träge oder mit ihrem Solde unzufriedene Arbeiter sich nicht scheuten, die gesetzmäßige Unterstützung von ihren respectiven Kirchsprengeln in Anspruch zu nehmen; also Nöthigung des gemeinen Mannes zur Arbeit und Thätigkeit und geringere Belastung des nützlichen Bürgers aus dem Handels-, Gewerbs- und Agriculturfache.

Ganz anders sieht es in dieser Hinsicht in Irland aus. Bei der Einführung der anglicanischen Kirche in diesem Lande springen die beabsichtigten Zwecke weit greller hervor. Die Eroberung und Behauptung des Landes war bei dem kriegerischen Sinn der Irländer keine kleine Aufgabe gewesen. Einmal Herr des Landes, hatte man sich daran gewöhnt, ja es als Staatsprincip eingeführt, durch Unterdrückung die Nation zu schwächen, hoffend, dadurch den unruhigen irländischen Geist, der so schroff von dem englischen Phlegma absticht, auszurotten. Ein willkommeneres Mittel konnte nicht leicht erdacht werden, als die Anwendung der so eben in England eingeführten kirchlichen Reform. Hier nun bei einem fanatischen Volke fand sie fast unüberwindliche Schwierikeiten. Es wurde daher zu offener Gewalt, und zwar in viel stärkerem Grade als in England, Zuflucht genommen. Nicht nur die sämmtlichen Güter des Klerus, sondern auch die Stammgüter der irländischen Großen, welche das Volk in seinem Widerstande unterstützt hatten, wurden confiscirt, ein Theil davon den jetzt anglicanischen Bisthümern übergeben, die, um die neue Lehre so viel und so schnell als möglich zu verbreiten, sehr vervielfältigt wurden, der größere Theil aber entweder an englische mächtige Herren, welche die königlichen Absichten zu unterstützen im Stande waren, oder an irländische Intriganten verschenkt, welche es sich angelegen sein ließen, kein Mittel unversucht zu lassen, das Volk zu der neuen Lehre zu zwingen und sich dadurch in der Gunst des Monarchen zu befestigen. Mächtigen Corporationen, namentlich der City von London, wurden ganze Landstriche im Norden des Landes angewiesen, um Anhänger der neuen Religion und Politik dorthin zu verpflanzen und so das Land mit Anglicanern zu bevölkern und der Hartnäckigkeit der ursprünglichen Bewohner ein Gegengewicht zu geben. —

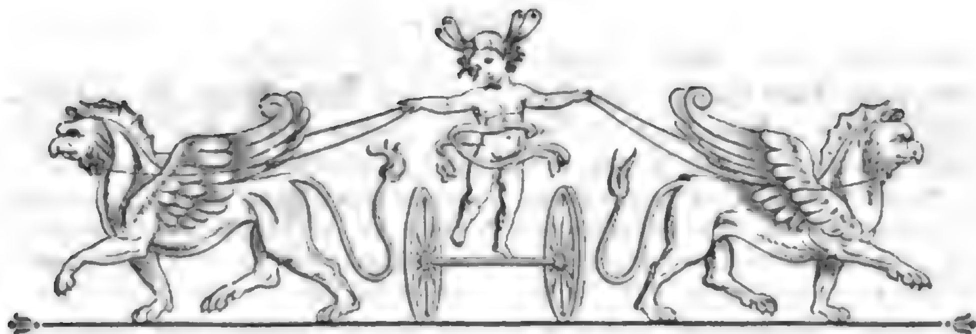
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Joseph Mendelssohn].

Während Moses Mendelssohn's Werke neu aufgelegt werden, sein Enkel Felix in der Musik wirklich felix ist, meldet sich auch ein Dritter dieses Namens, um in die Reihe der productiven Geister zu treten, Joseph Mendelssohn, ein Schriftsetzer in Braunschweig; er macht Gedichte und will sie wahrscheinlich, wie Niclas Müller, selbst setzen und corrigiren. Hr. v. Strombeck gibt ihm seine Empfehlung mit auf den Weg, die Gedichte werden auf Subscription erscheinen. Auch von andern Seiten hört man Lobendes über Joseph und seine Muse, mit der er hoffentlich dreister umgeht als sein Ahnherr Joseph mit Potiphar's Weib.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 148. — den 31. Juli 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Billet.

(Beschluß).

Lassen wir von nun den unglücklichen Gatten Eugeniens wieder selbst seine Bekenntnisse vor dem Könige fortsetzen. Schaudernd hörte dieser Bruno's Erzählung an, mit tiefmitleidigem Schauder lieh er den Jammertönen sein Ohr. Ach, und der Name Ludwig — sein eigener — klang ihm so verhängnißvoll, als ob eine verborgene Bedeutung, ein dunkler Sinn damit ausgesprochen würde. Noch mehr aber erschütterte ihn Eugeniens Erscheinung — die Alte stand vor seinen Augen, eine weherufende Kassandra — er mußte Bruno mehrere Male winken, inne zu halten, seine Sinne schwindelten — er ahnte in dem furchtbaren Gewirr einen Zusammenhang, dessen Hauptfäden auch an sein Schicksal angeknüpft sein möchten. In seiner Brust schien eine Stimme zu rufen: „Noch ist die Vergangenheit nicht im Grabe — sie hat keine Ruhe, bis Alles erfüllt ist!"

„Am Morgen nach jener fluchwürdigen Nacht" fuhr Bruno mit großer Erschöpfung fort, „hatte ich zeitig ein Geschäft in der Nähe der Stadt abzuthun, welches mich bis nach Mittage aufhielt. Meine Gattin wußte davon. Um sie nicht im Morgenschlummer zu stören, hatte ich nicht von ihr Abschied genommen, — ach! ich wußte nicht, daß ich bei meiner Rückkehr nur noch ihren letzten brechenden Blick wiedersehen, nur noch ihre letzten Athemzüge von ihren bleichen Lippen küssen werde! Schriftlich hatte sie mir hinterlassen, was ihr der Tod mir zu sagen verbot, was auch die Schaam auszusprechen ihr unmöglich gemacht haben würde. Der betäubende Trank, den sie unwissend genossen, hatte seine Wirkung nicht verfehlt — ihrer nicht mächtig, war sie bald in einen halb wachen, halb traumhaften Zustand gesunken, aus dem sie sich vergebens aufzuringen gestrebt — endlich war eine angenehme Erschlaffung gefolgt — rosenrothe Bilder hatten ihre Seele umgaukelt und sie in stille, verführerische Ruhe gewiegt. Indem sie so geträumt, hatte sie mich ihr nahen geglaubt, sich emporgerichtet, mich zu umfassen — weh' mir! und ich lag zu dieser Stunde in trägem Schlafe, indeß Er die Ehre meines Weibes mordete, meine eigne Ehre, meine Glückseligkeit — mein Alles!" —

Die geballten Hände vor die Stirn schlagend, sank Bruno über einen Tisch und lag, ohnmächtig zusammengesunken, röchelnd wie ein Sterbender. Plötzlich fuhr er empor. „Fluch ihm," rief er, „diese Schuld martere seine Seele, wo sie auch sei!"

Es dauerte lange, ehe er wieder Fassung gewinnen konnte, zu reden. Er that dies endlich in kurzen, abgebrochen Sätzen.

„Eugenie erwacht spät — mit dem Morgenlicht kommt eine gräßliche Klarheit über sie — die Sonne blendet sie, als sei ein Brennspiegel auf ihr Auge gerichtet. Zuckend sinkt sie mit einem Schrei zurück — eine Dienerin eilt herbei und findet sie bebend, mit allen Aeußerungen trostloser Verzweiflung. Eugenie befiehlt ihr Stillschweigen — rafft sich auf, kleidet sich an — weiß

wie in ein Sterbegewand. Dann schleicht — wankt sie in Ursula's Gemach — dort weiß sie einen geheimen Wandschrank, weiß sie einen heilsamen Trank, einen Trank, der ihr Genesung gibt für alle Erdenleiden. Schnell kehrt sie nach ihrem Zimmer zurück — das Wasserglas ist nur zur Hälfte ausgetrunken — hastig tropft sie den Inhalt des Fläschchens hinein — setzt das Glas an ihre Lippen, besinnt sich, ergreift Feder und Papier und schreibt, schreibt widerstrebend die Geschichte der vergangenen Nacht nieder — siegelt — greift abermals nach dem Wasser und leert es auf einen Zug. Von Todesfrost geschüttelt, tritt sie ans Fenster und athmet die laue Luft ein. Dann löst sie langsam die Locken, setzt sich mit aufgestülptem Arme und läßt das lange Haar über ihr Antlitz fallen. Da tritt Ludwig herein, wirft sich ihr zu Füßen, sie will aufspringen, ihn von sich stoßen, die Kraft hat sie verlassen, schlaff fallen ihre Arme nieder, sie schließt die Augen, leichenblaß — die Dienerin kehrt zurück, sieht Eugenien ohnmächtig auf den Sessel hingestreckt — Ludwig hat ihre Hand gefaßt und ruft laut ihren Namen. Jene rennt nach Hülfe, auf den Stiegen begegnet sie mir. Unglückahnend stürz' ich hinauf — schaue — schaue sie — ihn — ein Messer liegt auf dem Tische — die Hölle regiert meine Hand und „Brudermörder! Brudermörder!" heult es um mich her, während ich Eugenien umfasse, die sterbende — ich taumle willenlos zurück — eben treten Ludwig's Diener und einige andere Personen aus dem Hause ins Zimmer — mein Blick wird dunkel — ich sinke ihnen schwindelnd in die Arme — mein Bewußtsein hat mich verlassen."

„Da ich wieder zu mir komme," spricht Bruno nach einer Pause weiter, „find' ich mich im Nebengemache, an meiner Seite meines Bruders Diener. Mitleidig erkundigt er sich nach meinem Befinden, ich frage irre, was vorgegangen sei? In den Busen des Treuen hatte Ludwig seine letzten Geständnisse niedergelegt und sich als seinen eigenen Mörder angegeben. Dieser Lüge wurde Glauben beigemessen — kein Verdacht fiel auf mich. Mein erster Gedanke war die Ehre meiner Familie: sollte ich, als der Letzte, auf dem Blutgerüste enden? Ich sann auf Mittel, dieser Gefahr vorzubeugen, noch traute ich nicht, ich konnte durch einen Zufall verrathen werden. Nachdem ich den Brief Eugeniens gelesen und des alten Dieners Bericht angehört, war mein Entschluß gefaßt. Wende Dich an den König selbst — dacht' ich; dies Blatt sichert Dir seine Hülfe, seinen Beistand! — Und so, Sire, so kam ich zu Ihnen — jetzt wissen Sie Alles!" —

Der König schwieg, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Nach einer großen, bedeutenden Pause stand er auf und sprach, die Hand auf die Schulter des unglücklichen Laroche gelegt: „Junger Mann, Ihre Geschichte hat alle Narben meines Herzens aufgerissen, denn das Unglück, das finstere Schicksal tritt wieder in seiner ganzen Furchtbarkeit vor meine Seele! Der Himmel bewahre mich, daß ich Sie verdamme — er wird Ihnen ein gnädiger Richter sein!"

„Was soll ich unternehmen?" fragte Bruno rasch und angstvoll.

„Schweigen!" antwortete der König. Dann setzte er lebhaft hinzu: „Aber sehen will ich —"

„Die Todten? — Im Sarge? — Mein König. — Sie könnten sich entschließen —"

„Ich will Aufschluß — die dunklen Mächte sollen mir Rede stehen!"

Laroche verstand den König nicht. Dieser schellte jetzt. La Châtre, der schon lange im Vorsaale gewartet, erschien mit gespannter Miene und folgte auf einen Wink dem König in das Nebenzimmer. Hier verweilten sie einige Minuten. Der Kammerherr bekam Befehl, den Marquis in seinem Zimmer zu verbergen und Niemand zu ihm zu lassen. Laroche empfahl sich; — mit ernstem Blicke hob der König die Hand auf und wiederholte: „Schweigen!" Dann setzte er sich zum Schreiben.

Am späten Abend hielt ein wohlverschlossener Wagen vor dem Hotel des jungen Marquis Laroche. Drei Personen, in Mäntel gehüllt, stiegen aus — der König — Bruno und la Châtre. In der Hausflur werden sie von einem Vierten empfangen, einem zuverlässigen Manne, der von der Ankunft des Monarchen in Kenntniß gesetzt ist und ihn die Treppe hinaufgeleitet. Er öffnet ein erleuchtetes Zimmer, in dessen Mitte ein schwarzer Sarg steht, ein rothes Tuch ist darüber hingebreitet. Keiner der Anwesenden redet ein Wort (Bruno ist zurückgeblieben), der König winkt, das Tuch wird hinweggenommen, er fährt erschrocken zusammen, als er die Leiche erblickt, auch die Andern athmen verwundert auf. Jener blickt unverwandt dem Todten ins Gesicht. Da fühlt er einen warmen Hauch an seiner herabhängenden Hand, er sieht nieder, zu seinen Füßen kniet ein Mann mit grauem Haupt in militairischer Tracht. Jetzt hebt dieser das Haupt und flüstert: „Mein theurer König!" Ludwig betrachtet ihn genauer und erkennt in ihm den treuen Diener in Verona, der ihn auf den Befehl seines Herrn aus den mörderischen Händen der Ja-

kobiner gerettet. Gerührt reicht er ihm die Hand, hebt ihn vom Boden auf, der vor Freude, seinem Könige so nahe zu sein, helle Thränen in den alten Bart weint. „Ach," ruft er dann, „mir hat's geahnt, Sie an seiner Leiche wiederzusehen, Sire! Er war wild und doch gut; er hatte der Mutter heißes Blut, aber keine Mäßigung war in ihm, wie gesagt, mir hat's geahnt, daß er keines natürlichen Todes sterben werde! — Ich hatt' ihn schon seines Namens wegen so lieb, Sire, und auch seiner Augen wegen," fügte Henri leiser hinzu, „die sind nun geschlossen, aber es waren Ihre Augen, mein König, und wenn das auch Niemand zugeben wollte, ich hab's schon an dem Kinde bemerkt, ich allein und seine Mutter; darum nannte sie ihn auch Ludwig! Jetzt, so sollte sie ihn schauen können, jetzt, da er um zehn Jahre älter aussieht, jetzt gleicht er Ihnen auch im Uebrigen! Der Tod hat das gethan — der Tod — — das Leben schwieg! —"

„O, hinweg! Genug!" rief der König und wendete sich. „Sie ist mir treu gewesen," sprach er dann leise, kaum vernehmlich — „aber das Verhängniß hatte kein Wohlgefallen daran!" Noch einen Blick zurückwerfend, eilte er durch die nächste Thür. „Nicht dahin!" bat Einer der Anwesenden. — „Was hältst Du mich zurück?" entgegnete der König befehlend und schritt weiter, dem Lichte nach, welches durch einen breiten Vorhang schimmerte. Welch ein Anblick, da er ihn zurückschlug! Eugenie lag im weißen Gewand, das sie vor ihrem Tode angethan, von Kerzen umgeben, im Sarge. Das lange schöne Haar wallte auf beiden Seiten über ihren Nacken auf den Busen nieder. Zu ihrem Haupte saß Bruno und seufzte und weinte, seit jenem fürchterlichen Augenblicke zum ersten Male wieder das Glück der Thränen genießend. Er bemerkte die Eintretenden nicht eher, bis der König, Eugeniens Gesicht erblickend, einen leisen Schrei ausstieß. Er glaubte, Laura im Tode zu sehen! So hätte sie müssen als Leiche zu jener Zeit aussehen, da er sie in Verona liebte.

Jetzt richtete sich in dem Winkel des Zimmers eine Gestalt auf, die dort zusammengekauert und regungslos gesessen hatte. Am Krückenstabe hinkte sie herbei und stellte sich dicht vor den König. „Die Alte!" bebte es schaudernd von seinen Lippen. Höhnisch lächelnd, aber gleich darauf ernst, furchtbar erst, sprach Ursula: „Kennst Du mich noch?" Während der König schweigend sie nicht anzusehen wagte, fuhr sie fort, auf Eugenien deutend: „Ihre Mutter ist unter der Erde — die schöne Spanierin, die treulose Nonne! Sie ist in Wahnsinn dahingegangen. Still! laß sie schlummern, ich glaube, Du hast sie nicht aufrichtig geliebt, Du trugst ein anderes Bild in Deinem Herzen, Du dachtest an eine Andere, während Du sie umarmtest. O, ich weiß Alles, mein prophetischer Geist hat mir's gesagt, an den die Leute nicht glauben wollten. Ach, die Menschen sind so blöde! — Ich will nun sterben — Alles ist todt, und Du wirst auch bald nachfolgen! — Leb' wohl! Schau, wie sie ihr ähnelt, Deiner Buhle im fernen Land. So spielt das Schicksal! Nun, leb' wohl, wer Du auch seist! Wir sind alle schwache Menschen, und trügen wir tausend Kronen!"

Mit diesen Worten schlich sie sich davon. Lautlos hatten Alle ihrer Rede gelauscht. Bruno allein nahm noch immer keinen Antheil an dem, was um ihn vorging. Er hielt die kalte Rechte Eugeniens gefaßt und schwieg. Er hat geschwiegen bis an seinen Tod, den er über dem Meere fand unter fremden Menschen.

Ludwig kehrte in seinen Palast zurück mit schwerem — doch ruhigem Herzen. Die Räthsel seines Lebens scheinen ihm gelöst. Die Vergangenheit lag vor ihm aufgeschlagen, wie ein Buch; er sah die Namen seiner Ahnen darin verzeichnet, sich selbst auf der Gränze einer Zukunft voll fremder Namen. „O, mein Geschlecht!" rief er aus, „wahr' deinen Thron!" — Mit kummervollem Blicke faltete der königliche Greis die Hände und betete leise.

Bruno reiste nach England, das er bald verließ, um nach America in ein Trapistenkloster zu gehen.

Als A...... jüngst Karten spielte.

Impromptu.

Sie saß am Tisch und spielte,
Die Karten in der Hand,
Und sah nicht, daß ich sinnend,
An ihrem Stuhle stand.

Ich blickt' ihr in die Karten,
Weil ich voll Neugier bin;
Sie hatte manchen Buben
Und manches Herzchen drin.

Die zarte Liebesgöttin
Spielt einen Buben aus;
Er ward ihr abgestochen
Mit einem schwarzen Daus.

Der arme Bube kehrte
Noch einmal sich zurück,
Als ob er bitten wollte
Um einen Abschiedsblick.

Doch lächelnd griff die Holde
Nach einem andern Blatt;
Und gab so alle Karten,
Bis sie nur eine hat.

Die Eine war ein Blättchen
Von lieblich süßer Wahl;
Sie stach mit Einem Herzchen,
Viel Buben auf einmal.

Alfred.

Correspondenz.

Aus London. (Beschl.)

[Zustand Irlands und Schottlands.]

In Irland war es also nicht so sehr Vernachlässigung der Nationalinteressen, als planmäßige Schwächung und Erzweckung politischer Absichten zu Gunsten Englands. Es wird erklärlich, daß auf diese Weise nie ein Unterstützungsgesetz für die Armen in Irland zu Stande kam, wenn man bedenkt, daß der nothleidende Theil fast gänzlich aus Katholiken, der reichere und mächtigere Theil fast gänzlich aus Anglicanern bestand, deren mißverstandenes Interesse es erheischte, den unzufriedenen Katholiken in den Staub zu treten. Zu der Unterdrückung von Seiten der Regierung und der der Laien, kam noch die nicht minder scharfe Erpressung der sämmtlichen Kirchensteuern, wie Zehnten u. s. w., welche den Katholiken ein desto größerer Gräuel waren, da durchaus keine gesetzmäßige Vorsorge für die Nationalreligion, die man unterdrücken wollte, existirte und also die katholische Partei genöthigt war, ihre Diener noch außerdem aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Ebenso fielen die katholischen Armen ganz ausschließlich den Begüterten derselben Confession zur Last, während gar mancher Protestant hoffte, durch Noth Proselyten zu machen. Statt daß alle diese Maßregeln den erwünschten Erfolg gehabt hätten, erzeugten sie das entgegengesetzte moralische Resultat, indem die mißhandelten Katholiken sich enger und enger aneinander schlossen, kein Opfer scheuend, ihre über alle Beschreibung nothleidenden Religionsbrüder zu unterstützen. Das Aneinanderhalten der Katholiken wurde dadurch ganz zur Gewissenssache, daß die Anhänger des Anglicanismus, welche vorgaben, vom Geiste des wahren Christenthums beseelt zu sein, die Katholiken mit eben so großer Intoleranz behandelten, als sie denselben zur Schuld legten. Daß eine solche Lage der Dinge Excesse aller Art mit sich bringen muß, ist einleuchtend und daß diese Excesse fortdauerten, wird desto erklärlicher, wenn man bedenkt, daß die große Masse des Mittelstandes und der geringeren Bewohner des Landes gar keine Erziehung genossen, und ein Theil der Bevölkerung zu einer Art von Halbwilden wurde. — Eine andere Wunde, woran Irland blutet, ist der Absentismus des Adels, der größtentheils in England oder gar im Auslande seine Revenüen verzehrt, die er von Irland zieht. Dieser Umstand wird noch jetzt, so wie früher tief von dem Volke empfunden, obgleich in neuerer Zeit das Gesetz widerrufen wurde, welches solche Abwesende zur Bezahlung einer speciellen Steuer verpflichtete. Diese floß in die irländische Schatzkammer und trug also zum Theil dazu bei, die Abgaben, welche die Masse des Volks belasten, zu verringern. In neuester Zeit sind manche der in England wohnenden großen Gutsbesitzer Irlands von einer humaneren Stimmung gegen ihre Untergebenen beseelt worden; ob wirklich aus Menschlichkeit oder Furcht, will ich unentschieden lassen. Andere mißhandeln noch immer das arme Volk ohne alle Rücksicht, und zur Schande unseres Zeitalters sei es gesagt, gar manche Mitglieder der anglicanischen Kirche schließen sich dem Unwesen an, ja suchen sich in dem gottlosen Werke auszuzeichnen. Daß also der Zustand Irlands hinsichtlich der Zufriedenheit der Massen bei weitem nicht den erfreulichen Anblick darbietet, den England gewährt, ist wohl nicht überraschend. Es läßt sich jedoch von dem jetzt im Unterhause angenommenen und im Oberhause des Parlaments debattirten Armengesetz für Irland, von der gemäßigteren Politik des jetzigen englischen Cabinets in Bezug auf die Administration Irlands und von der durchgreifenden Verfahrungsweise des jetzigen Vice-Königs von Irland (Lord Mulgrave) eine baldige Beseitigung der schreiendsten Uebel erwarten.

Doch wenden wir unsere Blicke auf das von der Natur weniger begünstigte, jedoch durch den Fleiß und die Genügsamkeit seiner Bewohner beglücktere Schottland. Hier vereinigten sich gar manche Elemente, welche den jetzigen befriedigenden Zustand hervorbringen mußten. Der Uebergang der schottischen Krone geschah durch Erbrecht, nicht durch Eroberung, wie in Irland, wo alles revolutionäre Gestalt gewann, während in Schottland sich aller Fortschritt als Reform gestaltete. Schottland hat Haiden und Gebirge. Auf Irlands schönen fetten Wie'en erzeugt sich Lässigkeit, während den Schotten sein eigner Boden zu Fleiß, Genügsamkeit und zu einer Abhärtung zwingt, die besonders den Hochländer bezeichnet. Hieraus erwuchs die Energie gegen Gewaltschritte des Gouvernements und mit ihr die Nöthigung des Zusammenhaltens. Der Schotte benutzte den schon sehr ausgebreiteten Handel Englands für seine Fabriken, die in neuerer Zeit großen Aufschwung genommen. Obgleich auch hier, wenn auch nicht in so scheußlicher Nacktheit, ein Ultra-Torysmus sich bildete, so blieb doch dem schottischen eine außerordentliche Anhänglichkeit an sein Land eigen. Adel und Volk blieben zusammengehörig, die Clans mit ihren chieftains waren wie durch Familienbande patriarchalisch vereinigt; deshalb bei den Schotten außerordentlich viel Geistescultur, sogar Schulgelehrsamkeit im Mittelstande. Der Schotte argumentirt, wo der Engländer ein System aufstellt, der Irländer witzelt und faselt. Und wo der Engländer und der Irländer es sich wohl sein läßt und vergeudet, da begnügt sich der Schotte, spart und rechnet. Religion tritt hier im strengen, moralischen Gewande auf, frei von dem Fanatismus, der dem Engländer und dem Irländer inwohnt. Die höhern Zwecke der Ausbildung des Volks verliert der Schotte, auch wenn seine Frömmigkeit Rigorismus ist, nicht aus dem Auge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chandoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 70 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata; nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. G. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 127. Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 128. Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 129. Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 130. Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß. (Forts.)
Notizen.

No. 131. Aus Johanna Schopenhauer's Nachlaß. (Beschl.)
Zur Literatur der Reisen.
Notizen.

No. 132. Der König. Novelle von Julius Hammer.
Notizen.

No. 133. Der König. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 134. Der König. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt am Main.

No. 135. Der König. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)
Notizen.

No. 136. Der König. (Beschluß.)
Notizen.

No. 137. Briefe über Schwaben und Franken.
Correspondenz. Aus Prag.
Notizen.

No. 138. Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Correspondenz. Aus Prag. (Beschluß.)
Notizen.

No. 139. Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Correspondenz. Aus Wien.

No. 140. Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 141. Briefe über Schwaben und Franken. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 142. Das Billet. Novelle von Julius Hammer.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notiz.

No. 143. Das Billet. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 144. Das Billet. (Fortsetzung.)
Correspondenz aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 145. Das Billet. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 146. Das Billet. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Heiligenstadt an der Leine.
Notizen.

No. 147. Das Billet. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London.
Notiz.

No. 148. Das Billet. (Beschluß.)
Als A..... jüngst Karten spielte. Von Alfred.
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.)

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

August.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1¼ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

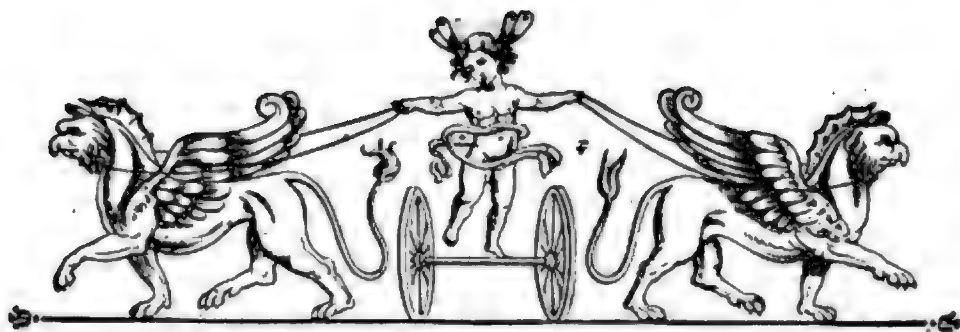
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 149. — den 2. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Skizzen.

Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert.

Von der glänzend ausgestatteten Ausgabe sämmtlicher Werke des größten deutschen Philosophen (Leipzig bei Leopold Voß) sind vier neue Bände erschienen, der zweite, der dritte Theil und vom siebenten zwei Abtheilungen in zwei besondern Bänden. Rosenkranz überliefert uns die Kritik der reinen Vernunft, diesen Januskopf der neuern Philosophie, wie er selbst das Werk nennt, das alle Errungenschaft der vorangegangenen Bestrebungen in sich zusammenfaßte, und der Speculation des Fortschrittes die kühnste Bahn eröffnete. Dieses Gebäude der deutschen Denkkraft vergleicht Rosenkranz mit der Architektonik der gothischen Dome, von der man sagt, sie habe eine Riesennatur im Entwurf des erhabenen Ganzen mit einer Zwergnatur in der mühsam geduldigen Ausführung der zahllosen Details in sich vereinigt. Eng an dies Werk schließen sich (im dritten Theil) die Prolegomena zur Metaphysik, eigentlich eine apologetische Gelegenheitsschrift, um die schiefen Auffassungen seiner „Kritik" zurückzuweisen, und die Logik, mit ihrer trefflichen Einleitung, die, wie Rosenkranz sagt, gewissermaßen eine Anweisung ist, „sich in der literarischen Welt classisch zu benehmen": so sehr durchdrungen von ästhetischem Schönheitsgefühl ist diese abstracte Weisheit des alten Kant. — Einen in populairer Hinsicht noch reichern Schatz übergibt uns Schubert mit den kleinen anthropologisch-praktischen Schriften und der Anthropologie in praktischer Hinsicht. Unter jenem Gesammttitel faßt der Herausgeber eine Menge, im Thema verwandter Abhandlungen zusammen: Kant's Brief über Swedenborg, Von den Krankheiten des Kopfes, Träume eines Geistersehers, Ueber die Schwärmerei, Ueber das Seelenorgan, Tröstung einer Mutter bei dem Tode ihres Sohnes, Was heißt Aufklärung? Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks, Vom ewigen Frieden, Ueber Buchmacherei, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, Kritik der Herder'schen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, Das Ende aller Dinge u. s. w. In all' diesen ist so Vieles, das erst in unsern Tagen sein vollstes Verständniß erlebt, und das den großen Denker im Lichte eines genialen Sehers erscheinen läßt, dessen Spürkraft seinem Zeitalter weit vorausgriff. In dieser zusammenhängenden Reihe erscheinen die Aufsätze erst in geeigneter Weise, und treten wie ein neues Geschenk vor die Nation.

Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten.

Von diesen ist Band 3 und 4 (Mannheim bei Hoff) erschienen. Wir sehen hier Deutschland in den Jahren 1807 bis 1814 vor uns enthüllt. Glänzender geschliffen kann nicht leicht ein Zeitspiegel sein, als er sich in Varnhagens Auffassung darbietet. Die gewandteste, geschmeidigste Persönlichkeit ist hier so sehr der Schlangenbewegung jener Zeitgeschichte anheimgegeben, daß sie nicht

nur von dieser bedingt, sondern ganz und gar ein Product von dieser zu sein scheint. So schrieben die Alten Geschichte, ganz so aufgelöst war bei ihnen die Person in die Empfindung der Mitwelt, in die Stimmung, in die Sachlage der allgemeinen Zustände. Wieviel hierin erworbene Kunst, wie weit das eigene Naturell des Schreibenden diese Selbstverläugnung, dieses Selbstverschwinden vor den Objecten der Ereignisse, als Nöthigung fühlte, läßt sich kaum noch trennen und auseinanderhalten. Daß der Geist der modernen Jahrhunderte, und mit ihm die Speculation des modernen Geschichtschreibers, noch eine ganz andere, mich dünkt höhere, Stellung erobern könne, mag hier außer Betracht bleiben; daß eine Zeit der Wiederherstellung alter nationaler Ordnung nach der ungeheursten und schmerzlichsten Wiedergeburt, welche die Menschheit durch die Revolution errang, nicht das Gepräge einer so glänzenden und so scheinbar harmlosen Heiterkeit an sich trägt, als uns Varnhagen's Darstellungsweise schmeichelhaft einreden möchte, soll hier ebenfalls zu keiner Abhandlung, zu keinem Glaubensbekenntnisse verleiten: es ist viel, ein moderner Xenophon zu sein, wenn es auch bei weitem mehr sein muß, den Gram des Jahrhunderts über die mißrathene Wiederherstellung aus erlebtem Umsturz mit dem Griffel des Tacitus in die Brust der Menschheit einzuätzen. Die mühsame Erhebung des Vaterlandes aus Schmach und Erniedrigung mit beredter Feder zu schildern, ist schön und liebenswürdig, aber groß und für die Ewigkeit denkwürdig ist es, eine tragische Satyre über die Art und Weise zu liefern, wie sich die Menschheit Jahrzehende lang mit ängstlicher Rührigkeit bemühte, den Riß, den die Revolution in das Gebäude warf, auszuflicken und die offenen Wunden zu verdecken, die zu heilen unmöglich schien. Es gibt eine Historiographie, welcher diese Aufgabe zufällt. Von welcher Seite her sie für die laufende Epoche des neunzehnten Jahrhunderts ins Leben treten wird, ist nicht ersichtlich, vorläufig fehlt es unter den Jetztlebenden an der Hand und auch am Herzen dazu. Bleiben wir mit Dankbarkeit bei dem, was uns geboten wird. Wir sehen in Varnhagen einen glänzenden Vertreter deutscher Memoirenliteratur. Alles an ihm, an dem Autor und seiner Darstellung, ist Glanz und Heiterkeit, und, um diesen Wiederschein herrlicher Lebenskräfte zu schirmen, Klugheit des Auges, Umsicht des Blickes, Liebe zum Menschlichen bis ins kleinste Detail der Lebensäußerungen. Aus diesem letzten Zuge seines Geistes erwächst die holländische Zierlichkeit seines Styls wie seiner Auffassung. In dieser Humanität ist viel Kunst. So wie sie hier erscheint, mit fast ängstlicher Genauigkeit in Ausübung ihrer Tugenden, ist sie nicht ohne Aufopferung entgegenstehender Naturanlagen denkbar, diese Leidenschaftlosigkeit ist eben erworbene Tugend, Calcül des sich selbst verstehenden Geistes; diese scheinbar sittliche historische Ruhe, die ein deutscher Tacitus vielleicht mißachten wird, ist das Product tausendfacher Nöthigungen, tausendgestaltiger Rücksichtsnahme; sie scheint mehr kalt als sie es ist, denn bei ihrer Nervenzartheit zittert sie bei jedem leisen Winde, der Menschenglück bedroht. Menschliches Glück zu begreifen und das Dasein in seinen Genugthuungen, das Pflanzenleben der Menschheit in seiner glänzenden Farbenschönheit zu verstehen und hinzustellen, das ist das Ziel dieser biographischen Feinheit. Für die Tragödie des Unglücks hat dieser Pinsel nur matte Tinten, und eine dämonische Größe, wie Napoleon, zerfällt fast in kleine Bischen vor dieser historischen Portraitmalerei, die à la Denner jedes Fäserchen in engste Nähe bringt und oft bei ganz unscheinbaren Privatgesichtern mit dem Detail eine Kostbarthuerei treibt. In der Romandichtung gibt Walter Scott, in der Malerei jener Balthasar Denner die entsprechende Parallele, nur daß sich bei Varnhagen diese Werthhaltung der menschlichen Einzelnheit aus einer seltenen Nervenzartheit des Geistes erklärt und eine ästhetische Weltbildung hervorgerufen hat, wie sie in Deutschland in diesem Vereine mit weitverzweigter Lebens- und Menschenkenntniß nicht wieder zu finden ist.

Haben wir hiermit diese biographische und zeitgeschichtliche Darstellungskunst Varnhagen's aus des Mannes eigenem Naturell, wie mich dünkt, gedeutet und erklärbar gefunden, so wird uns ihr Werth erst recht ersichtlich, wenn wir sie als einen in Deutschland neuen und noch einzigen Gewinn erwägen. Die Eigenheit der Deutschen, sich monologisch zu entwickeln, sich als Subject hinzustellen und die Zustände neben sich liegen zu lassen, ist nicht selten bis zur krankhaften Grille gediehen. Nur großen Naturen sei diese Einsamkeitslust zugutgehalten, obschon sie sich auch an ihnen nach irgend einer Seite hin als Versagung rächt. Hier aber, mit diesen Memoiren, ist in der Literatur der Impuls gegeben, die Zeitgeschichte nicht als das von dem persönlichen Lebensinhalt Fremde, oder diesen von jener geschieden zu gestalten, hier ist Beides auf das innigste verzweigt, das Leben in der Gesellschaft und das Leben im eigenen Herzen so gemeinsam verwachsen, wie es in gleicher Art bisher nur an jener Romanfigur Goethe's, an Wilhelm Meister ersichtlich, der eben nur an den Stoffen der ihn

tragenden Welt sich heranbildet, nur so viel gilt, erwirbt und ist, als sie ihm gestattet und gebietet. Mit dieser Figur hob Goethe den Werther auf und widerlegte damit die Schwelgerei des in Einsamkeit nistenden Gehirns, das sich der Welt, weil es sie nicht umgestalten kann, entzieht. Möchte in Deutschland die Zeit dasein, wo sich die Charaktere nicht anders als mit und an den Zuständen herausgestalten, oder vielmehr, möchten die Zustände sich heranbilden an der Geschichte der bedeutsamen Persönlichkeiten, damit die Blüthen der Cultur nicht abgelegen und vom Vaterlande getrennt sich entfalten!

Fassen wir Varnhagen's Geschichtschreibung als historische Portraitmalerei, so läßt sich eine ganze Reihe von Gestalten aufführen, denen seine Kunst ein literarisches Dasein gab, das er mit den zärtlichsten Farben seines sorgsamen Pinsels ausführte. Recht eigentlich ist er der Geschichtschreiber jener zweifelhaften, in Sorgen schwankenden, in Rücksichten untergrabenen, im Wollen und in Thatkraft leise aufathmenden deutschen Epoche von 1807 bis 1813. Wir finden Varnhagen bald im Norden, bald im Süden, Osten und Westen des Vaterlandes, überall einen durch Klippen und Sandbänke durchsteuernden modernen Odysseus. Im Jahr 1807 ist er in Berlin, auch in Hamburg. Hier schildert er die gebeugte Haltung des Zeitgeistes; zugleich entwirft er von Schleiermacher, Friedrich August Wolf, Johannes v. Müller, Fichte, Fouqué, Harscher und andern Nebenpersonen die sprechendsten Bildnisse. Das nächste Jahr sieht ihn im Süden; er entwirft von Jean Paul, von Justinus Kerner, von Jung-Stilling Portraits. Der Zeitfolge nach einzureihen wären dann aus dem zweiten Bande die Darstellungen der Schlacht von Wagram und des Festes, das der Fürst Schwarzenberg in Paris gab. Gegen das historische Unglück und den Glanz der großen Welt macht dann der Abschnitt „Steinfurt 1810, 1811" einen eigenthümlich idyllischen Eindruck. Hier lebt sich Varnhagen bei der gezwungenen Trägheit der allgemeinen öffentlichen Zustände Deutschlands in die Stille eines altadeligen westphälischen Geschlechtes ein, und gibt hier im Familienrahmen das Bild der damaligen Lebensverhältnisse. Noch 1811 und dann 1812 ist er in Prag, und Stein in seiner merkwürdigen Eigenheit als Charakter und Staatsmann ist die Aufgabe seiner Betrachtung und seiner Zeichnung. Es hat nicht leicht ein Biograph für Figuren, die er unbelauscht, von der Seite und ungeahnet beobachten konnte, so viel Feinheit und Treue in Auffassung ihrer leiseren Geisteslinien und Herzenssaiten. Als Geschichtschreiber der Jahre 1813 u. 1814 hat er das von ihm selbst eingestandene Ungemach, keinen einzigen vorherrschend und gebieterisch großen Charakter zu finden, der das Geschick der Welt, wie Napoleon auf der entgegengesetzten Seite, an sein Ich gefesselt hätte. Der sogenannte Befreiungskrieg ist als namenloses Eigenthum der Gemeinschaft Aller anheimgegeben, und die Antipathie der Welt gegen Frankreich war kaum bindend genug, um die Sache als gemeinsame festzuhalten. Varnhagen, früher unter Oesterreichs Fahnen Mitfechter bei Wagram, trat in russische Dienste und machte Tettenborn's Züge als dessen Adjutant mit. Seine Darstellung der Jahre 1813 und 1814 ist also auch hier wieder monographisch. Mit dem Friedensschlusse endet die Berichterstattung. Eine Reihe einzelner kleiner biographischer Bilder ist ohne Faden. Nur müssen wir das Bild, das er von Wilhelm von Humboldt entwirft, als ein glänzendes Meisterstück in literarischer Portraitmalerei noch besonders herausheben. — Auf mehrere kritische Aufsätze folgt schließlich Saint-Martin's Sendschreiben über die französische Revolution, das Varnhagen aus dem Französischen mittheilt.

Notizen.

[Rott auf der leipziger Bühne.]

Hr. Rott schloß in der Rolle des „alten Dessauer" eine Reihe von Darstellungen auf der leipziger Bühne. Unser Publicum sah mit ihm zum zweiten Male das Raupach'sche Sittengemälde: „Vor hundert Jahren." Das Haus war zum Erdrücken voll, der Beifall, der dem ganzen Stücke galt, stürmisch; so wirksam ist selbst heutzutage noch der dramatische Schriftsteller, wenn er nationale Sympathien berührt. Das Stück ist äußerst geschickt und brav gearbeitet, die Figuren der Zeit, der Kampf der Corporationen, vor allen Dingen das idyllisch pedantische Phlegma der Liebesleute damaliger Deutschheit, alles dies ist so treffend gezeichnet, mit so glücklichem leichtem Pinsel hingeworfen, daß Raupach als dramatischer Verstand anzuerkennen ist, wenn gleich seine sämmtlichen Hohenstaufentragödien beweisen, daß er weniger als kein Dichter, d. h. ein schlechter ist. Man spielte das Stück auf hiesiger Bühne ganz brav; besonders verdienen Baudius als Magnificus Lange und Düringer als Candidat alle Anerkennung. Ein vorzüglicher Hebel des Stückes war freilich Rott's pikante Charakteristik des alten Dessauer. In Darstellung solcher grillenhafter Alten, wie auch Heinrich der Achte in der „klugen Königin," ist er vortrefflich; er trifft sehr glücklich das Costüm der Zeit, nicht blos im Kleid, sondern in Haltung und Geberdung, im Accent der Rede und im Mienenspiel ist er historisch, und mit vielen seiner mimischen Momente in solchen barrocken Rollen könnte er einem Hogarth sitzen. Rott erfreut durch eine ganze Reihe solcher Charaktere. Eine andere Seite seines Talents ist seine Leidenschaft; sein Lear

ist ein glücklicher Verein dieser beiden Richtungen seiner Kräfte. Der Calcul des Verstandes reicht hier hin, um die imposanten Mittel, die ihm zur Darstellung tragischer Leidenschaft zu Gebote stehen, vortheilhaft zu stellen und wirksam ins Geleis zu bringen. Daß mancher Moment Effecthascherei verräth, möcht' ich nicht geradezu behaupten. Allein es fehlt ziemlich häufig die höhere ideale Haltung, in Momenten nämlich, wo dem Darsteller das Terrain äußerlicher Motive gleichsam unter den Füßen fortgezogen wird, in Schiller'schen Charakteren. Hier zeigt sich, wie weit es der Schauspieler in der Idealistik gebracht hat, man fühlt ihm hier an seinen geheimsten Puls; er kann neben den äußern Mitteln viel Gefühl haben, viel Verstand entwickeln, und doch noch unfähig sein, einen Schiller'schen Gedanken zu personificiren. Rott spielt den Wallenstein, daß man ihm anfühlt, er müsse den Götz weit besser geben. Sein Wallenstein ist ein derber, simpler Kriegshauptmann, auch guter Hausvater, den irgendwie, aus Zufall oder durch Ansteckung in der Zeitatmosphäre, ein astrologischer Pietismus überfällt. Wo dieser bei ihm ausbricht, z. B. in der Stelle: „die Sterne lügen nicht!" da zeigt er sich mit allen Symptomen des crassen Fanatismus, während der hohe Dichter seinem Helden einen Hinblick auf die Sternenwelt gibt, der als Religion sein Wesen durchleuchtet und verklärt, nicht als fanatischer Ausbruch ihm aufstößt. Ich muß sagen, daß Hr. Rott den Wallenstein in keiner Weise nach dem Sinn Schiller's verstanden hat, aber ich muß freilich hinzusetzen, daß ich noch keinen Darsteller gefunden, der das Gedankenbild des Dichters ganz glücklich verwirklicht hätte. Lemm, meines Erachtens, kam der idealen Person Schiller's zunächst; er gab namentlich die Erzählung des Traumes, der seinen auf die Sterne gebauten Somnambulismus enthüllt, auf eine Weise, wie sie nicht tiefer, schöner und zarter gedacht werden kann. — Gleich mißlich steht es mit Rott's Hamlet, wobei ich freilich hinzufügen muß, daß ich in Deutschland Niemand weiß, der noch den Hamlet zu spielen versteht, daß Löwe in Wien und Devrient in Dresden von Shakspeare, wenn er lebte, in keiner Weise für echte Prinzen von Dänemark würden anerkannt werden. Auch Macready in London ist als Hamletspieler hinter seinen übrigen Leistungen; in Deutschland ist Hamlet förmlich mit Wolf gestorben und begraben, und Hr. Rott mag sich trösten, wenn ihm zur Hinstellung dieses Charakters nicht weniger als alle Begabung fehlt. Ueber die äußere Störung in Bezug auf den herkulischen Körperbau, so daß sein Abstand gegen den Herkules, den Hamlet selbst heraushebt, nicht allzugroß ist, über äußere Verfassung des Darstellers seh' ich hinweg, die innere Haltung, die geistige Luft, in welcher Hamlet athmet, ist verfehlt in Rott's Handhabung der Rolle. Mir war bisher noch kein cholerischer Hamlet vorgekommen. Einen solchen aber bringt Rott zu Stande. Diese Vollblütigkeit, womit sein Hamlet spricht, geht und agirt, wäre ganz tauglich zu der That, um die sich Shakspeare's Held durch die Nachtwandelei seines grübelnden Denkens, durch die hinschmachtende Güte seines Herzens, durch die markverzehrende Melancholie seines Reflectirens wie durch Selbstmord bringt. Hamlet reflectirt sich zu Schande. Nur wer den Gram des forschenden Gedankens geschmeckt hat, ist im Stande, diesen Fluch der modernen Jahrhunderte zu verstehen, mit Hamlet zu sympathisiren. Ein Schauspieler soll mit dieser Figur nicht brilliren wollen. Auch Rott sucht sich die Pièçen heraus, wo das Gefühl hervorbricht und effectuirt; in solchen Stellen ist er sogar glücklich. Es gibt nämlich am Hamlet eine Seite seines Wesens, wo er good boy ist, wie die Engländer sagen. Ophelien und der Mutter gegenüber, kommt dieser Zug zum Vorschein. Hier macht Rott Glück; alles übrige im Charakter, die schleichende Ueberwachsamkeit, die bleiche Mondnacht seiner Gedankensucht, kurz, der Grundzug des Grübelns, der ihn um alle Thatkraft bringt, das sucht man vergebens in Rott's Hamlet. — Bei einem Schauspieler von solchen Mitteln, soviel Geschick, Routine, Verstand und Leidenschaft, wie Rott, hielt ich diese Darlegung für nicht unnütz. — (Mad. Dessoir als Ophelia verdiente alle Anerkennung. Mit dem Spiel der Uebrigen kann sich die Kritik nicht einlassen, sie müßte zu stark ins Zeug fahren.)

[Kulturschritte in Rußland.]

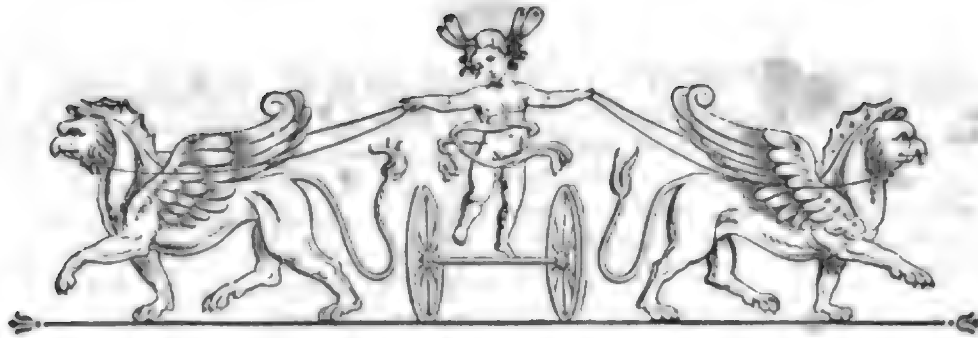
In den fünf letzten Jahren, wo Uwaroff Minister der Volksaufklärung in Rußland ist, wurden im Umfange des Reiches 1 Universität, 9 Gymnasien, 40 Cantonsschulen für Adel und Bürgerstand, 283 Pfarrschulen und 112 Privatlehranstalten gegründet. „Die Sprache — sagt der Minister in seinem Bericht, den die Pr. St. Z. mittheilt, — dieser zuverlässige Dolmetscher des Nationalgeistes, befreundet schon allmälig den Mittelpunkt des Reiches mit seinen äußersten Grenzpunkten, wo bisher seine Töne entweder noch unaufgefaßt oder gleichgültig waren. Bei der so kolossalen Ausdehnung des Reiches, bei seinen so verschiedenartig gestalteten Theilen ist Einheit der Sprache wie der Verwaltungsform, bei möglichster Berücksichtigung der einzelnen Localitäten und ihrer speciellen Verhältnisse, unumgänglich nothwendig, damit sie zum Ganzen harmoniren. Dem östlichen Landstrich ist jetzt ein Bildungssystem zu Theil geworden, das ihn allmälig mit der asiatischen Lebensweise bekannt macht, seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Asiens Sprachen und Literatur richtet und sogar die fernen Bewohner der asiatischen Steppen unsern Schulen zuführt. Bei weiterer Entwickelung dieses Planes wird die Universität Kasan, den kaukasischen Landstrich und die transkaukasischen Provinzen umfassend, eines Tages die Völker zweier Welttheile zugleich verbinden."

Rußland ist in ungeheurer innerer Arbeit begriffen, um seine geistigen und physischen Kräfte zu concentriren. Wie wird es dann um Deutschland stehen, dem armen, zerfetzten Vaterlande mit dem ewigen Hader in allen Dingen, religiösen und politischen?

[Strauß über Bettina.]

Wenn es sich erfüllt, was eine Anzeige des pariser Panorama de l'Allemagne von Savoye uns verheißt, daß der tübinger Dr. Strauß einen Artikel über Bettina für jenes Werk liefern wird, so dürfen wir wohl einem der merkwürdigsten und pikantesten Aufsätze entgegensehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 150. — den 3. August 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erlösung.

1.

Zeit, die du thust, wie Judas einst gethan,
Judas Ischariot, dem das Geklinge
Und das Geblitz der dreißig Silberlinge
So Herz als Sinn mit dumpfer Nacht umfah'n.

Bis zugeraunt ihm der Verzweiflung Wahn,
Daß er den Strick um seinen Nacken schlinge
Und an der Tempelpfoste sich erhinge, —
Ein Greuelschauspiel allen, die es sah'n.

So, Zeit, verräthst du täglich deinen Meister
Um Geldeswerth, Banknoten oder Münzen,
Ein Judas du, ein Judas, allerneuster!

Doch seh' ich deine Augen mystisch blinzen,
Du seltne Zeit der wunderthät'gen Prinzen,
Des frommen Bettels, bettelfrommer Geister!

2.

So augenblind, o Zeit, o Greis, du kalter!
Seh' ich verschlafen dich die Glieder dehnen,
Entnervter Pascha, mit wollüst'gem Gähnen
Nur Guts und Harems Mehrer und Erhalter!

Und rings um dich, du reudurchkrampfter Alter!
Die Bärenbrut mit Klau' und spitz'gen Zähnen,
Schakale jung und blutige Hyänen,
Mit Ketten rasselnd hinter Gitters Schalter!

Vergebens ruf' ich: Weh, Jerusalem!
Du hörst mich nicht, du Zeit zukünft'gen Todes,
Du deine eigne Brust zerwühl'nder Fechter!
Gedankenkindermord übt wie Herodes
Weltprunksucht aus im neuen Bethlehem —
Doch bleibt ein Heiland übrig, ein Gerechter.

3.

Ob man ihn kreuz'gen wird, ob ihn vergöttern,
Ob ihn mit Rosen krönen oder Dornen,
Die schmerzlich wühlen in des Blutes Bornen,
Ob Schrecken er, ob Stichblatt bösen Spöttern?

Und wer er ist, der, unter allen Rettern
Der göttlichste, sanftmüthig weiß zu spornen,
Daß wir des Lebens Irren, den verworrenen,
Entfliehen und des Zweifels schwülen Wettern? —

Wer kündet's, wer? — Ob er ein Held der That,
Ein Held der Rede, Heros der Gedanken,
Vielleicht das freie Wort nur, ohne Schranken?

Wer kündet's, wer? — Doch hofft: der Heiland naht!
Von seinen Lippen träuft der Lehre Mannah,
Und jubelnd ruft die Zeit ihr Hosiannah!

4.

Ihr lautes Hosiannah ruft die Zeit!
Der Gottessohn, der einzieht in die Mauern
Des neuen Zions, die da ewig dauern,
Gepriesen sei er und gebenedeit!

Baut, sel'ge Menschen, eure Tempel! Weiht
Den Altar ein! Ihr Töchter, laßt das Trauern!
Ihr Priesterkön'ge euer brütend Lauern!
Euch ruft der Herr zu Fried' und Einigkeit!

Hervor, ihr Uebergläubigen! aus den dunkeln
Gemächern an des Sonnenlichtes Funkeln!
Verehrt das Licht, statt wunderlich zu munkeln!

Ungläubige, hervor! Verehrt das Werde,
Den neuen Himmel und die neue Erde,
Und weidet mit — Ein Hirt und eine Heerde!

5.

Menschwerdung heißt der Tag, der allgemeine.
Wo Fleisch empfängt der grübelnde Gedanke,
Und zwischen Form und Inhalt sinkt die Schranke
Und wahres Sein sich ausgleicht mit dem Scheine.

Wo, was das Meine, dein wird, mein das Deine,
Gesund die Menschheit, die durch Selbstsucht kranke,
Daß sie nicht hin und wider red' und zanke
Und, was sie kaum bejaht, sogleich verneine.

Das ist der Seelentag, der Allerseelen,
Wo Menschheit sich entgittert und entflittert
Von all dem Putz, womit sie sich umhangen.

Wie lange mag sich Menschliches verhehlen?
Es bricht hervor, es blüht, und blühend zittert
Der Freude Thräne auf der Menschheit Wangen!

H. Marggraff.

Kritische Skizzen.

Bilder aus den Niederlanden, von Louis Lax.

Ein ganz eigenthümliches Feld hat sich die Prosa der jungen Literatur mit den Genrebildern und Skizzen aus dem Volksleben eröffnet. Heine, welcher der ungebundenen Rede eine vor ihm noch nicht gekannte quecksilberne Flüssigkeit verlieh, hatte auch hierin Bahn gebrochen; nach seinen Reisebildern gestaltete sich ein ganzer Literaturzweig. Aber dies Genre bedurfte einer Fortbildung, sollte es von Bedeutung werden; es mußte sich der pointirten, kränklich gereizten Subjectivität entheben, um das Nationalleben, die Wirklichkeit der Gesellschaft mit Glück und Treue zu erfassen. Bei Heine blieb alles von seinem Ich durchätzt, kein Gegenstand, kein Gedanke der Menschheit, kein Dasein in Zeit und Raum blieb unverletzt von der Säure seines lyrischen Witzes, der mit allen Dingen seine coquette Waghalsigkeit bis zum Ekel trieb. Wer hinter Heine Queue machte, mußte bedeutungslos bleiben, weil sich mit ihm weder die Form noch der Inhalt des Menschenlebens fortbildete. Erst andern Persönlichkeiten gelang es, die Reiseskizze zu einem wirklichen Gemälde zu gestalten, in welchem das Object von dem verliebten Ich des Referenten nicht verschlungen wird, sondern seine Geltung gewinnt. In diesem Felde hat Louis Lax gearbeitet; seine Bilder von den Niederlanden sind meisterhafte Skizzen, echte Freskobilder aus der Volksmasse, treffende Portraits von Stadt und Land, Markt und Familie, glückliche Novellen, die den Charakter der holländischen Welt abspiegeln. In letzter Beziehung bietet der erste der beiden Bände (Aachen und Leipzig bei Mayer) sechs Erzählungen, welche Louis Lax mit der ganzen Virtuosität des modernen Genrestyls hinstellt. Der zweite Band gibt in einer Reihe von Briefen specielle Bilder von Stadt, Land, Menschengestalten und Kulturformen. Eine Stadt, eine bedeutende wenigstens, die ihre Geschichte hat, ist immer wie eine Person, sie will ihren Portraitmaler. Diesen haben Amsterdam, Brüssel, Antwerpen, Gent, Utrecht, Nimwegen, Ostende, Lüttich, an Louis Lax gefunden. Wir tragen aus den Schilderungen des holländischen Nationalcharakters folgende Aeußerungen zusammen. — Wenn man von Holland spricht, so ist es hergebracht, daß man zugleich an das personificirte Phlegma denkt. Eine so festgewurzelte Ideenverbindung muß natürlich auf gutem Grunde liegen. Und in der That stammen so ziemlich alle Lichter und Schatten aus dieser verkörperten Passivität her. Was den Holländer im Geschäfte zu dem zuverlässigsten Menschen macht, muß ihn für das sociale Leben desto abstoßender machen. Man kann auf ihn bauen, weil er unverrückter wie ein Fels im Meere ist, aber diese Festigkeit in das gesellschaftliche Leben übergetragen, macht ihn zum steifsten Kumpan von der Welt. Aus Widerwillen gegen alle Bewegung hängt er an alten Gewohnheiten und sitzt lieber spazieren, als daß er sich umhertreibt. Aus Bequemlichkeit ist er grob, rauh und abgeschlossen, weil jede Aufopferung eigner Neigungen und jedes Anschmiegen und Entgegenkommen an fremde Individualitäten, ohne welches kein Umgang möglich ist, eine Anstrengung erfordert, die mit seinen Begriffen in Widerspruch steht. Diese Reducirung auf sich macht ihn aber egoistisch, und wenn er dennoch zu patriotischen Aufopferungen geneigt ist, so rührt dies nicht von höherer Begeisterung oder instinctartiger Aufwallung her, sondern es treibt ihn mehr die Eitelkeit dazu, die eben die Folge jenes Egoismus ist. Er liebt nicht sowohl sein Vaterland, als daß er eitel auf dasselbe ist; und das Letztere nothgedrungen darum, weil er das ganze Vaterland in sich selbst sieht. Er wünscht dem Lande Glück, daß es einen solchen Beschützer hat, wie er, der Kaufmann von der Kalberstraat in Amsterdam, ist, und weil er etwas auf sich

hält, läßt er auch dem Lande etwas zukommen. Der Holländer ist der Protector seines Landes, das er mitunter etwas kalt und stolz behandelt und nur in der Noth nicht stecken läßt. Was sich freilich erklärt, da Holland allerdings nur das Werk seiner Bewohner ist, da sie arbeiten müssen, es sich zu erhalten. Es ist ihr Meisterstück, und wenn sie eitel darauf sind, so sind sie natürlich nur auf sich eitel. Dem Engländer ist England seine Frau, zu der er immer wieder zurückkehrt, die er liebt, ohne ihr Schmeicheleien zu sagen; dem Franzosen ist sein Vaterland eine Geliebte, die, wenn er gerade montirt ist, so himmlisch und engelhaft ist, daß er sich sogar für die Schönheit ihrer Leberflecke schlagen würde. Dem Deutschen ist das Vaterland die Mutter, der er selbst unter Thränen zulächelt, die er mit beiden Armen umfängt und an sein Herz drückt, selbst wenn sie ihn züchtigt und von sich stößt. Dem Holländer ist Holland ein theures Lager, das er selbst nicht zärtlich behandelt, das ich aber Niemanden rathen möchte, ihm unter dem Rücken wegziehen zu wollen. — Nur die Eisenbahnen können dies Volk von den Stereotypenformen des Phlegmas erlösen. Anfangs wird der Holländer trotzig sein und sich sträuben, langsam aber wird auch er in den Touristenkreis, schon des Geschäftsganges halber, hineingezogen, sein Land wird von Schaaren Reisender überströmt werden, fremde Elemente werden dem nahrhaften Sumpf seiner geistigen Zustände zum Abzug verhelfen. Sein materielles und sein geistiges Leben wird an Poesie und Grazie gewinnen, während man sagt, der Materialismus des Eisenbahnverkehrs ermangele beider Elemente. An beiden fehlt es dem Holländer im äußern wie im innern Leben, und man vermißt sie selbst bei den Frauen, die, dem Stoffe nach, sonst so schön gebildet sind. Der Mangel an Rührigkeit steht überall der Kultur entgegen, weil das weibliche Element mehr als anderwärts in den Schatten tritt. Der Holländer, der mit der Pfeife im Munde zur Welt kommt, zieht diesen Genuß jeder andern Unterhaltung vor. Seine Phantasie geht nicht über die Wolken hinaus, die er vor sich hinbläst. Das eiserne Gefäß mit der glühenden Torfasche darin auf der einen, das Spucknäpfchen auf der andern Seite des Tisches, sitzt er stundenlang, ohne sich zu bewegen. Er schenkt sich nicht einmal selbst zu trinken ein, sondern ruft den Aufwärter, der ihm das leergewordene Glas wieder füllen, ihm das Licht putzen muß. „Jan, inschenken! Jan, snuiten!" Der Holländer hält so viel auf diese Commodität, daß er den Unglücklichen, der sich gezwungen sieht, die seinige aufzuopfern, um ihm aufzuwarten, gar nicht mehr für einen Menschen, sondern nur noch als eine Maschine betrachtet. Daher wirft er auch das ganze Geschlecht der Kellner in eine Kategorie und gibt ihm den Collectivnamen: Jan. Die Dienerschaft hat deshalb kein gutes Loos dort, und der Vorwurf, den man den Holländern gemacht hat, daß sie in ihren Colonien gegen Eingeborne und Sklaven härter verführen, als irgend eine andere Nation, hat eben darin, nicht in angestammter Grausamkeit, seinen Grund. Der allgemeine Mangel an Raffinement im bessern Sinne geht vom Gesellschaftszimmer bis zur Küche, die überhaupt nirgends als etwas Unwesentliches zu betrachten, sondern vielmehr ein Barometer ist, aus dem sich sicherer als auf das Wetter, auf die Höhe oder Tiefe der Cultur schließen läßt. Die Küche ist in Holland eine materielle; ehrlich, solid, geradezu, wie der ganze niederländische Charakter, aber eben so wieder aller Grazie und Poesie entbehrend. Sie verschmäht jede Täuschung und Attrappe, und versteckt sich nicht hinter falschem Schein. Sie tritt massiv auf wie ein Riese, der im Gefühle seiner Kraft es verschmäht, das Fechten wissenschaftlich zu treiben. Der Wilde ißt nur, um satt zu werden, gleichviel wie; der Gesittete sucht in der Zeit, die er nothgedrungen dem Magen zuwenden muß, auch seinen ästhetischen Begriffen zu genügen. Kein Volk hat mehr für die Grundstoffe gethan als das niederländische, aber darüber hinaus ist es nicht gegangen. Es hat in seinem angebornen praktischen Sinne die Hauptbedürfnisse zur Vollkommenheit gebracht, aber diesen nun einen poetischen Schmuck zu verleihen, ist Niemanden eingefallen. Das Meer liefert ihm die köstlichsten Fische, die Viehzucht wird mit Zärtlichkeit getrieben, das holländische Kalb ist das Ideal seiner Gattung, aber bei diesen Elementen bleibt man auch stehen, und geht nicht über in höhere Classen. Von dem phantasiereichen Wechsel eines pariser Kochs hat man keine Ahnung, und die ganz kunstreiche Behandlung der Entremets ist noch ein unentdecktes Land. Das Fleisch erscheint immer in seinem ursprünglichen Zustande, ohne daß eine bildende Hand eine Umgestaltung daran versucht hätte, und die Gemüse treten im reinsten Naturzustande auf. Es herrscht durchweg eine paradiesische Unschuld, die noch von keinem Baume der Erkenntniß gekostet hat. Diese Unschuld ist sehr rührend, es gehört aber ein guter Magen dazu, sie zu verdauen; und die Fürsprache eines Glas Genever, den man freilich schon in den Weinen als eingeschlichenes Hülfscorps vorfindet, ist nicht immer vom Uebel.

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

[Physiognomie von Stadt und Bad.]

Weiß der Himmel, wie es kam, daß eine anfängliche geringe Inclination zum Gähnen in Kösen sich mit den Tagen mehr ausbildete und endlich zur wahren Gähnomanie wurde. Die Schlafrigkeit muß doch wohl in der kösener Atmosphäre liegen. Möglich, daß die Zeit der Fliederblüthe das Ihrige thut, gewiß, daß keine Macht der Erde mich wieder nach Kösen bringt, wenn ich ein Bad besuchen will. Tante Emerentia allein schien sich hier wohl zu fühlen. Sie nährte täglich ihre stille Liebe zu dem Gardelieutenant durch warme Morgenmilch, geschlürft in dem unscheinbaren Bauernhäuschen, in dem einst seine Wiege stand, trug aber endlich doch heftiges Verlangen, sie und ihn in Lauchstädts Eisenquellen verstählen zu lassen. — Es ist ein eigenes Ding um die neue Liebe einer alten Jungfer zu einem Gardelieutnant von vierzig Jahren. Sie hebt sich nicht mehr auf leichtbeschwingten Libellenflügeln zum Olympus auf, um dort im seligen Verein mit Göttern in süßer Schwärmerei für sich und diese ihre Liebe zu dem geliebten Manne den Taufschein der absoluten Göttlichkeit zu lösen — o nein, sie rauscht gleich Kranichen des Ibicus auf die nächste die beste Höhe, und erklärt, wenn es nicht anders sein kann, auch das Kanapee für einen Götterauswuchs ihrer Zimmerdielen, auf welchem Eros Triumphe feiern darf, und verfolgt am liebsten da, wo sie am meisten geflohen wird; sie schnippt nicht mehr in kindlicher Unschuld Kirschkerne nach dem Abgott ihres Herzens, wie bei achtzehn Jahren, um dann zu fliehen, wenn der Liebste ein rothes Fleckchen auf dem Chemiset als Liebeszeichen davontrug — o nein, sie feuert mit Kartatschen und flieht nimmer. Widerstand leiht ihrem Heroismus nur Titanenkräfte. So die Liebe der Tante Emerentia. Sie hatte kaum erfahren, daß der Lieutnant aus Lauchstädt entflohen sei, weil er gehört, es werden Stahlprojecte sie dahin führen, so pries sie gegen den Papa die magdeburger Liebesgötter, die in Bad Elmen schelmisch aus jedem Busche lugten; ließ gegen die Mama ein Wörtchen von einem sie überkommenden honetten Schwindel fallen, der sie antreibe, die Extrapost bis Elmen wiederum ganz allein zu zahlen; strich gegen Onkel David die Moosbanke und Roßhaarstühle dort heraus; versprach dem Fähnrich Fritz für jeden Abend einen Pharaosatz; versicherte mich schließlich, ich sei ihr Herzensneffe, und siehe da! wir waren über Leipzig, Dessau, Zerbst und Barby in Elmen angelangt, bevor wir es selbst ahnten.

Verklagen Sie demnach nicht mich, die willenlose Maschine der Tante Emerentia, vor dem Forum des Journalinteresses, wenn dieser mein zweiter Bericht aus Badeorten wiederum etwas mager ausfällt, sondern diese, die mal selbst etwas mager ist und auch das fremde Magere liebt, oder warten Sie lieber, bevor Sie klagbar werden, bis ich Alexisbad und das Seebad bei Rügen erreicht habe. Vielleicht, daß ich von dort aus Spickgänse schicken kann, da ich hier höchstens Lerchen einzupacken im Stande bin.

Man muß wirklich ein tüchtiger Geograph sein, wenn man sich nach Elmen finden will und ein tüchtiger Humorist, wenn Einem nach der Ankunft die gute Laune nicht auf Sturmesfittigen enteilen soll. Elmen nämlich liegt im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg, etwa zwei Meilen von dieser Stadt, eine Meile von Barby, kaum soweit vom Städtchen Calbe und bildet gleichsam eine Vorstadt des Städtchens Salza. Ich habe im Süden, Osten und Norden Deutschlands manche Stadt und manches Städtchen gesehen, aber — bei allen Schrecken der Ober- und der Unterwelt! — ein solches Städtchen wie Salza sah ich nie. Ich möchte fast behaupten, es liegen in Salza wenige Steine so, wie sie liegen sollen, an Häusern wie auf dem Wege, und namentlich können letztere nur als eine plumpe Satyre auf jede Art des Pflasters betrachtet werden. Die Straßen laufen kreuz und quer, und die Häuser gemahnen mich wie rauflustige Rebellen, die in der schmuzigen Nachtjacke sich in wildem Chaos breit in den Straßen aufstellten und dem Wanderer donnernd zurufen: „hinaus hier, wer einen ganzen Rock trägt!" Friedrich der Große soll den Plan gehabt haben, die Städte Salza, Schönebeck und Frose, von denen keine viel über eine halbe Stunde von der andern entfernt liegt, so zu vereinigen, daß aus der Vereinigung ein kleines Berlin hervorgehe, und man muß gestehen, daß dieser Plan keineswegs unausführbar gewesen wäre. Der Anfang dazu ist schon gemacht, indem sich von Salza aus bis zu dem freundlich-zierlichen Schönebeck eine kaum einmal unterbrochene Häuserkette längs der Chaussee hinzieht, und wenn ich auch gern zugestehe, daß eben dieses Schönebeck ein treffliches Haupt zu dem neuen Städteadam gewesen wäre, so muß ich doch gediegene Zweifel hegen, ob sich je Feigenblätter für des Leibes Blößen, will sagen: Salzas, und nur leidliches Schuhwerk gefunden hätten, das die holperigen Auswüchse des Pedals, will sagen: Froses, zu verbergen im Stande gewesen wäre. Doch genug von eines großen Königs großen Planen in Bezug auf kleine Städte! —

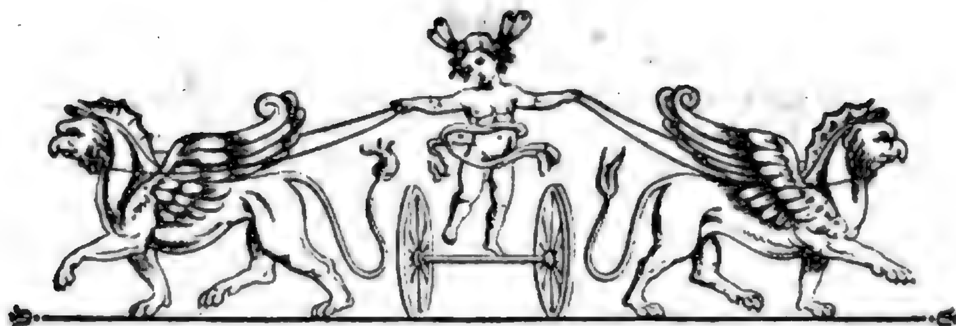
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Dorow's Denkschriften und Briefe.]

Der Hofrath Dr. Dorow in Berlin, dessen eben herausgekommene Sammlung von „Denkschriften und Briefen" ein großes Interesse erwecken, hat nie und nirgends die Absicht ausgesprochen, alle in seinen Händen befindlichen wichtigen Blätter dieser Art unbedingt und rücksichtslos in Druck zu geben. Im Gegentheil zeigt seine Mittheilung große Sorgfalt und Rücksicht, und es ist kein Zweifel, daß er in dieser Weise fortfahren wird. Sein Recht als Herausgeber durfte er sich aber nicht schmälern lassen, daher jene Abfertigung subjectiver Vorschriften und Meinungen, die sich als objective Norm unberufen vordrängen wollen, und die in den meisten Fällen nichts hinter sich haben, als eigne kleine Furcht, auf dunklen Wegen unerwartet durch ein Streiflicht beleuchtet zu werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 151. — den 4. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Skizzen.

Panorama de l'Allemagne.

Unter diesem Titel ist mit dem ersten Hefte in Paris das Journal eröffnet, zu dem sich große Mittel und große Kräfte vereinigt haben. Eine Reihe bedeutender Namen von Deutschland und Frankreich, die eine Art stillschweigender Verbrüderung eingegangen sind, um Deutschland vor Frankreich zur deutlichen Erscheinung zu bringen, bürgt für das Gediegene des Unternehmens; für das Gelingen des Erfolgs bürgt die Gewandtheit des Herrn Savoye, der sowohl durch seine Geburt, er ist Rheinbaier, als durch seine innige Vertrautheit mit dem Genius beider Völker, er ist auch französischer Autor, und vertrat als Mitarbeiter des Temps deutsche Interessen in fremder Sprache, recht eigentlich den Beruf hat, diese literarische Annäherung zu verwirklichen. Interessant ist, was der geistreiche Edgar Quinet in einem kurzen Artikel, mit welchem Savoye das Panorama eröffnet, über unser Vaterland sagt. So oft es auch erklärt und gedeutet, Deutschland sei doch noch ein Räthsel, es sei die Sphinx, die unbeweglich an der Pforte des Tempels ruht und jeden Reisenden mit Fragen verwirrt. Dieses Dunkel, das um Deutschland flattert, habe nicht blos in der eigenthümlichen Lage unsers Volkes seinen Grund; auch die Mittel, die man versucht, um Deutschland für Frankreich zu entdecken und zu deuten, waren falsche, sagt Quinet. Man machte sich allerdings mit Ernst an das Geschäft, dies Land in seinen Ideen, Träumen und Chimären aufzufassen, man hielt dies Volk für eine körperlose Seele, in seinen philosophischen Systemen, in seinen tiefsinnigen Legenden und Mährchen, in seiner Poesie suchte man seine Existenz, ja man glaubte, Deutschland habe keine andere, als in diesen Gebieten, man glaubte, die Deutschen hätten nur eine geistige Heimath, nur ein ideelles Vaterland. Dieser Abstraction folgte man, stieß auf ein leeres, ungeheures Schattenreich und kehrte sich unheimlich wieder ab. Während Einzelne sich mit deutscher Philosophie beschäftigten, ließ man Geographie, Geschichte, Klima, Sitten und alles außer Acht, was den Geist bedingt und erklärt. Deutschland, sagt Quinet, ist nicht die herumirrende Seele, um welche sich in der Wüste die Dämonen des Zweifels und des Wissens streiten, die Deutschen sind eine große Nation, oder vielmehr eine Gemeinschaft von Nationen, die sich jetzt mit gewaltigem Eifer auf die reale und praktische Welt werfen, als hätten sie nach dieser Seite hin einen großen, bisher leer gebliebenen Raum zu füllen. Man kann, fährt er später fort, über Deutschland die widersprechendsten Dinge sagen, ohne die Wahrheit zu verfehlen. Deutschland ist das einzige Land, wo man aufrichtig protestantisch und aufrichtig katholisch ist. An der Spree ist man spiritualistisch, an der Donau materialistisch. Keine Nation hat mehr Kenntnisse, mehr tiefes Wissen, und keine hat zugleich tiefere Vorurtheile. Der Kosmopolitismus ist den Deutschen eingeboren, und doch ist der Nationalhaß bei ihnen eingewurzelt. Wer dies Volk zeichnen und

darstellen will, muß die entgegengesetztesten Pole erfassen, Linien ziehen, die sich aufheben, Stoffe verstehen, die bei aller Feindseligkeit doch neben einander bestehen, wie in einem friedfertigen Schooße geborgen. Bei aller Verschiedenheit zwischen Frankreich und Deutschland, meint Edgar Quinet, ständen ungesucht beide Völker doch auf dem Puncte, wo sie sich die Hände reichen müßten. Der Krieg, den sie mit einander geführt, habe sie mündig gemacht, das eine habe in einer politischen, das andere in einer religiösen Revolution seine Schule überwunden, jedes sei dem andern in andern Feldern vorausgeeilt; es sei Zeit, daß sie eine Gegenseitigkeit eröffneten, die zur Ausgleichung des Errungenen und Versagten führen müsse. Für die Civilisation des Westens gebe es nur eine Furcht: Rußlands wachsende Macht. Warum sollte nicht schon dieser Gedanke die westlichen Völker vereinigen?

Dem ersten Hefte sind eine Lithographie und ein schöner Stahlstich beigefügt. Savoye selbst erläutert jene; sie gibt die Gestalt einer Jungfrau, die an der Eiche lehnt, in den Händen ein hohes Schwert und das Buch des Gesetzes, auf das der Zeigefinger deutet, ohne daß ihm das Auge den klugen Weg zeigt — wie deutsch! — rings herum liegen die Attribute von Kunst und Wissenschaft, der Merkurstab liegt etwas bei Seite, hinten ragt ein gothisches Mauerwerk, früher ein hoher Ernst für die Nation, jetzt die Spielerei eines Komödianten. Diese Jungfrau am Eichbaume ist Germania in der Majestät der leidenden, harrenden Jungfräulichkeit. Frankreich! lerne sie liebgewinnen, sie war von je mit ihrer Liebe, mit ihrer Schwärmerei, mit ihrer Hamletstugend, die Heldin eines Trauerspiels!

Joseph Mainzer, der für deutsche Musik in Paris eine höchst rühmliche Wirksamkeit übt, gibt einen kleinen Artikel über sein Fach; Meyerbeer verspricht in einem Briefe über Maria von Weber, mit dem er in Darmstadt unter Abt Vogler Musik studirte, einige Mittheilungen. Ueber den Rhein und Rheinstein, welches der Stahlstich vorführt, gibt Savoye eine interessante Charakterskizze. Ein Brief aus Weimar gibt ein Bild von der Epoche Goethe's und der übrigen Heroen des deutschen Parnaß.

Die Sprichwörter der Deutschen.

Dr. Körte hat sie in vier Lieferungen (Leipzig bei Brockhaus) alphabetisch geordnet und mit Parallelen aus den Sprachschätzen anderer Völker durchflochten. Jeder Freund seiner Sprache wird den Werth dieser Sammlung anerkennen. Jedes Volk hat in seinen Sprichwörtern seine Moral und seinen Charakter epigrammatisch niedergelegt. Der Chinese nennt sie „Denksprüche der Weisen", der Italiener „Volksschule", der Spanier „Arznei der Seele", der Araber „Blume der Sprache", der Deutsche „Weisheit auf der Gasse." In diesen kurzen Beziehungen liegt zugleich der unterschiedliche Charakterzug in der Physiognomie der volksthümlichen Sprichwörter, man erkennt daran, wiefern Philosophie oder Poesie bei dieser und jener Nation ihre Einflüsterungen machten, um den Sinn des Volkes zu bestimmen. Auch bei den Griechen waren die ersten Sprichwörter Gedankensprüche der sieben Weisen, bei den Hebräern gewann das Sprichwort den hohen Schwung der Prophetie und einen bestimmten Rhythmus für den religiösen Tiefsinn. In Deutschland ist das Sprichwort nicht so hohen Ursprungs, es ist „Weisheit auf der Gasse." Einige erinnern an die Sphäre der Klostergeistlichen, die meisten sind jedoch aus der Periode der Reformation, wo der Bürger und der Bauer witzig und grob wurde gegen das Herkommen der Kirche; deshalb die Derbheit, die Naivetät mit dem Dreschflegel, die Verspottung mit beiden Fäusten; zugleich aber auch die charakterfeste Gottesfurcht, denn Luther's Diction beherrschte das ganze Zeitalter. Er selbst sprach den Wunsch aus, es möchte diesen Sprachschatz Jemand ordnen; er fühlte zu gut, daß er am Sprichwort einen Alliirten hatte gegen Aberglauben und anmaßliche Dummheit. Es ist die Zeit, wo man den Teufel noch leibhaftig sah und ihm ein Tintenfaß an den Kopf warf, obschon man sonst gegen alle Teufeleien der Menschen kräftig und mit Gott zu Felde zog. Auf den Teufel bezüglich gibt's vielleicht 50 deutsche Sprichwörter, die ihre Abstammung vom reformatorischen Zeitgeiste nicht verläugnen. Aus dieser Anzahl heben wir folgende Kernsprüche heraus: Ein Mensch ist des Andern Teufel. Der Teufel pfeift einem süß, eh' er aufsitzt. Der Teufel gießt gern, wo's schon naß ist. Der Teufel hat mehr denn zwölf Apostel. Der Teufel ist subtil und spinnt doch grobes Garn. Den Teufel jagt man hinaus, der Satan kommt wieder herein. Der Teufel ist unsers Herrgotts Affe. Man mott dem Düvel ook mal en Kertz upsetten. Den Teufel und Gott in Ein Glas bannen. Jeder hat seinen eigenen Teufel. Wer mit dem Teufel essen will, muß einen langen Löffel haben. Wo der Teufel nicht hin mag, da schickt er ein altes Weib. Der Teufel ist nie so schwarz, als man ihn malt. Wenn der Teufel alt wird, will er ein Mönch werden. Der Teufel mag alles werden, nur

kein Lehrjunge. Der Teufel hat ihn im Laufen verloren. Von dem kriegt der Teufel kein Pechlicht. Es geht Einem so glatt ein, wie dem Teufel eine Advocatenseele.

Den staunenswerthen Reichthum unserer theuern Muttersprache nehmen wir besonders an den Redensarten der Zech- und Saufbrüder wahr. Es sind ihrer 142. Wir machen uns das Vergnügen, sie hier in absteigender Reihe vorzuführen: Er hat ein gut Gefälle. Er spürt den Wein. Er hat ein Räuschchen. Er hat 'nen Spitz. Er hat einen Strich. Er hat etwas im Kopfe. Er hat ein Gläschen über'n Durst getrunken. Er hat sich bezecht. Er ist wacker abschüssig gebaut. Er trinkt sich einen Pelz, damit ihm der Narr nicht erfriert. Er hat zu tief ins Glas geschaut. Er hat einen Haarbeutel. Er trinkt auf den künftigen Durst über drei Wochen. Er hat ein Glas zu viel getrunken. Er hat einen Hieb, — einen Stich, — einen Schuß, — einen Jesuiter. Er ist illuminirt. Er spricht in fremden Zungen. Er hat sich einen Bart gemacht. Er hat etwas im Oberstübchen. Es spukt ihm im Giebel. Er hat einen Giebel, — einen Rausch. Er ist angeschossen, — selig. Er hat einen Heiligenschein. Er hat poculirt. Er schwebt. Er hat genug. Er sieht zwei Sonnen. Er sieht die Buchstaben doppelt. Er ist benebelt. Er hat etwas zuviel. Er hat sich bene gethan. Er ist mit einem Hering durch den Hals geschossen. Er hat sich gut vorgesehen. Er hat was in der Krone. Es ist im Oberstübchen nicht richtig. Er sieht den Himmel für eine Baßgeige an. Er hat des Guten zuviel gethan. Er hat sich was zu Gemüthe geführt. Er hat schief geladen. Er hat einen Igel im Leibe. Er trinkt ohne den Bart zu wischen. Die Zunge ist ihm schwer. Er hat Moses' Zunge. Er kann lallen. Er ist herumgeführt. Er hat seinen Tulis, — sein Theil. Er lavirt. Er geht den S. S.-Strich. Er hat in den Thran getreten. Er segelt mit vollen Segeln. Er geht als wenn alle Häuser ihm gehörten. Er macht einen pas frisé. Er ist gut gesegnet. Der Kopf ist ihm schwer. Er hat Glasaugen. Er kann um keine Ecke kommen. Er sieht die Thurmspitze für 'nen Zahnstocher an. Er hat sich die Nase begossen. Er hat den Mund verfehlt. Er sieht Schleifkannen am Himmel. Er sieht den Bock für den Gärtner an. Er taumelt. Er war an einem guten Orte. Er ist dabei gewesen. Er hat seine Ladung. Er sieht ein Paar Stiefeln für ein Messerbesteck an. Dem Kamerad wird unwohl. Er ist betrunken. Er hat Staffetten nach Speier geschickt. Er kann die Zunge nicht mehr heben. Er kann auf keinem Beine mehr stehen. Er hat wunde Füße. Er ist satt. Er ist à tout. Er ist voll, fertig, weg, hin, geliefert. Er nimmt einen auf die Lunge, gießt einen auf die Lampe, hinter die Binde, nimmt einen gegen's böse Wetter. Er hat was im Dache. He hett wat im Kreisel, im Timpen, in der Krone. Kunradi, hahl na di! Er hat vom Krakeel-Wasser getrunken. He hett sick beschlumpert. He drinket mit Maaten (maßweise). He is benüselt. Er hat sich schwarz gemacht. Er hat einen Tummel. Er sieht aus, wie 'ne Gans, wenn's wetterleuchtet. Er ist knüll. Die Zunge geht ihm auf Stelzen. Er kreuzt. He hett sick todeckt. He hett to veel pichelt. He kicket ut fünf Oogen. Er sieht 'nen kalenberger Bauer für 'ne Erdbeere an (wegen des rothen Rocks). He is half sieben. He hett to veel knipset. Er sieht ein Fuder Heu für 'ne Pelzmütze an, — einen weißen Hund für 'nen Mühlknappen. He kann nig mehr över'n Bart spucken. Er sieht aus wie'n gestochen Kalb. Er hat sich an den Laden gelegt. He hett de Jacke vull. Er hat sich bespühlt, begiegelt, bepumpelt, betudelt, behäbelt. He hett de Planken to leef. Die Worte brechen ihm zusammen. Er hat viel übergebeugt. Er ist toll und voll. He is dick un duhn. Er ist katzendick, sternblind dick, pudelhageldick, blindhagelvull, so vull as en Dudelsack, knüppeldick. Er ist unter'm Tische. Man hat ihn begraben.

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Fortsetzung.)

[Wirkungen des Bades, die Gesellschaft.]

Der Umstand, daß mehrere mit den verschiedensten Krankheiten behaftete Individuen durch bloßes Waschen mit der Soole des salzaer Salzwerks entschiedene Hülfe oder wenigstens Erleichterung gefühlt hatten, veranlaßte den vorigen Badearzt Dr. Tollberg zu Anfange dieses Jahrhunderts, die Bestandtheile der Soole chemisch zu analysiren. Er fand allerdings Heilkräfte nicht blos im salzaer Patriotismus, sondern in der Soole selbst, und auf seine Veranstaltung erhoben sich zuerst im Jahre 1804 mehre kleine Häuser, in welchen auch Fremde, welche die Heilquelle benutzen wollten, Quartier finden konnten. Der wirkliche Nutzen der Quelle, der sich vor meinen Augen noch in diesem Jahre sichtbar herausstellte, machte gar bald eine Erweiterung der Anstalt nöthig, und so kam es denn, daß nach und nach außer dem ursprünglichen Soolbade ein Schwefel-, ein Dampfbad und mehrere andere Bäder mit verschiedenen Mineraltheilen als Hauptelemente entstanden. Namentlich hat sich in den letztverflossenen 10 Jahren das Bad ungemein gehoben. In zwei Fällen beobachtete ich wahrhaft staunenswerthe Reactionen des Soolbades auf den Körper. Der eine betraf einen jungen Cavalier, welcher seit neun Jahren durch einen Flechtenausschlag im

Gesicht höchst entstellt war und gegen denselben fast sämmtliche allopathische und homöopathische Celebritäten Berlins, Leipzigs und Heidelbergs fruchtlos consulirt hatte. Das elmener Soolbad brachte diesen schlimmen Gesichtsschmuck vor einem Jahre so gründlich zum Weichen, daß der nochmalige Gebrauch des Bades in diesem Jahre kaum noch nöthig war. In dem zweiten Falle sah ich eine zarte junge Dame, die von Kindheit auf an wahrhaft monströser Anschwellung und Verhärtung der Halsdrüsen gelitten und ebenfalls die heroischsten Mittel aller ärztlichen Schulen seit Jahren vergebens dagegen angewendet hatte, in etwa sechs Wochen so durch die Badecur in Elmen geheilt, daß sich nach den Aussprüchen der Aerzte bei abermaligem Gebrauche des Bades im nächsten Jahre eine radicale Herstellung erwarten läßt. Für derartige Krankheiten würde also Elmen gewiß zu empfehlen sein und Badelustige mögen sich durch das Bild, das ich von Salza, der uralten Mutter Elmens, entwarf, nicht davon abhalten lassen, der Tochter bei Gelegenheit vielleicht die Cur zu machen. Sie präsentirt sich eben nicht in eleganter Atlaßrobe, doch trägt sie ein recht sauberes, modernes Hauskleid und lächelt namentlich bei schönen Morgen recht heiter und gemüthlich aus dem kleinen, nach englischem Geschmack angelegten Lustpark nach Hrn. Graßhof's hübscher Badetabagie hinüber, in welcher selbst ein mehr prätentiöser Badegast als ich Alles findet, was sich in Elmen erwarten läßt. Hrn. Graßhof's Rival ist ein Herr Damm, dessen Restaurationslocal mehr Gäste aus der niedern Sphäre anzieht, während bei Graßhof die höhern Stände conversiren. Außerdem fehlt es nicht an kleinern Privatlocalen, die den Fremden für nicht eben hohe Preise freundlich zu beheimathen bereit sind. Die Badeliste führt gegenwärtig 382 Gäste auf, in welche Zahl freilich die salzaer Langeweile bereits mit einem starken Nummerposten dividirt haben dürfte. Elmen ist mehr ein Bad für wirklich Kranke, als ein solches, das durch die mächtigen Magnete der Badelust: Gruppenwechsel, lebhafte Conversation, Vergnügungen aller Art, und vor Allem die liebenswürdige Ungebundenheit der Curgäste in den größern Bädern, zum Besuch einladet, wo der Einzelne in dem Convolute der Nationen und Interessen aller Art sich selbst kaum finden und demzufolge, von Fremden ganz unbeachtet, mit den Götzen oder Götzinnen seiner verschiedenen Badeneigungen beliebige Abgötterei treiben kann. Der Ton Bad Elmens ist im Ganzen ungezwungen und herzlich, ein Conversationsvorzug der ganzen dortigen Gegend, und geht man in die nähere Nüancirung ein, so dürfte er mehr mercantilische als andere Aggregate haben, was bei der Nähe Magdeburgs gar nicht befremden kann. Im nächsten Jahre wird der Verkehr von dorther noch lebhafter werden, da eine Eisenbahn von Magdeburg nach Salza gebaut werden soll. Diese würde jedenfalls das Großartigste sein, was je in Salza zu finden war, wenn sie nicht vor Salza gleiche Aversion zu fühlen schien, als ich, und es eine Viertelstunde etwa links liegen ließe. Die Arbeiten haben längst begonnen und Schienen für die Erdkarren sind schon gelegt.

Unter den Personen von Belang, welche die Badeliste nennt, dürften der Commandant von Magdeburg, General v. Thiele, der Chefpräsident v. Manteufel ebendaher, die russische Gräfin v. Bannow, der herzogl. anhalt-bernburgsche Kanzler v. Pfau und die Kammercommissionsräthin Dietze aus Barby zu nennen sein. Ich hatte Gelegenheit, in der letztern eine Dame von höchst liebenswürdigem Charakter kennen zu lernen, die es wohl verdient, daß sie nicht bloß als jetzige Besitzerin des Stammschlosses der uralten Reichsgrafenfamilie von Barby, das später (seit 1659) Residenzschloß des Herzogs Heinrich von Sachsen und seines Sohnes Albrecht Ernst war, genannt, sondern auch als Mutter der Armen in Barby und auf ihren Rittersitzen Pomsen bei Leipzig, Güldenstern bei Torgau u. s. w. gefeiert werde. Ohne ihre Herzensgüte würden namentlich die Armen in Barby im vergangenen harten Winter noch weit mehr zu beklagen gewesen sein, und ohne ihren regen aufopfernden Eifer für vaterländische Geschichte und Literatur wären mir schwerlich die literarischen Schätze zugänglich geworden, die ihr Schloßarchiv enthielt, und die — wie ich in einer eigenen Schrift zu beweisen gedenke — für die Geschichte des mächtigen deutschen Dynastenhauses der Grafen von Barby, das im Mittelalter oft mächtig in die Interessen einzelner deutschen Staaten eingriff, von unschätzbarer Wichtigkeit sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

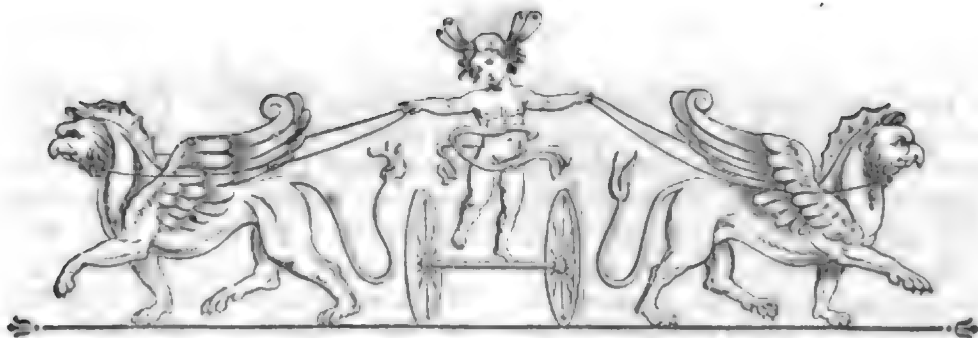
[Blücher an seine Gemahlin.]

In Dr. Dorow's Sammlung von „Denkschriften und Briefen" steht folgender classische Brief: „uf den March nach Pariß den 26sten Juni 1815. — gesund bin ich, noch 12 Meillen von Pariß die ich auch ballde zurücklegen werde. Schon habe die Pariser, und die Provisorische Regierung Deputirte geschickt und bitten um einstellung der Feindsehligkeiten, ich habe sie nicht angenommen. Bonaparte ist abgesetzt, und will nach Amerika gehen, ich habe Nostiz heütte nach Laon geschickt und von die Deputirte Bonaparte sein Todt oder seine auslifferung, die übergabe aller Festungen an der Sambre und der Maß verlangt dieses wehre die Condition unter welche ich mit ihm unterhandlen wollte. Dem ohn er acht marchire ich noch heutte grade uf Pariß, ich werde das Eisen Schmiden weill es wahrm ist, den ich will vor dem herbst zu hauße sein, lebe wohl küsse Lisettchen, grüße alle alte bekannten, besonders Lottchen, die Girod und Worsing, noch ein word, dein Bruder und Girod sind gesund. Blücher."

[Ein neuer William Shakspeare.]

In London ist ein Mann, Namens William Shakspeare, Schauspieler und Theaterdichter, aufgetreten, der sich für einen directen Abkömmling des großen Shakspeare ausgibt und — nach den circulirenden Portraits, die aber bekanntlich sämmtlich blos imaginär sind — wirklich eine Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung aufzuweisen hat. Eine innere Aehnlichkeit fehlt ihm, seine Stücke, namentlich: „der Königin Befehl," sollen ziemlich schlecht sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 152. — den 6. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

I.

Am rechten Ufer des lithauischen Gränzflüßchens Welika, oberhalb der alten Veste Opotschka, hatte eine Schaar von Jägern auf freiem Felde Rast gemacht. Die Sonne begann schon zu sinken und kühle Schatten breiteten sich über die grüne Lagerstatt, die trotz des Spätsommers von frischgeschnittenem Grase duftete. Es war um das Jahr 1613, kurze Zeit nach dem schmählichen Untergange des falschen Dmitri, und die unaufhörlichen Kriege der Russen und Polen hatten wahrscheinlich die Arbeiten des Friedens auf Feld und Wiese verzögert. Gekoppelte Rosse weideten auf der Grasstoppel und ihr unmuthiges Schnauben, so wie das Sträuben von Schweif und Mähnen verrieth der Thiere Widerwillen gegen die festgeschnallten Sättel, eine Vorsicht, welche die häufigen Einfälle der Litthauer gar unerläßlich machten. In den Satteltaschen hing noch die Jagdbeute, Hasen, Füchse, Reiher und Birkhühner, was vermuthen ließ, daß die Jäger hier kein Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Nur einiges Wild hatte man auf den Boden geworfen und einige Reisige waren beschäftigt, es auszuweiden, während andere die im falben Tageslichte matt flackernden Feuer schürten, um darüber das ausgeweidete Wildpret am Spieße zu braten. Weiterhin erblickte man Männer, die den Falken pfeifend ihr Futter zuwarfen, und in einer andern Gruppe trieb man das rohe Spiel, die paarweise gekoppelten Rüden tantalisch zu quälen und zu peitschen, wenn sie vor Hunger und Ungeduld über das vorenthaltene Futter laut aufheulten. Der ganze Haufe war wohl über hundert Köpfe stark, doch ließ er nach der Tracht und äußern Erscheinung sich füglich in zwei Theile absondern. Die Kleidung der Einen, rothe, pelzverbrämte Kaftane und eine ähnliche Kopfbedeckung, das Pulverhorn und die Kugeltasche auf dem Rücken, die bessere Haltung, so wie eine gewisse Geringschätzung, die sich in ihren Mienen für ihre Gefährten ausdrückte, ließ gar leicht auf die eigentlichen Schützen (Strelzi) schließen. Der Andern kunterbunte Tracht und freche Manieren aber gaben die Dienerschaft und das Jagdgesinde zu erkennen, Stalljungen, Falkeniere, Treiber und Hundewärter. Dieser Troß der Knechte lieferte zugleich ein treues Gemälde der Fahnen, unter denen ihre Herren zu verschiedenen Zeiten gedient, denn die abgetragenen Fetzen herrschaftlicher Kleidung deckten hier und da bisweilen nur spärlich die Blöße der Diener; eine verbleichte Kosakenkurtka prangte neben den Trümmern eines tatarischen Waffenrocks, neben dem polnischen Kontusch ein russisches Hemde. Durch die lärmenden Gruppen drängten sich von Zeit zu Zeit einzelne Diener, die Schüsseln mit gebratenem Wild und Geflügel einer den Umständen nach gar zierlich gedeckten Tafel zutrugen. Ein seidendurchwirktes und mit Perlen besetztes Tischtuch; die schwervergoldeten Löffel,

das Salzfaß in Form einer Ente, die Pfefferbüchse und Reiseflasche, Alles von edlem Metall, verrieth vornehme Gäste. Eine alte Hängebirke aber beschattete nur halb zwei reichgekleidete Herren, die sich mit sichtbarem Wohlbehagen auf einem türkischen Teppich ausgestreckt hatten. Der Jüngere von Beiden konnte für eine männliche Schönheit gelten. Das jugendfrische, feingeschnittene Gesicht hatte den Ausdruck einer heitern Gutmüthigkeit und Lebenslust, zuweilen jedoch gab das Funkeln zweier glühend schwarzen Augen und ein schwärmerisches Zucken des Mundes das innerlich tobende Feuer der Leidenschaft und ein reges geistiges Leben zu erkennen; die stolze Wölbung dunkler Brauen ließ auf das Bewußtsein hohen Ranges und persönlichen Muth schließen. Der Aeltere schien ein Mann von dreißig und mehr Jahren, wohlbeleibt und heitern Muthes. Bei dem übergroßen Eifer, mit dem er den Wein eingoß, der behenden Geschicklichkeit, mit der er die Braten zerlegte, sprach er dennoch unaufhörlich, und indem er seinen stilleren Genossen zum Essen nöthigte, vergaß er den eigenen Leib dabei keineswegs, was seine ohne Unterlaß kauenden Kinnladen bethätigten. Nach einer Pause von wenigen Secunden, die er jedoch weislich durch das Hinunterschlucken eines Birkhuhnrückens ausgefüllt, erhob der Aeltere der beiden Bojaren den schweren Pokal mit beiden Händen, unter dem lauten Ausruf: „Auf das Wohl unsers neuen Herrschers, Czar Michael-Feodorowitsch!" Mit den Worten: „er lebe lang und glücklich," that ihm der junge Bojar Bescheid, und Beide leerten auf einen Zug ihre Becher. Der Wein schien den wortkargen Jüngling gesprächig zu machen, denn er fügte hinzu: „Dein Wein ist gut, — und mit Freuden mag man den Becher auf Jemandes Wohl leeren, auch bleibt Einem der Name des guten Czaren nicht in der Gurgel stecken, wie einst unter Iwan Wasiljewitsch. Unsere Väter schluckten damals den Malvasier an der Tafel des Czaren mit verzerrten Mienen hinunter, als ob sie bittern Wermuth tränken. Denn während sie auf die Gesundheit des Herrschers tranken, griffen sie unwillkürlich an ihre Ohren, um zu fühlen, ob diese noch an der alten Stelle säßen." — „Freilich," entgegnete der Andere, „sah ich doch selbst des Czaren leiblichen Vetter Tiroff, dem Iwan der Schreckliche im Scherz mit dem Tischmesser ein Ohr abschnitt. Der Bojar verneigte sich dankbar, weil der Gebieter so huldvoll mit ihm zu scherzen beliebe, aber unter den Seinen sang er ein anderes Lied, daß man die Ohren darob verhüllte und Thür und Fensterläden schloß."

„Weder verschlossene Thüren noch vermauerte Fenster schützten damals vor Verrath oder den barbarischen Gräuelthaten seiner schamlosen Leibwächter. Es bedurfte blos eines Angebers, ein Verbrechen schuf dann schon der Folterzwang. Ich erinnere mich, Onkel Agareff, wie man mich als Kind mit der Drohung schreckte: Wenn Du weinst, Stepan, so kommen die Trabanten und fressen Dich. Auch waren Sie ärger noch als Menschenfresser, ganz wie reißende Thiere. Das Volk zerstob wie Spreu im Winde, wo es die schwarzen Panzer sah, und die Kaufleute ließen ihre unverschlossenen Buden im Stich. So sehr Du der Flasche zugethan bist, die Lust zu trinken wäre Dir vergangen bei dem Anblick, wie man inmitten des Kreml die Leute auf einem Rost briet, oder zum Zeitvertreib Bären aufs Volk hetzte." —

„Andere Zeiten, andere Plage, Fürst Stepan! Iwan entriß die Herrschaft den Tatarkhanen und trug sie mit all' ihrem Druck auf uns über; er war ein böser Herr, Gott vergeb ihm die Schuld, aber ein großer Czar. Moskau zitterte vor ihm; er demüthigte die Knäsen und Bojaren, aber die Nachbarn fürchteten uns und Rußland konnte ruhig schlafen!"

„Fürwahr, es schlief, wie im Grabe, und war ruhig, wie das Meer, wenn es glatt ist! Wozu diente die Furcht der Nachbarn, da jeder Trabant uns ungestraft mit Füßen trat, da man auf schmähliche Lügen hin uns um Ehr' und Gut bestahl; da die Seel' im Leib' und im Bette das Weib eine Beute des ersten besten Höflings ward. Legten vielleicht jene vierzigtausend Nowgoroder ihr Haupt mit Freuden auf den Henkerblock, damit ihre Enkel dereinst die Früchte der blutigen That ernten könnten?" —

„Fürwahr, ein unerhörter Gräuel! Es ist sündhaft, daran zu denken, und Frevel wär's, solche Verbrechen zu vertheidigen; aber ward nicht bei alledem die russische Herrschaft mit russischem Blute besiegelt?" —

„Wenn Du ein Gleichniß bedarfst, so sage lieber, der Czar zerbrach das Bündel Pfeile, weil er sie zu fest zusammenbinden wollte. Auch wäre ohne Boris kräftige Hand das Reich unter dem Dutzend Pseudo-Czaren geborsten, wie ein Faß ohne Reifen. Man spielte Ball mit der Krone. Hier war's der Galgenvogel Tuschinski, dem man Treue schwur, dort der Schwedenkönig; hier wählten sie den Wladislav, dort sogar seinen Vater, den Polenkönig Sigismund. Gedankt sei Gott, unser Czar trug den Sieg davon. Hielt uns nicht eine Sprache, ein Glaube zusammen, so war es aus mit Rußland! Wir waren ohne Haupt, aber wir hatten ein Herz, in

dem die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande schlug und List, Gewalt und Tapferkeit unsere Feinde überwand. Ohne Poscharski's Großthat würde der Pole noch in der Hauptstadt unserer spotten, die Gäste unsere Herren sein! Doch wir haben jetzt einen Herrscher nach unserm Wunsche —"

„Heil Romanow und seinem Stamme!" —

„— Und Du wirst Dich gar bald überzeugen, Onkel Agareff, daß Michael durch Milde Rußland stärker machen wird, als der Schreckliche durch seine Gräuel."

„Man sagt, der junge Czar sei gar leutselig." —

„Sicherlich, die Zeit ist vorüber, wo man sich ohne ellenlangen Bart nur hinter den Rücken der Bojaren im Reichsrathe bergen durfte, jetzt findet der Czar für Alt und Jung ein freundlich Wort. Ich sah ihn zur Frühmesse nach der Kathedrale des Kreml reiten und das Volk drängte sich auf seinem Wege, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Jeder wollte ihm den Steigbügel halten. Und er, wie herablassend grüßte er allenthalben, wie verhieß er gnädig Schutz und Gerechtigkeit seinem Volke. Wahrlich, er glich einem Boten des Himmels, gesandt, uns Frieden zu schenken und die Wunden, die man uns geschlagen, zu heilen!"

„Verleihe Gott ihm Ausdauer und langes Leben! Es ist Zeit, daß unser ermüdetes Vaterland ausruhe; Doch noch tobt die Brandung an die Ufer, obgleich der Sturm sich gelegt — noch sind die Polen in Smolensk —"

„Wir werden sie gar bald zu Paaren treiben." —

„Horn aber und de la Gardie halten Nowgorod besetzt."

„Was thut's? Wir werden es entsetzen."

„Das ist leicht gesagt, Fürst Stepan, unser Vaterland ist arm an Geld und Leuten, aber die Polen und Schweden haben sich mit gestohlenem Gute bereichert und werben alles Gesindel zu ihren Heeren. Die Tataren und Tschuden sind mit uns im Streite. Allenthalben droht uns Verderben, aber Hülfe kann uns nur vom Himmel kommen. Ich bin überfroh, daß Du hergekommen, mich abzulösen; mich gelüstet nach dem Bette. Daran ist aber bei den unaufhörlichen Einfällen der Polen und Deutschen schon lange nicht zu denken. Und wäre es noch ehrliches Kriegshandwerk, hier aber muß man sich mit Räubern und Dieben die Hände besudeln!"

„Wo Gefahr ist, da ist Ruhm zu erwerben! — Doch sage mir, wie Du Dich so lange halten konntest, da doch schon Pskow erstürmt ist?"

„Ich bin wie der graue Staar auf den Augen der Deutschen, Schweden und Lithauer! Dabei sind wir hier wie weggesetzt auf dieser Insel, und um tapfere Kämpen kümmert sich der Feind wenig. Wo das Eisen die einzige Kriegsbeute, da fehlt die Lust am Kampfe. Doch was hörst Du an Dingen, die Du in kurzer Zeit mit eigenen Augen sehen wirst. Sag' mir dafür, was hört man von des Czaren Vater, dem Metropoliten Philareth?"

„Man erwartet ihn zu Moskau. Bereits hat der Czar Gesandte mit der Nachricht von der Wahl an Sigismund abgeschickt. Man hofft, der König werde sich zu Friedensvorschlägen, so wie zur Auswechslung oder Einlösung der Gefangenen verstehen."

„Ich wünsche, daß Alles gehen mag, wie Du glaubst. Doch ich meine, man wird jetzt ehrbar werden müssen und heucheln bei Hofe. Aus Zechbrüdern werden Betbrüder werden, um einer Nonne, der Mutter des Czaren, zu gefallen."

„Allerdings, Onkel Agareff, auch möchte ich Dir rathen, hier die Hälfte Deines Bauches zurückzulassen, damit Dein breiter Leibgurt und Deine Purpurwangen Dir nicht zum Vorwurfe gereichen möchten neben Gesichtern, bleich von Fasten, gewohnt, schon vor Sonnenaufgang sich zur Frühmesse im archangelschen Kloster einzufinden, um dort laut zu beten, damit es die Leute hören! Doch sei unbesorgt, der junge Czar weiß recht gut, was für des Kriegers Rock und was für die Mönchscapuze sich schickt, und obgleich ein abgesagter Feind jener tollen Zechgelage aus der frühern Zeit, liebt er selbst den Scherz und fröhliche Gesichter."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Fortsetzung.)

[Umgebung Elmens, Großartigkeit der Saline.]

Die Umgebung Elmens ist nicht eben reizend und romantisch, und namentlich gibt es nur drei auswärtige Orte, wohin die Curgäste bisweilen Ausflüge machen. Der erste und am häufigsten besuchte ist das Dorf Grunewald über der Elbe, der zweite der sogenannte „Busch," eine diesseit der nahen Elbe sehr freundlich in einem Haine gelegene Sommertabagie, und zuletzt der durch seine herrlichen, prunklosen Naturanlagen, seine saubern Häuser in den regelmäßigen Straßen und durch die wohlthuende melancholische Ruhe, die über ihn ausgegossen ist, unendlich anziehende Flecken Gnadau, der einer Herrnhutercolonie zum Asyle dient.

Außer dem trefflichen Journalcirkel in Herrn Graßhof's Tabagie, dem Conversationstalent der Badegäste und einigen zufälligen Badearrangements gewährt noch die Besichtigung der Saline in Elmen selbst ein Vergnügen, das

allerdings zu den seltenern gehört. Ich kann nicht umhin, dieser Saline in kurzem Erwähnung zu thun, da sie die bei weitem großartigste Erscheinung in diesem Genre von technischen Kunstwerken ist, die ich jemals gesehen habe. Als Mittelpunct des Ganzen dürfte das sogenannte Schürhaus, ein Bau von fast mittelalterlich-faustrechtlichem Ansehen zu betrachten sein. Es steht mit der Badeanstalt in naher Beziehung, indem diese aus ihm alle ihre kalten und warmen Wasser erhält, ist aber ursprünglich dazu bestimmt, in kolossalen Kesseln Dämpfe zu bereiten, welche die äußerst künstlichen Pumpmaschinenwerke in Bewegung setzen. Diese heben die Salzsoole aus den Schachten auf ein Gradirhaus, das über eine halbe Stunde Weges lang und von höchst merkwürdigem Bau und Aussehen ist. Das bekannte dürrenberger kann in Hinsicht der Größe gar nicht mit ihm verglichen werden, und die zu Kösen können natürlich noch weit weniger Anspruch auf Geltung machen, wenn von dem salzaer die Rede ist. Beim sogenannten „ersten Falle" wird durch das Pumpenwerk die rohe Soole so auf den Gipfel des Gradirhauses gehoben, daß sie aus Rinnen, welche der ganzen Länge des Hauses nach hinlaufen, in langsamem Flusse auf Dornenbündel träufeln, womit das Gradirhaus in der Höhe von etwa 30 Fuß ausgefüllt ist. Während ihres Niederfließens trocknet die Luft die Wassertheile so aus, und setzen sich die unbrauchbaren Mineraltheile als Krystalle so an die Dornen an, daß die Soole bei ihrer Ankunft am Boden, der aus gut zusammengefügten Bretern besteht, um ein Procent schwerer geworden ist. Von hier geht sie durch Röhren wiederum vor die Pumpmaschine, wird wieder auf das Gradirhaus gehoben und gewinnt beim zweiten Falle durch die Dornen wiederum um ein Procent an specifischem Gewicht. Sie geht endlich zum dritten Male durch Röhren vor die Pumpe, wird wieder auf das Gradirhaus gehoben, beim dritten Falle durch die Dornen um noch ein Procent schwerer und von solcher Güte, daß ihrer Kochung nichts mehr im Wege steht. Zu diesem Ende wird sie noch ein Mal hoch gehoben, dies Mal aber nicht, um in die Dornen zu fließen, sondern um in Röhren einzudringen, die unter der Erde hinweg nach Schönebeck in die Kothen gehen. Aehnlich ist die Einrichtung bei der sogenannten Wasserkunst in Leipzig und an andern Orten, und die Lage der Röhren von Salza nach Schönebeck längs der Häuserrücken an der Chaussee durch eingerammte starke Pfähle bezeichnet. Vor einigen Jahren riß ein Sturm den mittlern Theil des Gradirhauses nieder, und daraus, daß die Reparatur dieses Theiles über 120,000 Thaler kostete, kann man einen Schluß auf die Großartigkeit des Ganzen ziehen. In Schönebeck wird die Soole gekocht, ist aber vor dem Kochen schon so rein, daß von der Flüssigkeit, wenn sie zwei Fuß hoch in der Pfanne steht, kaum drei Zoll verkochen. Diese Arbeit wird verrichtet durch die sogenannten Köthger, einen Menschenschlag, der sich durch eine gewisse liebenswürdige Derbheit der Sitten und der Fäuste äußerst bemerkbar zu machen weiß. Er hat viel Aehnliches mit dem Hallorenstamme in Halle, der einer gleichen Verrichtung bei den dortigen Kothen vorsteht, bei weitem interessanter aber dadurch ist, daß er bei aller Rohheit einer gewissen Originalität nicht entbehrt, zu welcher schon der Umstand beiträgt, daß er, einem unvermischten Wendenstamme entsprossen, um keinen Preis gewisse durch das Alterthum geheiligte Sitten und Gebräuche dieses Stammes ablegt. — Da zum Salzsieden eine beständige hohe Temperatur erforderlich ist, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn man die Köthger blos mit einem Paar schwarzen Leinwandhosen, die von den Hüften bis zu den Knieen gehen, während der Arbeit bekleidet sieht. Daß aber die Polizei zu Schönebeck ihnen gestattet, in solchem Costüm die Kothen zu verlassen und in Tabagien oder von und nach Hause zu gehen, hat mich — ich gestehe es — Wunder genommen. Nicht minder wäre es in der ganzen dortigen Gegend zu wünschen, daß auch den Frauen und Mädchen auf dem Lande mehr Sinn für Toilette eingepflanzt würde. Ein speculativer Buchhändler sollte mit einer Heller-Encyklopädie der Aesthetik in dortiger Gegend seine Rechnung finden — denke ich. Man lebt daselbst noch etwas zu sehr im Stande der Unschuld, und so sehr ich sonst Naturanlagen liebe, so sehr wunderte ich mich z. B., als ich eines Tages eine Fußpartie nach dem genannten Gnadau machen wollte, mich im Wege etwas verirrt hatte und in dem Hause eines benachbarten Dorfes mich nach dem richtigen erkundigen wollte, daß mir ein junges Mädchen auf mein Klopfen an der Thür im Unterrocke aus dieser entgegentrat, mich, so sichtbare Bewegungen zu schleunigem Zurückziehen ich machen mochte, nicht von der Stelle ließ, sondern in diesem Ornate bis vor ihr Hofthor und so weit das Dorf entlang begleitete, bis sie den rechten Pfad mir genau angeben konnte. Ich würde aus diesem einzelnen Falle von vieler Gefälligkeit noch nicht auf die ähnliche Eigenschaft der Gegend geschlossen haben, wenn es nicht zu den rebus minimi momenti gehörte, daß bei der großen Hitze, die noch herrscht, während ich dieses schreibe, die Mädchen und Frauen oft mit ganz freier Brust und übrigens höchst nothdürftiger Bekleidung in Feldern und Gärten arbeiten. Selbst in den Städten traf ich diese paradiesische Sitte, wenigstens in den Häuserreihen, die sich — wie erwähnt — von Salza nach Schönebeck ziehn und diese Orte verbinden.

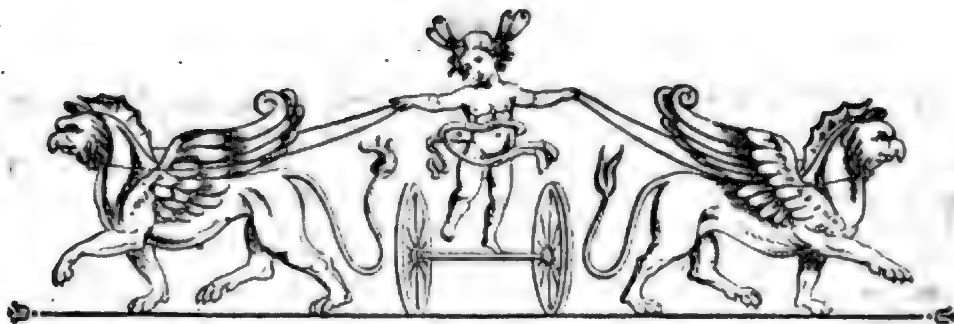
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Erste Heirathszeit.]

Der berühmte englische Arzt James Johnson gibt in seiner Economy of health, welche von Dr. Calmann (Leipzig, bei Weber) unter dem Titel „Hygiastik" erschienen ist, die vierte Septenlade des Menschenlebens als die geeignetste Zeit an, das eheliche Bündniß zu schließen. Er theilt nämlich die Lebenszeit in Jahrsiebente ein; die vierte reicht mithin vom 21sten bis zum 28sten Jahre. Das Weib sollte nach seinem Vorschlag wenigstens 21, der Mann wenigstens 28 Jahre alt sein; zugleich erklärt er diesen Unterschied der Jahre für den heilsamsten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 153. — den 7. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Doch scheinen mir die Bojaren Beides nicht zu lieben; Dich selbst, Fürst, hätte man nicht so leicht vom Hofe hinweggelockt, wenn es dort so lustig zugegangen! Wir sind an Waffenlärm und lustige Gesellschaft gewöhnt; auch machen wir kein Hehl daraus, daß ein karg zugemessener Humpen uns nicht mundet!"

„Du hast's getroffen; mir gefiel in der That die Einförmigkeit des Hoflebens nicht, auch langweilte mich der Müßiggang, und ich liebe das Kriegszelt mehr als den Czarenpalast; denn seit mir der Rücken unter dem Panzer steif geworden, bin ich unfügig, mich zu krümmen oder zu heucheln."

„Ganz meine Meinung, Fürst! Doch wer ist jetzt des Czaren Günstling, denn nimmermehr ist er ohne solchen."

„Das ist gerade des Czaren Verderb; man wählt sich den Günstling, wie ein Stöckchen zum Zeitvertreib, und in kurzem wieder zur Stütze, ohne die man keinen Schritt vorwärts schreiten kann. Bis jetzt kann man dem Czaren hierüber keinen Vorwurf machen, er sieht mit eignen Augen und hört mit seinen Ohren; in dies Ohr wird sich jedoch, scheint mir, Soltikoff gleich einem Ohrgeschmeide einhängen, denn nicht umsonst schneidet er der ganzen Hofwelt Katzenbuckel. Doch ich muthmaße nur."

„Ich verstehe, Fürst, doch Dank für Deine Winke, denn wer aus dem Lager nach Hofe reist, muß alle vier Himmelsgegenden kennen; dort veranschlagt man Bücklinge und wägt die Worte eines Mannes, aber zählt nicht seine Schlachten oder Wunden; doch was hilft's, mit den Finken im Walde muß man schlagen." —

„Dein Ton wird schlecht zu den Uebrigen stimmen, denn Du bist gewohnt, wie ein Bär zu brummen."

„Gleichviel, Fürst Stepan; für dies Mal ist es meines Vaters Wunsch, der mich von hier abruft; er will sich noch vor seinem Tode freuen, daß ich vor dem Czar Gnade gefunden, und dem Greise muß man schon etwas zu Liebe thun. Dabei weißt Du, daß man für ungesehene Dienste schlechten Lohn findet, und obgleich ich mich seit acht Jahren im Kriegslager umhertreibe, bin ich doch nur Hauptmann der Strelitzen. Und habe ich etwa die Hände in den Schooß gelegt, dieweil ich seit vier Jahren nicht vom Pferde gestiegen und seitdem wie ein Büßender im eisernen Hemde schlafe, und mich bald unter Nowgorods Mauern geschlagen, bald vor Pskow oder Isborsk, stets auf dem Rückzuge begriffen oder zum Ueberfall bereit, zwar nicht immer mit Erfolg, doch auf Manneswort! nie mit Unehren!"

„Nun, und was begehrst Du?"

„Und für sauren Dienst und schwere Wunden ist mir seit zwei Jahren keine Gunstbezeigung zugefallen. Wofür aber schlägt man sich, wenn nicht, um seinen Säbel nach der Schlacht mit Oel zu schleifen."

„Recht, Freund, ich begreife. Du speculirst auf eine Woiwodschaft, so ein warmes Plätzchen, wenn auch im kalten Lande. Nun, wohlan! laß uns auf die Ge-

sundheit des künftigen Woiwoden von Tobolsk den Becher leeren!"

„Aber was fehlt denn mir, um Woiwod zu werden? Wird mir etwa die Feder aus der Hand gleiten, oder der Zobelpelz von der Schulter fallen? Gib mir den Befehlshaberstab, und meine Hand wird geschickt sein, ihn zu führen!"

„Fürwahr, Du könntest mich auf eine Woiwodschaft lüstern machen, wäre dies Loos anders so beneidenswerth, doch Freund und Feind haben unser Vaterland von einem Ende zum andern so ausgefegt, daß den Woiwoden nichts übrig bleibt, als die verlornen Hufeisen zu sammeln, da wo der Pferde Huf die Saaten zerstampfte. Für den Kasten gibt's jetzt nicht viel in Rußland, denn sogar aus Wäldern und Flüssen hat man auf fünf Jahre voraus die Steuern erhoben. Doch mir scheint's, das gilt Dir gleich und Du willst blos die Ehre. Gott sei mit Dir, bedenke aber, daß man nicht, wie in der Fabel: „als Narr hineinkriecht in ein Ohr und aus dem andern geht als Weiser hervor!""

„Auch sage ich nicht, Fürst Stepan, daß man weiser wird durch die Macht, aber man scheint es doch. Du erzähltest, daß Akinfi Semenowitsch Hofmarschall geworden —"

„Freilich that ich dies, und nachdem ich Dir die Chronik des Hofes vom Oberceremonienmeister bis zur Geschichte des letzten Stallknechtes beendet, bitte ich mich mit allen ferneren Fragen zu verschonen oder vielmehr auf die meinigen zu antworten ...., vor allen Dingen: gibt's hier in der Umgegend Schönheiten? ...."

„Fragtest Du mich, ob es hier Bären gäbe, so könnte ich Dir dienen, denn auf hundert Werste im Umkreise sind mir alle Fuchs-, Otter- und Bärenlager bekannt. Und haben wir einen Augenblick Ruhe im Dienst, so geht es auf die Jagd, aber nicht nach Weibern.... Schau' meine Hunde! Der Gelbe mit den braunen Flecken nimmt allein einen Wolf auf sich; der Braune — ein Gebell wie Musik — vorigen Herbst am heil. Pakrostage ...."

„Beim heil. Pakrof, erbarme Dich meiner und laß Deine Hunde und die Jagd ...."

„Wie es Dir beliebt, Fürst, doch bei allen Heiligen, ich mag lieber daran denken, wie ich jagte, als wie ich gejagt ward, denn mir hat das Glück in Liebesabenteuern nie geblüht, und ich habe als Page am Hofe des Pseudo-Czaren mehr aus Muthwillen mit den Weibern gescherzt, als aus Neigung ...."

„Dem mag so sein, doch erinnerst Du Dich noch an Barbara Wasiltschikoff, jenes rosige Kind von vierzehn Jahren, auf die wir so oft in den Gemächern des Czaren mit Wohlgefallen blickten, wenn ihre Tante, die Fürstin Tatewa, sie an den Courtagen mit zur Marina brachte?"

„Ich glaube mich zu erinnern .... übrigens liebäugelten wir damals mit allen Schönen, entzückt über die neue Sitte, ihre Reize bei Hofe unverschleiert anschauen zu dürfen .... doch worauf zielt Deine Frage?"

„Daß mein Herz mir jenes Mädchen lebhafter ins Gedächtniß zurückruft, als Dir Dein Auge. Du wirst Dich erinnern, daß wir damals just mit den Polen Friede geschlossen und ich in hoher Gunst bei der Czarin stand. Täglich sah ich hier die Fürstin mit ihrer Nichte, da diese nie ohne ihren Liebling bei Hofe erschien. Ich näherte mich der Jungfrau und unsere Herzen schlossen den Bund der Freundschaft. Bald rief mich der Friedensbruch unserer treulosen Freunde aufs neue ins Feld. Unter Schuisky-Skopin's Fahnen kämpfte ich im Norden, zog dann mit gegen den Pseudo-Czaren und die Polen in den Krieg. So kam ich während drei Jahren nicht vom Schlachtfelde. Als wir aber endlich unter Poscharsky's Anführung siegreich und mit Ruhm bedeckt in die Heimath zurückkehrten, war mein erstes Geschäft, über den Aufenthalt der holden Barbara Erkundigungen einzuziehen. Und was höre ich! Die Fürstin Tatewa ist gestorben, das Fräulein selbst aber ist von ihrer Mutter ins Pskowsche auf die Güter der Familie gebracht worden. Zu dieser Zeit traf Dein Abschiedsgesuch ein; um Deine Stelle als Hauptmann nach Opotschka anhalten und hieher fliegen war eins. So bin ich denn gekommen, den Anblick des langentbehrten Schatzes zu genießen ...."

„Um ihn geraubt zu finden .... denn bei meiner Treu, so eben fällt mir ein, daß das Edelfräulein Barbara Wasiltschikoff bereits vor zwei Jahren von den Litthauern entführt ...."

„Entführt," schrie Fürst Serebrenny zornsprühend ihm ins Wort fallend, „und Du bist hier das Haupt der Strelitzen? Du, ein russischer Edelmann, sahst ruhig zu, wie man eine russische Edeldame unter Deinen Augen wegnahm, gleich einem Huhne, während Du das Land ringsum aufgeboten im Namen des Czaren, wenn man Dir ein Fäßchen französischen Weines gestohlen! Unverzeihliche Trägheit, die mit Schmach bedeckt den russischen Namen!"

„Hast Du geendet?" fragte kaltblütig Agareff, in-

dem er den Schnurrbart um die Finger der rechten Hand wickelte, während er mit der Linken auf den Boden des umgekehrten Bechers trommelte.

„Ich würde bis zum jüngsten Tage nicht aufhören, könnten nur meine Vorwürfe Dich so schwer treffen, als mich Deine Trägheit!"

„Wozu die eitlen Worte, Stepan! Beruhige Dich und höre mich an, damit ich Dir den Verlauf der Sache erzählen kann: Die Güter der Dame Wasiltschikoff liegen unterhalb Isborsk und sie ist ringsum die reichste Edelfrau. Das Gerücht von ihrer Ankunft aus Moskau verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter dem Räubergesindel der Umgegend, doch hielt sie die zahlreiche Dienerschaar und die gefürchtete Nachbarschaft der Strelitzen lange von einem Ueberfalle zurück. Vor zwei Jahren endlich ward mein Vorgänger auf diesem Posten in einem Strauße mit den Deutschen getödtet. Diesen Moment der allgemeinen Unordnung benutzte der am jenseitigen Ufer der Welika wohnende Pan Dschegota, Wachtmeister der Gepanzerten. Er setzte mit seiner Diebesbande bei Nacht über den Fluß und die Gränze, überfiel das Gut der Edelfrau, mordete und plünderte nach Banditenart, und um sein Werk zu krönen, entführte er die Bojarentochter nebst vier andern Jungfrauen. Ich selbst war damals noch nicht hier; als ich aber hieher gesandt ward, fand ich alle Hände voll zu thun, und mir ist seitdem kein Augenblick geblieben, der Jungfrau nachzujagen."

„Doch was thaten ihre Angehörigen, und warum zahlten sie nicht das geforderte Lösegeld?"

„Ihre Mutter starb bald darauf vor Gram. Ihr Großvater aber, Fürst Tatew, der Vormund ihres minderjährigen Bruders, ein habsüchtiger Mensch, verweigerte unter allerlei Vorwänden, die Enkelin loszukaufen. Seitdem hat sich Niemand für die Waise verwendet."

„O, abscheuliche Niederträchtigkeit! Doch wo peinigt man jene unglücklichen Schlachtopfer?"

„Das ist bis heute noch ein Räthsel. Anfangs sagte man, der Räuber halte sie unter strengem Gewahrsam, bald aber hörten selbst die Gerüchte über sie auf, da ähnliche Vorfälle hier nicht zu den Seltenheiten gehören, und Barbara ist seitdem verschollen."

„Ja wäre es im tiefsten Meere, rastlos will ich die köstliche Perle suchen, bis ich sie gefunden! Die Behausung des Räubers liegt in der Nähe, sagst Du?"

„Etwa funfzehn Werst von hier. Uebrigens ist Dschegota ein kühner Mensch, der unsere Leute oft bis unter die Mauern des Schlosses verfolgt, und gewandt wie eine Schlange, denn bis jetzt ist es uns noch nicht gelungen, ihn ins Netz zu locken."

„Da meine Rechte, Agareff, der Falke soll nicht lange mehr frei fliegen!" — Und zugleich gab Fürst Serebrenny dem nächsten Trompeter ein Zeichen. Ehe noch der bestürzte Agareff ihm Einhalt thun konnte, hallten schon Trompetenstöße durch den Wald, die Schützen brannten ihre Lunten an und schwangen sich auf die Rosse, im Nu waren der Troß, die Koppel und die Reisigen zum Abmarsch bereit. Der Fürst schwieg, seine Augen rollten, die Adern schwollen ihm auf der Stirn und seine Hand zuckte unwillkürlich an dem Dolch im Gürtel. „Auf," rief er dem Freunde zu, „laß uns dem Rufe der Ehre und des Herzens Folge leisten! Der Feind soll erfahren, daß man ihm nicht ungestraft den Handel mit russischen Schönheiten gestattet!"

„Doch bedenke," erwiederte der besonnenere Agareff, „daß Du selbst den Befehl des Czaren überbracht, der alle Streifzüge streng untersagt und die Aufrechthaltung der Friedensverträge gebietet!" —

„Nie schloß Rußland mit Räubern Frieden."

„Aber willst Du nicht in das Gebiet des Friedens einbrechen, ist's nicht gerathener, die Auswechslung der Gefangenen abzuwarten?"

„Ich fordere Genugthuung mit dem Schwerte."

„Aber wird man nicht blutige Genugthuung beim Czaren verlangen ob des Friedensbruches?"

„Ich fordere keinen Feigen auf, mich zu begleiten!" rief Serebrenny unwillig, „Du hast mir das Commando übergeben, mein Haupt haftet für dessen Führung."

„Keine Beleidigung, Fürst! Doch Dein Wille geschehe, und ich verlasse den Freund nicht im Augenblicke der Gefahr, mögen die Richter mich später schuldig finden! Auch wirst Du meine Leute erproben; dem Teufel verpfände ich meine Seele, wenn ich ihre Büchsen rosten ließ!" —

Die Freunde umarmten sich; der Fürst gab dem ältesten Rottenführer Befehl, die Tapfersten auszusuchen, den Troß aber nach Opotschka zurückzusenden. „Nach Lithauen, Gefährten!" rief der neue Hauptmann und sprang mit seinem Berberrosse zuerst in die Gewässer der Welika. Die Strelitzen suchten die Furt oder folgten auf verschiedenen Wegen dem muthigen Führer. Der fröhliche Ruf: „Nach Lithauen!" hallte längs den waldigen Ufern wieder. Die Sonne hatte sich bereits gesenkt und ein falber Dämmerschein spielte auf der bewegten Fluth. (D. F. f.)

Correspondenz aus Bädern.

Bad Elmen bei Salza.

(Beschluß).

[Stiftungsfeier. Festivitäten.]

Ein recht solennes Fest versprach ich mir am gestrigen Tage, als dem 15. Juli und Stiftungstage der Anstalt, und die pomphaften Ankündigungen in der innerlich und äußerlich classischen „magdeburgischen Zeitung" waren nicht geeignet, meine desfallsigen hohen Erwartungen herabzustimmen. Es sind sonst immer schöne Tage für mich, die Stiftungstage, und die Stiftungsnächte sind sonst auch recht passable Nächte, aber dieser Stiftungstag — — Hören Sie, hören Sie die Stiftungsfeier und — weinen Sie darüber, wenn Sie wollen!

Schon am frühesten Morgen fuhr Helios mit Brillantfeuer ins Blaue hinein. Vergeblich spähte ich nach einem dunkeln Wölkchen, dahinter meinen seit Tagen nicht mehr glühenden, sondern förmlich gesottenen Menschen zu bergen. Um die Wette mit dem Sonnengotte fuhr Magdeburgs Lohnkutschergilde, nur mit dem Unterschiede, daß sie im heißen Sande wühlte, während er oben im kühlen Aether manoeuvrirte. Ihnen folgte ein Heer von Privatequipagen und Reitern, meist ebendaher. — Ich weiß nicht, woher es kommt, daß es mir immer wie Kartoffel-Rum und Branntwein riecht, wenn ich von Magdeburgern höre, und warum mich förmlich schwindelt, wenn ich Magdeburger sehe. Die feinen Herrchen mit den modischen Fracks und den toupirten, strohüberdachten Haaren an sich können doch nicht daran Schuld sein, — ich meine jene, die an Werkeltagen Düten füllen, Barchent reißen, Seide zupfen und des Sonntags Manschetten tragen und durch die Argentanlorgnetten, von denen jede 10 Friedrichsd'or an Silberwerth enthalten soll, am liebsten nach sich selber gucken. Auch ihre Principale möchte ich nicht gern beschuldigen. Ich halte mich immer möglichst fern von ihnen, wie von ihrer Stadt, denn der magdeburger Ton ist mir — wenn ich offen sein soll — fatal. Krämerstolz bei meist „Riesenprojecten und Mäusegeschäften," eine gewisse Nobelheit — daß ich so sage! — die fast nach Arroganz riecht u. s. w. Der zufällige Vortheil, den Magdeburg mit Hamburg theilt, nämlich, daß es an der Elbe liegt, veranlaßt M's hohe Meinung, es sei ein Hamburg, und doch fehlen diverse metallene Liebenswürdigkeiten in M., die in den hamburger Truhen auf den Millionsfuß gesetzt sind; fehlt die körnige Gemüthlichkeit und Redlichkeit des Hamburgers, die gern seine marine Derbheit übersehen läßt; fehlt endlich die Solidität in den mercantilischen Unternehmungen und Speculationen, die den hamburger Kaufmann als in jeder Art achtungswerth dastehen läßt. Der Hamburger ist ein Kaufmann, der Magdeburger Speculant, der nicht umsonst weiß, daß Trommeln, Trompeten und Pauken in den Mauern der Vaterstadt in Menge zu finden sind. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt Handelshäuser in Magdeburg, die in jeder Art des commerciellen Verkehrs und der Solidität sich Achtung zu verschaffen wissen, allein das sind nur einzelne.

Außer aus den gewöhnlichen Badegästen und den Magdeburgern bestand nun an dem erwähnten feierlichen Stiftungstage das Publicum meist aus Zerbstern und den Bewohnern der nächsten Städte und Städtchen. Die ernste Feier des Stiftungsfestes begann dadurch, daß man sehr stark frühstückte und darauf besserer Verdauung halber eine Promenade machte. Als darauf die Mittagszeit längst vorüber war, schickte man sich zum zweiten Theile der Feier, dem Essen an der table d'hôte Herrn Graßhof's, an, und als auch dieser Actus, ohne sonderliche Effecte in den Badeannalen zurückzulassen, glücklich beendigt war, nahm man den Stiftungskaffee unter den schattigen Bäumen vor obgedachter Tabagie ein, wobei magdeburger Musiker, meist vom Militär, recht hübsche Concertmusik machten. Nach einem Abendbrötchen begann sodann der Stiftungsball im Saale des Hrn. Graßhof, der bis gegen 2 Uhr Morgens währte, und sonach wäre denn Alles recht gut und schön gewesen, wenn man nur beim Essen, Trinken, Musiciren und Tanzen daran gedacht hätte, daß man der Stiftung halber esse, trinke, musicire und tanze.

P. S. Fast hätte ich vergessen zu erwähnen, daß sich vor Zeiten auch ein Theater in Elmen und zwar in dem Hofflügel der Graßhof'schen Tabagie befand. Der guten Thalia aber ist das Soolbad vermuthlich zu salzig vorgekommen, denn ihre Hallen sind zwar nicht verfallen, aber doch dunkel, leer und verlassen. Man erwartete am Stiftungstage eigentlich Mimen aus Magdeburg, mußte sich jedoch vorläufig mit plastischen Darstellern begnügen, die nach Funk's Naturgeschichte eine Classe unter den magdeburger Mimen und andern Menschen auf dem Erdenrunde stehen: mit Affen, die auf dem Seile tanzten und Gesichter schnitten, auch wenn die Kritik sich günstig über sie aussprach. Ich möchte behaupten, dieses Affenintermezzo sei noch der erträglichste Theil der Stiftungsfeier gewesen. — Daß die deutsche Freude doch immer erst gedeiht, wenn sie sich den Magen vollgepfropft und den Kopf durch Weindünste zu jeder Art des Nachdenkens über Feierlichkeiten weit sinnigerer Art untauglich gemacht hat! —

Notizen.

[Talleyrand's Treue in der Freundschaft.]

Nur wenig Tage nach ihm starb Talleyrand's Freundin, die Vicomtesse von Montmorency. Sie wohnte dicht neben seinem Hotel, und täglich besuchte er sie. Vielleicht durfte sie sich rühmen, Talleyrand's Neigung ausschließlich treu besessen zu haben. Seit dreißig Jahren hatte sie in ihrem Hausstand nichts ändern lassen, und von alten Dienern in der Tracht des ancien régime umgeben, saß sie mit dem Fürsten in den altmodischen Zimmern, vor vergilbten Tapeten, in Lehnsesseln nach dem Geschmack der guten alten Zeit, und erzählten sich die Geschichten ihres wechselvollen Lebens, — ein Rococo-Bild, das eines Malers würdig wäre.

[Koenig.]

H. Koenig schreibt an einem zweibändigen Roman: „Dichten und Trachten."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

SUBSCRIPTIONS-ANZEIGE.

Rheinisches Album

oder der

Rheingau mit dem Wisperthale

und den Nachbarstädten

Mainz und Wiesbaden,

von

Adelheid von Stolterfoth, Stiftsdame.

Zehn Hefte

mit dreissig Stahlstichen

von den besten englischen und deutschen Künstlern

nach Original-Zeichnungen.

Preis jedes Heftes 6 gr. — 24 kr. C. M. — 27 kr. rhein.

Nicht die ganze Uferlänge dieses majestätischen Stromes, der so grosse Erinnerungen zurückruft, sondern den nur oberflächlich oder gar nicht beschriebenen und durch keine treue Abbildungen bekannten Theil, nämlich den eigentlichen Rheingau von Niederwalluf bis Lorch nebst dem dazu gehörigen Wisperthale mit seinen romantischen Burgen, hat sich der Verleger hauptsächlich zur Aufgabe eines werthvollen literarisch-artistischen Unternehmens gemacht.

Fräulein von Stolterfoth, die Verfasserin Alfred's und des auch in England mit so grossem Beifall aufgenommenen Rheinischen Sagenkreises, dem Publikum längst als ausgezeichnete Dichterin bekannt, ist durch einen langjährigen Aufenthalt in diesen herrlichen Gegenden heimisch geworden, und so innig mit ihren Naturschönheiten und ihrer interessanten Geschichte bekannt und vertraut, dass wohl kein anderer nur kurze Zeit daselbst verweilender Schriftsteller eine treuere und vollständigere Schilderung derselben zu geben im Stande sein möchte.

Alle Besitzer des Tombleson'schen Werkes über den Rhein werden daher in dem hier Angekündigten ein nothwendiges und in vollendeter Weise ausgestattetes Supplement finden. Es wird sich sowohl als ein Solches, wie auch für sich allein bestehend, den schönsten und werthvollsten Unternehmungen dieser Art anreihen, denn die Zeichnungen sind lauter wirklichen Kunstwerth habende Originale, und bringen grösstentheils früher noch gar nicht aufgenommene Prospecte zur Anschauung.

Der unterzeichnete Verleger hat keine Kosten gescheut, um dieses Werk würdig auszustatten, er rechnet daher auf eine recht zahlreiche Theilnahme des Publikums um so mehr, da der Preis bedeutend billiger als bei andern derartigen Unternehmungen gestellt ist. Im Laufe dieses Jahres wird dasselbe, welches in keinem Falle die Zahl von 10 Heften übersteigt, complet geliefert und hiermit nochmals allen Verehrern und Besuchern des herrlichen Rheins freundlichst anempfohlen.

Ferner erscheint binnen Kurzem, gleichfalls im Verlage des Unterzeichneten:

Das Denkmal Schiller's

von

Thorwaldsen.

Mit seinen vier Bas-Reliefs.

Nach dem Original gezeichnet von Giulielmi in Rom, in Relief-Stahlstich ausgeführt durch das Bureau du trésor numismatique zu Paris. gr. Fol.

Mit welch' hohem Enthusiasmus unser unsterbliche Schiller als der erste deutsche Dichter in seinem Vaterlande verehrt wird, davon gab kürzlich jene allgemeine Theilnahme das beste Zeugniss, die sich bei der Idee, demselben ein würdiges Denkmal zu setzen, unter allen Ständen deutlich aussprach.

Dieses Denkmal steht nun durch Meisterhand vollendet da und wird in Kurzem in des Dichters Heimath zu Stuttgart aufgestellt; von nah und fern werden seine Verehrer an dem Tage der feierlichen Enthüllung sich versammeln, um durch ihre Anwesenheit zur Verherrlichung des frohen Festes beizutragen und dadurch zugleich ihr tief empfundenes Dankgefühl dem Schöpfer so vieles Schönen und Erhabenen darzubringen.

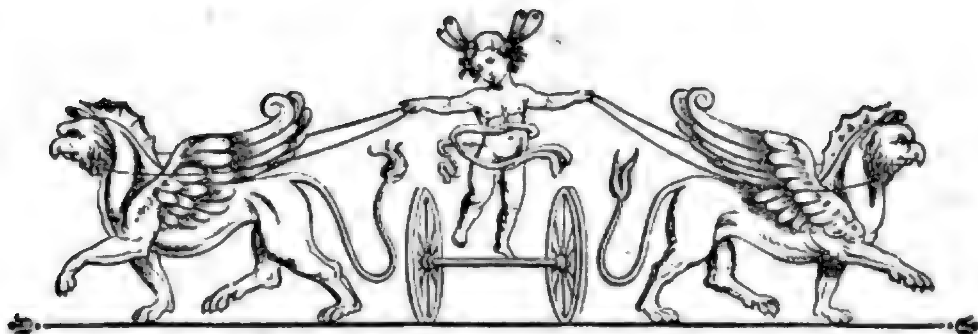
Wie Vielen wird es aber versagt sein, an dieser grossartigen Feier, die mit Recht ein deutsches Nationalfest genannt werden kann, Theil zu nehmen? und auch in der Folge das Standbild dieses so hoch verdienten Lieblings-Dichters der Deutschen an Ort und Stelle zu bewundern?

Um nun alle Diese für die Unmöglichkeit einer persönlichen Mitwirkung oder Besichtigung wenigstens theilweise zu entschädigen und zugleich den Besuchern des Festes eine sinnige Jedem erwünschte Erinnerung zu verschaffen, hat sich der Unterzeichnete entschlossen, dieses Denkmal in der noch wenig bekannten, schönen Reliefmanier, die sich insbesondere zu derartigen Darstellungen eignet, durch die Erfinder derselben in Paris stechen zu lassen. Er hat auch hier weder Kosten noch Mühe gespart, um ein dem hohen Zwecke ganz entsprechendes Kunstwerk zu liefern, wodurch sich an dieses Blatt ein dreifaches Interesse für den Käufer knüpft. Denn er besitzt in demselben nicht nur ein getreues Portrait des Dichters in Lebensgrösse, sondern auch eines der Meisterwerke des berühmten Thorwaldsen und überdies zugleich eine der gelungensten und in dieser Grösse in Deutschland noch nie erschienenen Leistungen der Stechkunst in sogenannter Relief- oder erhabener Manier.

Der unterzeichnete Verleger hofft daher durch recht zahlreiche Bestellungen bei seinem Unternehmen unterstützt zu werden, um auch einen recht billigen Preis stellen zu können.

Mainz, den 1. Mai 1838.

C. G. Kunze.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 154. — den 9. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

II.

Lautlos ritten die Strelitzen paarweise durch den dunklen Wald. Nur von Zeit zu Zeit vernahm man das Schnauben der Rosse, das Klappern der Zäume oder Bügel. Hier und da hielt der Wegweiser an, stieg vom Pferde und legte sich mit dem Ohre an den Boden, wo dann die schlummernden Reiter mit den Ellnbogen an einander stießen. Sobald er aber wieder aufsaß, bewegte sich der Zug in der frühern Stille mechanisch weiter. „Sind wir noch weit vom Ziele?" fragte der Fürst den Führer mit unterdrückter Stimme. „An der Gränze, Herr; gib den Befehl, sich schlagfertig zu halten, denn es möchte vor der Zeit zum Handgemenge kommen; die Kopfabschneider geben ihre Beute nicht ohne Schwertstreich zurück." — „Der Augenblick ist nahe, Freund," sagte der Fürst, zu Agareff gewendet, „wohl schlägt mir das Herz stärker vor dem Wiedersehen mit der Geliebten." — „Vielleicht im Grabe!" murmelte Agareff, „doch was stehen die Reiter?" fügte er hinzu, „die Hunde werden uns hier auswittern, man muß das Dorf umgehen." Darauf zählte er die Leute ab und vertheilte sie auf verschiedene Posten. „Pan Selensky," rief der Fürst seinem Reitknechte zu, „dieser Schütze wird Dich zu Dschegota's Hof geleiten; Du steigst über den Zaun, um auszuspüren, was man drinnen thut, während Dein Gefährte die Hunde von dem Hofthore hinweglocken wird." — „Gib wohl Acht," fügte Agareff hinzu, wo die Waffen hängen und ob es nicht Seitenausgänge in der Räuberhöhle gibt; man muß das Habichtsnest wie mit einem Helm bedecken, denn man sagt, sie hätten unterirdische Gänge." — „Alles wird nach Befehl vollführt werden; ich klettere auf die höchsten Mauern wie eine Katze und sehe bei Nacht schärfer als ein Luchs." — „Was ist das für ein Ueberläufer?" fragte Agareff, als des Fürsten Reitknecht sich im Dunkel der Nacht verlor. — „Ein polnischer Schlachtschütz." — „Und Du traust ihm auf polnischem Grund und Boden?" — „Sei unbesorgt," erwiederte der Fürst, „er hat kein Vaterland mehr. Unter den Fahnen Lisowsky's dienend, zog er einst im trunkenen Muthe den Säbel gegen seinen Obern; der strenge Feldherr verurtheilte ihn ohne Pardon zum Strange; er entlief und suchte Schutz bei mir. Ich nahm den gewandten Burschen auf und habe seine Treue seitdem vielfach erprobt, er ist mir mit Leib und Seele...." — „Halt, ich höre Schüsse." — „Nicht doch, die Hunde bellen, es ist Zeit, anzurücken. Mir nach, Gefährten, abgesessen von den Rossen!" — Und die kleine Schaar verschwand ebenfalls in der Finsterniß auf der Spur Selensky's. —

Von der höhern Umzäunung, die der Wohnung des Führers der Gepanzerten als Wall diente, warf der schlaue Diener des Fürsten seine Späherblicke just in das Wohnzimmer der niedern Behausung. Thierhäute und Waffen bedeckten die Wände und eine Streu von

Riedgras den Boden des Zimmers. In einer Ecke stand ein schlanker, junger Mann von wildem Aussehen und putzte beim Schein eines mattflackernden Lämpchens eine Pistole, ihm gegenüber in der Dunkelheit saß ein junges Weib auf dem Vorsprunge eines ungeheuren Ofens in russischer Tracht, von Zeit zu Zeit drang ein halbunterdrücktes Schluchzen aus der Brust der Gefangenen bis zu dem Ohre des Lauschers. In der Mitte des Zimmers aber saß eine Alte im schmuzigen polnischen Ueberwurf am Tische, die einem vor ihr stehenden Juden verschiedene Ketten, Ringe und andere Kleinodien zeigte, während sie das Gezeigte jedes Mal mit kaltblütiger Verschmitztheit wieder in ein Käsichen packte. „Hundert Goldstück, Pana, e mächtig Stück Geld," unterbrach der Jude die Stille, indem er ein paar reich mit Edelsteinen und Perlen besetzte Ohrringe bei dem trüben Talglichte durch die Finger gleiten ließ. „Gott was e trübes Wasser in de Perlcher." — „Dein Auge ist trübe wie Deine Seele, Christusverkäufer," herrschte die Alte, „solche Perlen hat selbst die Pana Wojewodin nicht im Traum gesehen; hängt man diese Perlen Dir, einem Schweine oder Mops ins Ohr, so wird man mit mehr Wohlgefallen auf die schmuzigen Ohren sehen, als auf die vielgepriesenen Augen der schönsten Pana im Umkreise! Aber wie hoch schätzest Du dies Halsbald? auf Dein verlornes Gewissen, nun, was stockst Du?" — „Scheene Steincher, aber altmodik, muß mer doch des Gebendche rein ausbrechen, um ebbs draus zu machen, e Steinche kenn springen, aber es kenn springen ab de Politir; de vornehme Panenki wellen nischt trogen solche Gebendche!" — „Schweig' mit Deinen Panenki! Hat doch dieser Schmuck dem Bilde der heil. Katharina zu Isborsk als Einfassung gedient und die Starostin selbst braucht sich nicht zu schämen, ihn anzulegen. — Ich sehe, Leib," fügte die Alte hinzu, ihren Schmuck wieder einpackend, „wir werden nicht mit einander fertig; in kurzem kommt der schwarze Jossel vom rigaer Jahrmarkt mit frischem Geld und frischer Waare zum Tausch — das ist wahr, schöne Waare hat der Jossel!" — „Jau, er hot," fiel ihr der Jude ins Wort, „wu hot er? Hab' ich doch ach scheine Woore, un meine Sloten sinnen aach nischt beschnitten!" — „Sind sie nicht beschnitten, so sind sie rasirt," erwiederte die alte Diebshehlerin, „sind sie nicht gewaschen, so sind sie abgescheuert; ich kenne Dich, Rothfuchs, das letzte Mal fehlten mindestens zehn As an jedem Deiner Ducaten!" — „Was argern se sich, Pana, hob' ich doch nit geprekt de Ducoten." — „Nicht geprägt, aber geschmolzen. Nimm Dich in Acht, Leib, ich kenne Dein Handwerk! Fällst Du erst in die Klauen des weißen Adlers, so bleibt höchstens noch für die Raben etwas von Dir zum Frühstück übrig." — „Sennen sie mer nit hitzik, Pana, ane Hand wascht die andre, well ich doch de Kunde nit verlieren und wer geben zehn Ducoten fer den Ring mit de grine Steincher." — „Hast Du getrunken, Hundesohn? die Einfassung allein kostet das Doppelte." — „Weiß ich doch," sagte der Jude mit verschmiztem Lächeln, „was er kostet dem Pan Dschegota, hat er doch nur aanen Preis, wenn er geht einkoofen." — „Sieh 'mal, Galgenvogel, und Du bringst ehrliches Christenblut nicht mit in Anschlag?" versetzte die Alte, die den Juden verstand und zu dem Jünglinge in der Ecke gewendet, kreischte sie: „Jasa, der Schuft spottet ehrlicher Leute und verdächtigt ehrlich erworbenes Gut; was ihr aus Feuer und Wasser gerettet, vor Euch das Schwert und das Beil im Nacken!" — „Wozu die unnützen Worte," brummte verdrießlich der junge Räuber und schüttete Pulver auf die Pfanne, „ich will das neue Pistol auf dem Schädel des Ischariot versuchen!" Und damit legte er an auf den zitternden Juden. — „Gott was e dummer Spaß," schrie der letztere erbleichend, „kann mer doch taudt schießen e Mensch mit esau e Spaß." — „Ich will Dir zeigen," brüllte der Andere wüthend, wie Dschegota's Sohn zu spaßen pflegt!" — Im selben Augenblicke vernahm man starkes Hundegebell vor dem Hofthore. „Das ist der Vater," unterbrach die Alte das Gewinsel des Juden, „geh, Jasa, geschwind und öffne das Seitenpförtchen, er wird schwer bepackt sein." — Das Hundegebell verstummte und die frühere Stille trat wieder ein. „Nein, das war er nicht," sagte Jasa, der sein Ohr an die Wand gelegt, und laut auflachend, als er den Juden am Boden sich krümmen sah, fügte er hinzu: „Die Stirn kannst Du diesmal nicht mit Sloten verkleben! Weiß ich doch, Schlange vom Sinai, daß Du meinen liebsten Freund und Zechbruder, den Pan Zibulski, verkauft an die Spione des Hetmanns, weil er ihm seinen Araber aus dem Stalle geholt!" — Der Jude ward kreideweiß. — „Freilich," fuhr Jasa fort, „den Zibulski kannst Du mir nicht aus der Hölle zurückbringen, zu der Du und der Henker ihm so schnell verholfen, aber ich will Dich ihm nachspediren, denn es wird ihm ohnehin langweilig sein da droben, wenn Du ihm nicht wie früher im Kruge drei Viertel Maß Branntwein für ein Ganzes aufhängst! Aber vor allen Dingen her mit dem Beutel!" — Der Jude wand sich wie ein Wurm, unwillkürlich griff er nach der Geld-

katze, als wolle er ihren Besitz vertheidigen. „Gib her den unnützen Mammon," spottete Jasa. — Der Jude gab ihm den Beutel, griff aber convulsivisch nach dem herabhängenden Riemen und stöhnte: „Ich bin e geschlog'ner Mann, en unglücklicher Mensch! was willst de vernichten den armen Jüd?" — „Ich will Dich an der Gurgel kitzeln, Leib," fuhr der Andere spottend fort und schlug ihm mit dem Pistol auf die Hand, „Deine Seele hab' ich im Sack, das ist die Einnahme. Spare Dein unnützes Gewinsel, es ist Zeit, Deinen Leib unter meine Ausgaben zu verzeichnen. Laß ich Dich am Leben, so machst Du mir Kalges und klagst, aber um einen todten Juden lesen weder Mönche noch Richter unser einem den Text." Damit setzte er dem schon Halbtodten das Pistol an die Gurgel, sich noch einige Augenblicke an der Verzweiflung des Juden weidend. Plötzlich schoß das junge Weib wie ein Pfeil von ihrem hohen Sitze herab, mit Riesenstärke entwand sie das Pistol der Mörderfaust und schrie überlaut: „Habt Ihr mich noch nicht satt gequält in der Gefangenschaft, soll ich noch Zeugin Eurer Greuel sein!" — „Fort," brüllte Jasa und rang mit ihr um die Waffe, „fort mit Dir, oder im nächsten Augenblicke hast Du den Stein am Halse und den Kopf im Teiche; dort magst Du liebeln, Greinerin, mit Bruder Jan!" — Die Alte warf sich zwischen die Ringenden, das Mädchen schrie, der Räuber faßte den stöhnenden Juden am Gürtel und schleppte ihn nach dem Hofe, um ihm hier den Rest zu geben. Das Wehgeschrei des unglücklichen Schlachtopfers mischte sich mit dem Hülferuf des Mädchens. „Sie ist mein," rief eine Stimme unter dem Fenster, ein Schuß blitzte und der Räuber fiel lautlos zu Boden, ehe er noch Zeit gehabt, sein Pistol abzufeuern. Im selben Augenblicke brachen die Schützen ins Haus und eine in Brand gesteckte Scheune gab den Zurückgebliebenen das Zeichen zum Ueberfall. Die Flamme fuhr prasselnd in das dürre Sparrwerk der Hütten, das Klaggeschrei der Weiber und Kinder, das Brüllen des Viehs wechselte ab mit dem Gebell der Hunde und dem Lärm der Flintenschüsse. Die Gepanzerten dachten an keinen Widerstand, halbnackt und unbewaffnet flüchteten sie in die nahen Wälder, während die Strelitzen schonungslos mordeten, sengten und plünderten. Die feurige Lohe spielte am dunklen Nachthimmel und erleuchtete den Schauplatz voll Gräuel. Die beiden Anführer des Streifzuges stießen eben auf einander. „Meinen Glückwunsch," schrie Agareff, „zur wiedergefundenen Braut." — „Der kommt zur Unzeit," erwiederte Serebrenny. „Wir, wäre die schöne Gefangene, die ich aus dem Kampfe führen ließ, nicht Deine Warrinka?" — „Für diesmal haben wir umsonst Lärm geschlagen, doch will ich ehrlos sein, wenn mir nicht der alte Räuber mit seinem Haupte das verlorene Kleinod bezahlen soll!" — „Du irrst Dich, wir haben reiche Beute gemacht an Pferden, Vieh und Geld; die Gepanzerten haben volle Kasten." — „Wozu nutzt mir ihr Geld und Gut, da ich weder die Taube noch den Habicht in meine Gewalt bekommen? Doch ich will mein Haupt nicht zur Ruhe legen und mit den Pferdeschweifen die Asche der lithauischen Schlösser zusammenfegen, wenn mir Lithauen diese Perle nicht zurückgibt! Schützen, schürt die Flammen und schleppt mir das Weib des Dschegota herbei!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Vorbereitungen zum Sängerfeste. Frankfurts stiefmütterliche Stellung zur Literatur.]

Noch habe ich den Freudenrausch unseres Festes nicht ausgeschlafen; noch hallen all' die Wundertöne der frischgeknüpften Freundschaft in meiner Seele wieder, und schon versuche ich es, Ihnen eine Beschreibung dieses merkwürdigen Festes, dieser für Frankfurt drei ereignißvollen Tage zu geben. Vielleicht gelingt es mir desto besser. Die Seele des Menschen muß erst wie das helle Siegelwachs im Feuer erweicht werden, wenn sie die Buchstaben des Siegels treu wiedergeben soll. Will man sich von seinen Empfindungen Rechenschaft ablegen, daß auch der Zuhörer sie versteht und sie mitempfinden soll, so thue man es gleich. Möglich, daß nach einiger Zeit das Resultat heller, durchsichtiger und klarer wird, aber es wird auch um desto kälter, weil es eine bestimmte Form angenommen hat. Zürnen Sie mir also nicht, wenn ich nicht so ordnungsmäßig zu Werke gehe. Ich folge mit der Feder meinen noch heißen Erinnerungen. Diese aber, selbst dem innern Seelengang, dem Labyrinthenfaden der Intelligenz folgend, springen bei mir gern ab, ohne dem Gesetze der äußern Logik zu folgen. Die innere Logik — und es gibt eine, es gibt einen verborgenen Ideengang in der Seele des Dichters, — hat noch Keiner beschrieben, weil es unmöglich ist, diesem himmlischen Vogel, der unregelmäßig von einem Aste zum andern springt, zu folgen. Nur an seinem Gesange hört man, was für ein Vogel und wo er ist.

Schon seit 14 Tagen häuften sich hier die Vorbereitungen zu diesem Feste, es wollte sich ein Jeder zum voraus freuen, aber es fehlte andererseits auch nicht an Befürchtungen. Zuerst schien das Wetter dem Feste nicht günstig zu werden und dann fürchtete man doch bei einer solchen Menschenmasse Unordnungen. Beide Befürchtungen waren gottlob grundlos. Das Wetter, obschon gerade nicht schön, war dem Feste jedoch günstig und nicht die geringste Unordnung störte dieses in seiner Art noch nie begangene Fest. Frankfurt ist eine schöne, reiche, aber auch stolze Stadt, sie kennt ihren Werth und erkundigt sich erst recht kaufmannsmäßig, wenn sie einer andern die Hand zur Freund-

Digitized by Google

schaft und zum Bündniß reichen soll; sie schenkt lieber als daß sie leiht, aber hier bei dieser Gelegenheit hat sie jene steifen Schranken mit Gewalt niedergerissen, sie schien sich zu sagen: ich will einmal meinen Stand, meinen Reichthum und meinen Handel vergessen und mich recht gehen lassen, um zu fühlen, was eine ungekünstelte Freude ist; und sie that es. Das Fest an sich mag nicht so merkwürdig sein, obschon ich behaupten wollte, ein solches Gesangfest wurde in ganz Deutschland noch nicht gefeiert, aber daß ein solches Fest in Frankfurt begangen wurde, das ist gewiß zuerst ein Wunder und dann ein gutes Zeichen für das ganze deutsche Vaterland!

Schon am frühen Morgen den 28. Juli strömten die Einwohner Frankfurts an den Main. Man hatte bereits den Proben beigewohnt und sie kolossal gefunden Das Album war einen Tag vorher erschienen, alle Anordnungen waren von dem unermüdlichen und aus allen Classen bestehenden Comité getroffen und bereits flackerten Fahnen mit Frankfurts Farben vor verschiedenen Häusern. Am Main wimmelte es von geputzten Gästen und Kahnen. Ungefähr 40 Matrosen in Festkleidern mit rothen Schärpen wogten hin und her auf den vom Winde aufgetriebenen Wellen. Die Kanoniere der Stadt standen auf einer Insel aufgestellt und bereit, sich in kleine Böte mit ihren Böllern zu begeben, um die fremden Sänger würdig zu empfangen.

Kaum verkündete ein Kanonenschuß die Ankunft der Sänger von Hanau, Darmstadt und Offenbach, so setzte sich eine Deputation des Comités, das an dem Ufer des Mains sich in Corpore festlich geschmückt befand, in ein besonderes Boot, ein anderes nahm ein Musikcorps auf und nun segelten sie, von den Kanonierböten begleitet, dem großen Festschiff entgegen. Die Böte und Schiffe waren sämmtlich äußerst brillant beflaggt und bewimpelt. Das hanauer Schiff rückte unter Kanonendonner immer näher und zeigte seine großen Flaggen und eine geschmückte Lyra, worauf der Name Mozart in großen Buchstaben hervorleuchtete. Unbeschreiblich ist der Jubel, mit dem sie empfangen wurden. Montesquieu sagt irgendwo, daß da, wo das Volk sich nicht mit Politik abgibt, es für Theater und Kunstangelegenheiten einen außergewöhnlichen Enthusiasmus bezeigt, weil es immer einen Gegenstand haben muß, um den Schaum der Freude abspülen zu lassen. Glüht es nicht für Könige, Helden und Redner, so wählt es sich Sänger und Schauspieler, die dann dasselbe Schicksal haben. Der Mann hat vollkommen Recht. Dergleichen Betrachtungen drängen sich auf, wenn man bei einem Musikfeste die Elemente eines Nationalprincips entdeckt. Hätten die fremden Sänger das Vaterland gerettet, man hätte sie nicht herzlicher noch brillanter empfangen können. Zwar das Volk schrie nicht so beständig seine Vivats und Hoch, aber es kam daher, weil der bunte ungewöhnliche Anblick zu überraschend war, es konnte nicht zu Worten kommen. Einmal aber daran gewöhnt, brach seine Freude in tausend verschiedenen Bezeigungen aus, denn so etwas erlebt das frankfurter Volk selten. Der 18. October geht hier kalt vorüber, man ist daran gewöhnt, und dann ist ein Fest auf dem Wasser so schimmernd und beweglich, der Schauplatz ist beständig frei, die Ufer sind breit genug, um die Menschenmasse zu fassen und das Bild verändert sich mit jedem Augenblick, ohne aufzuhören dasselbe Bild zu sein und ohne zu langweilen. Der Präsident des Comités, der Componist und Theoretiker Schnyder von Wartensee, redete die Sänger in kurzen Worten an. Er deutete auf die Fahne Mozart's, sprach die Hoffnung aus, daß ganz Deutschland Theil an dieser Stiftung nehmen werde, daß Deutschlands Einigkeit nur durch die Kunst repräsentirt werden könnte. Die Stiftung ist in jeder Hinsicht national und mehr als lobenswerth. Sie macht vielleicht Epoche in der Geschichte der Kunst. Warum sie aber gerade für Componisten und nicht auch für Dichter ist, weiß ich nicht. Freilich der Name Mozart erinnert zuerst an Musik, aber die Kunst kennt keine Zunft und nur die Malerakademien haben dieses Unglück, sich als Zunft zu betrachten. Der Dichter wird überall am wenigsten geachtet, weder Maler noch Musiker können einen Schritt ohne ihn machen und doch zucken beide die Achsel über ihn.

Es gibt keine Stadt, worin die literarischen Elemente weniger geachtet werden, als in Frankfurt. Malerei und Musik haben hier Gottlob manches Vorurtheil schon seit fünf Jahren überwunden, die Literatur hingegen findet hier im Publicum wenig Verfechter. Der Phönix mit seinen noblen Bestrebungen, seiner tüchtigen Haltung, hatte hier nur 30 Abonnenten. Dagegen genießt man in der Didaskalia den Gemeinplatz aller Tagesgespräche. Der Redacteur, der viel besseres leisten kann, glaubt, er müsse sich herablassen, und erzählt von Bier und Apfelwein, von Gretchen und Bärbeln, so daß jeder Mensch von Bildung erschrickt. Bedenkt man die trivialen Correspondenzen aus Frankfurt in sämmtlichen deutschen politischen Blättern, so begreift man die Verächtlichkeit, die der höhere Stand, oder nur der reputirliche, den Journalisten zollt. Es ist richtig, daß die Censur den Schwung der Feder niederhält, aber eben so richtig ist, daß die hiesige Journalistik theils ein Kind, theils ein Pflegevater der Philisterei ist; sie erzeugt, wovon sie selbst erst erzeugt ist; Charaktere und Zustände sind immer wechselweise wie Vater und Kind, Kind und Vater. Doch ich kehre zum Sängerfeste zurück. (D. F. f.)

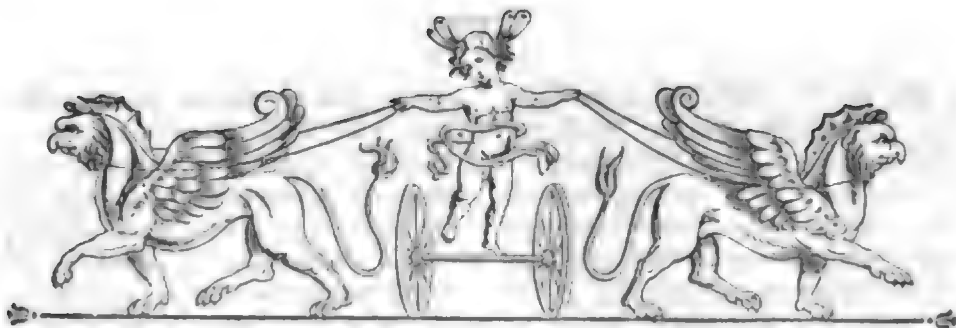
Notiz.

[Eine Freundin Schiller's.]

In No. 170 der Neuen hamburger Zeitung lesen wir von Clemens-Gerke einen Aufruf zur Unterstützung einer betagten, nothleidenden Freundin Schiller's. Er war, ungefähr zur Zeit, als er den Carlos schrieb, von ihr gepflegt und mit Wohlthaten überhäuft. Nun bedarf sie selbst der Hülfe in ihren letzten Tagen, und wer zum Schiller-Album beisteuerte, hat hier neue Veranlassung, seine Ehrfurcht vor den Manen des großen Dichters zu bethätigen. Die Hammerich'sche Buchhandlung in Altona nimmt die Beiträge an. Hr. Gerke verschweigt den Namen der Leidenden, er nennt sie die Wittwe eines berühmten Arztes. Wir vermuthen die Händel-Schütz, Wittwe des Hofrath Meyer, später Frau von Julius Schütz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 155. — den 10. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Im Nu brachte man die Alte mit aufgelöstem Haar, an Händen und Füßen gebunden herbei. „Bindet die Hexe los!" — Das Weib fiel um Gnade flehend dem erzürnten Hauptmann der Strelitzen zu Füßen: „Ein Stündlein, Herr, heulte sie, um mich zum Tode vorzubereiten." — „Wär's eine Ewigkeit," herrschte Serebrenny, „sie würde nicht hinreichen, Deine Sünden und die Verbrechen Deiner Brut abzubüßen. Nichts gehört Dir mit Recht von allem Gute, das wir hier gefunden, doch schenke ich Dir das Leben und den dritten Theil aller Beute, wenn Du mir ansagst, wo sich das Edelfräulein Barbara Wasiltschikoff befindet." Die Alte stöhnte in unvernehmlichen Tönen, der Schreck hatte ihre Zunge gelähmt. „Sprich, Schlange," brüllte der Fürst, „oder ich will Deine Zunge mit glühendem Blei an den Gaumen heften, wo ist Barbara?" — „Dschegota gab sie dem mächtigen Pan Kolonta als Grundzins für die Selepolslische Arende," krächzte das halbohnmächtige Weib. — „Zum Kolonta, Schützen, mir nach! Ein anderes Roß, Selensky!" — „Halt' ein," fiel Agareff dem Fürsten ins Wort, „bis jetzt war unser Streifzug mit einer Hand voll Leuten ein Wagstück, ein Schritt weiter, und wir fallen als unnütze Opfer des wahnsinnigsten Uebermuthes!" — „Muth vermag mehr als Kräfte." — „Aber beide vereint sind stärker als Muth allein! Die aufgehende Sonne wird den Polen Deine Macht zeigen, Pulver und Blei ist verpufft und man wird uns mit Händen fangen, wie erfrorne Dompfaffen, oder hinter den Büschen schießen, wie Birkhühner. Wie Du willst, Du kennst meine Freundschaft, doch ich lasse Dich nicht!" — Serebrenny fühlte die Wahrheit des Gesagten, schweigend drückte er dem Freunde die Hand und die Tschapka tiefer ins Gesicht, dann aber rief er, zu seinen Leuten gewendet: „Seid Ihr bereit zum Abzug?" Der Rottmeister bejahte die Frage und der Zug setzte sich in Bewegung. — Die Strelitzen zogen heim nach Opotschka, während das Frühroth durch das Laub der Bäume schimmerte. Die vordersten und letzten der Reiter waren mit Säbeln und Piken, die man dem Feinde abgenommen, bewaffnet; in der Mitte des Zuges führte man die Verwundeten und trieb die geraubten Heerden. Die Reiter scherzten, lachten und brüsteten sich mit den Heldenthaten der verflossenen Nacht. Nur Agareff, der mit dem Fürsten hinter dem Zuge ritt, behielt seinen Gleichmuth, doch suchte er den in trübsinniges Schweigen versunkenen Freund durch allerlei Gespräche aufzuheitern. Plötzlich erhob dieser das gesenkte Haupt, das ein Gedanke zu durchzucken schien: „Leb' wohl, Agareff, übernimm statt meiner heute das Commando in Opotschka, ich reite meinem Schicksale entgegen. Frage nicht, weshalb und wohin; und wird Dir binnen acht Tagen keine Kunde von mir, dann berichte nach Moskau, daß Dein Freund verschollen." Vergeblich bot Agareff alle Gründe der Beredtsamkeit auf, den Fürsten von dem verderblichen Vorhaben abzuhalten; jener blieb unerschütterlich.

Das Läuten der Sturmglocken in der Umgegend unterbrach den freundschaftlichen Wortwechsel der Waffenbrüder. „Das sind meine Hochzeits- oder Todtenglocken!“ rief Serebrenny wehmüthig. „Gebe der heil. Nikolaus das Erstere und ein fröhliches Wiedersehen!“ fügte Agareff hinzu. Die Freunde umarmten sich schweigend. Ein Wink, und der Fürst verschwand mit Selensky auf einem Seitenpfade. Noch eine Weile schaute Agareff der Spur des Freundes in der Morgendämmerung nach, schnell zerdrückte er eine hervorquellende Thräne im Auge und rief: „Er ist verloren für uns!“ Dann wendete er sein Roß und folgte langsam dem Reiterzuge.

III.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte eben aus der Meeresfluth empor, in dem Flüßchen aber, das den Weg der beiden Reiter versperrte, spiegelten sich die zackigen Mauern eines waldbekränzten Bergschlosses. Schläfrig stiegen die Nebel auf die Berge, und im Frühroth erglänzten die Dächer des am Fuße des Berges liegenden Städtchens. „Czuzin, Hauptmann,“ unterbrach Selensky die Stille, auf den Ort deutend. Tiefes Schweigen herrschte ringsum und nur zuweilen schüttelten die Bäume ihre grünen Häupter und näßten die Wangen der beiden Männer mit frischem Morgenthau. Weiter setzten die Reisenden ihren Weg fort zwischen Hügelreihen. Bei Rezicza öffnete sich die Aussicht und zahlreiche Landseeen zeigten sich zwischen den Hügeln. Aus dem Wasserspiegel stieg der Dampf empor, die Wasservögel schaukelten sich im schwanken Uferschilfe, lautlos sprang ein Hecht auf die klare Fläche oder eine wilde Ente tauchte unter und zahlreiche Kreise bildeten sich auf den Tummelplätzen des nassen Völkchens, die zuletzt im Spiegel des Sees verschmolzen. Selensky ritt voraus, bald ins Land hinein, bald quer durch den Wald, den Weg abzukürzen. Zahlreichen Dörfern kamen die Reiter vorüber, aber keines glich dem andern. In dem einen erblickten sie die echt russischen Bauerwohnungen aus querübereinandergelegten, rundzubehauenen Baumstämmen, bunte Linnen auf den Dächern und hohe hölzerne Schornsteine, in einem andern lehmbeworfene Häuser mit Töpfen statt der Rauchfänge, oder finnische Hütten ohne Rauchfänge. „Polnisch-Inflant,“ belehrte der landeskundige Selensky seinen Herrn, „heißt dieser Landesstrich. Die deutschen Ritter traten dies Land einst den Polen ab, und es wohnen hier einheimische Letten, die alten Lithauer und finnische Ansiedler neben russischen Ueberläufern, und die wahren polnischen Schlachta (der arme Adel), ein buntes Gemisch von Adel und Bauern aus allerlei Nationen. Doch kennen die polnischen Bewohner kaum das andere Ende Lithauens, geschweige die Ukraine, Podolien oder das übrige Polen, da ist von einer Nationalität keine Rede, und gleich Bären hausen sie nur in den Höhlen ihrer Kreise; auch spotten die Warschauer und Krakowiten ihrer, wenn sie beweisen wollen, daß ihre Urältern schon polnische Edelleute gewesen, zur Zeit, wo es in Polen nur erst Frösche gab.“ — Mit ungetheilter Aufmerksamkeit lauschte Fürst Serebrenny dem Schlusse seiner Rede. „Deine Landesgeschichte,“ unterbrach er den Diener, „paßt trefflich in meinen Kram und unterstützt das Mährchen, das ich mir zu unserer Mummerei ersonnen. Ich bin der lithauische Pan Jaromir Majewsky; Du aber, Selensky, der Schlachtschitz Strebala. Wir geriethen, beim Abzuge aus dem Kreml schwer verwundet in Gefangenschaft, und seit kurzem ausgewechselt, kehren wir jetzt auf Befehl des Czaren durch das nördliche Rußland nach Pinsk zurück. Die zahlreichen Bekanntschaften, die ich am Hofe des Dmitri, im Dienste der Krone und unter Tuschinski's Commando mit polnischen Edelleuten gemacht, wobei ich mir ihre Sprache und Manieren ziemlich angeeignet, sollen mich trefflich unterstützen, und was Dich anbetrifft, so bin ich außer Sorgen, und somit Muth gefaßt! laß uns unser Heil versuchen!“ — „Wie aber, Herr wenn ein ungünstiger Zufall will, daß man uns erkennt? Meine Landsleute sind gewohnt, Standrecht zu halten und eine Luftfahrt wartet unser.“ — „Mein Entschluß ist gefaßt und ich rechne auf Deine Schlauheit, durchschaue alle Winkel von Kolonta's Schlosse, Dein Ohr sei überall, doch wahre Deine Zunge!“ —

Ein Bauer fuhr mit einem Heuwäglein über den Weg. Als er die beiden Reiter erblickte, wollte er über Hals und Kopf aus dem Gleise weichen und warf den Karren um. Anstatt ihn aber aufzuheben, blieb er zitternd stehen, die Mütze in der Hand, um die Reiter vorbeipassiren zu lassen. Als sie herankamen, grüßte er furchtsam; sein gutmüthiges und einfaches Aussehen, mehr aber noch das Elend, welches sich auf dem bleichen Antlitz abspiegelte, und sein leinener zerrissener Kittel, der kaum die Blöße des alten Mannes deckte, machten Eindruck auf den Fürsten. „Wie weit bis Sempolja, lieber Mann?“ fragte er den Bauer. — „Ganz nahe, edler Pan,“ erwiederte dieser in russischer Sprache. — „Das bedeutet: gebe Gott, daß Ihr heute ankommt, nach hiesiger Redeweise,“ fügte Selensky hinzu. — „Aber

wie groß ist die Entfernung?" fragte Serebrenny weiter. — „Fünf Meilen, Herr, war es früher, bevor die Pane sich unser erbarmt und es nur drei sein lassen." — „Ist Eure Pana eine gute Herrin?" — „Ei wohl, Pan, ist sie gut, sie selbst sagt uns, wenn sie aus der Kirche kommt, daß sie für uns gebetet hat, aber der Pan Oekonom betrügt uns und nimmt uns das letzte Huhn, dafür sagt er aber auch, daß sich die Haut auf dem Rücken zwei Mal im Jahre erneuert, und jedes Mal fügt er hinzu: so will's die gnäd'ge Pana." — „Das ist ganz wie bei uns," sagte der Fürst zu Selensky gewendet, „der Bauer hat Fasten das ganze Jahr, und nur die Katzen haben Butterwoche beim Edelmann." — „Und doch," meinte Selensky, „lebt der russische Bauer wie im Paradiese im Vergleich zu dem polnischen. Bei uns gilt der Leibeigene weniger als ein Schaf, man zieht ihm das Fell ab und tritt ihn dann in den Schmuz. Ich habe Pane gekannt, die den Müttern ihre Kinder von der Brust rissen, um ihnen junge Hunde zum Säugen zu übergeben!" — „Schändliche Verläumdung!" rief schaudernd Serebrenny. — „Wollt' es wäre Verläumdung, Herr! Ich bin zeitlebens genährt worden mit fremdem Brote und habe von Jugend an auf Rechnung des Bauers gelebt, auch ist mein Gewissen nicht zu eng, aber das Herz wendete sich mir im Leibe, wenn ich sah, wie die edlen Pane ihre Leibeigenen marterten." —

Die Zeit verflog im Gespräch und in der Ferne erblickte man ein Schloß. „Dort haust der Pan Kolonta; willst Du Dich hier an dem Bächlein umkleiden, Herr?" — Der Fürst sprang vom Pferde und Selensky folgte seinem Beispiele, um den Mantelsack zu öffnen. Bald stand der Hauptmann der Strelitzen nebst seinem Diener im zierlichsten polnischen Nationalcostüm da. Eine Pekesche von grünem Sammet mit silbernen Schnüren und mit Hermelin besetzt schmiegte sich an den schlanken Körper, die dunklen Locken quollen unter einer Mütze von gleichem Stoffe mit silberner Troddel hervor; am goldnen Gürtel aber hing ein türkischer Dolch mit Perlen und Edelsteinen besetzt, und die gelben Saffianstiefeln bedeckte ein Beinkleid von Atlaß nur zur Hälfte. Um den Hals schlang sich eine ungeheure Kette von Email, an der eine Uhr in Form einer Zwiebel bis unterm Gürtel herabhing; ein Damascener vollendete den reichen Anzug. „Ist meine Kleidung so in gehöriger Ordnung?" fragte Serebrenny den Diener, sich selbst mit wohlgefälligem Lächeln über die Achsel im Flüßchen bespiegelnd. — „Die Wahrheit zu gestehen," fuhr Selensky geschwätzig fort, „unser Nationalcostüm macht den schönen Mann doppelt schön und ist gemacht, allen Weibern den Kopf zu verdrehen; fühle ich mich doch selbst in der neuen Haut, gleich der Schlange, glatt und listig, und wohl im Stande, die Schönheiten des Landes zu berücken." — „Hüte Dich," fiel ihm der Fürst ins Wort, „daß Dich die Schlange nicht berückt und spute Dich!" — Im Nu war Selensky zu Pferde; der Fürst warf das mit Zobel gefütterte Oberkleid ohne Aermel und Knöpfe über, eine Schutzwehr gegen den Staub des Weges, und die beiden Reiter sprengten zum Schlosse des Kolonta. Die Sonne stand bereits hoch am Mittagshimmel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Fortsetzung.)

[Oratorien-Probe in der Katharinenkirche. Quartettprobe im Theater. Hauptfest.]

Nachdem die Hanauer und Offenbacher mit Musik durch die Stadt geführt worden, kamen die Mainzer in einem außerordentlich geschmückten Schiffe. Dieselben Ceremonien wurden beobachtet, aber der Empfang war herzlicher und jubelnder. Es waren wenigstens 10,000 Menschen am Ufer, die Häuser waren bis auf die Dächer besetzt, und nun war die Sonne selbst neugierig, das Schauspiel zu sehen. Nachdem noch diese empfangen worden, ging es in den Saal des Festcomités, wo die Hiesigen sich schon gemeldet hatten, um sämmtliche Fremden unentgeltlich zu logiren. Nachmittag wurde eine Hauptprobe in der Katharinenkirche gehalten, die sich schon ziemlich mit Zuhörern gefüllt hatte. Es wurden zwei Oratorien, eins von Spohr, das andere von Schnyder, unter der Leitung des Capellmeisters Guhr ausgeführt. Haizinger, für den die Tenorpartie geschrieben war, konnte oder wollte nicht kommen, und Spohr wird es gewiß bereuen, sein herrliches Werk nicht von 800 eingeübten Stimmen gehört zu haben. Die Wirkung war überraschend groß. Den größten Eindruck machte aber gewiß das Oratorium von Schnyder. Dieser Componist hat bis jetzt nur für sich und für Kenner geschrieben, gerade so wie Bach, den das Publicum immer, man mag sagen was man will, langweilig findet. Jetzt aber hat er einen andern Weg eingeschlagen, er wird faßlicher, populärer und gibt sich folglich mehr der Melodie als der Harmonie hin! Man kann ja beide sehr gut verbinden, selbst wenn man auch kein Beethoven ist. Dieses Oratorium macht dem Componisten mehr Ehre und Ruf als Alles, was er bis jetzt componirt hat. Die Motette von Klein ist ebenfalls eine schöne Idee und wurde gut executirt. Die Probe konnte als eine Ausführung betrachtet werden. Abends versammelten sich die Sänger in einem Gasthaus, wo auch das Comité sich befand. Hier verschwand jede Steifheit, einer drückte dem andern die Hand, wie einem längstgekannten Freunde. Sonntag war im Theater Probe von den Quartetten. Die Probe im Theater war großartiger und effectvoller als die Ausführung

im Walde; man hatte die Akustik nicht berechnet. Nachmittag fand die Aufführung in der Kirche Statt, wobei ungefähr 1500 Billete, à 1 Fl. 45 Kr., gelöst wurden. Das Hauptfest jedoch wurde erst Montag begangen. Man hatte sich nur mit der Zeit verrechnet. Vier große Schiffe standen im Maine bereit, um die Sänger hinab in den Wald zu führen. Wir zogen in Reihe und Glied durch die ganze Stadt gegen drei Uhr. Die Matrosen, das Comité an der Spitze, mit mehren Standarten und Fahnen und zwei Musikcorps. Laute Hurrahs und Vivats erschollen bei jedem Schritte. Am Main standen die Menschen, so breit die Ufer waren, bis hinab ins Wäldchen. Mehr als 500 Wagen waren auf der Brücke und den Ufern aufgestellt. Von 60,000 Seelen, die hier sind, waren keine 10,000 mehr in der Stadt. Alles strömte in die Schiffe, um uns zu begleiten. Aber wir hatten einen heftigen Gegenwind, der mit Gewalt die vielen Flaggen anschwellte, die wie lodernde Flammen zischten. Die Schiffe wurden auseinander gejagt und unser Quartett trennte Aeolus mit seinen treuen Dienern. Der Anblick war um so malerischer. Die Schiffe tanzten auf dem Wasser wie Sirenen, Tausende von Kähnen mit uns. Die Kanonen donnerten, die Hochs erschollen, die Fahnen flatterten, die Hüte schwengten sich, die Taschentücher wimpelten, aber wir kamen nicht vorwärts, denn immer heftiger blies der Wind, und um die Satyre zu vollenden, schien lachend die Sonne drein. Wir hatten uns zum Theil auf die Masten gewagt, um den schönen Anblick besser zu genießen, aber dort peitschten und knallten die Wimpel, daß man ganz betäubt das Geschrei des Volkes nicht hörte. Wir hatten einen Capitän, der in einem Boote mit seinem Sprachrohr die Matrosen befehligte. Plötzlich ließ er die Schiffe laviren und auf der andern Seite erschienen jetzt als rettende Engel acht Pferde. Wir hatten nur ungefähr 300 Schritte stromabwärts zu fahren und dennoch bedurften wir dieser Hülfe. Dies dauerte nun eine Weile. Wir kamen jedoch um anderthalb Stunden zu spät ans Ufer und statt um 3 stießen wir erst um 6 Uhr in dem Walde auf die Versammelten. Die Stimmen der Sänger waren alle stark angegriffen, zuerst vom Winde, dann vom Staube. Dennoch gingen die Quartette vortrefflich und das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" von Wilhelm Speyer, Vicepräsident des Comités, einem in jeder Hinsicht genialen Mann, brachte einen Enthusiasmus hervor, wie ihn Frankfurt noch nie erlebte. Man verlangte es da Capo, da riefen einige Stimmen vom zweiten Platz: Nicht da Capo, noch ein Mal! deutsch gerufen! und wirklich wurde es wiederholt. Es war Nacht, als wir wieder zurück ans Ufer kamen. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt, im Westen schwamm der Himmel in einem Feuermeer und von ferne schimmerte die illuminirte Mainlust wie ein Leuchthurm uns entgegen. Um 10 Uhr kamen wir dort an, zu dem Bankett, welches 1300 Theilnehmer zählte. (D. B. f.)

Notizen.

[Die Frauen in Nordamerica.]

In Nordamerica regt sich wieder die Emancipationslust der Frauen. Sie reichten dem Hause der Repräsentanten in Washington eine Menge Bittschriften ein, um politische Geltung zu gewinnen. Ihre Petition ging gegen die Aufnahme von Texas in den Verein der Staaten. Texas ist eine Stütze der Sklaverei; der Baumwollenbaum und die Zuckerplantagen scheinen diese Nöthigung zu bieten. Der Sinn der Frauen ist hierüber empört und somit ergingen diese Bittschriften gegen Texas. Hr. Howard, der diese Sache vortrug, übernahm die Rolle eines Cato und nannte es unpassend und dem männlichen Geiste der Republik zuwider, daß Frauen sich in Staatsangelegenheiten mischen. Herr Adams nahm sich der Frauen und ihrer Rechte an, und bewies mit vielem Feuer und Talente aus der Natur und aus der Geschichte des Weibes, aus der er die schönsten Züge anführte, daß sie die untergeordnete Stellung nicht verdienten, welche Hr. Howard ihnen anwies. Natürlich ließ man bald den Streit fallen, ohne ihn entschieden zu haben.

[Marlinsky.]

Die von uns mitgetheilte Novelle: „Streifzüge," die wir der Güte des Dr. Lippert in Moskau verdanken, ist frei bearbeitet nach Marlinsky, jenem unglücklichen Novellendichter, der, als gemeiner Soldat unter die kaukasischen Regimenter gesteckt, den Strapazen erlag. Marlinsky war der Sohn eines Professors im Cadettencorps; sein Familienname war Bestuscheff. Mit seinem Freunde Rilejew gab er zuerst in Rußland einen Almanach heraus. Beide waren in die Empörung vom 14. Decbr. 1825 verwickelt; Rilejew wurde zum Tode verurtheilt, Bestuschew, der in der Garde diente, in ein entferntes Regiment verbannt. Zuerst schickte man ihn nach Sibirien, wo er auf seinen Streifereien mit dem berliner Professor Ermann zusammentraf, der damals meteorologischer und magnetischer Beobachtungen halber in Sibirien reiste. An der persischen Grenze besuchten ihn die Musen und er schrieb Novellen und Romane unten den Namen Marlinsky. Er fiel Anfangs in die Periode des Walter Scott'schen Einflusses, enthielt sich aber jener blinden Nachahmung, wie sie seit Sagoskin herrschend wurde. Für Beschreibung von Gegenden, überhaupt für Scenerie, besitzt Marlinsky ein großes Talent. Als seine schönste Novelle gibt man „Amaleth Beck" an. S. König's literarische Bilder aus Rußland.

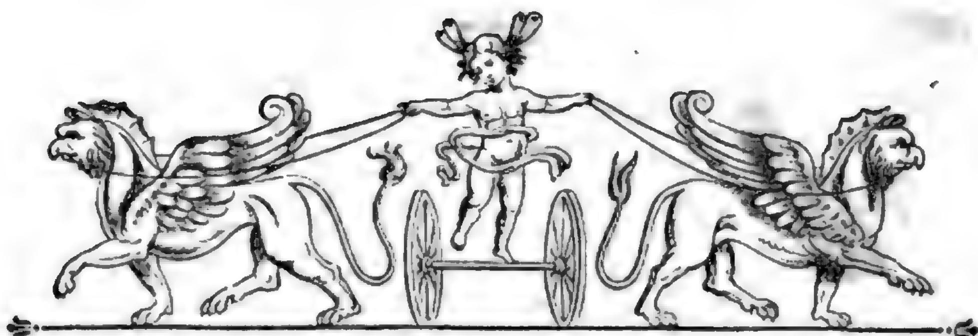
[Hr. Minkwitz.]

Ueber Hrn. Minkwitz, sonderbaren Andenkens, äußerte sich neulich ein hochgestellter Mann: Johannes Minkwitz hat Literaturbriefe über den Grafen Platen, den Dichter und Menschen, geschrieben. Kriecht eine Raupe, schleimig und borstig zugleich, auf dem frischen Blatt einer edlen Knospe, so wird diese uns durch jene verleidet. Wenn nun aber gar das Blatt welk, die Knospe schon faul ist! — —

[Verunglückte auf Dampfschiffen.]

Americanische Journale geben die Zahl der auf Dampfschiffen durch Brand oder Explosionen Verunglückten auf 3,300 Personen an. Auf das Jahr 1838 kommen allein 1000 Opfer.

Leipzig, Druck von J. P. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 156. — den 11. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Auf den breiten Stufen, die zu dem Haupteingange seines Schlosses führten, saß unter einem Baldachin Stanislas Kolonta. In dem gelben Gesichte des sechzigjährigen Greises hatten Podagra und Schwelgerei die Spuren krankhaften Unmuthes zurückgelassen; die zahlreichen Furchen der Stirn und ein auf beiden Seiten des Mundes lang herabhängender weißer Schnurrbart vermehrten noch das Unheimliche der verwitterten Physiognomie. Den magern Leib umschlotterte ein gelbes Kleid mit unzähligen Knöpfen, das auf dem Bauche gegürtet war, nach polnischer Sitte; seine Füße aber steckten in weiten schwarzen Sammetstiefeln und ruhten auf einem rothen Sammetkissen mit goldenen Fransen besetzt. Die ganze Erscheinung glich einem chinesischen Mandarin, der die Cour seiner Unterbeamten annimmt. Zur Rechten des Schloßherrn saß seine Gemahlin, eine ehrwürdige Alte, aber von geschraubten Manieren, im altfranzösischen Costüm mit Reifrock und Fächer. Ihr zur Seite stand ihr Sohn Leo, ein schlanker junger Mann mit ausdrucksvollem Gesicht; ringsherum aber saßen zahlreiche Gäste, an denen der polnische Edelmann nie im Jahre Mangel leidet. Eine nicht minder zahlreiche, und wie es schien müßige Dienerschaft bildete den Hintergrund, bald kichernd und ob ihrer Herrschaft spottend, bald trieb diese Schaar von Müßiggängern den frechsten Muthwillen mit den Dirnen. In dem weiten Hofraume vor den Eingangsstufen tummelte einer der Stallknechte einen jungen Hengst, während der Greis Kolonta, eine lange Peitsche in den Händen, wiederholt in die Luft klatschte, oder dem feurigen Rosse, so oft es an ihm vorüberkam, einen Hieb in die Weichen zu versetzen suchte, daß es hoch aufbäumte und nur noch wilder und widerspenstiger ward. Die Damen, im eifrigen Gespräche begriffen, schrieen zuweilen laut auf bei den halsbrechenden Luftsprüngen, die das Roß mit seinem Reiter machte. „Die Sporen in die Flanken, Pan Stallmeister, und mit der Gerte zieh' ihm eins über, daß er beim Absteigen den Schweif fallen lasse! gebrauche die Zügel! jetzt wende auf dem Fleck, doch gib dem Hengste Luft, er ist überaus unruhig!" So schwatzte der Alte ohne Aufhören. — „Ein tüchtiges Roß!" hob Pan Soltyk, einer der Gäste, an und wendete sich wieder zur Dame, mit der er im traulichen Gespräche begriffen war. — „Ein arabisches Blut," setzte einer der Schmarotzer des Schloßherrn hinzu, „ein Adler fürwahr, kein Roß." — „Ein Hahn vielmehr von Pfefferkuchen," erwiederte Kolonta mit Verachtung, „würde man Dir das Gestützeichen einbrennen, so wärst Du eben solch ein Araber wie der Hengst! Ganz anders würdet Ihr pfeifen, wenn Ihr mein rothes Roß von persischem Geblüt gesehen, das ich bei Samoisk erbeutet, als wir die Türken jagten. Wie eine Schlange krümmte sich das Thier unter mir und strich wie der Wind über's Feld, und wenn es auftrat, war's aus purer Gnade; aber auch nur ein Kenner durfte sich aufsetzen." — „Pan Stanislas hatte von je-

her den Ruf eines kühnen Reiters," bemerkte galant Woidsewitsch, der Richter von Reszizа. — „Als wir unter Batori unsere Pallasche schartig hieben, Herr Richter, da gab's noch Helden — die Straßen hätte man mit ihnen pflastern können, und Kolonta war keiner der letzten. Wenn er zum Strauße ausritt, so deuteten Freund und Feind auf uns. Jetzt freilich sind andere Zeiten, und unsere Helden mögen lieber den Fuß ihrer Dame streicheln, als den Griff ihres Säbels." — „Doch sagt man," fuhr Woidsewitsch fort, „der Pan sei in früheren Zeiten ein eifriger Verehrer und Liebling der Schönen gewesen." — „Tempi passati! Doch vergaßen wir nicht den Siegesruhm über Courmachen," versetzte hitzig der Alte, „und lebten nicht blos im Toilettenzimmer der Damen." — „Die Beschuldigung des Vaters ist ungerecht," fiel Leo Kolonta ein, „die Verehrung der Frauen erstickt nicht in uns die Flamme des Ruhms, sondern sie facht sie an. Unsere neuesten Siege über die Russen zeigen, daß wir unserer Vorfahren nicht unwürdig sind?" — „Siege," schrie der Alte mit ironischer Bitterkeit, „ja fürwahr, die habt Ihr erfochten! War's etwa beim Kloster Troitza oder im Kreml zu Moskau? Ja, ja, Leochen, die Flamme des Ruhms ward auch angefacht durch Marina, die Landstreicherin; und wie höflich hat man Euch zum Lande hinausbegleitet; alles aus Achtung für Sigismund's Bart! Erröthen sollten die Polen über solche Heldenthaten!" — „Freilich," meinte Leo, „ist unser Zug nach Moskau nicht so rühmlich, als Batori's Angriff auf Pskow!" — „Das waren die Elemente, die uns dort schlugen," vertheidigte kleinlaut Kolonta, „aber nicht die Russen; damals verlor ich mein bestes Roß und meinen liebsten Freund, und seitdem habe ich ewigen Haß geschworen unserm Erbfeinde. Der Schwarze soll Spielmarken aus meinen Knochen drechseln, wenn je ein Russe lebendig aus meinen Händen kommt; mir ist nichts leid, als daß Ihr sie nur mit Worten schlugt." — „Und die Einnahme von Smolensk, Pan Kolonta?" fragte Woidsewitsch. — In diesem Augenblicke sprengte Fürst Serebrenny nebst seinem Diener durch den Hohlweg, der zum Schlosse führte, und ward der Gesellschaft von den hochgelegenen Stufen sichtbar. Der allgemeine Ausbruch der Neugierde machte dem früheren Gespräche ein Ende, und Kolonta selbst blinzelte nach den Reitern, seine Sehkraft verstärkend. „Das ist gewiß Joseph Wrschestowsky," unterbrach eins der Fräulein die minutenlange Pause, „das ist allerliebst, er bringt uns allerhand niedlichen Tand und Modenberichte aus Warschau mit, seine Schilderungen sind so detaillirt, daß man sofort eine Robe danach zuschneiden könnte." — „Ach, nein!" versetzte eine Andere, „das ist ohne Zweifel Michael Timon, nach der Gestalt zu schließen, da haben wir ja sofort den trefflichsten Vortänzer in der Mazurka." — „Die Damen irren sich Beide," begann eine Dritte, „denn täuscht mich mein Auge nicht, so erkenne ich Wazlav Schadowsky, den lustigen Erzähler der Schelmstreiche bei Hofe; wenn er dem Könige und seinem Günstling Potozky nachäfft, so möchte man vor Lachen sterben." — „Ich rathe der Pana Ruscha," hub Leo an, „Fingerhut und Scheere bis auf günstigere Gelegenheit zu verwahren; Pana Maria wird sich wohl einen andern Cavalier als Vortänzer wählen, meine schöne Cousine aber noch einige Zeit in dieser Welt mit uns zubringen müssen, denn der Reiter ist jedenfalls ein Unbekannter, dabei jedoch ohne Zweifel ein neuer Anbeter der Reize unserer Damen. Was meint Pana Eleonore?" — „Eure schöne russische Gefangene ...." — Die Ankunft Selensky's, der geschickt dem Schloßherrn die Bitte des Fürsten um ein Nachtquartier vortrug, unterbrach die Antwort der schönen Sprechenden. „Sagt dem Pan Majewsky," erwiederte der alte Kolonta mit würdevoller Artigkeit, „daß seit undenklichen Zeiten kein Reisender diesem Schlosse vorübergegangen, ohne hier einzusprechen. Ich bitte den Gast, über mein Haus zu gebieten, so lange es ihm beliebt, und heiße ihn doppelt willkommen, dieweil er mein Landsmann und Schlachtschitz ist." — Während Selensky's Abwesenheit hielt Fürst Serebrenny zu Pferde an der hohen Hofpforte, in Betrachtung der Wappenschilde des Hauses versunken. Grüner Epheu bedeckte den gemalten eisernen Schild, während die Schwalben mit ihren Nestern einen Theil des Wappens in der Mauer zerstört hatten. So spottete die Natur der menschlichen Eitelkeit, und eine Wucherpflanze, ein armseliges Vöglein vernichtete den leeren Prunk, mit dem sich ein noch armseligeres Menschengeschlecht brüstete. Serebrenny, der tapfere Krieger, der nie vor der Gefahr gebebt, zitterte vor dem Wiedersehen mit der Geliebten seines Herzens; tausend Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Wie wird er sie wiederfinden? Ist nicht ihre Neigung für ihn längst von einer andern verdrängt worden? Und wenn er sie doppelt wiedergefunden, wie sich ihr entdecken, wie sie befreien? Und konnte nicht ein ungünstiger Zufall, ein unglücklicher Moment alle seine Pläne im Entstehen vernichten, bevor er noch die Geliebte gesehen? — Selensky riß ihn aus seinen Träumen, ihm die Antwort des Schloßherrn mitzutheilen, und der Fürst ritt in den Hof des Magnaten. Als er sich schon in

der Mitte des Hofraums befand, kehrte ihm erst die Besinnung wieder und er stieg eiligst vom Pferde, um seinen Wirth zu begrüßen. Kolonta strich sich den Schnurrbart und glättete mit der Hand die Falten seiner Stirn, und nach den ersten Begrüßungsformeln stellte er dem Ankömmlinge seine Familie und die Gäste vor. Vergeblich suchte des Fürsten Auge das Fräulein Wasiltschikoff, und beinahe wußte er es dem Schicksale Dank, daß seine Unbefangenheit durch ihre Gegenwart beim ersten Auftreten nicht verloren ging. Vertraut mit polnischer Sitte und Manier, blieb er dem Charakter seiner neuen Rolle ziemlich getreu, und wenn bei der Menge Fragen, mit der ihn die neugierige Schloßgesellschaft überschüttete, ihm der Mangel an Sprachfertigkeit zuweilen hinderlich ward, so schob er dies auf Rechnung der langen Gefangenschaft und seines Aufenthaltes bei den Feinden. — Kurz vor der Tischzeit hörte man vor der Thorauffahrt Pferdegetrappel, begleitet von wiederholten Trommelschlägen. Der Fürst erwartete nichts anderes, als eine Abtheilung seiner Reiter, die Agareff vielleicht zu seinem Schutze abgeschickt; als sich aber der Staub zertheilte, erblickte man eine hochaufgethürmte Carosse, die aus den Fragmenten der Arche Noah's zusammengesetzt schien und mühsam von sechs abgemagerten Kleppern in den Hof geschleppt wurde. Voraus ritt ein Trommelschläger im rothen Rock, um den unwürdigen Pöbel zu verjagen, damit er durch seine Gegenwart die edlen Pane in der Carosse nicht verletze; auf beiden Seiten des Wagens aber ritten sechs Reiter in Husarenkleidung. — Nachdem Kolonta den Herrn der Carosse, Pan Starost Kreslawsky, begrüßt, die Pane Starostin sammt Fräulein Starostinnen, so wie die Mopse, Bologneser, Kammerzofen und zahlreichen Reiseschatullen der Arche entwunden worden, erschallte der Ruf zum Mittagsmahle. — Der Schloßherr führte den vermeinten Majewsky zur jüngsten der bejahrten Töchter des Starosten und Gutsnachbarn, er selbst schleppte mühsam die kolossale Frau Starostin an der Linken, während er sich mit der Rechten tapfer den Schnurrbart strich, und die übrigen Gäste folgten ihnen paarweise in den geräumigen Speisesaal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Berliner Mutterwitz. Mad. du T.....]

Ludwig Robert, in seinen „berliner Promenaden," die, wie überhaupt seine Gedichte *), so reich an satyrischer Laune und sprechender Oertlichkeit sind, erzählt unter andern ein lustiges Stadt-Histörchen, wo eine berlinische Matrone sich vor andringendem Hornvieh in einen eleganten Laden rettet, und hier den Zustand ihrer Sprachbildung durch ein paar Worte unbefangen enthüllt. Jedermann in Berlin kennt die wackre Matrone, die berühmte Mad. du T...., die zu dieser und hundert andern lustigen Anekdoten den muntern Stoff geliefert hat. Diese, leider schon seit vielen Jahren verstorbene Dame war der reinste Ausdruck der berliner Sprache und Bildung, so wie des ächten Mutterwitzes und gesunden Verstandes, der aus jenem Kreise so häufig mit größter Schärfe und Ueppigkeit hervorbricht.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Anekdoten gesammelt würden, sie sind für Berlin unschätzbar, und mancher Enkel würde der Hand danken, welche dieselben durch schriftliche Ueberlieferung für ihn gerettet; in blos mündlicher Bewahrung gehen dergleichen Züge unfehlbar unter, schon dadurch, daß sie nach und nach ihre wahre Gestalt, und dadurch auch ihren Sinn verlieren. Die reine und klare Auffassung solcher Anekdoten ist allerdings keine leichte Sache; der unverfälschte Sinn für das Oertliche und ein großer ästhetischer Takt sind dazu erforderlich; vor allem hat man sich vor der Ausschmückung und Ueberladung zu hüten, welche hier den plumpen Erzähler, der sich auf die stärkste Weise seiner komischen Wirkung versichern will, so leicht zur Vernichtung aller Wahrscheinlichkeit verleiten. Es gibt köstliche berliner Geschichten, die man auf diese Art zu Grunde gerichtet hat, und sogar Zelter, der doch sonst guten berliner Sinn hatte, und Hoffmann, der sich ihn anzueignen suchte, sind in diesem Betreff nicht vorwurfsfrei, sie haben manchen guten Spruch, der in edler Einfalt aus dem Volksmunde hervorging, in Schrift und Druck als einen verbildeten und manierirten wiedergegeben.

Ist schon einmal von Sammeln und Erhalten dieser besondern Art von Sprach- und Witz-Denkmalen Berlins die Rede, so dürfen wir billig, neben den reichen Ueberlieferungen von Mad. du T...., auch noch die nicht weniger köstlichen des witzigen Banquier Gans empfehlen, so wie die treffenden Antworten des noch lebenden Banquier St–h–l; ja mancher Besitz dieser Art wäre noch eben zu rechter Zeit aus der historischen Kenntniß herauszuschöpfen, und über den einst berühmten Schuster Thomas zu Friedrichs des Großen Zeit könnte uns vielleicht nur noch dessen Geschichtschreiber, der sorgfältige und getreue Prof. Preuß die gehörige Auskunft geben.

Doch wir wollten nur, durch Robert's Gedichte veranlaßt, einen der besten jener Sprüche der Mad. du T.... mittheilen, der bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gekommen ist. Mad. du T.... sprach ihr gutes berliner Deutsch, und also auch frischweg „jelohfen," und was sonst dieses Schlages ist. Eine Demoiselle, die dem Hause einigermaßen angehörte, war hiedurch in ihrer Bildung beleidigt, und sagte endlich mit vorwurfsvollem Eifer: „Aber liebe Mad. du T...., sprechen Sie doch nicht so schlecht, sagen Sie doch wie gebildete Leute „gelaufen!" Der guten Frau war die Hofmeisterei, die man sich gegen ihr Deutsch erlaubte, schon längst ärgerlich, sie wollte einmal die unerträgliche An-

*) Zwei Bände, in Manheim bei Hof. 1838.

maßung abfertigen, und erwiederte mit Nachdruck: „Ich will Ihnen mal was sagen, Mamsellen! Sehen Sie, meine Döchter sind jelohfen und jelohfen, und beede haben schon längst Männer gekriegt, und Sie, Liebste, sind gelaufen und gelaufen und gelaufen, und haben noch zu heutiger Stunde keenen Mann!“ Ein treffenderes argumentum ad hominem, oder vielmehr ad feminam, läßt sich auf diesem Gebiete schwerlich finden! —

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Das Banquett in der Mainlust. Resultate.]

Die ganze Mainlust glich einem ungewölbten Sternenhimmel. Ihr gegenüber wurde auf einer Insel ein Feuerwerk abgebrannt. Anfangs fielen einige Regentropfen, aber bald klärte sich der Himmel wieder auf und das Banquett begann. Nach einigen Toasten, die dem Senate und den Componisten gebracht wurden, betrat ein Dr. Schilling aus Stuttgart die Tribune und sprach zuerst von den Julitagen, dann von den „bissigen Hunden“ der Literatur, dann von dem Netze, das Deutschlands Fürsten über Deutschland gezogen hätten. Bei keinem seiner Worte wußte man, ob dieser Redner ein Ultra oder ein Liberaler sein wollte, endlich merkte man das Gewirr seiner verdrehten Ansichten und fing an zu zischen. Hätte er die Tribune nicht verlassen, er wäre herabgeworfen worden. Man hatte mit Fleiß jede politische Anspielung bei diesem Feste ausgelassen, nun kommt ein Schilling und thut als wär er gebissen! Mich hat es herzlich gefreut, daß Frankfurt schon bei den ersten schnöden Worten des Mannes gezischt hatte und zwar zischten ehrenhafte Bürger. Desto schöner sprach Herr Springly, Pfarrer aus Zürich. Er sprach von der Uebereinstimmung aller deutschen Herzen, von der Macht der Kunst und des Gesanges, er sprach sogar von einer Annäherung der Schweiz an Deutschland durch die Eisenbahn, und endlich ließ er die Worte fallen: „Wir streben alle nach einem Ziele, nach Freiheit, aber nach einer Freiheit, die erhaben ist über jedes niedere Treiben der Erde!“ Hier wurde er mit Beifall überschüttet, man riß ihn von der Tribune herab und küßte ihn, er flog von Arm zu Arm, man brachte ihm ein allgemeines Lebehoch und wirklich fand er für rathsam, die Mainlust zu verlassen, aus Furcht erdrückt zu werden. Dr. Mappes sprach schöne Worte über Gesang und Poesie. „Wenn wir eine Stiftung für Musik machen,“ sprach er ungefähr, „so sei es nicht für das Musiciren, für das seichte Geklingel der Musik, sondern für ächte deutsche melodische Musik; für das deutsche Lied der deutschen Dichter, und hier müssen wir auf unserer Hut sein, und statt dem Geschmacke der Zeit zu huldigen, ihn vielmehr zu bilden suchen.“ Auch er fand vielen Beifall. Es wurden noch viele Toaste ausgebracht, man verlangte noch ein Mal Speyer's Lied des Vaterlandes, aber dies war unmöglich. Um 2 Uhr verließen die Bürgermeister das Banquett, um 4 die Sänger mit den Fahnen, das heißt ein kleiner Theil davon, denn viele mußten getragen und geführt werden. Den andern Morgen wurden die Sänger wieder mit Kanonendonner und Jubelruf begleitet. — Und nun zum Resultate. Es war eine Stiftung gegründet, die, so klein auch der Fond dazu sein mag, doch in der Zukunft die schönsten Früchte tragen kann. Es wurde in Frankfurt ein Fest gehalten, das alle Erwartungen übertraf. Es wurde ein Banquett gehalten, das einzig in seiner Art, für Frankfurt ein Haltpunkt der angenehmsten Erinnerungen ist. Es wurde endlich gezeigt, daß man hier das Steife, Ungesellige verbannen kann, daß man hier noch Hoch! rufen und sich umarmen kann. Die Stadt hat dem Comité sehr viel zu verdanken und dies wieder der Stadt. Nicht das Geringste störte das Fest der Einigkeit, und ich wage es zu behaupten, das es erfolgreicher als das Guttenberg-Fest sein wird. Frankfurt ist die Hauptstadt Süddeutschlands, nicht aber der deutsche Bund kann ihm diese Bedeutung geben, sondern die Macht der Centralisation, welche Kunst und Wissenschaft ausüben. Vielleicht sieht man dies später ein, denn mit Apollo allein kann nichts Großes zu Stande kommen, Mercur muß ihm immer nachhelfen. Frankfurt hat seit einigen Jahren sehr viel für die Kunst gethan, es wird noch mehr thun, denn der Saame ist ausgestreut und die Blume fängt an zu knospen. Fährt es so fort, so erhält es eine Bedeutung, die es bis jetzt noch gar nicht ahnt. Hamburg ist noch eine freie Stadt, aber sie greift nicht so in das deutsche Leben hinein wie Frankfurt, das Napoleon le coeur de l'Allemagne nannte. Nur Friede thut noth und beständige Aufmunterung, so wie Schnyder sagte: „Wir haben die Pflanze der Kunst gesetzt, es bedarf nur der Begießung von Zeit zu Zeit!“ Dies eben kann nur die Literatur.

Notizen.

[Freiligrath.]

Vom Rhein meldet man uns, daß Ferdinand Freiligrath, dessen treffliche Gedichte bereits erschienen sind, jetzt in Mittel-Barmen bei Elberfeld in einem geachteten Handelshause arbeitet. Gott Mercur und Gott Apollo scheinen sich in seiner Seele ganz verträglich zu sein.

[Ein Wort Herder's.]

Folgendes Wort von Herder muß in unsern Tagen wiederholt werden: „Wenn einer Nation, so wäre der unseligen zuzurufen: Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stillen, fleißigen, zu bescheidenen, zu furchtsamen Germanen! Ihr stehet hierin andern Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- oder Adlerfittigen in die Wolken; ihr lasset sie matt und vergessen im Staube! — Denkwürdigkeiten sein selbst müssen, zu welchem Stande man auch gehöre, rein menschlich geschrieben sein; nur dann interessiren sie den Menschen. Uns Deutschen zumal, bei unsrem Charakter, unsern Sitten, unserer Verfassung und Lebensweise, ist diese Gemüthlichkeit unentbehrlich, ja vielleicht unablegllch. Der galante Scherz mit sich selbst und der Welt, geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben. Menschliche Denkwürdigkeiten aber, wem wären sie untersagt? ja von wem würden sie, seiner eigenen Bildung wegen, nicht gefordert?“

Leipzig, Druck von L. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt No. 7. und eine Beilage von C. G. Kunze in Mainz.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 11. August 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Vom 1. August dieses Jahres an erscheint in unserm Verlage:

Die Eisenbahn.

Zeitschrift zur Beförderung geistiger und geselliger Tendenzen.

Herausgegeben

von

F. Wiest.

Enthaltend:

I. Locomotiv — die Zeit.

Bringt die Gegenwart und ihre verschiedenen Gestaltungen theils nur in flüchtigen Contouren hingeworfen, theils in größern Zeit- und Charakterbildern aufgefaßt

II. Locomotiv — Leipzig.

Bietet die Tagesbegebenheiten Leipzigs aus dem geistigen wie conversationellen Leben, bald ernst, bald heiter, jedesmal dem Gegenstande angemessen geschildert.

III. Locomotiv — der Blitz.

Soll mit Blitzesschnelle und zündender Sprache die neuesten Erscheinungen aus dem nord- und süddeutschen Kunstleben abhandeln. In dieser Rubrik finden sich auch alle polemischen Artikel.

IV. Der Gesellschafter auf der Eisenbahn, oder jede Station etwas Anderes.

Hier findet der Leser die Novellette, humoristische Aufsätze, Genre-Bilder &c., überhaupt Alles, was in den Bereich der sogenannten Unterhaltungs-Lectüre gehört.

Im Notizenblatte, das unter der Benennung:

Schleppwagen auf der Eisenbahn

gegeben wird,

kommen folgende Rubriken:

I. Theater-Perspective. Nur ausgezeichnete Bühnenerscheinungen werden in dieser Rubrik besprochen, die Mittelmäßigkeit wird keines Blickes gewürdigt.

II. Literarisch-anatomisches Theater secirt die literarischen Producte der Gegenwart. Die faulen Cadaver der sogenannten Jungen-Literatur werden von diesem anatomischen Theater ausgeschlossen sein.

III. Mode- und Luxus-Gepäck bringt kleine Notizen über die laufenden Moden des Tages. Diese Rubrik soll ausschließlich unsern Leserinnen gewidmet sein.

IV. Bagage-Wagen auf der Eisenbahn. Alles, was den Bestrebungen dieser Zeitschrift feindlich entgegensteht, wird hier aufgepackt.

V. Bahnhof. Rubrik für literarische Anzeigen, auch werden durch diese dem Lese-Publicum die bedeutenden Kunsterscheinungen, welche in Leipzig angekommen sind, angemeldet.

Wir sind bemüht, diese Zeitschrift so elegant als nur möglich auszustatten, bieten auch eine außerordentliche Beilage derselben, den

Tendor mit Bildern.

Lithographieen von Meisterhand verfertigt. Sie theilen sich in Leipziger, Wiener, Berliner, Hamburger und Pariser Volksscenen, in die Camera obscura der Carricaturen und in die Leipziger Meßbilder, zu denen der Redacteur die erklärenden Noten schreibt, und die gesammelt, eine gewiß anziehende Gallerie bilden werden.

Da die bedeutendsten Literaten Oesterreichs, wie auch eine große Anzahl außer Oesterreich lebender Schriftsteller, uns ihre freundliche Unterstützung zugesagt haben, dürfte das Materiale auf der Eisenbahn nicht so bald ausgehen; daß der Dampfkessel wegen zu großen Kraftaufwandes nicht zerspringe, dafür wird schon eine einschränkende leitende Hand sorgen.

Der Preis dieser Zeitschrift ist 6 Thlr. sächs. oder 9 Fl. Conv. Münze. Jede Woche erscheinen 3 Blätter in groß Quart — auf Velin-Papier. Jedes Blatt wird einzeln ausgegeben und zwar Montag, Donnerstag und Sonnabend.

Man abonnirt für 1 Jahr mit 6 Thlr. sächs. oder 9 Fl. Conv. Mze., für ½ Jahr mit 3 Thlr. sächs. oder 4½ Fl. Conv. Mze.

Ebenso werden auch alle Arten von Inseraten hierin aufgenommen und billigst berechnet.

Alle Buchhandlungen und Postämter im In- und Auslande nehmen Bestellungen darauf an.

Die Verlagshandlung.
Pönicke & Sohn.

So eben erschien:

„Boz" (Dickens, Verfasser der Pickwickier): **Humoristische Genrebilder aus dem Londoner Alltagsleben,** deutsch von Dr. A. Diezmann.

Erster Band, mit 1 Federzeichnung nach Cruikshank. 12. Velinpap. geh. 21 Ggr.

Braunschweig, den 20. Juli 1838.

George Westermann.

Der Freihafen 3s Heft.

So eben ist das 3te Heft vom

Freihafen.

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, H. König, Dr. Mises, K. Rosenkranz, Veit, Th. Mügge, Varnhagen v. Ense, Fr. v. W., Dr. Strauß &c.

erschienen!

Diese durch die steigende Gunst des Publicums ausgezeichnete Vierteljahrsschrift, die bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit in Deutschland gehört, fährt fort, die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern. Das 3te Heft enthält:

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum

von

Dr. Strauß.

(als Vorläufer zu der neuesten Ausgabe von des Verfassers Leben Jesu, vom wesentlichsten Interesse!!!)

„Streifereien durch Belgien, von Dr. Mügge; zur Jugend„geschichte der Königin Sophie Charlotte von Preußen, nach „französischen Quellen, von Dr. Guhrauer in Paris; eine „neue Novelle von d. F. v. W.; Gedichte von F. Gustav „Kühne; Literaturblätter; Fortgesetzte Mittheilungen über „Niebuhr und einige ungedruckte Briefe desselben; „Correspondenznachrichten aus Paris, Berlin, Prag, Hanau, „Leipzig, Dresden, Bremen, Hamburg &c."

In jeder soliden Buchhandlung Deutschlands sind die bis jetzt erschienenen 3 Hefte des Freihafens vorräthig, der Preis für jedes Heft ist 1½ Thlr.

Beachtenswerth und belehrend für Jedermann ist die in allen Buchhandlungen vorräthige Broschüre:

Vom Wiedersehen.

Ob wir uns wiedersehen, — warum wir uns **wiedersehen; — Gründe** für die **Seelenunsterblichkeit; — wohin** gelangen wir nach diesem Leben und **wie** ist da unser **Loos beschaffen?**

(Ein Buch für Frohe und Trauernde.) Pr. ½ Thl. od. 36 Kr.

Diese, vom D. Heinichen herausgegebene, in einer 2ten, verb. Auflage in der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg erschienene Schrift — giebt über obige wichtige Fragen treffliche Aufschlüsse, und enthält dazu erbauliche Betrachtungen über: Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen, ermuntert zugleich zu einem öftern Blick in ein Jenseits, zur Beförderung unsers irdischen und jenseitigen Wohls.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Herculanum und Pompeji.

Vollständige Sammlung

der bis auf den heutigen Tag daselbst entdeckten Malereien, Bronzen, Mosaiken u. s. w. Enthaltend sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebenen Antiken, mit neueren noch unedirten Gegenständen vermehrt.

Gestochen von ***H. Roux*** dem Aeltern und ***Ad. Bouchet*** zu Paris. Mit erläuterndem Texte, zum Gebrauch für Künstler, Gelehrte und höhere Schul-Anstalten. Deutsch bearbeitet von **Dr. *A. Kaiser*.**

Dieses interessante Unternehmen darf gewiß für alle Kunstfreunde, Künstler und Gelehrte eine erwünschte Erscheinung genannt werden, da es ihnen Gelegenheit bietet, eine Lücke in ihren Bibliotheken auszufüllen, die sie bis jetzt entweder schmerzlich fühlten oder nur mit großem Aufwande ausfüllen konnten, da die Werke, welche jene durch die Ausgrabungen in Herculanum und Pompeji auf die Nachwelt gekommenen Schätze beschreiben und darstellen, und deren Studium so unerläßlich zum Verständniß des Alterthums, wie der Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen ist, theils durch ihre hohen Preise, theils durch ihre Seltenheit fast ganz außer dem Bereiche der meisten Künstler und Gelehrten liegen.

Der Uebersichtlichkeit wegen erscheint diese Sammlung in Serien nach gleichen oder verwandten Gegenständen geordnet:

9 *Abtheilungen des Werkes.*

Malereien.	**Bronzen.**
1. *Serie.* Architect. Verzierung.	1. *Serie.* Statuen.
2. „ Gruppen von Figuren.	2. „ Büsten.
3. „ Einzelne Figuren.	3. „ Geräthe, Lampen etc.
4. „ Friese etc.	**Geheime Sammlung.**
5. „ Landschaften.	1. *Serie.* Malereien.
6. „ Mosaiken.	2. „ Bronzen.

Das Ganze wird in 200 Lieferungen, jede von 4 feingestochenen Abbildungen mit nöthigem Text und Umschlag im größten Octavformat ausgegeben, monatlich erscheinen vier solcher Lieferungen,

deren jede 5 Groschen kostet.

Die ersten 6 Lieferungen sind bereits an alle Buchhandlungen versandt und daselbst sowie auch die über dieses Werk ausgegebenen ausführlichen Prospecte einzusehen.

Hamburg, im Juni 1838.

Johann August Meißner.

Bei Eduard Kummer in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Minckwitz, J., Graf von Platen als Mensch und Dichter. Literaturbriefe. 8. broch. 1 Thlr. 10 Gr.

Von

Pölitz Weltgeschichte
für gebildete Leser und Studirende.

Neue Ausgabe der 6. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen à circa 12 Bog. geh. à ⅓ Thlr.

haben wir heute die achte Lieferung an die Besteller versandt. Das Ganze wird im Juli vollendet sein, und dann die neueste, übersichtlichste und wohlfeilste Universalgeschichte in diesem Umfange bilden, deren Anschaffung durch die monatliche Lieferung sehr erleichtert wird.

Leipzig, den 22. Januar 1838.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen:

Ernst Maltravers.

Roman

von

Ed. Lytt. Bulwer,

Verfasser von Pelham, Rienzi, die letzten Tage von Pompeji u. s. w.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowski.

8. Drei Bände.

Alice oder die Geheimnisse.

Eine Fortsetzung von Ernst Maltravers.

Roman

von

Ed. Lytt. Bulwer.

Aus dem Englischen

von

O. v. Czarnowski.

8. Drei Bände.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke.

30r bis 35r Band.

8. Sechs Bände. Preis geheftet 6 Thaler.

Diese beiden neuesten Werke Bulwer's, welche jetzt zusammen ein Ganzes bilden, beweisen, daß das Talent des ausgezeichneten Verfassers stets durch neue gediegene Leistungen seinen europäischen Ruf zu behaupten weiß, und er bietet diesmal Charaktere (besonders weibliche) und Situationen dar, welche seine früheren Schöpfungen dieser Art theils an Originalität, theils an concentrirter Darstellung noch übertreffen dürften. Dabei enthält dieses Werk einen so reichen Schatz von Lebenserfahrung, von geistreichen Bemerkungen über gesellige Zustände und Literatur, daß sowohl der Leser, welcher das spannende Interesse des Romans, als jener, welcher dessen didaktische Tendenz sucht, befriedigt wird.

In allen Buchhandlungen zu haben, in Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur:

M. G. Saphir:

Humoristische

Damen-Bibliothek.

4 Theile. Broch. 4 Thlr. 8 Gr.

Chr. Kuffner:

Die

Reise des letzten Menschen.

Ein Fiebernachts-Traum.

2 Bändchen. Broch. 1 Thlr.

Andreas Engelhart:

allgemeiner deutscher, aber insbesonders österreichischer oder

Wiener Frauen-Secretair.

Ein unentbehrliches Haus- und Hülfsbuch nicht nur für Frauen und Mädchen aller Stände, sondern auch für Vormünder, Erzieher, Geschäftsführer, durchaus für alle diejenigen Männer, welche Angelegenheiten aller Art für Personen weiblichen Geschlechts zu besorgen haben.

Mit 1 Stahlstich. Elegant gebunden 2 Thlr. 8 Gr.

Chr. Kuffner,

Minutenspiele.

16 Bdchn. Broch. 12 Gr.

Voßens Freunden und Verehrern!

Joh. Heinr. Voß hat einen zu wesentlichen Einfluß auf die deutsche und auf die classische Literatur geübt, daß es gewiß von dem höchsten Interesse ist, sein literarisches Wirken Schritt für Schritt zu verfolgen.

Voß, J. H., Briefe nebst erläuternden Beilagen herausgegeben von Abrah. Voß. 3 Bände,

welche in allen literarischen Blättern rühmlichst beurtheilt und recht angelegentlich als vollständiges Bild seines wissenschaftlichen und zugleich häuslichen Lebens empfohlen worden sind, geben dazu die beste Veranlassung. Ich habe solche **bis Ende dieses Jahres** auf Zwei Thaler (Ladenpr. 4 Thlr.) herabgesetzt, wofür sie durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Leipzig im Juli 1838.

Heinr. Weinedel.

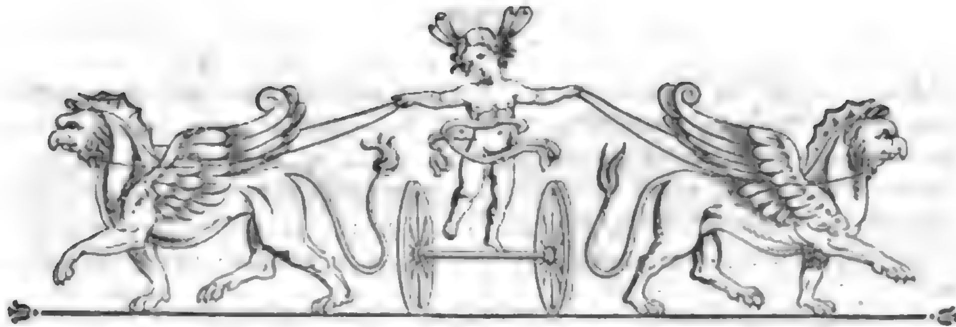
☞ Eine für **Leihbibliotheken** und **Lesezirkel**

höchst interessante Mittheilung

ist durch alle Buchhandlungen **gratis** zu beziehen!!!

Ludwig Schreck in Leipzig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 157. — den 13. August 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Tagebuche *).

Der Mensch, diese königliche Eiche, steht in dieser Welt wie in einem gläsernen Treibhause. Zuweilen befallen uns die Träume unseres göttlichen Ursprunges. Wir ahnen, wo wir hingehören, nämlich in den Himmel, unter die Sterne. Da springen plötzlich die verengenden Fenster und Wände des Treibhauses, das Dach wird weggehoben; die Gesellschaft der kleinen bescheidenen Levkoyen und Nelkenstöcke will uns nicht weiter genügen — die königliche Eiche findet keine Ruhe, bis sie ihren Trieb zum Unendlichen, ihre Sehnsucht befriedigt, und ihr Haupt wieder unter Sternen säuselt. Schade jedoch, daß dieser Traum nicht länger währt! Bald verschrumpft das königliche Gewächs wieder zum Zweig; das Gewächshaus nimmt es aufs neue in Empfang, und die alten Blumenköpfe und irdenen Gefäße, die zu Dutzenden, ja zu Hunderten umherstehen, dürfen es wagen, sie Schwester zu heißen.

Ueber Kinderschriften.

Sonst gab man den Kindern, wenn sie klein waren, ein Stück Brotrinde in den Mund, damit die Zähne sich scheuerten und bald durchkamen: jetzt lassen sich die alten und erwachsenen Leute dagegen ihre Zähne mit gutem Vorbedacht ausnehmen, damit sie dadurch gleichsam ein Privilegium haben, mit den Kindern ewig Brei aus ihrer Pfanne zu essen. Da gefallen mir die Fleischer besser! Wenn die kleinen Kinder schreien, während die Mütter abwesend sind: so stecken sie ihnen einen Zipfel Wurst in den Mund, woran sie saugen können, und schenken ihnen, wenn sie durstig sind, ein Glas Bier. Kinderbücher sollten immer nur Vorbereitungen auf die großen Volksbücher, an denen sich ganze Nationen zu Leid und Freud, zu Scherz und Ernst herausgebildet und veredelt haben — auf den Homer und die Bibel sein. Seitdem aber die Eltern so schwach und so kindisch geworden, daß sie selbst keine Freude mehr an diesen Büchern finden, so geht alles mit natürlichen Dingen zu. Wenn der Vater kein Pferd im Stalle hat, was wollen wir uns wundern, wenn der Sohn ihn zuletzt einladet, sich mit ihm auf sein Steckenpferd zu setzen?

*) Aus seinem Nachlasse, der nächstens im Druck erscheint.

Liebe und Haß.

Was man recht liebt, muß man auch tödten können. Die Liebe ist eben so stark im heiligen Haß, als in der Gluth der Wechselempfindung; ihr Wesen ist getheilt zwischen beiden, und so zählt sie Stunden, Tage, oft mehr aus Kummer und Leid, als aus Freude und Glück zusammengesetzt.

„Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren!“

sagt bei Schiller mit Recht, eine in allen andern Stücken, aber gewiß nicht in diesem Stücke von der Natur ausgeartete Mutter. Brutus konnte zu Cäsar in dem nämlichen Augenblicke sagen, als er auf dem Capitol ihm den Dolch in die Brust drückte:

„Ich darf ihn tödten, ich hab' ihn geliebet!"
So sollte Jeder, der über die Menschen medisiren wollte, seinen Beruf dazu erst durch die innigste Liebe zu dem Menschen kund thun; denn die echte heilige Gluth des Zornes, und die echte heilige Gluth der Liebe, sind im echten Menschenherzen näher mit einander verwandt, als man wohl glaubt.

„Wer liebend nicht bis in den Tod
Das, was er haßt, verschließen kann,
Wer liebend nicht bis in den Tod,
Das, was er liebt, verschließen kann:
Dem steht das stolze Wort nicht an,
Das kühne Wort: ich bin ein Mann!"

Ueber die Schwärmerei.

Nur Liebe, die nicht besitzt, erzeugt die göttliche Schwärmerei. Du schwärmst über den Mond, mein Freund! hättest Du ihn in der Nähe, besäßest Du ihn: so besäßest du einen kreidigen, kalten, eisenhaltigen, irdischen Körper, eben wie die andern, und die göttliche Schwärmerei würde bei näherer Untersuchung seines Inhaltes sich merklich abkühlen, oder vielleicht bald verschwunden sein. Eben so schwärmen wir über Gott — aber immer nur insofern er in uns wohnt; sobald er uns im Raum erschiene, würden wir sogleich die irdischen Bedingungen seiner Menschwerdung gewahr werden, und das Gefühl der Schwärmerei sich in kalte nüchterne Untersuchung, oder wohl gar in eine historische schneidende Schönheitskritik auflösen. Kalk, Salz, Eisen, Asche, Erde müssen so gut die Bestandtheile zur körperlichen Erscheinung einer Venus Urania, als eines häßlichen Thersites sein! Daher die gemeine Schadenfreude des Geisterpöbels, wenn er nun endlich glücklich dahinter kommt, daß dieses oder jenes Genie, d. h. dieser oder jener vermeinte Göttersohn, eben auch wie sie, die Andern, die sich im Raum herumtreiben, ißt und trinkt, und liebt und leidet — mit einem Worte, die Freude des Thieres im Menschen, das Thier in Andern, die es ihrer höhern Eigenschaften wegen kaum für Seinesgleichen halten durfte, ausfindig zu machen.

Jeder Sohn des Himmels, oder jeder Genius, kommt auf Erden nur trauernd und mit einem Flügel an. Es ist auch was rechts um die Kunst zu entdecken, daß in dieser Welt nichts vollkommen ist. O, ihr Thoren und Schelme, würde die Natur uns antworten, wenn sie uns je bei einem unerfreulich lieblosen Geschäfte überraschte — glaubt ihr denn wirklich, daß ein Genius, wenn es ihm nicht so gut wie euch irgendwo fehlte, unter euch verweilen würde? Dankt doch Gott, daß er nur einen Flügel hat, und seid gewiß, daß wenn er deren zwei hätte, er, anstatt mit euch in dieser Kloake, welche ihr sublunarische Welt nennt, zu verweilen, und den Ennui eures Beisammenseins zu dulden, er alsobald die Himmel, von wannen er gekommen, wieder aufsuchen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

(Fortsetzung.)

IV.

In Kolonta's Hause herrschte die allgemeine Krankheit der polnischen Edelleute der damaligen Zeit, es an eitlem Prunk und nutzloser Verschwendung den wenigen großen Magnaten gleich zu thun, die durch bedeutende Mittel zu glänzendem Aufwande berechtigt waren. Man hätte glauben können, das Streben der Pane gehe nur dahin, sich auf die am schnellsten mögliche Weise durch leere Großthuerei zu ruiniren. Auch Kolonta, obwohl einer der größten Gutsbesitzer des Umkreises, theilte die Sucht seiner Nachbarn, einen förmlichen Hofstaat zu halten, was ihm seine Einkünfte keineswegs gestatteten. Die Juden dienten den Edelleuten als Mittelspersonen, um ihre Producte zu verhandeln, die schiffbare Düna war weit entfernt und auch von da aus die Schifffahrt wegen des Kriegs mit den Schweden gehemmt, der Landtransport aber bei dem gänzlichen Mangel an Landstraßen und den gefahrvollen Umwegen nicht minder beschwerlich. Hierzu kam noch die schamlose Betrügerei der Dekonomen, die gleich Blutegeln am Marke des Edelmannes und Bauers nagten, so wie die gänzliche Unwissenheit der Edelleute in den Angelegenheiten der Landwirthschaft, ebenfalls eine Folge ihres Hochmuthes. Das Zusammentreffen so vielfacher auf die Finanzen des Adels nachtheilig einwirkender Verhältnisse machte es erklärlich, daß das Auge überall nur auf Spuren glänzenden Elendes, auf den Mangel des Nothdürftigsten und den Ueberfluß an nutzlosen Dingen stieß. — Ringsum an den Wänden des Speisesaales hingen die lebensgroßen Bilder der Vorfahren Kolonta's; Rauch, Schmuz und Alter hatten diese Galerie dem Beschauer fast unsichtbar gemacht, vielleicht ohne Verlust für die Kunst oder den Liebhaber. Im Hintergrunde des Saales stand ein ungeheurer Wandschrank mit Kirchenfenstern bemalt, in dem die geringen

Schätze des Hauses an Silbergeräth, Pocalen und Porzellangeschirr verwahrt wurden; Kriegsbeute und Friedensgaben, in denen die genealogische Geschichte des Hauses verzeichnet war, Kindtaufen, Namenstage und Hochzeiten. Der ungeheure Eichentisch in der Mitte war mit einem groben Zwillichtuche bedeckt, neben zinnernen Tellern lagen silberne Löffel, ein Salzfaß und ein mächtiger Pocal von Silber aber standen am obern Ende der Tafel, so wie allerlei bunte Krüge ringsherum vor den Gedecken. — Während die Gäste auf den Tisch, gleich einer Festung, losstürmten, öffnete sich eine in der Wand befindliche Tapetenthür, und aus ihr trat, auf den Arm Leo Kolonta's gestützt, im reichen ungarisch-polnischen Nationalkleide, das Fräulein Barbara Wasiltschikoff. Ein weißgestickter Dolman mit Zobel besetzt, schmiegte sich an den schlanken Oberkörper und ein blauer Atlaßrock mit goldenen Fransen wallte in breiten Falten über den harmonisch sich fortbewegenden Leib der Jungfrau bis zu den zarten Knöcheln, die zierliche Saffianstiefelchen umschlossen; eine Schnur edler Perlen schlang sich um das reiche Haar, das in zwei langen Flechten sich auf den Rücken herabsenkte. Dem Fürsten Serebrenny erstarrte das Blut in den Wangen, während die Jungfrau beim Anblick der ihr zugleich bekannten und fremden Züge erröthete und schnell, als ob sie sich getäuscht, ihren Blick wieder auf ihren Führer richtete. Eine Eiseskälte überzog das Herz des Fürsten, als sich die Blicke der Geliebten von ihm abwendeten, und er hätte lieber durch den Ausbruch ihrer Freude beim Wiedersehen sein Leben bedroht sehen, als diese verletzende Gleichgültigkeit ertragen mögen. — Der Kanonikus des Dorfes verlas das Oculi omnium, segnete Speise und Trank, und die Damen setzten sich an das eine Ende des Tisches gegenüber den Männern, Barbara nahm am obern Ende Platz neben Kolonta. Als der Fürst, dem russischen Religionsbrauche gemäß, von der rechten Schulter zur linken das Kreuz schlug, bemerkte dies der Pan Starost zu seiner Linken und fragte ironisch: „Der Herr ist wahrscheinlich ein Russak seines Glaubens, denn er kreuzigt sich von der Rechten zur Linken?" — „Ich kreuzige mich von der Rechten zur Linken," erwiederte Serebrenny bitter, aufgebracht über den unbescheidenen Ton der Frage, „doch ich schlage mit dem Säbel drein, rechts und links, wie es der Pan wünscht!" — „Was gut ist, bleibt gut!" versetzte, die Sache zum Scherz einlenkend, der alte Kolonta. „Laß die Jesuiten untersuchen, ob den Slavoniern oder den Lateinern zuerst die Pforten des Paradieses geöffnet werden; mögen sie die Calvinisten verfluchen oder die Kosaken bei den Haaren zum Altare schleppen, nach unserer Meinung ist nur der vom echten Glauben, der sich am wackersten für das Vaterland schlägt. Was meint der Pan Richter?" — „Ich habe hierin keine Meinung," erwiederte Woidsewitsch geschmeidig, um dem Starosten nicht zu nahe zu treten. — „Auf dem Richterstuhle und einer verdorbenen Uhr liest man fürwahr Täuschung und Lüge nur," rief höhnisch Soltyk. — „Doch mein Zeiger schlägt das, was er anzeigt," versetzte der Richter zornsprühend und schlug an den Säbel, „verstanden, Pan Soltyk?" — „Ich verstehe," fuhr Soltyk in beleidigendem Tone fort, „doch ich bezweifle!" — „Frecher Knabe, satis loquentiae, sapientiae parum. Weißt Du, in welcher Münze man solche Reden bezahlt erhält?" schrie der Andere und erhob sich mit einer drohenden Handbewegung. „Wenn man nicht obendrein noch dieselbe Münze mit in den Kauf bekommt," höhnte Soltyk weiter, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. — „Ich fordere blutige Genugthuung!" — „Ich gebe sie nur dem, der ihrer werth ist!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien.

[Theaterwesen. Das Hofburgtheater. Seine Anfänge, Entwickelung und gegenwärtiger Zustand.]

In Oesterreich, besonders in Wien, hat die schöne Literatur noch immer ihren Schwerpunkt im Theater; es ist der alleinige Weg, wodurch sich der österr. Dichter ein Publicum verschaffen kann. Der Lampenschein, die Decorationsfarben, die Costumeflitter und endlich die lebendige Darstellung stellen jene Mängel in den Hintergrund, die bei dem Lesen deutlich hervortreten. Die Schriftsteller mögen das Gediegenste drucken lassen; der Mißcredit gegen das Einheimische ist so weit gestiegen, daß es erst im Auslande Anerkennung finden muß, ehe man sich entschließt, es zur Hand zu nehmen. Die lobendsten Recensionen selbst anerkannter unparteiischer Kritiker Oesterreichs — obwohl deren nur wenige — sind nicht im Stande, ein inländisches Product belletristischen Inhaltes ins Publicum zu bringen und das Vorurtheil dagegen zu beheben. Ohne die leicht zu enträthselnden Ursachen dieser Erscheinung zu erörtern, erwähne ich nur, daß es mit dem Theater eben dadurch eine entgegengesetzte Bewandniß hat. Die Masse strömt herzu, und klatscht und pocht nach Herzenslust, und obwohl ein großer Theil mehr der Schauspieler oder Schauspielerinnen halber ins Theaterhaus geht, oder die Uebersetzungen pariser Komödien die Mehrzahl herbeiziehen, so ist doch auch ein gut Theil von wahrem Interesse für die Bühne beseelt. Dadurch ist erklärt, warum alle österr. Literaten zuletzt dem Theater zusteuern, und weshalb die dramatischen Producte, besonders Wiens, an Zahl und Werth alle andern übertreffen. Das Bühnenwesen hat hier noch die vollste Geltung, es wird keine

Conversation geführt, wo dies nicht aufs Tapet kommt, und die hiesigen Journale würden die meisten Leser verlieren, wenn sie den Theaterangelegenheiten weniger Raum gönnten; ja die Theaterzeitung hat nur ihrem Titel und diesem Inhalte ihre ausgedehnte Verbreitung zu danken, und würde ihre Abonnenten, die Kleinodien Bäuerle's, einbüßen, wollte sie ihre Spalten mit Würdigerem und Besserem bedrucken. —

Das Theater wird also in diesen Berichten stets eine Hauptrubrik ausmachen, und ich will diesmal eine kleine Uebersicht und Charakteristik der hiesigen Bühne entwerfen. Es ist ohnehin nichts Wichtigeres zu berichten. Bereits hat die Sommersaison begonnen; Alles zieht fort, aufs Land oder auf Reisen; die Stadt ist leer, und im Gebiete der Kunst und Literatur, so wie im praktischen Leben werden jetzt nur Kräfte gesammelt. Die italienische Operngesellschaft hat mit dem letzten Juni ihre Vorstellungen beendet, und der Ferienmonat hält das Hofburgtheater geschlossen; also auch die Bühne bietet keinen erheblichen Stoff und keine Novitäten. — —

Wien hat zwei Theater in der Stadt, und drei in den Vorstädten, eine geringe Zahl, selbst die Sommer-Theater in Baden, Hitzing, Döbling u. a. mitgerechnet, für 400,000 Einwohner. Das älteste dieser Theater ist jenes nächst der Burg, welches Maria Theresia 1741 errichtete, und ihr glorienreicher Sohn Joseph zum Hof- und Nationaltheater erhob. Erst durch mannichfache Schicksale, mit Aufbieten vieler geistigen und materiellen Kräfte gedieh diese Anstalt zu jener Stufe, welche sie jetzt in der deutschen Bühnenwelt mit vollem Rechte einnimmt; obwohl sie noch immer die Spuren ihres Emporkeimens, so zu sagen, das angeerbte Blut nicht verwischen kann. Sie ging nämlich aus jenen extemporirten Komödien hervor, in welchen der Hanswurst zum Ergötzen des ganzen Publicums die Hauptrolle spielte. Der tüchtige Komiker Stranitzky schuf zu Beginn des 18. Jahrhunderts diesen groteskkomischen Charakter in den deutschen Burlesken, als Caricatur Harlekins, dessen Buffonerien im italienischen Theater vom wiener Publicum so sehr beklatscht wurden. Er fand den größten Beifall, und seitdem ist diese Figur in den wiener Localpossen einheimisch; Thaddädl, Käsperl und Stäberl sind nur andere Namen des lustigen Hanswurst. Nach Stranitzky übernahm der berühmte Prehauser diese Rolle; allein schon schimmerte ein Strahl herannahender Aufklärung, und einige vorgeschrittene Männer wollten diese Lazzi durch würdigere Stücke ersetzen. Der junge und geniale Hafner schrieb mehre Stücke, worin er diese Burlesken parodirte, obwohl er auch für seinen Freund Prehauser „pudelnärrische Hanswurstträume" abfaßte, welche dieser theils als Prologe, theils als Epiloge vortrug. Erst unter Leitung des Freiherrn v. Bender, welcher sein großes Vermögen zur Emporbringung dieses Theaters verwendete, gelang es, diese extemporirten Burlesken durch regelmäßige Schauspiele zu verdrängen. Von nun an blühte dieses Institut erst auf, und um so mehr, nachdem die Operndarstellungen, welche mit dem recitirenden Schauspiele an dieser Bühne abwechselten, in ein anderes Locale übertragen wurden. Eifrige Beförderer, besonders Graf Palffy standen nun an der Spitze dieser Anstalt; bedeutende Talente wirkten und arbeiteten für diese Bühne, Jünger, Kotzebue, Schreyvogel (West), und Künstler ersten Ranges spielten auf diesen Bretern als engagirte Mitglieder. Gegenwärtig hat der Landgraf Fürstenberg die oberste Leitung des kaiserl. Hoftheaters, und Deinhardstein ist Theatersecretär unter dem Titel eines Vicedirectors. Unter den weiblichen Mitgliedern sind die Namen: Fichtner, Müller, Peche, Rettich, Schröder, und unter den männlichen: Anschütz, Korn, Laroche, Löwe, Wilhelmi u. a. m.; und die Darstellungen, besonders des heitern Schauspieles gehören zu den vorzüglichsten. Das ist eben, was ich oben mit dem angeerbten Blute andeutete. Hanswurst, obwohl in seiner edelsten Gestalt, und nach dem neuesten pariser Journal gekleidet, hat hier noch immer seinen Wohnsitz. Gottsched und die Neuberin haben ihn zu Leipzig verbrannt, er zog sich nach Wien, und ist, in diesem Gewande, ein willkommener Gast. Die extemporirten Farcen sind verbannt, oder eigentlich in Lustspiele und Conversationsstücke umgewandelt, und Bauernfeld ist der moderne Hafner, nur daß ihm dessen Erfindung abgeht. Die ernste Muse, die Tragödie konnte daneben nur in einzelnen Individuen zur Vollkommenheit gelangen; und ein solches Uebertragen zerstört das Ebenmaß und vernichtet die Schönheit der Wellenlinie. Um dem Alten und den Damen den Vorrang zu lassen, nenne ich die Schröder, und die Rettich-Gley vor Löwe, als die Heroen unserer Tragödie; aber es sind keine äquivalenten Kräfte vorhanden, um das Gleichgewicht herzustellen. Hingegen in der Komödie herrscht ein Ineinandergreifen gleichmäßiger Talente, und waltet eine Harmonie, welche wahrhaft entzückt und hinreißt; zwar strahlen auch da einige Künstler, Wilhelmi und die Damen Fichtner und Müller besonders hervor, allein sie füllen die eckigen und scharfkantigen Formen des Lustspieles nur aus, und runden sie zu desto größerer Schönheit. Ein solches Ensemble wird nur noch bei den Franzosen gefunden, und von keiner deutschen Bühne erreicht. —

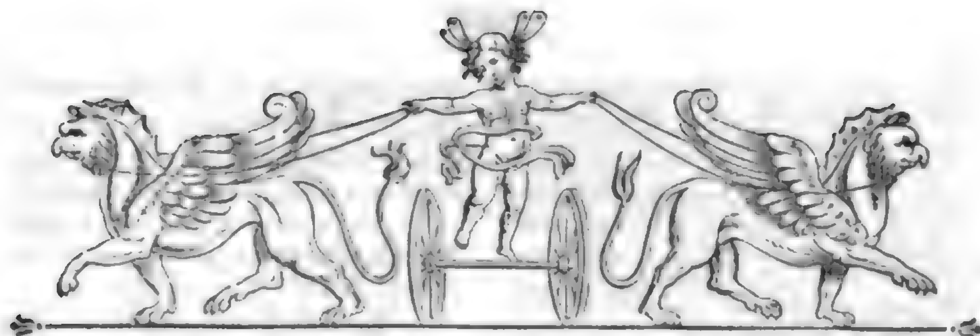
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Talleyrand's wichtigste Schrift.]

Wir äußerten schon einmal, daß von Talleyrand's Nachlaß, wenn er künftig veröffentlicht werden sollte, nichts Bedeutendes zu gewärtigen stehe. Auch seine geheimen schriftlichen Mittheilungen werden, wie das ganze System seines Denkens und Handelns, die Welt äffen, er wird als Autor sich begnügt haben, möglichst den Glauben zu verbreiten, er habe es allzeit mit jeder neuen Lebensansicht ehrlich gemeint. Dagegen findet sich in seiner Bibliothek, die zu Verkauf steht, ein Buch von wichtigem Interesse, das schwerlich feil sein wird. Es ist Machiavell's Fürst, das politische Brevier Talleyrand's, mit Randbemerkungen von seiner Hand. Diese Glossen sind ohne Zweifel das wichtigste, was Talleyrand geschrieben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 158. — den 14. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Der Wortwechsel wäre zur blutigen Rauferei geworden, hätte sich nicht der Wirth ins Mittel geschlagen, um die erschreckt von ihren Sitzen aufspringenden Damen zu beruhigen: „Friede, ihr Herren," rief der alte Kolonta, gebt Eurem Zorn ein Stündchen Ruhe und einen größern Spielraum; der Abend ist lang und mein Garten breit genug, um sich satt zu schlagen. Hier handelt sich's um Wein und nicht um Blutvergießen!" — „Doch wo Wein fließt," meinte der Kanonikus, „strömt auch nicht selten Blut, denn der Wein macht trunken, und im trunkenen Muth...." — „Beruhigt Euch, Pan Kanonikus, nahm Leo das Wort, „nimmermehr macht der Wein selbst trunken, sondern nur die Zeit, in der man ihn trinkt, und leert Ihr nicht jährlich Euer Faß Ungarwein, ohne Euch zu betrinken?" — „Se non é vero, é ben trovato!" stimmte Soltyk ein. — „Uebrigens," fuhr Leo fort, „kann man auch von schönen Augen trunken werden. Experto credite!" — „Bravo, Leo," schrie Kolonta, „Deine Predigt ist kurz und erbaulich, Deine Principien nicht allzustreng, Du könntest Beichtvater unsers Königs werden!" — „Ich strebe nach Höherem!" rief Leo vom Weine erhitzt, „der Beichtiger der Schönheit will ich werden und mit Pana Barbara dies fromme Amt beginnen!" — „Beenden wäre eben so richtig," lispelte erröthend das Fräulein, „auch gestattet mir mein Glaube nicht, solchen Beichtiger zu wählen." — „Das Herz hat nur einen Glauben!" raunte ihr Leo ins Ohr. — Unterdessen hatte Kolonta den großen Pocal vor seinem Gedeck mit Wein füllen lassen, und, nachdem er einen Trinkspruch auf die Unabhängigkeit des polnischen Adels ausgebracht, einen Zug daraus gethan und ihn seinem Nachbar übergeben. Als die Reihe an Leo kam, bückte sich derselbe und mit geschickter Behendigkeit löste er die zierliche Saffianbekleidung vom Fuße des Fräuleins Wasiltschikoff, nicht achtend auf ihr Geschrei und den schwachen Widerstand, er goß den zarten Behälter voll Wein und hob ihn mit den Worten in die Höhe: „Mein Lebelang will ich kämpfen für die Freiheit meines Vaterlandes, aber die eigene will ich auf Lebenszeit opfern für die, auf deren Wohl ich jetzt trinke!" — Ein einstimmiges Bravo folgte seiner Rede, und der Saffianpocal flog in die Runde mit dem Ausruf: „Nicht russischer Schönheit haben wir den Krieg erklärt, sondern nur der russischen Macht." — Während die Damen voll Eifersucht sich auf die Lippen bissen, wagte Barbara vor Scham kaum den Blick zu erheben, zwei große Thränen drängten sich in die seidenen Wimpern, ihre Brust hob sich und sie schien die ungestüme Männerwelt eher um Mitleid zu flehen, als sich der Anerkennung und des Triumphes ihrer Schönheit zu freuen. Gierig leerte Serebrenny den zierlichen Behälter, als ihn die Reihe traf, und drückte ihn an seine Lippen. Als ob er Flammen eingesogen, so stieg ihm das Blut in Kopf und Wangen, der Boden brannte wie Feuer unter ihm, und sein glühender Blick traf bald den Gegenstand seiner Liebe,

bald den gefährlichen Nebenbuhler. Das Zischeln und Geflüster der Damen an der Tafel bestärkte ihn in seinem Argwohn, und der Gedanke, daß die, für die er sein Leben Preis gab, vielleicht seiner Liebe spotten könne, zehrte an seinem Herzen. Die Damen waren unterdessen von ihren Sitzen aufgestanden, die alten Herren rückten näher zusammen, im eifrigen Gespräch über Politik begriffen; diesen Moment der allgemeinen Verwirrung benutzend, schlich sich Serebrenny aus dem Saale, in der Einsamkeit frischen Muth zu schöpfen und sein Vorhaben reiflicher zu erwägen.

V.

Im Vorhause hielt ihn Soltyk auf, der sein Davonschleichen bemerkt und ihm nachgeeilt war. „Auf ein Wort, Pan Majewsky!" rief er dem Flüchtlinge zu und zog den Fürsten, fast willenlos, mit sich in den Garten. Stillschweigend durcheilten sie neben einander die schattigen Lindengänge, bis Soltyk in einiger Entfernung vom Schlosse anhielt: „Vergebung, Pan Jaromir," hob er an, „daß ich Euch beschleunige, aber meine Bitte leidet keinen Aufschub, und den Einzigen, von dem ich Gewährung hoffe, ohne daß ich Euch belästigen durfte, meinen Freund Leo, mag ich jetzt nicht aus den Armen der Liebe reißen." Unwillig hörte der Fürst, doch mit gespannter Erwartung zu. „In wenigen Minuten," fuhr der Andere fort, „trifft der elende Woidsewitsch, dem ich schon längst eine Züchtigung zugeschworen, mit seinem Secundanten hier ein, um Genugthuung von mir zu fordern. Die Sitte erheischt es, daß ich mir einen Kampfgefährten wähle, der mit dem des Gegners einen Gang zu wechseln bereit ist. Ich hoffe bei dem wackern Krieger und Edelmann Majewski deshalb keine Fehlbitte zu thun, indem ich ihn als Gefährten zu diesem Zweikampf wähle!" — Serebrenny, auf Schlimmeres gefaßt, willigte in Soltyk's Bitte, und wenige Minuten später trafen die Gegner, Woidsewitsch vom Pan Sembina begleitet, ein. Ein von schattigem Gebüsch rings eingehegter Wiesenplan nahm die Kämpfer auf und im Nu waren die vier Säbel blank. Mit Ingrimm schlugen sich die beiden Feinde, während die Secundanten nur kaltblütig ihre Streiche führten. Eine leichte Streifwunde, die Sembina erhielt, nahm die Aufmerksamkeit Serebrenny's in Anspruch, als Soltyk von einem Säbelhiebe in den Kopf getroffen, zu Boden stürzte. Sembina und Woidsewitsch eilten dem Verwundeten zu Hülfe, der Fürst aber in den Garten, einige der Schloßdiener herbeizurufen, zugleich aber die längst ersehnte Einsamkeit aufzusuchen, fern von dem Schauplatze der Thorheiten und Gebrechen einer Gesellschaft, die weder seiner Stimmung noch seinem Geschmacke entsprach. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Johannes Falk's Tagebuche.

(Fortsetzung.)

Zu meinem Leben. 1811.

1811 besuchte mich in Weimar ein junger Philosoph aus Berlin. Er versicherte mich, daß er sich auf die Philosophie gelegt hätte; mir schien es aber, als hätte sich die Philosophie mehr auf ihn, als er auf die Philosophie gelegt; denn er war von Kopf zu Fuß nichts als Fichte, und es gelang mir nicht, auch nur das kleinste Stückchen von ihm selbst als Individuum gewahr zu werden. Er war ein großer Verehrer von Geßner's Idyllen, und wollte diesem auf Kosten des Theokrit eine feurige Lobrede halten. Ich bat ihn aber, dies gut sein zu lassen, und versicherte ihn, daß wenn die Schweiz ein Hellas gewesen, auch Salomon Geßner seine Idyllen weit lebendiger, weit mehr aus seiner Umgebung heraus würde geschrieben haben. Ich verglich Griechenland mit einem Bienenkorbe, der unter einem Apfelbaume steht. Alles, was hereinfällt, wird in Wachs, verwandelt. Der Helikon, der Ossa, der Pelion, alle Berge Griechenlands sind gleichsam wie Aepfel in diesen großen poetischen Bienenkorb herein verwirkt und verarbeitet worden. Dem Griechen ließ es nicht Ruhe, so lange noch ein Berg, eine Quelle, ein Fluß übrig war, die er nicht mit der Fabel, gleichsam wie mit Wachs, überzogen hatte. Nun denke man sich Theokrit in der Schweiz. Was würde er schon fertig gefunden haben, als er kam! Welche Fabeln würden der Montblanc, das Schreckhorn, der St. Gotthard getragen haben! Welch ein Reichthum mythologischer Dichtungen, zu welchen dem Nachfolgenden, bei weiterer Ausbildung der Gattungen, immer nur einzelne Stücke hinzuzusetzen vergönnt war. Geßner's Idyllenwelt dagegen konnte so gut in den flachsten Gegenden der Mark, als zwischen Gletschern und Bergen ihr Dasein erhalten, so daß sich folglich zwischen ihm und Theokrit, aus dem der große bildende plastische Weltgeist, der der griechischen Literatur, gleichsam wie seinem letzten Naturprodukte die Entstehung gab, uns anspricht, nirgends einen Vergleichungspunct findet.

Ueber den Charakter der Deutschen.

„Ich kann den Franzosen nicht leiden, oder den Italiener, oder den Engländer, oder den Spanier," wer das Wort sagt, verdient von dem Augenblicke an kein Deutscher zu sein.

Der Deutsche ist ein Mensch, und Adam ist weder ein Franzose, noch ein Engländer, ein Italiener, noch ein Spanier, sondern ein Deutscher gewesen.

Es gibt vielleicht keine einander mehr entgegengesetzte Charaktere, als Jude und Deutscher. Der Jude glaubt ewig an seinen Großvater Abraham. Ihm hat sich Gott allein offenbart; er erkennt keinen Fortschritt in Künsten und Wissenschaften, wenn ihn nicht sein Großvater Abraham gemacht und sanctionirt hat. So haben wir den ewigen Stillstand und den ewigen Fortschritt in den Ideen, Gott und Natur, durch die zwei Bilder des Juden und des Deutschen ausgedrückt.

Wie häßlich sind alle Kasten! Jedem echten Deutschen müssen und sollen sie verhaßt sein! Ein geistreiche Frau, Madame de Staël, sagte kürzlich zu mir: Il vous manque des préjugés pour être une nation. C'est le préjugés de la vanité qui fait le Français, c'est le préjugé de l'orgeuil qui fait l'Anglais. Il faut avoir des préjugés pour être une nation! — Ich erwiederte ihr hierauf, daß vielleicht die Juden, wenn es sei, wie sie sage, daß die préjugés Nationen machten, Anspruch hätten, die erste und größte aller Nationen zu sein. Was ein echter Deutscher ist, sagt nie: ich kann den Adel nicht leiden, oder das Volk, oder die Fürsten. Es kann ein recht guter Franzose sein, der diese Sprache führt, oder ein Engländer, oder ein Spanier; aber er ist kein Deutscher, er ist kein Mensch. Der Deutsche hat unter allen Formen existirt, den aristokratischen, den demokratischen, den republikanischen, und existirt noch unter denselben.

Was war Regensburg? Eine große Königs- und Kaiserrepublik. Und die Fürsten, Herzöge und Herren standen auf von ihren Sitzen, zogen ihr Schwert und sprachen: „Da sei Gott vor, daß wir seien unterthan Einem! Frei wollen wir leben nach Stämmen, als Sachsen und Baiern und Schwaben, wie jene alten Allemannen, unsere Vorfahren, von denen Tacitus gesprochen hat. Und sie wählten einen Kaiser aus ihrer Mitte, und dieser war ihr Oberhaupt nach dem Gesetz. Und so entstand die alte ehrwürdige Reichsverfassung, die alte Königs-, Kaiser- und Fürstenrepublik.

Calderon's Leben ein Traum.

Dies Stück hat eine anbetungswürdige Tiefe des Gedankens, um welche die äußern Begebenheiten nur herumspielen, und ihnen gleichsam zur Auslegung dienen. Mit einem zierlichen französischen Stück verglichen, kommt mir dieses wie eine Hand vor, die zierlich eine Blume, eine Rose oder ein Veilchen von einem Felsen pflückt, und jenes wie ein Riesenarm, der den Felsen mit all seinen Blumen, seinen Rosen, seinen Veilchen, seinen Bäumen anfaßt, und ihn durch alle Himmel und Gestirne emporträgt.

Ueber die Liebe.

Die Liebe hat einen Wahrsagerblick in sich. Ein Blick in ein fremdes Auge wahrsagt uns die ganze Zukunft unseres Lebens — der Bund ist geschlossen! Was ein liebend Ahnen erflog, wird von Herz zu Herzen geschichtlich bestätigt.

Christus.

T. erzählt: es habe *** gesagt: Christus sei ein Mensch gewesen gleich wie wir, wiewohl die Mystiker dieser Zeit behaupteten, daß er ein Gott sei; Christus habe es ja selbst gesagt. Mir fällt dabei eine Stelle aus Shakspeare ein, wo ein armer Schelm sagt: „Ich bin auch ein Mensch," und der Andere ihm zur Antwort gibt: „Ein nun ja, wie Windhunde, Möpse, Dächse, Schäferfüchse alle Hunde heißen, geht es aber an ein edles Waidwerk und ans Aussondern: so wird man den edlen Schäferhund und den Dachs schon zu unterscheiden wissen." — Gottesbewußt sind wir uns alle, und in diesem Sinne also auch Gottmenschen — aber in welchem Grade? das ist eine andere Frage. Wohl ist es eine verwegene, anmaßende Rede, zu sagen: Christus war ein Mensch wie wir. Uns fehlt gänzlich die Durchsicht, die ihm eigen war, die eingeborene göttliche Seherkraft. Nicht uns, ihm zu Ehren geschieht es, daß wenn Sonntag ist, alle Glocken in Europa läuten.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Darstellungen auf dem Burgtheater. Macbeth, Griseldis, Don Carlos rc.]

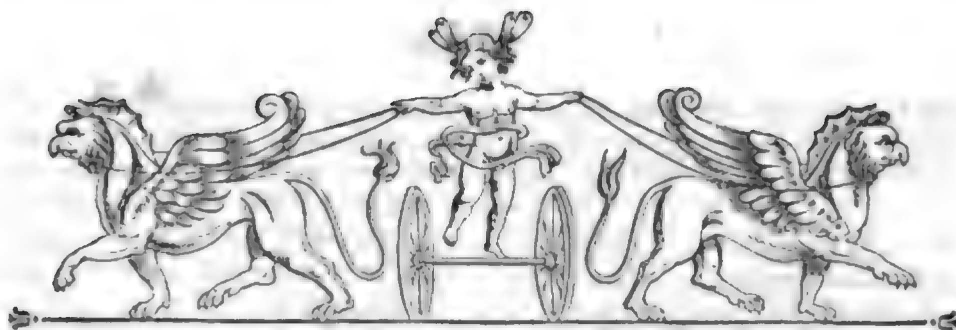
Einige Darstellungen, welche wir seit den Osterferien sahen, mögen das Gesagte bestätigen. Macbeth z. B. wurde auf eine Weise vorgeführt, welche selbst einer Provinzialbühne unwürdig wäre. Löwe verlieh der untergeordneten Partie des Macduff allen Duft und Glanz seines Talents; desto fahler trat dagegen Anschütz als Macbeth in den Hinter-

grund, und selbst die große Schröder wirkte nur in der letzten Scene mit voller Macht. Leider mußte diese Künstlerin ihre Zähne bereits der Zeit als Tribut zollen, und die falsch eingesetzten hemmen sie im Gebrauche ihres Organes um so störender, da sie größtentheils Verse zu declamiren hat; der freie, rhythmisch-gemessene Fluß der Sprache ist gehindert, und vorzüglich einige Zischlaute schlagen unangenehm an das Ohr des Zuhörers. — Griseldis wird vortrefflich gegeben, denn das Stück beruht im Ganzen auf den Hauptpartien, welche wohl nirgends bessere Darsteller finden, als die Rettich und Löwe. Aber die Rolle der Griseldis hat die so treffliche Rettich zu einer Manier verlockt, welche auf ihr tragisches Darstellungstalent verderblich einwirken kann. Der wahrhaft weibliche Charakter der Griseldis wird durch ausgesuchte, mit Widerhaken ins tiefste Herz greifende, peinvolle Ereignisse so gemartert und gefoltert, daß sie durch vehemente Gesticulationen, lautes Aechzen, durch Aufschreien u. dergl. ihre Qualen äußern darf. Die Rettich besitzt alle Mittel, um dieses unaussprechliche Weh in ergreifendster Wirkung durch tief heraufgeholte, dumpf und gepreßt klingende Worte darzustellen; der reiche Beifall, der ihr zu Theil wurde, verleitete sie aber, andere Partien ebenfalls mit solchen Extravaganzen auszustatten. Sie gibt jetzt die Eboli in demselben Maßstabe, so daß man einige Momente, unbeschadet des Totaleindruckes, in die Griseldis versetzen könnte. Es ist eine beklagenswerthe Abirrung dieser hochbegabten Frau. — Don Carlos ist größerntheils trefflich, theilweise ungenügend und auch schlecht besetzt. Wilhelmi als Alba, — Falstaff als Cromwell! Fichtner kann die Form des Don Carlos nicht vergeistigen; er faßt diese Rolle nur von dem Gesichtspuncte eines verliebten Prinzen. Die Königin wird durch Dem. Peche zu einer hehren, unglücklichen und theilnahmeerweckenden Frau, welche jedoch die ganze Würde und den Stolz einer Prinzessin nicht aufgibt; sie verschmilzt die Geliebte und die Mutter, die Gattin und Königin mit den zartesten Tinten, und entwirft doch, mit dem geringsten Aufgebot ihrer schönen Mittel, ein kräftiges, festgeformtes Bild. Laroche, als Philipp, ist eine der gediegensten Leistungen. Die Scenen mit der Königin, zu Aranjuez und im eigenen Gemache, tragen den Meisterstempel an sich. Den Darsteller des Posa sparte ich willentlich bis zuletzt, da er einen Uebergang zur Besprechung der im Lustspiele Beschäftigten darbietet. Korn spielt den Posa und auch den Klingsberg, den Figaro in den beiden Figaro's und dergleichen Rollen; aber — es schmerzt ordentlich, von einem verdienstvollen Schauspieler so was sagen zu müssen. Korn ist krank, seine Stimme ist angegriffen, er hustet und spuckt immerwährend, und er sollte für seine Heilung bedacht sein, statt sich und — auch den Zuhörer mit dem Abmartern bei solchen Partien zu quälen. Figaro und Klingsberg erfordern frische, lebenvolle, quecksilberner Darsteller und Posa einen feurigen Redner, und solche Rollen sollte der kranke Korn nicht mehr annehmen. —

Seit meinem letzten Berichte wurden noch folgende Novitäten gegeben: „Student und Dame" und „Philopoemen", beide nach dem Französischen und ohne besondern Werth; dann „der junge Officier," angeblich nach dem Englischen, aber eben so gehaltlos wie das Originalstückchen „Sein Diener." Alle diese Lustspiele erhalten sich blos durch die trefflichen Darstellungen. Karoline Müller ist die Grazie des Lustspiels; sie stattet die Rollen junger Frauen und Witwen mit den gefälligsten Manieren der höhern Salons aus; in ihren einfachsten Bewegungen, in ihrer Erscheinung wie in ihrem ganzen Benehmen auf den Bretern waltet der Reiz der Natürlichkeit. Kein Haschen und Jagen, kein Naivthun und kein Coquettiren, sondern ein ungekünsteltes und daher desto künstlicheres Spiel erstrebt den günstigsten Effect. Die Müller will im nächsten Jahre sich gänzlich von der Bühne zurückziehen. — Ihr würdig zur Seite steht Elisabeth Fichtner, eine Tochter des Künstlerpaares Koberwein, und deren Mutter, eine ausgezeichnete Darstellerin chargirter Frauenrollen; sie selbst ist die edelste Darstellerin naiver Rollen, voll Anmuth, Lieblichkeit, Reiz und Sittigkeit. Man kann sich die komische Muse nicht züchtiger und die Naivetät nicht natürlicher denken. Sie ist eine Hauptzierde der Hofbühne, und ihr allein hat manches schwachbeinige Stück den günstigen Erfolg zu danken. Sie und Meister Löwe erhalten das Schauspiel: „Die Fremde," von der Weißenthurn, auf dem Repertoire, während Bauernfeld's „Zwei Familien" nur einige Darstellungen erlebten. — Eine der kräftigsten Stützen des Lustspiels ist Wilhelmi; seine Leistungen übersprudeln von Humor, und die geringfügigsten Partien stattet er mit drastischer Komik aus. Wenn er in „Student und Dame" den Geliebten seiner Tochter um Gotteswillen bittet, sein Kind zur Frau zu nehmen, wenn er als düpirter Graf in den beiden Figaro's selbstgenügsam lächelt, wenn er als Michel, in den „Zwei Familien," sich der baldigen Hochzeit freut, so ist dies mit solch herzentsprossener Gutmüthigkeit und Jovialität vorgetragen, mit solch lebenswarmer Frische und Lebendigkeit, daß die Zuhörer mit fortgerissen, und in einen Strudel von Lachen, Theilnahme und Weinen unwillkürlich geschleppt werden. Schade, daß die gemeine Komik neben ihm, als Contrast und Hebel, keinen echten Repräsentanten hat; Mothe ist kein Possenreißer, selbst sein umflortes Organ hindert ihn am Auftragen greller und derber Striche. — Herzfeld hat Heiterkeit und Laune zu muntern Liebhaberrollen, nur fällt das Dehnen und Singen der Satzschlüsse unangenehm auf; aber ein eigentlicher Bonvivant fehlt, denn selbst Fichtner ist mehr für gesetztere, ruhigere Charaktere, für Bauernfeld'sche Männer. Noch sind zwei talentvolle Mädchen zu nennen: Reichel und Wildauer, besonders letztere entwickelt in Soubrettenpartien bedeutende Anlagen. Ich beabsichtige hiermit keinesweges ein genaues Aufzählen aller Namen, sondern blos der bedeutendsten und beschäftigsten Künstler zu erwähnen, und das Uebergewicht der komischen gegen die tragische Muse darzuthun. Das inmitten liegende Schauspiel, so wie das französische Drama, die larmoyante Komödie vereinigt hier die entgegengesetzten Talente zu Einem Ziele, und wird daher meisterhaft executirt. Dabei wirken auch besonders die Damen Fournier und Pistor; diese jedoch nur in sentimentalen Partien, wodurch sich ihr sehr bedeutendes Darstellungsvermögen nicht entfalten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 159. — den 16. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Johannes Falk's Tagebuche.
(Beschluß).

An die Allerweltsfreunde.

Bist als Ceder du erschaffen,
Gleich wie vor sechs tausend Jahren
Kenn ich dich am Wohlgeruche!
Kommst du mir als Schlang' entgegen
Buntgefleckt im grünen Grase,
So verräth dich wohl dein Zischen;
Wie am ersten Tag der Schöpfung,
Warnt das Wuthgebrüll des Tigers
Heut zu Tage noch den Wand'rer.
Denn Natur ist treu und standhaft,
Immer bleibt sie ja dieselbe,
Wie im Guten, so im Bösen.
Fremd ist ihr die Kunst des Heuchelns,
Die dem menschlichen Geschlechte
Im verkehrten Lauf der Dinge
Andere Natur geworden:
Drum verzeih mir, daß ich zögre,
Deine Freundeshand zu fassen,
Die du mir entgegenstreckest.
Weiß ich doch nicht was dahinter,
Ob die glatte Haut der Wange
Eine Schlange nicht beherbergt:
Bist du Schierling oder Ceder,
Bist ein Lamm du oder Tiger,
Laß mich dies erst untersuchen!

Seufzer unten im Thal.

La bonne société! Wo find' ich sie?
Dort oben bei den Vögeln auf den Bergen!
Die Luft, die ihr aus eurem Munde haucht,
Sie löscht nicht nur die Lichter aus im Saal,
Daß sie mit bläulich mattem Glanz ersterben —
Sie tödtet auch zu Worten umgewandelt,
Die zugespitzt der Unschuld Namen treffen,
Das höh're Licht von jeder edeln Seele.

Der Mensch und das Schicksal.

Das Schicksal.

Armes Menschenwürmelein
Möchtest ein Gott auf Erden sein;
Theilnehmen am Göttergeschick
Ordnen Menschenwohl und Menschenglück;
Laß seh'n, bist du auch reif dazu?
Es gilt! Wir spielen, ich und du!
Spiel aus! Setz ein!
Sechs Kindelein.
Sie sind verspielt! Man trägt sie zum Grabe!
Setz ein! Spiel aus!
Verspielt die Habe!
Verspielt das Haus!
Nun Knabe?
Hast gescherzt mit Himmelsglut,
Sie verzehrt dir Hab' und Gut,
Lecket heiß an deinem Blut!

Der Mensch.

Ich spiele fort!

Das Schicksal.

Ein ernstes Wort!
Ich nehm' es an, von dir sofort!
Weil ich dich treu erprobt nun habe,
Weck ich dir Kinder aus dem Grabe

Und schenk aufs Neu dir Haus und Habe,
So wie ich einst dem Hiob that,
Denn unerforschlich streng ist Gottes Rath.

Die Menschheit.

Halb ist jedes Werk uns überlassen,
Halb gehöret es dem Himmel an,
Kann der Mensch in Demuth dies nicht fassen,
So verirrt er sich von seiner Bahn.

Geister schreiten still und ungesehen
Mit den künftigen Geschicken uns zur Seit',
Ueberall in See und Berg und Höhen
Wirken Engel der Natur ein Kleid.

Deine Wiesen kannst durch Kunst du wässern,
Daß ihr Grün den Augen wohlgefällt,
Aber kannst du wohl den Quell vergrößern,
Der aus Berg und Wolken niederfällt?

Wo der Erde Früchte sich erneuen,
Sind auch Himmelswächter angestellt,
Und versagen sie dir das Gedeihen,
Frommt dir nichts, was auch dein Fleiß bestellt.

Was in unermeßlichen Gebieten
Deine Hand dem Schooß der Erd' entringt —
Nimmer kannst du Sonn' und Mond gebieten,
Daß ihr Strahl es zur Entfaltung bringt.

Und so ist's im Handeln aller Arten.
Weh dem blinden Stolz, der dies vergißt
Der, statt freudig still auf Gott zu warten,
Sonn' und Mond zu spielen sich vermißt!

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Zu den Qualen des Zweifels und der Eifersucht, die Serebrenny's Herz durchwühlten, gesellte sich eine bange Beklommenheit, das dunkle Vorgefühl der über seinem Haupte schwebenden Gefahr. Eine Stimme in seinem Innern rieth ihm, sich zu retten vor dem nahen Abgrunde, auf den er losgehe, eine unsichtbare Macht aber hielt ihn gleichsam an ehernen Ketten zurück, und nicht allein der Wille, auch die Kraft fehlte ihm, sich loszureißen. In Gedanken verloren und ohne auf die Gegenstände um sich zu achten, hatte er den Garten durchstreift und befand sich plötzlich am Gestade eines kleinen Sees, der an Kolonta's Besitzung stieß. Ein schmaler Fußsteig führte ihn auf eine Landzunge, die sich weit hinaus in die klare Fluth erstreckte. Friedlich lag der See zu seinen Füßen, die Thränenweiden am Gestade badeten ihre grünen Häupter im Wasser und die scheidenden Sonnenstrahlen vergoldeten ihr dichtes Netz; ein Schwan durchfurchte in majestätischer Ruhe den Wasserspiegel, der sein Bild fleckenlos zurückwarf, gleich jenen reinen Geistern der Erdenwelt, die über die gefahrvollen Tiefen des Lebens dahinziehen, ohne daß ihre Erscheinung jemals getrübt wird. Die erhabene Ruhe der Natur rührte den rauhen Sohn des Krieges zum ersten Male und weckte schmerzliche Gefühle in seiner Brust. War jene Empfindung im Kriegslager oder auf seinen Zügen ins Feld nie in ihm geweckt worden, oder brachte die Einsamkeit jene mächtige Wirkung auf das Mannesherz hervor? Wie die Blumen im Nachtthau oft betäubend auf die Sinne wirken, so träufelten die Reize der Natur um ihn her nur ein langsames Gift in seine Seele; das starke Herz brach und reiche Thränen entströmten den Augen. Als er den thränenschweren Blick über die spiegelglatte Fläche warf, deren äußerste Gränze mit dem Horizont zu verschmelzen schien, schimmerte ihm ein weißes Gewand durch den grünen Mantel der Weiden am Gestade des Sees entgegen. Ein Schrei der Ueberraschung, „Warrinka!" und der Geliebte lag im nächsten Augenblicke der Ersehnten zu Füßen. Erschreckt von dem stürmischen Ausruf, erhob sie sich rasch von der Rasenbank am Ufer, auf der sie Platz genommen, sank aber sogleich wieder lautlos, gleich einer Lilie vom kalten Herbstreife gebrochen, in Serebrenny's Arme. Erröthend wand sie sich aus der Umarmung des Mannes, als sie nach Verlauf weniger Minuten ihre Besinnung wiedergewann: „Fürst Stepan," begann die Jungfrau mit zitternder Stimme, „das Unglück, das mich seit Jahren betroffen, schließt mich fester an den Freund und Landsmann, der mir jetzt als ein Bruder, als ein Bote des Himmels erscheint! Ich habe keine Mutter, keine Verwandte, kein Vaterland mehr, und gleich einer Versinkenden klammere ich mich an den rettenden Anker. Als ich Dich heut' unter Deiner Verkleidung erkannte, konnte ich nur mit Mühe die mächtige Bewegung in meinem Innern bemeistern, denn ich fürchtete Dein Geheimniß zu verrathen. Die Theilnahme, die Du einst dem unerfahrenen Kinde zu Moskau schenktest, ist meinem Gedächtniß nie entschwunden; doch durfte ich wohl ein Gleiches von Dir erwarten? Als ich aber meinen Namen und die wohlbekannte Stimme hörte, drückte mich das Uebermaß der Freude, gepaart mit so schmerzlichen Erinnerungen zu Boden ..." — „Deine Trauer hat ein Ende," fiel ihr gerührt Serebrenny ins Wort, „mein Leben gehört Dir und Deiner Freiheit! In dieser Nacht noch, Barbara, gedenke ich mit Dir zu fliehen." — „Um des Himmels willen, Fürst Stepan, sei auf Deiner Hut; wehe uns, wenn

Leo Kolonta Argwohn schöpft, denn er ist unerbittlich streng und die Macht in seinen Händen. In dieser Nacht wird das ganze Haus in Bewegung sein, da man mit den Vorbereitungen zum Geburtsfeste der Schloßherrin für morgen beschäftigt ist. Unter dem Geräusch der morgenden Nacht wird unsere Flucht sicherer von Statten gehen können." — „Ich fürchte Leo Kolonta nicht," erwiederte der Fürst, „und wäre er auch stark wie ein Leu, aber mir scheint, jede Zögerung vermehrt nur die Gefahr!" — Serebrenny fügte die Erzählung von den Begebenheiten der vorigen Nacht und die Absicht seiner Verkleidung und Ankunft in Kolonta's Schlosse hinzu. Die Jungfrau bebte vor dem Gedanken, daß das Leben ihres großmüthigen Befreiers in Gefahr schwebe, und entschieden wies sie den Plan zu ihrer Befreiung zurück. Vergeblich drang Serebrenny in sie. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, seine Stirn verzog sich in düstere Falten: „Das Fräulein Barbara Wasiltschikoff liebt den Polen Leo Kolonta, den Feind ihres Vaterlandes!" rief er unmuthig. Eine dunkle Purpurröthe ergoß sich über die Wangen des Mädchens, ihr Blick senkte sich zu Boden, und sie blieb ihm die Antwort schuldig. Der Fürst wiederholte seine Frage in milderem Tone. — „Und wäre es so," erwiederte Barbara gefaßt und ruhig, „er ist der Liebe würdig und seiner Großmuth allein verdanke ich so manche glückliche Stunde und eine gastliche Aufnahme in dem feindlichen Lande!" — Serebrenny's Blicke verdüsterten sich immer mehr, er erhob sich von seinem Sitze und trat vor Barbara: „Ohne Umschweife, Fräulein," rief er, „der Strelitzen-Hauptmann Serebrenny versteht sich nicht auf zierliche Phrasen, liebst Du den Polen Kolonta?" — Barbara war ebenfalls aufgesprungen, in denselben Augenblicke wurden Stimmen in der Nähe laut. „Beschütze Dich der Heiland!" rief sie dem Fürsten zu und entfloh wie ein gescheuchtes Reh in die Laubgänge des Gartens. — Bis zum Anbruch der Dunkelheit irrte der Fürst in der weiten Besitzung Kolonta's umher, und die Einladung zur Abendtafel vor Müdigkeit ablehnend, zog er sich in die ihm angewiesenen Gemächer zurück. Hier fand er Selensky vor, der ihm mit ängstlicher Besorgniß mittheilte, daß für sie in Kolonta's Schlosse keine Sicherheit mehr und schleunige Flucht wohl das Gerathenste sei. Im Kruge, wohin er, dem Willen seines Herrn gemäß, einen Theil der Schloßbedienung geladen, sei er einem hündischen Schlachtschitz begegnet, der mit frecher Stirn behauptet, daß er alle Pane in Pinsk zu kennen die Ehre habe, jedoch nie von einer Familie Majewsky daselbst gehört; zwar sei der Mensch sehr trunken gewesen und man habe seinen Worten wenig Glauben geschenkt, doch könne dergleichen Geschwätz jedenfalls gefährlich werden. Außerdem habe er, als er den Pferden ihr Futter vorgeworfen, bemerkt, wie der junge Kolonta die Stallthüre geöffnet und einem Stallknechte etwas ins Ohr geflüstert, wovon er jedoch nur den Namen Majewsky habe unterscheiden können, im Zwielicht sei er, Selensky, von demselben nicht wahrgenommen worden. Auch habe ihm einer aus der Dienerschaft anvertraut, daß man dem Pan Majewsky Leute in den Garten nachgeschickt, um jeden seiner Schritte zu beobachten. Endlich fügte der besorgte Diener noch hinzu, daß man ihnen wohl nicht umsonst dies Schlafgemach angewiesen, dessen Fenster mit schweren Eisenstäben vergittert, die Thüren dagegen mit eisernen Riegeln und Klammern verwahrt seien. Der Fürst spottete aller dieser Bedenken des treuen Selensky, befahl, ihn und die Pferde nicht zu beunruhigen, sich selbst aber sofort schlafen zu legen, da sie alle der Ruhe gar sehr bedürften. Mit diesen Worten warf Serebrenny sein Oberkleid von sich, legte seine geladenen Pistolen auf den Stuhl neben seinem Ruhebette, den Säbel aber zu dessen Häupten und warf sich selbst halb angekleidet aufs Lager. Selensky schob vorsichtig einen schweren Eichentisch vor die Thür, und in seinen Reitermantel gehüllt, bettete er sich auf demselben, um beim ersten Geräusch in dem anstoßenden Korridor schlagfertig zu sein. Der Fürst schlummerte bereits fest, als sich der Diener noch in Furcht und Aengsten unruhig auf seinem harten Lager wälzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Forts.)

[Die Opern-Vorstellungen der Italiener. Ungünstige Stellung der deutschen Compositeure.]

Das k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore steht noch auf dem Platze, wo zu Anfange des vorigen Jahrhunderts die italienische Truppe unter Ristori die beliebten Harlekinaden aufführte; seine jetzige Gestalt erhielt es erst nach dem Brande von 1761, und erst seit Beginn dieses Jahrhunderts ist es ausschließlich zu Opern und Balleten verwendet. Also auch diese Bühne ist ihrem Ursprunge ziemlich treu geblieben. — Am letzten Juni schloß die italienische Operngesellschaft die diesjährigen Vorstellungen; sie brachte im Ganzen 10 Opern und darunter 3 Novitäten, il giuramento von Mercadante, il nuovo Figaro von Ricci, und Gemma di Vergy von Donizetti. Nur die letzte sprach einigermaßen an, allein sie sind sämmtlich keines tiefern Besprechens werth; die Maëstri machen sich's mit dem Compo-

niren allzuleicht, und der sentimentale aber geniale Bellini hat sie in eine Manier gebracht, wo des Weinens und Jammerns kein Ende ist. Unter den Künstlern, welche diesmal mitwirkten, verdienen besonders die Damen erwähnt zu werden. Die Tadolini ist bekannt, sie sang wieder mit allem Reiz im „Elisir d'amore;“ allein ein Versuch in der seriösen Oper wollte nicht glücken. Die Brambilla hat eine Alt-Stimme, wie sie die Natur wohl selten erzeugt; schade, daß sie bereits angegriffen, und die verbindenden Mitteltöne rauh und trocken dreinklingen. Allein die tiefen Töne strömen in breitem Luftzuge aus der vollen Brust, und umschlingen das Ohr mit hinreißendem Zauber. Die größte Zierde dieser Stagione war Sofia Schoberlechner dall' Occa; eine dramatische Sängerin im vollkommensten Sinne des Wortes. Die Gluth und Leidenschaft ihrer herrlichen Stimme hält mit ihrem Spiele in den seriösen Opern gleichen Schritt; die Meisterschaft im Vortrage, die sprühenden Fiorituren, der Schmelz ihres Gesanges, die Reinheit, Kraft und Lieblichkeit ihres Organes, stehen in seltener Vollendung da. Ohne zu schreien durchdringt sie das vollstimmige Tutti, und entlockt Thränen durch das süßeste mezza voce. Sie konnte bei dem erstmaligen Auftreten, im „Schwur,“ keine größere Anerkennung finden, aber jede ihrer spätern Leistungen war von einem donnernden Applaudissement begleitet. Am letzten Abende wurde ein Kranz auf die Bühne geworfen, welchen die junge und talentvolle Goldberg, zugleich ihre Schülerin, ihr aufs Haupt setzte; zum Schlusse wurde sie beinahe ein Dutzendmal hervorgerufen und unter Vivatgeschrei durch die Straßen nach Hause begleitet. Unter den Männern florirte wieder Poggi durch seinen herrlichen Tenor; aber — ich gestehe es aufrichtig — mir wird sein trefflicher Gesang durch sein Gehen und Stehen auf der Bühne verleidet. Es ist wohl störend einen Helden oder dergl. mit eingekehrten Vorderfüßen und dadurch mit Säbelbeinen einhertreten zu sehen. Er setzt den Fuß nicht vor-, sondern seitwärts, und zwar indem er die Schenkel auseinanderschiebt: die Zehen und der Rüst strecken sich in die Höhe und plumpsen dann steif und durch eigene Schwere zu Boden. Sein Gang ist daher unsicher und schwankend, seine ganze Haltung taumelnd und die Bewegungen besonders der Hände, welche nun in gleicher Form mit den Füßen rechts und links Statt finden, gemein und jeden tragischen Eindruck verlöschend. Von den übrigen Männern, Cartagenova, Frezzolini, Pedrazzi, Marini, Scalese, trat Keiner besonders hervor. — Während dieser italienischen Opernvorstellungen setzte Perrot das Ballet „der Kobold“ in Scene. Eine liebliche Idylle, welche den reichen Beifall, der ihr zu Theil wurde, sowohl durch die Erfindung als durch die Ausführung verdiente. Perrot und seine Frau tanzen voll Grazie. — —

Bereits haben die deutschen Darstellungen mit einem kleinen Ballete und der Operette: „das Conzert am Hofe,“ begonnen, in welchem eine Dem. Spatzer durch eine schöne Stimme die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte. Was die deutschen Sänger bringen werden?! — wahrscheinlich wieder französische und italienische Compositionen. Es ist wahrhaft betrübend, wenn ein solches Institut nichts für deutsche Kunst wirkt; und gerade die deutschen Operncomponisteure werden, aus altem und längst widerlegtem Vorurtheile, von den Theaterdirectionen zurückgeschreckt und eingeschüchtert. Freilich ist es viel leichter, und weniger riskant ein Stück, welches in Paris oder in Mailand gefiel, mit so vielen Unkosten herzustellen; aber man sollte doch heimische Talente erziehen und pflegen, um nicht immer von der Fremde auch das Mittelmäßige und Schlechte entlehnen zu müssen. Wie viele Opern deutscher Meister kennen wir Wiener gar nicht?! — und der mißlungene Versuch mit „Fridolin“ gibt kein Recht, sie mit scheelen Blicken bei Seite zu schieben. Conradin Kreutzer hat schon in seinen frühern Werken, Libussa, Orestes, der Taucher, Melusine u. a., selbst in dem gelungenen Nachtlager von Granada dargethan, daß er wohl ein tüchtiger Musiker ist, aber durchaus keine Befähigung zur dramatischen Composition habe. — Merelli heißt der jetzige Director dieses Hoftheaters.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

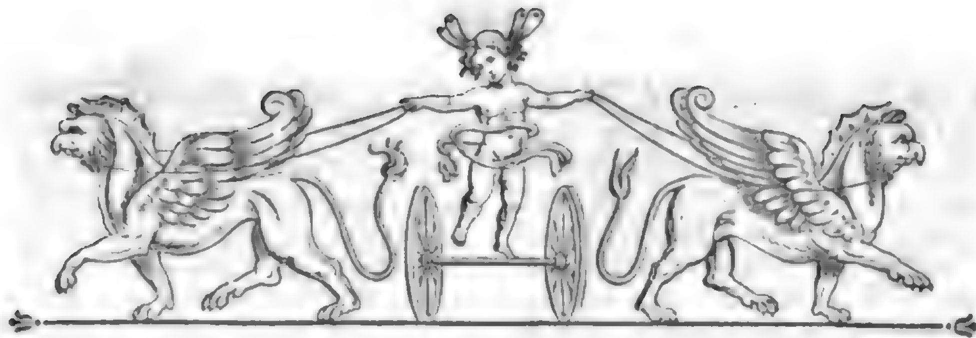
[Eine Anekdote von Klopstock und Pindar.]

Der alte Hegel erzählte in seinen akademischen Vorträgen sehr gern eine Anekdote, die er trotz der Unbehülflichkeit seines Erzählertalents mit naivem Witz ausstattete, so daß sie fast das Gepräge eigner Erfindung annahm. Hotho hat bei der Herausgabe der Hegel'schen Aesthetik auch diese kleinen Stellen des Vortrags mit größter Sorgfalt und Liebe ausgemeißelt und geläutert. Im dritten Bande findet sich eine Erzählung dieser Art in folgender Abfassung. „Klopstock's Verleger in Halle bezahlte ihm für den Bogen der Messiade einen oder 2 Thaler, glaub' ich; darüber hinaus aber ließ er ihm eine Weste und Hose machen, und führte ihn so ausstaffirt in Gesellschaften umher, und ließ ihn in der Weste und Hose sehen, um bemerkbar zu machen, daß er sie ihm angeschafft habe. Dem Pindar dagegen setzten die Athenienser ein Standbild, weil er sie in einem seiner Gesänge gerühmt hatte, und sandten ihm außerdem das Doppelte der Strafe, mit welcher ihn die Thebaner um des übermäßigen Lobes willen, das er der fremden Stadt gespendet, nicht verschonen wollten; ja es heißt sogar, Apollo selber habe durch den Mund der Pythia erklärt, Pindar solle die Hälfte der Gaben erhalten, welche die gesammte Hellas zu den pythischen Spielen zu bringen pflegte.“

[Ein neuer Ritter d'Eon.]

In Paris gab sich kürzlich ein Individuum, von männlicher Haltung, Miene und Kleidung, das Diebstahls halber eingesteckt war, vor Gericht plötzlich als Weib an. Die leicht erweisliche Aussage wurde nach geschehener Untersuchung bestätigt. Josephine Fleuri hat als Matrose eine Campagne auf Terre-Neuve mitgemacht. Später als Lakai hatte sie das Schicksal, die Liebe ihrer Herrin auf sich zu ziehen, die einen hübschen Burschen in ihr erhoffte. Josephine mußte fliehen, wie Joseph einst vor Potiphar's Weib. Später stahl sie als freier Mann, und muß nun sitzen als Weib.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 160. — den 17. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

VI.

Eintönig tröpfelte der Regen an die hohen Fenster des Schlafgemaches, und das düstere Gewölk des Herbstmorgens ließ nur spärliche Lichtstrahlen hindurchfallen, als Selensky seinen ermüdeten Herrn mit der Nachricht weckte, daß es Zeit zu frühstücken und die Gäste bereits im großen Schloßsaale versammelt seien, der Pana Kolonta ihren Glückwunsch darzubringen. Schnell kleidete sich Serebrenny, doch diesmal mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich, an und eilte hinab, der Dame des Hauses ebenfalls den schuldigen Tribut der Höflichkeit zu zollen. Wie die Bienen schwärmte eine Schar von Parasiten um die Königin des Tages, die in der thurmhohen Spitzenhaube und dem unförmlichen Fischbeinrocke eine grotesk-komische Figur darstellte und auf den hohen Holzabsätzen sich hin und herwendend mit süßlächelnden Blicken die abgenutztesten Complimente annahm und spendete. Der Fürst entledigte sich so schnell als möglich seiner Pflicht, um seine Barbara zu suchen, die er auch bald in einer Fensterbrüstung, nach dem trüben Himmel schauend, entdeckte. Sie schien geweint zu haben, und ihre bleichen Wangen trugen die Spuren einer schmerzvoll durchwachten Nacht. Serebrenny verlor alle Fassung, und im Begriffe, sich ihr zu nähern und die Verzeihung seines gestrigen Ungestüms von ihr zu erflehen, vertrat ihm der alte Kolonta den Weg: „Gratuliren wir den Damen zum Regenwetter, Pan Majewsky," rief er scherzend, „die süßen Redensarten wachsen wie die Pilze im Walde empor nach dem Regen, und für heute wird es Euer einziges Geschäft sein, der Schönheit zu huldigen!" — „Auch ist die Schönheit nur unsere Sonne!" rief Serebrenny enthusiastisch mit einem Blick auf Barbara. — „Für einen Schmetterling ist schon ein Licht hinlänglich, sich zu verbrennen!" fiel ihm Leo ins Wort, der bei den letzten Worten hinzugetreten war. — „Aber der Adler schaut furchtlos in das hellglänzende Gestirn des Tages!" erwiederte Serebrenny mit erkünstelter Ruhe. — „Doch nehme er dabei seine Wachsflügel in Acht," spottete Leo, „daß sie nicht aufthauen unter fremdem Himmel!" — „Ich bitte die Herren," hob der Schloßherr an, indem er, die ernstere Wendung des Gesprächs bemerkend, zwischen die beiden Gegner trat, „aus den höhern Regionen herabzusteigen, um sich an unserer Tafel zum Frühstück niederzulassen, denn es ist Zeit, zur Kirche zu fahren, und mit nüchternem Magen betet sich's schlecht!" — Die Gäste hatten eben ihre Plätze eingenommen, als ein Diener eintrat und dem Pan Kolonta einige Worte ins Ohr raunte: „Der Teufel hole den Dschegota," rief der Alte aufgebracht, „das ist kein Feiertagsgesicht, obwohl der alte Fuchs zum Gratuliren herkommt! Nun, was wartest Du? Soll ich etwa dem Alten bis an die Stiege entgegengehen, um ihn hieher zu geleiten?" — Leo bog sich über den Tisch, um dem Vater zu bemerken, daß man den Dschegota unmöglich in nobler Gesellschaft aufnehmen könne. —

„Mag ich doch selbst den Wegelagerer nicht gern unter vier Augen sehen," erwiederte Kolonta, „aber er ist uns fast unentbehrlich; er gewährt unsern Besitzungen Schutz vor den Streifzügen der Russen, und leiht uns Geld, da es nöthig; freilich die Procente verschmäht er nicht! Auch sind wir ja hier nicht zum Reichstage versammelt! Fülle ihm ein Glas mit Branntwein, Leo!" — Er hatte kaum geendet, als man die schweren Tritte des Angemeldeten vernahm, und in den Saal trat Dschegota, der Wachtmeister der Gepanzerten, ein kräftiger Greis von sechzig Jahren und riesenhaftem Wuchs. Die grauen Augen blinzelten unter dichten buschigen Augenbrauen stechend hervor; unter der langgebogenen Adlernase hing ein langer grauer Schnurrbart auf beiden Seiten bis über das Kinn herab. Eine abgetragene grüne Pekesche bedeckte die athletischen Schultern, im Gürtel steckten zwei mit Silber ausgelegte Pistolen, und ein breiter Türkensäbel hing ihm an der Seite. Die ganze Gestalt, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Koth bespritzt, trug ganz das Gepräge des Räubers, und obwohl er sich mit Bücklingen und kriechenden Schmeichelworten näherte, las man doch in seinen Zügen den Ausdruck der Frechheit und des Uebermuthes. „Wie geht's dem Pan Wachtmeister? Womit kann ich Dir dienen, Graukopf?" schrie ihm Kolonta mit einer Protectormiene entgegen. — „Kaum trage ich den meinen noch auf der Schulter, gnädigster Pan!" erwiederte Dschegota demüthig. „Die Russen haben in der vergangenen Nacht unser Dorf überfallen, gesengt, geplündert und gemordet, das Vieh weggetrieben und Euer Gut Trinersti rein abgemäht!" — „Was!" brüllte der Schloßherr, „die Russen — ein Ueberfall? Und wo waren Deine Gepanzerten? Wofür stehst Du an der Gränze? Hat man Dir etwa Edelmannsrechte verliehen, daß Du verbotene Waaren schmuggelst oder damit Du mordest und stiehlst an den Heerstraßen? Sicher haben die Russen Euch über die Gränze gejagt und sind Deinen Tapfern auf dem Fuße gefolgt! Aber Ihr seid gewohnt, mit vollen Taschen zu kämpfen, nicht gegen gezogene Schwerter!" — „Vergebung, gestrenger Pan," besänftigte Dschegota den Alten, „ich selbst war auf einem Streifzuge hinter der Welika begriffen. Der neue Hauptmann aber, der nach Opotschka gekommen, hat unterdessen sein Probestückchen ablegen wollen, und als ich nach Hause kam, liegt mein Haus in Asche, mein Sohn aber an schweren Wunden darnieder, Kisten und Kasten sind zerschlagen und viele Gepanzerte geblieben. Vergeblich jagte ich der Mörderrotte nach, doch an der Furt bin ich umgekehrt, denn meine Schaar ist zu gering zum offenen Angriff, und ich bin selbst in großer Eil hiehergeritten, mir von dem Pan Kolonta Verstärkung zu erbitten." — „Die Scharte muß ausgewetzt werden," rief Kolonta, „ich will die Streifzügler zur Rechenschaft ziehen und jedes gestohlene Schaffell mit einer Russenhaut quittiren! Ich gebe Dir funfzig Mann mit einem Rottmeister; unterhalb Ljuzin stoßen sie zu den Deinigen." — Viele von den Herren am Tische erboten sich freiwillig, den Streifzug mitzumachen, Kolonta gab dem Wachtmeister noch einige Verhaltungsbefehle und verabschiedete ihn dann mit einer Handbewegung. „Jetzt zur Kirche, Ihr Herren," wendete sich der Schloßherr zu den Gästen, „heut' Abend zum Tanz und in der Nacht zur Rache gegen den Feind des Vaterlandes!" —

Durch das schmuzige Dorf, dessen Bevölkerung großentheils aus Juden bestand, schleppte sich mühsam der lange Zug von Carossen, Troschken und Britschken nach der Kirche. Die unsaubern kleinen Häuser, deren Fenster mit Papier oder allerlei Lappen verstopft waren, schwankten hin und her und schienen die Vorüberfahrenden zu grüßen, nur des Windstoßes gewärtig, um zusammenzufallen. Neugierig stürzten die zerlumpten Judenkinder hervor, um die vornehmen Pane zu betrachten, oder ihre Erzeuger zogen ehrerbietig die Kappen von den lockigen Häuptern oder ihre Schuhe von den Füßen, um der Herrschaft ihre Huldigung darzubringen, die sie keines Blickes würdigte. Hier und da versank eine der Equipagen bis über die Räder in den Koth, wo man dann die armseligen Bewohner herbeinöthigte, um sich ihrer Arme statt der Hebebäume zu bedienen. Dicht neben der Kirchthür war der Eingang zu der an Juden verpachteten Schenke, das Klappern des Rauchfasses mischte sich mit dem Klirren der Gläser, und mancher fromme Katholik verließ den Tempel der Gläubigen, um sich bei den Ungläubigen die verlechzte Seele zu erfrischen, — vom Paradiese bis zur Hölle war hier nur ein Schritt, aber dieser Schritt führte über einen Abgrund von Unsauberkeit. Glockengeläute empfing den Pan Kolonta in der Vorhalle, und ein Kirchendiener war beschäftigt, das Volk durch Rippenstöße zu nöthigen, ihrem Gebieter freie Bahn zu lassen. Zwei Pagen eilten dem Herrn voraus mit Teppich und Gebetbuch. Die ärmeren Schlachtschitze, Commissaire und Oekonomen sammt ihren wohlbeleibten Frauen und dreist vor sich blickenden Töchtern, die ringsum auf den Knieen lagen, rutschten ehrerbietig

zurück, damit das übermüthige Pagengesindel passiren könne. Das dürftig aussehende hölzerne Kirchlein war gleichwohl reichlich ausgeschmückt mit Wappenschildern und Siegestrophäen, erbeutet von den Kolonta's auf ihren Feldzügen, was die Inschriften unter denselben prahlerisch erzählten. Bunte Baldachine und mit verschlossenem Sammet bedeckte Sitze waren für die edlen Herrschaften am obern Ende des Kirchleins bestimmt und durch eine hohe Brüstung von den Plätzen des Pöbels getrennt. Als die heisere Orgel, gleich einem verstimmten Leierkasten, plötzlich abschnappte, trat der dickbäuchige Pater unter dem regenbogenfarbigen Kanzelvorhange hervor und las pathetisch eine lange lateinische Predigt, vielleicht zum hundertsten Male ab, indem er hier und da einige Blätter des Concepts überschlug, ohne daß die ehrbare und noble Gemeinde diesen Andachtsraub inne ward; da die lateinische Bildung selbst der Gelehrtesten unter ihnen sich auf ein halbes Dutzend Sprichwörter und doppelt so viel gerichtlicher Ausdrücke beschränkte. Nach beendigter Messe ward der noch sonst herbeigekommene benachbarte Adel nebst den übrigen Gästen zu dem Geburtstagsschmause ins Schloß geladen, wo sich die Scenen des vergangenen Tages, jedoch in einem ausgedehnteren Maßstabe und bis an den späten Abend wiederholten. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Theater an der Wien; in der Josephstadt; in der Leopoldstadt. Theaterdichter.]

Von den Vorstadtbühnen nenne ich zuerst: das privilegirte Theater an der Wien; nicht weil es das größte und ansehnlichste ist, sondern weil hier noch einige Talente wirken. Scholz, Nestroy und Kunst beleben diese weiten Räume; also auch auf diesen Brettern bewegen sich noch jene Gestalten, welche sie zuerst betraten. Emanuel Schikaneder erbaute 1799 dieses schöne Schauspielhaus, in Verbindung mit dem Privatier Zitterbarth, und brachte Ritter- und Spectakelstücke mit enormem Aufwande zur Darstellung. Schikaneder war selbst Schauspieler, aber es mangelte ihm jeder höhere Sinn, alle Poesie; und er hatte blos das Talent, dem Ungeschmacke seiner Zeit zu fröhnen. Er war ein gemeiner Komödiant, ein Spaßmacher und Coulissenreißer; es ist bekannt, wie er Mozart bei dem Componiren der Zauberflöte plagte, und daß er sich den größten Erfolg durch die Vorrichtung versprach, welche seinen Zopf in willkürliche Bewegung brachte. Dieser Schikaneder spukt noch immer herum, obwohl in der etwas magern Gestalt des jetzigen Directors Carl. Auch dieser schrieb Farcen, spielte den Staberl und setzt die fürchterlichen Reiterstücke mit solcher Pracht in Scene, daß die Galerie aufjauchzt. Dabei unterstützt ihn der bekannte Wilhelm Kunst mit seiner Riesenlunge auf die würdigste Weise. „Der eiserne Ritter," „die Räuber auf Maria Kulm," „der eingemauerte Mann," „Ritter Eisenfaust," das sind die Herrlichkeiten dieser Bühne. Zur Ehre des wiener Publicums sei's gesagt, daß das Parterre und die Logen bei diesen Stücken fast ganz leer bleiben, und nur einige Freibillette applaudirend herumgehen: desto voller ist es jedoch bei den Possen. Nestroy ist der wiener Paul de Kock; als Oesterreicher (siehe oben) dichtet und schreibt er für die Bühne. Aus den niedrigsten Kreisen holt er seine Charaktere und Situationen; das Lerchenfeld ist seine Hippokrene, aber er hat ein glückliches Auge für drastisch-komische Scenen, er hat kernigen Witz, verschmäht auch die Zote nicht, und schreibt endlich für sich und für — Scholz. Nestroy hat durchaus kein Darstellungsvermögen; er ist eine lange, unbeholfene Figur, und nur weil er die besseren Partieen, mit Witz, Couplets und parodirenden Anspielungen ausgestattet, sich selbst anpaßt, hat er einige Geltung als Komiker. Scholz hingegen ist der Heros der Posse; seine größte Gewalt besteht in dem unerschütterlichen Phlegma, und seine verschmitzt-dummen Bedienten, so stereotyp und monoton auch diese Manier, reißen zum unauslöschlichen Gelächter. Scholz ist die Hauptstütze dieser Bühne, und auch Nestroy's Possen würden nicht ansprechen, wenn sie nicht diesen Liebling der fröhlichen Wiener beschäftigten; aber noch hat Niemand die ganze komische Kraft dieses Schauspielers benützt, und eigens für seine Individualität eine Posse geschrieben, obwohl einige Komödianten dieser Bühne sich im Possenmachen versuchten. — Doch davon weiter unten. —

Das k. k. privilegirte Josephstädter Theater erhielt seine jetzige gefällige und freundliche Gestalt durch den Baumeister Kornhäusel im Jahr 1822. Unter der Direction Stöger's, der nach Prag zog, fanden daselbst gute Operndarstellungen Statt, und Raimund brachte damals den „Verschwender" zur Aufführung, welcher, während mehrere Monate fast täglich gegeben, stets ein überfülltes Haus machte. Seitdem aber stehen die Bänke leer, die Direction gerieth jeden Augenblick in andere Hände, es war an kein geregeltes Zusammenwirken zu denken. Jetzt hat Pokorny diese Bühne übernommen, und gibt Opern und Possen und auch Schauspiele. Er thut so viel bei getheilten Kräften, er hat nämlich auch das Presburger und badner Theater in Pacht, als nur immer möglich; ja seine Operngesellschaft, durch einige Gäste verstärkt, leistete in den vergangenen Monaten Anerkennenswerthes. Auch eine Posse kam zur Aufführung, welche durch die Satyre auf die Ritterkomödien und den Schauspieler Kunst am Theater an der Wien, so wie auf die jetzige Possenmacherei, und durch die wahrhaft pompöse Ausstattung, allgemein ansprach. Wenn diese Bühne ihre Kräfte, statt sie in Opern und Possen unnütz zu vergeuden, für das Schau- und Lustspiel concentriren möchte und, in Rivalität mit der Hofbühne, die französischen Vaudevilles und Dramen, so wie die deutschen Komödien früher zur Darstellung, wenn auch in geringerer Kunstvollkommenheit, brächte, sie würde gewiß den Antheil des Publicums, des gebildeten und gewöhnlichen, gewinnen, einen ganz eigenen Standpunkt

Digitized by Google

in der wiener Bühnenwelt einnehmen, und bei weniger Auslagen eine festere und gesicherte Stellung erlangen. So aber übersteigen ihre Unternehmungen ihre materiellen und geistigen Mittel, und aller Beifall wird gleichsam aus Gunst und zur Ermunterung geschenkt. —

Endlich komme ich zu dem Theater in der Leopoldstadt, diesem Tempel der Volksmuse. Wehmüthig denke ich an frühere Zeiten, wo hier ein Schuster, Korntheuer, Raimund, eine Krones u. a. m. mit ächter und wahrer Komik walteten, wo Localpossen mit kerngesundem, nationellem Spaße das Zwerchfell erschütterten, wo die herrlich ausgestatteten Pantomimen eines Rainoldi das Auge entzückten! — Nur die Ausstattung mancher Stücke ist den frühern ähnlich; aber es ist auch darum Schade bei den Producten, die jetzt an dieser Volksbühne zur Aufführung kommen. Wer diese Stücke nicht selbst sieht, hat gar keine Ahnung von diesem gräulichen Unsinne, ja er glaubt es gar nicht. Nestroy und Raimund haben unter den Schauspielern eine Schaar nachäffender Possenschreiber erzeugt, und wie eine Seuche grassirt unter den Vorstadtkomödianten die Wuth zu dichten. Nichts ist leichter, glaubt so ein Statist, als eine Localposse zu machen: etwas Liebe, Geldverlegenheit, ein guter und ein böser Zauberer, ein spitzbübischer und ein dummer Diener, ein paar Couplets, ein Potpourri, gut untereinander gerührt, mit einem Ballet gespickt, auf neuen Decorationen präsentirt, und der Braten ist fertig. Die letzten Novitäten: Armuth, Reichthum und Weisheit von Alois Blankowsky, und der magische Stockzahn von Told überbieten an abgeschmacktem dementi alles Dagewesene. Man kann beiläufig schließen, von welchem Gehalte diese Fabricate sind, wenn Turteltaub's Posse, welche in Berlin mit so eclatantem Spectakel durchfiel, hier zu den bessern gehört!!! — Und selbst jene Stücke, die doch wenigstens eine Handlung haben, sind theils durch das Allegorienwesen, welches der poetische Raimund aufbrachte, theils durch die Gemeinheit Nestroy'scher Figuren ungenießbar. Befähigte Schriftsteller halten es, obwohl mit Unrecht, unter ihrer Würde, für diese Bühne zu arbeiten; unter den darstellenden Mitgliedern ist nicht ein einziges bemerkenswerthes Subject, und so ist dieses Theater, in gänzlicher Bedeutungslosigkeit, ein Schemen vergangener Herrlichkeit. — Es heißt, daß an der Stelle des jetzigen Theaters ein neues Gebäude errichtet, und indeß in der de Bach'schen Kunstreiterbude gespielt werden soll. —

Dieser kleinen Skizze der wiener Theater will ich die Namen jener Literaten beifügen, welche gegenwärtig hier leben und dafür arbeiten. Von Possenschreibern ist außer Nestroy nur noch Schickh zu nennen, welcher wenigstens einiges Talent für dieses Genre hat. Für die Hofbühne liefern Originale: Grillparzer, dessen letztes Product: „Wehe dem, der lügt," ganz verfehlt ist. Die Mühe, dem Lustspiele eine predigtähnliche Tendenz unterzuschieben, wird stets eine vergebene sein. — Halm (Münch-Bellinghausen) hat eben eine Tragödie: „Himmelda," beendet. — Bauernfeld möge fortan heitere Conversationsstücke schreiben, und sich nicht zu Charaktergemälden oder gar Schauspielen verleiten lassen. — Deinhardstein tritt selten mit seinem wahren Namen hervor; er nennt sich Römer, oder gar nicht. Seine Bearbeitung der Shakspear'schen Widerbellerin, welche im Costume gespielt wird, ist eine treffliche. — Pannasch und Zedlitz scheinen sich von der Bühne zurückgezogen zu haben. — Die Weißenthurn spendet, nach ihrem eigenen Ausspruche, nur noch Winterblumen. — Von Christian Kuffner kommt ehestens ein Schauspiel: „Die Maltheser" zur Darstellung. — So auch ein kleines Lustspiel: „die Perruque" von Herzenskron, der bereits den 5ten Band dramatischer Kleinigkeiten herausgegeben. — Castelli, C. W. Koch und Lembert übersetzen aus dem Französischen; Koch setzt auch den dramatischen Almanach Kurlander's fort; Treitschke und Wertheimer bearbeiten englische Stücke, von denen dieser einige heuer drucken ließ. Alois Jeitteles hat „Aug und Ohr" nach dem Spanischen geliefert. — Endlich edirt Dr. Gustav Ritter von Frank bei Brockhaus ein Taschenbuch dramatischer Originalien. —

Daß keine Operncomponisten in Wien leben *), wurde oben bereits gesagt; unter jenen, welche die Musik zu den Possen liefern, ist Heinrich Proch, Capellmeister am Josephstädter Theater, der talentvollste. — —

*) Dessauer lebt meist in Prag.

Notizen.

[Kant — Werner — Fürst Ligne — Moser.]

In Dorow's Sammlung von „Denkschriften" stehen auch zwei Briefe von Kant. Der große Philosoph klagt im Jahre 1792 über die berliner Censur.

Von Zacharias Werner zwei Briefe, ein indirecter Bettelbrief an eine Freundin, die ihm Goethe's Protection verschaffen soll; ein anderer an Chamisso, den Werner bittet: „Schreiben Sie mir gelegentlich, ob Sie an Jesum Christum, d. h. an das Mittleramt der Liebe glauben; es wäre nicht übel, doch halt es darin jeder, wie er kann."

Vom Fürsten Ligne zwei Gedichte aus dem J. 1811. Schon 76 Jahre alt verliebte sich der Fürst während seines Aufenthaltes in Teplitz in ein Judenmädchen, Tochter eines hausirenden Handelsmanns, und knüpfte einen förmlichen Liebeshandel mit ihr an. Eines Abends kam sie nicht zum Rendezvous und da schrieb er jene Gedichte.

Von Karl Friedrich v. Moser, dem Sohne, eine vortreffliche Schilderung der Culturzustände in Oesterreich unter Joseph dem zweiten.

[Berghaus' Länder- und Völkerkunde.]

Von diesem Lehr- und Handbuch für alle Stände ist Bd. 3 erschienen. Ein schöner Stahlstich, den See von Egerdir mit dem eisernen Thor in Kleinasien darstellend, schmückt diesen Band, dessen Inhalt sich folgenden drei Hauptabtheilungen unterordnet: Umrisse der Pflanzengeographie, Skizzen einer Darstellung der geographischen Vertheilung und Verbreitung der Thiere, Umrisse einer Statistik des Mineralreichthums.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 161. — den 18. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Serebrenny war in der mißlichsten Lage. Sein Ehrgefühl ward bestürmt von dem Pflichtgebot, Opotschka vor dem Ueberfalle, den Dschegota beabsichtigte, zu wahren, sein Herz aber mahnte ihn an sein dem Fräulein Wasiltschikoff gegebenes Versprechen. Vergeblich suchte er die entscheidende Antwort in ihren Blicken zu lesen, Leo's Späherauge schien jede ihrer Bewegungen zu bannen. Die Töne der Geigen hatten die Gesellschaft vom Tische hinweg und in den Tanzsaal gelockt, wo die Mazurka ihrer harrte. Stolz, die losgeknöpften Aermel auf den Rücken geschlagen, die linke Hand auf den Säbel gestützt, schritten die Cavaliere an der Hand ihre Damen durch den Saal. Serebrenni, die Gelegenheit benutzend, stürzte auf Barbara los, Leo vertrat ihm den Weg: „Was soll das bedeuten, Pan Jaromir?" fragte er heftig, „wir stoßen auf jedem Schritt zusammen!" — „Es bedeutet, daß Pan Leo mir den Weg vertritt!" erwiederte der Andere kurz. — „Eure Schuld, Majewsky! der Weg ist breit!" — „Doch nicht breiter als mein Säbel!" rief Serebrenny zornig. — „Und fürwahr nicht so lang als meine Geduld! Laßt uns Beide morgen vor Sonnenaufgang messen!" — „Weshalb nicht heute nach Sonnenuntergang?" schrie der Fürst erhitzt. — „Erbarmt Euch um meinetwillen," rief Barbara erbleichend und trat zwischen die beiden Gegner, „laßt Euren Streit!" — „Getroffen!" schrie eine Stimme aus einem Nebengemache. — Ein Schuß fiel .... der Damen Kreis in der Mazurka stob aus einander .... und die Gemahlin Kolonta's fiel mit einem Schrei zu Boden. Leo warf die Gäste auf die Seite, die sinkende Mutter zu unterstützen. „Heut Nacht Punct 10 Uhr am alten Schloßthurm zwischen den beiden Eichen!" flüsterte Barbara, die allgemeine Verwirrung benutzend, dem Fürsten zu, und drängte sich schnell in den dichtesten Kreis der Frauen, der um die Schloßherrin bemüht war .... Keiner kannte die Ursache des Schusses! —

VII.

Schallendes Gelächter tönte aus einem Seitengemache in den Saal, während sich die Gemahlin Kolonta's in convulsivischen Zuckungen am Boden wand. In der halbgeöffneten Thür stand aber ihr Gatte, sich den Bauch haltend, der gleich einem Segel hin- und herwallte, neben ihm schüttete sich der Pan Starost aus vor Lachen, zugleich aber den Ungarwein aus dem Glase, das er in Händen hielt. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft lenkte sich sofort von dem Schlachtopfer am Boden auf die Lacher. „Beunruhigt Euch nicht, Ihr Herren und Damen," schrie Kolonta, „es ist hier kein Blut geflossen, denn es galt nur dem hölzernen Absatz meiner Gemahlin, und fürwahr, das Auge hat noch nicht gealtert, er ist nett abgeschossen! Kolonta kann noch seinen Gegenstand aufs Korn nehmen! Was meint Ihr, Pan Starost?" — „Ein herrlicher Einfall!" schrie er-

Digitized by Google

stickend vor Lachen einer der Parasiten, Pan Premislav, und der Chor stimmte ihm bei. In der That überzeugte man sich, daß die Gefahr sich auf den Absatz der Hausfrau beschränkte, und wie der Schreck kurz zuvor, so ward jetzt das Gelächter allgemein. Die Geschicklichkeit des Schloßherrn, der mitten im Tanze sein Ziel getroffen, ward belobt, und viele der edlen Pane gaben sich das Wort, den Spaß ehestens bei vorkommender Gelegenheit zu wiederholen. Die Damen erbleichten vor dem Gedanken, die Zielscheibe so roher Späße zu werden. Leo, als er die Mutter außer Gefahr wußte, verließ mißgestimmt über den unedlen und gefährlichen Scherz seines Vaters den Saal, wo er das Fräulein Wasiltschikoff vermißte. — Der junge Kolonta war einer der schönsten Männer der Umgegend und der beliebteste Cavalier am warschauer Hofe, dabei feuriger Patriot und tapferer Soldat. Die Wirklichkeit ekelte den edlen Jüngling an, da er sich überall in ihr betrogen fand. Mit einem reichen Herzen war er in die Welt getreten, voll glühender Begeisterung für alles Große und Erhabene; Ideale, die er sich daselbst geträumt. Statt Liebe zum Vaterlande fand er bei seines Gleichen eine unbegränzte Eigenliebe, denn in seiner Person suchte der polnische Edelmann das Vaterland. Den niedern Adel unterschied nur eine unerträgliche Gemeinheit der Sitten und Gesinnungen von den Magnaten; in frecher Anmaßung und übermüthigem Stolze kamen Beide überein, nicht minder in sinnloser Verschwendung ihres Eigenthums und Nichtachtung fremden Gutes. Die Ränkesucht am Hofe, das Jagen nach Aemtern daselbst, die, einmal erlangt, nicht wieder genommen werden konnten, und deshalb ihre Eigner zu eben so übermüthigen Prahlern machten, als sie zuvor kriechende Schmeichler gewesen, dazu das freche Benehmen gegen den König, der die Zielscheibe des Spottes der Hofbeamten und Magnaten war, dies Alles im Verein hatte Leo Kolonta einen unwiderstehlichen Ekel vor dem Hofleben eingeflößt, das er früher so sehnlich gewünscht. Was er bei Hofe und im Heere vermißte, das hoffte er im Vaterhause zu finden, doch auch dieses gab dem schmerzlich Getäuschten nur im Kleinen das Widerspiel dessen, was er dort im Großen gesehen. So ergoß sich das Gift des Argwohns und des Mißtrauens gegen die Menschheit in das reine Herz Leo's, das einst erfüllt war von glühender Liebe für dieselbe, und in ihm selbst bildete sich ein sonderbares Gemisch von Gutmüthigkeit und bitterem Spott, von Leutseligkeit und Stolz, von Edelmuth und Härte, alles Früchte seiner Lebenserfahrungen. Das Fräulein Wasiltschikoff, die ihr Entführer Dschegota dem alten Kolonta gleich einer Waare an Zahlungsstatt gegeben, fand er eines Tages, bei seiner Rückkehr von Warschau, im elterlichen Hause vor, und ihre Erscheinung machte den gewaltigsten Eindruck auf sein weltmüdes Herz. Schönheit, Witz und glänzende Talente der Frauen waren ihm alltägliche Dinge bei seinen Landsmänninnen, doch suchte er bei ihnen vergeblich eine kindliche Einfachheit und sittsame Bescheidenheit, gepaart mit klarem Verstande. Der Unbeschäftigte beschloß mehr aus Neugier und vielleicht einem Anfluge von Mitgefühl mit dem Schicksale der Verlassenen, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Während er sie ritterlich vor der unedlen Rohheit seiner Verwandten, der Frechheit der Dienerschaft und der Eifersucht der Nachbarinnen beschützte, stieg seine männliche Fürsorge zur zärtlichsten Theilnahme, und aus dem kalten Beobachter ward er der glühendste Verehrer seines Schützlings. Das siebzehnjährige Mädchen, aus ihrem Vaterlande und vom Herzen ihrer Mutter gerissen, blieb nicht gleichgültig gegen den Beschützer, den Rathgeber und Freund. Ihr Herz war frei, denn ihre frühere Begegnung mit Serebrenny und dessen Bewunderung des lieblichen Kindes hatte keinen tiefern Eindruck in ihrem Herzen zurückgelassen, da dieselbe eben nie mehr als die Eitelkeit in dem Herzen des Kindes rege gemacht. So wuchs ungestört die Neigung zu dem edlen Leo Kolonta, gegründet auf das edelste aller Gefühle, auf Erkenntlichkeit, das am mächtigsten wirkt in dem jugendlichen Frauenherzen. Das Unglück schürte die Flamme der Leidenschaft, denn, während die Liebe, im Schooße des Glücks genossen, einem Rausche gleicht, der leicht verfliegt, durchdringt das Liebesfeuer, das sich im Herzen des Leidenden entzündet, jede Lebensader. Nur ein Gedanke schreckte die Jungfrau zuweilen aus ihren süßen Träumen auf, der — an ihr Vaterland. Zu jener Zeit fand man noch bei den Russinnen eine schwärmerische Anhänglichkeit für die Sitten und Gebräuche ihrer Heimath, und namentlich für ihren Glauben vor. Ein Hang zu religiöser Schwärmerei, der von Natur in dem Herzen der Jungfrau Wurzel geschlagen, ward durch ihr Unglück noch genährt, und je reizender ihr eine reiche Phantasie ihre Liebe malte, desto drohender trat das Schreckbild der Rache des Himmels vor ihre Seele, die nicht ausbleiben könne, wenn sie ihrem Glauben, ihrem Vaterlande untreu werde, und so selbst den Geliebten mit sich ins Verderben ziehe. Diesen harten Kampf entschied das Erscheinen des Fürsten im Schlosse. Sie beschloß, zu — entsagen, wie sehr sich auch ihr Herz da-

geben sträubte. Nur die Furcht, ihr Vorhaben entdeckt und vereitelt zu sehen, vielleicht auch die so schmerzliche Trennung von dem Geliebten auf ewig, gebot ihr, mit der Flucht zu zögern. Leo's argwöhnischem Herzen war Serebrenny's Erscheinung im Schlosse gleich anfangs aufgefallen, seit ihrem Streite erblickte er in Serebrenny nur den Nebenbuhler, doch wollte er um jeden Preis Gewißheit. Nachdem er die Geliebte allenthalben gesucht, fand er sie endlich in einem der entlegenern Gesellschaftszimmer. Das liebliche Köpfchen ruhte auf den zarten Armen, die Alabasterhände bedeckten ihre Augen, zwei abgebrannte und in gespenstischen Flammen aufflackernde Lichter verriethen, daß die schöne Einsiedlerin in tiefes Nachdenken versunken sei. Leo's Eintreten war ebenfalls von ihr unbemerkt geblieben, und auch er, von ihrem Anblicke wie gebannt, unterbrach erst nach einigen Minuten die Stille durch ein leises Geräusch. Barbara's ahnendes Herz erkannte die Nähe des Geliebten, doch sie wendete den thränenschweren Blick von ihm ab, vielleicht um ihre Thränen zu verbergen. „Schon mein Anblick ist dem Fräulein Wasiltschikoff zuwider?“ fragte Leo, nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck seiner Stimme. Die Hände entsanken ihren Augen, ein Thränenstrom stürzte aus denselben, und ihr klagender Blick schien den Freund um Mitleid zu bitten: „Möge der Himmel mir die Kraft schenken, Deinen Anblick zu meiden!“ rief sie mit rührend sanftem Tone. — „Die Kraft,“ fuhr Leo heftiger fort, „das Band der Herzen zu zerreißen, willst Du sagen, — die Kraft, einen Schuldlosen für immer elend zu machen! Oder ist es vielleicht so schwere Schuld, zu lieben? — Und dazu rufst Du den Beistand des Himmels an, der nur die Liebe kennt, von dem nur Liebe auf uns niederströmt? Wozu bedarf es hier noch der Erklärung? Wenn sich je an Deinem Herzen ein Funke meiner Leidenschaft entzündet, er hätte jedes Deiner Vorurtheile schon längst im Keime erstickt!“ — Der vorwurfsvolle Ton Leo's gab dem gequälten Herzen der Jungfrau den gesunkenen Muth zurück, und mit dem Feuer einer wahrhaft schwärmerischen Beredtsamkeit erschloß sie dem Geliebten ihr Inneres: Gott habe ihr Bündniß nicht gesegnet, und nimmer könne für sie Beide ein Glück aus demselben erblühen. Dies waren ihre letzten Worte. Mit immer steigendem Unwillen hatte Leo ihrer Vertheidigung zugehört; das Gefühl, das sie zum heroischen Entschlusse trieb, war ihm völlig fremd, und als sie geendigt, überschüttete er die Jungfrau mit einem Strome der bittersten Vorwürfe. Ihre Entsagung galt ihm nur für Gefühllosigkeit, wenn nicht — und die Röthe des Zornes trat auf seine Wangen — ein glücklicherer Nebenbuhler, vielleicht in ihrer Nähe, der unerschütterliche Beweggrund ihrer Denk- und Handlungsweise sei. „Majewsky,“ rief er, „wehe Dir, wenn Du mir dieses Kleinod geraubt!“ und eilte zum Zimmer hinaus. Vergeblich eilte die jetzt doppelt unglückliche Barbara nach, ihr wiederholter Klageruf: „Leo, geliebter Leo, höre mich!“ verhallte ungehört in dem langen Corridor, und händeringend stand sie allein, allenthalben verkannt, und nur ihrem Schmerze überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Goethe'sche Briefe.]

Ein achtbarer Kritiker in der berliner Vossischen Zeitung äußert sich ungünstig über die Mittheilung Goethe'scher Briefe, deren Mehrzahl, besonders in der späteren Zeit, er wenig beachtenswerth, in vielen Fällen gradezu nur höfliche Empfangsbescheinigungen findet, die weiter kein Interesse haben. Wir gestehen, daß uns kaum irgend ein Blatt von Goethe vor Augen gekommen, dem nicht, sei es durch Gedanken, Anregung, Bild, oder auch nur durch Sprachausdruck und Redewendung, ein eigenes Interesse inwohnte, das in den meisten Fällen den Brief nicht nur werthvoll, sondern gradezu wichtig macht. Dies darf ganz vorzüglich von den acht Briefen an Frau von Grotthuß gelten (im vierten Bande der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten), und sie wohl am wenigsten geben zu der obigen kritischen Bemerkung Gelegenheit. Wir machen z. B. nur auf den fünften Brief aufmerksam, der von Ludwig Robert's Trauerspiel „Jephtha“ Veranlassung nimmt, den innern dramatischen Bau des Stückes mit der Einsicht des Meisters zu prüfen und zu bessern, alles freilich nur andeutend und mit wenigen Strichen, aber so bestimmt und fruchtbar, daß dieser Brief einer der gehaltvollsten und lehrreichsten zu nennen ist, aus dem noch heutiges Tags jeder Freund und Jünger der dramatischen Muse den ergiebigsten Nutzen ziehen kann. Wie bedeutend und schön ist ferner der siebente Brief! Und dann zum Schlusse der achte, im Anfange des Jahres 1814 bei noch andauerndem Befreiungskriege geschrieben; das Wort über Frau v. Staël ist ein wahres Kleinod in der schönsten Fassung. „Sie haben das Werk de l'Allemagne von Frau v. Staël bereits gelesen,“ schreibt er, „und es bedarf meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil desselben im Manuscript, lese es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmste Weise denken, und man steht mit der Verfasserin niemals in Widerspruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung ist. Alles, was sie von der pariser Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke sagen. Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit rechnen. Die französische Polizei, einsichtig genug, daß ein Werk wie dieses das Zutrauen der Deut-

schen auf sich selbst erhöhen müsse, läßt es weislich einstampfen; gerettete Exemplare schlafen, während die Deutschen aufwachen, und sich, ohne solch eine geistige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wundersamen Effect. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, nun liegt es da wie eine spätentdeckte Weissagung und Anforderung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie gethan haben. Möchten sie, bei diesem Anlaß, ihre Selbsterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken, und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den innern Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieses möglich sei, wollen wir die ersten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten."

[John Cockerill in Lüttich.]

Im dritten Heft des Freihafens lesen wir Streifzüge durch Belgien von Theodor Mügge. „Auch Herren John Cockerill hab' ich in Lüttich gesehen — schreibt Mügge — den kleinen, alten, sonderbaren Mann, den Kaiser und König der Industrie, in dem grauen Röckchen, wie sein politischer Nebenbuhler Napoleon leibhaftig wandelnd. Wenn einst eine Geschichte des 19. Jahrhunderts erscheint, nicht eine Fürstengeschichte, sondern eine tief eingehende und wahre, welche das Völker- und Culturleben unserer Zeit schildert, wird der Name John Cockerill's wie ein strahlender Stern an der Spitze stehen müssen, und weit intensiver glänzen als die der bloßen Geldoligarchen, der Staatsanleihe-Männer, der Rothschild's, Hoppe's, Aguado's und wie sie weiter heißen. Wo wäre ein Land, in welchem John Cockerill nicht Fabriken angelegt, den Culturfleiß gehoben, neue Entwürfe und Pläne ins Leben gerufen und tausend fleißige Hände beschäftigt hätte? Auf den Pferderennen siegen seine edlen Rosse, in Industrieausstellungen erringt er die Verdienstmedaillen, und was aus seiner großen Culturwerkstatt in Seraing hervorgeht, wo einige vierzig Dampfmaschinen und viele hundert geschickte Menschen für seinen Ruhm thätig sind, trägt den Stempel der höchsten Vollendung. Und dieser kleine lebendige Mann, in dessen greisem Kopf die größten Entwürfe wachsen, der Tuch macht und Stecknadeln, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Knöpfe, ist ein Freund und Wohlthäter seiner Mitbürger und bringt Segen und Wohlstand über sie. Seraing aber ist jedem ungeweihten Auge jetzt streng verschlossen, besonders weil die gastliche Freundlichkeit des kleinen Mannes von holländischen Agenten gemißbraucht wurde, die nicht allein seine kunstvollen Maschinen und Geheimnisse ablauerten, sondern auch seine besten Arbeiter durch glänzende Versprechungen ihm entfremden wollten."

[Blücher's Courtoisie.]

In Dr. Dorow's vortrefflicher Sammlung von „Denkschriften und Briefen" finden wir neun Briefe vom alten Blücher. Der eine gibt seinen Briefstyl, wenn er mit Damen fein thun wollte. Höchst ergötzlich schreibt er unter anderm: „Gnedigste Frau, ich habe ihnen immer gesagt, wie werht sie mich sind und wie innig ich sie verehre. erkennen sie meine ufrichtigkeit. wihr wollen Fohrt Fahren uns recht innig guht zu sein, und der Paltz Graff soll zu seinem Zorn es wissen. meine gnedige Frau ihr liber Briff entheld so vihl angenehmeß vor mich, Herr Massena hatte denn ufgehört Schrecklich zu sein. — wen Schöning die gresin erobert so soll es mich lib sein, ich bin ihm guht, und wen er hir zu bause ist komt er vihl zu mich. Hatzfeld seine Sendung ist einzig, aber es geschehen heutte zu Tage lauhter Dinge die die vernunft nicht einmahl ahndet. — bei der Visite so sie von der Frau v. Kleist gebohrne Rüchel gehabt hette ich wohl gegenwärtig sein mögen, den negst ihnen bin ich dieser kleinen Frau auch recht guht, und sie thun mich eine Wohltad wenn sie mich selbiger Empfehlen, leben sie nun wohl meine verehrte komt ihr drolliger Paltz Graff so lassen sie ihm zur vermehrung seiner unruhe meinen Briff lesen, und geben sie mich ein mahl nachricht waß vor ein gesicht er dazu gemagt hat" u. s. w.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

Ein solches wird von den Herren Pierer in Altenburg und Heymann in Berlin als Zwillingsverlegern angekündigt. Als Herausgeber nennen sich R. Blum, C. Herloßsohn und H. Marggraff, von denen Letzterer den ästhetischen und literargeschichtlichen Theil übernommen hat. Die Technik soll hier zum ersten Male in weitester Ausdehnung bearbeitet werden, und die Garderobe selbst wird sich aufs reputirlichste vertreten sehen. Der Prospect ist sehr zahm, ganz auf den Beifall unserer liebenswürdigen und gemüthlichen Schauspieler, Regisseure und Souffleure nebst zugehörigen Frauen berechnet, weshalb wir glauben, daß der letztere von den genannten Herausgebern wenig mit der Abfassung desselben zu thun gehabt, oder es in diesem Lexikon aufgegeben hat, seine bekannte Theater-Polemik spielen zu lassen. Schade darum!

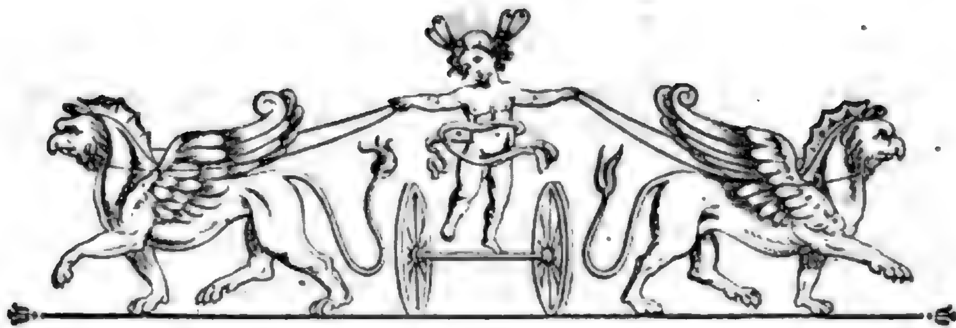
[Engländer in Frankreich.]

Ein englisches Journal rechnet die in Frankreich wohnhaften Engländer in den einzelnen Städten zusammen und bringt die Summe 47,000 heraus. Angenommen, daß jede Person 5 Shilling täglich ausgibt, macht die Summe von 11,875 Pfd. Sterling täglich; mithin wird ein Capital von 4,334,375 Pfd. Sterl. angenommen, dessen Zinsen Frankreich zu gute kommen.

[Fürst Pückler.]

Das Neueste, was Semilasso in Griechenland von sich hören ließ, ist ein Reisefragment im 3. Bde. des Freihafens: „Die Höhle von Antiparos." Man kennt sie vom Vater Engel. Französisch haben sie Tournefort und Choiseul beschrieben.

Leipzig, Druck von L. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **162.** — den 20. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Selbstgespräche von Dr. Strauß.

„Nein! ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Und könnt' ich's, so würd' ich hoffentlich nicht wollen. Mir etwas vorspiegeln, nur um für mich Ruhe, mit Andern Frieden zu behalten!"

Mit diesen Worten beginnt Strauß eine Reihe von Selbstgesprächen, welche das dritte Heft des Freihafens eröffnen. Es ist staunenswerth, wie unersättlich diese Lust der Forschung ist, um aus dem Convolut des christlichen Glaubens, wo sich Wahn auf Wahn, Phantasie auf Phantasie gehäuft, alles herauszuschütteln, was vergänglich daran ist und mit der ewig wandelbaren Zeit zerfällt. Hier Kern und Schale zu sondern, ist das schmerzliche Werk der tiefsten Gewissenhaftigkeit. Religion ist nicht blos Sache des Verstandes, sie ist auch Product der Phantasie. Den Apfel, den sich der Verstand mit verwegener Faust vom Baume der Erkenntniß pflückt, den reicht die Phantasie nicht blos in ihren goldenen Schalen dar, die Frucht selbst ist meistens nur ihr Werk und ein Kind ihrer Liebe. Der Gott bleibt geheimnißvoll verschlossen, wenn Du ihm mit dreister Stirn ins Auge schaust; der offene helle Tag vertraut dir kein Geheimniß an. Aber laß den Abend Deine müde Stirn umziehen, hülle Dein Haupt in die Wolken des Traumes, und mit den Genien der Phantasie, die dich umschweben, steigt ein lichter Gottgedanke in Deine Seele und flüstert mit ihren Zungen, spricht in ihrer Sprache. Die Wahrheit hat sich fast nie anders den Menschengeistern anbequemt, die Phantasie ist mit ihren Gebilden tief eingewebt in alle Religion. Hier zu scheiden, was Inhalt und was Form, scheint oft mißlich, oft geradezu widersinnig, denn ohne diese Form ist dieser Inhalt nicht, was er ist. Anders als in dieser zeitlichen Gestalt hat sich das Wesen nicht zur Erscheinung bringen können: zerbricht die Form, so stürzt auch der Inhalt nach; — wenn der Mantel fällt, sagt Verina, so muß auch der Herzog nach! Ganze Völker bleiben Zeit ihres Daseins eingewickelt in den Mantel ihrer Vorstellungen, und Niemand lüftet ihn, um die nackte Gestalt zu schauen; ganze Jahrhunderte blieben verhüllt in Traum und Nebel, und waren glücklich, bis das Frühroth kam und die Morgenfrische empfindlich wurde. Das ganze Mittelalter mit seinem Katholicismus schlief solch' langen Schlaf, und die jetzigen Geschlechter dehnen und recken beim Erwachen noch immer unwillig ihre Glieder. Der Traum von der reinen, unberührten Jungfrau, von dem heiligen Mann mit den Schlüsseln zur Himmelspforte, von den alltäglich neuen Wundern der Heiligung, von dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche, dieser ganze Traum hatte seine zaubervollen Entzückungen, man fühlte sich wohl und warm, die Phantasie schwelgte unter duftigen Blüthen. Nun der Traum aus ist, fühlen wir uns frostig angeregt, das Erwachen ist schmerzlich. Die Philosophie hat Geister heraufbeschworen, die vor der Morgenhelle nicht weichen, die am lichten Tage erst recht ihr Wesen treiben. Der orthodoxe Protestantismus sucht zu halten, was haltbar scheint im Strome der Zeit. Selbst Schleiermacher ließ

vom Forschen ab und kam der bedürftigen Menschennatur, die den Anblick der hüllelosen Gestalt nicht ertragen kann, mit Bild und Symbol zu Hülfe. Auch die Hegel'sche Speculation rettete vom alten Glauben, was mit ihrem Begriffe verträglich war. Vor Strauß fallen alle diese Bemühungen zurück, er hat die ungeheure Consequenz des Geistes, alle Nebendienste abzuweisen, das Kleid von dem Wesen zu trennen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Bild vom geistigen Gehalt. Er hat den Muth, dem Menschengeschlecht keinen Schmerz der Enttäuschung ersparen zu wollen, er ist es, der die Reformation des Christenthums, die Luther begann, vollendet. Ist das Christenthum die absolute Religion, die über allen Wandel des Zeitcostüms wie ein Proteus hineinragt in eine Ewigkeit des menschlichen Daseins, so muß es diese Feuerprobe der forschenden Vernunft, diese Nagelprobe der kritischen Analyse bestehen, es muß, wie die Völker, ihren Nationalhaß ablegen und sich zur Menschheit erziehen, sich zur Weltreligion fortbilden. In Deutschland stirbt der Faust nicht aus, er erneut sich in allen Gebieten des Wissens, und das Schicksal, seinem Drange fortwährend preisgegeben zu sein, hat das Christenthum weniger zu fürchten, als ein anderes Schicksal. Nur das Schicksal des Ueberflüssigwerdens, wenn die Geschlechter der Menschen ihre Wege selbstständig fortwandeln, sich immer neue Bahnen auf dem Rund der Erde und mit allen Elementen eröffnen, und die Ueberlieferungen des innern Lebens sich selbst überlassen, nur dies Schicksal des Ueberflüssigwerdens wäre Tod und Vernichtung. So lange der Geist der Forschung lebendig bleibt, um am Christenthum Geist und Leib zu sondern, so lange wird es die Menschheit beherrschen, und aus allen Prüfungen immerdar geläutert hervorsteigen.

Die Selbstgespräche, die der Freihafen bringt, führen die Ueberschrift: „Vergängliches und Bleibendes im Christenthume." Strauß widerlegt eine Aeußerung in den Korintherbriefen, wo der Apostel sich die Miene gibt, als sei nur die Hoffnung auf dereinstigen Lohn in der andern Welt die belebende Macht gewesen, die ihn standhaft gegen das Böse erhalten habe. Strauß weist nach, daß das Gute, das du thust, seinen Lohn in sich selbst hat, und ein Bewußtsein gibt, daß dich mitten in der Mühsal des Kampfes, mitten im Ungemach tief beglückt und beseligt. Diese Lohnsucht nimmt er den Schwachen als eine eitle, untaugliche Stütze. Das diesseitige Leben muß seine Erfüllung und Geltung in sich selber haben; in der Gestaltung des Schicksals nach dem Tode, sei's in Furcht oder in Hoffnung, einen Antrieb zum Guten zu suchen, ist eine jener frommen Schwächen, die entnerven und die Lebenskraft unsicher machen; nur die freie Entfaltung des moralischen Willens ist förderlich für ein ewiges Seelenheil. Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand; uns ist es Fortentwickelung. Und weil wir den Gott vollauf ins Menschenleben eingegangen wissen, weil wir ihn haben und finden in dem Geschick des leidenden, ringenden, immerdar erlösungsbedürftigen Geschlechtes, das alle Martern des Heilandes an sich selber erfährt, so können wir auch nicht mit dem Apostel sagen, daß ohne die Auferstehung Christi vom Tode unser Glaube an ihn leer und vergeblich wäre. Die christliche Lehre hat ihren Inhalt, ihren Segen und die Erfüllungen ihrer Verheißungen auch ohne jenes zweifelvolle Wunder, mit welchem die gläubige Menge wie mit einem Triumph des äußern Erfolges prunkt; wir glauben an die Ewigkeit des Lebens auch ohne Auferstehung der Leiber, wir glauben an die Göttlichkeit Christi, auch wenn er sie nicht durch Wunder bethätigt, wir glauben an die Wahrheit seiner Lehre, auch wenn er nicht durch körperliche Himmelfahrt bewiesen, sie stamme von oben. Das Göttliche hat seine Gewißheit in sich selber, es bedarf nicht der Bestätigung in sinnlichen Erfolgen. Und ein Christenthum, das sich dieser äußeren Stützen entledigt, das alles Schauspiel von sich streift, wird um so mehr erst recht eine Kraft des sich selbst gewissen Geistes, der alles Leibliche beherrscht.

Strauß hat das große Verdienst, das Christenthum seiner Historie und seiner Mythen entkleidet zu haben, damit von seiner Hülle frei sein Wesen als der Kern mit ewiger Machtvollkommenheit herausspringt. Ein Kirchenlehrer unserer Zeit, der sich gegen das Verbot der Schrift von Strauß geäußert, hat gleichwohl die Besorgniß ausgesprochen, es sei zu Ende mit dem christlichen Glauben, wenn Strauß nicht widerlegt werde. Er ist nicht widerlegt. Aber diese Besorgniß ist auch unrichtig. Jener Kirchenlehrer nimmt das Christenthum nur als eine Historie. Uns aber ist es eine Thatsache von immerdar erneuter, allezeit gegenwärtiger Gültigkeit. Für uns tritt es in jedes neue Menschenleben als Historie, und macht jede einzelne Seele zum Schauplatz seiner stillen Herrlichkeit. Daß die Menschheit selbst der wahrhafte Gottessohn, scheint freilich eine Weisheit, die nicht abgeschlossen protestantisch ist. Sie ist eben so gut katholisch; sie greift in alle vereinzelte Bekenntnisse über, und mit ihr stimmt auch der Ausspruch jenes katholischen Dichters überein:

Ist Christus tausend Mal in Bethlehem geboren, —
Und nicht in dir, so bleibst du dennoch ewiglich verloren!

Streifzüge.

Novelle.

Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.

(Fortsetzung.)

Die Mazurka rauschte in den Sälen des Schlosses, von den Kriegs-, Wein- und Liebesgesängen der Gäste begleitet. Die Gruppen und Kreise verschlangen sich immer dichter und malerischer, bacchantischer Taumel ergriff die Versammlung bei diesem Siegestanze, die Jungen zeigten ihre Kraft und Kühnheit der Bewegungen, die Aeltern fühlten im Zuschauen alles untergegangene Leben wieder in sich erwachen und stimmten frohe Lieder an. Wenn die Polonaise mit ihrem marschähnlichen Rhythmus der Tanz des Krieges genannt werden kann, so ist die Mazurka gleichsam der Tanz des Triumphes nach der Schlacht, und in ihr drückt sich der echte Nationalcharakter des stürmischen, verwegenen und gewandten Polenvolkes aus. — Einen Moment des allgemeinen Rausches erspähte Serebrenny, um sich aus dem Saale und in den Garten zu schleichen. Auf ein verabredetes Zeichen erschien Selensky, um seinem Herrn über die im Verlauf des Abends gemachten Entdeckungen Bericht abzustatten. Geschwätzig erzählte der Diener, daß man die Ankunft eines der polnischen Heerführer, Majiewsky, mit dem Serebrenny in einem Regimente gedient, noch vor Einbruch der Nacht im Schlosse erwarte, daß ferner sich das Gerücht verbreitet, er, der Fürst, sei bei dem Streifzuge gegen Dschegota geblieben; er habe dies Mährchen nach Kräften zu unterstützen gesucht und die Kolonta'schen Reiter hätten sich, erfreut darüber, vor ihrem Abmarsch noch weidlich betrunken und sich kaum auf den Pferden halten können; die Pferde des Fürsten seien endlich gesattelt, das Gepäck und die Waffen in Ordnung, und er harre nur auf den Befehl seines Herrn, um aufzusitzen. Der Fürst gebot dem Diener Stillschweigen, denn eben vernahm man ein leises Rascheln im nahen Gebüsch. Beide horchten auf, doch man vernahm blos das Herabfallen der Regentropfen von den Bäumen. Ein Lichtstrahl fiel auf den Weg und ein Schatten zeigte sich. „Das Licht kommt aus der Hinterseite des Schlosses," sprach sicher gemacht Selensky, „ich sah eben Jemand an den Fenstern vorüber mit einer Leuchte durch den Corridor gehen." — „Nimm meine Uhr, Selensky," hob Serebrenny mit gedämpfter Stimme an, „und erwarte mich mit dem Glockenschlage der zehnten Stunde an dem verfallenen Schloßthurme zwischen den zwei alten Eichen. Du wirst drei Pferde gesattelt halten!" — „Ich verstehe, Herr!" erwiederte Selensky, „die Stallknechte könnte man in eine Kanone laden und ausschießen, sie würden nicht wach werden; sie hab' ich, Dank sei es dem Branntwein, zur Ruhe gebracht!" — Serebrenny gab ihm die Parole und der schlaue Diener schlich sich davon. Rasch eilte der Fürst dem Schlosse zu. Lautes Gespräch in einer Seitenallee hemmte seinen Schritt. „Ebbene, uomo di poca fede," rief eine Stimme, „und sind die Weiber etwa besser? Dieser Majewski hat Deine spröde Schöne schon am Schnürchen und wickelt sie nach Belieben um den Finger! Der Kerl ist übrigens ein Tausendkünstler! Ich möchte Unterricht in der Verführungskunst bei ihm nehmen!" — „Schweig!" schrie der junge Kolonta. „Ich sage Dir, ehe soll die Treulose den Leichnam Ihres Verführers umarmen ...." — „Possen," fiel ihm der Andere ins Wort, „wollten wir alle Treulosigkeiten der Weiber auf solche Weise rächen, so könnte Sigismund mit Amazonen gegen die Russen zu Felde ziehen! Folge meinem Beispiele! Spiele den Verzweifelten, leere eine Flasche alten Ungar auf den Untergang Deines treulosen Liebchens, eine zweite auf das Wohl Deines zukünftigen, besinge Beide und verliebe Dich sofort aufs Neue!" — „Wehe dem Elenden, wenn ich ihn finde!" tobte Kolonta. — „Ich selbst möchte wissen, wo er Sie küßt; doch dilettissimo amico, hier ist's verteufelt kalt und meine Wunde schmerzt mich unmenschlich, auch muß ich der Pana Eleonore sagen, daß Sie wie ein Engel tanzt, vorausgesetzt, daß die Engel tanzen. Ich glaube ...." Die letzten Worte Soltyk's, denn er war es, der mit Leo Kolonta sprach, gingen für Serebrenny verloren. Sein beleidigtes Ehrgefühl forderte Rache gegen den Nebenbuhler, und neue Pläne schmiedend, kehrte er ins Schloß zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Kunstausstellung in Mainz. Die Taunusbäder.]

Unter den Kunstausstellungen, die wir in den letzten Jahren hier sahen, war die diesjährige unstreitig die bedeutendste. Die Zahl der Gemälde überstieg 350. Tritt, wie nicht zu zweifeln, auch der frankfurter Kunstverein, zu unserem rheinischen Verband, so wird derselbe auch eine sehr wichtige Ausdehnung erhalten, da in neuerer Zeit in Frankfurt für plastische und zeichnende Künste viel gethan wird. Vorherrschend war diesmal insbesondere das Landschaftsfach. Wir fanden die Namen Papperitz in Dresden, Prämel in Hamburg, Heinel in Baireuth, Adolph Karl in München, Crola daselbst, Vollmer in Hamburg, Morgenstern in Frankfurt,

Lukas in Darmstadt, Patz in Düsseldorf, Rottmann in Durlach, Schotel in Medemblick, Ott in München, Pelgrom und Floriment in Amsterdam, Laszesky in Karlsruhe, Fohr in München, Quaglio daselbst, Braakmann in Mannheim, Heinlein in München, Schulten in Düsseldorf, Spitzweg in München, Sander in Hamburg, Herrman Kaufmann daselbst, — im Ganzen mit 195 Stücken. Die Reihe der Genrestücke war ebenfalls sehr groß; doch bei weitem nicht so reich an Ausgezeichnetem. Ich kann hier nur folgende Künstlernamen hervorheben: Geyer in Augsburg, Moritz Müller in München, Sagstetten daselbst, Adolph Richter in Düsseldorf, Stilke daselbst, Simon in München, Altmann daselbst, Jacobs in Hannover, Brückmann in München, Gräfle daselbst, Kreul in Nürnberg, Oppenheim in Frankfurt, Petzl in München, Mailand in Paris, August von der Emden in Kassel u. s. w. Vieles darunter wäre freilich in der Rubrik Historie, Mythe und Allegorie aufzuzählen, wenn es nicht durch Composition und Behandlung mehr an das Genre grenzte. Eigentlich historische Gemälde waren sehr wenige ausgestellt, und nach den historischen Schlachtstücken von Dietz in Karlsruhe, die übrigens meisterhaft waren, wüßte ich aus diesem Fache nichts mit Auszeichnung zu nennen. — Die Rubriken Architektur, Stillleben, Portraits boten manches Schöne und Gute, doch noch weit mehr Unbedeutendes. — Die Plastik war schlecht vertreten, wie auch nicht anders zu erwarten, da bedeutende plastische Werke den Transport erschweren, und leicht beschädigt werden. Dagegen hatten wir einige interessante und gute Glasgemälde von Wendemeyer in Göttingen, treffliche Porcelain-Malereien von Meleon in Paris und ein treffliches enkaustisches Gemälde von Olivier jun. in München. — Was endlich die Theilnahme betrifft, welche dieses Jahr das Publicum für die Kunstausstellung an den Tag legte, so kann ich darüber nur Lobenswerthes berichten. Die drei Säle waren zu allen Stunden des Tages von Beschauern besucht und besonders fand sich die Damenwelt sehr zahlreich ein. Während der Ausstellung wurden etwa 200 Actien zur Gemälde-Verloosung subscribirt, eine unbedeutende Zahl, die dem Vereine nur sehr schwache Mittel zu Ankäufen von Gemälden an die Hand gegeben haben würde, wenn derselbe nicht für den eignen Besitz eine Ankaufssumme bestimmt hätte. So konnten wenigstens einige gute Gemälde acquirirt werden, die wir nur ungern aus Mainz hätten scheiden sehen. Mannheim hatte indeß schon einige der besten Stücke für sich in Beschlag genommen, und in den weitern Ausstellungen zu Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg wird wohl noch das Uebrige von Auszeichnung abgesetzt werden.

Das Leben und Treiben am Rheine gewährt im Augenblick viel Interesse. Täglich kamen nicht weniger als vier Dampfschiffe hier an, beladen mit Reiselustigen aus allen vier Weltgegenden, die von hier aus die Rheingegenden und die Taunusbäder durchschwärmen, sich laben und stärken an einer herrlichen Natur und an den unvergleichlichen Heilquellen des glücklichen und gesegneten Nassau. Eben so kamen wöchentlich hier mehrere hundert Eilwägen an, die mit den kommenden und abgehenden Dampfböten correspondiren. Was die Taunusbäder betrifft, die jetzt meistens eine blühende Saison haben, so sieht's namentlich in Wiesbaden sehr lebendig und herrlich aus, und es sind weit über 3000 ständiger Curgäste daselbst, abgesehen von der unzähligen Menge Fremder, die Wiesbaden blos im Fluge berühren. Auch Biberich wird stark besucht. Das niedliche Duodez-Residenzstädtchen am Rheine, das gar romantisch und lockend da liegt, will durch die Eisenbahn und die Dampfschifffahrt eine Art Bedeutung unter den Handelsplätzen gewinnen; es wird aber nie etwas anderes werden, als ein lieblicher Sammelplatz der wiesbadner und mainzer schönen Welt. — Von den übrigen Taunusbädern ist jetzt Ems am besuchtesten, und mit Recht. Es fehlt zwar auch dort an Unterhaltung und Zerstreuung, es fehlt ein geselliges Leben, Theater, Concert; allein die treffliche Quelle und die romantisch-pittoreske Gegend entschädigen für alles, und die tausend Curgäste, die jetzt dort sind, wissen schon recht gut, ihre Zeit hinzubringen, abgesehen davon, daß die Excursionen durch die Rhein-, Mosel- und Lahngegenden, die von Ems aus vielfach unternommen werden, schon an sich sehr interessant sind. — Die übrigen Taunusbäder, Schwalbach, Schlangenbad, Homburg, Weilbach, Soden, Kronthal u. s. w. haben zwar zusammen nicht so viel Badegäste als Ems oder gar Wiesbaden; indessen lebt man hier ein ländlich-idyllisches, glückliches, ruhiges Leben, pflegt seine Gesundheit und stärkt sich an der herrlichen Bergluft dieser romantischen Gegenden. An allen diesen letztgenannten Orten findet man treffliche Gasthöfe und prächtige Curhäuser, man macht Ausflüge in die nahgelegenen, reichen und romantischen Dorfschaften, und lebt äußerst gut und billig. — Sie sehen, daß zur Sommerszeit unsere Gegend ein wahres Eden ist, ein Zufluchtsort der Siechen, wie der Heitern und Glücklichen, für jene, um zu genesen, für diese, um im dolce far niente einige Wochen hinzuleben, oder auch auf dem classischen Boden sich Muth und Kraft zu holen für das lästige, alltägliche Leben. Es läßt sich denken, daß eine solche Gegend, mit solchem Segen vom Himmel überschüttet, mit jedem Jahre an Wohlstand zunimmt, und man sieht das nicht nur an den schmucken, reichen, oft üppigen Wohnungen und an der trefflichen Lebensweise, sondern man sieht es auch schon an der Physiognomie der Bewohner, auf deren Zügen die Heiterkeit, die Wohlhäbigkeit und der Lebensgenuß ihre Spuren kenntlich ausgedrückt haben. —

Notizen.

[Lieutenant Bernhardt, lithographirt.]

Der sächsische Lieutenant Bernhardt, der in Algier die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich zog und mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt aus dem Feldzuge zurückkehrte, ist von der vortheilhaft bekannten Künstlerin Emilie von Loquessie gemalt. Von Grunewaldt erschien nach diesem Bilde eine Lithographie.

[Oken's Naturgeschichte.]

Von diesem Nationalwerk (Stuttgart bei Hoffmann und Wien bei Gerold) ist Lief. 50—54 erschienen, zur Zoologie und Mineralogie gehörig; von den Abbildungen Lief. 9.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 163. — den 21. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Der erste Glockenschlag der zehnten Stunde traf Serebrenny an dem verfallenen Wartthurme, und kaum angelangt, vernahm er Pferdegetrappel längs der Gartenmauer, die nach dem Thurme führte. Er wagte jedoch nicht, das verabredete Zeichen zu geben, denn noch fehlte Barbara. Ringsum herrschte die tiefste Dunkelheit. Wenige Minuten später hörte man leises Rascheln im Grase und bald darauf rief eine zitternde Stimme seinen Namen. Schnell zog Serebrenny die Hand der Bebenden an sein Herz. „Ein Wort, Barbara," raunte er ihr ins Ohr, „ehe wir unser Leben den Schicksalsmächten anheimstellen, — das Wort der Hoffnung, so Gott uns rettet, das Wort des Trostes, wenn ich untergehe — sag' an, kannst Du mich lieben?" — „Wie einen Bruder, Fürst," erwiederte Barbara ruhig, „denn anders lieben kann mein Herz nur ein Mal, und meine Liebe gehört Leo Kolonta auf ewig!" — Der Fürst ließ ihre Hand los und trat einen Schritt zurück. „So bist Du denn für mich und Dein Vaterland verloren!" rief er in dumpfem Schmerze. — „Eilet, Herr!" schrie Selensky, „ich höre Getümmel im Schloßhofe, man schlägt die Pforten zu und verriegelt sie!" — „Wir sind verloren!" klagte Barbara und rang die Hände. — Das Geräusch näherte sich und ein breiter Lichtstrahl erhellte die Scene. Leo an der Spitze einer zahlreichen Dienerschaft erkannte den Fürsten und mit gezogenem Säbel auf ihn losstürzend, brüllte er: „Wehre Dich, Räuber meines Glücks! denn nicht ungestraft sollst Du Deinen Raub genießen!" — Serebrenny hatte bereits den Säbel entblößt und wehrte den Angriff nur vertheidigend ab. Barbara wollte sich zwischen die Kämpfenden stürzen, sank aber ohnmächtig vor Erschöpfung und Schreck zu Boden. Leo erfüllte die Luft mit seinen Flüchen und schlug sich wie ein Rasender. Erschreckt von dem tageshellen Fackelscheine flatterten die Nachtvögel aus ihrer Schlafstätte auf, um das alte Gemäuer und über die Häupter der Streiter. Serebrenny, von dem Lichtstrahle geblendet, erhielt eine Streifwunde, und sein Blut träufelte auf das bleiche Weib am Boden, die in den Armen des Todes zu liegen schien. Keiner der Diener hatte Hand anzulegen gewagt. Als der Fürst sein Blut fließen sah, vergaß er alle Schonung. Der gewandte Fechter benutzte schnell eine der zahlreichen Blößen seines wüthenden Feindes, und ein tödtlicher Hieb in den Kopf streckte den Jüngling zu Boden. — „Rette Dich, Selensky," schrie der Fürst, „und was es auch koste, benachrichtige Agareff vom nahen Ueberfall und meinem Untergang!" — In diesem Augenblicke vernahm man die tobende Stimme des alten Kolonta; Selensky wagte einen verzweifelten Sprung von der kleinen Erhöhung, auf der er mit den Pferden stand, und im Nu war er mit dem Renner des Fürsten jenseit der Gartenmauer. Serebrenny auf seinen Säbel gestützt, erwartete ruhig die Ankunft Kolonta's. „Ich irre mich nicht," rief eine hohe Mannesgestalt, die eben

mit Kolonta vor den Fürsten trat, „das ist Fürst Serebrenny, der kühne Führer des gestrigen Streifzuges!" — „Der Strelitzenhauptmann," schrieen zahlreiche Stimmen, „hängt ihn an den nächsten Baum, den russischen Räuber und Spion!" — Der Fürst warf einen drohenden Blick auf die ihn umringende Menge, er erkannte Maziewsky — ruhig und gefaßt sah er sein Schicksal voraus. Vergebens rang der Alte sich die Hände wund über dem Leichnam des Lieblings und einzigen Sohnes, dann brüllte er, schäumend vor Wuth und Schmerz, Serebrenny zugewendet: „Verräther, genügte es Dir nicht, wie ein Dieb in der Nacht Deinen Raub an meinem Hab' und Gut auszuführen? Mußtest Du Dich noch in mein Haus stehlen, um meine Gastfreundschaft mit dem Morde des einzigen Sohnes zu vergelten? O, Leo, mein armer Leo! Wer wird jetzt den Namen Kolonta tragen, denn auch ich werde vergehen in meinem Schmerze!" — „Greift ihn," herrschte er den Dienern zu, „reißt ihm die polnische Tracht vom Leibe, die er schändet, schmiedet ihn in Ketten, den lügnerischen Kundschafter, und werft ihn in das tiefste Verließ, den Aufenthalt der Molche und Kröten, damit er einen Vorgeschmack der Hölle bekomme, bevor er durch meine Hand dahinabfährt!" — Viele von den edeln Gästen suchten den Alten zu besänftigen, doch vergebens; und schon hatten sich einige der niedrigen Schmeichler und die Dienerschaft über den Wehrlosen geworfen, der nicht mehr an Vertheidigung dachte. Halb entkleidet warfen die Feiglinge ihr Schlachtopfer in einen feuchten Keller des alten Thurmes und schwere Riegel und Schlösser versperrten den Ausgang. Die Schloßuhr tönte eben Mitternacht.

VIII.

Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalme greift, so hält sich der des Todes gewärtige Gefangene an ein Trugbild seiner Phantasie, an einen Traum. Ein matter Sonnenstrahl in die Kerkernacht geworfen, ist für ihn das Gestirn der Hoffnung, die er im Herzen trägt; die Sonne der Freiheit, die ihm aufgeht. Der Schein verschwindet, der Lichtstrahl erlischt, die Dunkelheit erfüllt den Kerker und die Seele des armen Gefangenen. An die Stelle der Hoffnung tritt Verzweiflung, stumpfe Hingebung oder ohnmächtige Wuth. Die Ungewißheit spannt den Geist, der Gedanke des nahen Todes aber wühlt wie ein zackiges Schwert im Herzen, ja er vergißt Alles, der Einsame, was ihm theuer war und was er verloren über der Erinnerung an das, was ihm am theuersten ist und er verlieren wird, das Leben. Dies war die Geschichte der Nacht und des folgenden Tages, den Serebrenny im Kerker verbrachte. Das harte Brot, das er vorfand, hatte er unberührt gelassen, den Wasserkrug jedoch geleert. Es war dunkel und still rings um ihn, wie in seinem Innern oder in seinem künftigen Aufenthalt, dem Grabe. Die neue Wache vor seinem Kerker kam zur Ablösung und weckte die schlafende. Ihr Gespräch drang bis zum Ohre des Gefangenen: „Verdammtes Gestein," hub eine Stimme an, „es stachelt einem die Rippen sogar durchs Stroh, und beim Teufel, mit Moos und Pilzen bewächst man, wenn wir eine ganze Nacht zubringen müssen in der Feuchtigkeit!" — „Bist Du von Pfefferkuchen, Kerl," spottete ein Anderer, „daß Dich der Regen schon aufweicht? Beruhige Dich, wir werden hier keine Ewigkeit verleben, denn morgen vor Tagesanbruch macht man dem russischen Händelmacher den Garaus, und schon halten sechs Kolonta'sche Reiter die Büchsen bereit, — dann magst Du schnarchen, wie er selbst, bis zum jüngsten Tage! Pan Leo hat übrigens ...." — Das Schnarchen seines Gefährten überzeugte den redseligen Wächter, daß jener nicht so lange gewartet und brach hier das Gespräch ab. Serebrenny überlief es eiskalt bei den Worten des Wächters. „Morgen!" sprach er zu sich selbst, „wohl hatte Agareff recht, im Grabe sehe ich die Geliebte wieder!" — Ein Thränenstrom erleichterte das gepreßte Herz bei dem Gedanken an den Freund und die Geliebte, dann aber ermannte er sich und rief unwillig aus: „Warum muß ich aber hier den ehrlosen Tod erleiden, nachdem mich das Schicksal in so vielen Schlachten verschont? Warum starb ich nicht in meinem Berufe unter den Mauern von Opotschka?" — „Oeffnet!" schrie gebieterisch eine Stimme; Waffenlärm drang an das Ohr des Gefangenen, die Riegel klirrten und ein Strahl drang durch die Spalte. Der Fürst schlug ein Kreuz und hielt sich bereit zum Tode.

Selensky's Flucht war im Getümmel der Nacht unbemerkt geblieben und der Flüchtling jagte durch Gestrüpp und Moräste dem ersehnten Ziele zu, nur zuweilen durch einen tüchtigen Zug aus der Reiseflasche das schmerzliche Andenken an seinen guten Herrn ertränkend. Die Hoffnung, Agareff noch in Zeiten zu benachrichtigen und vielleicht dem Fürsten Rettung bringen zu können, stachelte seinen Lauf und ließ ihn keinen Augenblick versäumen. Am zweiten Tage gelangte der treue Diener bei der Welika an, und schlau die alte Furt vermeidend,

die er vom Dschegota besetzt glaubte, ritt er längs dem Ufer hin, um eine seichte Stelle aufzusuchen. Als plötzlich zwei von Kopf bis Fuß bewaffnete Männer aus dem Gebüsch hervorsprangen und seinem Rosse in die Zügel fielen. Er wollt sich zur Wehr setzen, aber einer der Buschklepper rief ihm spottend zu: „Wenn Du die Zunge oder die Hand rührst, Kamerad, so nagle ich Dich an den Sattel, wie ein Stück Blech!“ — „Wie,“ schrie Selensky, „Ihr wagt es, einen polnischen Schlachtschitz räuberisch anzufallen?“ — „Schau', wie wir's wagen, und spare Deine unnützen Worte, Prahlhans!“ erwiederte ihm der andere Räuber, und dabei faßte er Selensky's Pferd am Zügel und führte ihn dem Walde zu, während sein Gefährte mit gespanntem Hahne hinterdreinging.

Die Gepanzerten, die ihr Räuberhandwerk in der Umgegend trieben und die wehrlosen Wanderer von ihrer Habe befreiten, waren eigentlich zum Schutz der Gränzen gegen die Einfälle der Russen bestimmt. Die Jagellonen hatten in früherer Zeit diese Kriegerkaste gestiftet und mit Edelmannsrechten, jedoch ohne eine Stimme auf den Reichstagen, versehen. Als die liefländischen Ritter noch mit den Russen im Kriege lagen, that diese Schar, die beim ersten Aufgebot das Roß bestieg, gar große Dienste. Nach dem Untergange des Ordens aber dienten sie nur noch als Wächter der Gränzen. Da gab's jedoch nicht immer Arbeit, und die müßige Zeit bei Nacht und am Tage füllten sie aus mit räuberischen Ueberfällen und mit Plünderung von Freund und Feind. Ihr kühner Führer, Dschegota, konnte sich mancher ausgezeichneten Waffenthat rühmen, und ihm fehlte nichts, als eine zahlreiche Mannschaft oder ein stattlicher Kriegsschauplatz, und aus dem Wegelagerer wäre ein Feldherr geworden, dessen Namen man verherrlicht und dessen Thaten man in das Buch der Geschichte eingetragen hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Recept gegen den Schwindel.

Nimm: drei Drachmen wildaufflammenden Zorn,
(frisch zu haben an Deutschlands Dichterborn).
Dann: den Schmerzensschrei ganzer Nationen,
Weltenschmerz und zerfahrnes Gemüth,
Freiheitsträume, von Deutschthum durchglüht,
von jedem, nach Gusto, drei starke Portionen.
Adde: Katholicismus und Mönchswesen,
herauf beschworen aus dunklem Schacht,
längst verfloss'ner Jahrhunderte Nacht,
wie es in allen Journalen zu lesen;
dann: ein Drachma von Luther's strahlendem Licht,
ankämpfend gegen die feindlichen Geister —
und (wenn es an gründlichem Wissen gebricht)
zwölf Gran schöner Worte schwülstigen Kleister.
Dies alles vermischt — nimm des Abends ein,
bald wirst du gesund — — wie der Zeitgeist sein.

Amalie Krafft.

Correspondenz.

Aus Wien.

[Die wiener Journalistik.]

Mit Ende des Monats Junius hat die Zeitschrift: „Der wiener Telegraph“ zu erscheinen aufgehört. Also das zweite Journal, welches das Jahr 1838 post Chr. n. in Wien zu Grabe trägt; denn seit dem Beginne desselben schläft auch Kaltenbäck's Zeitschrift für Geschichte und Literatur in sanfter Ruhe. Hat auch Deutschland dadurch keinen erheblichen, bedauernswerthen Verlust erlitten, so ist doch der schmale Landstrich der österreichischen Belletristrik um zwei seiner bessern und würdigern Institute der Tagesliteratur gekommen. In Oesterreich ist es in wenigen Beispielen und bemerkenswerth, daß eine Zeitschrift schöngeistigen Inhaltes unterbrochen werde, da die Concessionen zur Herausgabe derselben nur mit der äußersten Sorgfalt, mit umständlichsten Belegen und Ausweisen der Mittel zum Fortbestande ertheilt werden; — und es müssen auch absonderliche Umstände und Ungeschicklichkeiten zusammentreffen, wenn ein solches Zeitschriften-Privilegium in der dünngesäeten Journalistik Oesterreichs nicht reichlich rentiren kann.

Ich benutze diese Gelegenheit, um über die eingegangenen Blätter, wie über die gesammte Journalistik Wiens zu referiren.

Der tüchtige Geschichtsforscher Kaltenbäck gründete das Journal als Fortsetzung des Hormayr'schen Archivs, nachdem es unter der Redaction Ridler's sich nicht emporschwingen konnte und bereits ein Jahr lang nicht mehr erschien. Er begann 1835 mit warmem Eifer, und wählte den Titel: „Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde, und Blätter für Literatur, Kunst und Kritik.“ Allein in dieser Tendenz und schon im Titel liegt der Ruin, die Unmöglichkeit eines vielfältigen Eindringens ins Lesepublicum. Jedes österreichische Geschichtswerk, obwohl mit Unrecht, steht im Mißcredit; um wie viel mehr ein historisches Tageblatt, dessen Ursprung und Gründer (Hormayr) nur in zu gutem Gedächtnisse ist. Trockene Forschungen und Ausgrabungen von Chroniken und Manuscripten sind nicht für die Masse, selbst nicht für den gebildeten Leser, und finden unter den Gelehrten und Männern vom Fache wohl Unterstützung an Beiträgen, aber nicht an Pränumerationen. In Oesterreich kann gegenwärtig kein derartiges Unternehmen sich blos durch das Publicum erhalten; im Lande selbst findet es die geringste Theilnahme, wenn nicht gänzliche Indifferenz, und außerhalb Oesterreich ist es a priori discreditirt. Nur die Hingebung an sein Studium, die Liebe dafür, der kurzsichtige Eifer eines Stubengelehrten kann hier diese offene Thatsache und ihre Folgen übersehen.

Digitized by Google

Mit den „Blättern" hatte es die gleiche Bewandniß; die Literatur und Kritik der Fachwissenschaften hat blos für Einzelne Interesse, und Geschichte und Belletristik hat mit denselben Vourtheilen zu kämpfen. Leider wurde es bewahrheitet. Die einheimischen Producte erhielten zwar nur ein mäßiges Lob und in manchen Fällen ward das Schlechte scharf kritisirt; hingegen alle auswärtigen Schriften über und von Oesterreich wurden, wenn sie nicht eine Büchse duftenden Lobqualms öffneten, hart und streng mitgenommen.

Man darf dem Redacteur und den Recensenten, welche im Parteiinteresse des oft verkannten und geschmähten Oesterreichs die Feder führten und die Localzustände und Verhältnisse von der kannegießernden Wirthsstube bis zum Bureau der dirigirenden Diplomaten genau kannten, keinen Vorwurf darüber machen; allein auch dem Publicum nicht, daß es diesem einseitigen und rücksichtsvollen, wenn auch patriotischen Wirken literarischer Kritik keinen Glauben schenkte. Der österreichische Leser ist in dieser Hinsicht selbst ein strenger, befangener und einseitiger Kritiker; wittert er nur im entferntesten, daß ein Recensent seine Meinung einer höhern Autorität unterwirft oder dienstbar macht, daß er nicht selbstständig, unumwunden Lob und Tadel ausspricht, besonders letztern, dann ist die gründlichste Besprechung und das durch Citate erwiesenste Urtheil ohne Zutrauen, ohne alle Beglaubigung. Das Mißtrauen zur hiesigen Kritik ist so weit gediehen, daß der österreichische Leser gerade dann, wenn ein scharfer Tadel ausgesprochen wird, das baare Gegentheil vermuthet und begierig nach einem solchen Werke hascht. — Kaltenbäck's Journal lieferte manche gediegene und werthvolle Recensionen, aber sie gingen sämmtlich aus den erwähnten Ursachen unbeachtet vorüber; nicht einmal die betheiligten Literaten widmeten ihnen einige Aufmerksamkeit. Aber Kritiken, wie z. B. jene über die Poeten von Seidlitz, mußten das vorgefaßte Mißtrauen noch steigern. Seidlitz's Buch, aus losen Journalartikeln zusammengeheftet, mit sichtbarer Hast und Uebereilung gearbeitet, ist eine oberflächliche Skizze der österreichischen Belletristik, und hat den reichen Stoff weder in qualitativer noch quantitativer Hinsicht vollständig aufgefaßt. Der Verf. gesteht dies selbst zu Ende seines Werkchens; aber er hat manches aufgedeckt, und zuerst auf die gegenwärtigen Literaten Oesterreichs aufmerksam gemacht. Wenn man dem Autor auch keinen kritischen Tiefblick zumessen kann, so ist ihm doch keineswegs ein tüchtiges Talent und ein schwunghafter Styl abzusprechen; noch weniger, daß sein Buch im österr. Lesepublicum einen starken Anklang gefunden und mit Gier aufgenommen wurde. Der Recensent in der genannten Zeitschrift fertigte das Buch und dessen Verfasser mit so prätentiöser Wegwerfung und Verächtlichkeit, und in solch entwürdigenden Worten ab, als beschmutze er sich, wenn er darüber spricht; — vielleicht war er durch Seidlitz's Ausspruch, daß er Kaltenbäck's Journal nicht habe auffinden können, gereizt, aber es ist bekannt, daß es kaum über 60 Abonnenten hatte, und wie der Erfolg zeigt, auch zu erscheinen aufhörte. Im letzten Blatte wurde die Andeutung gegeben, daß dieses Journal künftig vielleicht in Vierteljahrheften werde edirt werden. Bei der bestehenden Vergünstigung und durch die Namen der renommirten Mitarbeiter: Grillparzer, Feuchtersleben, Enk etc., könnte etwas Eingreifendes geschaffen werden, wenn man den schweren, niederdrückenden Ballast geschichts- und staatskundlicher Forschungen über Bord wirft und mit dem kräftiggeführten Steuerruder des wahren Patriotismus das Schifflein in die Gunst und das Zutrauen des gebildeten, parteilosen Lesers bugsirt. — (D. F. f.)

Notizen.

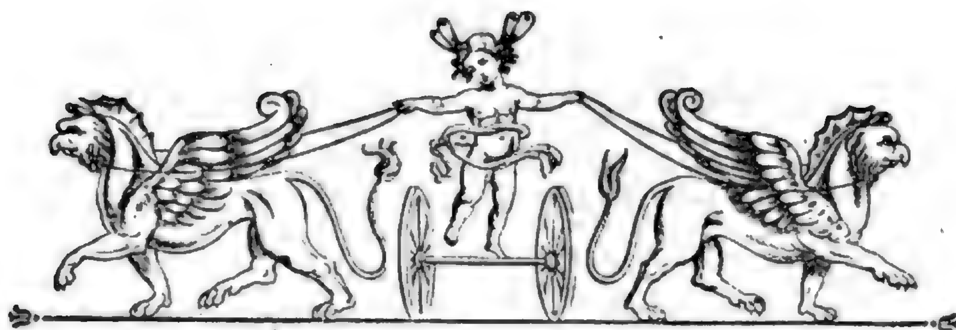
[Die berliner Juden im Jahre 1797.]

„Die berliner Judenschaft," sagt Böttiger in seinem Reisetagebuch aus dem J. 1797, „stellt in mehreren Familien die unzweideutigsten Beweise ihrer hohen Ausbildung auf, die durch allerlei Antriebe in den letzten 20 Jahren soviel Fortschritte gemacht hat, daß fast keine Gesellschaft, wo außer der Spiel- und Eßlust noch ein höheres Bedürfniß befriedigt werden soll, in Berlin gefunden wird, wobei nicht Juden eine beträchtliche Rolle spielen. Ja, es ist so weit gekommen, daß die Christen sehr oft, besonders in Sachen des Geschmackes und der herrschenden Philosophie, ihr dunkles Lämpchen mit dem Oele der jüdischen Lichtmäkler beräucheln. Vorher waren die schönen Jüdinnen nur im Besitze, die Tagesordnung des Putzes und der Moden in Berlin zu bestimmen. Seit einiger Zeit haben sie aber auch die Initiative in den Urtheilen über den scharfsinnigsten Syllogismus, die witzigste Komödie, die kunstreichsten Schauspieler und das beste Gedicht. Iffland, der der abgesagteste Feind dieser jüdischen und judaisirenden Geschmacksmäkelei ist, versicherte mich, daß Jüdinnen und Judengenossen eigentlich die Theatermeinung im Schauspiele regierten, und nach dem Wiederhalle zu urtheilen, den ich oft in einem ganz andern Cirkel von einem Urtheile hörte, das früher eine Jüdin in meiner Gegenwart gesprochen hatte, hat Iffland vollkommen recht." — Böttiger spricht auch viel von der berühmten Madame Herz, die auch Fr. Schlegel und später Schleiermacher an ihren Triumphwagen spannte.

[Censur in Warschau.]

Seit der Wiederbesetzung Warschaus — schreibt ein Correspondent der Augsburger Allgem. Zeit. — waren im Schloßhofe vier Kanonen im schußfertigen Zustande aufgepflanzt. Als der Kaiser den ersten Besuch beim Fürsten Paskewitsch jetzt machte, schien ihm diese Maßregel überflüssig, denn am nämlichen Abende noch wurden sie weggefahren, wie denn auch schon vorher die am sächsischen Platze seither aufgestellt gewesenen Kanonen verschwanden. Während der Anwesenheit des Kaisers zeichnete sich auch die Censur durch Milde aus, so daß keine berliner Staatszeitung bei ihr Anstand fand, wogegen ältere Exemplare wie ein Schachbret weiße und schwarze Felder zeigen. Gleich nach der Abreise des Kaisers aber übte sie wieder ihre Rechte und bedeckte neuerdings manche unschuldige Artikel mit schwarzer unverwaschlicher Masse.

Leipzig, Druck von C. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 164. — den 23. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Zu dem Alten führten die beiden Männer ihren Gefangenen, den Reiter Selensky. Ringsum lagen schlafende Männer, nur einige waren beschäftigt, Fichtenspäne von den Bäumen abzuspellen, und die dumpfen Axtschläge durchhallten den Wald. Der riesige Führer des Haufens saß auf einem Sattel, der über eine Baumwurzel hingeworfen war. Unter dem grauverschossenen Regenmantel schimmerte das schwarze Panzerhemd hervor und eine Mütze von Luchsfell hatte er tief bis in die Augenbrauen herabgezogen. Neben ihm lagen ein Säbel, ein Dolch, Wehrgehenk und eine Büchse, ein Tönnchen aber schimmerte, als ob zu den Waffen gehörig, unter denselben hervor. Er war beschäftigt, mit einem Stäbchen ein Gebräu aus Milch und Bier umzurühren, das über dem Kohlenfeuer im Kessel gohr, und nur von Zeit zu Zeit unterbrach er dies Geschäft durch ein lebendiges Geberdenspiel, das seine laute Erzählung begleitete. Sein einziger aber aufmerksamer Zuhörer war eine bärtige wilde Gestalt mit einem ungeheuren Pallasch um den Leib, die sich zu Füßen des Erzählers im Grase hingestreckt. Plötzlich unterbrach er den Alten mit den Worten: „Ein herrlicher Gedanke! Beim Bart des heiligen Antonius, ein herrlicher Gedanke!.... Du bist ein Teufel, kein Menschenkind, Dschegota, und in Deinen Adern fließt Spiritus mit Pulver gemischt!" — „Sei ruhig," erwiederte der Alte, „wir thun keinen Fehlschuß! Wozu dient es auch, in den Bauerhöfen zu wühlen, wo uns kaum die unnütze Feder aus dem Hahnenschwanze übrig bleibt, für diesmal gilt es, das Huhn mit dem Topfe zu nehmen. Mein Sohn mit seinem Häuflein hat sie aus der Veste gelockt, sie sind auf seiner Verfolgung begriffen, aber die Unsrigen liegen im Hinterhalte, um sie mit dem Pikenspitzen zum Frühstück zu begrüßen. Der Russe ist faul und übermüthig geworden, seit er die Schweden nicht mehr wittert, und die Unsrigen, glaubt er, kriechen jetzt zu Kreuze und sind demüthig!.... Doch gib Acht, Pan Plewaka, wenn Du drüben ankommst auf der Insel, daß keine Maus entläuft, schlage sie nieder, wie Hagel die Kornähren!" — „Gemach, Pan Dschegota, beim Esel des Bileam, wenn ich nur brülle, sie fallen um, wie die Fische! Was ist Dein Horn gegen Plewaka's Gurgel, die mir auf den Reichstagen so manchen Ducaten eingetragen, wenn ich das Veto für manch' edlen Schlachtschitz losließ? Und was meinen Pallasch anbetrifft, alle Teufel und Beelzebub — der Kopf 'runter, wie ein Kürbis — der Mensch mitten durch, wie ein Rettig!" —

„Du kennst aber auch den Dschegota! Erzähle nur den Andern, Pan Plewaka, daß ich nicht zu spaßen pflege, und wer den Rücken wendet, dem dreht eine Kugel den Kopf um!"

„Und wir Andern, Pan Dschegota? Sind wir nicht geborne Schlachtschitze? Springen wir nicht für den Ruhm in die Hölle? Wer wagt's, den Mund zu verziehen oder daran zu zweifeln?"

„Reiß Dir die Lügenzunge aus, elendes Großmaul! Zur Hölle bist Du bereit, aber krochst Du etwa auch aus Ruhmsucht in die Taschen des Richters ....“

„Still, edler Pan, bei der warschauer Glocke, was habe ich mit Angebern zu thun ....“

„Genug, genug, Du Hundskopf, abgefallener Tannenzapfen! Der Pan Dschegota ist ein fixer Kerl, aber um ein Taubenei stürzt er sich auch nicht in Bärenhöhlen .... und das Fürstlein Serebrenny *) soll gehaltreich sein an edlem Metall, nicht blos dem Namen nach!“

„Ha, ha, ha, Pan Dschegota, schmelzen wir ihn! Laß mich ihn ausbrennen.“ —

Erst jetzt bemerkte Dschegota die schon während des Gespräches hinzugetretenen Ankömmlinge. „Nun, was gibt's?“ herrschte er den Leuten zu. Diese erzählten, wie sie den Schlachtschitz aufgegriffen, als er eben eine Furt gesucht, um über den Fluß zu setzen. — „Den Mann habe ich irgendwo gesehen, wo mir recht,“ sprach der Alte, dann fragte er Selensky, was ihn bewogen, zu den Russen zu gehen und noch dazu mit einem Packpferde. — Der verschlagene Bursche winkte dem Dschegota mit bedeutungsvollen Blicken auf die Seite und raunte ihm ins Ohr: „Wir frühstückten vorgestern mit einander beim Oekonomen des Kolonta. Mein Herr hat in derselben Nacht mit dem jungen Kolonta über eine Dame Händel bekommen und ist von ihm im Zweikampf erschlagen worden. Die Verwandten des Pan Majewsky wohnen um Pinsk herum und keiner wird dem armen Strebala den wohlverdienten Lohn ausbezahlen, wenn er sich nicht mit der geringen Habe, die sein Herr zurückgelassen, bezahlt macht ....“

„Aha, verstehe, Pan Trebala, Strekala oder Strebala, wie Du heißt! Du kannst in meine Dienste treten, denn Du wetteiferst mit meinen Tapfern an Fingerfertigkeit! Doch heut' mußt Du nun schon bei uns bleiben, Du magst wollen oder nicht. Wir werden den Schnapphähnen in Opotschka eine Ueberraschung bereiten und keine Seele darf über den Fluß, um nicht uns Beiden den Spaß zu verderben, doch soll Dir nichts bei uns abgehen!“ — Auf ein gegebenes Zeichen ließ sich Selensky zwischen dem Alten und Plewaka nieder und die Branntweinflasche ging in die Runde. Selensky erzählte den Beiden allerlei Schnurren, und während die andern sich den Bauch hielten vor Lachen, heuchelte er selbst die ausgelassenste Lustigkeit. Plötzlich aber entsank die Flasche seinen Händen, er streckte sich der Länge nach ins Gras, wie todt, und kaum verstrichen einige Augenblicke, so begann er gar tapfer an zu schnarchen. Während Dschegota mit einem derben Zuge aus Selenky's Flasche des armseligen Trinkers spottete, warf Plewaka einen gierigen Blick auf den vollen Mantelsack des Schläfers: „Wär's nicht gegen Ehr' und Gewissen,“ begann er darauf, „den Mann in die Hände der Russen fallen zu lassen, damit sie ihn rein ausplündern? Ich will dafür sorgen, daß er in Sicherheit komme, mit Hülfe meines guten Pallasches, und in der Welika will ich ihm eine Lagerstatt bereiten, wo er ruhig schlafen kann vor dem russischen Diebsgesindel!“ — Er hatte eben ausgeredet, als er den Dschegota neben sich ausgestreckt liegen sah, ohne sich zu rühren, er wollte nach seinem Pallasch greifen, aber eine bleierne Müdigkeit lagerte sich ebenfalls auf seine Glieder, und wenige Minuten später folgte auch er dem Beispiele der beiden Schläfer. Als Selensky die Todesstille um sich merkte, — eine Wirkung des Schlafpulvers, das er für Kolonta's Stallknechte in seinen Branntwein gemischt, von dem er sich jedoch weislich gehütet, zu trinken — hob er langsam den Kopf in die Höhe; das Feuer war bereits erloschen und eben trat der Mond aus dem düstern Gewölk hervor. Die wilden Gesellen wußten wohl, daß hier in der Waldeseinsamkeit an Ueberfall nicht zu denken war, und sorglos hatten sie sich dem Schlafe überlassen, ohne Wachen auszustellen, denn nur kurze Zeit war ihnen zur Ruhe übrig gelassen. Leise band er die Pferde los, zu denen er auf dem Bauche gekrochen war, und nicht minder behutsam führte er die Thiere Schritt vor Schritt dem Ufer zu. Da reckte sich neben ihm ein Gepanzerter in die Höhe und lauschte ob des Geräusches in seiner Nähe, Selensky hielt den Athem an, und hinter seine Pferde geborgen, rührte er sich nicht von der Stelle. Der Andere rieb sich die Augen und legte sich brummend wieder aufs Ohr. In wenigen Minuten befand sich Selensky am Flusse. Die Welika war von dem Regen der verflossenen Nächte gewaltig angeschwollen und rauschend brachen sich die Wellen an dem steinigen Gestade. Der weiße Schaum der Brandung warf einen trügerischen Schimmer auf die Fluth und ließ schwerlich die Furt erkennen. Selensky stand einige Minuten unentschlossen da. Der Fluß war augenscheinlich an dieser Stelle gefährlich tief und reißend, doch hinter ihm war die Gefahr nicht minder groß und kein Ausweg zur Rettung, auch war Eile von Nöthen, — es galt das Leben seines großmüthigen Herrn und Beschützers. Ein kühner Sprung — und Roß und Reiter schwammen in den Wogen .... Immer tiefer und tiefer ....

*) Serebrennoi bedeutet: von Silber.

Die Fluth stieg, der Reiter sank ... schon bespülten die Wellen den Sattel ... der Kopf des Rosses tauchte unter, — die Augen des Reiters wurden dunkel ... noch ein Moment und — Roß und Reiter verschwanden in dem Abgrund. Eben trat der Mond hinter die Wolken.

IX.

Fackeln erleuchteten plötzlich Serebrenny's dunkeln Kerker, und von Soltyk und Sembina unterstützt trat Leo Kolonta bleich und mit verbundenem Haupte vor den Gefangenen. Sein Auge schweifte wild umher und heftete sich dann düster auf den Feind, tiefe Seufzer entstiegen seiner Brust, seine Kniee wankten. Er wollte sprechen, doch die Zunge versagte ihm den Dienst, und erschöpft ließ er sich auf einer Steinbank nieder. Jetzt erst ward dem Fürsten eine Knabengestalt sichtbar, die, in einen weiten Mantel gewickelt, sich hinter Leo geborgen. Eine lange Pause trat ein und Niemand wagte die tiefe Kerkerstille zu unterbrechen. „Dein Schicksal ist entschieden, Fürst Serebrenny!" begann endlich Leo mit schwacher, fast unvernehmlicher Stimme. „Ich kenne mein Loos," erwiederte Serebrenny kaltblütig, und bin darauf vorbereitet. Das Vaterland wird meinen Tod rächen!" — Ein Lächeln spielte auf den bleichen Wangen Leo's: „Die Kolonta's kennen keine Furcht und Deine Drohung schreckt mich nicht; auch bedenke, daß Du nicht unter den Fahnen ergriffen worden, sondern wie ein Kundschafter, verkleidet und unter fremdem Namen! Gleichviel, der Vorwurf, daß Du der Gewalt erlegen, daß ich der Ohnmacht des Schwächern gespottet, soll nicht auf dem Namen eines Kolonta haften. Du bist frei, Fürst! — Löst seine Bande!" befahl er den Dienern. — Schweigend reichten sich die beiden Nebenbuhler die Hände. — „Dein Geschenk ist kostbar, edler Mann, aber ich lege es freiwillig zurück in Deine Hände. Von Barbara Wasiltschikoff hängt mein Loos ab, ihre Freiheit ist auch die meine. Ich bin bereit zu sterben, wenn nur ihre Aufopferung mir das Leben erkaufte!" — Leo trat einen Schritt seitwärts und schlug den Mantel des Knaben zurück. Barbara stand vor dem Fürsten. „Nimm sie hin," sprach Leo mit bebender Stimme, „Deinem Schutze, zweifacher Feind, übergebe ich das Theuerste, was ich auf Erden besitze. Möge Dir mit ihr ein Glück zu Theil werden, auf das Leo Kolonta für immer verzichten muß. Sei ihr Freund, ihr Beschützer, vielleicht ihr Gatte!" — „Nur in einer andern Welt kann ich den Gatten finden, mein Dasein auf Erden gehört dem Himmel!" rief weinend Barbara. — „Eilet," unterbrach Leo die Harrenden, „Alles ist vorbereitet zu Eurer Flucht, denn wehe Euch, wenn Stanislas Kolonta's Rache Euch trifft, bevor ihr in Sicherheit; er ist unversöhnlich gegen seine Feinde." — Barbara streckte schluchzend ihre Arme nach Leo aus, dieser verhüllte sein Antlitz und wendete sich ab von der Geliebten. „Kolonta, Barbara," sprach Serebrenny, „Ihr seid einander werth, und Frevel wäre es, Euch zu trennen!" Bei diesen Worten hatte Leo bereits mit Sembina den Kerker verlassen. Soltyk trieb den Fürsten zur Eile, ihn an die Gefahr mahnend, und trug die halbohnmächtige Barbara hinaus in die frische Morgenluft. An der Gartenmauer bei dem Thurme harrten die Rosse. Serebrenny befestigte das schwache Mädchen an ihren Sitz, ergriff den Zügel ihres Pferdes und schnell gewannen die Fliehenden das Freie.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Wien (Forts.)

[Die Journale. Der wiener Telegraph. Bäuerle's Theaterzeitung.]

Der „wiener Telegraph" wurde vom Herausgeber Lembert weniger aus Mangel an Abonnenten als wegen Kränklichkeit und überhäufter Beschäftigung (Lembert ist auch Inspicient beim Hoftheater) aufgegeben; drittehalb Jahre lang hat er das Blatt redigirt und man muß gestehen, er hat manches Gute geleistet und vor Allem, keine Opfer gescheut, um einen ehrenhaften Platz unter den Tageblättern Oesterreichs zu erringen. Allein es fehlte ihm zur Emporbringung eines Journals das Haupterforderniß — die Jugend! — jene Frische, Lebendigkeit und Springkraft, jene Elasticität, die sich gefügig anschmiegt und Eindrücke leicht aufnimmt, die nachgibt und emporschwellt; jener Muth, der alles zu besiegen glaubt durch eigene Kraft; jene Unverdrossenheit, die aus Liebe zur Sache stets von vorne rüstig beginnt, und endlich jenes hundertäugige, dampfschnelle Umsichschauen, welches einem Tageblatte nicht blos Lesenswerthes einreiht, sondern auch was gelesen werden muß, Zeitgemäßes, Abonnirenswerthes — und dies mangelte gänzlich; und zudem verleitete die ausgezeichnete Rechtlichkeit Lembert's, als Menschen, ihn zu einem unerquicklichen juste milieu in der Redaction; sein Blatt war nicht schwarz und nicht weiß — es war grau. Für die Erzählung und Novelle wirkte Lembert am meisten. Er ging wahrscheinlich von dem Grundsatze aus, daß in Oesterreich nur sehr Wenige eine gute Geschichte zu schreiben wissen, worin er unbestritten Recht hat, und suchte daher Mitarbeiter im Auslande zu gewinnen; allein von dort holte er die Herren Tromlitz, Wachsmann und Compagnie, welche mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, um sich in dieses neue Terrain mit ihrer Dutzendwaare einzunisten, und er zahlte ein schweres Geld für Fabricate, die er eben so schlecht in loco gratis bekommen konnte. Daher vermochte auch die Preisnovelle, welche Lembert außer dem gewöhnlichen Honorare mit baarem 30 Ducaten sala-

cirte, keinen größern Lesekreis herbeizuführen; — da hierzu die Theaterkritik, diese Hauptrubrik jedes wiener Blattes in den Händen Weidmann's lag, jenes F. C. Weidmann, der es nach mehr als 20jährigem Wirken glücklich schon so weit in der Literatur gebracht, daß er die Feuersbrünste, die Gasthauslocalitäten und öffentlichen Bälle recensirt; — und da endlich der Conversationsstoff, diese bonbonnière für Zeitschriften-Gourmands, großentheils altbackenes, schaales Zeug brachte, so erkaltete das Interesse für dieses Journal in dem Grade, daß selbst der rüstige und lebensfrische Kuranda, welcher in letzter Zeit ein fleißiger Mitarbeiter wurde, die Zeitschrift nicht mehr zu heben im Stande war. Dieser junge Schriftsteller gehört zu den beachtenswerthen Talenten der wiener Literatur; modern in Form, Anschauung und Ausdruck, vereint er damit eine geschmeidige Phantasie, einen natürlichen Witz und eine schmucke, fließende Darstellung. Seine Ideen, so wie seine Speculation, tragen ganz das Gepräge jener Schule, welche sich seit 1830 in der Literatur geltend machte, während gerade die Kritik die schwächste Seite seiner Productionen bietet. Seine Besprechungen des Theaters, vielleicht auch durch die Stellung des Redacteurs zur Hofbühne beschränkt, übersteigen nur rücksichtlich des jungen Styles das Niveau der wiener Recensionen. Sein Referat über die diesjährige Kunstausstellung, worin er den gleichmäßigen Schritt der Kunst mit der Poesie in Oesterreich nachweist, zeigt zwar von einem tiefern Erfassen, aber auch von ungenügender, lückenhafter Ausführung. Ich habe ein Mehres über diesen Literaten gesprochen, da er, wie verlautet, die Redaction des Telegraphen übernehmen soll; es wäre nur zu wünschen, daß junge, strebende Hände die Zügel eines Journales erfassen, und in die Rippen der trägen wiener Tagesliteratur die Sporen eindrücken, um sie aus ihrem schlappen und einschläfernden Gange aufzustacheln. Die alten Redacteure betrachten ihren Beruf als ein Uebel, welches sie nur der Pränumeranten halber ertragen; sie sind matt und satt von dem unausbleiblichen Torturen, die mit der Führung einer wiener Zeitschrift verbunden, und betreiben nur noch das Geschäft der Revenue halber. Diese Herren mögen nicht Unrecht haben; aber es muß doch Jemand den Versuch machen, mit starker Faust in diesen nichtsnutzigen Schlendrian einzugreifen. — —

Nach diesen Epitaphen komme ich zu den lebenden, oder eigentlich vegetirenden Journalen Wiens, und dabei wird mir etwas bange; denn diese sind sehr gefühlvoll und reizbar und wenn man nicht jeden Redacteur für einen Halbgott, seine Mitarbeiter für Tausendsassas und sein Blatt für den Zauberbronnen alles Schönen, Neuen und Interessanten erklärt, so ist ein armer Referent des Lebens nicht sicher, d. h. er kann aus dem Brunnen nicht mehr den durststillenden Quell des Honorars heraufschöpfen, denn das Journal verschließt ihm für immer seine Spalten, und füllt sie statt dessen mit wohlgemeinten Schimpfworten über sein Schreiben und Treiben; die Tausendsassas necken und beißen auf allen Seiten und nennen den Recensenten in ihrer delicaten Aeußerung einen Hund, und der Halbgott endlich — was das Allerschlimmste — ladet ihn nicht mehr zu Tische! — Das thut weh! — allein ich wage es, in dem Glauben, die Strafe wird nicht so hart ausfallen, und die guten Leute werden einen Spaß verstehen. —

„Bäuerle's Theaterzeitung!" — Wem wäre dieses „ausgezeichnete" Blatt, welches 5 Mal in der Woche im größten Imperial-Quart-Format erscheint, mit prächtigen Costume-Bildern und Modekupfern, alle illuminirt — wem wäre diese Zeitschrift in Deutschland unbekannt! — Sie ist überall und — verdient ihre Verbreitung! — Ich begreife nicht, warum dieses Journal von den Literaten stets so scharf bekrittelt wird und Jeder daran mäkelt und es anders haben will, während das Blatt, so wie es jetzt besteht, vollkommen seinen Endzweck erreicht. Es will in aller Schnelle die Neuigkeiten der Residenz mittheilen, und das Interessante und Wissenswerthe aus der Fremde in kurzen Skizzen; — dies geschieht. Mit einer Art Stolz prangt bei jeder Novität aus der Kaiserstadt das Wort: „Vorgestern!" als Paßbeleg der frischesten Waare; und mit rastlosem Eifer werden aus allen Ecken und Winkeln der auswärtigen Blätter gedrängte Auszüge verfertigt und eiligst mit Petit-Schrift geliefert. Denn hier kommt es nicht auf die Güte und den Geschmack des Dargebrachten an, sondern auf die Menge; der Straußenmagen der Zeitungsleser muß nur vollgestopft werden. Daher ist selbst Meinert zu hoch und erhaben in seinen Beiträgen und Kritiken für die Theaterzeitung, obwohl er das Mäntelchen nach dem Winde dreht; während der spaßige Wiest schon viel bessere Localkenntniß, als eingeborner Wiener hatte, und demgemäß sogenannte humoristische Aufsätze fabricirte. Ein Hr. Franz Schuselka vertritt jetzt zum Theile den Abgegangenen. In einer Besprechung der Hofschauspieler nennt er Anschütz den Homer der Tragödie! Das ist ein subjectives Urtheil, worüber nicht zu rechten ist; allein er nennt die Peche: „eine jungfraugewordene Elegie!" — und das verstehen sicher weder Kritiker, noch Dichter, das Publicum und auch ich nicht. Allein für die Leser der Theaterzeitung, oder eigentlich für die Abonnenten ist anderes nicht minder unverständlich; die Kaffee- und Wirthshäuser ließen den Homer sogar als Anschütz der Epopoe gelten, wenn es so in Bäuerle's Theaterzeitung stünde, und die Marqueurs und Kellner wissen höchstens etwas von der Jungfräulichkeit, aber nichts von der Elegie. —

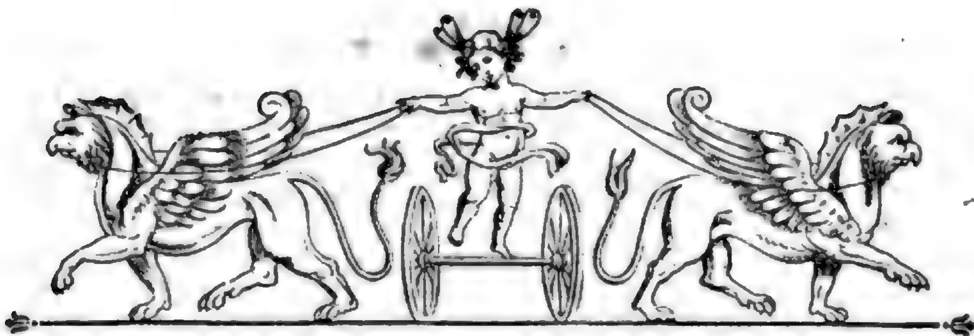
(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z.

[Molière.]

Die Uebersetzung sämmtlicher Werke Molière's, welche Louis Lax (in Aachen bei Mayer) herausgibt, ist nun mit dem fünften Bändchen geschlossen. Die letzten Lieferungen enthalten: die Tragödie mit Ballet „Psyche," Amphitryon, Melicerte, la Pastorale comique, die gelehrten Frauen (von Prof. Wolff in Jena übersetzt), das Impromptu von Versailles und Georg Dandin oder der geprellte Ehemann (beide von Louis Lax übertragen). Freiligrath, der auf dem Titel als Mitarbeiter genannt war, konnte den von ihm versprochenen Beitrag nicht liefern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 165. — den 24. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Streifzüge.

(Beschluß.)

Nur selten machten die Eilenden Rast, wenn Serebrenny die Erholung für die zarte Jungfrau unerläßlich fand. Ihr Gespräch war karg und einsilbig, denn die Herzen waren zu beschäftigt. In der Nacht näherte man sich dem Ziele der Reise. „Wie weit bis zur Welika?" fragte Serebrenny den Führer, den ihnen Kolonta mitgegeben. — „Noch wenige Minuten," erwiederte Jener, „wenn wir sie unaufgehalten von Dschegota's Bande erreichen." — Einen Augenblick später drang Pferdegetrappel an ihr Ohr. Serebrenny machte sich zum Widerstande bereit. „Herr," sprach der Führer, „Widerstand wäre hier so nutzlos als offene Flucht. Theilen wir uns und steigt mit Eurer Dame ab von den Rossen, um Euch im nahen Walde zu verbergen, denn nur durch Täuschung könnt Ihr Euer Leben retten!" — Serebrenny befolgte den Rath und entließ reich beschenkt den klugen Führer. Mit Mühe bahnten sich die Flüchtlinge nebst ihren Rossen einen Weg durch das Gesträuch, bald von Morästen aufgehalten, bald durch die niederhängenden Baumäste im Fortschritte gehemmt. Zwischen den dichten Zweigen schimmerte ihnen endlich ein Gewässer entgegen, es war ein Seitenarm der Welika; mit sichtbarem Schreck vernahmen sie jedoch zu gleicher Zeit laute Stimmen in der Nähe und wiederholtes Gebell von Jagdhunden. Diese schienen die frische Fährte zu wittern und suchten die Spur der unaufhaltsam Fliehenden. Plötzlich erschallte der Zuruf der Jäger, und gleich darauf folgten zahlreiche Schüsse. Barbara sank von Angst und Erschöpfung überwältigt zu Boden. „Rette Dein Leben," rief sie dem Freunde zu, „ich kann nicht weiter, und am hülflosen Weibe wird sich Keiner vergehen!" — „Nimmermehr verlasse ich Dich!" rief Serebrenny, und ohne sich zu besinnen, hob er die Federleichte auf seine Schulter, und mit ihr sprang er ins Bächlein. Heulend liefen die Hunde am Ufer hin und her, da sie im Wasser die Spur verloren. Bald darauf hörte man heftigen Wortwechsel. „Babuschka," rief eine Stimme, „komm; ein Wolf oder ein Fuchs hat den Hund irre geleitet, denn er hat zwei Spuren." — „Possen," sprach ein Anderer, „was Wolf oder Fuchs? Bei St. Joseph, das sind Läuflinge, mein Ululu riecht aufs Daus, was Thier oder Russe ist!" — „Daß mich der Wolf fressen möge," begann ein Dritter, „ich habe nicht Lust, ins Blaue hinein hier den kalten Nachtwind zu bewachen! Nach Hause, Pan Jäger!" — „Nach Hause, das heißt, in den Krug!" riefen mehrere Stimmen zugleich und pfiffen den Hunden. Allmälig verlor sich das Geräusch in der Ferne. Serebrenny dankte Gott für die abermalige Rettung und dann eilte er mit seiner süßen Bürde ans jenseitige Ufer. Als Barbara die Wasser des heimischen Flusses erblickte, sank sie zum inbrünstigen Gebete nieder auf ihre Knie, dann bückte sie sich nach einer an das Gestade plätschernden Welle und sog gierig den belebenden Trank ein. Serebrenny ward

mit ergriffen von der Bewegung der Jungfrau, und sah lange schweigend drein, als sie sich aber vom Boden erhob, eilte er auf sie zu und schloß das zarte Geschöpf in seine Arme. Lange hielten sich die getreuen Unglücksgefährten umarmt. Der Mond war bereits untergegangen, zu ihren Füßen rauschte geheimnißvoll die Welika, und in der nebelgrauen Ferne schimmerten die Zinnen und Thürme von Opotschka. Nach einer Weile unterbrach der Fürst die feierliche Stille. „Eilen wir mit der Ueberfahrt," sprach er, hier in der Nähe wohnt ein Fischer, der den Unsrigen eifrig zugethan ist. So Gott will und ich ihn finde, sind wir in wenigen Minuten auf russischem Grund und Boden." — Darauf wies er der Jungfrau ein Versteck zwischen zwei hohlen Weidenbäumen am Ufer an, um die Fischerhütte aufzusuchen. Geflochtene Netze, die zum Trocknen im Grase ausgelegt waren, halfen ihm auf die Spur. Der Fürst klopfte an das Fenster der niedern Behausung. Ein Riegel ward zurückgeschoben an dem obern Fensterflügel, und eine Stimme fragte nach dem Begehr des frühen Gastes. Der Fürst bat um einen Kahn zur Ueberfahrt nach Opotschka und bot reichliche Bezahlung. „Zähltest Du mit Katzenaugen," erwiederte die Stimme, „so wäre eher eine Möglichkeit vorhanden, Dich überzusetzen im trügerischen Zwielicht der Frühe!" — „Um unsers gemeinsamen Vaterlandes willen, säume nicht," rief der bedrängte Serebrenny, „es gilt Opotschkas Rettung oder Fall!" — Heftig schlug man drinnen das Fenster zu. Der Fürst schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Bald darauf vernahm man leises Gespräch in der Hütte, die Thür öffnete sich und ein Greis trat heraus. „Ich diene nicht für Geld, Herr," sprach er, „aber dem Vaterlande bin ich bereit, mein Leben zu opfern, — ich führe Dich nach Opotschka!" — Während der Fischer seinen Kahn in Stand setzte, flog Serebrenny zu seinem Schützlinge. Er fand die Jungfrau am Boden und vor Müdigkeit eingeschlafen. Bei dem Anblicke der kindlich reinen Züge, der Engelsunschuld, die selbst unter Gefahren sich sorglos dem Schlafe überließ, erwachte des Fürsten Zärtlichkeit in ihrer ganzen Stärke, er bog sich über die Schlafende, den lieblichen Hauch ihres Mundes einzusaugen, — o, warum war es ihm noch nicht vergönnt, seine Lippen an die ihrigen zu drücken! Doch hier, so nahe dem heimischen Boden, ging ihm vielleicht ein Hoffnungsstrahl auf! — Der Fischer störte ihn in seinen Träumen und Serebrenny weckte nur ungern die holde Schläferin. — „Wie," rief die Jungfrau, „war es wirklich nur ein Traum, der mir die geliebte Mutter zeigte, wie sie mir einen Kranz weißer Rosen ins Haar drückte und mich dann an ihrem Busen erwärmte, dieweil mir so kalt war im Gotteshause zu Isborsk? — Nach Isborsk führe mich, Du edler Beschützer, dort ruht die Mutter, und in den friedlichen Klostermauern will ich mein Leid begraben!" — Der Fürst nickte schweigend mit dem Haupte, denn ihre Worte drückten ihm das Herz ab, dann hob er das zitternde Mädchen in den Kahn. Kaum vom Lande abgestoßen, erleuchtete ein Schuß die Umgegend; sie waren jedoch eben am jenseitigen Ufer angelangt, als ringsum Flammen von Reisig und Strohbündel aufflackerten und die Tageshelle wiederherstellten, zugleich aber verbreitete sich längs den Ufern der Donner zahlloser Büchsenschüsse, als öffene sich krachend der Erdboden. Das Ufer wimmelte von Schützen und ein Haufe wilder Männer umringte die Ankömmlinge. „Das ist Fürst Serebrenny, unser Hauptmann," schrieen freudig die Strelitzen, „führe uns gegen die Räuber, mit uns gegen die Gepanzerten!" — Der Fürst entblößte seinen Säbel, sein Auge funkelte. „Mir nach, Gefährten!" rief er und sprang in eines der zahlreichen Böte am Ufer, alles Geschehene vergessend. — Das edle Thier des Fürsten hatte Selensky, der schon die Besinnung verloren, in jener Nacht glücklich aus den Fluthen getragen, diese Rettung jedoch mit seinem Leben bezahlt. Erst auf dem Lande kam der Bewußtlose wieder zu sich und sein erstes Geschäft war, den Hauptmann Agareff von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Dieser hatte keine Zeit versäumt und sich sofort mit seinen Leuten längs dem Ufer in den Hinterhalt gelegt, um die Gepanzerten gehörig vorbereitet zu empfangen. Damit aber keiner in der Dunkelheit die eigenen Leute treffe, hatte man sich reichlich mit Brennmaterial versehen, das auf einen Signalschuß angezündet werden sollte. Die Gepanzerten, von der tiefen Ruhe getäuscht und ihres Sieges im voraus gewiß, setzten auf mit Weidengeflecht zusammenbefestigten Balken ohne alle Ordnung und Vorsichtsmaßregeln nach Opotschka über. Das von Agareff ausgesetzte Wachtboot, den Feind erkennend, gab das Signal. Ein Theil der Strelitzen hatte unterdessen am feindlichen Ufer gelandet und urplötzlich begrüßten die Feuersalven an beiden Ufern die überraschten Streifzügler. Zu den beiden feurigen Fronten gesellte sich eine dritte, die die Schwimmenden auf dem Flusse selbst angriff, Serebrenny an ihrer Spitze. Blutig war der Kampf, die Verwirrung gränzenlos, die Gepanzerten schlugen sich auf Tod und Leben. Das wilde Geschrei der Kämpfer, das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden ward durch

das Echo der Hügelufer verdoppelt. Was von der Mannschaft auf den Flößen nicht durch das tödtliche Blei niedergestreckt ward, das fand in den Fluthen sein Grab, da die ruderlosen Fahrzeuge an dem steinigen Gestade zerschellten. Wo die Kugel fehlte, da blitzten Schwerter und Lanzen, und selbst in den Fluthen noch rangen die ingrimmigen Kämpfer, als wollten sie dem gefährlichen Elemente ihre Todesbeute abtrotzen. Der Feind vergaß den eigenen Untergang über dem des Feindes. Serebrenny, von wenigen Tapfern umgeben, ruderte auf das Floß zu, wo sich Dschegota befand, der bereits manchen Angriff zurückgeschlagen, sich gleich einem Wolf gegen die Meute vertheidigend, mit Säbel und Pistol. Die beiden feindlichen Führer standen in der Nähe des Ufers auf Opotschkas Seite, als der Fürst auf Dschegota's Floß sprang, mit dem Ausruf: „Ergib Dich, oder Dein Untergang ist unvermeidlich!" — „Hier die Antwort!" brüllte der Alte und feuerte sein Pistol auf Serebrenny ab. Die Kugel streifte das Oberkleid des Fürsten und flog vorüber, sich ein anderes Opfer zu suchen. „Nun dann zur Hölle mit Dir!" schrie Serebenny und hieb mit der vollen Wucht seines Säbels den Gegner in den Kopf. Dschegota wankte, aber im Fall zog er den Fürsten mit sich. Gleich einem Knäuel rollten die unversöhnlichen Feinde in die Fluth, wechselsweise tauchten ihre Leiber nach kurzer Zeit empor, bis der Abgrund zuletzt Beide verschlang.

X.

Die glühende Sonnenscheibe tauchte aus dem Nebel der Frühe auf und beleuchtete die Gräuelscenen der Dämmerung. Blutige Balken und verstümmelte Leichname schwammen auf der Wasserfläche; Glieder und Köpfe, Waffen und Kleider von Siegern und Besiegten lagen an den Uferklippen oder hingen im Gebüsch der Gestade. Die Rosse der Kolonta'schen Reiter, die noch auf dem Kampfplatze eingetroffen, schwammen herrenlos in der Fluth umher. Noch umgab ein düsterer Nebel die Veste Opotschka wie ein Sterbekleid und die Thurmspitzen schauten traurig hinab in die Ebene. Drunten aber umstanden die Strelitzen mit ernsten Mienen den Leichnam ihres Hauptmannes, den sie den Fluthen entrissen. Neben ihm lag Barbara, von Dschegota's Kugel tödtlich getroffen. Zu ihren Häupten stand der alte Fischer, auf seine Ruderschaufel gelehnt, und große Thränen perlten ihm in den grauen Bart. Der Geistliche spendete der Sterbenden die letzte Weihe. Das Antlitz der Jungfrau war mit Todesbläſſe überzogen, das aufgelöste Haar rollte über die weißen Schultern herab, aber eine selige Ruhe glänzte in ihren Zügen. Der hinzugetretene Agareff reichte ihr im Verscheiden eine Handvoll der heimischen Erde, die sie inbrünstig küßte, — noch einen Blick des Dankes warf sie auf ihren Todesgefährten, und dann schloß sie ihr Auge für immer. Der ehrwürdige Priester schlug das Kreuzeszeichen über dem Leichnam, und die Strelitzen entblößten in feierlicher Stille ihre Häupter. —

Dr. Robert Lippert.

Correspondenz.

Aus Wien. (Forts.)

[Der Humorist. Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.]

Bäuerle weiß sowohl wie Einer Gutes und Schlechtes zu unterscheiden; aber es wäre Schade, daß das Bessere in diesen Spalten so ganz nutzlos vorüberginge, unbeachtet und unerkannt vom gebildeten Leser, und es könnte auch in Rücksicht der Abonnenten nachtheilig wirken, die dann auf dieses Blatt als zu gelehrt und langweilig nicht mehr pränumeriren wollten. Die Theaterzeitung ist nichts Anderes, als was die „Anzeiger" und „Tageblättchen" in Norddeutschland, nur in dem großen Maßstabe einer kaiserl. Residenzstadt; als solches wird sie mit Umsicht, Sorgfalt und Thätigkeit redigirt, und verdient ihren Abonnenten-Kreis, deren Zahl wenigstens 3000. Bäuerle bietet alles Erdenkliche auf, um dem Geschmacke seines Publicums und seiner vielgeliebten Abonnenten zu genügen; die Ankündigungen allein kosten ihm mehr, als manches andere Journal an Pränumerationen einnimmt. Der Styl dieser Annoncen ist ebenfalls charakteristisch. Bäuerle läßt sie selbst verfassen, und schickt sie in die Provinzialblätter; dan citirt er die geeignetsten Stellen wieder im eigenen Blatte als erhaltenes Lob. In einer der letzten Anzeigen steht: „Die ausgezeichnetsten Literaten Deutschlands haben sich gleichsam vereint, nur für dieses Blatt zu arbeiten." — Das Publicum erkennt diese mit deutscher Plumpheit nachgemachten Puffs der Engländer und Franzosen: aber es sagt: „Er übertreibt an biss'l; ober er hot recht, s'is sei G'schäft" — und abonnirt. —

Nach dieser seit 32 Jahren bestehenden Zeitschrift Wiens nenne ich die jüngste: den „Humoristen." Jedes Urtheil wäre hier überflüssig; denn „Saphir" ist mit seinen Vorzügen und Nuditäten in Deutschland allzubekannt, und sein Blatt ist ganz Er selber und Er allein. Er erhielt die Concession zur Herausgabe eines Journals, gleichsam als Entschädigung für den Angriff Bauernfeld's im literarischen Salon; und seine Popularität verschaffte ihm sogleich einen Cirkel von wenigstens 1200 Pränumeranten. Die Rivalität mit Bäuerle steigerte Anfangs das Interesse; aber die witzliebenden Oesterreicher wollen nur den Saphir, das gesammte Publicum nur den Saphir lesen; er darf das Beste bieten von andern bewährten und beliebten Schriftstellern, man übergeht es, und die Abonnenten schreien um ihren Saphir, wie das Römer-

volk um die circenses. Saphir ist bei den Wienern besonders beliebt, und bis er nur todt ist, setzen sie ihm gewiß ein Monument, da er sie lachen gemacht und die Verdauung befördert hat. Allein Saphir ist faul; er arbeitet und schreibt nicht, wenn ihn nicht etwas Besonderes dazu anregt, z. B. die Ueberschwemmung oder die unerhörte Liebe zu Hertha; — Kritiken schreibt er nur über die Hofbühne, wo er Bauernfeld schopfbeutelt, oder Grillparzer's verunglücktes Lustspiel in einem ungeheuern Wortschwall bespricht, oder sonstige Novitäten. Die marinirten tutti frutti, welche er mit treffender Ironie und schlagfertigem Witze hinwirft, kommen gar selten und spärlich; ein harter Kapaun umschlingt sein Gebiß und dies macht ihn verdrossen und hartmäulig. Deshalb hat in der letzten Zeit die Theilnahme des Publicums am Humoristen nachgelassen, und nur wenn Saphir selbst Hand anlegt, einige bedeutende Namen für sein Blatt gewinnt, und den wässerigen Correspondenzen — mit Ausnahme jener des frischen und gediegenen Pseudonymen Dr. Notus aus Pesth — ein wenig Spiritus einflößt, dann erst werden die Abonnenten und Leser sich zufrieden stellen. Dies natürlich ist das Ziel aller hiesigen Journale, sie arbeiten und concurriren wie Fabriken oder wie Schuster und Schneider, die sich überbieten, um es dem Publicum recht zu machen. An eine höhere Aufgabe, an die Würde des öffentlichen Redners denkt hier selten ein Journalist. So lange das Terrain der Oeffentlichkeit, das sich um Theatermiseren, Concerte und den Wurstelprater dreht, kein größeres ist, wird auch die Journalistik Oesterreichs keine höhere moralische und geistige Würde erreichen. Die Zustände drücken die Charaktere nieder, und die Charaktere sorgen ihrerseits dafür, daß die Zustände niedergehalten werden.

Das dritte der bessern wiener Journal-Institute ist die „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode," welche mit dem Monate Juni ihren zweiundzwanzigsten Jahreslauf vollendet hat. Sie wurde damals durch Johann Schickh, einen Schneider, gegründet; allein ihr Vorzug bestand nicht blos in den schönen Modekupfern, sondern auch in der Solidität und Rechtlichkeit, mit welcher die Redaction geführt wurde. Aber die Solidität artete rücksichtlich der Beiträge bald in Monotonie aus. Eine Erzählung, ein Gedicht, etwas Uebersetztes und Theaterberichte, das füllt von anfangsher die Spalten dieses Blattes; ein Viertelbogen unter dem Titel „Notizenblatt" bringt wöchentlich noch kleine Anzeigen biographischer, statistischer, literarischer und Mode-Novitäten. Unverändert blieb diese Form auch unter dem jetzigen Redacteur Friedrich Witthauer, bis auf ein Literaturblättchen, welches in diesem Jahre dazu erscheint, aber wie die Kritik in Oesterreich überhaupt, bedeutungslos ist. — Dieses Journal ist das stuttgarter Morgenblatt en miniature; der Inhalt mehr belehrend als unterhaltend; mehr erbauend als vergnügend; die Ruhe des behäbigen Alters herrscht darin, und verscheucht jugendlichen Uebermuth wie robuste Männlichkeit; das Talent errichtet hier mit geputzter Eleganz nach Regel und Maß geschnittene Hecken und schattige Alleen; jedoch die Schönheit und Erhabenheit der Urnatur, die Poesie der Genialität fehlen, und an die Stelle dieser tritt die gefällige Nachahmung, und jene ersetzt Künstlichkeit und Uebung. Daher sind die Aufsätze ohne sprühendes Feuer, ohne graziöse Beweglichkeit, ohne reizenden Teint, pahl, starr, frostig; — selbst die Gedichte, worunter manche von den ersten Poeten Oesterreichs, Lenau, Grün, Frankl, bekommen in diesem splendid gedruckten Blatte ein altehrbares, trocknes, gelehrtes Aussehen, und man wundert sich daher nicht, unter diesen journalistischen Zeilen einem türkischen Gedichte von Hammer-Purgstall, oder einem englischen von Langerhanns zu begegnen. — Diese Mängel gestalten sich bei der Kritik zu Vorzügen; geradeaus, trocken, regelrecht, aber nicht ausschweifend zur Pedanterie und Philisterei werden die Theater besprochen. Witthauer ist ein praktischer Dramaturg und unter den wiener Kritikern der unbefangenste, die Parteilichkeit für seinen Freund Bauernfeld ausgenommen; da ferner seine Recensionen für ein gebildeteres Publicum und in strengerem Style geschrieben sind, so genießen sie eine mindere Beschränkung und bei den zahlreichen Theaterfreunden das meiste Zutrauen. —

Eigens muß des Publicums dieser Zeitschrift erwähnt werden. Sie recrutirt ihre Abonnenten, mindestens 600, größerntheils aus der haute volée; die reichen Häuser sind ihre Pränumeranten. Die elegante Ausstattung mit den prächtigen Modekupfern eignet sie zu einer Toiletten-Lectüre, und die strenge Wahl der Beiträge, so wie der anständige Ton gestatten, sie selbst den minderjährigen Damen in die Hände zu geben. Also ganz entgegengesetzt allen andern wiener Blättern hat dieses Journal seine Leser mehr in den Privatcirkeln, als in öffentlichen Häusern. —

Dies sind nun die Dausmänner der wiener Journale; die Theaterzeitung wegen ihrer Verbreitung, der Humorist wegen der Persönlichkeit des Redacteurs, und die Modezeitschrift wegen ihres aristokratischen Lesepublicums; die übrigen sind fast nur Localblätter. Der „Wanderer" bringt einen Courier der Spektakel und Neuigkeiten, und, so wie der „Sammler," übersetzte Erzählungen, da der Nachdruck nicht mehr gestattet ist. Ritter von Seyfried ist der Redacteur beider Zeitschriften, ähnlichen Gehaltes wie die Theaterzeitung, haben sie daher nur die Wirths- und Kaffeehäuser zu Lesern und es werden von der Erstern beiläufig 400, von der Zweiten 200 Exemplare abgesetzt. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Ein Diplomat des 19. Jahrhunderts.]

Zu jenen Immoralitäten oder wenigstens Undankbarkeiten, zu welchen in unsrer gepriesenen, mit allen möglichen Fortschritten gesegneten Zeit der ewige Frieden und die Diplomatie hier und da Anlaß geben, gehört das Verhältniß Montebello's zu Ludwig Napoleon. Die L. Allg. Zeit. bemerkt die pikante Ironie, die darin liege, daß der Sohn des tapfern Lannes gegen den Neffen desjenigen operire, dem er in der Schweiz seinen jetzigen Groshandel mit Champagner und zugleich den Ruhm seiner diplomatischen Laufbahn verdanke!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 166. —— den 25. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der nächtliche Besuch.

Ballade von A. T. Beer.

„Es ist nun manches hundert Jahr,
Daß einst, im Jagdgedränge,
Ein Kaiser abgekommen war
Vom Troß, und in die Enge
Sich einer Schlucht getrieben fand,
An deren einz'gem Ausgang stand
Ein Eber, der sich wandte
Und auf den Kaiser rannte.

Der Kaiser liebte solches Spiel,
Es kam ihm grad' gelegen;
Doch ward's ihm diesmal fast zuviel,
Denn, als dem Thier entgegen
Er aus dem Sattel will heraus,
Glitscht er auf nasser Erde aus
Und sieht sein theures Leben
Dem Eber preisgegeben.

Doch war die Hülfe nicht zu weit:
Ein Mann im Wald las Reiser;
Der schwang sein Beil mit Sicherheit
Und rettete den Kaiser.
Drauf dieser: „Führst Du so Dein Beil,
So werde Dir ein Schwert zu Theil;
Ein Freiherr sei im Reiche,
Der keinem andern weiche!"

Der Kaiser hatte solche Gunst
Dem Edelsten gegeben;
Jedwede Kriegs- und Friedenskunst
Wußt' er sich zu erstreben.
Was bei der Meng' Erziehung thut,
Das that bei ihm der edle Muth,
Und Keiner mocht' ihn mahnen
An seine niedern Ahnen.

Ein stolzes Fräulein liebt' ihn gleich
Sobald sie ihn gesehen;
Ihr Vater war der Erst' im Reich, —
Doch mußt es so geschehen.
Dem Bauern gibt sie ihre Hand,
Macht selbst mit Fürsten ihn verwandt
Und kann doch nie im Herzen,
Was einst er war — verschmerzen.

Zwar blieb der Adel ihres Stamms,
Fortan lang unberühret;
Kein Fräulein ward vom Bürgerwamms
Je zum Altar geführet,
Kein Ritter hat der niedern Magd,
Jemals das ernste „Ja" gesagt, —
Sechzehn Geschlechter haben
Den alten Schimpf begraben.

Doch bleibt nicht immer groß, was groß,
Nicht Alles reich, was reich ist,
Und bald liegt in der Erde Schooß,
Was heut den Engeln gleich ist.
So spült die Zeit den goldnen Tand,
Gleichwie der Strom des Ufers Sand
Hinweg und läßt statt dessen
Oft nicht genug zu essen.

Der Enkel so von jenem Paar; —
Was blieb vom alten Ruhme?
Kurt sah sich aller Güter baar
Auf seinem Eigenthume.

Das stolze Schloß, im See erbaut,
Gab ihm und einer niedern Braut,
Just Schutz; — des Gattens Erde
Das andre mit Beschwerde.

Ein Damm schied jenes Wasserschloß
Vom Dorf' und festen Lande,
Und eine fall'nde Brücke schloß
Den Zugang zu dem Strande;
Die hing das Paar Jahr' aus Jahr' ein
Zu Nacht in ihre Ketten ein,
Und brauchte seine Kräfte
Vereint zu dem Geschäfte.

Dann ging es in sein Kämmerlein,
Das sich's am Thor erwählet,
Und schwatzte traut beim Lampenschein:
Wie viel es Hühner zählet,
Und wie der Kohl gedeihen mag,
Und wie noch ein so rauher Tag
Zerstören muß die Reben, —
Und wie die Nachbarn leben.

Kurt ging früh Morgens rüstig dann
Zu Markt mit seinen Früchten,
Und feilschte wie ein Bauersmann
Und schämt sich deß mit Nichten.
Doch wenn der Nachbar mit ihm sprach,
Nannt' er ihn „Freiherr" vor wie nach.
Die Andern konnt's nicht stören.
Kurt mocht' es gerne hören.

Einsmals, es war schon späte Nacht,
Die Brücke schon gehoben,
Erhebt ein Sturmwind sich, es kracht
Das Schloß vor seinem Toben.
Die Wellen peitscht er an den Wall,
Die Berge geben rings den Schall
Zurück, wie Donnerrollen;
Die tiefsten Wolken grollen.

Er dröhnt der Damm, als ob ein Troß
Von Kriegern ganz ihn füllte,
Ein wüst Gewirr von Mann und Roß,
Das Nacht und Sturm verhüllte.
Laut schallt es durch das alte Thor:
„He! Holla! Pförtner, komm hervor!
Kannst Du die Frauen sehen
Im Sturme schier vergehen?"

„Wie viele seid Ihr?" — rief der Mann.
Darauf ein dunkler Ritter:
„So viel die Halle fassen kann,
Mach auf, mach auf das Gitter." —
Die Hausfrau bat: „Kurt, bleibe hier!"
Doch dieser sprach: „Was wehrst Du mir?
Soll ich bei Sturm und Blitzen
Die Frauen nicht beschützen?" —

Er schob den Eisenriegel aus,
Ließ rasch die Brücke fallen
Und sprach: „Geleit Euch Gott ins Haus!
Geht ein in seine Hallen!"
Doch als ihn traf des Ersten Blick,
Floh er in jäher Angst zurück
Zur Frau, die seiner harrte
Und schier vor Grau'n erstarrte.

Und wie die Fluth vom Meer herein
Durchströmt des Deiches Lücke,
So zieh'n ins Schloß beim Blitzesschein
Die Gäste von der Brücke,
Da thun sie wundersam bekannt,
Und jede Dame führt galant
Ein Ritter auf der Stelle
Bis zu des Saales Schwelle.

Und Knappen brachten ohne Zahl
Die Pferde nach den Ställen,
Und Wachen gingen allzumal
Sich rufend auf den Wällen,
Und Lichter brannten tausendweis
Und färbten hell, im weiten Kreis,
Des Sees dunkle Wogen,
Die stumm vorüberzogen.

Der hohen Bogenfenster Schein
Fiel auf des Schloßhofs Stiegen;
Man sah die Gräser am Gestein
Dem Nachtwind stumm sich biegen;
Man sah der Diener Troß in Hast
Sich gönnen weder Ruh noch Rast,
Bis in der großen Halle
Die Gäste saßen alle.

Noch starrt das Paar im Kämmerlein
Dies Wunder an, voll Grauen,
Und wagt, geblendet von dem Schein,
Den Augen kaum zu trauen;
Da tritt zu ihnen ein Lakei,
In alter prächt'ger Liverei,
Und ladet sie zum Mahle
Im herrschaftlichen Saale.

Kurt führt sofort die bange Frau
Hinaus zum schweren Gange.
Sie kannten wieder nicht den Bau
Des Schlosses, das seit Lange
Verfallen wie sein Ahnenruhm,
Fast spottweis war sein Eigenthum,
Jetzt scheint ein Zauberweben
Neu Alles zu beleben.

Und auf des Saals erhöhtem Theil
Saß, neben seinen Frauen,
Ein Rittersmann mit Schwert und Beil,
Und fürstlich anzuschauen.

Sie leuchtet noch in stolz'rer Pracht,
Mit Haaren, schwärzer als die Nacht,
Und Lippen voller Wonnen,
Und Augen wie die Sonnen.

Es hatten sechzehn Paare mehr
Den Kreis um sie geschlossen;
Die Ritter all' in voller Wehr,
Die Frau'n von Sammt umflossen.
Doch glaubt in ihnen bald mit Grau'n
Der Ahnen Bilder Kurt zu schau'n,
Die in den alten Gängen
Der Burg vermodernd hängen.

Der Ritter winkt mit mildem Blick
Dem Kurt, heranzuschreiten;
Die Dame winkt der Frau — zurück,
Da sie ihn will begleiten.
Doch da's ihr Ritter anders will
Legt sie die schönen Hände still
In ihren Schooß, und leise
Sagt sie ein Wort dem Kreise,

Drauf spricht der Ritter laut und klar:
„Dein Glanz ist tief gefallen,
Du Haus voll Ruhms, das einstens war
Ein hehres Vorbild Allen.
Doch Kurt, — Du hast ein gut Gemüth,
Das noch für Edles, Hohes glüht;
Drum will ich Dich erheben
Und Geld und Gut Dir geben."

Da hebt die Hand im finstern Muth
Vom Schooß die schöne Dame:
„Nie," spricht sie, „komm' es Dir zu gut!
Geschändet ist Dein Name.
Du hast der Bäurin Dich vermählt,
Du hast Dein Schicksal Dir erwählt;
Du hast das Beil erkoren
Und hast das Schwert verloren!"

„Sei mild," raunt ihr der Ritter zu,
„Sein Schicksal — ist Dein eigen."
Sie rollt die Brau'n, spricht: „Sie und Du!"
Und sinkt zurück in Schweigen.
Er aber spricht zu Kurt: „Ein Schatz
Liegt in der Burg, an jenem Platz,
Wo an des Thurmes Stiegen
Drei große Steine liegen."

Drauf wallten seine Federn weiß,
Wie er sich fürstlich neigte.
Ein Knapp trat vor auf sein Geheiß,
Der Kurt den Rückweg zeigte.
Und als im trauten Kämmerlein
Das Ehepaar sich sah allein —
Da schlägt die Geisterstunde
Und still ist's in der Runde.

Am Morgen war das Schloß so leer
Und öde, wie seit Jahren.
Kein Mensch hat von den Gästen mehr
Im Leben was erfahren.
Doch Kurt's Begier war angefacht,
Er hat gesucht, er hat gewacht
Bis er den Stein entdeckte,
Der seinen Schatz versteckte.

Jetzt ist er glücklich fortgerückt;
Da steh'n unzähl'ge Kasten.
Kurt hebt im Geiste schon entzückt
Des Goldes süße Lasten.
Nur holt er noch sein Weib heran,
Weil er's allein nicht tragen kann,
Und Haken, Strick' und Winden,
Den Schatz heraufzuwinden.

Da ist er wieder. — Doch — o Fluch!
Die Ahnen sind gerochen.
Der See hat durch der Mauer Bruch
Sich plötzlich Bahn gebrochen,
Und füllt mit schrecklicher Gewalt
Die tiefen Keller, fest und alt,
Auf daß in Armuth sterbe
Des Stammes letzter Erbe.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschl.)

[Groß-Hoffinger's „Adler."]

Der „Zuschauer" von Ebersberg, für die Jugend und größtentheils auch von der Jugend, von Gymnasiasten geschrieben, erfreut sich einer Anzahl von circa 1500 Pränumeranten; hingegen „das österreichische Morgenblatt," redigirt von Oesterlein, welcher aus antiquirten Schriften das Materiale zusammenklaubt, und es im neuen Gewande der Populace der Zeitungleser auftischt, hat trotz der Wohlfeilheit kaum über 300 Abnehmer. —

„Hans Jörgel's Briefe" an seinen Vetter in Feselau, im wiener Dialekte geschrieben und in terminlosen Heften erscheinend, werden weder mit dem Geiste noch mit dem Erfolge der Eipeldauer Briefe, von denen sie eine Fortsetzung, ausgegeben. —

Erst nach dieser, für die Hefe des Lesepublicums berechneten, Tageslektüre, deren Abonnenten Fiaker und Fratschelweiber, die wiener dames de la halle, erst danach verdient Groß-Hoffinger's „Adler" genannt zu werden. Als es hier bekannt wurde, daß dieser Mensch die Concession zur Herausgabe eines halb politischen Blattes erhalten habe, ja sich sogar das Gerücht verbreitete, er werde bei seinem Unternehmen durch kräftige und mächtige Hände unterstützt, und er diese Meinung durch eine mit raffinirtester Politik abgefaßte Ankündigung und schon durch den bezeichnenden Titel bestärkte, indem er sagte: man würde durch den freiwilligen Beitritt zu diesem patriotischen Blatte seine loyale Gesin-

nung bethätigen — da herrschte eine allgemeine Indignation, und dumpf und schwül lastete es auf den Gemüthern der Rechtlichstrebenden. Als Saphir nach 10jähriger Abwesenheit zurückkehrte und von Bäuerle engagirt wurde, gab sich eine ähnliche Stimmung kund, aber mit weniger Recht; denn dieser Komiker und Satyr, obwohl er für Polen, für Freiheit u. dgl. radotirte, auch manches Hohnwort auf sein Vaterland in Umlauf brachte, politikasterte doch nur in seinen Schriften und sein ungezähmter Witz bemächtigte sich des günstigen Stoffes. Groß-Hoffinger aber, welcher unter dem Namen Hans Normann ein Buch über Wien veröffentlichte und die „Austria" edirte, in welchen Schriften er vom politischen Standpunkte aus Oesterreich, seine Regierung und die höchsten Staatsbeamten mit kothigen Schmähungen überworfen, — diesem Menschen die Redaction und Herausgabe eines Journales in Wien bewilligt zu sehen, mußte Jeden, der die obwaltenden Verhältnisse in Oesterreich kennt, in Staunen versetzen und mit Unmuth erfüllen. Allein ... parturiunt montes und die lächerlichste aller Mäuse kroch hervor. Der edle und würdige Freiherr von Hammer-Purgstall gab auf das Einladungsschreiben Groß-Hoffinger's, im Gegensatze zu dem honteusen Benehmen eines jungen literarischen Fanfarons, eine höfliche, ablehnende Antwort und endete seinen Brief mit den Worten: „In aller Achtung für die Tendenz Ihres Blattes rc. rc." — — Von Munde zu Munde liefen diese Worte und gaben das Signal, diesem journalistischen Unternehmen keine höhere Bedeutung unterzuschieben und es gänzlich zu ignoriren. Nicht ein einziger bekannter oder nennenswerther Literat schloß sich dem Blatte an, ja es gerieth in solchen Verruf, daß selbst die armen Schelme, welche in Groß-Hoffinger's Solde arbeiten, aus Furcht, der allgemeinen Verachtung heimzufallen, nur Chiffern unter ihre Aufsätze stellen. Und so ist das riesenartig angekündete, und mit Angst erwartete Blatt zu pygmäenhafter Notizlerei eingeschrumpft. Der Hr. Redacteur rafft mit Hast aus 100 Blättern die Neuigkeiten zusammen, und präsentirt sie unter dem Titel „Weltchronik;" die Augsburger Allgemeine z. B. wird in einer Nummer zehn bis funfzehnmal benützt, natürlich ohne genannt zu werden. Um von dem Geiste dieser Zeitschrift einen Begriff zu geben, brauche ich wohl nur eines Referates über die hiesige italienische Oper zu erwähnen, welches hier viel Gelächter erregte und sonderbarerweise von keinem Journale gerügt wurde. Die Schoberlechner wurde nach einem Gesangstücke stürmisch und mehrmal gerufen, und repetirte die anstrengende Arie; darauf wurde sie wieder so oft hervorgerufen, daß sie, trotz der sichtbaren Erschöpfung, zum dritten Male die Piece singen wollte. Da riefen viele Stimmen: basta! basta! und die Prima Donna unterließ die Repetition. — In dem Berichte des Adler aber stand: Das Publicum habe „Pasta! Pasta!" gerufen, um dadurch den Rang anzudeuten, welchen die Schoberlechner unter den Sängerinnen einnehme!!! — — Man findet jetzt ein Unternehmen lächerlich, welches bei seiner Erscheinung Unwillen, ja fast Schrecken erregte. —

Hiermit wäre der flüchtige Blick über die wiener Journale, wie sie sich im laufenden Jahre gestaltet haben, geschlossen, noch muß aber eines on dit erwähnt werden, welches hier circulirt, und so ziemlich Glauben findet. Es heißt nämlich: daß die „dresdner Abendzeitung" von Theodor Hell unter österreichischer Censur erscheinen soll. Damit wäre freilich die Erlaubniß zur Ankündigung und Feilbietung dieses bekannten Blattes im Kaiserstaate bezweckt. — — —

Notizen.

[Musikstücke zu Schumann's Zeitschrift.]

Robert Schumann hat als Beilage zu seiner musikalischen Zeitschrift ein zweites, auch einzeln käufliches Heft zusammengestellt. Ein Lied von Felix Mendelssohn-Bartholdy würde genügen, den Werth des Heftes schon allein zu bestimmen; es ist Eichendorf's Pagenlied, das der glückliche Liedercomponist hier in seiner Begleitung gibt, jenes bekannte:

Wenn die Sonne lieblich schiene,
Wie in Wälschland lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

Von H. W. Riffelt enthält das Heft einen Gesang für Männerstimmen und ein geistliches Lied, als Probe von einer nächstens erscheinenden Sammlung. Von Oswald Lorenz eine neue Composition von Mignon's Lied. Von Stephan Heller deutsche Tänze. Von Robert Schumann ein Intermezzo für Piano.

[Wieland über Jean Paul.]

In einem Briefe an Böttiger vom J. 1796 (s. den 2. Bd. von Böttiger's Nachlaß) äußert sich Wieland folgenderweise über Jean Paul: „Den Jubelsenior habe ich mit ungefähr eben dem Vergnügen, Interesse, Wohlgefallen und Aerger gelesen wie die Hundsposttage und den Armenadvocaten. Er würde mich stärker amusirt haben, wenn er mich weniger amusirt hätte, und hätte mich mehr amusirt, wenn er durch den unbegreiflichen Leichtsinn, womit er von den sublimsten Gedanken und rührendsten Gefühlen in die Hanswurst- und Sepperles-Laune übergeht, meine Galle nicht so oft reizte. Verschaffen Sie mir auch sein Campanerthal, und dann will ich mich — ich gelobe es Ihnen bei allen Grazien — sogleich in unmittelbare Correspondenz mit dem miraculosen Menschen setzen und ihn zu mir einladen, wiewohl ich riskire, daß er meinem Louis, der ohnedies ganz in ihn geschossen ist, den Kopf vollends verrücke."

[Deutsche Gemüthlichkeit.]

Ein Correspondent der Abendzeitung berichtet aus dem schlesischen Gebirg Freude und Pracht die Hülle und Fülle; der Besuch der hohen und höchsten Herrschaften und die sich hingebende Begeisterung des Volkes geben allein den Stoff dafür; nicht ein Wort, nicht ein einziges kleines, nur unbedeutendes Wort von dem düstern Hintergrunde des Gemäldes, dem entsetzlichen Nothstande, in welchem sich die schlesischen fast aufs Verhungern gesetzten Weber laut andern ehrenwerthen Zeitorganen befinden! — Will ein solcher Gegensatz einem deutschen Correspondenten nicht einleuchten?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt No. 8.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends. — **8.** — den 25. August 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Höchst vortheilhaftes Anerbieten

für

die sämmtlichen Leihbibliotheken Deutschlands.

Unsern sehr bedeutenden Verlag von neueren Romanen, Novellen und anderen belletristischen, historischen rc. Unterhaltungsschriften, Reisememoiren rc., haben wir für die Dauer vom 1sten Juli bis letzten December 1838

sehr bedeutend im Preise herabgesetzt.

Das gedruckte Verzeichniß wird in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz gratis ausgegeben und enthält die Werke der renommirtesten und gelesensten Schriftsteller, namentlich im Felde des Romans, sowie viele Romane, die bereits in zweiter und dritter Auflage erschienen sind. Die Preise sind größtentheils noch weit unter die Hälfte des Ladenpreises herabgesetzt, und dem Abnehmer ist eine unbeschränkte Auswahl gestattet. Bei Abnahme von größern Partieen treten überdies noch besondere Vergünstigungen ein; je größer der Auftrag, um so größer sind die zu gewährenden Vortheile. Die in dieser Beziehung festgesetzten Bedingungen sind in dem Verzeichnisse mit abgedruckt.

Alle resp. Besitzer von Leihbibliotheken erlauben wir uns daher, darauf aufmerksam zu machen, daß sie diese Gelegenheit, Ihre Bibliotheken **auf eine höchst wohlfeile Weise** zu vervollständigen und zu vergrößern, nicht ungenutzt vorübergehen lassen; denn mit dem 1. Januar 1839 treten die vollen Ladenpreise unabänderlich wieder ein. — Alle Buchhandlungen Deutschlands effectuiren die desfallsigen Aufträge kostenfrei.

Quedlinburg, im Juni 1838.

Basse'sche Buchhandlung.

Ein sehr wichtiges Werk

ist so eben erschienen. Es ist dies

Die Wissenschaft

der

römischen Rechtsgeschichte

von

Dr. J. Christiansen.

1. Band. gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. geb. 3 Thlr.

Originalität und tiefes **Wissen** im Geleite der pikantesten Polemik und einer Kritik von gleicher Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit im tiefsten Allgemeinen, wie im äußersten Einzelnen, sichern diesem Werke eine allgemeine Beachtung, das schon hier und dort außergewöhnliche Sensation erregt. Das Buch ist gebunden in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz rc. vorräthig.

So eben ist bei L. Fernbach jun. in Berlin erschienen und in jeder guten Buchhandlung zu haben:

Selma

die jüdische Seherin,

Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken, von Dr. M. Wiener.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (1⅓ Thlr.).

Der Inhalt dieses Werkes ist vor den meisten der neueren literarischen Erzeugnisse am ehesten geeignet, einen bleibenden, ja unauslöschlichen Eindruck auf des Lesers Gemüth zu machen. Von einem beliebten Autor mit gewandter Feder geschrieben, enthält dieses Buch nur Schilderungen von wirklich vorgefallenen Thatsachen, die, als zu Protokoll genommene Erlebnisse am Krankenbette einer gegenwärtig vollkommen genesenen Hellsehenden, sowohl die Beachtung jedes Arztes, als auch die der gesammten Menschheit überhaupt im hohen Grade verdient. Lebensfragen, die zu den heiligsten und wichtigsten gehören, von der Seherin auf überraschende Weise beantwortet, Aufschlüsse über Judenthum und über den Zustand der Clair voyance selbst, so wie merkwürdige Krisen stempeln dieses Werk zu einem der interessantesten und belehrendsten Bücher.

So eben sind im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Scävola, Emerentius, Briefe eines Flüchtlings. 4 Bände. eleg. broschirt. 6 Thlr.

Es ist dies kein Roman, sondern es sind Briefe voll inneren Gehaltes, die man in deutschen Staaten trotz denen eines Verstorbenen mit größtem Interesse lesen und studiren wird.

Guseck, Bernd v., Vulkansteine; 2 Novellen: Heimath im Norden; Königsliebe. eleg. brosch. 1 Thlr. 16 gGr.

Der Verfasser hat bereits soviel Schönes geliefert, daß auch diese interessanten Novellen in hohem Grade ansprechen werden.

Krebs, J., Der König von Atzalan; moderner Roman. 2 Theile. eleg. brosch. 2 Thlr. 4 gGr.

Der Verleger rechnet diesen höchst anziehenden Roman unter die Vorzüglichsten seiner Verlagsartikel.

Schaden, A. v., Lebensbilder; humoristisch-satyrisches Gemälde unserer Zeit. 2 Theile. eleg. brosch. 1 Thlr. 18 gGr.

Ferner ist so eben erschienen die **achte**, unveränderte Auflage von

Zehme, M. E. W., Leitfaden für Sprachschüler. Mit Hauptstücken 4 gGr., ohne diese 3 gGr.

Vor einigen Wochen erschienen bei mir:

Sand, G., Der Geheimschreiber; deutsch von Louise Claudé, herausgegeben von **Theodor Mundt.** 2 Theile. eleg. brosch. 2 Thlr.

Eichel, C., Lathonia. 1 Thlr. 4 gGr.

Kein gewöhnlicher Roman, sondern ein Werk, erinnernd an die Seherin von Prevorst.

Gaudy, Fr. Freiherr, Venetianische Novellen. 2 Theile. 2 Thlr.

In den vorzüglichsten Zeitschriften bereits aufs Glänzendste belobt; ebenso:

Guseck, Bernd v., Schaumperlen der Gegenwart. 2 Novellen: Entfremdung; Versteinerung. 1 Thlr. 8 gGr.

Heusinger, C., Aus den Wanderungen eines Invaliden. 2 Theile. 1 Thlr. 16 gGr.

Kein Roman, sondern eine Schrift, welche sowohl allgemein, als insbesondere Hannover, Braunschweig, Hessen, Thüringen rc., ausnehmend interessiren wird.

Nispart, E., Familienbilder. 2 Bde. 2 Thlr. 12 gGr.

Niemand wird ohne lebhaftes Interesse diese gehaltvollen Erzählungen aus der Hand legen, und werden auch namentlich die Verehrer Friedrich des Großen mit Freude dem Unsterblichen hier begegnen.

Wenzel, H., Reiseskizzen aus Tyrol und dessen Nachbarschaft. 1 Thlr. 8 gGr.

Zu viel Schönes ist bereits von allen Seiten über diese Reiseskizzen gesagt worden, als daß es noch der geringsten Anpreisung derselben bedürfte, denen auch ein bleibender Werth gesichert ist.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau

Ungarn's historische Romanenliteratur

zuerst in das Deutsche übersetzt.

Bei C. Scheld und Co. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns zu haben:

Abafi

von

Nikolaus Josika.

Aus dem Ungarischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von G. Treumund.

2 Bde. Elegant broschirt. 2 Thlr. 8 Gr. oder 3 Fl. 30 Kr. C. M.

Der Baron Nikolaus Josika steht als Erzähler unter den neuern ungarischen Schriftstellern oben an und liefert uns in seinem „Abafi" eine so gelungene Schilderung ungarischer und siebenbürgischer Vorzeit und Nationalität, daß jeder Freund des historischen Romans dieselbe mit besonderer Vorliebe lesen wird.

Für Apotheker, Droguisten und Aerzte.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyklopädie

der medicinisch-pharmaceutischen

Naturalien- und

Rohwaarenkunde.

Mit besonderer Rücksicht auf historische und genetische Verhältnisse und auf physische und chemische Eigenschaften. Bearbeitet von

Jul. Martiny und Dr. Ed. Martiny.

Erstes Heft: Acetum — Cortex.

gr. 8. Geh. Preis: 20 Gr.

Bei August Hirschwald in Berlin ist so eben (in Commission) erschienen und versandt:

Frauenstädt, J., Die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes. Ein Beitrag zu den Grundfragen der gegenwärtigen Speculation. Nebst einem Briefe des Dr. G. A. Gabler (ordentl. Professors der Philosophie an der Universität Berlin) an den Verfasser. 8. geheftet. 20 Sgr.

Eine Stimme aus der katholischen Kirche Preußens in Sachen des Herrn Erzbischofs Clemens August von Cöln. Posen u. Berlin. 1838. 8. Preis 7½ Sgr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

J. P. Eckermann.

8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat durch die Herausgabe seiner

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. (1823—32.) Zwei Theile. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. Geh. 4 Thlr.

der Lesewelt eine so interessante Gabe geboten, daß man begierig sein wird, ihn auch in seinen eignen poetischen Productionen kennen zu lernen.

Leipzig im April 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von Dr. **Samuel Hahnemann.**

3r Theil. Antipsorische Arzneien.

Zweite, viel vermehrte und verbesserte Auflage.

28 Bogen in gr. 8. Velinpapier. Subscriptions-Preis 2 Thlr. 4 gGr.

Dieser dritte Band hat sehr wesentliche Verbesserungen und Zusätze erhalten und bringt in dem Vorworte „über das Technische in der Homöopathie" die reifsten Erfahrungen des großen Meisters über bisher noch unentschiedene Differenzen der homöopathischen Aerzte. — Als neu hinzugekommene Prüfungen werden Clementis erecta, Colocynthis, Cuprum, Digitalis, Dulcamara, Euphorbium, Guajacum und die sehr erweiterten Vorworte zu den einzelnen Arzneimitteln die Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte in hohem Grade in Anspruch nehmen.

So eben erschien in der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirthschaftliche Einrichtungen der Altenburgischen Bauern. 3te, gänzlich umgearbeitete, Auflage,

von

Karl Friedrich Hempel,

Kirchenrath und Pastor sen. zu Stünzhayn.

Mit einem Gedicht als Vorwort von dem Bauer und Anspanner J. Kresse in Dobraschütz an seine Stammgenossen. Nebst 10 gruppirten und colorirten Lithographien. gr. 8. brosch. 2 Thlr. — Mit 10 schwarzen Lithographien 1 Thlr. 4 Gr.

Anzeige

für

Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Nachstehende gehaltreiche belletristische Werke, im Ladenpreise 26 Thlr. 12 Gr., sind zusammengenommen für den sehr erniedrigten Preis von 8 Thlr. 16 Gr. durch jede Buchhandlung u haben.

Rellstab, L. Algier und Paris. Zwei Novellen. 3 Theile. 4 Thlr. 12 Gr.

—— Sagen und romantische Erzählungen. 3 Theile. 3 Thlr. 12 Gr.

—— Gedichte. 1 Thlr. 4 Gr.

—— neue empfindsame Reisen. 2 Thle. 3 Thlr. 8 Gr.

—— Scherz und Ernst. 1 Thlr. 8 Gr.

Sedgwick, Miß. Erzählungen und Novellen aus dem Englischen. 1836—1837.

1r, 2r Bd. Hope Leslie. 2 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

3r, 4r Bd. Die Familie Linwood. 2 Thle. 3 Thlr.

5r, 6r Bd. Redwood. 2 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

Renaudot, Algier. Gemälde des Staates und der Stadt Algier mit Plan und Ansichten der Stadt. 1830. 12 Gr.

Fink, G. M. Familien-Unterhaltungen. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Scott, W. Das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romanendichter. Uebersetzt von Rellstab. 3 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.

Leipzig den 1. Juli 1838.

K. F. Köhler.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 37 — 42.

Lambel's Bericht über die der Société d'encouragement im J. 1837 vorgelegten Dynamometer. — Ueber die Ermittelung des Kupfergehalts der Kupfer-, Spur- und Dünnsteine und der Schlacken, von Heine. — Poncelet's Bericht über Arnoux' System von Wagen für Eisenbahnen jeder Krümmung. — James Walton's Verbesserungen in der Wollenmanufactur. — F. Roe's Verbesserungen an mechanischen Abtritten. — J. Pearse's Patenträder. — J. C. Daniell's Steinbearbeitungsmaschine. — J. M. Cramer's Dampfmaschine. — Die Great-Western oder London-Bristol Eisenbahn. — Lardner's Indicator für Dampfmaschinen. — Ueber americanische Dampfwagen. — Villeroi's lithographische Presse. — Literarische Nachweisungen. — Anwendung der Kreissäge. — Nachweis der Arbeiten an der Leipzig-Dresdner Eisenbahn im Monat Mai. — Transatlantische Dampfschifffahrt. — Americanisches Gesetz zur Verhütung der Dampfboot-Explosionen. — Ueber das Gebläse von Pailette. — Zunahme des Ertrags der Eisenbahn von Baltimore an den Ohio. — Königl. preuss. Regulativ, die Anlage und den Gebrauch von Dampfkesseln und Dampfentwicklern betreffend. — Bulletin der Runkelrübenzucker-Fabrication in Frankreich. — — Ueber das Trocknen der Runkelrüben. — Lampadius über Probirung der Kobaltsaflore oder Zaffer. — Tabelle zur Bestim-

mung der Stärke einer Aetzammoniakflüssigkeit, von Bernheim. — Bericht über die Betriebsresultate der Hohenheimer Runkelrübenzuckerfabrik 1837—1838. — Einfluss der Nässe der Kohlen und verschiedener Kohlensorten beim Kupfergaarmachen, von Heine. — Vicat über hydraulischen Kalk. — Smith über Beleuchtung der Leuchtthürme. — Der Bericht über das erste Halbjahr der Grand-Junction Eisenbahn. — Versuche über die Leuchtkraft verschiedener Lampen, von Karmarsch und Heeren. — Ueber Seesalz, von Mulder. — Ueber Mühlsteine aus halleschen Hornsteinporphyr. — Ueber Bereitung und Anwendung des Betons, von Zetter. — R. Bull's Essenaufsätze. — de Rigel's verbesserte Einrichtung der Dampfboote. — Preussische Patente. — Baiersche Patente. — Der polytechnische Verein f. d. Königreich Baiern. — Würtembergische Patente. — Ueber das sogenannte Galvanisiren des Eisens und Kupfers. — Ueber das Verhalten einiger Metalle zu alkalischen Flüssigkeiten von A. Vogel. — Anleitung zum Lackiren des Kartenpapiers für Geometer. — Resultate der Anwendung theilweise verkohlten Holzes im Hohofen zu Vendresse, von Sauvages. — Dickson's Verbesserungen an Dampfmaschinen. — Burch's Dampfwagen. — Berry's mechan. Vorrichtung zum Reinigen von Weizen u. s. w. — Berry's Webstuhl. — Böhmens Bergwerksproducte im J. 1837.

Diese verbreitetste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. August 1838.

Leopold Voss.

Anzeige. Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen:

Das Buch der Mährchen

von

Bernhard Görwitz.

Mit einem Titelkupfer, sauber brosch. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Die Rhein-Weser Eisenbahn-Actien-Gesellschaft,

ihre Wichtigkeit und rechtliche Beziehung zu ihren Mitgliedern.

Eine Warnungsstimme für diese und ähnliche Actien-Gesellschaften,

von

F. F. Weichsel.

geh. Preis 6 Gr.

Blätter für häusliche Andacht und Erbauung,

allen Ständen gewidmet.

Herausgegeben von

M. Fr. Wilh. Reinhard und Wilh. Naumann.

Erster Band, 3. Heft. Preis 8 Gr.

Mit diesem Hefte ist der 1. Band geschlossen. Das 1. Heft des 2. Bandes wird baldigst folgen.

Leipzig, den 24. Juli 1838.

Ludwig Schumann.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Mosaik-Arbeiter

und

die letzte Aldini,

von

Georg Sand.

Aus dem Französischen

von

O. v. Czarnowski.

8. elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Der Name der berühmten Verfasserin bürgt für die Trefflichkeit dieser Erzählungen, die allgemeines Interesse erregen werden. Es sind zwei vollständige Romane, die hier, eng gedruckt, zusammen erscheinen, und so sich auch durch ihre Wohlfeilheit empfehlen.

Bei mir sind erschienen:

Phantasien und Wahrheiten.

In 6 Platten.

Erfunden, gestochen und erläutert

von

Moritz Retzsch.

Mit deutschem, franz. und engl. Text.

Imp. Quer-4., in Umschlag geheftet. Subscriptions-Preis: 1 Thlr. 16 gGr.

Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an.

Leipzig, im August 1838.

Ernst Fleischer.

Als eine der interessantesten Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur unserer Zeit empfehlen wir die

Spaziergänge und Weltfahrten

von

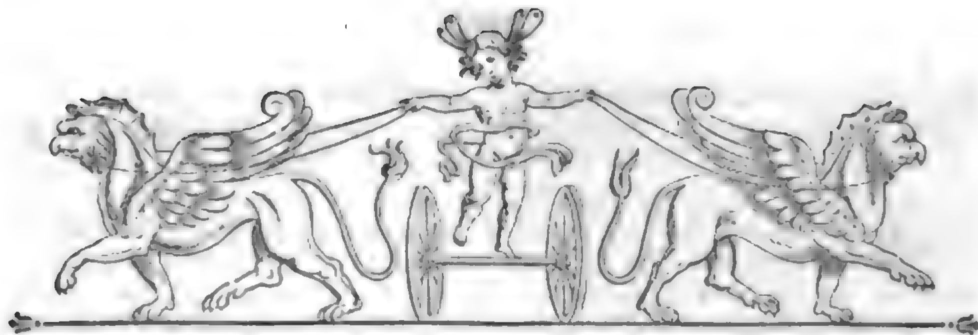
Theodor Mundt.

2 Bände. 8. Altona 1838. geh.

Der Beifall, den dies in jeder Hinsicht ausgezeichnete Werk bei einem gebildeten Publikum gefunden, ist gewiß um so gerechter, als auch sämmtliche kritische Blätter dasselbe als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen bezeichnen, und demselben hinsichtlich des Styls einen hohen Platz in der Literatur anweisen.

Beide Bände kosten 4 Thlr. und sind in allen Buchhandlungen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. zu haben.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 167. — den 27. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst *).

Das erste zierlich und anmuthig ausgestattete Heft dieser bereits früher in diesen Blättern angekündigten Jahrbücher liegt nun vor uns und hat im Ganzen durch die Gediegenheit seiner Erscheinung ein die Kritik mehr herausforderndes als um eine gütige Besprechung demüthig bettelndes Ansehen. Das Unternehmen hat bereits seine Geschichte gehabt, es ist nicht beiläufig entstanden, ohne Wahl, Mühe und Zwang, es ist das Resultat eines fast jahrelangen Strebens des Herausgebers nach diesem Ziele hin und zugleich ein Ergebniß auffordernder Umstände, eine belle alliance des kunstkritischen Strebens von der einen Seite und des freundlichen Entgegenkommens der Kunstausübenden von der andern Seite. Das Bedürfniß, in einem bestimmten Organe die Richtungen und Leistungen der modernen deutschen Kunst vertreten zu sehen, war nie, und namentlich bei den münchner Künstlern nie mächtiger, als zu der Zeit, da Marggraff sich von Berlin nach München übersiedelte und seine feste begründete Stellung in Norddeutschland aufgab, um an der Hauptwerkstätte der neudeutschen Kunst seinen kunstkritischen Bestrebungen ein ausgedehnteres und der Mühe wirklich verlohnendes Territorium zu gewinnen. Sein kein Opfer scheuender Eifer für die Sache erwarb dem Ausländer — leider sind die innern Verhältnisse Deutschlands so eigenthümlich, daß die Eingebornen selbst, je nach der getroffenen politischen Abmarkung, im Verhältniß zu einander als Ausländer betrachtet werden können — bei den Künstlern wie bei den Behörden eine Anerkennung, eine Theilnahme und ein Vertrauen, deren sich schwerlich ein geborner Baier, selbst bei gleicher Kunstbildung und unter gleichen Umständen, hätte erfreuen können. Die Kunst war Marggraff's Geliebte, und die Kunst hatte sich, wie er wußte, in München niedergelassen. Er duldete viel um sie, er rang nach ihr, er reiste ihr nach, er bewarb sich um sie lange Zeit hindurch — eine solchergestalt sich aufopfernde Liebe mußte später oder früher belohnt werden und zu einem Resultate führen. Dies Resultat liegt in der Gestalt der münchner Jahrbücher, schöne Hoffnungen weckend und selbst bedeutendere Anforderungen erfüllend, vor uns.

Gehen wir nun ein auf die innere Einrichtung, Geist und Form der münchner Jahrbücher! Zuerst der Prospect! Prospecte sind überall im Auge der Verleger ein wichtiger Theil des Ganzen, das einladende Waarenschild, bunt und trotzig bemalt; auch das Publicum mag etwas auf Prospecte geben, nicht der Kritiker, nicht der Literat, der mit der gebräuchlichen Art ihrer Abfassung vertraut ist. Marggraff's Prospect ist

*) Münchner Jahrbücher für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr. Rudolph Marggraff. Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Originalkunstwerken in Umriß, auch Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der königl. Akademie der Künste in München. Erstes Heft. Leipzig, Engelmann u. Rudolph Weigel.

durchaus besonnen, verständig; er deutet darauf hin, daß er diesen Jahrbüchern die Bedeutung und den Umfang eines deutschen Central-Kunstblattes zu geben sich bemühen werde; er habe aber München deshalb zum Mittelpuncte für die Betrachtung des deutschen Kunstlebens machen zu dürfen geglaubt, weil hier die Kunst im engsten Anschluß an ihre historische Grundlage und im weitesten Umfange ihrer monumentalen Bestimmung wieder zurückgegeben und im Dienste der Religion und der volksgeschichtlichen Erinnerung für öffentliche Zwecke verwendet ist, ohne daß bis jetzt für eine umfassende und anschauliche Schilderung derselben ein Organ wirksam war. In zehn Rubriken wird uns darauf versprochen, was im Umfange der Jahrbücher künftig liegen und geliefert werden soll.

Aus dem ersten Hefte erhellt übrigens, daß die münchner Kunst hauptsächlich das Feld sein werde, welches mit dem Pfluge kritischer Schilderung durchackert, dessen Producte in Umrissen zur Anschauung gebracht werden sollen. Mit Recht hauptsächlich die münchner Kunst! Nicht blos, daß hier das Großartigste und Gewaltigste geleistet wird, womit sich die Kunstschöpfungen keiner andern Residenz nur entfernt vergleichen lassen, so liegt es auch in der Natur der Sache, daß z. B. die Düsseldorfer, die sich auf die leichter transportirbare Waare der Oelmalerei legen, dem sentimentalen Geschmacke der Deutschen schmeicheln und auf keiner Kunstausstellung sich zu produciren unterlassen, einen viel größeren Rumor von sich erregt haben, als die Münchner, deren mächtigste Gebilde mit den Steinmonumenten, welche der kunstsinnige König Ludwig im Gebiete seiner Hauptstadt aus ergiebigem Boden heraufbeschwört, unverrückbar verwachsen sind.

Marggraff hat in diesem ersten Hefte geglaubt, sein Publicum auf den Standpunct der Kritik führen zu müssen, auf welchem er selbst sich befindet, und er hat in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig gethan. Seine Abhandlungen sind zum Theil sehr werthvolle Beiträge zur Kunstkritik; überall erkennen wir daraus einen gediegenen Verstand und die Resultate eines Studiums, welches nicht von heut oder gestern sein kann; und die Principien sind mit einer so großen Consequenz gefolgert und begründet, daß sie ihre Wahrheit eben so in sich, wie in ihren Voraufgängen tragen; aber er ist in einigen seiner Abhandlungen fast zu gründlich, zu allgemein, zu theoretisirend für unser modernes Publicum, welches am liebsten im Fluge lebt, liebt und denkt, und lieber mit compacten Dampfnudeln und Fleischklößen bewirthet, als über ihre Zuthaten und Bereitungsarten belehrt sein will. Ein tüchtiger, auch sprachlich wohl ausgearbeiteter Aufsatz ist gleich der erste, „über den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik," worin mit durchdringender Schärfe die Schwächen unserer kunstkritischen Urtheile, wie sie gegenwärtig gäng und gäbe geworden sind, nachgewiesen werden; in jener mehr wissenschaftlichen, durch ästhetisch-philosophische Beweisführungen begränzten nobeln Haltung, welche für Marggraff bezeichnend ist. Seine Abhandlung scheint des ernsten Gegenstandes würdig. Nirgends bedient er sich jenes modischen Aetz- und und Scheidewassers, welches mit einem Viertheile von Unwahrheit zugleich die Hälfte der Wahrheit wegnimmt, und bei dessen Anwendung man sich nicht scheut, um eines brillanten Vergleiches oder eines pikanten Witzschlages willen die Person statt der Sache, um die es sich handelt, zu verletzen, und von der Sache selbst die unwahre Seite herauszukehren. Auch Marggraff hat seine Dialektik, die aber nie vom richtigen Wege ab- und in labyrinthische Wirren, sondern zu einem positiven Ergebniß führt. In der Sprache ökonomisch, wird man bei Marggraff kaum ein Wort zu viel oder zu wenig finden; sein Styl ist klar und lichtvoll, ohne irgendwo zu schillern und weltschmerzlich zu dämmern; seine Gedankenreihen haben Schwere, ohne irgend schwerfällig zu sein. Diese Abhandlung ist vielleicht die wichtigste, die in jüngster Zeit über diesen Gegenstand veröffentlicht worden, und um so mehr der allgemeinsten Beachtung zu empfehlen, in je verwirrterem Zustande die Kunstkritik, wie die Kritik überhaupt, sich befindet, je widersprechender ihre Aeußerungen einander aufheben und je mehr sie an blos individuelle Wissenheit oder Unwissenheit und subjective Fürwahrhaltung gebunden ist. Oder was soll man sagen, wenn Bendemann von einem zeitgenössischen Kritiker neben Raphael und Michel Angelo gesetzt und sein Jeremias „das vielleicht am meisten von Größe und Hoheit durchdrungene Kunstwerk" genannt wird, welches das neuere Zeitalter uns darbietet, während zu derselben Zeit Kaulbach über Rubens, Paolo Veronese, ja in gewisser Hinsicht über Raphael gestellt und seine Hunnenschlacht ein Bild genannt wird, „das weit über Alles hinausreicht, was die neuere Malerei geleistet, ja nur versucht hat, und daß wir in Deutschland kein ähnliches besitzen, weder von Lessing noch Bendemann." Wie widersprechend sind diese Urtheile, und wie lächerlich, nur an die Modenamen Bendemann und Lessing die Vorstellung von dem Größten und Höchsten, was die moderne Kunst geleistet haben soll, zu knüpfen,

während Cornelius die Ludwigskirche, H. Heß die Allerheiligencapelle und Schnorr den Neubau der Residenz mit unvergänglichen Bildern ausstatten! — Diese und ähnliche bedenkliche und verwirrte Aussprüche der gegenwärtigen Kunstkritik, wenn von Kunstkritik überhaupt noch die Rede sein kann, kommen in dem angeführten Aufsatze zur Sprache. Nächst dieser Abhandlung dürften in gegenwärtigem Hefte, wenigstens für Architekten, des Professors an der münchner polytechnischen Schule, Eduard Metzger's, Untersuchungen über griechisch-dorische Säulenordnung das Wichtigste sein. Die Skepsis unserer Zeit wendet sich und jeden Gegenstand nach allen Seiten hin; hier wird der althergebrachte Glaube an Vitruv's und Vignola's Berechnungen vollkommen umgestoßen und die neue revolutionaire Tendenz mit den genauesten Berechnungen und einer Erläuterungstafel als einer untrügsamen belegt. Metzger ist als genauer Zeichner und Berechner in München eine Autorität. Die Einleitung dürfte auch Laien verständlich und dankenswerth sein. Hin und wieder schlägt sogar eine Spur von Witz durch. — Marggraff's Talent, Maler- und Skulpturwerke anschaulich und lebendig zu schildern und gewissermaßen in der Kritik zu reproduciren, eine Eigenschaft, welche seine Kunstkritiken in Berlin fast vor allen andern beliebt machte, gibt sich in den drei Aufsätzen kund, welche dazu bestimmt sind, die vier dem Hefte beigegebenen lithographischen Umrisse nach neuen münchner Kunstwerken ihrem äußern und innern Inhalt, Werth und Zweck nach mit Pinsel und Griffel des Wortes weiter auszuführen. Die erste Tafel gewährt uns ein lithographisches Abbild von Schnorr's vortrefflicher, mit 64 menschlichen Figuren ausgestatteter Composition: „Kaiser Rudolph als Richter über die Raubritter." Die Lithographie (von Strähuber) ist an sich ausgezeichnet und läßt fast vergessen, daß man blos eine Lithographie und zwar nur lithographische Umrisse vor sich hat. Die Gesichter sind mit dem vollen markirten und charakteristischen Leben des Urbildes wiedergegeben, man möchte fast Schatten und Licht unterscheiden können, und die allmälige Abstufung nach dem Hintergrunde zu, wo die Burgen gebrochen werden, ist vom Lithographen sehr wohl getroffen worden. Marggraff gibt in seinem Aufsatze eine Einleitung zur Beurtheilung von Schnorr's Leben und künstlerischem Wirken, beschreibt sodann den Neubau am Hofgarten, seinen Zweck und seinen künftigen Inhalt an Kunstwerken, und gelangt sodann zu dem Bildercyklus im Festsaalbau, welcher dem berühmten Schnorr v. Karolsfeld zugefallen ist. Diesem Cyclus gehört das angeführte hier im Umriß veranschaulichte Gemälde an; ich wüßte nicht, etwas Lebendigeres, Charakteristischeres und Kräftigeres von Schnorr gesehen zu haben. Marggraff's Abhandlung hat einen viel tieferen Inhalt als den einer bloßen Gemäldebeschreibung, und der darin zu Tage liegenden Beziehungen sind zu viel, um hier näher gewürdigt zu werden. Marggraff sagt in dieser Abhandlung sehr richtig: „Man spricht gegenwärtig so viel von Poesie in der Malerei, ohne doch recht zu wissen, was man damit eigentlich will, und stellt sich prüde bei symbolischen, zumal nackten Figuren, nicht minder wie bei Darstellungen wirklicher Handlung. Wir mögen lieber die Poesie oder die Philosophie der Geschichte, als die Geschichte selbst; unser unhistorisches Zeitalter ist in einem zu überreizten und überspannten Zustande, als daß es für die geschichtliche That, für das Wirken leidenschaftlicher Kräfte und für die unmittelbare Erscheinung festlicher Heiterkeit Sinn und Antheil haben könnte. Es gibt eine Poesie der Freude, des Reichthums, der Fülle und Mannichfaltigkeit, wie es eine Poesie der Trauer, der Armuth und Beschränkung gibt; es gibt ein Wohlgefallen, eine Freude an der äußern Schönheit der Darstellung, an den wohlgeordneten Compositionslinien, an den schönen edlen Gestalten, an den geschmackvoll behandelten Gewändern" u. s. f.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Beide Rettich und Scholz aus Wien als Gastspieler.]

Frankfurt ist ein wahres Eldorado für einen Correspondenten. Kaum hat er einen Bericht geschlossen, so häufen sich die Begebenheiten — denn was heißt jetzt nicht eine Begebenheit? — aufs neue, und die Feder spitzt sich wie von selbst zu einem Artikel. Wollte man von hier aus die Correspondenzen so lang ausspinnen, wie es von gewissen Städten geschieht, man würde gar nicht fertig werden.

Madame Rettich gastirt hier mit ihrem Gemahl. Ihr Ruf kam vor ihr hier her, man machte mehr als große Ansprüche, besonders da wir eine Lindner besitzen, welche diese Ansprüche befriedigte, Madame Rettich keinenfalls. Ich muß hier meinem Recensentengewissen, das, Gott sei Dank, bis jetzt noch unbefleckt ist, Genüge thun. Seit ich die Rettich als Donna Diana, als Jungfrau von Orleans und besonders als Gretchen im Faust gesehen habe, muß ich gestehen, daß zwischen ihr und der Lindner gar keine Parallele möglich ist. Die Lindner ist Natur in der kleinsten Bewegung, ihr Organ ist der naivste Seelenausdruck in Musik gesetzt, sie declamirt nie, sie ist nie eine Schauspielerin, sondern die Person selbst, und zwar so, daß man unwillkürlich ihre etwas ungünstige Gestalt und ihre vierzig

Digitized by Google

Jahre vergißt, die Rettich declamirt schön, entzückend sogar, aber sie declamirt, sie will den Charakter wiedergeben und hat den Geist und den durchdringenden Blick dazu, aber man sieht das Wollen und bleibt kalt. Die Lindner reißt hin in ihrer unvergleichlichen Bescheidenheit — sie ist unstreitig die bescheidenste Künstlerin Deutschlands — die Rettich coquettirt und spielt damit und läßt daher nach der Lindner den Zuschauer in Zweifel. In naiven Rollen, wie Gretchen und Griseldis, kann sie sich mit der Lindner durchaus in keinen Vergleich einlassen, ebenfalls nicht im Lustspiel, hingegen imponirt sie in hochtragischen Rollen durch ihr tiefes Baßorgan weit mehr, obschon der Eindruck nicht bleibend ist. — Was nun Herrn Rettich selbst betrifft, so scheint es, als trage ihn Madame Rettich so in ihrem Stricksacke nach; denn an und für sich selbst kann die höhere Kritik gar keine Notiz von ihm nehmen, nachdem er den Faust verschrieen, ohne das Geringste von dieser halb tellurischen, halb infernalischen Rolle zu verstehen. Ich habe noch keinen guten Faust gesehen, und möchte diese Rolle nur einmal von Ludwig Löwe sehen. Ich weiß nicht, ob er sie gibt, aber mir scheint er der einzige zu sein, der als Faust genügen würde. Diese Woche ging das Raupach'sche Stück König Enzio über unsere Bühne. Dieses historische Stück ist buchstäblich ohne Anfang und ohne Ende. Es gebricht ihm ferner durchgehends an aller Handlung und dramatischen Situationen. Mad. Rettich wählte sich dieses Stück, um sich und ihr Ehegespons gehörig zu beschäftigen, das Publicum blieb jedoch mehr als kalt*). Mad. Rettich hat hier bedeutend von ihrem Rufe eingebüßt, fast noch mehr als von Hasselt. — Herr Scholz von Wien gastirt ebenfalls hier. Er trat zuerst in dem Machwerk, „die schwarze Frau" als Büttel auf, gerade als der Großfürst von Rußland hier war und das Theater besuchte. Ein solches Stück zu heben, ist unmöglich. Wird sich Raimund über solche Mißgeburten nicht im Grabe ärgern? Herr Scholz ist ein vortrefflicher Komiker, ich glaube es von ganzem Herzen, er zeigte dies auch, aber in solchen Stücken ist es unmöglich, etwas mehr als ein Harlequin zu sein. Dies gilt ebenfalls von dem Zwirn in Lumpazi. Unser hiesige Zwirn, Herr Hessel, trägt in dieser Rolle gewöhnlich auf, und ich muß gestehen, er gefällt besser als Herr Scholz, obschon Herr Scholz ein zehn Mal besserer Komiker ist als Herr Hessel. Daran sind aber nur diese Rollen schuld, die dem ersten, dem mittelmäßigsten Darsteller am besten zusagen. Herr Scholz hat sich heute die elende Rolle des Eulenspiegel im Schabernack gewählt. Ich verzweifele an seiner Kunst und an dem wiener Lustspiel. Frankfurt ist überhaupt nicht sehr leicht zu befriedigen, und mancher große Ruf von München, Dresden und sogar von Wien mußte sich hier etwas gefallen lassen. — Wir werden zur Messe zwei neue Opern hier sehen, den „Bábu" von Marschner und „den schwarzen Domino." Auch wird, wenn ich gut unterrichtet bin, eine neue französische Oper hier zuerst übersetzt und gegeben werden. Die Hugenotten werden wir hier sobald nicht sehen. Eine politische Rücksicht hindert die Aufführung zwar nicht, aber Meyerbeer war mit der Rollenbesetzung nicht zufrieden. Wir haben bekanntlich keine Primadonna, die die Valentine singen kann, und unser erster Tenor, Herr Dobrowsky, ist einem Raoul nicht gewachsen. Dieser Mann gleitet über alle Opern, wie über einen gefrornen Teich; er singt alles, aber ohne das mindeste Gefühl. Auch mußte Meyerbeer im 4ten Acte, dem Glanzpuncte der Oper, bei dem berühmten Duett zwischen Raoul und Valentine, das Haus verlassen. Er soll unserm Capellmeister etwas ins Ohr gesagt haben — ich bin dessen gewiß — und seitdem zögert Herr Guhr, der die Sachen bis jetzt noch nicht ändern konnte, mit der Aufführung dieser Oper, die allenfalls, wenn sie nicht vortrefflich geht, nur eine Satyre zu sein scheint. (D. F. f.)

*) Der deutsche Süden scheint für Raupach überhaupt keine Sympathie zu haben. Als in München das erste Drama: „Corona von Saluzzo" aufgeführt wurde, hielten es die Münchner für ein Stück zum Todtlachen, und lachten sich auch halb todt.

Notizen.

[Die Ehe bei den Philipponen.]

Die Philipponen sind eine versprengte Sekte in Ostpreußen, die sich im siebzehnten Jahrhundert von dem Verbande der griechischen Kirche trennte. Philippos war ihr Führer, nicht ihr Religionslehrer. Der Kronprinz von Preußen machte ihnen bekanntlich vor kurzem seinen Besuch und die preußische St. Z. nimmt Gelegenheit, über den Ritus dieser Sekte zu berichten. Von den sieben Sacramenten der griechischen Kirche haben sie weder das der Ehe, noch des Abendmahls, noch der Priesterweihe, Salbung und letzten Oelung. Die Ehe ist ihnen kein kirchliches, blos ein bürgerliches Institut, wobei die Mitwirkung ihrer Popen ganz wegfällt. Beabsichtigt ein Paar, zur Ehe zu schreiten, so bedarf es nur der Einwilligung der Eltern oder nächsten Verwandten. Die Gegenwart dieser und fünf glaubwürdiger Zeugen genügt, um die Copulation zu vollziehen; die mündliche Erklärung der Betheiligten und eine schriftliche Abfassung des Ehegelöbnisses, mit Unterschrift der Versammelten, sind die einzigen Förmlichkeiten. Die Kirche hat nichts mit diesem Act eines bürgerlichen Uebereinkommens zu schaffen.

[Für Reisende am Rhein und an der Nahe.]

Lewald's gewandte Feder hat ein kleines Handbuch für Reisende am Rheine (Stuttgart, Hoffmann'sche Buchhandl.) zusammengestellt, das den besten Leitfaden abgibt. Auch der Taunus, das Nahe- und Moselthal sind in der kurzen Beschreibung ebenfalls berücksichtigt. Eine Reisekarte von C. Winckelmann ist dazu sehr brauchbar. Von demselben erschien auch zu Lewald's Tyrol eine Karte in derselben Handlung.

Das Nahethal hat Gustav Pfarrius in einem Bändchen voll Lieder besungen (Cöln bei Kohnen). Der Name des Dichters ist uns schon aus Simrock's Rheinsagen bekannt; dort sind einige Gedichte von Gustav Pfarrius abgedruckt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 168. — den 28. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter der Große als Literat.

Von Dr. Robert Lippert.

Wenn behauptet wird, daß bedeutend zu sein allein nicht hinreiche ohne Zeit und Gelegenheit, seine Bedeutendheit zu zeigen, so mag dieser Ausspruch höchstens von einem isolirten Talente gelten. Das Genie aber bricht sich eine Bahn unter allen Umständen, und wenn z. B. der kleine Korporal Bonaparte die Revolution nicht vorgefunden, um durch sie Frankreich zu beherrschen, so hätte er sie ausfindig gemacht, damit sie durch ihn Frankreich beherrsche. Denn in diesem einzigen Manne war die gewaltigste Revolution völlig gerüstet enthalten, und sie hätte geharnischt aus seinem Haupte hervorgehen können, wie Pallas Athene aus Kronions Stirnpforten. Gleiches gilt nur in noch höherem Grade von Peter I. Dieser kolossale Erdensohn, Heros an Leib und Seele, ward in Nichts von Zeit und Umständen begünstigt, ja von Beiden zeitlebens bekämpft und vielleicht vor der Zeit um sein thatenreiches Leben gebracht. Deshalb allein verdient er schon „der Erste unter Seinesgleichen" genannt zu werden und vor Bonaparte oder Friedrich dem Einzigen. Denn während die letztern Beide außer den günstigsten Dispositionen bei ihren Völkern eine schon völlig ausgebildete Civilisation vorfanden, einen festen Grund für das aufzuführende Gebäude der Reform, so fand Peter bei den Russen nur tiefeingewurzelte Vorurtheile und die schwarze Finsterniß des Aberglaubens, der schmuzigen Bärte gar nicht zu gedenken. Solchen unergründlichen Morast der Barbarei mußte er zuvor austrocknen, um darüber für seinen gigantischen Civilisationsbau einen Rost schlagen zu können, und dabei hat er denn überall die Riesenhand selbst mit ans Werk gelegt. Den trefflichsten Beleg aber hierzu liefert uns seine kühnste Conception, die prächtige Metropole Petersburg mit ihrem schönen Hafen. Wie viele Wälder mußten dort gelichtet, und wie viel mehr noch in die grundlosen Moräste des Nevadeltas versenkt werden, ehe nur ein Menschenfuß da Terrain gewinnen konnte, wo sich heutigen Tages Europas schönste von granitnen Quadern aufgebaute Hauptstadt mit ihren zahllosen Palästen, Tempeln und Prachtgebäuden erhebt? Und hat er nicht dort den Elementen selbst kühn die Stirn geboten und Wind und Wellen des bösen Golfs seinen Wohnsitz abgekämpft, der in unversöhnlichem Groll noch jedes Jahr von „Peters-Burg" die schwersten Opfer fordert, und vielleicht einmal gar in böser Laune den ganzen Prachtbau zum Opfer fordern wird, der das Leben vieler Millionen und vielen Millionen das Leben kostete. — Es wäre verlorene Mühe, hier ausführlicher der Schöpfungen des Universalmenschen Peter zu gedenken, zu einer Zeit, wo der geistreiche und edle „Polewoi," der „Spittler" Rußlands, sich mit einer ausführlichen Regenten- und Lebensgeschichte des Monarchen beschäftigt. Beiläufig nur sei hier gesagt, daß dem Manne, der Rußland das Gesammtgebiet der Cultur verlieh, beinahe kein Zweig menschlichen Thuns und Wissens fremd geblieben. Nicht allein die Bücher der Geschichte geben

Digitized by Google

Zeugniß von Peter dem Feldherrn und Admiral, dem Gesetzgeber und allgebietenden Herrscher, auch noch in der Wirklichkeit unserer Tage finden wir zahlreiche Beweise, wie er Handwerker, Koch, Buchdrucker, Schiffszimmermann und tüchtiger Architekt gewesen.

Der Schöpfer der Cultur eines Volkes konnte aber unmöglich die Sprache und Literatur desselben, als Träger und Hebel aller Civilisation, mit gleichgültigen Blicken betrachten. Und wie er denn Alles bei seinem Volke in der Kindheitsperiode und kaum die rohsten Uranfänge der Cultur vorfand, so war er auch hier genöthigt, mit den einfachsten Sprachformen zu beginnen und ihnen ein ABC zu schaffen, um aus Buchstaben die Bücher ins Dasein zu rufen, aus dem Material der Schrift die Geistesproducte einer Literatur. An das Werk der Geistesreform Rußlands legte Peter nun selbst die erste Hand an und, nachdem er, der neue Kadmus, den Russen eine neue Buchstabenschrift verliehen, gab er ihnen nicht allein die Buchdruckerkunst, die Zeitungen und den Kalender, sondern ward auch ihr erster Redacteur, Censor, Kritiker, Redner, ja Poet. Damit sei nun aber keinesweges gesagt, daß Peter mehr als seinen Platz in der Geschichte der russischen Literatur einnehme. Inwiefern dies aber der Fall, davon mag in nachfolgenden Blättern die Rede sein. — Nicht sieben, wie beim Homer, aber drei Städte, Moskau, Kolomna und Ismailof streiten sich um die Ehre, der Geburtsort des Czarewitsch Peter Alexëwitsch zu sein. Gewiß ist, daß er im Jahre 1672 (am 30. Mai) geboren und im Kremlin zu Moskau getauft worden. Seinem eigenen Ausspruche gemäß entsprach seine erste Erziehung dem Geiste und den Mitteln seines Jahrhunderts. Sein erster Lehrer war Nikita Sotof, ein Diakon, was bei den Russen so viel bedeutet, als unsere Kirchenvorsänger oder Cantoren. Der Pfaff mochte wohl auf keiner hohen Stufe der Bildung stehen, doch soll er nicht ohne Wirkung auf das Gemüth seines hohen Zöglings geblieben sein. So ließ er unter andern die Wände seines Wohnzimmers mit bildlichen Darstellungen der edelsten Züge und Thaten großer Menschen ausschmücken, auch umgab er den Czarewitsch stets mit den Büsten ausgezeichneter Männer. Der edle Lefort, ein Genfer, brachte ihm zuerst gründlichere Kenntnisse in den Sprachen, der Mathematik und den Kriegswissenschaften bei. In dem zierlich gebauten Ismailof, dem Sommeraufenthalt des Czar Alexei, begann Peter das Werk der Reform im Kleinen. Zahlreiche Fabriken wurden angelegt, Viehzucht, Obst- und Weinbau nicht vergessen, dabei aber auch Künste und Wissenschaften keinesweges vernachlässigt. Ein botanischer Garten, eine Sternwarte, Bibliothek und Landchartensammlung erstanden nebst einem Privattheater. Ein zierliches Boot machte in dem jungen Czarewitsch den Gedanken rege, seinem Lande eine Flotte zu geben und die niedlichen Kindercompagnien, die er in dem benachbarten Preobraschenski errichtete, waren der Grund zu der spätern Organisation des russischen Heeres auf europäischem Fuß. Kaum war Peter nach seines Bruders Iwan Tode zur Alleinherrschaft gelangt, als der längst gehegte Wunsch einer Reise ins Ausland zur Ausführung kam. Mit Lefort und Golowin verließ er Rußland, wohin ihn jedoch die Verschwörung der Strielzi, geleitet von seiner herrschsüchtigen Schwester Sophie, bald zurückrief. Da seine Absicht, selbst im Auslande zu studiren, solchergestalt vereitelt wurde, so zog er Künstler und Gelehrte unter den glänzendsten Bedingungen nach Rußland, auch schickte er junge Leute auf seine Kosten ins Ausland, um sich dort auszubilden. Die Errichtung einer Schifffahrtsschule in Moskau bewog den Czar, selbst die Schiffbauerei in Holland zu erlernen. Hier blieb er jedoch andern Bildungszwecken nichts weniger als fremd, und so verlieh er unter andern dem amsterdamer Buchdrucker Tessing ein Privilegium, für Rußland Bücher zu drucken, auch gestattete er ihm den Vertrieb von Landcharten und Kupferstichen in Rußland, ausgenommen solchen, die Bezug auf den katholisch-griechischen Glauben hatten. Durch seine eifrige Bemühung kam der Druck einer holländischen Bibel, Det Nieuwe Testament, alle Boecken der Nieuwen Verbondts onses Herrn Jesu Christi, durch Johann van Duren im Haag, so wie zur Verbreitung des Wortes Gottes in Rußland der Druck des neuen Testaments in slavonischer Sprache (der Priestersprache der Russen) zu Stande. Die Begründung einer slavonischen Buchdruckerei in Holland brachte Peter auf den Gedanken, den vaterländischen Buchstaben eine andere Gestalt zu geben und sie nach der Schrift der abendländischen Völker zu modeln. Einestheils hoffte er dadurch die Erlernung der russischen Sprache dem Ausländer zu erleichtern, was keinesfalls ohne vortheilhafte Rückwirkung für Rußland bleiben konnte, andern Theils emancipirte er hierdurch die Sprache von dem unnöthigen Wust von Abkürzungen, Accenten und überflüssigen Buchstaben, was den Druck russischer Bücher nicht wenig beförderte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst.

(Beschluß).

Man kann diese Abhandlung wie die folgende über zwei Cornelius'sche Bilder in der That als Muster einer lichtvollen, des Gegenstandes bis aufs geringste Fältchen kundigen Darstellung rühmen, die zugleich einen Beweis liefert, wie viel Beherzigungs- und Wissenswerthes an die Beschreibung eines einzelnen Bildes sich anknüpfen läßt. Die beiden Umrisse nach Cornelius sind dem Bildercyclus aus den Loggien der Pinakothek entnommen, und stellen Raphael's Tod und Michel Angelo (complicirtes Deckengemälde) vor. Sie sind nur Durchzeichnungen, auf Stein übertragen, und weisen somit allzugroße Ansprüche auf Kunstwerth als Lithographieen an sich zurück; wer aber tiefer sieht, wird den unerschöpflichen Geist des genialen Cornelius deutlich aus diesen Linien heraus- und machtvoll sich gegenüber treten sehen. Raphael's Tod ist eine wahre echte Composition. Rudolph Marggraff rühmt die tiefempfundene lebensvolle Wahrheit in dieser Darstellung leidenschaftlicher und stiller Trauer und den Geist der Versöhnung und des Friedens, der über dieser Scene heiliger Trauer verklärend schwebt. — Michel Angelo, einmal als Maler dann als Bildhauer dargestellt, ist wie hingeschleudert, ein voller Faustgriff in das Leben, in die Individualität des dargestellten Künstlers selbst. Was R. Marggraff über den Charakter der Cornelius'schen Kunstleistungen sagt, ist sehr wohl zu beachten, besonders die Bemerkungen über Cornelius vielfach angewandte Arabesken und Zierathen, die man jenseit Süddeutschland, da, wo die Morosität vorwaltet, nicht zu würdigen weiß. „Die menschliche Gestalt allein," sagt R. Marggraff, „genügte dem Meister nicht, um allen Gedanken und Gefühlsanschauungen, die seine Seele erfüllten, Sprache und Ausdruck zu geben; er denkt, er spricht, er dichtet auch mit Hülfe von Zweigen, Blumen und Früchten, mit allerlei Geräth und Wundergestalten, die sich mit jenen zu den zierlichsten und zugleich vielsagendsten Formen und Bildern zusammenfügen. Hierin entwickelt der Meister den seltensten Reichthum tiefsinniger Anschauungen, mit einer Leichtigkeit, die man vielleicht eben darum weniger beachtet, weil sie eben Leichtigkeit ist, aber auch zugleich mit schalkhafter Laune und heiterm von Geist übersprudelnden Humor ꝛc." — Die vierte Schmuckbeilage besteht in dem trefflich und mit Geist lithographirten Ablilde eines großartigen Werkes von Schwanthaler, Maximilian I., ein für den Thronsaal im neuen Anbaue der Residenz bestimmtes Standbild, in den Cyclus der zwölf in vergoldeter Bronze auszuführenden Kolossalstatuen der hervorragendsten Wittelsbacher gehörig, welche den Thronsaal schmücken sollen. Thorwaldsen ist bekanntlich mit einer Reiterstatue desselben Fürsten für den Maximiliansplatz beauftragt, und die Abbildung des Schwanthaler'schen Standbildes von um so größerm Interesse, je weniger Schwanthaler im Auslande bekannt zu sein scheint, und je mehr er verdient es zu sein. Leider hat die unablässige Arbeit, welche sich Schwanthaler, um den überreichlichen Aufträgen seines königlichen Herrn zu genügen, unterziehen mußte, seine kostbare Gesundheit bis zur Wurzel untergraben.

Wir bemerken noch, daß der Preis des Heftes ($1\frac{1}{2}$ Thlr.) im Verhältniß zu seiner Textmasse, den Bilderbeilagen und der gediegenen Ausstattung überhaupt, nur wohlfeil zu nennen ist. Das zweite Heft wird unter andern artistischen Beilagen in schönen Umrissen enthalten: eine Abbildung der gedankenreichen Composition von Cornelius, „die Weltschöpfung" (mit 50 Figuren), und die herrliche Gruppe aus Kaulbach's berühmtem Gemälde, „die Zerstörung Jerusalems", die Selbstentleibung der Hohenpriester-Familie darstellend.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Forts.)

[Neue Gemälde im Kunstinstitut. Resultate des Sängerfestes. Nahrungsnachweis der Didaskalien.]

In unserm Kunstinstitute sind wieder vier neue Bilder ausgestellt. Das erste von Rustige, ein österreichisches Lager mit 18 Figuren, wurde von dem russischen Großfürsten für die Summe von 150 Louisd'or gekauft. Rustige hat sehr viel Beobachtungsgeist und weiß schön zu gruppiren. In diesem Bilde ist ihm besonders ein alter österreichischer Husar gelungen, der mit einem Mädchen — einer angehenden Marketenderin — tanzt, in dessen Gesicht sich eine naive Freude abspiegelt. Die Figuren sind überhaupt treu und gut gezeichnet und das Ganze macht eine vortreffliche Wirkung. An Poesie fehlt es jedoch allen Bildern Rustige's. Ein zweites, die ungarischen Werber, von Hemmerlein, mit 9 Figuren, erregt ebenfalls die Aufmerksamkeitt des Publicums. Die Zeichnung ist nur ein wenig zu steif und der Anstrich zu elegisch. Dennoch ist dies Bild herrlich zu nennen. Von Steinle aus Wien ist ein Bild hier, die vier Pferde der Offenbarung Johannis. Der Laie weiß anfangs nicht, was dies bedeuten soll und erkundigt sich bei allen Nebenstehenden. Deswegen hat man die Stelle aus der Apokalypse neben daran geklebt. So glücklich und kühn diese Figuren auch sind, so muß man sich doch zuerst einige Zeit an diesen Anblick gewöhnen, um mit der Idee versöhnt zu werden. Das erste Pferd ist weiß, ein Mann mit einem Bogen beherrscht es, das zweite ist roth, auf ihm sitzt ein

Mann mit einem Schwerte, das dritte hinter diesen ist schwarz, eine Frauengestalt mit einer Wage sitzt darauf, das vierte endlich ist fahl, den Kopf zur Erde streckend. Ein Skelett bringt mit ihm den Tod, mehrere Gesichter dieser Art folgen. In der Ecke vorn sitzt ein Engel. Die Pferde beherrschen eher die Reiter, als daß sie von diesen beherrscht werden. Das Ganze schwebt wie ein Gesicht auf Wolken. Liebhaber wird dieses Gemälde gewiß viele finden, doch wenig Käufer. Von Professor Oppenheim sind Skizzen aus Goethe erschienen, mit 11 kleinen Bildern und dem Portrait Goethe's in der Mitte. Goethe steht in seinem Ueberrocke nachdenkend in seinem Garten und hält sein classisches Käppchen auf dem Rücken. Da Oppenheim selbst diesen Garten kennt — Goethe gab ihm den Titel Professor — so malte er ihn treu nach dem Leben, denn Goethe's Garten wird immer leben. Der Dichter haucht Allem Leben und Geist ein. Goethe's Anzug ist höchst philisterhaft, nur sein Kopf bleibt sich treu. Die Skizzen selbst sind theils gelungen, theils mittelmäßig, theils aber auch genial. So steht Mignon in einem englischen Reiterkleide, gerade so, daß man nicht weiß, ist es ein Mädchen oder ein Knabe. Auch der Harfner ist gelungen. Diese Skizzen werden nächstens lithographirt werden. Herr von Launitz, unser Bildhauer, verfertigt hier für einen Holländer 9 Figuren in Sandstein. Sie werden in einer Prachtvilla aufgestellt werden. Die ganze Götterlehre des Oceans wird er erschöpfen. Der Neptun ist bereits hingewandert, nun arbeitet der Künstler an einer schönen Najade, wozu er sich lebendige Modelle auswählt. Diese Najade, anmuthig hingestreckt, ist ein Meisterstück. —

Man kennt jetzt die Resultate des Sängerfestes. 9000 Gulden waren eingegangen. Davon werden 5—6000 Gulden für die Mozartstiftung übrig bleiben. Steigt der Fond, so daß 2000 Gulden Interessen da sind, so bildet sich ein förmliches Conservatorium für Gesang und Musik. Wir halten wenigstens doch etwas fest von unserm Festhalten. Das hiesige Publicum verschlingt nun Alles, was über dieses Fest geschrieben wird, und ein Artikel in den Jahrbüchern wurde so schnell vergriffen, daß eine zweite Auflage davon erschien. Man glaubt jedoch nicht, daß dies Fest zukünftiges Jahr gefeiert werden wird, da die Kosten zu hoch anlaufen. Wie verlautet, hat sich Dr. Schilling in seiner bekannten kleinen Affaire an das Comité gewendet, dies jedoch soll geantwortet haben, daß es sich um solche Sachen nicht bekümmere. —

Das Conversationsblatt enthielt neulich eine Correspondenz aus dem Journal du haut et bas Rhin, mit Angabe der Quelle, den andern Tag enthielt sie die Didaskalia als Original-Correspondenz. Eine solche Unverschämtheit im Angesichte aller hiesigen Leser ist wirklich unübertrefflich. Weil das Journal in Straßburg erscheint, glaubt die Didaskalia, schon stehlen zu dürfen. So gab sie neulich auch meine Correspondenz aus „der Eleganten" über Görres ohne Quellenangabe als Original-Artikels! — Görres möge jetzt die Früchte seiner Arbeit in der französischen Presse pflücken. La France, ein Journal, das Alles verdammt, was nicht römisch-katholisch und legitimistisch ist, gibt jetzt Auszüge aus seinem Athanasius und macht Bemerkungen dazu. Nach ihm wäre Görres ein politischer Agitator, der gegen Preußen auftritt, weil Preußen gegen den ältern Zweig der Bourbonen und die Jesuiten heimlich aufgetreten sei; aus ebendemselben Grunde habe Preußen, wie Görres behauptet haben soll, die Vermählung des französischen Erbprinzen mit der Prinzessin von Mecklenburg begünstigt. Wahrlich, Görres wird selbst bald einsehen, daß ein kluger Feind besser ist, als ein dummer Freund. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

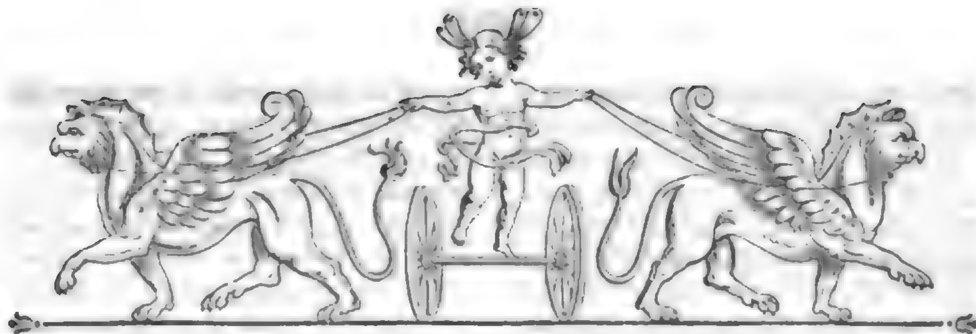
[E. Ferrand.]

Dieser mit reichem Gemüth begabte Liederdichter hat bereits seine 3te Sammlung unter dem Titel „Lyrisches" erscheinen lassen. An Erlebnissen des Herzens ist Ferrand ungemein reich, sein Gefühl außerordentlich zart, das kleinste Begegniß wird ihm zu poetischem Stoff und der Stoff zum Duft und Klange des Rhythmus. Laßt ihm die Welt seiner stillen und süßen Anschauungen und stört das eingefriedigte Glück nicht, indem ihr mit dem mephistophelischen Krallen eurer Kritik hineingreift und den Sänger der Liebe auffordert, die Schmerzen der modernen Welt zu rhythmisiren und an ihrer dreimal geschienten Brust und eisernen Stirn das lyrische Haupt zu zerschmettern! Die Liebe ist auch eine große, reiche Welt und das liebezitternde Fragment der Sappho hat so gut gedauert, wie sämmtliche siegjauchzende Oden Pindar's! Ferrand ist unter unsern Dichtern, welche die Sympathieen des Herzens besingen, leicht einer der zartesten, bilderreichsten, sein Vers ist wohllautend; auch das dunkle Weh und die Nachtseite des Daseins weiß er lyrisch, oft auch in schöne Balladen, einzukleiden. M.

[Champagnerschäume.]

L. Seidelmann in Berlin hat uns aus Paul de Kock in seinen Umbildungen P. d. Kock'scher Skizzen, welche unter dem Titel „Champagner-Schäum," (Stettin, Nicolai) erschienen sind, nicht den reinen Wein des Champagners eingeschenkt, sondern nur seinen lieblichsten Theil, den oben aufflatternden, prickelnden, leichten und geistreichen Schaum. Die Umbildungen sind gut, man merkt der Sprache nach kaum noch, daß ein französischer Text zu Grunde lag; aber das Wesen, das Colorit aller dieser muntern, lebensfrischen Skizzen ist und bleibt französisch, so echt französisch, daß in einigen derselben die Mühe vergeblich war, deutsche Elemente, Bezugnahmen auf deutsche literarische Verhältnisse u. s. f. einzumischen. Eine leichte, doch fesselnde Lectüre! In der Vorrede, welche ein warmes schriftstellerisches Talent bekundet, polemisirt der Bearbeiter gegen Berlins Vergnügungen, die wie Ameisen im Sande wühlen — er sehnt sich nach Paris, aber schwerlich wie Börne als einsiedlerisch verbissener ami du peuple und starrer, finsterer Republikaner, sondern wie Einer, den die in allen Nüancen spielende, von aller Kopfhängerei freie pariser Lebenslust anzieht, die glühende Poesie des Lebens, „das bachantische Weib mit wallendem Busen und der weich schwellenden Blüthe des Leibes!" M.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 169. — den 30. August 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Peter der Große als Literat.

(Fortsetzung.)

In Holland ließ Peter die neue russische Civilschrift gießen, und am 2. Januar 1703 ward mit derselben die erste Zeitung in Rußland gedruckt. Das Probeblatt ward vom Czaren eigenhändig corrigirt und an der Stelle des Censors unterschrieben. Späterhin im Jahre 1708 änderte er jedoch die Gestalt seines neuen ABC abermals um, und das erste Buch, welches er mit diesen neuen Lettern drucken ließ, war eine „Anweisung, wie man über Complimente schreiben mag (Приклады какъ писать комплиментъ)." Um dieselbe Zeit führte Peter den Gebrauch der arabischen Zahlen in Rußland ein, da man sich früher statt deren der slavonischen Buchstaben bediente. Die äußere Form der Sprache war geändert und der Czar begann bereits in gesetzlichen Verordnungen, Befehlen, Reden und Briefen kräftig auf Abänderung des Geistes der Sprache einzuwirken. Neue Wörter und Redensarten kamen in Gebrauch, wobei denn freilich aus verzeihlichem Mangel an Ideen und Begriffen, die man vom Auslande herbeiholte, auch viele ausländische Wörter und Phrasen sich mit den einheimischen vermischten. Die Erbauung von Petersburg, das zugleich der Centralpunct des Reiches und der Anknüpfungspunct mit dem Auslande werden sollte, war eines der mächtigsten Mittel zur Verbreitung der Civilisation in Rußland. „Von dieser Hauptstadt," sprach der Czar, „soll der Samen der Künste, Wissenschaften und Industrie aufgehen, den ich hier säen werde." Nach dem Muster der zwar schon seit dem Jahre 1636 in Rußland bekannten ausländischen Zeitungen, „Kuranten" genannt, die jedoch nur für den Czaren übersetzt und am Hofe gelesen wurden, ließ Peter gedruckte Bogen unter das Volk vertheilen, welche über die merkwürdigsten Weltbegebenheiten Bericht erstatteten. Er selbst strich beim Lesen der deutschen und holländischen Zeitungen diejenigen Artikel an, die ins Russische übersetzt werden sollten, und übernahm dann eigenhändig die Correctur dieser Bogen, um die Sprache darin soviel als möglich zu verbessern. Mit der Bildung eines regierenden Senats (1711) in Petersburg, als der obersten Reichsbehörde, die alle drei Gewalten, die gesetzgebende, verwaltende und vollziehende, in sich vereinigen sollte, errichtete Peter eine Civilbuchdruckerei, um die Befehle des Senats hier drucken zu lassen. Von derselben ward bald darauf (1714) die erste Zeitung in Petersburg ausgegeben.

Die Stelle des Kalenders vertraten in früherer Zeit in Rußland die sogenannten Swätzi, ein Verzeichniß der Kirchenfeste, Sonn- und Feiertage, welche gewöhnlich als Anhang sich am Ende der Bibel oder Schriften religiösen Inhalts befanden. Peter hielt den Kalender für ein zur Volksbildung fast unentbehrliches Buch, und er ließ deshalb ungesäumt einen solchen nach dem Muster anderer Länder anfertigen. Der erste Kalender, der bekannt ist, erschien im Jahre 1710 zu Moskau mit Civilschrift gedruckt. Man findet in demselben schon einen

chronologischen Abriß der Weltbegebenheiten, einen Artikel, wenn das Jahr beginnen solle (es begann von jener Zeit an auch in Rußland mit dem 1. Januar nach Julianischem Styl), über Sonn- und Mondfinsternisse, vom Wechsel der Jahreszeiten, über Kriegs- und politische Affairen, über Frucht- und Unfruchtbarkeit, Gesundheit und Krankheiten, vom Schröpfen und Aderlassen, ja sogar wie Medicin eingenommen werden solle. Der letzte Aufsatz war der Grund zu einer spätern Kalenderregel: Noth ändert selbst das Gesetz.

Eine abermalige Reise nach Holland, England und Frankreich ward von Peter zu den mannichfachsten Studien benutzt und kein Zweig des Wissens unbedacht gelassen. Reiche Sammlungen an Büchern, Zeichnungen und allerlei Instrumenten wurden für Rußland angekauft. Der Czar zeichnete eigenhändig die Façaden und Umrisse merkwürdiger Gebäude der bereisten Länder. Eine Versammlung der pariser Akademie der Wissenschaften, der Peter im Jahre 1717 beiwohnte, gab Veranlassung, die daselbst befindliche Charte Rußlands mit dem Bleistift in der Hand zu verbessern, auch verehrte er dem Corps der Vierzig damals eine selbst angefertigte Charte des caspischen Meeres, die sich noch unter ihren Sammlungen befindet. Bald darauf fand man in Sibirien am Ufer des Irtisch in einem alten Tempel tungusische und mongolische Pergamentrollen, welche mit einer Auflösung von Gold und Silber beschrieben waren. Peter befahl einige derselben an die pariser Akademie zur Erläuterung zu senden und correspondirte selbst darüber mit dem Abbé Bignon, sowie mit Fourmon und Fontenelle. Einstimmig wurde der russische Czar zum Ehrenmitgliede der französischen Akademie ernannt. Ihrem Rathe zufolge befahl Peter im J. 1719 eine topographisch-statistische Beschreibung Rußlands anzufertigen. Zu dem Ende schickte er den danziger Arzt Messerschmidt nach Sibirien, zwei andere Gelehrte ins östliche Rußland nach Kasan und Astrakhan, und einer Anzahl gelehrter In- und Ausländer übertrug er die Schilderung des europäischen Rußlands. Zu gleicher Zeit ließ er in Archangelsk zwei Schiffe ausrüsten, um Durchfahrten aus dem Nordmeere ins nordliche Eismeer zu entdecken; die Expedition verunglückte aber, da eines von den Schiffen verloren ging, das andre aber von den Eisbergen am Fortschritt gehindert ward. Die Beziehungen mannichfacher Art, in denen der Monarch zur französischen Akademie stand, gaben ihm den Gedanken zur Errichtung der Petersburger Akademie ein, zu deren Präsidenten er seinen Leibmedikus Lorenz Blumentrost ernannte.

Eine natürliche Folge des rohen Zustandes, in dem sich die russische Sprache zu jener Zeit noch befand, war der gänzliche Mangel einer Literatur. Die einzigen Bücher, die es damals in Rußland gab, waren geistlichen Inhalts. Der Czar ließ durch eine eigens hierzu niedergesetzte Commission sich über die besten literarischen Erscheinungen in lateinischer, deutscher und holländischer Sprache Bericht erstatten und veranstaltete russische Uebersetzungen derselben. Die Uebersetzung mußte an ihn eingeliefert werden und mit dem Bleistift in der Hand verglich er dieselbe, insoweit es seine Sprachkenntnisse gestatteten, mit dem ausländischen Autor und befahl hierauf deren Druck. Als er die russische Uebersetzung von „Puffendorf's Geschichte der europäischen Staaten" mit dem Original verglich, fand er, daß der Uebersetzer Gabriel Lupinski eine gegen Rußland gerichtete Stelle gänzlich weggelassen hatte. Er ließ denselben zu sich rufen und gab ihm sein Heft zurück mit dem Befehl, zu übersetzen, was sich im Original befinde, dabei bemerkend, „daß jene Stelle nicht geschrieben sei, um Rußland zu schmähen, sondern um zu Fortschritt und Besserung beizutragen." Es mag hier der merkwürdigen Verordnung gedacht werden, die Peter im Jahre 1724 (23. Januar) in Bezug auf Uebersetzungen ins Russische erließ. Sie lautet folgendermaßen: „Da es gegenwärtig wenig Uebersetzer gibt, die Bücher und vornehmlich solche, welche ins Fach der Künste und Wissenschaften einschlagen, zu übersetzen im Stande sind, da ferner kein Uebersetzer, der von dem Fache selbst, in das seine Uebersetzung einschlägt, keinen Begriff hat, gehörig übersetzen kann, so muß es in Zukunft mit Uebersetzungen dergestalt gehalten werden: Wer Sprachen versteht, ohne einen Begriff von Künsten und Wissenschaften zu haben, der mag letztere studiren. Diejenigen aber, welche sich mit Künsten und Wissenschaften abgegeben haben, ohne Sprachen zu verstehen, sollen angehalten werden, auch die Sprachen zu erlernen." — Bei einer andern Gelegenheit bemerkte der Czar: „Der Uebersetzer mag nicht Wort für Wort übersetzen, sondern sich so ausdrücken, daß seine Sprache seinen Landsleuten verständlich sei." Eine große Unzahl von Uebersetzern aus dem Deutschen, Französischen, Holländischen und Lateinischen ward ununterbrochen von ihm beschäftigt, und die Zahl der nach seinem Befehl veranstalteten Uebersetzungen übersteigt die Zahl aller seitdem in Rußland zu Tage geförderten literarischen Producte. Bei seinem Tode fand man noch ein zahlreiches Verzeichniß trefflicher Werke vor, deren Uebersetzung und Druck Peter beabsichtigte.

Digitized by Google

Wie sehr Peter auch die Literatur des Auslandes hochschätzte, so ward dadurch die Literatur des Landes, über das er herrschte, keinesweges vernachlässigt. In Holland veranstaltete er selbst eine „Sammlung russischer Sprichwörter", wie sie in Gesprächen, Briefen und Verordnungen gebräuchlich waren. Als man ihm im Jahre 1716 zu Königsberg eine auf der dortigen Bibliothek befindliche Copie der „Chronik Restor's" vorwies, ließ er sofort eine genaue Abschrift davon nehmen; wahrscheinlich war ihm unbekannt, daß man in Rußland selbst weit bessere Abschriften der Restor'schen Annalen habe. Im Jahre 1722 erging ein Befehl vom Czar an alle Eparchien und Klöster des Reichs, so wie an die heilige Synode, alle daselbst befindlichen Manuscripte auf Pergament oder Papier nach Moskau einzuschicken; der Synode ward jedoch noch besonders befohlen, kundige Männer anher zu senden, welche diese Papiere revidiren und ordnen könnten. Außerdem befahl er allenthalben genaue Kataloge der in Rußland befindlichen Kloster- und andern Bibliotheken anzufertigen. Der lange gehegte Wunsch, eine brauchbare Geschichte Rußlands, geschrieben von einem Inländer, zu besitzen, ward ihm bei seinen Lebzeiten nicht befriedigt. Seinem Ausspruche nach „war es nicht möglich, daß Ausländer die russische Geschichte gut schreiben könnten, bevor dies nicht in russischer Sprache geschehen sei." Einen kurzen Abriß der Geschichte Rußlands, verfaßt von einem Abbé Kruschali im Auftrage des Czaren, ward dem russischen ABC-Buche beigedruckt. Ein größeres Geschichtswerk in russischer Sprache, von dem Lexikographen Fedor Polikarpowitsch, welches bis zur Regierung Iwan des Schrecklichen fortgeführt war, entsprach ebenfalls seinem Verlangen keinesweges, doch ließ er den Verfasser, der Aufmunterung wegen, reichlich belohnen. Eine von ihm veranstaltete Sammlung der alten Chronikenschreiber Rußlands blieb leider unvollendet, und das bereits Gesammelte ward im kaiserlichen Cabinetsarchiv, sowie in der Synodalbuchdruckerei zu Moskau verwahrt. (Wie im spanischen Eskurial, so liegen in den Archiven der heiligen Synode zu Moskau noch reiche Schätze der Wissenschaft unbenutzt vergraben.) Noch im letzten Jahre seines Lebens errichtete der Czar eine besondere Abtheilung für die Geschichte bei der Akademie zu Petersburg.

Nicht vortheilhaft schien die neue Richtung, die Peter der Civilisation gegeben, im Anbeginn auf die Landes- und eigentliche Volkssprache zu wirken. Denn während noch die Geistlichen, meistens aus Kleinrußland kommend, die slavonische Kirchensprache schrieben, hatte sich bei dem Hofe des Czars eine neue Sprache aus allerlei ausländischen Worten, denen man eine russische Tournure gegeben, zusammengestoppelt gebildet. Diese Sprache war ein künstliches Gebäu und daher nur das privilegirte Eigenthum der Staatsdiener, Kathedermänner und Hofbeamten, sie war die Sklavin der Ausländer, die sie lehrten, und hatte keinesweges die Eigenthümlichkeiten einer Volkssprache. Auch diesem Uebelstande suchte Peter nach Kräften abzuhelfen. Er selbst bediente sich in Briefen, Gesetzen, Befehlen und Verordnungen der einfachen Volkssprache. Die letztern verfaßte er und schrieb sie selbst, ganz gegen die Sitte der frühern Kaiser, die sich hierzu der Diakonen bedienten. In der Instruction, die er für die Erzieher des jungen Czarewitsch Alexej abfaßte, befiehlt er ausdrücklich: „Uebung in der russischen, als der Landessprache; der Tag sollte mit dem Lesen zweier Capitel aus der Bibel begonnen, im Lehrcursus aber das alte Testament ein Mal, das neue zwei Mal täglich gelesen werden."

Bei Erwähnung der Briefe Peter's sei gesagt, daß diese unter den schriftlichen Denkmalen, die uns von dem ausgezeichneten Manne geblieben sind, die oberste Stelle einnehmen. Nur ein kleiner Theil derselben ist im Druck erschienen, die Mehrzahl wird wohl ungedruckt in den Archiven vermodern. Wie in jeder seiner Handlungen Energie und Festigkeit, so gibt sich in denselben Lebendigkeit und Kraft des Ausdrucks kund. Sie tragen meist die Aufschrift an merkwürdige Zeitgenossen des Czars: Geistliche, Krieger, Gelehrte und Künstler. Der Briefwechsel mit dem großen Leibnitz zeugt von dem Scharfsinn und dem warmen Eifer des Czars für echte Wissenschaft. — Zur Zeit des schwedischen Krieges, während er Schlachtpläne entwarf, Schiffe, Festungen, Städte und Dörfer baute, führte er ein vollständiges Tagebuch. Später im Jahr 1788 erschien zu Petersburg: „Tagebuch der merkwürdigsten Bemerkungen einer großen Person (Peter des Großen), welcher unter dem Namen eines russischen Edelmannes der Gesandtschaft in den Jahren 1697 und 1698 eine Reise machte." — Der Fürst Scherbetoff veranstaltete nachfolgende Sammlung: „Journal der täglichen Bemerkungen des verstorbenen Kaisers Peter des Großen, vom J. 1798 bis zum Frieden von Neustadt." Diese Sammlung erschien in den Jahren 1700—1772 in 3 Quartbänden zu St. Petersburg. — (D. B. f.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Guizot und de la Mennais. Cotta's Vierteljahrsschrift.]

Guizot hat einen homiletischen Aufsatz über Katholicismus, Protestantismus und Philosophie geschrieben. Der Aufsatz fängt an mit il faut und schließt mit il faut. Guizot will mit Gewalt hier etwas bezwecken, was nur Jahrhunderte im Stande sind zu vollbringen. Er sagt, der Katholicismus und der Protestantismus sollten, statt sich gegenseitig zu bekämpfen, vereint gegen den Unglauben sich wappnen. — Die Absicht ist gut. Was versteht aber Guizot unter dem Protestantismus? Den Katholicismus erklärt er: Er sei das Heil der Menschheit, wenn er so wäre, wie er sein sollte. Leider habe die Form den Geist fast getödtet. Das ist aber eben die Ursache und der Entstehungsgrund des Protestantismus, folglich müßte die katholische Religion gestehen, daß sie nicht unfehlbar oder alleinseligmachend ist. Die protestantische Religion müßte, heißt es weiter, den steifen Pedantismus ablegen, und die Poesie des Katholicismus annehmen. Noch eine andere Classe ist da, die in der Zukunft mitsprechen wird, der Judaismus, der hier nur versöhnend und verschmelzend sein kann und sich darin verlieren muß. — Ich ahme das il faut nach. — Es ist aber nur die Frage, wer soll den ersten Schritt thun? Menschen können hier gar nichts thun, die Zeit wird schon ihre Männer bringen. Guizot blickt mit Verachtung auf den Abbé de la Mennais. Soll ich meine Meinung aufrichtig sagen, so behaupte ich, die Religion hat mehr von de la Mennais als von Hrn. Guizot zu erwarten. So ging es gerade mit Rousseau, den man ebenfalls als Atheist und Revolutionär verdammte. Ein Mann ohne Phantasie wie Guizot kann höchstens eine Predigt halten, die solche Ammenphilosophie dem einschlafenden Kinde vorbrummt, Männer aber wie de la Mennais treten erst zerstörend auf, aber in der Zerstörung liegt das Element des neuen Baues schon wieder. Schriebe de la Mennais über den Katholicismus und den Protestantismus, wir würden andern Gedanken begegnen, die von Paris bis nach Petersburg wetterleuchten würden. Guizot gehört zum juste milieu in der intellectuellen Sphäre, und diese sind die schlimmsten, wenn es große Ideen gilt. Bemerkenswerth ist nur dieser Aufsatz in der jetzigen Epoche, wo der Katholicismus dem Protestantismus in den Haaren liegt. Ob aber der Papst Hrn. Guizot Beifall geben wird, ist noch zweifelhaft. Seine Organe in Paris schweigen noch darüber und warten wahrscheinlich erst den Befehl von Rom ab, ob sie es loben oder verdammen sollen. Eben so erging es mit Lamartine's chûte d'un ange, der nun gewiß in den Index kommen wird. Hingegen zeigen uns jene Journale mit jedem Tage neue Heiligengeschichten an, neulich erst erschien eine Abhandlung über die Jungfräulichkeit Maria's, worüber alle Blätter lange Berichte enthielten. Chassez le naturel, il revient au galop, heißt es bei diesen Herren Priestern; denn zu bemerken ist, daß alle diese Journale von Priestern und Jesuiten redigirt werden. Daß aber Guizot alles mit der Charte curiren will, das riecht stark nach dem Dr. Sangrado in Gilblas. — Cotta's Vierteljahresschrift! Man könnte auch hier Voltaire's Wort auf eine schlechte Uebersetzung der Bibel anwenden, si sacrée que personne ne la touche. Unbegreiflich ist es, wie eine Buchhandlung, wie die Cotta's glauben kann, die Büchergelehrten mit den schnurrbärtigen Titeln repräsentirten eine Nation und ihre Literatur. Wie leicht ist es nicht, einen schweren gelehrten Aufsatz, wie schwer aber, einen leichten zu schreiben. Nicht einmal in stylistischer Hinsicht ist sie ausgezeichnet, alles ist conservativ darin und nicht ein dummer Gedanke macht sich wirbelnd Luft, so daß alles mittelmäßig ist von Anfang bis ans Ende. Aber das Mittelmäßige hasse ich wie das kalte Fieber, wo man weder gesund noch krank ist. Die Cotta'sche Buchhandlung hat zwar alle Gelehrte aufs neue aufgefordert, ihr Beiträge zu schicken, sie merkt aber nicht, daß dies allein nichts nützt und nichts nützen wird. So lange sie sich nicht mit der Jugend versöhnt, wird sie im Gebiete der Tagesliteratur nichts Ausgezeichnetes liefern können. Die Jugend aber scheint sich nur wieder Jugend zu wählen. Herz muß an Herz schlagen, wenn der Mund poetisch werden soll. Der Verleger und der Dichter müssen in jeder Hinsicht Brüder sein, sonst ist keine Dauer in dem blutigen Pakte der öffentlichen Freundschaft.

Notizen.

[Ausbeute der russischen Platina.]

Im J. 1825, sagt Berghaus in seiner Länder- und Völkerkunde, Bd. 3., als man auf dem Gebiete des Hüttenwerks Nischne-Tagilsk im Ural nach Goldsand suchte, fand man den Platinsand, und zwar auf der westlichen oder europäischen Seite des Ural-Scheiderückens, während alle Goldseifen auf der asiatischen Seite liegen. Die Bearbeitung dieser Platinseifen hatte am 28. August 1825 ihren Anfang genommen und die Ausbeute bis 1836 betrug 963 Pud = 67,389 Köln. Mark. Rußland hat seit 1828 die Platina gemünzt und bis zum J. 1832 bereits 216,000 Stück im Werth von 699,000 Silberrubel in Umlauf gesetzt. Der Preis der Platina zum Silber verhält sich wie 5½ : 1. Man sieht hieraus, wie wichtig dies Metall in neuester Zeit für Rußland geworden ist. Auch in Südasien, im Birma-Reiche hat man Platina kürzlich gefunden, und nach den Analysen vor Vauquelin glaubt man, daß es auch im Fahlerz von Guadalcanal, in Spanien, vorkomme.

[Die Romantik der berliner Umgegend.]

C. Seidel schreibt in der Voß'schen Zeitung: die breiten, schattenreichen Chausseen nach Friedrichsfelde und Pankow, mit Sommerwegen, Reitwegen und breitgeebneten Fußwegen gehörig versehen, bieten den interessantesten Spaziergang dar, indem derselbe sich zwischen zierlichen Landhäusern, Blumengärten und Kornfeldern abwechselnd hinzieht. — Eben da erfahren wir, daß der Müggelberg, der berliner Montblanc, 230 F. über dem Spiegel der Spree erhaben ist und die reichste Aussicht gewähren soll. Das sind alles ganz merkwürdige Entdeckungen, die zu einer genaueren Untersuchung der berliner Alpennatur auffordern!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 170. — den 31. August 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedankenstriche.

Von Fanny Tarnow.

Für Alle, denen es an einem freien Spielraume für ihre frischesten Kräfte fehlt, ist es eine Art von Trost, alles Edle und Große, Ruhm, Liebe, Gottesfurcht zu verhöhnen. Es ist so angenehm, sich für unglücklich halten zu können, wenn man eigentlich doch nur unthätig und gelangweilt ist.

Leider liegt aber auch in solcher Verhöhnung und Verlästerung eine Kraftäußerung, die die belastete Seele erleichtert. Jener Gottesläugner, der seine Uhr hervorzog und Gott eine Viertelstunde Zeit gab, ihn zu vernichten, verschaffte sich selbst eine Viertelstunde lang einen furchtbaren Genuß. Es war ein Paroxysmus der Verzweiflung, eine wortlose Appellation an alle himmlischen Mächte, der Schmerzensschrei einer armen und elenden Creatur, die sich unter dem eisernen Fußtritt windet, der sie zertritt, und wer weiß, ob jene Ausforderung nicht dem Allwissenden für ein Gebet gegolten hat.

Wenn man die Geschichte des Verfalls des römischen Reiches lies't, so muß man über das Uebel erstaunen, welches die Christen, die früher in der thebaischen Wüste so bewundernswürdig groß waren, dem Staat zugefügt haben, sobald sie die Macht dazu in Händen hatten. „Wenn ich," sagt Montaigne irgendwo, „an die tiefe Unwissenheit denke, in welche die griechische Geistlichkeit die Laien stürzte, so kann ich mich nicht enthalten, sie mit den Scythen zu vergleichen, von denen Herodot erzählt, daß sie ihren Sklaven die Augen ausstachen, damit sie durch nichts bei der Arbeit zerstreut wurden, die ihnen oblag, und die darin bestand, ihre Milch zu buttern. — Sobald die Geistlichen als Stand auftraten, wurde keine Staatsangelegenheit, kein Friede, kein Krieg, keine Heirath, keine Unterhaltung irgend einer Art anders als durch sie vermittelt, und die übeln Folgen dieses Einflusses lassen sich nicht berechnen." — Das ist wahr, aber Montaigne hätte noch hinzusetzen können: das Christenthum zog den Untergang der Kaiser nach sich, aber es rettete die Völker. Es eröffnete Constantinopels Paläste den Barbaren, allein es eröffnete auch die Thüren armer Hütten den tröstenden Engeln des christlichen Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. —

Alles, was da war, besteht nicht mehr, und alles, was einst sein wird, besteht noch nicht. In diesen wenigen Worten liegt das Geheimniß des Zeitgeistes, dessen Lösung so vielfach gesucht wird. Mögen die Menschen eines kommenden glücklichen Jahrhunderts sich einst sagen, daß wir das Glück, dessen sie sich zu erfreuen haben werden, theuer bezahlen mußten, viel theurer als alle Geschlechter vor uns, denn uns sind viele von den Leiden, fast alle, geblieben, deren Druck sie beklagenswerth machte, und wir haben obendrein noch alles verloren, was sie tröstete.

Digitized by Google

Die Dichter stellen die Liebe dar, wie die Bildhauer und Maler die Schönheit, d. h. mit höherem und feinerem Sinne begabt, als gewöhnliche Menschen, vereinigen sie die zartesten und edelsten Elemente des Lebens, die schönsten Formen irdischer Gestaltung, und schaffen daraus ein Phantasiegebilde, das auf Erden nirgends heimisch ist. Im Gefühl der erhabenen Begeisterung, zu der die Liebe sich in einzelnen Augenblicken aufzuschwingen vermag, läutern sie die menschliche Natur von allen niedrigen Bestandtheilen und erschaffen Wesen, wie Julie und Romeo, wie Max und Thekla, deren Namen kein fühlendes Herz auszusprechen vermag, ohne sich sanft bewegt zu fühlen. Aber in der wirklichen Welt darf man so wenig hoffen und erwarten, ein Menschenherz von der Flamme einer so reinen und ewigen Liebe durchglüht zu sehen, als man von einer Nachtigall fordern darf, daß sie uns eine Beethoven'sche Symphonie singen soll. —

Jedes Ideal ist ein Triumph der geistigen Intelligenz des Menschen; aber es ist die gefährlichste aller Thorheiten, es im Leben verwirklicht sehen zu wollen. Wer sah je zum Sternenhimmel empor, ohne daß eine Ahnung der Unendlichkeit durch seine Seele andachtsvoll schauerte, und doch, wer vermag es, sie zu fassen? — Das Ideal ist für uns eben so unerreichbar, als die Unendlichkeit unergründlich. Man darf auf keine Vollkommenheit Anspruch machen, und sie so wenig von der Liebe als von der Schönheit, so wenig vom Glück als von der Tugend fordern; aber man muß sie lieben und ehren, um hienieden so glücklich zu werden, als es der Mensch zu sein vermag.

Danke Gott, daß er Dir den Himmel gezeigt hat, und halte Dich für keinen Adler, weil Dir ist, als hättest Du Flügel. Selbst die Vögel vermögen nicht alle, sich über die Wolken zu erheben; es gibt eine Sphäre, in der sie nicht mehr athmen können, und die Lerche, die singend im Morgennebel zu hoch aufsteigt, fällt todt in die Furche zurück, in der sie ihr Nest gebaut hatte.

Alle wahren, tief empfundenen Seelenschmerzen sind Geschwister, die sich von einander verirrt haben; allein ein guter Engel führt zuweilen die Getrennten zusammen, und Hand in Hand fühlen sie sich dann getröstet.

Die Vernunft kann uns wohl von unsern Illusionen heilen, aber nicht von unsern Schmerzen. Sie kann nur amputiren, nicht verbinden.

Für mich gibt es im ganzen Umkreise meiner Denkfähigkeit nichts Unergründlicheres, nichts Räthselhafteres, als der Einfluß, den die allerunbedeutendsten Begebenheiten, die geringfügigsten Umstände oft auf unser ganzes Schicksal haben. Unsere Vernunft und unsere Willenskraft sind gegen die Macht dieses Einflusses durchaus widerstandlos und ohnmächtig. Selbst die Heldenkraft, diese Beherrscherin der Welt, dies Schwert, das der Mann im Kampfe mit dem Leben führt, vermag nicht, ihn gegen sie zu schützen.

In jedem Wermuthsbecher eines Leidens ist immer ein Tröpfchen Honig, und wer viel gelitten hat, weiß auch, welche wundervolle Beruhigung jeder große, tiefe Schmerz mit sich führt. Kleine vergängliche Schmerzen toben und lästern und klagen Gott und Schicksal an; große Schmerzen thun das nicht; sie sind eine göttliche Botschaft an das arme Menschenherz; man wird still, man horcht auf, was sie uns zu verkünden haben, und vor ihrer Stimme verstummt alles andere. So geistig erstorben ist kein Mensch, daß ein großer Schmerz ihn nicht zu neuem Leben zu erwecken vermöchte.

Man gibt geistreichen Frauen gern Schuld, daß sie den Umgang mit Männern dem Umgange mit ihrem eigenen Geschlechte vorziehen; allein man erklärt sich diese Thatsache falsch. Alltägliche Männer scheuen sich vor Frauen, die nicht alltäglich sind; nur geistreiche Männer haben Freude an geistig gebildeten Frauen, wenn sich diese den Reiz der Weiblichkeit zu erhalten gewußt haben: daher der häufigere gesellige Verkehr zwischen ihnen. Es gibt so viele Menschen, die sich um nichts kümmern, was außer dem Umkreise ihrer Stadt oder ihres Dorfes vorgeht, und das handgroße Stückchen des weiten Himmels, das sie in dem von ihnen bewohnten Sackgäßchen, in das keine Sonne, kein Mond hineinscheint, zu sehen bekommen, halten sie für den ganzen Himmel. Ich gesteh' es, solche Menschen machen auf mich den Eindruck eines stehenden Wassers; mir fehlt es in ihrer Nähe an Lebensluft, mögen sie nun zum weiblichen oder männlichen Geschlecht gehören — ich gehe lieber mit mir selbst, als mit ihnen um. —

Jedes Vergessen hienieden ist ein Flügelschlag des Todes.

Was ich an meiner Freundin Elise K—r ganz vorzüglich liebe, ist ihre lichtreine Heiterkeit. Ich möchte von

ihr sagen, sie sei eine Blume und diese Heiterkeit ihr Duft. Man fühlt dabei, wenn man sie sieht, daß sie gelitten hat, und daß das Leben nicht immer milde und schonend bei ihr vorüberging; ihre Heiterkeit ist keine Naturgabe, sondern ein Geschenk von Gott, und sie wird sie einst mit vor seinen Thron bringen, trotz Allem, was ihr noch zu erleben bestimmt sein kann. — Bei aller Welterfahrung und Menschenkenntniß hat sie sich ein kindliches Herz und die Vorliebe zu einem stillen einfachen Leben erhalten — und das ist ein eben so seltener Vorzug, als es ein großes Glück ist.

Man sagt, daß sich nichts so schnell kund gibt, als ein Gefühl von Antipathie; allein ich glaube, man erräth noch schneller, daß man verstanden wird, und daß man sich lieb gewinnen wird. Die ersten Worte, die man mit einander wechselt, sind gleichsam nur ein leiser Versuch, aber bald fühlt man, daß ein Echo da ist, und daß die Seelen sich verstehen. —

Peter der Große als Literat.

(Beschluß.)

Noch darf Peter's Rednertalent hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wie in seinen Briefen, so war auch der Ausdruck seiner Rede kräftig und bedeutend. Die Reden, welche von den Zeitgenossen aufbewahrt worden, sind meist im Senat, in der Synode und vor dem Heere gehalten. Merkwürdig sind die Worte, die er auf dem Schlachtfelde von Poltawa, so wie andre, die er bei Einweihung des Schiffes Schlüsselburg im J. 1714 gesprochen. Letztere sprach er vor einer zahlreichen Versammlung von hohen Staatsbeamten, Generalen, Officieren des Heeres und der Flotte; ihr Inhalt war folgender: „Gefährten! Ist Einer unter Euch, der vor 20 Jahren nur den Gedanken gehabt, daß er einst mit mir auf dem baltischen See Rußlands Feinde besiegen werde, daß wir einst an dieser Stelle (Petersburg), die wir durch Mühe und Tapferkeit errungen, unsre Wohnsitze aufschlagen würden? Gedachtet ihr einst, daß unsre Waffen so siegreich von Soldaten und Matrosen, russischem Blute entsprossen, getragen würden; so wie diese blühende Stadt mit unsern Landsleuten und mit Künstlern, Gelehrten und Kaufleuten des Auslandes, die aus freiem Antriebe zu uns kamen, bevölkert zu sehen? Glaubtet ihr, daß Rußland einst so hoch in der Achtung der Nationen Europas stehen würde? Die Gelehrten berichten uns, daß die Wissenschaft von Griechenland ausgegangen, von da in Italien ihren Sitz aufgeschlagen und sich allmälig im übrigen Europa bis nach dem Norden Polens verbreitet habe. Nur in unserm Vaterlande konnte sie nicht Wurzel schlagen und unsre Vorfahren bannten sie von sich, denn sie wollten lieber in Finsterniß bleiben, wie früher die deutschen und polnischen Volksstämme. Doch diese verdanken ihrem Eifer und dem regen Geiste ihrer Herrscher das Licht der Aufklärung, wie sich deren einst die Griechen rühmen konnten. Die Reihe ist nunmehr an uns gekommen und, wenn ihr mir eure Ergebenheit bezeugen wollt, so unterstützt meine Pläne, befördert das von mir begonnene Werk und seid eingedenk des lateinischen Spruches: Bete und Arbeite! — Die Wissenschaft verjüngt die Gestalt der Welt, wie der Umlauf des Blutes den menschlichen Leib. Auch der Leib unsres Vaterlandes wird sich verjüngen und die Wissenschaft wird von uns aus zurückkehren können in die alten Wohnsitze, nach Griechenland! In mir fühle ich, daß Rußland einst die Civilisation aller Länder überflügeln wird, unaufhaltsam in seinem Streben, unerschütterlich durch seine Größe!" — Ungeheuer ist die Zahl der von Peter abgefaßten Manifeste, Instructionen, Reglements an die Armee, den Senat und die Synode und der Friedenstractate mit Schweden, der Pforte, Persien, China und andern Ländern. In der Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften wird ein geschriebenes Exemplar eines russischen Militairlexikons aufbewahrt, welches eigenhändig von Peter verbessert und an vielen Stellen mit Zusätzen, namentlich in Bezug auf den Sieg von Poltawa versehen worden ist. Noch sind von dem allseitigen Manne, dessen erfinderischer Geist und Liebe zum Schönen sich auch bei Festen und Volksbelustigungen zeigte, zahlreiche Fest- und andere Inschriften auf Medaillen und Triumphpforten vorhanden. Freund der Poesie, fand man in seinem Taschenbuche mancherlei von ihm verfaßte Sentenzen in Versen, doch ohne poetischen Werth vor.

Das ganze Leben des außerordentlichen Mannes war eine ununterbrochene Kette regsamen Wirkens, und seine Thätigkeit verschaffte der Literatur das Bürgerrecht auf Rußlands rauhem Boden. Wie sein Leben der unendlichste Gewinn für sein Vaterland, so war sein allzufrüher Tod dessen größter Verlust. Er hatte kaum über ein halbes Jahrhundert für all seine Riesenschöpfungen gebraucht. Der Czar Peter Alexejwitsch, genannt der Große, starb zu Petersburg am 28. Jan. des Jahres 1725

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Raupach's neuestes Drama „Adelheid von Burgund.“]

Die königl. Bühne brachte neuerdings eine Tragödie Raupach's zur Darstellung, deren erster Erfolg sehr günstige Hoffnungen für das Werk erweckte, welche sich jedoch leider keineswegs bestätigt haben.

Man muß es Hrn. Raupach lassen, er versteht weit besser den Stoff zu wählen, als denselben dann zu gestalten und zu benutzen. — Adelheid v. Burgunds Schicksale bilden eine chevalereske Episode der Geschichte Otto's des Großen, und wie schön hätte der Dichter die Gegensätze deutscher und italischer Charakteristik, die rauhe gewaltsame Zeit, die Tyrannei Berengar's und den Ehrgeiz Otto's, der nach der römischen Krone strebte, mit den Schicksalen Adelheid's verschmelzen und in ein poetisches Bild bringen können! Statt dessen zieht er es vor, eine Komödie voll Rettungsgeschichten und Theatereffecten zu schreiben, und ein mißgestaltetes Ungeheuer in Adalbert, dem Sohne König Berengar's, zu zeichnen, das widerlicher noch durch die Beigesellung einer Mutter wird, deren Schlechtigkeit als Giftmischerin und niedrige Erbärmlichkeit keine Versöhnung durch Ehrgeiz oder mächtige Leidenschaften der Seele, sondern nur in einer affenartigen Mutterliebe findet.

Adelheid, die junge Wittwe König Lothar's, der durch die Hand der Königin vergiftet wurde, soll Adalbert die Hand reichen, der mit seinem brennend rothen Haar und seinem mißgestaltetem Körper der Gegenstand ihres ganzen Abscheues ist. — Die Mutter hat dem jungen Prinzen bis zum dreißigsten Jahre vorgespiegelt, daß er der schönste und liebenswürdigste Mann seiner Zeit sei, und er glaubt es ihr aufs Wort, bis Adelheid ihm sagt, daß er rothhaarig und häßlich sei. — Nun erst ergreift er einen Spiegel und findet, daß sie wahr gesprochen, und wüthet gegen die Höflinge und die Mutter, die ihm so lange geschmeichelt und belogen. Adelheid ist für ihre Schmähungen der Königin in einen tiefen Kerker auf Stroh geworfen worden, wo sie nicht weiß, ob es Tag oder Nacht ist; dort erscheint zuerst der Prinz, und erklärt der Gefangenen, daß er sie jetzt namenlos hasse, weil sie ihm die Augen geöffnet habe, daß er sie aber besitzen müsse, denn er wolle sie zerstören, und in einer Stunde werde sie sein Weib sein, ob mit ob gegen ihren Willen, gleich viel. — Nun will die Unglückliche durchaus einen Nagel haben, der hoch oben im Kerker sitzt, um daraus einen Dolch zu machen, mitten in ihrer Verzweiflung erscheint jedoch der Kerkermeister und bringt auf Befehl der Königin einen Gifttrank, den er ihr als einziges Rettungsmittel anpreist. — Adelheid will trinken, aber ihre Dienerin hält sie zurück und ermahnt sie zur Christlichkeit und zum Glauben, die Hülfe bleibt wirklich nicht aus. — Der Bruder der Dienerin, ein junger Mönch Florentin, welcher von Jugend auf die Königin liebt, und um der Gefahr zu entgehen, den geistlichen Stand gewählt hat, schlägt zur rechten Zeit die Kerkerwand ein und führt sie fort. — In Knabentracht verbergen sie sich lange Zeit in Kornfeldern bei den Wachteln und finden Nahrung bei einem alten Fischer, in dessen Hause plötzlich der wüthende Adalbert erscheint, welcher ihre Spur entdeckt hat. Er befiehlt, das Haus anzuzünden, und schon flammen die Fackeln, als der Herr von Canossa erscheint, der von Florentin Weisung erhalten hat, sie zu retten. Er führt den König auf falsche Fährte, und es glückt ihm, die Verfolgten in sein festes Schloß zu bringen, wo er jedoch bald von den Schaaren Adalbert's umringt und belagert wird. Während dessen aber ist Florentin nach Deutschland geeilt, und König Otto, nach einer Reichsversammlung, welche in keinem Raupach'schen Stücke fehlen darf, nur daß sie diesmal besonders lamentabel und moralisch ausfällt, macht den Zug nach Italien. Adalbert, von Vater und Mutter bestürmt, die Belagerung aufzuheben, läßt sich durch keine Gründe überzeugen. Er will Adelheid besitzen und zerstören, wie sie ihn zerstört hat, und in der That erscheint er völlig als Wahnsinniger, obgleich er dabei sehr vernünftig philosophirt und von Sentenzen überschwillt. Nun folgen einige grelle und bis zur höchsten Widernatürlichkeit angespannte Scenen zwischen Adalbert und seiner Mutter, in welcher er sich von dieser lossagt, ihr alles kindliche Gefühl aufkündigt und ihr den eigenen Dolch reicht, sich zu durchbohren, bis sie in Verzweiflung zu seinen Füßen sinkt und ihn bittet, vernünftig zu handeln und die Belagerung aufzuheben. Adalbert ist durch nichts zu bewegen; sein Lager wird von den Deutschen erstürmt, aber er flieht nicht, sondern stellt sich vor den Aufgang des Schlosses, erwartet hier den König Otto, und fällt nach einigen Tiraden im Zweikampfe. König Berengar und seine Gattin werden nun auch gefangen eingebracht. Diese ersticht sich auf dem Leichnam ihres Sohnes, und beschämt den König, ihren Gemahl, der knieend Vergebung aus den Händen Adelheid's empfängt, welche Otto feierlich als seine Braut umarmt.

Man sieht leicht, daß aus diesem Gemisch von Theatereffecten, von unpoetischen Verdrehungen der Geschichte und Charaktere, welche entweder nicht festgehalten sind und unter den Händen zergehen oder in unnatürlicher Tollheit sich bewegen, kein Bühnenstück von nur einigem poetischen Werthe erfolgen kann. Denkt man sich dazu eine Sprache, deren Jamben unter dem Wortschwall sich zu endlosen Perioden dehnen, in welchem sich Sentenz an Sentenz reiht und Bilder und Vergleiche, die gewöhnliche Poesie Raupach's, oft sehr trivial eingestreut sind; denkt man sich ferner dabei, daß Herr wie Knecht, Königin wie Zofe sich in dergleichen erschöpfen und ein ermüdendes Einerlei von Phrasenkram zum Besten geben, so hat man eine Vorstellung dieser mit aller Unparteilichkeit gesagt schülerhaften Arbeit, aus welcher Hr. Raupach gewichtiger Gründe wegen nicht allein fünf Acte, sondern auch ein Vorspiel obendrein gemacht hat. — Alle Kunst Seydelmann's, der mit seiner gewohnten Energie den Charakter Adalbert's consequent durchführte, und die löblichen Anstrengungen der Mlle. Stich als Adelheid, vermochten nichts gegen die Mängel des Stücks, welches bei der zweiten Vorstellung ohne Theilnahme vorüberging. — Unbegreiflich aber bleibt es, wie eine so bedeutende Künstlerin wie Mad. Crelinger, der Rolle der Königin Mutter alle Spur einer königl. Würde nehmen, und daraus eine Zigeuner- und Hexenmutter machen konnte, die selbst Stimme und Ton zu einem Zerrbilde erniedrigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 38 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (âme) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spicker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 15 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 149. Kritische Skizzen.
Notizen.

No. 150. Erlösung. Von H. Marggraff.
Kritische Skizzen.
Correspondenz aus Bädern. Bad Elmen bei Salza.
Notiz.

No. 151. Kritische Skizzen.
Correspondenz aus Bädern. Bad Elmen bei Salza. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 152. Streifzüge. Novelle. Nach dem Russischen von Dr. Robert Lippert.
Correspondenz aus Bädern. Bad Elmen bei Salza. (Forts.)
Notiz.

No. 153. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz aus Bädern. Bad Elmen bei Salza. (Beschluß.)
Notizen.

No. 154. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt am Main.
Notiz.

No. 155. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Forts.)
Notizen.

No. 156. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
— — Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)
Notizen.

No. 157. Aus Johannes Falk's Tagebuche.
Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien.
Notiz.

No. 158. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Aus Johannes Falk's Tagebuche. (Forts.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)

No. 159. Aus Johannes Falk's Tagebuche. (Beschl.)
Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 160. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notizen.

No. 161. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 162. Selbstgespräche von Dr. Strauß.
Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 163. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Recept gegen den Schwindel. Von Amalie Kraft.
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

No. 164. Streifzüge. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 165. Streifzüge. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 166. Der nächtliche Besuch. Ballade von A. T. Beer.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notizen.

No. 167. Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst.
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 168. Peter der Große als Literat. Von Dr. Robert Lippert.
Rudolph Marggraff's münchner Jahrbücher für bildende Kunst. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Forts.)
Notizen.

No. 169. Peter der Große als Literat. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)
Notizen.

No. 170. Gedankenstriche. Von Fanny Tarnow.
Peter der Große als Literat. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

September.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

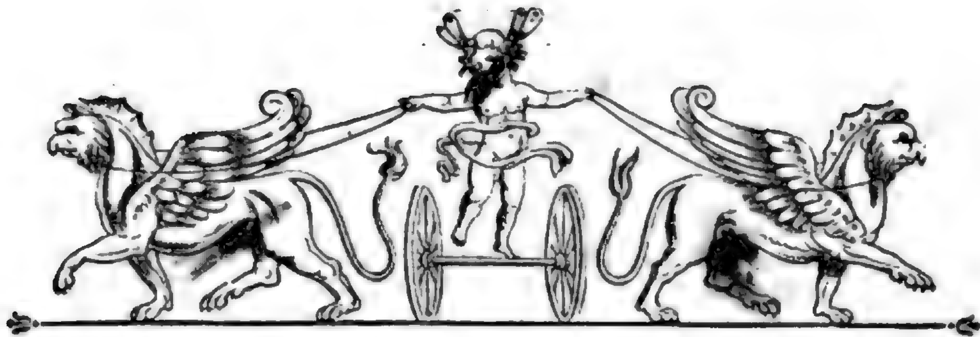
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 171. — den 1. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Fürst von Solms-Lich und die deutschen Repräsentativ-Verfassungen.

Die Zahl der fürstlichen Autoren ist wieder um eine Nummer gewachsen. Der Neueste, der in die Schar eingetreten, geschlossenen Visirs wie die meisten, schwingt sein Schwert nicht gegen die Windmühlen des englischen Spleens; er holt wider das Palladium deutscher Nation aus, wider die Repräsentativverfassung. Ob seine gezückte Klinge auch trifft? Ich glaube: kaum; das Helmgitter hinderte ihn vielleicht am rechten Augenmerk; fast scheint's aber, als ob diese Klinge in der erhobenen Faust als drohender Wegweiser blitzen solle; — getrost, wir finden auch ohne solchen den rechten Pfad, — es ist der gerade, der beste, und Vertrag heißt der Terminus, der ihn beschützt.

Zur Sache! Der regierende Fürst Ludwig zu Solms-Lich hat im vorigen Monate in einer (anonymen) Schrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen"*), diesen letzteren den ritterlichen Fehdehandschuh hingeworfen. Das Cartel gewinnt dadurch an Bedeutung, daß der Fürst zugleich großherzogl. hessischer Standesherr und Mitglied der großherz. hessischen Kammer ist, in welche er vor fünf Jahren eintrat. Schon damals berichtete er, siebenundzwanzigjährig**), in demselben Sinne, in welchem er jetzt als Autor auftritt, von einem „hohen und würdigen Versprechen, das die deutsche Bundesacte in ihrem 13ten Artikel gegeben, von plötzlich ohne vorhergegangene vorbereitende Institutionen proclamirten Verfassungen," schon damals wies er auf ein Land der Verheißung, wo die Macht geheiligter, durch das Leben gebildeter Institutionen, wo die anerkannten, unbezweifelten Rechte der Einzelnen und der Corporationen. Mit jugendlichem Feuer widersprach ihm damals der greise Gagern, in dessen Brust das Morgenroth des heiligen Krieges noch nicht erloschen ist, vertheidigte dieser die Errungenschaft, den Beschluß, die rasche That der Neuzeit gegen eine ins frische Leben trotzig und gebieterisch sich eindrängende Vergangenheit.

Den Faden jener parlamentarischen Discussion hat der Fürst nun jetzt wieder aufgenommen; als Leitfaden durch ein Labyrinth von Begriffen wirft er ihn ins Publicum. Eine dankenswerthe Theilnahme, die er uns schenkt, wenn das Labyrinth wirklich irgend wo anders als in seiner Phantasie vorhanden ist, wenn wir wirklich so unmündig sind, daß wir an Namen haften und für einen Namen ins Feuer gehen, oder, wie der fürstliche Autor meint, so gleichgültig gegen unsere eigenen wichtigsten Interessen, oder so weltklug, daß wir es für's Beste halten, über politische Theorien, welche erst versucht werden sollen, zu schweigen!

Man spricht so viel vom Uebel der Zeit, daß es der Zeit wirklich nicht zu verübeln wäre, wenn ihr aus Ekel über alle solche Salbaderei wirklich übel würde. Man curirt an der Zeit, wie an einem Armen, der seine

*) Gießen, bei Heyer, Vater.

**) Der Fürst ist den 24. Januar 1805 geboren.

Cur im Spitale mit seiner Haut bezahlen muß; der eine Arzt wendet Kataplasmen, der andere Blutegel an, das Beste wäre, sie durch sich selbst curiren zu lassen. Der Fürst behandelt sie an einer großen Fiction, die sie sich nach dem Chaussement im Befreiungskriege als Erkältung zugezogen; daher komme ihr Stockschnupfen. Bei der Auflösung der deutschen Reichsleiche sei mit dem Kopfe: der Kaiserwürde, auch das Herz: die alte landständische Verfassung verwest. Die deutsche Bundesacte habe nun bei der neuen Organisation **landständische** Verfassungen versprochen, und **Repräsentativ**verfassungen seien statt jener gewachsen. Das Repräsentativsystem aber beruhe auf der Fiction, daß durch die Repräsentanten das Volk als solches dargestellt werde, die Repräsentanten üben daher die dem Volke zustehenden Rechte statt des Volkes aus, und in dem Regenten vereinige sich nicht die gesammte Staatsgewalt, weil er sie mit den Repräsentanten theile. Alle Consequenzen dieses Systems nun, meint der Fürst, hätten die Regierungen nicht vorausgesehen; als jene eingetreten, seien diese unangenehm überrascht gewesen, mehr zugestanden zu haben, als sie geahnt und gewollt hätten; die Repräsentanten andererseits hätten von jenen Consequenzen keine aufgeben können, wollen, noch dürfen. Die Regierungen hätten nun verlangt, daß die Repräsentanten sich in Stände (im Sinne des Fürsten) metamorphosiren möchten, — eine Metamorphose, die außer dem Reiche der Möglichkeit liege. Aus dieser Dämmerung führt uns dann der Fürst als Hierophant nach Preußen und gibt uns plötzlich das volle Licht. Preußen hatte, sagt er, in der Feststellung der ständischen Rechte durch den Bundesvertrag ein Mittel zur Herstellung eines über ganz Deutschland verbreiteten gleichmäßigen Rechtszustandes erkannt; nur in einer zeitgemäßen Erneuerung der früheren ständischen Verfassungen konnte Preußen den richtigen Weg zum vorgesteckten Ziele finden; es mußte den Inbegriff der noch anwendbaren früheren ständischen Rechte erhalten, und zugleich eine den veränderten Verhältnissen und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Umgestaltung der früheren ständischen Verfassungen bewirken. Deshalb also die bisherigen Vorbereitungen durch den Zusammentritt von Kreisständen und Provinzialständen; deshalb, wenn diese Vorbereitungen beendigt sein werden, eine ständische und keine Repräsentativ-Verfassung für Preußen! Als Schlußstein des Raisonnements endlich: In der Repräsentativverfassung, wie sie in Deutschland ist, — Täuschung; Wahrheit allein in der ständischen!

Karl Buchner ist bereits gegen die Schrift des Fürsten aufgetreten *) und bekämpft diesen mit logischen und mit historischen Waffen. Zuerst löst er die feine nebulöse Distinction zwischen Ständen und Repräsentanten, den künstlich geschlungenen Knoten der Worte. Seit fünfundzwanzig Jahren, sagt er, haben wir, mitten im tiefsten Frieden, die merkwürdigsten Kämpfe durchmachen sehen. Die Begriffe und Ansichten sind wie Fangball von Hand zu Hand gegangen, und es kam nicht selten vor, daß kurz nach dem Beginne des Spieles ganz anders gefärbte Bälle in der oder jener Hand ruhten, als beim Anfange des Spieles der Fall war. Der alte Epimenides hatte hundert Jahre geschlafen, und als er erwachte, fand er eine Welt vor, die er nicht mehr kannte. Wäre er ein Kind unsers Jahrhunderts gewesen, so hätte er schon mehrmals einschlafen und schon mehrmals wieder erwachen können, und hätte immer diese alte Europa, diese Entführte des verkleideten Zeus, nicht sowohl als verjüngte, wie als neue, völlig veränderte gesehen. Napoleon, die Freiheitskriege, die Zeit nach dem zweiten pariser Frieden, das Jahr 1819, das Jahr 1830, das Jahr 1832 — das wären solche Zeiten von des Epimenides Einschlafen und erstauntestem Wiedererwachen gewesen.

Wo die Begebenheiten in Masse so wechseln, da ist sehr begreiflich, daß auch die kleinern Umstände: Die Phrase, der Ausdruck, das Wort, in ihrer Natur und in ihrer Bedeutung die mannichfaltigsten Modificationen durchmachen. So besonders das Wort **Recht**, und was damit zusammenhängt; oder das Wort **Volk**, **Nation**, **Geist der Zeit**, **Bedürfniß der Zeit**; oder — um Concreteres zu erwähnen — das Wort **Stände**, **Landstände**. Noch ist, trotz der Bemühungen Campe's, Adelung's, und der neuesten deutschen Sprachforscher, kein Wörterbuch zu Stande gebracht, welches die unbestrittenen Begriffe jener Wörter enthielte; und wenn wirklich eins da wäre, welches dieselben in ihrer **heutigen** unbestrittenen Bedeutung aufgenommen hätte, so würde gewiß für **morgen** oder **übermorgen** der Streit darüber nicht fehlen. Um diese Behauptung noch klarer zu fassen, lege man sich einmal die Frage vor: was man unter **Geist der Zeit** während der **Freiheitskriege**, und was im Jahre 1819; was unter **Landständen** man im Jahre 1814, 1830 und 1832; was unter **Nation** man während des Protectorates Napoleon's und

*) Der Herr Fürst Ludwig zu Solms-Lich und die Repräsentativ-Verfassungen. Darmstadt, Heyer'sche Hofbuchhandlung. 1838.

was im Jahre 1813, zur Zeit der Proclamation von Kalisch, verstand? Die Antworten werden sich von selbst geben. Man wird in eine Maskenwelt zu treten glauben, und ungewiß, hinter welcher Maske denn Wahrheit und ein warmer Athem sich regte. Man wird da nicht blos Häutelungen begegnen, sondern innersten Umgestaltungen, wie in der Natur Raupen in Puppen und Puppen in Schmetterlinge sich verwandeln, und wie die Ereignisse in der Geschichte der Völker wohl auch für Zeiten den gerade umgekehrten Weg einschlagen.

Karl Buchner faßt den Fürsten aber vornämlich an dessen eigner Waffe, der historischen. Während der Fürst behauptet — auf die Autorität von Eichhorn's deutscher Staats- und Rechtsgeschichte — die alten Landstände hätten sich nirgends das Recht vorbehalten, ihre Zustimmung zu allgemeinen Landesgesetzen zu ertheilen oder zu versagen, und daß die Gesetzgebung alleiniges Recht des Landesherrn geblieben, deducirt ihm Karl Buchner, aus Moser's Nebenstunden, von Cramer's wetzlarischen Nebenstunden, Lünig's Reichsarchiv, v. Schultes' coburgischer Landesgeschichte des Mittelalters, aus Schannat und aus Leist's Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes gerade das Gegentheil. Er beweist ihm ferner, daß es wirklich Absicht gewesen, Repräsentativ-Verfassungen zu geben; er erinnert an die Worte im Votum des hannoverschen Gesandten — auf dem wiener Congresse, — „daß der König von Großbritannien unläugbar ebenso souverain als jeder andere Fürst in Europa sei, und daß die Freiheiten seines Volkes seinen Thron befestigen, anstatt ihn zu untergraben," an die Erklärung Hannovers: „ein Repräsentativ-System sei in Deutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen," an die preuß. Verordnung vom 22. Mai 1815, welche „eine Repräsentation des Volkes" verfügte und a. m. a. Man sieht, die Begriffsverwirrung ist auf Seite des Fürsten, und das Uebel, welches er sieht, kein wirkliches; wie soll man da zu dem vorgeschlagenen Heilmittel Zutrauen fassen? Man lächelt dazu!

Halten wir lieber fest an einem theuren, heiligen Gut; lassen wir es uns nicht durch Sophismen aus der Hand schwätzen. Vergessen wir nicht, daß wir auf einem sichern Grund und Boden, auf unserem guten Rechte stehen, und daß wir für die Freiheit eine Garantie haben, die wir nicht leichtsinnig aufopfern dürfen. Diese Friedenstaube, der heilige Geist, wird nie in einem Käfig gefangen, und läßt sich mit Privilegien nicht füttern. Nicht im Salon mag er weilen, über Hütten und Paläste schwebt er gleich milden Flügelschlages dahin, und Flammenzungen bedürfen keiner Mittelsmänner und Dollmetscher, um gehörigen Ortes verstanden zu werden. Halten wir fest an der Ueberzeugung, die Karl Buchner in der Vorrede seiner Schrift so schön ausspricht: daß, wenn der Mensch nicht dem ungöttlichsten Pessimismus anheim fallen will, er den Fortschritt des Menschengeschlechtes im Ganzen und nicht blos zum Klügeren, sondern auch zum Besseren und zum Vernünftigeren annehmen muß, und daß wir nicht allzu eigennützig blos an die Frucht denken dürfen, welche uns etwa aus dem Kern, den wir in die Erde legen, reifen soll. Die Menschheit hat zu ihrem Entwickelungsgange viel Zeit nöthig, und wenn es allerdings auch unangenehm ist, mehr dabei als Staffel dienen zu müssen, als auf der Staffel zu stehen, so sind doch solche Entwickelungsperioden, solche ruhelose Ruhe, solche gebundene Bewegung, nothwendige Phasen des Ganzen und insbesondere der Erscheinung und Fortbildung der Menschheit in der Form des Staates, und die nicht ganz hoffnungslose Resignation hat am Ende ebenso gut ihren Kranz als die jauchzendste Triumphante.

Correspondenz.

Aus Mühlhausen in Thüringen.

[Eine projectirte Eisenbahn. Ludw. Bechstein. Mühlhausen's vue pittoresque.]

Bei meiner flüchtigen Durchreise hör' ich viel von dem Project einer Eisenbahn, welche Kassel mit Halle in Verbindung setzen soll. Das Unternehmen soll in der Ständeversammlung des Kurfürstenthums Hessen projectirt sein, und es käme darauf an, wieviel Actien in den dabei betheiligten Städten aufgebracht werden könnten. Durch diese Bahn würde auch das einsame, fast noch in reichsstädtischer Isolirung abgelegene Mühlhausen in einen Verkehr treten, dem die gewerbliche Thätigkeit einen ungeahneten Schwung, das ganze geistige und gesellige Leben hier eine neue Physiognomie zu danken hätte. Es kommt in jetziger Weltlage weniger darauf an, was ein Ort an und für sich ist, als vielmehr in welchem Verkehr er steht, in welcher Linie er liegt. An einer Eisenbahnstrecke kann ein Dorf weltwichtige Geltung gewinnen, während eine unzugängliche Stadt, die wie ein Bär von ihren eigenen Pfoten zehrt, ohne Abzugs- und Zuflußcanäle, starr in sich gebunden, einer bloßen Vegetation, einem moosartigen Wachsthum anheimfällt. Nur durch die Gunst der zufälligen Lage an einer frequenten Straße hat Nordhausen, die früher ebenfalls reichsstädtische Schwesterstadt Mühlhausens, vor diesem einen nicht unbedeutenden Vorsprung gewonnen. Käme aber jene Eisenbahn, deren Unternehmen wohl noch im weiten Felde steht, wirklich zu Stande, so würde unbezweifelt das Unstrutthal als Terrain benutzt werden und Mühlhausen in die Linie fallen.

Vor kurzem war Hr. Ludwig Bechstein aus Meiningen hier. Man glaubt behufs seiner Entwürfe thüringischer Landschaften für das malerische und romantische Deutsch-

by Google

land, das bekanntlich in Leipzig bei O. Wigand erscheint, und von dem der thüringische Romancier die Section Thüringen übernommen hat. Die Stadt Mühlhausen liegt in einem sanft abhängigen Bergkessel. Vom sogenannten „weißen Hause" erscheint die Stadt mit ihrem gothischen Mauerwerk in einem reizenden Bilde, daß in der Romantik der thüringischen Landschaften ihresgleichen sucht, und auch wohl findet, aber an Schönheit gar viele oft gefeierte und wegen frequenter Nähe von Reisenden besuchte Puncte überbietet. Inzwischen wissen wir nicht zuverlässig, ob Hr. Bechstein zu dem Zweck in Mühlhausen war, um hier eine verkannte Schönheit zu Ehren zu bringen und eine versteckte Aschenbrödel in die Welt zu führen. Ein größerer colorirter Kupferstich erschien von dieser Vue pittoresque hierselbst in der Heinrichshofen'schen Verlagshandlung.

Seit einiger Zeit zählt Mühlhausen auch den kaiserl. russischen Hofrath Tilesius wieder zu den Seinigen. Auch Romantik in Mühlhausen! Derselbe, der mit Krusenstern die Welt umsegelte und sich viel mit Mollusken beschäftigt hat.

Notizen.

[Ein kleiner Irrthum Tholuck's.]

Wie es jetzt um die ehemals gerühmte Gründlichkeit der deutschen Gelehrten bestellt ist, davon haben wir leider berühmte Proben, indem die Preußen eine Schlacht, die sie verloren, durch die Kunst eines Historikers gewinnen, Thomasius um ein Menschenalter hinausgerückt wird, und anderes dergleichen in großer Menge, was Schleiermacher einmal in ein eignes Journal sammeln und unter einem bezeichnenden Titel herausgeben wollte. Ein neues artiges Stückchen hat jetzt Tholuck geliefert, der in seiner „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" einen Zug aus der französischen Revolution ganz falsch anbringt, was um so schärfer zu rügen ist, als man ihm das Gelüst, auch in der neusten Geschichte sich als Kenner zu zeigen, bei seinem Stoffe am wenigsten kann gelten lassen. Es beliebt ihm, aus der Geschichte des Nationalconvents eine weltberühmte Anekdote in ganz entstellender Weise wiederzugeben. Er spricht von der Abstimmung über das Schicksal des Königs, und wie die meisten Stimmen auf den Tod lauten. Da läßt er, wie die Reihe an den Herzog von Orleans kommt, eine Stille entstehen, und dann den Herzog ausrufen: „La mort sans phrase!" — „den Tod ohne weitere Umstände!" wie er diese Phrase übersetzt. — Aber diese berühmten Worte sprach bekanntlich nicht der Herzog von Orleans, sondern der Abbé Sieyes, gewesener katholischer Geistlicher und nachheriger Botschafter der französischen Republik am berliner Hofe, und der Ausdruck „sans phrase" hatte einen ganz andern Sinn, als der, in welchem Tholuck ihn nimmt, er bezog sich auf die Fragestellung, wie dies in jedem Geschichtsbuche über jene Zeit nachgesehen werden kann. — Zugleich will ich jedoch hier eine Unrichtigkeit rügen, die sich in meine „Weiblichen und männlichen Charaktere" (Leipzig, bei Engelmann) eingeschlichen hat. Forster starb nicht, wie dort angedeutet wird, unter der Guillotine, sondern erlag einer Krankheit.

[Achthundert und sieben Maler.]

So viel hat Berlin — 807 Maler! Nun sage man noch, daß die Kunst in Berlin nicht blüht! Es sind darunter außer 160 Portraitisten, freilich noch 295 Stubenmaler, auch eine große Anzahl Portrait-, Blech- und Schildermaler; das thut aber nichts, den berliner Adreßbuchmachern ist es gleich, was man malt, ein Kneipenschild oder ein Heiligenbild, man malt doch, und die Professoren Begas und Wach werden mit den Stuben- und Blechmalern unter ein und dieselbe Rubrik gethan! Von Staats- und Polizei wegen weiß man in Deutschland die Menschen — und wo möglich auch das Vieh — trefflich zu classificiren.

[Kutte und Soldatenmantel.]

Ein deutscher Officier schreibt aus Estella triumphirend: „Maroto verdrängt die Herrschaft der Priester, den unnöthigen Schweif des Don Carlos. Von jetzt an wird hier der Soldatenmantel statt der Kutte herrschen!" — Für was kämpft denn der deutsche Herr Lieutenant? Hilft er den Don Carlos nach Madrid bringen, so hat er der Kutte, nicht dem Soldatenmantel, als dem herrschenden Princip den Weg nach Madrid bahnen helfen; der Soldatenmantel ist nur Mittel, die Kutte Zweck; ein Don Carlos überwindet seine Vorliebe für die Kutten nur im äußersten Nothfall. Dann möchte dem tapfern Maroto der Kerker oder das Ausland offen stehen. Wofür, ich frage noch einmal, kämpft der deutsche Herr Lieutenant, oder wofür glaubt er zu kampfen?

[Der Höchste und die Allerhöchsten.]

Eine deutsche Zeitschrift theilt Folgendes mit: Während des Gottesdienstes geruhten die „Allerhöchsten" Herrschaften dem „Höchsten" ihren Dank darzubringen. — So steht's gedruckt, und nun kein Wort weiter!

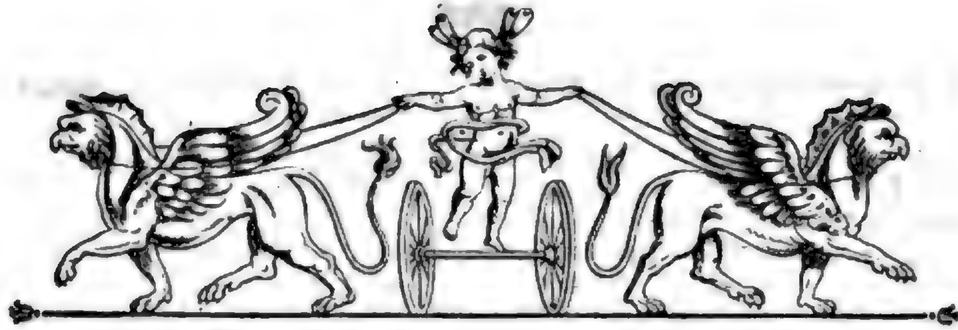
[Väterlicher Regentenspruch.]

Don Carlos' Hauptmaxime lautet: wer nicht zu züchtigen versteht, weiß auch nicht zu regieren! (Quien no sabe castigar, no sabe reinar.) Vergleiche Minerva von Bran, Augustheft, S. 367.

[Alte Sympathieen für die französische Revolution.]

Der zweite Bd. von Böttiger's liter. Nachlasse bringt auch ein Reisetagebuch aus Hamburg, vom J. 1795. Auch hier finden wir merkwürdige Züge von der Sympathie der Deutschen für die Vorgänge in Frankreich. Klinger schrieb damals ein ganzes Buch darüber. Der Componist Reichard war der heftigste Republikaner, wie Böttiger berichtet. „Sein ältester Sohn ist Chasseur bei der französischen Pyrenäenarmee und die Briefe im Journal „Frankreich," die von dieser Armee her datirt sind, enthalten Auszüge aus der Correspondenz mit seinem Vater. Ueber seinem Schreibpulte hing rechts Charlotte Corday, in einem großen colorirten Kupferstich, den ich sehr häufig in den Zimmern der Hamburger und auch bei Vater Klopstock gefunden habe, und links Pichegru, ein schöner, ausdrucksvoller Kopf. Auf der andern Seite Mirabeau, Reichard's Idol."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 172. — den 3. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

Novelle von Robert Blum.

In einer kleinen Schenke am Fuße der Alpen auf der Straße nach Savoyen gelegen, war es im Anfange des Germinal Jahres IV. ungemein lebhaft. Die Bewegung, die sich in Italien vorbereitete, führte eine ungewöhnliche Anzahl Reisender in diese Gegend, und fast Jeder war genöthigt, Stunden, ja oft Tage lang auf das Zugvieh zu warten, welches ihn weiter schaffen sollte. Die republicanische Armee, welche die Pässe am jenseitigen Abhange der Alpen besetzt hielt, hatte alle Zugthiere aus der ganzen Gegend zur Bespannung der Kanonen und Munitionswagen in Anspruch genommen. So fand sich an dem rauhen und stürmischen Märztage, von dem wir reden, auch eine kleine Gesellschaft zusammen, welche mit Scherz und Ernst sich die Zeit zu vertreiben suchte, die sie nach dem Willen des Schicksals hier ausharren sollte. — Vor wenigen Monaten noch hätte man die hier vereinten Menschen mit verächtlichen Blicken betrachtet, wegen der Gleichgültigkeit, womit sie die Angelegenheiten des Vaterlandes besprachen; heute konnten sie in ihrem Indifferentismus als Typen der Gesellschaft, als Repräsentanten der Volksmeinung gelten. Denn Frankreich hatte sich in kurzer Frist so sehr geändert, daß man es kaum wieder erkannte. Die fieberhafte Begeisterung war verraucht, eine lähmende Ermattung war der riesigen Anstrengung zur Rettung der Republik gefolgt und der Egoismus des Einzelnen machte seine Ansprüche überall geltend.

Dieser erschlaffte Zustand der Dinge nun war es, der sich in den Unterhaltungen des Kreises kund gab, in welchen wir den Leser vorübergehend einführen; man besprach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ohne Theilnahme, und ohne andere Hoffnungen und Befürchtungen auszusprechen, als diejenigen, die Jeder für seine eigene Person hatte. — Nur Einer schien tief und im Innersten der Seele bewegt zu sein von dem, was er sah und hörte, und obschon er durchaus keinen Theil nahm an der wechselnden Unterhaltung, so sprach sich in dem Zucken seiner Gesichtsmuskeln doch zuweilen ein stummes, aber sehr verständliches Urtheil aus. — Es war dies ein schöner stattlicher Mann, der fast regungslos an der Ecke des wärmenden Kamins lehnte, sein Auge starrte wechselnd in die knisternde Flamme und den grauen Himmel; jugendliche Kraft und Fülle sprach aus seinen Zügen, während zugleich einige tiefere Falten auf seinem Antlitze, die Leidenschaft und Arbeit gegraben hatten, den reiferen Mann verkündeten; eine schöne Narbe thronte auf seiner Stirn, und wenn sein halbverkohltes Auge zuweilen aufflammte in einem Blitze des Zornes oder des Muthes, so färbte sich diese Narbe mit einem dunklen Roth, und schien als den tiefinnersten Gedanken der bewegten Seele das Wort Blut aussprechen zu wollen. — Die Gesellschaft betrachtete ihn mit einem Gefühle, gemischt aus unheimlicher Scheu und der Ehrfurcht, die jede rein ausgeprägte Entschiedenheit des Wesens für sich in Anspruch nimmt.

„Was führt Euch nach Italien, Bürger?" fragte

ein wohlbeleibter pariser Spießbürger, dem die Krämerseele aus jedem Zuge hervorguckte, seine Nachbarn.

„Ich habe Familienangelegenheiten dort abzumachen, Bürger, und hoffe, daß die brave Armee mir bald einen Weg bahnen wird," antwortete ein splitterdünnes, immer lächelndes Männchen mit einem Bücklinge, der ganz gewaltig an ein früheres Jahrzehend erinnerte und den Sprecher vielleicht in den Verdacht des Aristokratismus gebracht hätte, wenn er nicht zu gleicher Zeit den Hut durch eine spielende Handbewegung so gewandt hätte, daß die ungewöhnlich große Kokarde in die Augen fiel und ein Zeugniß für sein reines Bürgerthum abgab.

„Ich will mich der italienischen Armee anschließen, Bürger, und für die Befreiung der Welt kämpfen," sagte mit Pathos ein junger Mann, dessen Gesichtsausdruck ihn augenblicklich als eine jener Nullen bezeichnete, die der Schöpfer so zahlreich in die Welt warf, um die große Summe der Menschheit auszufüllen.

Noch einige andere theilten ihre mehr oder minder unbedeutenden Absichten mit, und als die Unterhaltung dann stockte, wandte sich der Krämer mit der Frage an seinen schweigsamen Nachbar: „Und Dich, Bürger?"

„Nichts!" erwiederte der Jüngling mit kaltem, starkem Tone, ehe noch die Frage vollendet war, und das Männlein mit der großen Kokarde bebte unwillkürlich zusammen, während die Andern mit Befremden den seltsamen Gesellschafter musterten, der stumm blieb, wie vorher.

„Ich will," fuhr der Krämer nach kurzer Pause fort, „das Wenige, was ich mir erworben, der Republik widmen, indem ich Vorräthe kaufe zur Versorgung der Armee. Jetzt, wo Ruhe und Ordnung zurückgekehrt ist, kann ein ehrlicher Mann doch seinem Herzen folgen, ohne fürchten zu müssen, daß er für die rechtmäßige Bezahlung eine Anweisung auf die Guillotine erhalte."

„Gott sei gedankt!" bemerkte das Männchen, welches wir jetzt Vieuxtemps nennen wollen, und fügte sich selbst verbessernd hinzu: „die reine Vernunft hat diesen Sieg glücklich errungen."

„Ja, der Convent machte nicht viel Federlesens," warf der pariser Held in spe dazwischen, der sich eben in einem Generalstraume gewiegt zu haben schien.

„Nicht der Convent, Bürger!" verbesserte der Krämer, „denn der Rath der Fünfhundert besteht ja auch aus Mitgliedern des Convents. Es waren nur einzelne Bösewichter, die uns tyrannisirten; der blutdürstige Robespierre und seine verruchten Consorten —"

„Sie haben ihren verdienten Lohn, die Verräther," bemerkte der Krieger.

„Elende!" brummte der Schweigsame mit Zähneknirschen dazwischen.

„Meinst Du jene Schurken, Bürger?" fragte etwas heftig der Krämer.

„Nein, Euch mein' ich," erwiederte immer wärmer werdend der Fremde; „Euch alle, die Ihr Euch in dummer Aufgeblasenheit das freie souveraine Volk nennt und keiner Freiheit werth und fähig seid; Euch, die Ihr in knechtischer Unterwürfigkeit dem Tyrannen zujauchztet, als er einher fuhr in seiner Staatscarosse und Euren Schweiß verpraßte; Euch, die Ihr die Männer vergöttert habt, die Ihr jetzt schändet mit frecher Zunge; die Ihr frohlocktet, als die consequente Tugend auf dem Schaffotte blutete; die Ihr den Mann gemordet, der Euch gerettet und groß und stark und frei machte, dessen einziger Fehler war, daß er nicht Euer Tyrann wurde; Euch, die Ihr dieser fünfköpfigen Hyder jetzt Euren Beifall zollt, die Euch entweder selbst tyrannisirt, oder der Tyrannei den Weg bereitet; Euch, die Ihr alle zusammen nicht werth seid, daß ein Mann Euch seine Kraft weiht, es sei denn, um den Fuß auf Euren Nacken zu setzen, Euch Alle mein ich, Ihr Elenden!"

Ein augenblickliches Erstarren hatte die Gesellschaft ergriffen über diese kühne Rede, und erst nach einigen Minuten, während welcher der Sprecher wieder in seine vorige Ruhe zurückgekehrt war, machte sich der allgemeine Unwille Luft in drohenden Ausrufungen: „Er lästert die Nation! Er schmäht das souveraine Volk! Hinaus mit dem Terroristen! Nieder mit dem Septembriseur! Er hat das Directorium beschimpft!" — So erscholl es zugleich aus allen Kehlen und die Gesellschaft machte Miene zum Angriff. Der junge Mann, denselben erwartend, ergriff mit kalter Besonnenheit einen Feuerbrand und rüstete sich zur Vertheidigung, und es schien, als ob die Schenkstube in den nächsten Augenblicken ein Miniaturbild des 9. Thermidor zu liefern bestimmt sei. In der gespannten Aufmerksamkeit, die man früher dem Redner unfreiwillig zollte, und in der jetzigen Aufregung hatte Niemand bemerkt, daß noch ein Fremder in die Stube getreten und Zeuge dieses Auftrittes geworden war. Es machte daher um so größern Eindruck, als plötzlich eine kräftige, volltönende Stimme rief: „Franzosen, haltet ein! Wollt Ihr im Heiligthume des Hauses den Bürgerkrieg fortsetzen, der auf den Straßen kaum geendet ist? Gegen die Feinde richtet Eure Kampflust, dort nützt sie der Republik!"

Hatte diese unerwartete Intervention schon ein momentanes Ruhen des beginnenden Kampfes bewirkt, so

war die Wirkung der neuen Erscheinung noch größer, als die Angreifenden nun einen Blick auf den Sprecher warfen. Der patriotische Armeelieferant vergaß, daß er zum souverainen Volke gehöre, flüsterte seinen Nachbarn ein Wort ins Ohr und drückte sich mit einer tiefen Reverenz zur Thür hinaus. Vieuxtemps, der ohnehin am Kampfe nicht Theil nehmen zu wollen schien, hatte sich sichtlich etwas entfärbt; er hielt jezt seinen Hut mit der großen Kokarde als deckendes Schild vor sein Antliz, unterdrückte mühsam ein ehrfurchtsvolles Compliment und folgte lavirend dem Lieferanten. Der künftige Krieger aber suchte durch einen kühnen Blick und festen Tritt den Muth seines Herzens zu beurkunden, bevor er die Stube verließ; alle Uebrigen folgten fast unwillkürlich dem gegebenen Beispiel, und bald waren nur noch zwei Personen in der Stube, die sich eine Zeit lang stumm und fragend einander betrachteten.

Der Neuangekommene war ein mittelgroßer, ziemlich schlanker Mann, dem Aussehen nach höchstens dreißig Jahre alt; der gelbliche dunkle Teint des Gesichtes verkündete seine südliche Abkunft, und die Gewandtheit und Lebhaftigkeit seiner Bewegungen fügten sich, vereint mit dem dunkeln Haar, ergänzend zu dem Bilde eines Italieners; auf seinem Gesichte lag eine eisige Ruhe, und keine Leidenschaft hatte eine Furche auf demselben zurückgelassen, nur das äußerst belebte funkelnde Auge zeigte die Bewegung des nie rastenden Geistes. Hätte die Kleidung auch den republicanischen Officier nicht erkennen lassen, die männlich kühne Haltung, das Feste und Muthige seines Wesens würden den gebornen Krieger in ihm bezeichnet haben, und ein gewisses unaussprechliches Etwas, welches in den blühenden Zeiten der Hofkünste und Schmeichelei unzweifelhaft mit „Majestät" benannt worden wäre, deutete darauf hin, daß dieser Mann nicht bestimmt war, Befehle zu empfangen.

„Du warst sehr unvorsichtig, Bürger," begann endlich der Neuangekommene, „eine politische Meinung muß man nicht als Aushängeschild bei sich tragen. Ohne meine Dazwischenkunft warest Du gefährdet, vielleicht verloren."

„Und hätte mein Leben auf dem Spiele gestanden, ich danke Dir nicht für Deine Hülfe, Bürger," antwortete ziemlich barsch der Angeredete.

„Wie, Bürger? sollte ich mich so sehr in Dir geirrt haben? Der Mann hält das Leben sehr hoch, weil er seinen Werth kennt."

„Auch ich hielt es hoch," sagte ergriffen der Fremde, „so lange ich es der Freiheit widmen konnte. Jetzt acht' ich's nicht höher, als daß ich bereit bin, es jeden Augenblick hinzugeben, im Kampfe gegen die Gemeinheit und Verderbtheit, die unsere ärgsten Tyrannen sind. In einem solchen Kampfe war ich begriffen, und mein Fall wäre ehrenvoll gewesen."

„Du hältst die Freiheit für verloren?"

„Ja."

„Warum?"

„Weil dies Volk, dieses egoistische, prahlerische, leichtsinnige, verächtliche Volk keiner Freiheit werth ist."

„Du irrst."

„Ha, ist es nicht erschlafft, nachdem es kaum aufgewacht? Gründet nicht dieses souveraine Gesindel selbst Institute der Tyrannei, die feige unterhandeln mit den Tyrannen, statt sie zu vernichten?"

„Du irrst, Bürger!"

„Kann sein; nach Deiner Ansicht vielleicht; doch die ist nicht die meinige. Ich empfing diese Narbe am Stadthause zu Paris; es war am 9. Thermidor, und ich vertheidigte einen Geächteten."

„Am 9. Thermidor verlor ich meinen Freund."

„Robespierre?!"

„Der Jüngere."

„Wer bist Du?"

„Ein junger Krieger, der seinen Namen an den Fortschritt der Freiheit anzuknüpfen wünscht; ich heiße Bonaparte." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mailand, Ende August.

[Mailands Glanz und Glück. Verschönerungen. Kunstunternehmungen x.]

Mailand, bekanntlich die Lieblingsstadt Napoleon's, verjüngt sich von Tage zu Tage. Der Segen des Friedens, dessen der Mailänder unter der österreichischen Regierung durch eine so lange Reihe von Jahren genießt, und der guten Ordnung, die ihm nunmehr zur zweiten Natur geworden ist, hat seine Reichthümer vervielfacht, seine Straßen mit Palästen besetzt, seine Höfe mit Statuen geziert und seine Wände mit Gemälden bedeckt. Der Longobarde, oder wie er sich lieber heißt, der Insubrier, lebt frei, höchst ungenirt und herrisch. Er schreitet oder fährt breit einher, stolz auf seinen lachenden Himmel, auf seinen fruchtbaren künstlich gepflegten Boden, auf seinen lebhaften Handel, auf sein Genie, und auf den Eifer der Regierung, seinen Wünschen, wo möglich, freundlichst entgegenzukommen. Handwerke und Künste der Mailänder insbesondere vervollkommnen sich mit jedem Tage rascher, denn ihre Erzeugnisse werden häufig gesucht und reichlich belohnt. Mit jedem zweiten Jahre verläßt man mit größerem Staunen die Brerasäle, in welchen die Producte nützlicher Künste, und

Digitized by Google

mit jedem Jahre jene, worin die Ergebnisse der schönen Künste zur Schau ausgestellt sind. Früher bemerkte man im Dome nur wenige bleivolle Glasgemälde, welche das Krachen der Batterien bei Napoleon's Krönung nicht zertrümmert hatte. Tritt man aber jetzt in den majestätischen Tempel, welcher das zweite ewige Kunstwerk Italiens nach der St. Peterskirche ist, so bewundert man Fenster von ungeheurer Höhe und trefflich gelungene neue Glasmalereien. Magisch ist ihr Effect am frühen Morgen, wenn die Sonne die frischfarbigen Phantasieen Johannis in schiefen Strahlen auf den Marmorboden des Innern hinschmilzt. — Um Mailand und in der reizenden Brianza findet man viele neue geschmackvolle Landsitze mit Glasmalereien an Lusthäusern, an Capellen und Bibliothekfenstern. Der Landmann, der Diener, selbst der Bettler (welcher übrigens hier gewiß seltener, als sonst wo, entgegentritt) nähert sich hier keineswegs mit der Ehrfurcht und Unterthänigkeit, wie in Deutschland, sondern keck und mit dem Hute auf dem Kopfe der Thür seines Herrn oder Wohlthäters. „Nun, wie kam Ihnen Rom vor?" fragte ich einen Mailänder, der vor ein paar Tagen von dort zurückgekehrt war. „Wie Mailand unter den Spaniern. Und meine Vaterstadt, die ich jetzt zum Empfange ihres Fürsten sich rüsten sehe, erscheint mir darauf, wie ich mir Rom unter Augustus Octavianus denke." Diese Antwort hätte mich befremdet, wenn ich nicht Zeuge wäre von dem hiesigen Wohlstande und dem vollen Blühen der Künste und Wissenschaften. Dabei sind fast alle Pfründen, Aemter und Würden des Landes durchgehends von Einheimischen besetzt, und hat der Lombarde in Wien irgend ein Anliegen, so wird er gewiß begünstigt, wenn es nicht im Reiche der Unmöglichkeit liegt. Er rechnet auch mit Stolz darauf und macht davon nur gar zu fleißigen Gebrauch. Seine einzige Klage ist, daß das österreichische Gesetz zu milde sei. Man dürfte auch wohl hinzufügen, daß die österreichische Verwaltung gegen die Lombardei beinahe zu generös ist. Dieses gesegnete Land bringt reiches Einkommen, das aber wieder eifrigst zu seinem Besten verwandt wird. Daher sieht man gegenwärtig den Lombarden, der eben nicht leicht zum Danke gerührt wird, und sich noch weit weniger zur Schmeichelei herabläßt, aus freiem Antriebe bemüht, zur Verherrlichung der Krönungsfeier das Seinige beizutragen, und was er da äußert und leistet, verräth Liebe und Verehrung seines Kaisers und Königs.

Die ungeheure Straße von Porta orientale bis zum Dome ist durch Abtragen vieler Häuser und Aufbauen geschmackvoller Façaden hinter denselben so erweitert und verschönert worden, daß man dieselbe jetzt für eine neue Schöpfung halten kann. Auch das Gebäude der Ambrosianischen Bibliothek ist außerordentlich verbessert. Wohin sich in diesen Tagen sehnsuchtsvoller Erwartung das Auge wandte, sah es mauern, meißeln, pflastern, weißen und coloriren. Bis zur Stunde waren in den kaiserlichen und Privat-Palästen viele Bildner und Tapezirer beschäftigen. Von den Meistern, die in den Gemächern arbeiteten, welche der Kaiser selbst bewohnen wird, genüge der Name unseres Oel- und Frischmalers Hayez. Unser Friedebogen (arco della Pace), diese marmorne Geschichte der für Deutschland gefährlichsten und so ruhmvoll geendeten Zeit, woran sich Cagnoli's Geist erschöpfte, und die Meisterschaft Marchesi's, Caj. Monti's, Cacciatori's, Comolli's u. A. erschöpfen zu wollen schien, steht nun mit seinen Nebengebäuden, mit seinen Zu- und Ausfahrten, in dem weiten Kreise des Waffenplatzes, gegenüber der in jüngster Zeit architektonisch verschönerten Fronte des Castells (welche Arbeit 60,000 Lire kostete), vollendet da. Den einen weiten Halbkreis, der zwischen beiden hinläuft, umschließt eine ovale Arena (Kampfebene) und dieser gegenüber wird gegenwärtig für die Krönungszeit an einem zierlichen Holzgebäude gearbeitet, dessen Ansicht den Kaiser an das Lustschloß Schönbrunn erinnern soll. Unter Leitung unseres berühmten Fernmalers und Baukünstlers Sanquirico sind für die innere Einrichtung und Verzierung des Domes viele, viele Hände beschäftigt. Hierauf sei erlaubt, später mit Mehrerem zurückzukommen. Eben so viele beschäftigt die Stadt unter der Direction verschiedener Ingenieure mit Vorbereitungen zu Illuminationen Volksfesten u. dergl. Alle Krönungsscenen (worunter der Einzug durch den Corso orientale, die heil. Function im Dome, die Volksmaskerade und Beleuchtung zwischen dem Arco, Arena, Castell und Schönbrunn, die Auffahrt in S. Ambrosio, das Manöuvre und die Militair-Kirchenparade auf dem Waffenplatze) werden unter Leitung des Alexander Sanquirico und seines Vetters lithographirt und illuminirt herausgegeben werden. Bereits liefert der Ingenieur Voghera in 28 großen lithographischen Tafeln um einen äußerst billigen Preis (22 Zwanziger) die genaue und nette Zeichnung des Friedenbogens, seiner Basreliefs, des Sechsgespannes (sestiga) und aller Bronzefiguren, Nebengebäude u. s. w. sammt dem Texte. Eine ähnliche Arbeit bietet im Kleinen unser Drucker Manini an, wozu Defendens Sacchi den Text schrieb. Ueber die eiserne Krone durchwühlte Antolini alle alte Schriftsteller und sein bei Pirotta unter dem Titel: „Die Könige von Italien" erschienenes und um sechs Zwanziger angebotenes Werk verräth großen Fleiß, aber wenig Geist. Sind unsere Huldigungs-, Krönungs- und Jubelwochen vorüber, so dürfte wohl der „Adler" in Wien die genügendste bildlich historische Darstellung derselben liefern. (D. F. f.)

Notiz.

[Chamisso]

Am 21. August starb der würdige Chamisso (geb. 1781 zu Boncourt in der Champagne), einer der wenigen deutschen Dichter, die unter den Streichen der deutschen Kritik nicht gelitten haben. Seine letzte literarische Arbeit ist die Uebersetzung der Berenger'schen Lieder, die er mit Gaudy gemeinschaftlich bei Weidmann herausgab. Der deutsche Musenalmanach wird, wie man fast als gewiß annehmen kann, mit ihm zu Grabe gegangen sein. Der Jahrg. 1839, worin Chamisso's, Gaudy's und Sallet's (dreier Edelleute!) Beiträge — die übrigens trefflich sein sollen — die Hauptbestandtheile bilden, ist noch mit Chamisso's Namen als dem des Mitherausgebers bezeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 173. — den 4. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

„Bonaparte? Du gehörtest zu den Verdächtigen.“

„Weil ich zur Menschlichkeit rieth, als ich Toulon der Republik wiedergegeben hatte.“

„Du zerschmettertest das Volk am 13. Vendemiaire.“

„Die Rotten, die eine Gegenrevolution beabsichtigten, zerschmetterte ich und half die Ordnung gründen.“

„Du bist der General des Directoriums.“

„Um Italien zu befreien!“

„Italien! schönes unglückliches Vaterland!“

„Du bist Italiener?“

„Ich bin's,“ antwortete der Jüngling seufzend, „und keinem der Letzten meines Volkes bin ich entsprossen! Mein Ahnherr entfesselte den Geist durch die Kunst und zeigte die Freiheit in den Formen der Kraft und der Schönheit; meine Vorfahren warfen die leuchtende Fackel des Wissens in die Nacht der Vergangenheit; mein Oheim gehört zu den Repräsentanten des französischen Volkes: ich heiße Carlo Angelo Buonarotti.“

„Ein Name, werth des Ruhmes, für die Freiheit zu kämpfen!“

„Das war mein Wunsch, mein heißester, mein einziger Wunsch, er erfüllte meine ganze Seele. Vater, Freunde, Glück, Liebe und Glückseligkeit verließ ich, bahnte mir durch tausend Gefahren einen Weg nach Paris, um mit dem freigewordenen Volke zu jauchzen im freudigsten Siegesjubel. Aber ich erkannte seine Verblendung, seinen Knechtsinn, seinen Unverstand; ich sah, wie es seinen edelsten Mann mordete und eine neue Tyrannei als rächende Nemesis aufstieg aus dem Blute des Gemordeten. Jetzt kehr' ich verzweifelnd in mein Vaterland zurück.“

„Bürger,“ sagte Bonaparte mit einem Anfluge von Wärme, „Männer wie Du dürfen nie verzweifeln. Du wähnst die Freiheit gefährdet, weil sie nicht vom Convente und seinen Leitern eingeführt wird in die Welt? Du irrst. Die Aufgabe des Convents war Krieg gegen die innern Feinde, und Vertheidigung nach Außen. Er hat diese Aufgabe erfüllt und seine edelsten und rüstigsten Kräfte daran gesetzt. Frankreich ist stark und frei, und somit war die Rolle des Conventes zu Ende. Jetzt erst können und wollen wir die Welt befreien.“

Ein Adjutant trat ein und meldete dem Bürger General Bonaparte, daß er weiter fahren könne. Dieser wendete sich an Angelo, welcher mit steigendem Interesse ihm gefolgt war, mit der Frage: „Hast Du einen Wagen, Bürger?“ und als dieser mit einem kurzen: „Nein!“ antwortete, fuhr Bonaparte fort: „So begleite mich bis Savona. Sieh den Freiheitsmuth republicanischer Krieger, lerne von ihnen Ausdauer und Standhaftigkeit, sei Zeuge der ersten Siege der Freiheit in Deinem geknechteten Vaterlande und kehre mit neugestähltem Muth zurück in die Laufbahn, die dem Manne ziemt.“

Angelo schwankte einen Augenblick und ein wogender Seelenkampf malte sich in seinen schönen, leidenden

Digitized by Google

Zügen; dann wandte er sich mit raschem Entschlusse zu dem General und folgte ihm mit stummer Resignation.

Um das kleine, unfreundliche Küstenstädtchen Albenga stand das Gros des republicanischen Heeres versammelt, wenn man die wenigen Truppen also benennen darf, die nach Besetzung der von Savona und Montenotte sich erstreckenden Postenlinie übrig blieben. Der neue Oberfeldherr wollte die Armee mustern, mit der er Italien zu erobern beabsichtigte. Trauriger und lächerlicher Anblick, der sich ihm darbot! Jeder Andere würde den Siegesmuth und die Hoffnung auf Erfolg dabei verloren haben. Denn wer in dieser Revue auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Militair-Drahtpuppen-Spielen sucht, womit in unsern Residenzen und Lustlagern coquettirt wird, findet sich bitter getäuscht! Schon das Aeußere dieser Truppen war zugleich erbarmungswürdig und komisch: der gewöhnliche dreieckige Hut wechselte harmonisch mit dem römischen Helme und der schlichten Stallmütze; die Uniform aus der Zeit Ludwig XIV. hatte die einfache Savoyarden-Jacke zur nächsten Nachbarschaft, Blousen aller Farben mischten sich dazwischen, und während so die Oberkleider der Truppen alle Nüancen des Regenbogens darboten, hatten sie wenigstens das mit einander gemein, daß sie gegen die Witterung wenig Schutz gewährten; mit den Fußbekleidungen sah es noch trauriger aus, denn während ein Theil der Soldaten die Ruinen ihrer ehemaligen Schuhe mit Bindfäden dürftig zusammenhielt, ging ein anderer, sehr bedeutender Theil gänzlich barfuß. Der Name: „Reiterei" konnte fast nur satyrisch angewendet werden, denn die wenigen Pferde, die im Laufe des Winters dem Opfertode für den Hunger der Soldaten entgangen waren, befanden sich in einem so elenden Zustande, daß es zur Pflicht gemacht war, sie so selten wie möglich zu besteigen. Die Armee war tapfer, muthig, ausdauernd und von der reinsten republicanischen Gesinnung beseelt, aber ein langes Elend hatte die Bande der Subordination gelöst und jenen unbedingten Gehorsam aufgehoben, der allein die nothwendige Einmüthigkeit und Genauigkeit militairischer Bewegungen sichert.

Während die Truppen in den mannichfaltigsten Zwiegesprächen ihre Hoffnungen und Befürchtungen für die nächste Zukunft laut werden ließen und ihre Ansichten über den neuen Feldherrn austauschten, erschien dieser an der Spitze seines Generalstabes und betrachtete trüben Blickes die dünnen, mißmuthigen Reihen. Kein Ruf der Freude, kein militairischer freundlicher Gruß schallte ihm entgegen, wohl aber mußte er mehrmals ein ungestümes Geschrei nach Brot und Kleidung vernehmen. Aber festen Schrittes musterte er die Truppen, trat dann in ihre Mitte und redete sie an mit fester Stimme:

„Soldaten! Ihr seid nackt und hungernd; die Regierung ist Euch **viel** schuldig, sie kann Euch **nichts** geben. Der Muth und die Ausdauer, die Ihr in diesen Felsen bewiesen, sind bewundernswerth; aber sie bringen Euch keinen Ruhm und keinen Glanz. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in Eure Hände fallen. Dort findet Ihr Ehre, Ruhm und Reichthum! Soldaten von Italien! wird es Euch an Muth und Ausdauer fehlen?"

Diese, für den Soldaten neue Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht und wurde mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, Bonaparte's jugendlicher Muth flößte den Kriegern Vertrauen und Hoffnung ein. Nach wenigen Stunden herrschte Heiterkeit im Lager, und Siegeslieder hallten ringsum zurück von den Felsen, deren Echo am frühen Morgen nur Klagen und Unzufriedenheit geben konnte.

Unter den Zuschauern der militairischen Feierlichkeit befanden sich auch Angelo, Vieuxtemps und unser pariser Spießbürger. Der erstere stand in sich gekehrt und sah trüb' auf die traurigen und ausgehungerten Gestalten der Soldaten; kein Schimmer der Hoffnung überflog seine ernsten Züge, wohl aber entrangen sich schwere Seufzer seiner Brust, wenn er den Blick von dem burlesken Schauspiele abwandte und hinüber richtete nach seinem Befreiung hoffenden Vaterlande. Vieuxtemps hatte vergebens sich ihm zu nähern und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen gesucht; doch war es ihm gelungen, zu versichern, daß er durchaus keinen Theil genommen an der Wirthshausrevolution. Der Armeelieferant schien zu berechnen, wie viele Millionen sich verdienen ließen, ehe diese elenden Truppen vollständig restaurirt seien.

Bonaparte nahte sich nach beendigter Revue dem träumerischen Italiener, und ihn freundlich begrüßend sagte er: „Nun, Bürger, hast Du Hoffnung, daß wir siegen und Italien befreien werden?" und setzte, als Angelo schwieg, hinzu: „Ich erkenne Deine Zweifel; bald sollen Kanonen Dich erwecken aus Deinen bösen Träumen." In diesem Augenblicke trat ein Adjutant zum Obergeneral und meldete, daß man diesen Morgen einen Spion eingefangen habe, der es versuchte, die Truppen

zur Desertion zu verleiten. Gleichgültig befahl Bonaparte, denselben vor ein Kriegsgericht zu stellen. Angelo würde den Gegenstand der Verhandlung gar nicht bemerkt haben, wenn nicht der Adjutant durch die Bemerkung: „Dort führt man ihn vorüber!" seine und des Obergenerals Aufmerksamkeit auf einen Punct gelenkt hätte, wo zwei Soldaten eben einen Bauer transportirten.

Angelo war die Erscheinung nicht sobald gewahr geworden, als sein Blick, wie durch einen Zauber festgebannt, darauf haftete, sein Auge aus den Höhlen trat, als wolle er sich bestreben, eine Täuschung durch genauere Auffassung des Gegenstandes zu bewältigen. In seiner Seele arbeitete ein mächtiger Kampf und die bebenden Lippen stammelten mechanisch die Worte: „Jener Mann ist —"

„Der eingefangene Spion," ergänzte der Adjutant.

„Das spricht ein Bube!" donnerte Angelo mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Blutes; der Adjutant fuhr empört zum Seitengewehr, indessen Bonaparte begütigend dazwischen trat und in strengem Tone sagte: „Wie, Bürger, willst Du einen braven Krieger beschimpfen, der seine Pflicht thut?"

„Verzeihung, Verzeihung! Bürger Adjutant!" stammelte Angelo; „meine Seele ist zerrissen, tausend Dolche wühlen in meinem Herzen! — Aber es kann ja nicht sein," fuhr er wieder aufathmend fort; „Du irrst, Bürger Adjutant. Ein unseliges Mißverständniß, Verläumdung, was weiß ich; aber es ist unmöglich."

Der Adjutant erzählte, ihn zu überzeugen, die näheren Umstände; immer heftiger wogte es in der Seele Angelo's und seinem Munde entrangen sich unzusammenhängend die Ausrufungen: „Also doch! — Er Spion! O, daß ich nie diesen Tag gesehen hätte!"

Bonaparte gab dem Adjutanten ein Zeichen, sich zu entfernen, und trat dann zu Angelo mit der Frage: „Was ist Dir, Bürger? Kennst Du den Bauer?"

„Ja, ja, ich kenne ihn. Doch fordere keine Erklärung von mir; ich kann, ich darf sie Dir nicht geben," entgegnete Angelo; und plötzlich sich besinnend, fügte er hinzu: „Bürger General, Du hast Antheil an mir genommen, mir Dein Wohlwollen geschenkt: Bewähre Deine freundliche Gesinnung, sprich ein Wort der Gnade und entlasse den Gefangenen."

„Den Spion?" fragte Bonaparte gedehnt.

„Er ist es nicht," erwiederte rasch der Italiener; „oder ein Unglück, ein unseliges Verhängniß hat ihn dazu gemacht. Bürger General!" fügte er flehend hinzu, „Du allein bist im Stande, ihn zu retten; ich flehe Dich um sein Leben. Gib ihn frei, er ist schuldlos."

„Dann wird das Kriegsgericht ihn frei sprechen," bemerkte der Obergeneral.

„Nein, nein!" fuhr Angelo auf, „es wird ihn verdammen. Sieh Bonaparte, ich bin kein einzelner Mann; ich bin mächtiger, als Du glaubst. Du willst Italien befreien, ich kann, ich will Dir helfen. Ein Wort von mir und die Thore der Städte öffnen sich Dir in frohem Jubel, tausend junge Männer ergreifen die Waffen für Dich und die Freiheit. Tödte mich selbst als Spion, Bonaparte, wenn ich Dir nicht lautere Wahrheit sage. Aber wisse, Du wirst mein Haupt zerschmettert an diesem Felsen finden, wenn der Gefangene stirbt. Gib ihm Gnade!"

Angelo sank aus seiner flehenden Stellung unwillkürlich nieder zu den Füßen Bonaparte's; die krampfhafte Aufregung der Seele hatte seine Kraft gebrochen und er verharrte bewußtlos eine Zeit lang in einer Stellung, die der starre Republicanismus ihm gewiß nie einzunehmen gestattet hätte. Eine Weile fixirte der Obergeneral das bleiche leblose Antlitz des Jünglings, während in seiner Seele ein Entschluß reifte, den er nur zögernd aussprechen zu wollen schien; dann fragte er mit tiefem Ernste: „Bürger, was würde Dein gepriesener Freiheitsheld gethan haben in meinem Falle?"

„Er würde — gerecht gewesen sein," antwortete Angelo fast tonlos, in dem Bewußtsein, daß diese Frage den letzten Funken seiner Hoffnung vernichtete.

„So will ich es auch sein," eingegnete Bonaparte mit kalter Größe. „Folge mir!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Forts.)

[Reiseroute des Hofes. Wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten in Mailand.]

Indessen reiste der Hof am 4. Aug. von Schönbrunn nach Amstätten, am 5. nach Lambach, am 6. nach Salzburg. An demselben Tage begab sich der Vicekönig Erzherzog Rainer von hier nach Innsbruck, um dort der Huldigungsfeier beizuwohnen. Dort traf der Kaiser und sein Gefolge, nachdem er sich bis zum 8. früh in Salzburg aufgehalten, am 9. über St. Johann ein, hielt am 10. seinen Einzug und verweilte bis zum 17. Der Vicekönig wird schon am 15. in Mailand zurückerwartet. Am 17. reist der Hof von Innsbruck über Sterzing und Brixen nach Bolzano (Botzen), am 20. über Meran und Mals nach Bormio, an welcher Gränze der Vicekönig ihn empfängt. Auch erscheinen schon dort die Gouverneure Graf Hädick und Graf Padetzky, der Erzbischof von Mailand und andere

Großen des Reichs zur Bewillkommung. Zu der interessanten Reise über den Stelvio (Stilfser-Joch) besorgt die Post 150 Pferde auf jeder Station. Am 23. wird im Delegationsstädtchen Sondrio übernachtet. Am 24. geht es nach Bellaggio, dem reizenden Endpuncte des Comersees, in die herrliche Villa Melzi. Am 25. wird das Dampfschiff bestiegen, und man fährt von einer festlich geschmückten Barkenflotte begleitet unter Gesang und Musik nach Como. Der Hof wohnt hier im Odescalchi'schen Pallaste; die Seebeleuchtung aber wird aus der Battaglia'schen Villa betrachtet. Denn am Abende werden Stadt, Ufergebäude, alle Höhen rings umher, mit ihren Thürmen, Ruinen, Kirchen und Landhäusern beleuchtet, so daß die reizende Einfassung des Sees sich in seinem Spiegel schauet. Am 26. trifft man im Lustschlosse zu Monza ein; der ungeheure englische Park, der Zier- und Thiergarten, das kunstreiche Prachtschloß, und das Städtchen werden auf das sinnreichste zur Erheiterung benutzt. Der wiener Kunstfeuerwerker Stuwer wurde engagirt, die Stadtbeleuchtung mit einem großen Feuerwerke vor dem Schlosse in Einklang zu bringen. Der Hof verweilt dort bis Ende des Monats August.

Die letzte Versammlung des hiesigen Handelsstandes beschloß zu Ehren des Kaisers früher eine Fischerhalle, dann eine technische Kunst- und Handwerksschule bauen zu lassen. Es unterliegt indeß Zweifeln, ob die Bestätigung dieser letzteren von Seiten der sonst väterlich sorgenden Regierung erfolgen werde. Denn schon gibt es Elementar- und doppelte Realschulen, ja sogar eine trefflich eingerichtete technische Chemieschule in Mailand, welche sämmtlich auf Kosten des Staates bestehen. Auch ist man im Begriff, das zufolge der raschen Fortschritte und Anforderungen unserer Zeit im technischen Schulwesen noch Fehlende in allen Provinzen einzuführen. Auf den Fall der Nichtbestätigung wird der Handelsstand seine subscribirte Summe auf andere Weise zum Nutzen Mailands verwenden. Zufluchtsorte für Mühselige und Kranke wurden begründet und erweitert; Anstalten getroffen zur Bewahrung armer, von ihren Eltern verwahrloster Kinder, zur Ausstattung und Mitgabe sittlicher, aber mittelloser Brautleute. Ein neuer Tempel steigt empor, gewidmet dem Andenken des heil. Carl Borromeo. Die Protestanten aber besitzen noch immer kein eigenes Bethaus, es sind deren gegen tausend Seelen, größtentheils dem Handelsstande angehörig; sie drängen sich in die evangelische Militärcapelle. Frühere Versuche, eine protestantische Kirche einzurichten, sind aus mancherlei inneren und äußeren Gründen gescheitert. Die Protestanten führen den Namen der Akatholiken, wie in ganz Italien. Die Juden, kaum hundert an der Zahl, haben eine eigene, wenn gleich sehr bescheidene Synagoge. — Sonst besitzt Mailand vier Gymnasien, zwei Lyceen, und andere Anstalten für höhere Wissenschaften. Das erste Gymnasium, S. Alexander, ist fast mitten in der Stadt und im besten Zustande. In diesem Jahre wurden seine Naturalien- und physikalischen Cabinette erweitert und bereichert. Das zweite, an der Porta Nova, ist ganz kürzlich als baufällig geschlossen, wird aber gleich nach den Krönungswochen neu aufgebaut, wozu der Kaiser gegen 500,000 Lire bewilligte. — Zum Vorstande ist von der Handelskammer, in einer Sitzung vom 11. August, der angesehene protestantische Kaufmann H. Mylius gewählt worden.

Die Stadt Monza wird bei der Ankunft des Kaisers eine gemeinnützige Einrichtung begründen, indem sie ihre höchst sparsame Entfinsterung der Gassen und ungeheuern Plätze zur Nachtzeit künftig mittelst Anzünden von sechzig neuen Laternen in eine genügende Beleuchtung verwandeln wird.

Wer von Monza die schnurgerade Straße nach Mailand fährt, trifft schon auf der Brückenrunde von Gorla eine Reihe von Equipagen lustfahrender Mailänder an. Diese lange und weite Steinbrücke ist der Centralpunct der breiten, herrlichen Straße, welche ein früher dem Auge sich verbergendes Netz reicher Landhäuser mit englischen Gärten und andern landschaftlichen Schönheiten mitten durchriß, dergestalt, daß sich nun große Abwechslung darbietet. Wer von Loreto zur Stadt kommt, sieht auf den Zinnen der beiden Portale des östlichen Stadtthores an Geländern und Beleuchtungsgerippen arbeiten. Längs den öffentlichen Gärten am Corso werden die eisernen Gitter ausgebessert, die Thore ausgehoben und entfernt, auf daß die daselbst zu errichtenden Tribünen freie Aussicht auf den Eingang gewähren. Gegenüber liegt ein Kaffeegarten mit einer ansehnlichen Terrasse. Sie ward von Speculanten für Zuschauer gepachtet; man arbeitet daran, um so viele als möglich unterzubringen. Und so wird durch die ganze Stadt nach allen Richtungen bis zur porta Romana gehämmert, geputzt und gehobelt. Mailand gleicht einer Arbeitsstätte.

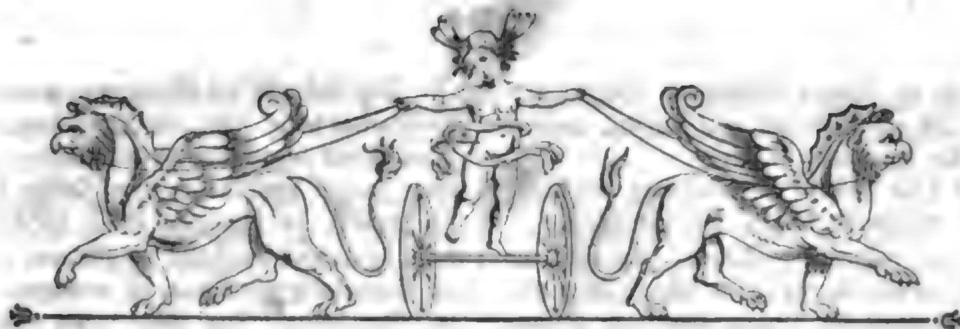
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Classicität auf den berliner Bühnen.]

In Berlin wurde zur Feier des gemüthlichen Stralauer Fischzuges in der Königsstadt aufgeführt: „Stralau." In drei Abtheilungen, von Fr. Berger. Die erste Abtheilung dieses echt preußischen Nationaldramas, welches längst entschwundene Zeiten mit der Gegenwart, wie ehemals an einer Ehebrecherin mit Hund, Katze und Schlange geschah, in einen und denselben Sack wirft, trägt den interessanten hochpoetischen Titel: „Die Pommern in der Au bei Berlin im Jahre 1469," oder: „Stralaus Benennung und Einsetzung des Fischzuges," historisch romantisches Gemälde, in 1 Akt. Es ist merkwürdig, wie viel Classicität sich auf unsern Bühnen zusammendrängt, da innerhalb weniger Tage auf der königl. Bühne das Ballet, Undine Casanova im Fort St. André und das Quodlibet Fröhlich, auf der Königstädter Bühne außer dem romantisch-historischen Drama „Stralau" die beiden Tage vorher „der Vater der Debutantin" und Schick's Original Zauberspiel „das Zauberdiadem" zur Aufführung gekommen sind!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 174. — den 6. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

In der kleinen Stube eines nahegelegenen Bauerhauses sah der Gefangene seinem Schicksale entgegen, welches von dem Kriegsgerichte ausgesprochen werden sollte. Er war ein hinfälliger Greis mit weißem, ehrfurchtgebietendem Haar, dessen edle Züge und ganze Haltung auffallend mit seinem Bauernanzuge contrastirten und eine höhere Abkunft verriethen.

Die Officiere, aus denen das Kriegsgericht bestand, hatten sich um eine kleine Tafel gesammelt und auf rohen Schemeln Platz genommen. Eben als der Präsident das Verhör beginnen wollte, trat der Obergeneral ein, an seiner Seite Angelo, den ein Fieberfrost erfaßte beim Anblicke des Gefangenen. Bonaparte musterte einen Augenblick die Gesellschaft und heftete sein Auge besonders fest auf den Spion, dann sprach er: „Bürger Officiere, Ihr seid versammelt, um einem Verdächtigen das Urtheil zu sprechen, der es versuchte, unsere braven Truppen zu verführen. Er hat den Tod verdient. Laßt uns aber den neuen Feldzug mit einem Act der Gnade beginnen; gebt ihn frei und er selbst mag unsern Feinden erzählen, daß auch der letzte Krieger der Republik mit eiserner Treue festhält an seiner Fahne, an dem heiligen Paniere der Freiheit! — Geh!“ wandte er sich fortfahrend zu dem Gefangenen, „geh' und berichte denen, die Dich gesandt haben, was Du gesehen! Fühle aber auch, daß Dein Geschäft ein schmäliges, den Mann entehrendes sei.“

Bonaparte wandte den fragenden Blick auf Angelo, um Zufriedenheit in seinen Zügen zu lesen; aber das Gewicht der letzten Worte schien vernichtend in die Seele des Jünglings gefallen zu sein; er stand regungslos mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes und bemerkte nicht einmal, daß auf den Wink des Obergenerals die Mitglieder des Kriegsgerichtes sich erhoben und die Stube verlassen hatten.

Angelo verharrte in seinem Hinbrüten, und der Gefangene erhob sich wie aus einem schweren Traume erwachend; wie aber das blöde, schlafumfangene Auge sich sogleich wieder schließt, wenn ein schreckenerregender Gegenstand seinem ersten Blicke begegnet, so schloß sich das Auge des Gefangenen beim Anblicke des Jünglings. Nur mit Entsetzen öffnete er dasselbe wieder, heftete den starren Blick fest auf ihn, und mit einer Stimme, in der sich Zweifel, Schmerz und Zorn vereinigten, rief er den Namen: „Angelo!“

„Vater!“ stöhnte schmerzerfüllt der Jüngling, sein Antlitz von ihm abwendend.

„Du hier, im Lager der Feinde?“ fuhr zornentbrannt der Alte auf.

„Um Dich dem Tode, dem Tode durch Henkershand zu entziehen.“

„Weh mir, wenn Du wahr sprichst! denn ärger als Tod ist das Bewußtsein, daß Du ein Genosse der Verruchten bist, die ihren Gott verhöhnen, ihren Herr-

scher morden und in blindem Wahnsinne Ströme von Blut vergießen, um ein Phantom zu erhaschen, welches nur in ihrer tollen Phantasie existirt!"

„Fühle, daß Dein Geschäft ein schmäliges, den Mann entehrendes sei," stammelte Angelo fast unwillkürlich.

„Ungerathener, schändlicher Sohn!" donnerte empört der Vater; „wagst Du es, diese Worte zu wiederholen? Du, Verräther an Deinem Gott, an Deinem Kaiser, an Deinem Vaterlande! Verräther an Deinem Vater, an Deiner Liebe und an Allem, was dem Menschen heilig und ehrwürdig ist — "

„Vater!" unterbrach ihn Angelo mit bewunderswürdiger Ruhe; „bedenke, daß wir im republicanischen Lager sind, wo solche Ausrufungen den Tod verdienen! Bald folg' ich Dir nach Mantua. Dort magst Du mein Schuldbuch öffnen, und ich will Dir Rede stehen über mein Thun."

„So that ich Dir Unrecht?" fragte besänftigt der Vater. „Ja, so muß es sein. Zwar kenne ich Deinen wilden Sinn, Deine freiheitlüsterne Seele, aber so tief kannst Du nicht gesunken sein. Verzeihe meiner Aufwallung, mein Sohn; folge mir jetzt gleich nach Mantua und —"

„Das kann ich nicht, Vater; aber ich folge Dir, wenn ich kann; das beruhige Dich!"

„Glaube auch nicht, daß ich das sei, was ich scheine. So ergeben ich auch meinem Kaiser und der guten Sache bin, nimmer würde ich ihnen auf diesem Wege dienen. Bei einer Sendung an meinen Freund Beaulieu führte mich der Zufall mit einigen Kriegern zusammen, die Geld und Nahrungsmittel von mir annahmen und einstimmten in meine leise ausgesprochenen Ansichten. Versuchen wollt' ich, ob wirklich die Seele des rohen Soldaten festhalten könne an einem Nichts, und überredete sie, mir zu folgen; sie aber ergriffen mich mit brutaler Gewalt und führten mich hierher. Ich war unglücklich in der ersten Begegnung —"

„Und würdest nicht glücklicher sein, wenn Du alle Soldaten des Lagers zu prüfen vermöchtest," bemerkte Angelo; „doch lassen wir das —"

Die Rede des Jünglings wurde unterbrochen durch den Eintritt eines Corporals, welcher den Befehl hatte, den Gefangenen bis über die Vorposten zu begleiten. Mit einem kalten Abschiede trennten sich Vater und Sohn. Ersterer wählte den Weg nach Novi, letzterer suchte die Einsamkeit der Berge, um die mächtigen Eindrücke zu bemeistern, die seine Seele in den letzten Stunden bewegt hatten.

Die Schlacht bei Montenotte war siegreich beendet. Bonaparte hatte das erste jener kühnen und genialen Manoeuvres ausgeführt, durch welche er in wenigen Wochen Italien und in wenigen Jahren Europa eroberte. Zu schwach, um die ganze Masse der feindlichen Streitkräfte anzugreifen, hatte er sich mit seiner Macht auf ihr Centrum gestürzt und es vernichtet in der Schlacht bei Montenotte. Zwei Tage später zermalmte er in der Schlacht bei Millesimo ihren linken Flügel. In der Schlacht bei Dego zerschmetterte er auch den rechten, und die unermeßliche Armee, die Italien vollends erobern und in Frankreich eindringen sollte, war nicht mehr. Italien lag offen und schutzlos da vor dem Sieger. Zwischen den Alpen und Apenninen brach die Armee in Italien ein, und als die Truppen auf der Höhe von Montezomoto im Siegerschritt ankamen und das herrliche Land vor sich ausgebreitet sahen, brachen sie in einen unbeschreiblichen Enthusiasmus aus und riefen den Namen Bonaparte jauchzend den lachenden Fluren entgegen. Wohlgefällig weidete sich das Auge des Feldherrn an dem erhebenden Schauspiele, und mit freudestrahlendem Blicke sagte er: „Hannibal hat die Alpen forcirt, wir haben sie turnirt."

Der Siegesjubel von Montenotte war verklungen und die stille Nacht hatte sich herabgesenkt auf den Wahlplatz. In der raschen Verfolgung des Feindes begriffen, hatte das Heer der Republicaner noch keine Zeit gehabt, für seine Verwundeten zu sorgen, und das Schlachtfeld bot also einen betrübenden Anblick. Kampfesmuth und Erbitterung, Siegesfreude und Jugendlust waren verschwunden und hatten dem Bilde menschlicher Schwäche und menschlichen Elendes Platz gemacht. Auf den Körper des gefallenen Oesterreichers legte der verwundete Republicaner sein Haupt und aus der Brust des muthigsten Kriegers rang sich das Gestöhne des Schmerzes und der Todesangst. Angelo hatte heldenmüthig mitgefochten in den Reihen der tapfern Sieger. Er kehrte jetzt zurück, und der Anblick des Schlachtfeldes hatte seine Schritte gehemmt. Liebend weilte er bei den Hülfsbedürftigen und konnte er auch nichts weiter thun, als sie erquicken mit einem Trunke aus benachbarten Quellen, oder mit den Kleidungsstücken der Leichen bedecken und schützen gegen den beginnenden Nachtfrost, so that er doch dies mit unermüdeter Thätigkeit, und keine Klage traf ungehört sein Ohr. Aber er war nicht der Einzige, der das Elend der Hülflosen zu mildern strebte: Bonaparte, der gepriesene Held des Tages, waltete wie ein Vater

Digitized by Google

unter den Seinen, und mit eigener Hand reichte er Labung und Trost. Mit gleicher Sorgfalt wie für den Ruhm und die Sicherheit der Armee sorgte er für die Pflege seiner Verwundeten, und nicht eher gönnte er sich einen Augenblick der Ruhe, bis die Aerzte in voller Thätigkeit, Lebensmittel vertheilt und lange Züge von Wagen in Bewegung waren, um die Leidenden nach Savona und Nizza zu führen.

Seit dem verhängnißvollen Augenblicke, wo Bonaparte das Wort der Begnadigung ausgesprochen hatte über Angelo's Vater, hatte dieser ihn nur flüchtig und im Drange der Geschäfte gesehen. Jetzt führte sie der Zufall zusammen auf der Stätte des Todes; Bonaparte eilte dem Jüngling entgegen, reichte ihm die Hand und lobte sein Thun.

„Ich bin Dir eine Erklärung schuldig, Bürger General," begann zaghaft und unentschlossen Angelo. „Mit Worten kann ich Dir nicht danken für das, was Du gethan; der Mann dankt durch Thaten, und so will ich's."

„Wirke für Dein Vaterland, so dankst Du mir!"

„Das werde ich," antwortete Angelo. „Vernimm denn das Geheimniß, welches in der Angst um einen mir theuern Menschen meinen Lippen entfuhr: Tief ergriffen von dem Unglück Italiens, verband sich in Mantua eine Zahl junger Männer aus den ersten Familien durch einen heiligen Schwur zur Befreiung des Vaterlandes. So groß auch die Macht unserer Unterdrücker war, so ängstlich sie auch wachten, daß kein Gedanke der Freiheit sich Bahn breche, unser Bund blieb ihnen ein tiefes Geheimniß, gründete sich fester und fester und fand zahlreiche Theilnehmer in ganz Italien. Bald begann er seine Wirksamkeit durch die Erweckung des schlummernden Volkes und ein Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit gab sich kund bei allen Männern, gepaart mit der Sehnsucht nach einem Kampfe für diese Güter. Der Boden war ausgehöhlt unter unsern Feinden, und sie wandelten mit stolzer Sicherheit über den Abgrund, der sie verschlingen sollte. Die mächtige Erhebung des französischen Volkes war unser Vorbild und gleich ihm wollten wir unsere Ketten abschütteln; aber die Macht der Feinde bedeckte unsern Boden so dicht, daß es Thorheit gewesen wäre, die gute Sache zu gefährden durch einen Aufstand, der unmöglich gelingen konnte. Unsere Seele jauchzte, als endlich der Krieg sich nach Savoyen wälzte, und durch eine Erhebung im Rücken der Feinde hofften wir Euch und der Freiheit Bahn zu brechen. Du weißt, wie langsam und zögernd die Operationen des vorigen Feldzuges geleitet wurden, wie lange die Armee unthätig stand und dem Feinde Zeit ließ, sich zu rüsten und zu verstärken. Da ward mir der Auftrag, nach Paris zu gehen, dem National-Convente den Stand der Dinge zu eröffnen und ihn zu einer kräftigeren Kriegsführung aufzufordern. Am 1. Thermidor betrat ich Paris, fand den Convent in feindseliger Spaltung, das Volk verblendet, stumpf und gleichgültig. Ich sah den Kampf des 9. Thermidor, und die heilige Begeisterung, die ich für seinen Helden empfunden, machte mich zu seinem Vertheidiger. Ich ward verwundet, und als ich genas und mich erhob vom Krankenlager, worauf ich Monate lang gefesselt war, fand ich die Gestalt der Republik verändert und die Tyrannei zeigte sich mir von neuem in der Gestalt jener fünfköpfigen Herrschaft. Meine Berichte hatten den Aufstand verzögert, die Unthätigkeit der republicanischen Armee ihn unmöglich gemacht, und verzweifelnd wollte ich in mein Vaterland zurückkehren, um auf seinem Boden zu sterben, als der Zufall mich zu Dir führte."

„Und nun?" fragte Bonaparte, der mit staunenswerther Ruhe diese Erzählung gehört hatte.

„Jetzt soll Italien sich erheben zu Deinen Gunsten. Eine todesmuthige Schaar wird bald im Rücken der Feinde versammelt sein und Dir helfen, sie vernichten; die Städte werden sich jauchzend Dir öffnen und die Völker Dir entgegen springen als ihrem Retter, ihrem Befreier."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Forts.)

[Fest-Vorrichtungen im Dome.]

Im Inneren des Domes oder der Metropolitankirche arbeiten die Künstler mit gesteigerter Thätigkeit. Eine aus Personen hohen Ranges zusammengesetzte Commission ordnet mit Genie und fruchtbarem Ueberblicke diese ungeheure Vorrichtung. Den Plan lieferte der erfindungsreiche Architekt und Maler Alexander Sanquirico. Dessen größtes Meisterwerk in der verzierenden Baukunst war die Einrichtung des Domes zur Trauerfeier des Kaisers Franz. Es war von kurzer Dauer, indeß haben Kupferstiche, Steindrucke und Beschreibungen es verewigt, und italienische Schüler dieses Zweiges der Kunst studiren es fleißig. Ein Deutscher besorgte bei Tinelli-Malatesta in Mailand eine wohlgeordnete deutsche „Beschreibung der dem ruhmvollen Andenken weil. Sr. k. k. Maj. Franz I. geweihten Verzierung des Domes zu Mailand, während der am 7., 8., 9. April 1835 abgehaltenen Trauerandacht;" und ließ die bei Tinelli schon vorhandenen 16 Kupferstiche, worunter mehreres Mittelmäßige und Ueberflüssige, alle beilegen, weil damit der Preis des Ganzen (2 Lire) kaum erhöht ward. Leider scheint der einzige, etwas träge deutsche Buchhändler Meiners zur Verbreitung des Werkchens in Deutschland nichts gethan zu haben.

Digitized by Google

Die gegenwärtige großartige Arbeit gefällt in allen Theilen der Zeichnung und Ausführung. Sie umfaßt ringsum das Ganze, und erstreckt sich von dem lateinischen Kreuze oder von dem größeren Schiff bei der Hauptthür bis zu den äußersten achteckigen Arkaden des Chores und bis zu den zwei aus den Capellen der Madonna del Albero und S. Giovanni Buono gebildeten Seitenarmen.

Im Mittelpuncte des Kreuzes, senkrecht unter der Kuppel, in gerader Linie gegen die Hauptthür erhebt sich ein Altar, gebildet nach dem Muster des Hauptaltars in der Peterskirche zu Rom. Von ihm aus geschieht die angemessenste Eintheilung der Sitze für die fürstlichen und dem Hofe anderweit zugetheilten Personen. Um die Uebersichtlichkeit der Ceremonie durch die Anwesenden in allen Theilen der Kirche zu erleichtern, erschien nothwendig, daß sich der Fußboden vom Kreuze bis zu dem oberen Senatorenchore sanft erhöhe. Die Dimension der Erhöhung beträgt gegen hundert Quadrat-Ellen.

Diesen erhöhten Theil beherrscht also ein prächtiger Altartempel, ruhend auf vier schlanken Pfeilern, die sich auf einige Stufen gründen, und durch vier Bogen verbunden werden. Oberhalb derselben ist eine viereckige Säule angebracht, welche in einer schönen Gruppe von Verzierungen endigt, über welchen das Kreuz aufgepflanzt ist, das vier beflügelte, in tiefe Anbetung versunkene Engel umgeben. Ueber dem Kreuze hängt ausgespannt ein großer mit reichen Draperien und Goldfranzen geschmückter Baldachin, der ein in achteckige Fractionen getheiltes Quadrat und vier herausspringende Ecken bildet. An ihnen erblickt man vier riesenhafte, die Fittige ausbreitende Adler, welche die Kronen der vier Königreiche (Ungarn, Böhmen, die Lombardei und Venedig) unterstützen. In der Mitte erhebt sich etwas die kaiserl. Krone. Das Innere des Altartempels ist durch vergoldete Bildhauerarbeit, in welcher Figuren mit Arabesken abwechseln, ausgeschmückt. Hierzu reiche Tapetenarbeit von rothem mit Gold gesticktem Sammet, und vier elegante in der Mitte der Bogen angebrachte Lüstren. Darunter erhebt sich der mit golddurchwirkten Tüchern ausgestattete stark versilberte Altar. Auf ihm erblickt man die Bildsäulen des heil. Ambrosius und heil. Carl Borromäus, den großen Opfertisch, die gewichtigen Leuchter und das schwere Kreuz, Werke durchaus von massivem Silber und Eigenthum der Kirche. — Zunächst dem sogenannten Altartempel, in der Mitte des senatorischen Chors, strahlt der kaiserliche mit Golddraperien behängte Thron unter einem Baldachin, oberhalb dessen die Krone von Oesterreich angebracht ist. Hier erscheint der Kaiser während der Function der Messe. An den Seiten des Thrones zwei Sitze für den Erzbischof von Mailand und den Patriarchen von Venedig, welche wieder umgeben sind von den Bischöfen, Prälaten, von dem Domcapitel und dem Klerus. An den zwei weiter entfernten Seiten, wo die zwei Kanzeln von Bronze stehen, erheben sich im Halbkreise zwei mit Sammet bedeckte Tribünen, unterstützt von vergoldetem Bildhauerwerk und geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen, für die Kaiserin, die kaiserl. Familie und das nächste Gefolge. Von der Loge aus, welche rechts vom Eintritte in die Kirche ganz vorn errichtet wurde und alle Räume beherrscht, wird die kaiserl. Gemahlin mit einem Blicke die Function, alle Theile des Doms und alle Anwesende übersehen, und wegen der glücklichen Lage der Loge auch von Allen bemerkt werden. — Kommt man in die Abtheilung, welche der Altar des heil. Giovanni Buono einnimmt, so fesselt das Auge der königl. Thron, welcher dem Altartempel sich anschließend an der rechten Seite gegen die Tribüne der Kaiserin lehnt. Diesen Thron besteigt der Kaiser nach Empfang der heil. Salbung, die Krone der Könige von Italien auf dem Haupte. Die Rücklehne ist zierlich in Falten geworfen, breitet einen Baldachin aus, und ist mit einer vortrefflichen architektonischen Figur ausgestattet. Der Baldachin gleicht dem des kaiserlichen Thrones, in der Mitte aber erhebt sich die eiserne Krone. In den Draperieen und architektonischen Verzierungen erblickt man die Insignien des lombardisch-venetianischen Königreiches mit vielem Farbenwechsel und Kunstsinne angebracht. Rings um den Thron die Sitze für den Vicekönig, die Gouverneurs von Mailand und Venedig, das Landesgubernium. In der äußersten Abtheilung, welche zum Altare S. Giovanni herunterführt, erheben sich in amphitheatralischer Gestalt andere Tribünen, welche fünfhundert Personen höheren Ranges aufnehmen. In dem entgegengesetzten Arme, der sich bis zum Altare der Madonna dell' Albero ausbreitet, sind die Ehrensitze für den Hofstaat, den obersten Marschall des Königreichs, die großen Hofwürdenträger u. s. w. erhöht angebracht, und über dem Altar der Madonna andere Tribünen in gleicher Ordnung und Gestalt, wie die obenerwähnten, errichtet, gegen welche sie Fronte machen.

Endlich, gegenüber dem Altartempel wurden schön geschmückte Sitzreihen für das diplomatische Corps in zwei Folgen, und nächst denselben eben solche für den Militär-Generalstab errichtet. — Hier endet die Erhöhung des Fußbodens. Bevor man ihn verläßt, gewahrt das Auge zwei Glorien von Engeln, welche an den hohen Fenstern der zwei Arme des lateinischen Kreuzes über den Tribünen schweben. Das Licht, welches sich durch viele Fensterfarben sanftstrahlend bricht, verbreitet einen paradiesischen Schein in alle Räume des Tempels und erhöht den Reiz jener Engelgruppen. —

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[E. Devrient's und der Kritik Verirrungen.]

E. Devrient's Conversationsstück „die Verirrungen" betrachtet man in verschiedenen Journalen als einen großen Fortschritt des modernen Dramas. Wenn ein Stück voll Bühnenkenntniß und berechnender Kunstfertigkeit, ohne Fond dichterisch gestaltender Kraft, aber mit einem Ueberflusse sentimentaler Langweile ausgestattet, uns aus unserm Bühnenelend zu reißen im Stande ist, so laßt immerhin unsere kindliche Kritik die zarten Händchen in Demuth falten und uns in dem königl. Schauspieler Devrient zu Berlin den dramatischen Messias unsrer Bühne verehren! — Nur eine Zeit wie die der Elisabeth war reif für Shakspeare — wir Unreifen haben schon an einem Eduard Devrient genug!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — **175.** — den 7. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

„Halt!" begann ernst Bonaparte, „Deine Begeisterung führt Dich zu weit. Du warst offen gegen mich, ich will's auch gegen Dich sein. Ich liebe die Verschwörungen nicht; sie erzielen nichts, opfern oft die edelsten Kräfte eines Volkes auf und schaden der Sache, der sie dienen wollen. Die Weltgeschichte that noch keinen Schritt vorwärts durch sie."

„Roms erster Tyrann fiel durch eine Verschwörung!"

„Rom beweinte seinen Fall, und hatte Ursache dazu, denn mit Cäsar fiel seine Freiheit und seine Hoffnung."

„Ich bekämpfe Deine Ansicht nicht, Bürger General;" sagte Angelo, „aber gönne mir die meinige. Verschwörungen mögen ihr Gehässiges und Schädliches haben, aber sie sind nothwendig, wie der Krieg. Betrachte den Zustand meines Vaterlandes und urtheile dann: Innere und äußere Tyrannen wetteiferten, dasselbe zu verderben. An den kaiserlichen Koloß lehnten sich alle einheimischen Zwingherren, und indem sie selbst die Schmach der fremden Herrschaft duldeten, hofften sie ihre Macht sicher zu stellen. Unter dem doppelten Joche versumpfte das Volk, und das Sklavenleben wurde ihm zur Gewohnheit. Mit fürchterlicher Kunst arbeitete man an seinem Elende, trennte Provinz von Provinz durch scheinbar entgegengesetzte Interessen, kirrte die Gleichgültigen durch angebliche Förderung ihres materiellen Wohles, verführte die Ehrgeizigen durch Flitter und Gnade, verbreitete Finsterniß über die Massen, indem man den Gedanken ächtete und sicherte sich die vollständige Unterwerfung durch eine enorme und brutale Waffengewalt. So erlosch jeder Hoffnungsstern, und diese herrlichen Länder, das Paradies der Erde, schienen der Tyrannei ewig preisgegeben. Nur in der Brust des einzelnen Mannes glimmte noch der Funke der Freiheit, gepaart mit dem erdrückenden Gefühle unserer Schmach und dem glühenden Hasse gegen die Urheber derselben. Aber auch der Einzelne mußte untergehen in Verzweiflung, wenn er sich allein sah in dieser endlosen Wüste. Nur durch den Anschluß an die wenigen Gleichgesinnten wurde ihm das Leben erträglich, nur im innigsten Vereine mit ihnen nährten sich Muth und Hoffnu[illegible] für eine bessere Zukunft, und nur in der Ausbreitung [illegible]er Vereinigung und der sorgfältigen Ordnung ihrer ver[illegible]enen Wirksamkeit lag eine Bürgschaft für diese Zuku[illegible] So entstand die Verschwörung — wie Du es zu nenn[illegible] beliebtest — nicht durch den Willen der Menschen, sond[illegible]t durch die Natur der Dinge; sie war eine unabweisbar[illegible] Nothwendigkeit. Aber wie der verborgene Faden den elektrischen Schlag tief unter der Erde fortleitet, so leitete diese Vereinigung den heiligen Gedanken der Freiheit fort und sicherte ihn in der verschlossenen Brust vor seinen Verfolgern. Wohl kosten diese Verschwörungen Opfer, schwere bedauernswerthe Opfer; aber selbst diese frommen der guten Sache, indem sie die ewige Angst der Tyrannei wach erhalten und ihr zeigen, daß der Funke der Freiheit sich nicht vernichten läßt. Tadle den Jüngling nicht, der mit ganzer Seele dieses letzte verzweifelte Rettungsmittel er-

Digitized by Google

greift. Wahrlich, es gehört mehr Seelenstärke dazu, sich in den Zeiten der Finsterniß einem schrecklichen Gefängnisse oder ruhmlosen Tode preis zu geben, als in den Momenten der Erhebung die Brust dem schönen Tode auf dem Schlachtfelde darzubieten."

„Ich achte Deine Begeisterung, Angelo, und werde es nicht versuchen, Deine Ansicht zu ändern. Höre nun, was uns die Nothwendigkeit gebietet. Der Bund der Könige ist verschworen gegen die Revolution, weil er ihre Verbreitung fürchtet und vorhersieht. Jeder neue Aufstand befestigt diesen Bund, und nicht ewig können wir dem vereinigten Europa trotzen. Noch zwei Siege aber und die Coalition ist zersplittert, denn die Furchtsamen zittern für ihre Existenz und der Egoismus sucht nur seine eigene Rettung. Daher kein Aufstand, jetzt nicht. Du magst Italien durcheilen und Deinem Volke die Freiheit verkünden. Wer kämpfen will für dieselbe, komme zu mir und nehme Theil an unserm Ruhm. Ich will eine eigene Schar errichten von den Söhnen Deines Landes, damit ihr Ehrgeiz nicht gekränkt werde, und so vereint wollen wir handeln. Einen Aufstand kann ich und werde ich nicht unterstützen."

„Und verbürgst Du mir meines Volkes Freiheit?"

„Diese Bürgschaft kannst Du nur bei Deinem Volke selbst finden."

„Mein Volk will Unabhängigkeit und eine republicanische Verfassung."

„Wenn es Unabhängigkeit will," antwortete scharf Bonaparte, „so wird es unabhängig sein; eine republicanische Verfassung herzustellen ist mein Zweck und mein Auftrag."

„Wohlan, ich ziehe Dir morgen voran und hoffe meine Brüder zu befreunden mit Deiner Ansicht. Wann und wo sehe ich Dich wieder?"

„Italien wird Dir sagen, wo wir sind. Lebe wohl und handle wie ein Mann."

„Deine Aufträge sende mir durch den Bildhauer Giovanni Cerrachi in Mantua," bemerkte Angelo, und mit Wärme fügte er hinzu: „Als ich Dich sah, Bürger Bonaparte, war mein Herz Dir abgeneigt; ich verlasse Dich mit Bewunderung. Lebe wohl!"

Bonaparte reichte dem Jünglinge die Hand und entfernte sich mit raschen Schritten. In einer passenden Entfernung hatten einige Officiere seines Stabes auf ihn gewartet, und bald war er mit ihnen verschwunden. Angelo blieb eine Zeit lang wie angewurzelt an der Stelle und suchte die Eindrücke der letzten Stunde zu bewältigen; plötzlich störte ihn ein Geräusch in seiner Nähe, und unwillkürlich wandte er sich dahin, woher der Schall kam. Ein Mensch schien sich mit hastigen Schritten entfernen zu wollen, blieb jedoch stehen, als er Angelo's Bewegung gewahr wurde. Dieser sprang auf den Unbekannten zu, erfaßte ihn und donnerte ihm die Frage entgegen: „Wer bist Du, was suchst Du hier?"

„Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! Bürger Angelo!" stotterte als Gruß Vieuxtemps und suchte seine Angst hinter einer erkünstelten Gleichgültigkeit zu verbergen. „Ich bin's ja, Bürger Angelo! Erkennst Du mich denn nicht?"

„Du hast uns belauscht, Elender?"

„Bürger!" antwortete Vieuxtemps in einem Tone, der zwischen Indignation und Gnadenruf gerade die rechte Mitte hielt.

„Hast spionirt, Bube, und willst eben Deine Arbeit in Sicherheit bringen," unterbrach ihn Angelo, indem er seinen Händen ein Papier entriß, welches der Alte eben in den Busen stecken wollte. „Was enthält dies Papier?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Alte gefaßt; „ich fand es neben dem Hute eines Oesterreichers und nahm es mit ohne Absicht. Du magst es behalten, um das Ungerechte Deines Verdachtes zu erkennen."

„Was wolltest Du hier?" fragte Angelo minder heftig, indem er das Papier einsteckte.

„Bürger," erwiederte Vieuxtemps mit Salbung, „die Natur hat mir die Gaben versagt, die der Krieger bedarf; aber sie hat mir ein Herz gegeben, welches die Republik liebt und ihre Vertheidiger. Was Du thatest nach dem Kampfe, das war die einzige Wirksamkeit, die mir vergönnt ist, und dieser gab ich mich hin. Ich sorgte für unsere armen Verwundeten nach meinen schwachen Kräften, und wenn Du meinen Worten nicht glaubst, so —"

„In dieser Beschäftigung brauchtest Du Dich nicht zu verbergen."

„Der Zufall führte mich in diese schiefe Stellung, ich war zu lange mit diesem Unglücklichen beschäftigt, der in meinen Armen verschied," bemerkte Vieuxtemps mit Sicherheit, indem er auf eine Leiche deutete. „Der Bürger Bonap — Obergeneral, stand bei Dir und ich wagte es nicht, Euch zu stören, was durch meine Entfernung geschehen mußte. Aber bei der Freiheit und der reinen Vernunft schwöre ich Dir, Bürger Angelo, nicht ein Wort Eurer Unterredung traf mein Ohr. Entblöße Dein Haupt, Bürger, und fühle selbst, daß der Wind von dorther kommt und ich also Euer Gespräch gar nicht hören

konnte," setzte er schnell entschlossen hinzu, als der nächtliche Alpenwind ihre Häupter umspielte.

„Ich will Dir glauben, Bürger," sagte Angelo ohne Ueberzeugung und wandte sich zum Fortgehen.

„Dein heißes Blut hat Dich irre geführt, Bürger," bemerkte Vieuxtemps ihn begleitend; „Du thatest einem Manne Unrecht, der die Freiheit und die Republik liebt, wie Du. Doch ich kenne Deine Hitze, ich war ja schon einmal Zeuge Deiner Aufwallung; Deine Absicht war gut, und so sei Alles vergessen."

Beide wanderten den Weg nach Monteregino, der Alte plauderte viel von seinen Angelegenheiten, erkundigte sich nach einigen Familien in Mantua und drückte den lebhaften Wunsch aus, daß die Fahnen der Republik bald siegreich dort wehen möchten, weil gerade diese Stadt das Ziel seiner Reise sei. Als Angelo in seiner Wohnung angekommen war und das dem Alten abgenommene Papier wieder gewahr wurde, fand er ein kaiserliches Handschreiben, das dem Inhaber gestattete, in allen von den Oesterreichern besetzten Ländern und Städten nach Belieben hin und her zu wandern. Er war höchlich erfreut über einen Fund, der ihm bei seinem bevorstehenden Unternehmen so wichtige Dienste leisten konnte.

Todtenstille herrschte in dem geräumigen Palaste der einst fürstlichen Buonarotti zu Mantua. Bis zum Beginne des Krieges war Giovanni Angelo Buonarotti eine der ersten Magistratspersonen der Stadt gewesen und hatte großen Einfluß gehabt auf alle Angelegenheiten des Landes; Alter und Krankheit hatten ihn bewogen, dieser Stelle zu entsagen. Auferzogen in den höhern Classen der Gesellschaft, die dem herrschenden Kaiserhause meistens treu ergeben waren; gebildet in einem kaiserlichen Institute, zum Manne geworden und ergraut im Staatsdienste, war die Anhänglichkeit an die kaiserliche Herrschaft ihm zur Natur geworden. Mit tiefem Schmerze sah er den Ausbruch der französischen Revolution, und ohne sich um ihre Grundprincipien und höheren Tendenzen zu bekümmern, betrachtete er dieselbe nur von dem beschränkten Standpuncte, den die verstümmelten und entstellten öffentlichen Nachrichten ihm darboten. Daher hatten ihre Fortschritte ihn mit Haß und Abscheu erfüllt und mit dem bittersten Unwillen betrachtete er die Sympathie, die man der verhaßten Umwälzung weihte in seinem Vaterlande. Daß aber der eigene Sohn dieses Gefühl theilte und seine Freude nicht verbergen konnte, als die Gefürchtete sich den heimathlichen Gränzen näherte, das hatte sein Haar gebleicht und sein Herz arm gemacht an Liebe und Freude. Das trauliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn, war zerrissen und als der letztere, dem ungestümen Drange seiner Seele folgend, heimlich das elterliche Haus verließ, strebte der unglückliche Greis, ihn zu vergessen, und zählte ihn zu den Todten. Seit er ihn aber wiedergesehen auf der ihm vertrauten wichtigen Sendung, war sein Herz zu neuer Sehnsucht, zu neuer Liebe erwacht, und jeden Tag sah er mit hoffender und bangender Erwartung seiner Ankunft entgegen. — Seine Hoffnungen und Furcht theilte Laura, der einzige Trost seiner Einsamkeit. Laura war die Tochter einer erloschenen, einst glänzenden Familie in Mantua; früh verwaist, hatte sie einen zweiten Vater gefunden in Buonarotti und war zur herrlichen Jungfrau herangeblüht unter seiner Aufsicht. Früh schon gehörte es zu den liebsten Träumen des Vaters, daß durch eine Verbindung des Sohnes mit der geliebten Pflegetochter der Glanz und Reichthum der beiden mächtigen Häuser sich vereinigen und neu erheben werde. Seine Freude war gränzenlos, als die Neigung Beider seinen Wünschen entgegen kam und das zarteste Verhältniß sich zwischen ihnen gestaltete. Auf dieses Band baute der Greis auch zunächst die Hoffnung auf die Sinnesänderung Angelo's. Glaubt doch die Stabilität stets ihr System fest begründet auf den Egoismus der Menschen und hält eine Zeit für unmöglich, wo der Einzelne sein Wohl und Weh dem Ganzen unterordnet und nur dafür lebt und wirkt. So war denn der Vater oft der Vertheidiger des eigenen Sohnes geworden, wenn die Jungfrau sich gekränkt fühlte durch dessen Schweigen und Gleichgültigkeit, und suchte zu beschönigen, was sein eigenes Herz am lautesten mißbilligte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand. (Beschl.)

[Innere und äußere Ausstattung des Doms. Theater-Festivitäten.]

In dem Kirchenschiffe fortschreitend von der Hauptthür an sind rechts und links in guter Ordnung Sitze für angesehene Personen, Civilbeamte und Andere angewiesen; in der Höhe aber zwischen ungeheuern Gewölbepfeilern sechzehn Tribünen in Bogenform errichtet, welche 1500 Personen aufnehmen können. Diese Tribünen, mit Sammet und Goldfranzen behangen, haben mit einander Verbindung und bilden mit herrlichem Effecte die innere Wand der festlichen Vorrichtung. An den Seiten dieser Tribünen wölbt sich ein gothischer Bogen, von welchem eine Draperie von Blumensammet wellenförmig herabhängt. Sie ist reich garnirt und wirft über eine ausgedehnte Verzierung auf goldnem Grunde

schön geordnete Falten. Zwei Engel in halber Figur sind dargestellt, zwischen denen eine Tafel auf einer mit natürlichen Farben bemalten kolossalen Figur ruht. Diese Gruppe ist von einer zweiten Draperie von glänzendem rothem Sammetstoff und reicher Garnitur umhangen, welche eine Art eleganter Einfassung für ein Zelt von Hermelin bildet, und mit schönem Faltenwurfe hinter der Figur ausgespannt ist.

Wendet man das Auge zur Höhe des Gewölbes, so erblickt man einen die Lichtstrahlen aufnehmenden Schleier, der eine gemalte Gruppe von zwei die eiserne Krone tragenden Engeln umgibt und verschönert. Ueber dieselbe ragt ein Medaillon empor, von anderen Draperieen umhangen, während kreuzweise zwei Fahnen sich herabsenken. Auch die ungeheuern Pfeiler werden mit rothseidnen Draperien umwunden, welche, mit länglichen Streifen und Eichenzweigen von Goldstoff verziert, in ihrer Mitte andere Medaillons herabhängen lassen. An dieser Verzierung wurden in verschiedener Ordnung mit Harmonie alle Wappen der Städte des lombardisch-venetianischen Königreiches angebracht. Ferner sind alle Portraits der Könige von Italien und der österreichischen Herrscher, seit Rudolph von Habsburg, sodann 26 Herzöge und Kaiser, welche auf den Altären des Landes verehrt werden, an den erwähnten kolossalen Tafeln dargestellt. An jedem Pfeiler ist ein prächtiger Wandleuchter für sechs Lichter von schöner Bildhauerarbeit befestigt, während von den Wölbungen 26 große gothische Lüstern jeder für vierzehn Lichter herabhängen, und zwar an drei vergoldeten Ketten, welche in der Mitte Standarten tragen, an denen die heiligen Erzbischöfe Mailands abgebildet sind.

Dies die innere Gestaltung und Ausschmückung! —

Auswärts von dem großen Eingange in den Dom, und zwar von der großen Hauptthür über die steinerne Treppe bis zur Straße, auf dem sogenannten Trottoir; wird eine Galerie von reichen Stoffen errichtet. Die vier Seitenthüren werden mit Wappen und lateinischen Aufschriften geschmückt, welche letztere der Hofepigraphist Dr. Labus verfaßt. —

Dieses großartige Werk verdient die Beachtung der Zeit und scheint nicht blos für die Gegenwart entworfen. —

Noch sind viele Künstler mit großartigen Transparents beschäftigt, für die Nacht des 1. Septbr. In wenigen Tagen werden in der Brera neue Werke der schönen Künste ausgestellt werden. Viele, denen es mehr um Ruhm, denn um Gewinn zu thun ist, obschon auch hier bedeutende Gold- und Silberprämien ausgetheilt werden, arbeiteten unermüdlich für diesen Tempel der Athene. Diese alle haben aber auch Commissionen, die interessantesten Scenen aus der Krönungszeit abzubilden. In den endlosen Sälen und Hallen der Brera wird auch eine außergewöhnliche Schau der nützlichsten Kunst- und Landeserzeugnisse Statt haben. In den Musiksälen aller Casernen hört man fast Tag und Nacht die fünf Regiments- und Corpsbanden exerciren. Gleiches in dem trefflichen kaiserlichen Institute Conservatorio di Musico. Aus der Scala schallen Proben über Proben. Gestern, den 16. Aug., eröffnete dieses Theater seine Herbstsaison, die bis 30. Nov. dauert. Die drei Opern Rossini's: Terraldo, Donna del lago und Assedio di Corinto, so wie die von Coppola eigens neu componirte Oper: Postiglione di Lonjumeau sind vor der Hand zur Production bestimmt und einstudirt. Die gestrige erste Recita hatte keinen Beifall. Halben Beifall gewährte man vorgestern in der Arena dem Kunstfeuerwerker Stuwer und gestern in der Scala dem Ballet: Figli di Edoardo. Die vorzüglichsten Sängerinnen an der Scala sind: Schoberlechner, Tadolini, Maray und Goldberg; die vorzüglichsten Sänger: Donzelli, Winter im Tenor, Marini im Baß, und der Buffo Scalese, welcher, wie mehrere Künstler der Scala, bisweilen auch in der Canobbiana auftreten wird. Außer dem genannten Ballet werden noch drei neue Kunsttänze zwischen den Opernacten abwechselnd gegeben. Unter den Tänzerinnen übt die meiste Zauberkraft Fanny Cervito. Der gewöhnliche Eintritt kostet drei Zwanziger, ein gesperrter Sitz funfzehn; an jedem Abende der Krönungswochen aber 36 d. i. zwölf Gulden, und für diese Zeit werden hundert Sitze mehr als gewöhnlich gesperrt. Vor zwei Monaten spielte im Theater Rè eine französische Gesellschaft und fand ihre Rechnung. Das lockte eine zweite nach Mailand. Diese, von Alix geleitet, findet minder Zuspruch. Doch kann ihr die Ankunft der Demoiselle Mars bessere Hoffnung geben. Diese ausgezeichnete Schauspielerin tritt heute (17. Aug.) im Theater Carcano das erste Mal auf. Alix wird sich bald in das kleinere Haus Fentasio zurückziehen, um der königl. sardinischen Gesellschaft Platz zu machen. Auch in den Vorstädte- und hölzernen Amphitheatern wird jetzt viel gesprungen, declamirt, geschaukelt und geritten. Zwar kostet eine Loge des ersten Ranges in der Scala für die Krönungszeit 150 Louisd'ors; was indeß von schreckbar theuerer Wohnung gesagt worden, ist erdichtet oder mindestens sehr übertrieben. Die Vorkehrungen sind von den Behörden so getroffen, daß allen unbilligen Forderungen gesteuert ist. Der russische Großfürst Michael wird auch erwartet, im Hause Duca Lita stehen für ihn und seine Begleitung 50 Betten in Bereitschaft. Fürst Metternich wird in Casa Serbelloni wohnen, die Herzöge von Modena und Lucca beziehen alla Passione die Paläste Archinti und Resta, die Erzherzogin Marie Luise den großen Mauthpalast, der Großherzog von Toscana und Prinz Leopold von Neapel die Villa Reale, die Erzherzöge Franz Karl Ludwig und Johann die kaiserliche Hofburg.

N o t i z.

[Graf Reinhard und E. Willkomm's Europamüden.]

In den pariser Mittheilungen über den verstorbenen Grafen Reinhard (s. Freihafen Heft 3.) wird erzählt, daß dieser reichbegabte Diplomat einmal während des Essens die Gesellschaft von den „Europamüden von Ernst Willkomm" unterhielt; er richtete an den Correspondenten die Frage: ob nicht der Verf. noch ein ganz junger Mann sei? — Uebrigens hatte ihm das Buch gefallen. Dieser Vorfall beweist, wie scharf der Unermüdliche selbst in seinem hohen Alter der deutschen Literatur und ihren jüngsten Erscheinungen auf die Finger sah.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 176. — den 8. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Legende der eisernen Krone.

Den vielen Bemühungen der römisch-griechischen Kaiserin (Mutter Constantin des Großen) *Helena*, der Heiligen, gelang es, auf ihrer frommen Pilgerschaft im J. 334 zu Jerusalem die Stelle, wo das Kreuz des Heilandes aufgepflanzt war, das heilige Grab und mehrere Reliquien, worunter zwei durch Christi Blut geheiligte Nägel, zu entdecken. Beide Nägel sandte sie ihrem regierenden Sohne nach Constantinopel. Der eine sollte als Reifchen in einem goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Diadem als die kostbarste Krone (die sogenannte *eiserne Krone*) seine Stirn schmücken; der andere wurde 395 vom Kaiser Theodosius dem heil. Ambrosius, Erzbischofe zu Mailand, vermacht, und von diesem der dortigen Domkirche übergeben, wo er noch hoch über dem Hauptaltare aufbewahrt wird. An dem Hofe des Kaisers Constantinus Tiberius lebte der heilige Gregorius als päpstlicher Legat. Dieser Kaiser starb im J. 582 und der heilige Gregorius wurde nach Rom zurückberufen. Er brachte aus Constantinopel die eiserne Krone mit sich. Damals war Pavia die Residenz der longobardischen Könige. Von 584 an regierte dort Autari oder Othar, welcher die fromme baierische Prinzessin *Theodolinda* ehlichte, aber schon 590 kinderlos starb. Theodolinda folgte dem Wunsche der vornehmsten Lombarden und wählte sich schon ein Vierteljahr darauf den Herzog Agilulf von Turin zu ihrem zweiten Gatten. Der heilige Gregorius saß damals schon auf dem päpstlichen Stuhle. Er hieß Gregor I. und seiner ausgezeichneten Eigenschaften halber auch der Große. — Theodolindens Frömmigkeit zog den heiligen Vater in hohem Grade an, und vermittelst des hochwürdigen Paters Secundus, der bei der Königin sehr viel galt, ließ er es ihr nie an weisem väterlichem Rathe fehlen. Diese tugendhafte Königin bewog ihren Gemahl, vom Arianismus zur römischen Kirche überzutreten. Im J. 602 gebar sie zu Monza einen Prinzen, welcher von dem hochwürdigen Secundus nach römischem Ritus Adaloald getauft wurde. Dadurch ward ihr der Aufenthalt in der bei Mailand so nahen Brianza zum irdischen Paradiese, und sie ließ da ein königliches Schloß und die Johannes dem Täufer geweihte Domkirche bauen, und bereicherte diese mit Einkünften und kostbaren Kleinodien. Kaum hatte Gregor der Große jene Taufe vernommen, so langten aus Rom für Theodolinden des heiligen Vaters feurigste Glückwünsche, Segnungen und Geschenke an, worunter *die eiserne Krone* das kostbarste war. Viele behaupten, Papst Gregor der Große habe die eiserne Krone schon im J. 590 zur Krönung Agilulf's nach Monza geschickt, die förmliche Schenkung derselben an Theodolinda sei erst zu Ende des J. 603, oder Anfangs 604 erfolgt, auf daß mit selber ihr Sohn und dessen Nachfolger als Könige von Italien gekrönt würden. Die fromme Königin vertraute die Aufbewahrung der eisernen Krone und anderer Heiligthümer und Pretiosen auf ewige Zeiten dem Dome zu Monza an. Theodolinda ward 615 abermals Witwe. Sie regierte nun zum Frieden

und Glück Italiens als Vormünderin und Mitregentin ihres Sohnes Adaloald, gab ihre Tochter Gundberg dem Herzoge von Turin zur Frau, stiftete viele Kirchen, und beschloß im J. 625 ihr heiliges Leben. Eine viel später aus Marmor gemeißelte Arche neben der Sacristei in der Domkirche zu Monza schließt ihre Gebeine in sich. Die arianischen Vornehmen und Bischöfe der Longobardei enthoben nach Theodolindens Tode den römisch-gläubigen Agaloald des Thrones und setzten seinen Schwager Ariwald darauf. Von Ariwald bis zu Karl dem Großen ging die eiserne Krone noch auf zwanzig und nach Karl d. Gr. bis Napoleon (mitbegriffen) wieder auf vierzig Fürsten über. — Nachdem die französische Nation beschlossen hatte, in ihrer Hauptstadt das einzige Central-Museum für Europa zu errichten, beraubte sie alle unterjochte und befreundete Staaten ihrer historischen und Kunst-Schätze. Sogenannte Savants hatten zu diesem Zwecke auch die Schatzkammer von Monza durchforscht. Ihnen folgten im Jänner 1797 von der französischen Regierung beauftragte und von Berthier mit drohender Gewalt versehene Commissaire, welchen vom monzer Dome die Schätze ausgeliefert werden mußten. Nur die eiserne Krone gelang es den geplünderten Bewohnern zu retten. Diese Rettung kostete sie große Summen und anderartige Opfer. Ein bloßes Modell wurde hiervon dem übrigens wahrhaften Schatze beigelegt und nach Paris gebracht. Manches Kostbare kam hiervon schon auf dem Wege dahin abhanden, und noch mehr wurde, wie man in pariser Zeitungen las, dort selbst aus dem Cabinet des Antiquités und aus der Bibliothèque Nationale gestohlen. Napoleon setzte sich die eiserne Krone zu Mailand am 23. Mai 1805 selber auf, wurde zum Könige von Italien ausgerufen, stiftete den Orden der eisernen Krone, erstattete aber Italien keineswegs seine Schätze zurück. Nachdem das tapfere österreichische Heer mit Siegeslaub geschmückt am 28. April 1814 zu Mailand seinen Einzug gehalten und Napoleon von dem französischen und königlich italienischen Throne herabgestiegen war, nahm Franz I., Kaiser von Oesterreich, seine Staaten in Italien als lombardisch-venetianisches Königreich 1815 in Besitz, bestätigte den Orden der eisernen Krone, erhob ihn zu einem kaiserlich österreichischen Hausorden, ließ den Kirchen, Bibliotheken, Galerien, Museen und Cabinetten ihr geraubtes Eigenthum aus Paris wieder heimstellen, und so erhielt auch Monza wieder alles, was von seinem achtzehn Jahre früher ihm mit Gewalt entwendeten Schatze in Paris noch vorfindig war. Ueber das Mangelnde ließ der zur Uebernahme kaiserlich österreichische Beauftragte, Freiherr von Ottenfels, von den französischen Conservatoren ein urkundliches Protokoll aufnehmen. Der verewigte, allverehrte Kaiser Franz erlaubte der Stadt Monza in Bezug auf ihren Besitz der eisernen Krone ihr Wappen mit dem Titel: „Sedes Italiae Regni Modoetia magni est“ zu zieren. Diese Krone wird in der dortigen Domkirche von den übrigen Schätzen abgesondert als ein Heiligthum aufbewahrt. Am 6. September 1838 wird sie im hohen Dome zu Mailand auf des Kaisers Ferdinand I. Haupte glänzen.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

So waren Monate vergangen seit der Rückkehr Buonarotti's, und immer weiter spann der Vater den täglich schwächer werdenden Faden der Hoffnung, als an einem schönen Sommertage der Commandant von Mantua, General Canto d'Irlis, erschien und eine Unterredung mit Buonarotti verlangte. Früher war er oft in dem kleinen Cirkel erschienen, welcher sich um den Greis versammelte; seit aber die Belagerung der Stadt ernstlich befürchtet werden mußte, hatten ihn die Ereignisse fern gehalten. Um so herzlicher begrüßte ihn also Buonarotti. „Willkommen, alter Freund,“ rief er ihm freudig entgegen. „Einer glücklichen Verbesserung unserer Lage muß ich es wohl zuschreiben, daß Sie mich mit einem Besuche beehren, und also ist es mir doppelt erfreulich. Wie steht es draußen, General?“

„Dort steht es lange gut. Der Feind rückt heran und scheint uns wirklich belagern zu wollen. Aber hier vor der Festung hören die tollen Capriolen auf, mit denen dieser Mensch Krieg führen will. Ist es ihm gelungen, durch wilde und regellose Manoeuvres einige Mal die Leute zu verblenden, so muß er hier Taktik und Ordnung lernen, und wir wollen schon mit ihm fertig werden.“

„Noch keine Kunde von Wien? Dürfen wir auf Entsatz, auf die Vertreibung der Feinde hoffen?“

„Es bereitet sich ein Gewitter vor, welches diese Rasenden zur Besinnung bringen und in das große Tollhaus zurückwerfen wird, das man sonst Frankreich nannte. Aber das ist es nicht, warum ich herkomme; ein Geschäft ernster und verdrießlicher Art ist die Ursache.“

„Verdrießlicher Art? nun es wird verlieren von seiner Bitterkeit, wenn ein Freund es verkündet. Was ist es?“

„Es betrifft Ihren Sohn, und ich wünschte, ein Anderer hätte diese Angelegenheit zu ordnen.“

„Meinen Sohn!" fragte Buonarotti ängstlich, „was ist mit ihm? Reden Sie! ich bitte, reden Sie!"

„Kurz und bündig, nach Soldatenart, ich werde auf ihn fahnden und ihn festnehmen lassen müssen."

„Commandant!" fuhr der Greis auf, „was sagen Sie? Was hat Angelo verbrochen?"

„Schon seit geraumer Zeit wurde mir die Anzeige, daß eine Rotte in Italien sich verbunden hätte, von gleichen Grundsätzen beseelt, wie die verruchten Jakobiner. Ich habe die Sache nach Wien berichtet und mich nicht weiter darum bekümmert. Vor kurzem erhalte ich die Anzeige, daß Ihr Sohn als Agent dieser Bande durch Italien reise und das Volk aufwiegle. Ich hab's nicht glauben wollen, aber überall ist er diesen schändlichen Franzosen vorangegangen, in Parma, in der Lombardei und im Kirchenstaate. Es wurden staatsverrätherische Schriften vertheilt und Alles gethan, um das Volk zu verführen. Jetzt glaub' ich doch, daß die Sache einen Zusammenhang hat."

„General," entgegnete mühsam nach Fassung ringend Buonarotti, „es ist nicht, es kann nicht sein. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mein Sohn — ich weiß nicht, durch welches Ungefähr — in den Klauen des Feindes ist; wer weiß, wozu man ihn gezwungen hat. Aber ich habe sein Wort, daß er nach Mantua kommen werde, und auf sein Wort kann ich bauen. Wäre er solcher Schandthaten fähig, er würde es nie wagen, vor seinem Vater zu erscheinen. Der Feind nähert sich der Stadt; wenn er nicht gewaltsam zurückgehalten wird, so muß Angelo noch heute oder morgen erscheinen. Thun Sie nichts gegen ihn, General, bis er hier ist. Sie kennen meine Treue gegen den Kaiser und werden mir glauben, daß die Vaterliebe selbst mich nicht abhält, den Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern, wenn er schuldig ist."

„Ich will's riskiren bis morgen," bemerkte der General nach einigem Bedenken. „Kommt er morgen aber nicht, so muß ich meine Maßregeln nehmen. Kommt er, so stelle ich ihn unter Ihre Aufsicht und mache Sie verantwortlich für sein Thun."

„Ich bürge für ihn, wenn er in Mantua ist," sagte zuversichtlich der Vater, und beide Freunde trennten sich. Aber mit der Entfernung des Freundes schwand die scheinbare Ruhe aus Buonarotti's Seele, die Gluth des Zornes trat in sein Antlitz, und mit aller Bitterkeit eines zerrissenen Herzens rief er: „Also doch! So, Schändlicher, belohnst Du meine Liebe, so zertrittst Du mit kalter Bosheit meine Hoffnung und mein Glück! Aber ich schwöre es bei Gott, der mir noch heilig ist, wenn es wahr ist, was ich ahne, so soll die Strafe Dich ereilen, und mein Fluch wird Dich selbst auf das Blutgerüst begleiten."

„Vater!" flehte Laura, „was beginnst Du? Er ist Dein Sohn!"

„Nein," zürnte der Greis, „er ist ein Ungeheuer, welches die Natur in einer bösen Stunde mir sandte, damit ich es zertrete und die Welt von ihm befreie."

„Willst Du Deine beiden Kinder verderben?" jammerte das entsetzte Mädchen. „Denn wisse, auch mich trifft Dein Fluch! Ach, ich fühle es in diesem Augenblicke, daß ich ihn liebe, mehr liebe, als ich mir selbst bewußt war."

„Liebe," entgegnete der Vater mit Hohn, „Liebe kennt er nicht mehr. Blut und Mord sind die einzigen Gedanken der Rotte, der er angehört. Du kennst die Zeit nicht, mein holdes, frommes Kind! Aber ich will sie Dir entschleiern: angefangen hat man mit dem Begehren einer chimärischen Freiheit, fortgefahren mit dem Verlangen einer zügellosen Pöbelraserei. Und als diese errungen war, als die ganze Bestialität eines versunkenen Volkes entfesselt war, da hat man Alles zerstört, was heilig und hehr war. Erst vernichtete man die Gewalt, die von Gott kam zum Heile der Welt; dann mordete man den König, dem sie verliehen ward vom Ewigen, löste die göttlichen Bande der Familie, der Liebe, der Ehe, und setzte Unzucht und Sittenlosigkeit ein, mordete die Tugend, die entsetzt sich abwandte von diesen Gräueln, und Ströme von Blut deckten den entwürdigten Boden. Und um dann das Maß des Frevels voll zu machen, höhnte man in kannibalischem Wahnsinn den ewigen Gott, stürzte ihn herab von dem heiligen Altare und erhob die Raserei an seine Stelle, der man im Uebermaße der Verruchtheit den Namen der „reinen Vernunft" beilegte."

„Nein, Vater!" rief Laura empört. „Das ist unmöglich. An diesen Freveln hat Angelo keinen Theil. Und ehe nicht sein eigener Mund mir das Gegentheil beweist, wird meine Seele ihm glauben und ihn lieben."

„Er wird dir's sagen" donnerte Buonarotti mit der letzten Anstrengung seiner Kraft. „Aber wärest Du verblendet genug, seinen gleisnerischen Worten zu trauen, so würde meine Hand eher Dein Leben enden, als daß ich Dein zeitliches und ewiges Wohl in seine Hände gegeben sehen wollte."

Erschöpft sank der Greis in einen Stuhl und eine tagewährende Bewußtlosigkeit war die Folge der heftigen

Anstrengung. Laura pflegte ihn als liebende Tochter und suchte die trüben Bilder seiner Seele zu verscheuchen und neue Hoffnung zu erwecken in seinem erstorbenen Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Leipzig.

[Sophie Löwe.]

Sophie Löwe, diese junge, frische und blühende Sängerin, erfreute uns als Amine in der „Nachtwandlerin,“ als Norma in „Norma“ und als Madelaine im „Postillon von Lonjumeau“ (in letzter Oper 2 Mal). Ihre Stimme zeichnet sich durch Fülle, großen Umfang, Inhalt und Klangreichthum sehr vortheilhaft aus. — Geist und Körper sind in ihrem Gesange mit einander fest verwoben, nirgends blickt eine oder die andere Sphäre schroffer hervor, weshalb sie gerade den größten Vorzug vor allen jetzt lebenden großen deutschen Sängerinnen hat, deren Darstellungsweise immer einseitig ist. Ihre Aussprache ist edel und rein, die Töne sind fließend und nicht durch Modification der Mundstellung berechnet, die Bewegungen voll Grazie, Gesang und Spiel sind von Poesie durchdrungen; auch entwickelt sie eine glühende Phantasie im Vortrage, die den Zuhörer unwillkürlich mit fortreißt. Doch hätten wir gern gesehen, wenn die Seele des Gesanges, das Portamento di voce, häufiger angewandt worden wäre, anstatt der so oft gebrauchten ausgeschriebenen Manier. Die Fermaten und Cadenzen zeugten von Fleiß und äußerst feinem Geschmacke, vorzüglich das schnell hintereinander angewendete An- und Abschwellen des Tones in der Fermate, wiewohl allerdings der Culminationspunct des Anschwellens zu stark im Verhältniß zum Abschwellen war. Wir möchten die Sängerin vor allen Dingen darauf aufmerksam machen, auf die Ausbildung der tiefen Töne nicht so viel Fleiß zu verwenden, was für den Sopran nicht ästhetisch ist. Auch wird die Stimme durch das übernatürliche Forciren angegriffen; die ersten zehn Tacte zeigten allemal eine etwas belegte Stimme — Folge jener gerügten Ueberanstrengung. Am lautesten sprach sich der Enthusiasmus in der letzten Gastrolle aus, wo die Sängerin am Schlusse mit Kränzen und Blumen überschüttet, und ihr des Abends spät von dem hiesigen Paulinervereine eine Serenade gebracht wurde. — Die Mitwirkung des übrigen Opernpersonals betreffend, so war diese im Allgemeinen eine lobenswerthe zu nennen, doch konnten wir uns mit Hrn. Schmidt, sowohl was die Stimme, als ihre Ausübung und Anwendung betrifft, nicht vollkommen befreunden.

Auber's Oper „der schwarze Domino“ hat bei der hier Statt gefundenen Aufführung in allen Zügen dem Bilde entsprochen, welches der berliner Correspondent dieser Zeitung früher von der Oper entworfen hat. Man lasse doch diese Frivolitäten da, wo sie gewachsen sind, in Paris! Unsre darstellenden Künstler und unser Publicum wissen sich darin nicht zurecht zu finden.

Notizen.

[Schiller's letzte Stunden.]

Im 2. Bande von Böttiger's Nachlaß finden sich Briefe einer geistvollen weimarischen Hofdame, Fräul. v. Göchhausen; unter ihnen folgende Mittheilungen über Schiller's letzte Stunden. „Die Phantasieen des Verstorbenen (er war die letzten drei Tage fast immer abwesend) waren heitere Jugenderinnerungen; er sprach viel Latein, Stellen aus Reden, die er gehalten. Wenige Stunden vor der letzten fragte ihn Frau v. Wolzogen, wie es ihm ginge. „Heiter, sehr heiter,“ war seine Antwort, „mir ist jetzt manches klar, was mir oft dunkel schien.“ Er war sehr ruhig. Er verlangte sein jüngstes Kind, liebkoste es, schlief einige Stunden sanft, man glaubte ihn gerettet, die Herzen, die ihn umgaben, öffneten sich der Freude — er war todt. Er selbst hat nicht geglaubt zu sterben, wenigstens äußerte er nichts davon. Selbst die Seinigen glaubten kaum an eine nahe Gefahr; denken Sie sich also ihren Schmerz! — Unter Schiller's Papieren fand man auf einem Bogen noch viele dramatische Sujets aufgezeichnet; die, welche er bearbeitet hatte, als die Braut v. Messina, die Jungfrau v. Orleans, waren ausgestrichen. Von einem neuen Stücke ist ein Act und einige Scenen da, das Sujet aus der niederländischen Geschichte.“ — Unter Böttiger's noch ungedruckten Memorabilien über Frau von Staël kommt die Scene vor, wie diese Dame Schillern Namen und Sujet dieses Stückes abpeinigte, und er drohte, es vielleicht gar nicht zu schreiben, wenn er es nennen müsse. Schiller nannte es endlich: Margaretha. — Die Erziehungskosten der beiden Söhne bis in ihr 20. J. übernahm die Großfürstin.

[Alexander Dumas in Frankfurt am Main.]

Unser Correspondent in Frankfurt a. M. berichtet uns: Alexander Dumas befindet sich seit einigen Tagen hier, um 14 Tage zu verweilen und die Gegenden des Taunus zu besuchen. Wir dürfen einer Beschreibung dieser Reise mit Bestimmtheit entgegensehen. Wer erinnert sich nicht an des Dichters treffliche und lebensvolle „Reiseeindrücke?“ Auch arbeitet Dumas an einem Drama „Heinrich IV. und Gregor VII.“ Es sind ihm vom Correspondenten einige Scenen aus Hermann Marggraff's Tragödie „Kaiser Heinrich IV.“ übersetzt worden, welche ihm sehr gefallen haben. Zu dem genannten Drama wie zu einem andern Werke liefert der Red. des Journal de Francfort dem französischen Dichter die geschichtlichen Materialien. Auch Eugen Sue wird in Frankfurt a. M. erwartet.

[Herr Beriot und Pauline Garcia.]

Das berühmte Künstlerpaar, Herr Beriot und seine Schwägerin Pauline Garcia, gaben in Frankfurt a. M. ein Concert. Man erkennt in Fräul. Pauline auch viel Talent zu einer ersten dramatischen Sängerin. Sie spricht sehr gut deutsch und zeigt eine Fülle von Witz. Man ist allgemein verwundert, daß Hr. Beriot, der so ernst und gravitätisch aussieht, im geselligen Verkehr so liebenswürdig lustig erscheint; er soll der angenehmste Gesellschafter sein, den man sich denken kann.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt No. 9.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 9. — den 8. September 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Abdruck aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung No. 237. d. J.:

An Jahn's Freunde und Bekannte.

„Der alte Jahn in Freiburg a. d. Unstrut ist in der Nacht vom 4. auf den 5. Aug. während der Abwesenheit mit Frau und Kind, durch eine plötzlich um sich greifende Feuersbrunst aller seiner fahrenden Habe, seiner Bücher und wichtigen handschriftlichen Sammlungen verlustig worden.

In Folge dieses Unglücksfalls von mehreren Seiten angeregt, fordern wir Jahn's zahlreiche Freunde und Bekannte zu einer allgemeinen Sammlung für den alten Mann mit weißem Haar, aber jugendlichem Herzen auf, die ihm ein Zeichen sei, daß Deutschland seine Bestrebungen nicht verkannt und ihn, den alten Freiheitskämpfer von 1813 nicht aus dem Auge verloren habe, indem wir hoffen, daß diese Sammlung in ganz Deutschland Anklang finden werde.

Zur Annahme der Beiträge hat die Redaction der Leipz. Allgem. Zeitung ihre Bereitwilligkeit erklärt, die Redactionen anderer Zeitungen und Zeitschriften ersuchen wir aber, durch die ihnen zu Gebote stehenden Organe diesen Aufruf weiter zu verbreiten und der Annahme von Beiträgen sich gefälligst zu unterziehen, deren Einsendung unter der Adresse der obigen Zeitungsredaction erbeten wird."

Leipzig, 23. Aug. 1838.

Mehrere Freunde Jahn's.

Um auch von unserer Seite dem alten verehrungswürdigen Professor Jahn in seiner gewiß bedrängten Lage zu helfen, so weit es uns möglich ist, machen wir seine Freunde und Bekannte auf die in unserm Verlage herausgekommenen zwei Schriften aufmerksam:

1) Werke zum deutschen Volksthum, Ladenpr. 1¼ Rthlr. preuß.

2) Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart, Ladenpr. 1 Rthlr.

Von den Ladenpreisen aller Exemplare, welche von nun an bestellt werden, lassen wir die Hälfte des Betrages Herrn Jahn durch die Redaction der allgemeinen Leipziger Zeitung zugehen, und es sind, auf portofreie Bestellungen, genannte Werke durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen. Die Hauptexpedition hat die löbl. Dyk'sche Buchhandlung in Leipzig zu übernehmen die Güte gehabt, und es haben sich alle Sortimentsbuchhandlungen an diese zu wenden.

Schleusingen, d. 26. August 1838.

Die Buchhandlung von Conrad Glaser.

Andachtsbuch für die gebildeten Stände.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Buch für Leidende.

Andachtsbuch. Von F. Hoffmann (Hofprediger zu Ballenstedt). gr. 8. Velin-Druckpapier. geh. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

(In Maroquinpap. geb., mit Goldschn., 1 Thlr. 20 Gr.)

Der Zweck dieses trefflichen Andachtsbuches ist, Tröstung und Erbauung in die Gemüther an Seele und Körper Leidender zu tragen, und es erfüllt ihn im vollkommensten Grade. Tröstende Worte, erhebende Gedanken quellen in reichlichem Maße aus diesem lautern Born echter Religiosität und wahrhaften Gottvertrauens, und lindern, gleich wohlthuendem Balsam, die schmerzenden Wunden, die dieses unvollkommene irdische Leben so häufig dem Wanderer schlägt. — Der Druck ist deutlich und groß, und die äußere Ausstattung des Buches überhaupt sehr schön.

Im Verlage von W. Kaiser in Bremen ist so eben erschienen:

Reise durch Schweden

im Sommer 1836.

Herausgeg. von F. von Gall.

2 Bde. 8. 1 Thlr. 16 gGr.

Google

So eben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1¼ Thlr.

Mit entschiedenem Talente ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — seine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dies, elegant gedruckte, Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands 2c. haben Exemplare vorräthig.

So eben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Skizzen

aus dem

Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Die Verfasserin der **„Teckningar utur Hwardagslifwet"** hat sich in Schweden einen ausgezeichneten Namen erworben und ihre Erzählungen verdienen der deutschen Lesewelt bekannt zu werden.

Leipzig im April 1838.

F. A. Brockhaus.

(Bücheranzeige.) In allen Buchhandlungen ist fortwährend zu haben:

Magdeburgisches Kochbuch, oder Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will, mitgetheilt von einer Hausmutter; neue verbesserte und vermehrte Originalauflage in 3 Bänden, 3 Thlr., von denen jeder, ein für sich bestehendes Ganzes bildend, auch einzeln zu 1 Thlr. verkauft wird.

Seit Erscheinen dieses Werks, dessen praktischer Werth durch den Absatz vieler tausend Exemplare entschieden anzunehmen ist, haben viele neuerschienene Kochbücher ihre Regeln größtentheils aus demselben geschöpft und Auszüge gemacht, deren aber keiner die Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit desselben erreicht, in welchem nicht nur Wohlgeschmack, sondern ganz besonders weise Sparsamkeit berücksichtigt worden ist, und was außerdem einen reichen Schatz von nützlichen und unentbehrlichen Wirthschaftsregeln darbietet; weshalb es sich, wie wohl kein Andres, zu einem passenden fürs ganze Leben dauernden Geschenk an junge Hausfrauen ganz besonders eignet. Was den im Vergleich mit sogenannten Pfennig-Kochbüchern anscheinend hohen Preis betrifft, so dürfte er verhältnißmäßig für ein über 100 Bogen starkes Werk in der That eher billig zu nennen sein.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Reise und Rasttage

in der Normandie

von J. Venedey.

Zwei Bände 75 Bogen Velinpapier 4½ Thlr.

Mit Vergnügen wird man diese lebendigen Schilderungen eines der interessantesten Landstriche Europas lesen, und auch der ernstere Geschichtsforscher bald finden, daß ihm Werthvolles hier geboten wird.

Neue empfehlenswerthe Musikalien im Verlage von C. A. Klemm in Leipzig.

Becker, Jul., Schilflieder von Nic. Lenau für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte, op. 8. 12 Gr.

— Frühlingslieder von Alex. Fischer, op. 11. 12 Gr.

Brunner, C. T., Bouquet musical, contenant: 6 Pièces divert. & instruct. p. le Pfte à 4ms. op. 11 12 Gr.

— Klänge für Kinder oder erste Belehrungen für kleine Anfänger auf dem Pianoforte. Eine Reihe der leichtesten Uebungsstücke zu 2 und 4 Händen. 12tes Werk, 1stes & 2tes Heft à 12 Gr.

— Jugendlust. Eine Reihe sehr leichter Tänze mit Fingersatz für Pianoforte 13tes Werk 6 Gr.

— Guirlande musicale contenant: 4 Pièces amusantes & instructives p. le Pfte à 4ms. op. 14. 20 Gr.

— Drei schottische Walzer für Pianoforte. Liv. 1 & 2. à 4 Gr.

Dotzauer, J. J. F., 12 Exercices pour le Violoncelle seul (mit einem Vorworte von Borr. von Miltitz), op. 148. 1 Rthlr. 4 Gr.

Henning, Carl, Pièces d' Harmonie pour Musique militaire (9- auch 18stimmig) Liv. 2. 2 Rthlr.

Müller, Fr., Schottische Walzer für die Guitarre 6 Gr.

Sammlung, neueste, beliebter und tanzbarer schottischer Walzer für Pianoforte. 1. & 2. Heft à 4 Gr.

Stein, Eduard, Polonaise mit Introduction und Finale für Pianoforte. 6 Gr.

Zedtwitz, E. T. von, Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Begl. des Pianoforte 1. & 2. Heft. à 12 Gr.

Wir beeilen uns, das gebildete Publikum auf ein höchst interessantes Werk aufmerksam zu machen, das mit dem Titel:

Der Pilger der Elbe

von

L. Mühlbach.

gr. 8. Altena, Hammerich, 1838. Geh. 2 Thlr.

in schönster Ausstattung, geziert mit 4 herrlichen Stahlstichen, eben erschienen ist, und welches die allgemeinste Beachtung eben so verdient, wie das vor einigen Jahren erschienene Pilger des Rheins von Bulwer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbach's Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

C. von Wachsmann's

Erzählungen und Novellen.

Neunter (neue Folge, dritter) Band à 2 Thlr.

ist so eben an alle solide Buchhandlungen als Fortsetzung versandt worden von

Carl Focke in Leipzig.

Polytechnisches Centralblatt,

4. Jahrg. f. 1838. No. 43 — 49. mit 53 Abbildungen.

Wasserwaage zum Theilen des Eisens, beschrieben v. Grothe. — Bauconstruction, um den Balken in den Etagen freien Luftzutritt zu verschaffen; von Riese. — Einsle's Elfenbeinpapier. — Praktische Erfahrung über Dorn'sche Bedachung, von Schöttler. — Zur Statistik der Zuckerfabrication; nach Neumann. — Durand's Bericht über ein Instrument zum Fertigen der Radspeichen von Beuze. — Davenport's elektromagnetische Maschinen. — Shaw's patentirtes Maispapier. — v. Natter über Leissle's Maschinen zum Pressen der Radreife u. Nabenringe. — I. Hülsse Brahmpumpen mit hölzernem Stiefel — Oliver Evan's Maschine zum Zerkleinern von Kalkstein u. s. w. — R. Roe's verbess. Ziegelpressmaschine. — W. Nicholson's Lederabgleichmaschine und verb. Spindelbank. — I. Potter's verb. Schlichtmaschine. — Einige Versuche über das Kyanisiren des Holzes. — Ueber Verfertigung des Rothfeuers, von Otto. — Die Eisenbahnen in Schottland. — Massey u. Windham's Patentlog und Tiefenmesser. — Maugham's patent. Methode der Bleiweissfabrication. — Untersuchungen baierscher Biere, nach Fuchs's Methode, von Kaiser. — Ueber die schützende Wirkung von Drahtnetzen, Metallsieben und Drahtbündeln gegen Knallgas-Explosionen, von G. Bischof. — Die Meisel und Schneidinstrumente von Journeaux und Méricant. — Barnard u. Joy's von Norwich selbstaufwickelnde Patentrolle oder Mange. — Ueber die Verarbeitung des Erdharzes in Paris. — Ueber die Knochenkohle, deren Anwendung und Bereitung, von Zierl. — Ueber den Einfluss des Vaterlandes und des Alters auf das Färbevermögen der Krappsorten und über die Prüfung der letzteren, von H. Schlumberger. — Dreysse's Zündnadelflinte. — Ueber zwei Seifenarten von Girardin. — Claridge's Patent auf Anwendung des Asphalts. — Cox's Schnellgerbemethode. — Ueber einen neuen Apparat zum Verkohlen des Torfs. — Schutzenbach's Methode der Runkelrübenzuckerfabrication. — Ueber Stolle's Entfärbungsmethode des Runkelrübensyrups. — Ueber das Anknеten und Verformen klarer Beschickung, von Heine. — Ueber Bereitung des Neusilbers (Argentans) von Auberlen. — Patentgerbemethode von Herapath u. Cox. — Reinigung und Bleichung des Palmöls nach M. Berry. — Partridge's Verbesserung an Oelfarben. — Holt's Vorbereitung für neuseeländischen und Manilla-Hanf. — Th. Bell's Ofen zur Glaubersalzbereitung. — Bemerkungen zur Papierfabrication aus Lumpen, Stroh und andern Materialien, von L. Piette. — Collardeau's Colorimeter. — R. W. Sievier's elastische und nichtelastische Caoutchouczeuge. — Flockton's Mittel gegen die Verderbniss des Holzes. — Goschen's patentirte Vorbereitungsmethode des Flachses u. Hanfs für das Spinnen. — Whitfield's unzerstörbare Sicherheitstinte. — Grosjean's verbesserte Resonanzboden.

Von dieser verbreitetsten und wohlfeilsten gewerblichen Zeitschrift erscheint alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen und kostet dieselbe jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Sept. 1838.

Leopold Voss.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Müller, J. H. T. (Director des Realgymnasiums zu Gotha), Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Vorstehendes Lehrbuch enthält in stufenweiser Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern in 15 Abschnitten die Hauptlehren der gesammten allgemeinen und dekadischen Arithmetik. Dabei ist fortwährend auf den innern Zusammenhang der einzelnen Sätze, wie sie auf den drei Rechnungsstufen wiederkehren, Rücksicht genommen.

Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 No. 103 — 105 schließt die kritische Beurtheilung dieses Lehrbuchs mit folgenden Worten:

„Alle Vorzüge jedoch des vorliegenden Buches einzeln anzuführen gestattet der Raum nicht, daher begnügt sich Rec., dasselbe besonders jedem Lehrer aufs dringenste zu empfehlen. Er findet in höchst zweckmäßiger Anordnung eine sehr große Menge Materials, das er zum Theil noch für sich selbst wird benutzen können, zum Theil auch nach dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler das für sie Passende herauszuwählen. Aber auch für den von der Schule abgegangenen Schüler, der sich ganz dem Studium der Mathematik widmen will, ist es ein zweckmäßiges Handbuch, um das ganze Gebiet der Mathematik, so weit diese in den Kreis der Schule gehört, nochmals als ein ordentliches System zu übersehen und sich zu den Vorträgen auf der Universität tüchtig vorzubereiten.

Rec. scheidet von dem Vf. mit dem Wunsche, daß er dem Tadel, den Rec. mitunter ausgesprochen, nichts Anderes zum Grunde lege als die freundschaftliche Absicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, was wohl bei einer neuen Auflage, die das Buch seiner Gediegenheit und Brauchbarkeit wegen recht bald verdient, geändert werden könnte. Zunächst aber möge der Vf. eilen, den versprochenen zweiten Band, welcher die geometrische Abtheilung der Elementar-Mathematik enthalten soll, ehestens nachzuliefern. Denn wenn dieser eben so trefflich wie der vorliegende arithmetische Theil bearbeitet wird, so verdient das Ganze unbedingt den Vorzug vor allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Papier und Druck sind zu loben."

Botanik für Damen

oder fassliche Einleitung in das Studium des natürlichen Systems der Pflanzenkunde

von Dr. John Lindley.

Professor der Botanik an der Universität zu London.

Mit 25 colorirten Tafeln zur Erläuterung der Familiencharaktere.

Nach der zweiten Auflage aus dem Englischen übersetzt.

Unter diesem Titel legen wir dem deutschen Publikum eine eben in unserm Verlage erscheinende Uebersetzung eines Werkes vor, dessen Verfasser zu den geistreichsten Botanikern Englands gezählt wird. Die rasch erfolgte zweite Auflage seiner „The Ladies botany" spricht für die günstige Aufnahme des Werkes. Das Lesen einiger Briefe wird schon die Ueberzeugung geben, wie der Verfasser seinen Zweck: „Gediegenheit und Gründlichkeit," stets vor Augen hatte und dennoch Alles zu vermeiden wußte, was dem Studium „der liebenswürdigsten Wissenschaft", wie Linné die Botanik nannte, den Vorwurf der Trockenheit und Oberflächlichkeit zuziehen konnte.

Das Werkchen wird daher gewiß nicht allein in dem Kreise des schönen Geschlechts, für den es dem Titel nach bestimmt ist, den verdienten Beifall finden, sondern jeder, der, wie es so häufig ist, noch eine gewisse Scheu vor dem Studium des natürlichen Systems der Pflanzen hat, wird durch das fleißige Benutzen dieses Buchs, seiner Bilder und der Natur mit diesem Systeme auf eine Weise vertraut, wie es durch kein anderes Werk unserer deutschen Literatur bisher möglich war.

Rücksichtlich des Preises haben wir noch hinzuzusetzen, daß die englische Ausgabe, die im vorigen Jahre erschienen, $8\frac{1}{3}$ Rthlr. (25 Schillinge) kostet, wir hingegen den Preis, obwohl die Ausstattung ganz dieselbe geblieben ist, auf 3 Rthlr. stellen.

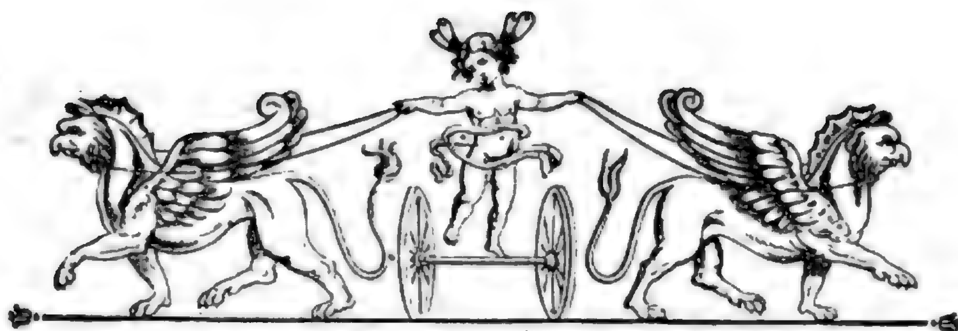
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an, und es ist in den meisten vorräthig.

Bonn, im Juli 1838.

Henry & Cohen.

Digitized by Google

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 177. — den 10. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Straßburger Münster.

Dort wälzt die Silberwogen ins Frankenland der Rhein,
Ein Riese steht daneben und schauet trüb' hinein;
Schneeweiße Locken trägt er, doch flattert ihm ums Haupt
Ein Kranz von deutscher Eiche, den keine Zeit entlaubt.
Er träumet heil'ge Lieder von einem gold'nen Tag,
Er träumt die stillen Nächte dem fernen Glücke nach;
Ernst schaut er um und düster, wenn ihn der Morgen weckt,
Von all' den Trauerbildern der Gegenwart erschreckt.
Ihn haben viel Geschlechter begrüßet und gekannt,
Und jedes hat und keines sein eigen ihn genannt.
Gezeugt hat ihn der Glaube, die Lieb' hat ihn gepflegt,
Ist Freund, ist Priester Jedem, der beid' im Herzen trägt.
Kennt Ihr die Zeit, wo freudig und mit des Glaubens Muth
Der Mensch zum Opfer brachte dem Kreuze Gut und Blut?
Den Himmel wollt' umarmen mit tiefer Reue Schmerz
Und kindlichtreu sich stürzen ans heil'ge Vaterherz?
Die nennt er seine Mutter, die nennt ihn ihren Sohn:
Vom Sohne schied die Mutter seit grauen Jahren schon,
Und jede graue Stunde sah er voll Sehnsucht nah'n,
Und fand das Mutterauge nur in der Sterne Plan.
Wohl warf er in die Herzen wie Blitz manch ernstes Wort,
Gleich süßen Mährchen klang es leis durch die Lüfte fort.
Zum Fremdling war er worden; 's blieb Mancher sinnend steh'n,
Und sah ihn an und staunte, und konnt' ihn nicht versteh'n.
Da schwollen Frankreichs Adern von wilder Fiebergluth,
Da wälzt' in düstern Flammen die Menschheit Wahn und Wuth:
Ein Blutstrahl färbt die Locke der Vorwelt heil'gem Sohn,
Das Kleid befleckt ihm blutig der Nachwelt frecher Hohn!
Und weinend gafften Viele, als das Jahrhundert schied,
Und sangen zum Gedächtniß dem Greis ein Klagelied.
Der sieht die flücht'ge Rührung, der hört den weichen Klang:
Die gelten einem Todten, die Thrän' und der Gesang!
Die Welt weiht ihm die Ehre des Grab's lebendig todt,
Ihn weckt die Zeit nicht wieder, ihm kehrt kein Morgenroth.
So träume sel'ge Lieder von Deinem gold'nen Tag,
Du heil'ger Greis, du träumest das ferne Glück nicht wach!
Verloren und gestorben ist deiner Kinder Schaar,
Zum Eichkranz flicht der Franke die Dornen Dir ins Haar.

E. Tischendorf *).

Die Eroberung von Mantua.

Novelle von Robert Blum.

(Fortsetzung.)

Angelo war an demselben Tage zurückgekehrt in das elterliche Haus. Laura's Bitten hatten ihn vermocht, den kranken Vater zu meiden, bis sie denselben auf seine Ankunft vorbereitet habe. Die liebende Seele des Mädchens hatte alle Drohungen und Gefahren vergessen und leicht war es dem Jünglinge, sie zu beruhigen. Was kümmert sich die Rose der Liebe um die Stürme der Welt? Sie erblüht in dem lenzhauchenden Kusse des Geliebten und kennt keine Sorge, so lange dieser sie umfächelt. Ihr Glaube, ihre Hoffnung und ihre Seligkeit ist eingeschlossen in dieser engen Atmosphäre und selbst das Donnerwort eines Gottes würde fruchtlos verhallen, wenn es eine andere Religion als die Liebe verkünden wollte. — Eben so leicht hatte Angelo den Commandanten beruhigt, der schon in seinem Erscheinen in Mantua eine Art von Entsündigung sah und jetzt nicht im Stande

*) Von dem Verf. erschien eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Knospen," in Leipzig bei Kollmann.

war, nähere Erkundigungen über die angezeigten Umtriebe einzuziehen. Denn mit Angelo fast zugleich war die französische Armee vor Mantua erschienen, nachdem sie die Oesterreicher in einigen Treffen geschlagen und in die Stadt zurückgedrängt hatte.

In dem entferntesten Gemache eines ganz unbenutzten Flügels des Palastes Buonarotti sammelte sich in diesen Tagen eine Zahl junger Männer, eintretend durch die entlegenste Seitenthür, die Angelo selbst — der in jenem Winkel des Hauses ziemlich heimisch zu sein schien — ihnen geöffnet hatte. Stumm und schweigend, oder höchstens den Zurückgekehrten grüßend, verharrten sie in dem Gemache bis zum Eintritte eines blendend schönen Jünglings, den Alle mit Herzlichkeit und Ehrfurcht empfingen. Es war Giovanni Cerrachi, der glühende Römer und berühmte Künstler, dem zu einem Brutus nichts fehlte als Glück *).

„Ist die Hütte gesichert vor den Wölfen?“ wandte sich Cerrachi fragend an Angelo.

„Du weißt, daß sie verborgen und sicher ist im Walde,“ erwiederte dieser.

„Wohlan denn, laßt uns sie bewachen, wie es dem achtsamen Köhler ziemt,“ bemerkte Cerrachi, und stumm entfernten sich zwei Mitglieder der Gesellschaft, augenscheinlich um den Wachdienst zu übernehmen.

*) Wenn wir dem Leser hier eine Erscheinung vorführen, die nach der allgemeinen Meinung erst einer spätern Zeit angehört, so müssen wir bemerken, daß darin keinesweges ein chronologischer Irrthum, oder eine absichtliche Entstellung liegt. Das hier Mitgetheilte ist eben so geschichtlich begründet, wie die sonstigen Einzelnheiten der Erzählung; d. h. es ist in demselben Grade wahr, als es der Hintergrund einer historischen Novelle sein kann. Ohne die Schriftsteller zu citiren, die den Ursprung dieser Erscheinung in eine Mythe hüllen und in eine weitentlegene Zeit zurückführen, möge das Zeugniß zweier historisch bekannter Männer für die Existenz zu der hier gewählten Zeit sprechen: Philippo Angelo Buonarotti, Mitglied des französischen National-Convents und bekannt als Verfasser der Conspiration de Babeuf, wies, als er einen Augenblick des versteckten Royalismus beschuldigt wurde, in offener Sitzung darauf hin, daß er bereits vor dem Ausbruche der französischen Revolution einer Gesellschaft angehört habe, die deren Tendenzen ins Leben zu rufen strebte, und dieserhalb Vaterland und Reichthum verlassen habe; und Maghella, nacheinander Polizeiminister der ligurischen und parthenopäischen Republik und des nachherigen Königreichs Neapel, rechnete es sich zum größten Verdienste, jener Gesellschaft angehört zu haben. Er war es auch, welcher dieselbe im Jahre 1815 unter veränderten Formen wieder ins Leben rief.

„So beginnen wir die Arbeit, Brüder, im Namen des ewigen Gottes und unter dem Schutze des heiligen Theobald,“ sagte Cerrachi feierlich und nahm Platz. Die sämmtlichen Anwesenden folgten seinem Beispiele und setzten sich im Kreise nieder. Cerrachi legte die rechte Hand mit auswärts gekehrter Fläche an die linke Seite seines Hutes, kreuzte dann die Arme über der Brust, mit den drei Mittelfingern der rechten Hand drei Mal auf den linken Oberarm schlagend und reichte seinem Nachbar die Rechte unter den Worten: Liberta! Idios! Fraternita! Diese Ceremonie, die damaligen geheimen Erkennungszeichen der Gesellschaft enthaltend, wurde im ganzen Kreise wiederholt und Cerrachi nahm das Wort:

„Bruder Angelo, Du hast Deine Sendung erfüllt, wie ein braver Köhler. Aus allen Republiken (also nannten die Carbonari die Provinzen, in welchen ihre Verbindung verzweigt war) ist uns die Kunde geworden von Deinem Wirken und Deine Brüder danken Dir durch meinen Mund. Vielleicht hättest Du minder offen sein sollen gegen den Mann, der unwiderstehlich als Sieger einherzieht durch das Vaterland; doch wir wollen vertrauen auf seinen Republicaner-Sinn. Aber wisse, man hat Dich bei uns verdächtigt und des Einverständnisses mit den Agenten unserer Tyrannen beschuldigt. Du sollst Rathschläge, Geld und selbst einen Geleitsbrief von kaiserlicher Hand empfangen haben.“

„Ha, wer war so schändlich?“ fuhr Angelo staunend auf.

„Ich selbst kenne die Quelle nicht, denn von einer Köhlerhütte zur andern lief die Kunde, und die Genauigkeit, mit welcher der Verläumder von allen Deinen Schritten sprach, gab seiner Aussage eine augenblickliche Wahrscheinlichkeit.“

Mit wenigen Worten betheuerte Angelo seine Treue und erklärte, wie er zu dem kaiserlichen Schreiben gelangt sei.

„Beruhige Dich,“ unterbrach ihn Cerrachi, „denn Dein Thun hat für Dich gesprochen und jeden Schimmer von Verdacht entfernt. Auch bist Du nicht allein verläumdet worden. Weit ärger beschuldigt man Bonaparte, der kein anderes Ziel haben soll, als die Tyrannei wieder einzuführen in sein Vaterland.“

„Lächerlich,“ rief Angelo aus; „er, der Seelen gewinnt durch ein Lächeln und Reiche erobert durch die Macht seines Geistes, soll die elende Rolle eines Monk spielen! Nimmermehr! Zum Despoten könnte er werden, wenn er der Stimme der Ehrsucht folgt; zum Knechte eines Despoten kann er nie herabsinken.“

„So kenne auch ich ihn," bemerkte Cerrachi, „denn es gab eine Zeit, wo ich sein täglicher Gesellschafter war und Gelegenheit hatte, in seiner Seele zu lesen. Was will er beginnen?"

Angelo erkärte Bonaparte's Absichten und verbürgte sich für die Gründung einer italienischen Republik, sobald Mantua genommen sein würde.

„Brüder," redete Cerrachi zur Gesellschaft, „eine Umwälzung der staatlichen Zustände des Vaterlandes zu Gunsten republicanischer Formen war das Ziel unseres Strebens. Von allen Republiken vertrauungsvoll mit der Würde einer Oberhütte (Name des leitenden und verwaltenden Ausschusses) beehrt, lag es uns ob, den Köhlerbund auszudehnen in alle Länder. Wir haben nach Pflicht und Kräften gewirkt bis diesen Augenblick, wo die Ereignisse uns beschränken auf den engen Umkreis dieser Stadt, und zwei Heere uns trennen von den Brüdern. Wenn aber Mantua's Fall die gänzliche Reinigung des Waldes nach sich zieht, gebietet die Pflicht, daß wir Bonaparte unterstützen mit Rath und That. Theilt Ihr meine Meinung, Köhler?"

„Vollkommen," antwortete die Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Wir sind nicht stark genug," wandte Cantanio, ein junger Italiener, der österreichischer Officier war, ein, „um einen erfolgreichen Aufstand in Mantua versuchen zu können; ohne denselben aber ist der Fall der Festung vorerst unmöglich. Ein geheimer Bote brachte in dieser Nacht die Kunde, daß Feldmarschall Wurmser mit einer furchtbaren Armee aus Deutschland herbeieilt. Gewinnt er festen Fuß in Italien, so muß Bonaparte Mantua verlassen, um seinen Rückzug zu sichern.

„Man muß ihn warnen," rief Angelo und die ganze Versammlung stimmte ihm bei.

„Aber wie?" fragte Cerrachi; „alle Ausgänge sind gesperrt."

„Es ist unmöglich," bemerkte Cantanio.

„Es muß möglich sein," warf Angelo ein; „ja, und es ist möglich. Dieser Palast stößt unmittelbar an den See; auf einem Kahne oder schwimmend erreiche ich das jenseitige Ufer und dann auch das Hauptquartier. Ich versuche es."

„Der heilige Theobald sei mit Dir," sprach Cerrachi; „wir aber, Brüder, nachdem wir erkannt haben, daß die Gründung der Republik und der Fall Mantuas identisch geworden, so laßt uns schwören, nach allen Kräften, durch List und Gewalt diesen Fall zu befördern."

Die Gesellschaft erhob sich, legte abermals die rechte Hand an die linke Seite des Hutes und schwor einstimmig: „Beim ewigen Gott, der die Sonne scheinen läßt auf den Meiler braver Köhler, auf daß er sich entzünde und die Flamme der Freiheit hoch empor zum Himmel lodere, und beim heiligen Theobald, dem frommen und freien Köhler, schwören wir es zu thun!"

„Der Ewige hat Euren Schwur vernommen und die Wölfe des Waldes werden zittern vor seiner Erfüllung," sagte Cerrachi. „Aber laßt uns auch schwören, daß, wenn der Mächtige, dem wir unsere Kräfte, vielleicht unser Leben widmen, den Pfad eines braven Köhlers verläßt und selbst zum gefräßigen Wolfe wird, so falle er durch den Dolch eines Bruders, und müßte der letzte Bruder ihn suchen bis ans Ende der Welt."

„Er falle!" riefen die Versammelten einstimmig. „Er falle, wie alle Tyrannen! Und der sei nicht werth des heiligen Bundes, wer nicht die letzte Kraft der Strafe des Verräthers weiht!"

Unter denselben Ceremonien, wie sie begonnen hatte, wurde die Sitzung geschlossen, und die Verschwornen trennten sich; still und einzeln verlor sich die Versammlung in den nächtlich ruhigen Straßen der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz, im August.

[Jahrestag des Gutenbergsfestes. Die Dampfschifffahrt.]

Am 14. August wurde bei uns der Jahrestag des Gutenbergsfestes feierlich begangen, und der 15. August hatte daran auch noch seinen Theil. Ein derartiges Fest bildet sich von selbst, wenn das Motiv dazu gewichtig und die Stimmung des Volkes heiter und lebenslustig ist. Das war bei dem diesjährigen Feste der Fall. Es war gleichsam eine stille Uebereinkunft Aller, daß diese für Mainz so ehrenvollen Tage der Erinnerung an jenes denkwürdige Fest nicht so festlos vorübergehen sollten, das Uebrige machte sich von selbst, und die sinnige Liedertafel sorgte schon dafür, daß sich alles würdig machte. Der schönste Moment dieses Erinnerungsfestes war der Abend des 14. Augusts auf dem Gutenbergsplatze. Eben war das große Concert zu Ende, welches die Liedertafel zur Ehre des Tages gegeben hatte. Die Stimmung der Tausende, die diesem Concerte beiwohnten, war gehoben und belebt von der herrlichen Leistung dieses trefflichen Instituts, von der mächtigen Wirkung des Te Deum von Neukom, von den unvergleichlichen Tönen des Oratoriums „Gutenberg," und noch von so vielen andern geweihten Klängen, die in dieser glänzenden musikalischen Aufführung mächtig waren. Das Theater war nun beleuchtet, der Balkon ganz angefüllt mit Damen aus den ersten Ständen, der große Raum vor und hinter dem Monument war

vom Volke dicht besetzt. Nun jubelte alles der Statue entgegen, die sich im magischen Lichte schön entfaltete; es war eine Begeisterung, die der nahe kam, als vor einem Jahre im Momente der Enthüllung der Statue das Volk das imposante Bild des großen Landsmannes zum ersten Male erblickte! Tausendstimmig erschollen Jubellieder, und das liebgewordene Lied: „Heil Dir, Moguntia!“ ward mit wahrem Enthusiasmus gesungen. Ein Theil des Volks nun zog mit dem glänzenden Fackelzuge unter Musikbegleitung durch die Straßen der Stadt, ein anderer Theil begab sich zu den heitern Abendessen, die an mehreren Orten veranstaltet waren, und wo die bekannte Jovialität der Mainzer sich wieder von ihrer schönsten Seite zeigte. — Diese festlich frugalen Mahle mögen bis spät in die Nacht gedauert haben. Am Morgen des 15. sahen wir aber eine andere Festscene, ich meine die Taufe des neuen Dampfschiffes. Die höchste Geistlichkeit in ihrem geistlichen Ornate vollzog diese Handlung; sie war ernst und feierlich, ergreifend sogar, bis auf das Zerschlagen der Weinflasche von Seiten des Bischofs, worauf dann der neue Täufling unter dem Hurrahrufe der zahllosen Menschenmenge, den ehrenwerthen Namen „Gutenberg“ erhielt. Daß dabei mehrere sehr passende Reden von Seiten eines Mitgliedes der Verwaltungsbehörde und des Stadtraths gehalten wurden, daß die Kanonen und Musikcorps dabei sehr thätig waren, läßt sich denken. Die Buchdrucker verherrlichten die Scene, indem sie ihre prächtige Gutenbergsfahne vom Bugspriete des Schiffes herabflattern ließen. Auch die neue Fahne, welche die hiesigen Damen dem jungen „Gutenberg“ schenkten, prangte hoch über den Flaggen des Schiffes. Herrlich war auch die Lustfahrt nach dem Rheingau, die nun auf dem neugetauften Schiffe Statt fand, und woran nur Notabilitäten, dann die Damen, welche die Fahne geschenkt hatten, ferner eine Deputation der Buchdrucker, die Geistlichkeit und mehrere besonders eingeladene Personen Theil nahmen. Eine zweite Lustfahrt, woran jeder gegen Eintrittsgeld Theil nehmen konnte, und eine Wettfahrt auf dem Rheine, fanden am Nachmittage Statt, und man kann behaupten, daß die Festivitäten des diesjährigen zweiten Gutenbergstages fast eben so bedeutend waren, als die vorjährigen, mit dem Unterschiede, daß etwa 20,000 Fremde fehlten. Doch hatten sich von Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden, ja sogar aus dem fernen Leipzig, eine bescheidene Anzahl Fremder eingefunden, die auch das Erinnerungsfest mit uns feiern wollten, wie sie vor einem Jahre das Inaugurationsfest mit uns feierten. Sie sehen jetzt hier Gasthöfe, die den Namen „Gutenberg“ tragen, Schiffe, die diesen welthistorischen Namen an der Stirn führen, und ich fürchte, derselbe wird noch mehrfach usurpirt werden. Was thut's! Man kann der Welt die Pietät für Gutenberg nicht verargen, denn er hat eine ganze Welt aus den Banden der Verfinsterung befreit! —

Ueber unsere Dampfschifffahrt, die im vollsten, üppigsten Leben sich befindet, und über unsere Eisenbahn, mit der es leblos, öde und still aussieht, könnte ich Ihnen heute ein Langes und ein Breites berichten. Aber ich will mich auf das Wesentliche beschränken. Zu keiner Zeit war die Dampfschifffahrt auf dem Rheine so thätig, als in diesem Jahre. Die beiden Gesellschaften überbieten sich, um der reisenden Welt die an sich schon so herrliche und angenehme Rheinreise noch herrlicher und angenehmer zu machen; prachtvolle Einrichtung, rasche und bequeme Fahrt, Billigkeit und zuvorkommendes Benehmen! Wenn nur die Concurrenz dabei stehen bliebe! Allein häßlich und widerwärtig sind die feindseligen Treibereien und Reibungen zwischen diesen beiden Dampfschifffahrten; die Schiffe der beiden Gesellschaften begegnen sich leider, wie sich Feinde begegnen würden; keines will dem andern ausweichen, keines gönnt dem andern eine volle Ladung, und um einige Minuten früher an dem Orte der Bestimmung anzukommen, werden die mächtigsten Dampfkräfte in Bewegung gesetzt, unbekümmert um das Unglück, das so leicht durch solche Ueberbietungen erzeugt werden kann!

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

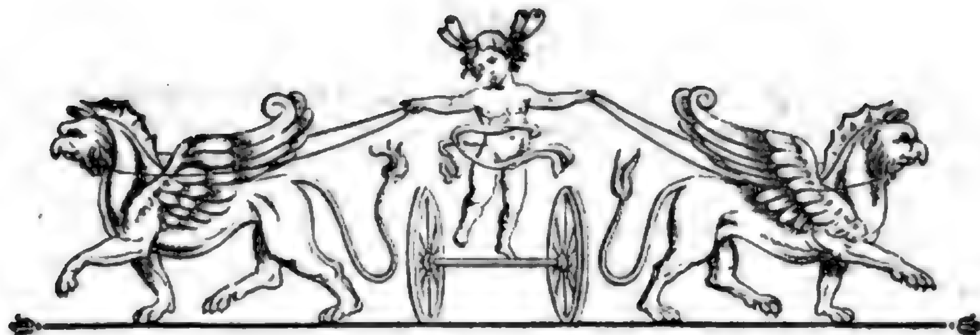
[Hr. Dr. Minckwitz.]

Hr. Dr. Minkwitz hat abermals ein humoristisches Buch in die Welt ausgehen lassen. Der Gegenstand desselben ist kein geringerer, als ein deutscher Graf — der Graf Platen, Hrn. Dr. Minckwitzens von alter Zeit her gerittenes Steckenpferd. Der Titel des Buches heißt: Graf von Platen als Mensch und Dichter, Literaturbriefe von Johannes Minckwitz, und das Buch selbst ist eine unerschöpfliche Quelle von Humor und spaßhafter Originalität. Hr. Dr. Minckwitz ist mit diesem Buche und seinem früheren Gedichte „die deutsche Dichtkunst“ offenbar in die Reihe unserer ersten Humoristen getreten. Sehr naiv und kindlich ist der Ausspruch, daß, soweit Minkwitz die Sache kenne, die heutigen Politiker in zwei Parteien, die Aristokraten und Demokraten, zerfielen; da aber jede Partei über treffliche Köpfe zu gebieten habe, so komme man recht in Verlegenheit, welcher man sich zuwenden solle; es sei am besten, man hielte sich beiden gleich fern — ein Entschluß, wofür sich beide Parteien bei Hrn. Dr. Minckwitz bedanken werden. Es ist auch sehr nobel, daß Hr. Dr. Minckwitz unserm herrlichen Rückert nicht nur ein schönes, sondern auch sehr bedeutendes Talent zugesteht, und daß er Chamisso den Beifall, den er findet, zu gönnen die Gnade hat. Wie gesagt, Hr. Dr. Minckwitz besorgt die lächerliche Seite der Kritik, er ist in seiner Art einzig und am besten in hypochondrischen Augenblicken zu lesen und zu verstehen.

[Die Auferstehung vom Tode.]

So heißt ein spannender, aber etwas in die Breite gedehnter Roman von M. Masson und A. Luchet in drei Bänden. Kruse hat ihn frei bearbeitet, die Uebersetzung erschien bei Kollmann. Die Geschichte dreht sich um einen deutschen Edelmann, welcher bereits entseelt am Galgen gehangen hat, und von einem Arzte, seinem Freunde, zum Leben zurückgebracht worden ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 178. — den 11. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Zwei Tage später war Mantua getheilt in Freude und Schmerz; die Oesterreicher jubelten in lauter Freude, indessen die Mehrzahl des Volkes mit dem trüben Blicke getäuschter Hoffnung einherging und jeden Gedanken an Befreiung mißmuthig vergrub in der verschlossenen Brust. Bonaparte war mit seiner Armee abgezogen und hatte alles Belagerungsgeräth verdorben und zerstört zurückgelassen. Ein Theil der Besatzung zog lärmend hinaus, vernichtete die Werke der Belagerer und führte die vernagelten Feuerschlünde triumphirend in die Stadt. Das alte Sprichwort: „Italien sei das Grab der Franzosen," wurde lebhaft in Bewegung gesetzt und verfehlte seine Wirkung nicht. Nur wenige verfolgten mit Blicken voll Muth und Zuversicht die Bewegungen des jugendlichen Helden und seiner kleinen, aber unüberwindlichen Armee.

Mit einem Gefühle, gemischt aus Freude und Unmuth, wanderte indeß der alte Buonarotti durch die Räume seines öden Palastes. Der Sorgfalt Laura's war es gelungen, ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn herzustellen, das sich lediglich in den Schranken der Convenienz bewegte. Angelo verfolgte mit Liebe und wahrhaft kindlicher Theilnahme die fortschreitende Genesung seines Vaters, und that alles, ihn zu erheitern und zu erfreuen; Buonarotti dagegen zeigte dem Sohne nur die glänzende Außenseite väterlicher Liebe, indessen er im Stillen jeden Schritt desselben beobachtete. Nichts stärkte und nährte seinen Verdacht, denn was Angelo allenfalls unternahm, geschah mit einer so schlauen Heimlichkeit, daß der Vater gänzlich getäuscht wurde. Laura, das glückliche, liebende Mädchen, kümmerte sich nicht darum, ob etwas Geheimes in Angelo's Seele Raum fand; gab doch jeder Tag ihr neue Beweise, daß das Herz des Jünglings ganz ihr angehöre, daß er sie liebe mit der vollen Allgewalt seiner glühenden Seele. Tausend Versicherungen, die sie dem Greise gab, daß Angelo nur an ihr künftiges Glück denke, zogen als belebende Hoffnungsstrahlen in das Herz des Vaters, und befangen in der süßen Täuschung machte er selbst einen Versuch, sich über die glückliche Sinnesänderung Angelo's Gewißheit zu verschaffen.

„Du weißt, mein theurer Sohn," hub der Greis an, als er eine Zeit lang traulicher als je mit Angelo sich unterhalten hatte, „daß es zu meinen schönsten Träumen gehörte, Dich mit unserer Laura innigst vereint zu sehen. Nur das machte mir Sorge, ob Dein Herz einstimmen werde in meine Wünsche, denn ich liebe Dich zu sehr, um nur durch einen Wunsch die Freiheit Deiner Wahl beschränken zu wollen. Dem Himmel sei Dank, diese Besorgniß ist geschwunden. Ich bin alt, mein Angelo, und der Bau meines Lebens naht sich dem Einsturze. Soll ich meine schönste Hoffnung nicht verwirklicht sehen?"

„Vater!" unterbrach ihn Angelo mit sichtbarer Verwirrung, „berühre jetzt diese Saite nicht. Ich begründete mein eigenes Glück, indem ich Deinen Wunsch er-

füllte. Aber ist unsere Zeit wohl geeignet, an die Befriedigung unserer eignen kleinen Wünsche zu denken? Nimmt nicht das Vaterland alle Kräfte des Mannes in Anspruch?"

„Laß mir die Zeit aus dem Spiele, mein Angelo; diese fürchterliche, vom Wahnsinn ergriffene Zeit droht in ihren tollen Wirbeln alles Menschliche zu zermalmen. Rette Dein Edelstes, Dein Herz, aus ihren Klauen und gehöre Dir selbst an! Auch ist ja die Noth des Vaterlandes zum größern Theile geendet. Wie alles Gehaltlose, Nichtige und Unvernünftige in sich selbst zerfällt, so auch der Schwindel des Volkes. Du siehst ja, daß es zurückkehrt in die gewohnten Schranken vernünftiger Ergebung. Die Schaaren, die einen chimärischen Sieg über das Bessere errangen, fliehen zurück oder bereiten selbst ihr Grab, wenn sie länger wähnen, auch dieses Land werde derselben Tollheit sich hingeben, wie ihre eigene Heimath!"

„Ist es möglich," rief Angelo, „mit dieser Verblendung siehst Du auf die lebenskräftige Erhebung einer Welt? Oeffne Dein Auge und erkenne die hohe, göttliche Bedeutung einer Bewegung, die Dich verletzt. Es ist die Menschheit, die ganze unermeßliche Menschheit, die erwacht ist zu dem Bewußtsein ihres Werthes und ihrer Pflicht. Eine neue Offenbarung ist erschollen über die Erde und durchwandert sie mit der Allgewalt eines Gottes; sie heißt: „Freiheit!" Nicht die Stumpfheit des einzelnen Menschen, nicht die Versunkenheit ganzer Völker, nicht die gesammte Macht frevlentlich angemaßter Herrschaft wird sie aufhalten; sie wird die Weltreligion werden und das Panier der neuen Gotteslehre wird weiter reichen, als alle Zeichen des vereinten Völkerglaubens."

„Weltreligion," wiederholte empört der Greis, „die Gemeinheit, die Zügellosigkeit, die Raserei, der Mord, die Gotteslästerung und alle unerhörten Frevel Weltreligion! Angelo, Deine Worte bohren sich wie glühende Dolche in mein Herz! Das wäre die Meinung Deines Herzens, das Deine Hoffnung und Dein Ziel? Sohn, um der ewigen Barmherzigkeit willen, sage nein! Du ermordest mich, wenn Du bei diesem Bekenntnisse bleibst."

„Mäßige Dich, Vater, und betrachte das Leben von einer lichtern Seite. Nicht dem Volke rechne die Frevel zu, die unläugbar geschehen sind; noch weniger der Freiheit, unter deren heiligem Namen sie geschahen. Eine zweitausendjährige Knechtschaft verdarb die Völker, eine unsinnige und barbarische Fesselung der edelsten Menschenkräfte rief diese Verirrungen hervor. Kann es Dich wundern, wenn der Einzelne zum Thiere wurde, nachdem man Jahrhunderte alle Künste und Gewaltthaten angewendet hat, Sklaven, ein elendes Mittelding zwischen Mensch und Thier zu schaffen?"

„Keine Sophismen, keine Ausreden! Antwort will ich, ob die Raserei Dich so sehr ergriffen hat, daß Du alles Heilige, daß Du Deinen Vater ihr opferst?"

„Du willst die Wahrheit, mein Vater, vernimm sie; denn die Festigkeit des Willens müssen wir haben, ehe wir fähig sind zur That, die uns frei macht. Ja, Vater, ich gehöre der neuen Zeit an, denn unser Leben hat nur dann Werth und Ziel, wenn wir ihren Forderungen gehorchen; ich gehöre der Freiheit an, und setze Blut und Leben ein für ihre Herrschaft; es gibt für mich kein Glück als im freien Vaterlande, und es gibt für mich keine heiligere, keine ernstere Pflicht, als der Kampf gegen die Tyrannei!"

„So nimm den Dolch und durchbohre die Brust Deines Vaters, stammelte verzweifelnd der Greis, „schleppe mich hin auf den Corso der Volksbewegung, wo die neue Zeit ihre bacchantisch-blutige Belustigung hält, und lasse mich verspotten, weil ich so verblendet bin, die neue Göttin nicht zu erkennen."

„O, die Zeit ist grausam und schrecklich in ihren Geboten," seufzte Angelo, denn sie stellt uns eine Aufgabe, die die Gränze des Muthes überschreitet. Vernichtung des Veralteten ist ihr Wahlspruch, ob es in der Verfassung oder im Gesellschaftsleben uns entgegentritt und mit unserm eigenen Herzen verwachsen ist."

„Recht, recht! mein edler Freiheitskämpfer!" höhnte Buonarotti, ein Schwert ergreifend und aus der Scheide ziehend, „hier, mein Sohn, vollbringe Dein Werk! Schnell, thu' Deine Pflicht!"

„O, der unseligen Verblendung! nicht meines Armes bedarf's, unglücklicher Vater, denn Du fühlst es nur zu gut, wie schwer Dich die Gewalt der neuen Lebensrichtung traf. Vater, nicht das graue Haupt ist es, das die Zeit zermalmt, es ist das Alter des Herzens und der Gesinnung. Liebend reicht sie den Becher der Verjüngung der Welt dar, Jeder kann ihn leeren und neues Leben aus ihm saugen. Nur wer ihn verschmäht mit eisernem Eigenwillen, wer sein Auge verschließt vor dem durchbrechenden Völkerfrühling, sein Ohr vor dem Donner einer Gottesstimme, der ist alt. Und dieses Alter ist der Fluch der Menschheit und die Zeit rollt achtlos dahin über seine zertrümmerte Leiche, ihrem Ziele entgegen."

„Lustig, lustig," donnerte der Vater und sein Auge starrte wie der Wahnsinn auf die Trümmer einer zerstörten Welt, „kennst Du auch Dein Ziel, Apostel der Weltreligion? Es ist das Schaffot, oder der Galgen,

Verschwörer! Mitglied einer heimlichen Mörderbande, die Greise erwürgt!"

„Vater!" rief Angelo mit Entsetzen, „was sollen diese fürchterlichen Worte?"

„Nichts," fuhr der Greis in steigender Aufregung fort, „als Dir das Ende zeigen Deiner schönen Laufbahn. Doch nein, dazu soll es nicht kommen! Mein Name, entehrt durch einen verruchten Bruder, soll nicht am Galgen prangen. Noch hat mein Arm Kraft genug, das Schwert zu führen und ehe die Zeit hinwegrollt über meine Leiche, rollt Dein Haupt auf diesem Boden."

Mit der letzten Kraft schwang der Greis das Schwert nach dem Haupte des Sohnes. Als dieser ihm in den Arm stürzte und ihm die Waffe entrang, sank er todesmatt in die Kissen des nahen Lehnstuhles. Laura trat in diesem Augenblicke ins Zimmer. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen, als sie Angelo mit gezogenem Schwerte sah vor dem hingesunkenen, gleichsam den Todesstreich erwartenden Vater. Buonarotti stöhnte ihren Namen und rief mit gebrochener Stimme: „Komm, meine Tochter, sieh, wie die Zeit Gericht hält mit dem Alter; sieh, wie der Sohn den Vater mordet!" Sein Auge schloß sich und eine tiefe Ohnmacht umfing seine Sinne. „Flieh, flieh, Vatermörder!" rief das Mädchen, und überzeugt, daß es fruchtlos sein würde, jetzt eine Erklärung des unnatürlichen Mißverständnisses geben zu wollen, verließ Angelo das Zimmer, indessen Laura dem leblosen Vater ihre ganze Sorgfalt widmete.

Während Buonarotti allmälig hinsiechte an den für ihn unverdaulichen Elementen eines neuen Lebens, trafen ihn die äußern Ereignisse fort und fort mit hartem Schlage und vermehrten seinen Schmerz. Bonaparte hatte sich, nach Aufhebung der Belagerung von Mantua, dem überlegenen Feinde mit seiner ganzen Macht entgegengestürzt und ihn in jener ununterbrochenen Reihenfolge wundervoller Siege bezwungen, die unter dem Namen des „Feldzuges von fünf Tagen" bekannt sind. Viel zu schwach, um die vereinigte Macht des Feindes angreifen zu können, wußte der republicanische Feldherr durch sein Genie eine Trennung derselben zu bewirken und sie dann zu zertrümmern. Feldmarschall Wurmser, der neue Feldherr der Oesterreicher, war nach einer Reihe unglücklicher Gefechte gezwungen, sich mit dem Reste seines mächtigen Heeres nach Mantua zu werfen und in dieser Festung Schutz zu suchen vor dem verfolgenden Feinde. — Wurmser hatte mit dem aufopferndsten Heldenmuthe, mit der hartnäckigsten Tapferkeit gefochten und jeden Fußbreit Erde nur um schweren Blutpreis hingegeben. Aber die französische Armee hatte Wunder verrichtet, wie sie die Kriegskunst bisher noch nicht kannte. Es gab kein Hinderniß für diese Armee, und selbst ein augenblicklicher Brotmangel, der volle 48 Stunden währte, hielt sie nicht auf in ihren Märschen, Kämpfen und Siegen. „So viel Geduld, Stärke und Muth flößten Ruhmbegierde, Freiheits- und Vaterlandsliebe damals den Kriegern der Republik ein."

Mantua war eng eingeschlossen, aber bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungsgeräth war die Eroberung für Bonaparte höchst schwierig, wo nicht unmöglich. Der Feldherr verkehrte daher häufiger als je zuvor mit den Verschworenen in der Festung, und hoffte durch ihre Mittheilungen diejenige Kenntniß des Platzes zu erlangen, welche eine Ueberrumpelung desselben möglich machte. Angelo war der Vermittler der gegenseitigen Verhandlungen, und manche Nacht fand ihn in den Wellen des Sees, der zweifachen Todesgefahr, womit die Wellen und die Besatzung ihn bedrohten, Trotz bietend. Seit der erschütternden Scene, die wir unsern Lesern vorführten, war der Jüngling ein Fremder im elterlichen Hause. Hätte sich Buonarotti auch nicht standhaft geweigert, den Sohn zu sehen, so würde dem Letztern doch die Sorge für das Leben des Vaters zur Pflicht gemacht haben, ihn jetzt zu meiden. Laura hatte zwar erkannt, daß der Geliebte weit entfernt war von dem entsetzlichen Verbrechen, welches eine augenblickliche Verkettung unglücklicher Verhältnisse sie argwohnen ließ; aber sie hatte auch eingesehen, daß Angelo's Liebe zu ihr seiner Liebe für Freiheit und Vaterland untergeordnet war. Laura war, nach der damaligen Erziehungsweise, der Zeit und den Ereignissen so fremd, daß sie keinen Begriff hatte von den Pflichten des Mannes; für sie hatte Angelo ein unverzeihliches Verbrechen an der Liebe begangen. Das Rad der Weltgeschichte rollte durch den kleinen Kreis ihres harmlosen Glückes, und da sie seinen hehren Impuls nicht erkannte, zürnte sie dem Geliebten, der es scheinbar herbeigeführt hatte. — Angelo konnte sich jetzt ungestört seiner heimlichen politischen Thätigkeit hingeben und that dies um so mehr, als er darin Vergessen für sein häusliches Unglück suchte. Der Umstand, daß Wurmser selbst seine Wohnung im Buonarotti'schen Palaste genommen, war dem jungen Manne günstig, denn in dem fortwährenden Gedränge, welches unzertrennlich ist von einem Hauptquartier, beachtete fast Niemand die Thätigkeit der wenigen Hausbewohner. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschl.)

[Die Eisenbahn. Mängel in ihrer Verwaltung.]

Es ist nichts Seltenes, von diesem und jenem Ungemach zu hören, das den Dampfschiffen zugestoßen sei, ja erst ganz kürzlich ist das herrliche Dampfschiff „Großherzog Leopold" fast untergesunken, und es hat seinen Uebermuth mit den furchtbarsten Verletzungen büßen müssen; so daß vielleicht in dieser Saison das prächtige Schiff nicht mehr zu brauchen sein wird. Allgemein wirft man die Schuld dieser Reibungen auf die ältere Gesellschaft, sie möchte gern die neue Unternehmung im Entstehen unterdrücken, die so unberufen der mächtigen, ältern Dampfschiffahrt auf dem Rheine die Spitze bieten will. Aber die neue Dampfschifffahrt steht fest und hat einen Vorzug, den die ältere Gesellschaft nicht hat; zwischen Düsseldorf und Mainz nämlich interessirt man sich allenthalben mit wahrer Vorliebe für das neue Institut, aus dem ganz einfachen Grunde, weil man fast überall daran betheiligt ist, während die Actien der ältern Gesellschaft, die freilich außerordentlich werthvoll sind, wegen des reichen und großartigen Besitzthums der Gesellschaft, fast in den Händen Weniger sich befinden. Eine Vereinigung beider Dampfschifffahrts-Gesellschaften ist leider nicht möglich, weil sich dann bald wieder eine neue, concurrirende Gesellschaft gebildet haben würde. —

Unsere Eisenbahn laborirt an tiefgreifenden Schäden. Die Verwaltung scheint träge zu sein, und das Wenige, das sie leistet, überbreitet sie noch mit einem geheimnißvollen Schleier. Heute sind die Actien ganz werthvoll, morgen dagegen werthlos, je nachdem es diesem und jenem Börsenhelden gefällt, die Sache in ein nachtheiliges oder freundliches Licht zu stellen, die Actien zu drücken oder zu heben. Zwei Jahre spricht man schon von dieser Bahn, die nöthigen Summen sind eingezahlt, alle gesetzlichen Mittel zur Erwerbung der Grundstücke sind in den Händen des Comités, mehr als für eine Million Anschaffungen für die Bahn sind bereits gemacht, und es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Bahn eine gute werden wird. Dennoch wird nichts gebaut, oder so gut als nichts, und je träger es hergeht, um so mehr üble Gerüchte verbreiten sich, um so entmuthigter werden die Actionäre, um so größer werden die Verluste, einmal an dem eingezahlten Capital, das keine Zinsen trägt, und dann an den sinkenden Coursen. Wie wäre das alles gedenkbar, wenn man nicht von mancher Seite wünschte, daß sich die Angelegenheit ewig in die Länge dehne? Es wunderte mich daher gar nicht, als diese Woche einige mißvergnügte Actionäre eine Versammlung ausschrieben, um Maßregeln gegen dieses verderbliche Treiben zu treffen, das ihre Interessen so sehr beeinträchtigt. Allein in den Statuten sind dem Comité solche ausgedehnte Befugnisse eingeräumt, daß alle diese Maßregeln schwerlich etwas helfen können. So sinkt das Vertrauen zu einer Unternehmung, die in sich alle Garantie des Gedeihens trägt, die aber nicht in die besten Hände gelegt ist. Die Bahn soll im Jahre 1840 beendet sein, und erst im Frühjahr 1839 wird man mit den Erdarbeiten zu Ende kommen. Da diese aber eigentlich über Winter liegen müssen, bevor die Bahn wirklich gebaut werden kann, so werden die Actionäre wohl noch einige Jahre zugeben müssen! Man hat gleich Anfangs beklagt, daß diese Bahn nicht vom Staate gebaut werde, und jetzt erst sieht man ein, mit welchen triftigen Gründen man dieses Verhältniß beklagte.

Notizen.

[Schriftsteller- und Schauspielerverkehr in Leipzig.]

Die glückliche Lage Leipzigs als Durchgangs- und Vermittelungspunct zwischen dem Süden und Norden Deutschlands beweist sich auch durch die große Anzahl von Literaten, welche Leipzig auf ihren Kreuz- und Querzügen berühren. Wir zählen hier nur diejenigen auf, welche seit dem April in Leipzig stationirt haben, ohne für die Vollständigkeit des Registers bürgen zu wollen. Es sind folgende: Ferrand, Gaudy, Glasbrenner, Mundt, Rellstab, Seidelmann, Moritz Veit aus Berlin; Beurmann, Dingelstedt aus Cassel; Seidlitz und Stolle aus Grimma; Gehe aus Dresden; Meynert aus Wien; Alexander Jung, Rosenkranz aus Königsberg; A. Traxel (Victor Lenz); auch eine Schriftstellerin, Fanny Tarnow aus Weißenfels. Ferner domiciliren hier zeitweilig: Morwell (als Mythologe Vollmer genannt und als Geograph Zimmermann — eine literarische Dreifaltigkeit); Wüst, ein Feuilletonist aus Wien, welcher die Marotte hat, alle hiesigen Literaten „todt machen zu wollen," und H. Marggraff aus Berlin, der aber nicht, wie es fälschlich heißt, die Redaction einer hiesigen Zeitschrift übernehmen wird. Diese glückliche Lage führt auch der hiesigen Bühne die bedeutendsten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen zu; seit dem April: Porth, E. Devrient aus Dresden; Rott aus Berlin; Eßlair aus München; Schmetzer aus Braunschweig; Mad. Schröder-Devrient; Mlle. Löwe aus Berlin, Mlle. Denker aus Wien. Zur Michaelis-Messe erwarten wir Seidelmann.

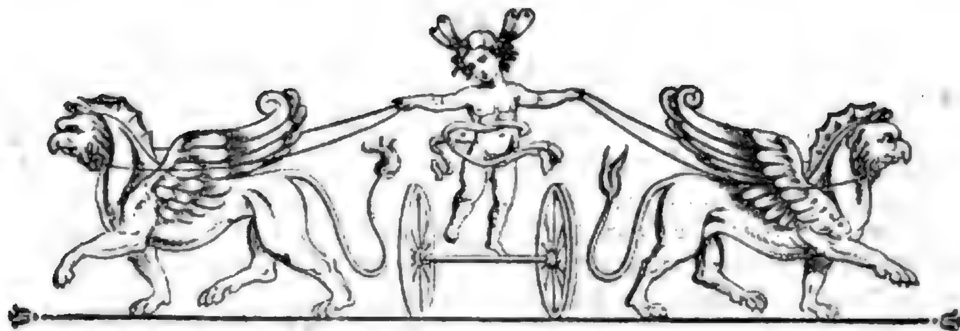
[J. M. Firmenich.]

Ueber Firmenich's, eines bis dahin unbekannten Dichters, Trauerspiel „Klotilde Montalvi," hat sich bereits früher schon ein düsseldorfer Correspondent in d. Bl. rühmend ausgesprochen. Das Stück wurde in Düsseldorf mit großem Beifalle aufgeführt. Jetzt hören wir, daß es auch in Berlin über die Breter gehen wird; Mad. Crelinger soll sich ihre Hauptrolle sehr zu Herzen genommen haben — d. h. im freundschaftlichsten Sinne. Was wird Hr. Ernst Raupach dazu sagen?

[Deutsches Zeitung-Pathos.]

In der Beschreibung, welche die augsburger Gazette von der bei Augsburg gehaltenen Revue liefert, heißt ein Passus: Während eines sehr lebhaften Heckenfeuers tummelte der Kaiser sein Roß fast dicht vor den Mündungen der Musketen und streichelte dabei dem edlen Thiere den Hals u. s. f. Wo sind wir denn? In einem Scheingefecht oder einer wirklichen Schlacht?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 179. — den 13. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Bei dem grauen ehrwürdigen Wurmser war der österreichische Generalstab versammelt, um sich mit ihm über die Mittel zur Vertheidigung der Festung zu berathen. Mantua war in damaliger Zeit keineswegs so fest, als man gewöhnlich zu glauben pflegt und mehr die natürlichen als die künstlichen Schutzwerke erschwerten seine Einnahme. Der Mincio bildet in der unmittelbaren Nähe der Stadt einen See von wechselnder Breite, der sie umschließt; fünf Dämme setzen die Festung in Verbindung mit dem festen Lande, und nur einer dieser Dämme war durch die Citadelle La Favorite, dem ehemaligen Palaste der Herzoge von Mantua, geschützt; ein anderer war durch ein leichteres Hornwerk und die übrigen blos durch steinerne Thore und Zugbrücken vertheidigt. Zwischen diesen Dämmen war die Stadt nur durch leichte Mauern gedeckt, ja, einzelne Gärten, wie die des Palastes Buonarotti, stießen unmittelbar an den See. Dadurch auch waren die nächtlichen Fahrten Angelo's möglich und dadurch konnte die Festung mit einem kleinen Heere ganz eingeschlossen werden, da die Belagerer nur die fünf Wege zu besetzen brauchten. War die Festung für ihre ursprüngliche Besatzung gut verproviantirt, so war sie es keineswegs für eine drei Mal stärkere, und es war also unmöglich, sie lange zu halten, wenn nicht neue Streitmassen aus Oesterreich zu ihrem Entsatze herbeieilten.

Alle diese Umstände wurden in dem von Wurmser zusammengerufenen Kriegsrath erwogen, aber angefeuert durch den Heldenmuth des greisen Feldherrn beschlossen die Versammelten einstimmig, die Stadt zu vertheidigen bis auf den letzten Mann.

„Nun es freut mich, Ihr Herren, daß Ihr eins seid mit mir," sagte der Feldmarschall am Schlusse der Berathung. „So wollen wir uns denn schlagen wie Soldaten, und wenn uns der Hunger nicht hinaustreibt aus dem Neste, so wollen wir doch sehen, ob diese Franzosen hereinkommen. Gott grüß' Euch alle zusammen. Und was ich noch sagen wollte, paßt mir auf die Festung! Der Teufel mag diesen Dienst in einem verschanzten Neste leiten, ich nicht. Wär's auf dem Felde, da geb' ich keinem was nach, aber ich sag's g'rad' heraus, diese Geschichte versteh' ich nicht. Bin in meinem Leben nicht eingesperrt gewesen. Na, so lebt wohl!"

Die Officiere entfernten sich ehrfurchtsvoll und der alte Feldherr brummte noch manchen Fluch in den Bart über den Garnisondienst, als ein Fremder gemeldet wurde, den der Bediente auf einen Wink des Generals alsbald hereinführte.

„Was, Herr Graf!" rief Wurmser dem Eintretenden entgegen. „Sie sind in Mantua? Nun, da hätt' ich doch eher des Himmels Einsturz vermuthet!"

„Wundern mögen sich Ew. Excellenz wohl," sagte Vieuxtemps, denn kein anderer war der Fremde, mit der zierlichsten Verbeugung, „denn es war nicht so leicht, wenn ich es vermeiden wollte, im fränkischen Lager Aufsehen zu machen."

„Kommen Sie von Wien?" fragte der Feldmarschall mit augenscheinlicher Ungeduld.

„Vor wenig Tagen," gab Vieuxtemps zur Antwort. „Ich bringe Depeschen des Hofkriegsraths, sie werden wenig enthalten. Mündlich aber soll ich Ihnen die Anzeige machen, daß Alvinzy mit einem mächtigen Heere auf dem Herzuge begriffen ist und Sie in einigen Wochen auf Entsatz rechnen dürfen."

„Das gebe Gott!" brummte der General, indem er die auf das feinste Seidenpapier geschriebene Depesche zu entfalten suchte.

„Der Hofkriegsrath hat Ew. Excellenz nur angedeutet, wie nach seiner Meinung Alvinzy von Mantua aus unterstützt werden könnte. Alles Uebrige überläßt derselbe Ihrem eigenen Ermessen."

„Das ist das Gescheidteste, was er thun konnte," murmelte Wurmser, indem er die erhaltenen Befehle entzifferte.

„Sollte Alvinzy abermals unglücklich sein, so werde ich neue Verhaltungsbefehle von Wien holen. Bis zum Empfange derselben würde sich die Festung wohl halten lassen."

„Bis zum jüngsten Tage," warf der Feldmarschall ein, „wenn nur Korn wachsen wollt' auf den Straßen, und Menschen und Vieh sich das Essen abgewöhnen könnten!"

„Besonders aber soll ich Ew. Excellenz auf die revolutionairen Umtriebe aufmerksam machen, die hier in Italien immer mehr um sich greifen und selbst in Mantua ihren Sitz haben."

„Umtriebe, Graf?" fuhr der alte Krieger auf, „das ist ein Ding, was mich nichts angeht. Daß das Volk etwas widerspenstig ist und sich den Kopf vollgepfropft hat mit neumodischen Ideen, das weiß ich; aber das läßt sich nicht ändern, bis die Franzosen, die Tollhäusler, aus dem Lande geschlagen sind." —

„Das ist es nicht, Feldmarschall, was der Hofkriegsrath meint. Verschwörungen werden gesponnen durch das ganze Land, und man muß eine Empörung befürchten. Ich habe selbst früher verschiedene Anzeigen über die verbrecherischen Umtriebe gemacht; aber unbegreiflicherweise hat man die Spuren nicht verfolgt. Daher möchte nun —"

„Ich diese Spuren suchen?" fragte Wurmser barsch. „Herr, dazu taug' ich alter Kerl nicht. Mit dem Feinde will ich mich herumbalgen, so lange die Knochen halten; läuft mir so eine Art von Zwischenträger oder Spion in die Hände, so lass' ich ihn füsiliren oder hängen. Aber zum Spürhunde bin ich verdorben. 'S wird auch in Mantua nichts dergleichen sein."

„Doch, doch," sagte Vieuxtemps und fuhr, als der General ihn mit einem Blicke voll Verwunderung ansah, sogleich fort: „Ich wußte schon früher, daß es Leute hier gibt, die eine Verbindung mit dem feindlichen Hauptquartier unterhalten, und erst diese Nacht fand ich, daß sie noch fortbesteht."

„Das ist stark! das ist wahrhaftig zu stark!" grollte der Feldherr. „Wer ist der Verwegene, der solche verfluchte Geschichten macht?"

„Nennen kann ich ihn noch nicht; aber Wachsamkeit in Ihrer nächsten Umgebung wird Sie wahrscheinlich bald in den Stand setzen, die Verräther auf der That zu ertappen und an Winken von meiner Seite soll es nicht fehlen, sobald ich die Gelegenheit wahrnehme."

Augenscheinlich um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte Wurmser nach Bonaparte und ertheilte dem militairischen Talente desselben gerechtes Lob.

„Das Glück hat ihn emporgetragen," entgegnete Vieuxtemps, „und er wird fallen, wie er stieg. Muß er die Eroberung Mantuas aufgeben, so ist sein Ruhm dahin. Das Directorium, welches sein Verweilen hier nicht billigt, wird ihn zur Verantwortung ziehen, vielleicht gar hinrichten lassen. Bonaparte hat uns übrigens genützt; er hat den revolutionairen Strom gedämpft und ihm ein anderes Bett angewiesen, wo er ruhiger und ungefährlicher fließt. Wäre sein Leben uns gefährlich, ich hätte dasselbe längst haben können; denn seit dem Beginne des Feldzuges weile ich ungestört in seiner Nähe. Aber er muß untergehen auf eine gewöhnliche Art, daß sein Ende keinen Nimbus um seinen Namen hüllt. In Valeggio waren wir nahe daran, ihn gefangen zu nehmen; hätte Sebottendorf schneller meinen Winken Folge geleistet, so würde er das Loos gemeiner Kriegsgefangenen getheilt haben."

„Sie haben sich einem gefährlichen Geschäfte unterzogen, Graf, und es wird Ihnen über kurz oder lang den Hals kosten."

„Mag sein! Aber das Ziel ist lockend. Meine Vorfahren, die Grafen von St. Agneau, standen immer dem Throne nahe und gehörten zu der Blüthe des Adels. Mir raubte die Revolution Rang und Würde und Vermögen, trieb mich aus dem Vaterlande und warf mich hülflos in die Welt. Deshalb hasse und verfolge ich sie und ihre Anhänger, so lange ich Athem habe. Das Bewußtsein, daß meine Bestrebungen dahin zielen, den Adel wieder zu der Höhe zu erheben, von welcher er nur ei-

nen Augenblick durch Rohheit und brutale Gewalt entfernt wurde, erhebt mich über alle Gedanken an die Gefahr. Die Wiedererhebung meines Königs ist das sicherste und nächste Mittel zu diesem Zweck, und also wirke ich auf meine Art zu dieser Erhebung, als dem einzigen Ziele, wonach wir alle gemeinschaftlich ringen."

Vieuxtemps empfahl sich, Wurmser schritt mißmuthig und gedankenvoll durch das Zimmer und verfluchte die unberufenen Zwischenträger, die überall sich hineindrängen in dieses ernste Spiel, die, feige und talentlos, nur zu kriechen und zu spioniren geschickt sind und doch an allen Höfen Europas ein geneigtes Ohr finden. Er fragte sich selbst, ob wirklich all dieser Kampf und das Blut von Tausenden kein anderes Endziel haben, als einen fremden Herrscher wieder auf den Thron zu heben und einer verdorbenen Menschenclasse zu neuem Glanze zu verhelfen. Den steigenden Unmuth zu beschwichtigen, ging er endlich ins Freie und suchte im Anblicke seiner Tapfern Vergessen und Ruhe.

Eine schwarze gewitterdrohende Nacht lag auf den Fluren von Mantua; der Mincio war angeschwollen von den Regengüssen des vergangenen Tages und der See war in ungewöhnlich heftiger Bewegung. Beide feindlichen Armeen waren in Thätigkeit und suchten ein Unternehmen zu verbergen in den nächtlichen Schleier, um es der Wachsamkeit des Feindes zu entziehen. Wurmser bereitete einen jener Ausfälle vor, durch die allein es möglich war, die kargen Mittel einer dürftigen und verzweiflungsvollen Existenz der Armee zu gewinnen; im französischen Lager dagegen war auf Bonaparte's Befehl Alles gerüstet, als ob man eine Schlacht erwartete. An dem Ufer gingen Bonaparte und Angelo eine geraume Zeit in lebhaftem Gespräche. — „Dein Plan ist abenteuerlich und gefährlich," sagte der Feldherr am Schlusse der Unterredung, „aber ich will Dir nachgeben. Hundert Grenadiere und einen braven General vertraue ich Dir an. Du wirst fühlen, daß es ein Opfer ist, welches" —

„Erfülle meine innigste, meine herzlichste Bitte" unterbrach ihn Angelo, „komm' selbst hinüber!"

„Nimmermehr!" entgegnete heftig Bonaparte.

„Ich habe meinen Brüdern versprochen, Dich in ihre Mitte zu führen," sagte Angelo.

„Du warst unbesonnen," erwiederte Bonaparte, „und hättest mich zu Rathe ziehen sollen, ehe Du ein solches Versprechen gabst. Was soll ich dort?"

„Ihnen die Versicherung geben," nahm Angelo das Wort, „daß Du Italien in eine Republik umschaffen willst."

„Bin ich der Herrscher Italiens?" fragte Bonaparte mit unverhehltem Unmuthe. „Kann ich dem Volke Freiheit geben, wenn es sie selbst nicht zu erringen weiß? In Mailand habe ich Italiens rüstigste Männer versammelt, damit sie eine Verfassung für das Land entwerfen; an diese wendet Euch. Die Stunde ist zu kostbar, um sie mit Erörterungen über künftige Fragen zu verlieren. Mich ruft die Pflicht zu meinen Truppen. Auch Deine Barken sind bereit. Zieh hin und handle! Aber Du bürgst mir für Serrurier und meine Truppen!"

„Mit Ehre und Leben!" antwortete Angelo, mißmuthig über das Mißlingen seiner Hoffnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Lübeck, im August.

[Theater. Kunst. Literatur.]

Eine frühere Correspondenz in diesem Journal überhebt mich der Mühe, dem Leser erst mit Lage, Einzelverhältnissen rc. an die Hand gehen zu müssen; der damalige Correspondent hat durch seine nur zu richtige Charakteristik hiesiger Zustände von gelehrten und ungelehrten Kritikastern Zungenhiebe in Masse erdulden müssen, wenigstens hat er dem Stadtgespräch zu jener Zeit wesentliche Nahrung geboten. Eine solche Verketzerung steht jedem mehr oder minder bevor, der es sich einfallen läßt, als Referent aus hiesigem Ort aufzutreten, jedenfalls wird es immer dem Philisterthum an Einwänden nicht fehlen, die ihm aufgebürdeten Sünden von sich abzuwälzen. —

Seit jener Zeit hat sich nun Manches in der allgemeinen sowohl wie in Lübecks Geschichte geändert. — Viele Leute sind klüger geworden als zuvor, Börne ist gestorben und alle Aristokraten haben deshalb Trauer angelegt, die neuen lübeckschen Blätter haben ihren 3ten Jahrgang vollendet und ihren 4ten begonnen, die große Sonnenfinsterniß ist glücklich vorübergegangen und die Juden schachern hier wie zuvor, ohne sich an Emancipation zu kehren, noch sie zu begehren.

Wenn da einer nun einen Fortschritt in der Culturhistorie herauszuklauben vermag, so soll es mich freuen. —

Um übrigens systematisch zu Werke gehen zu können, wird es nöthig sein, den Faden da wieder anzuknüpfen, wo er seiner Zeit abgebrochen wurde. Demnach das Theater zuerst!

Wenn der Besitz zweier Directoren, eines zahlreichen Personals und eines recht buntscheckigen Repertoirs Maßstab für Größe und Glanz eines Unternehmens bilden können, so haben wir ein sehr großes und glänzendes Theater gehabt. — Wenn dahingegen beide Directoren gleichwenig von dem innern Wesen und Bedürfniß eines guten Theaters unter-

richtet waren, jenes Personal zum geringsten Theil brauchbar war, und das Repertoir fast allen gediegenen Productionen den Krieg erklärt hatte, so haben wir ein sehr mittelmäßiges Theater gehabt. — Reinhardt ist besonders hervorzuheben. Sein Bertrand von Ranzau im Minister und Seidenhändler, und Doctor Löwe im Oheim, waren Schöpfungen eines sich bewußten denkenden Künstlers und haben hauptsächlich dazu beigetragen, die sonstige Misere unsers Theaters vergessen zu machen. — Wilke besitzt einiges komische Talent, welches eben hinreicht, das Publicum momentan aufzuheitern, gleicherweise wirkt Schütz (Bruder des braunschweiger Schütz) nach Möglichkeit dahin, durch Harlekinaden seine Directionsführung vergessen zu machen. — Unsere Oper hat durch Albrecht's geschickte und umsichtige Leitung Schwierigkeiten aller Art überwunden. Ein verstimmter Tenor, ein roher mißtöniger Baß, Sopranstimmen, die in der Auflösung begriffen sind, fünf, höchstens sechs nothdürftig musikalisch gebildete männliche und ebenso viele weibliche Choristen, nur einen verwendbaren Bariton (Stürmer) und zwei bis drei zwar gebildete, aber schwache Sopransolos; mit solchen Kräften Opern wie die Nachtwandlerin, Oberon, Figaro's Hochzeit, Don Juan, die Zauberflöte 2c., leidlich herauszubringen, zeugt gewiß, daß das Hrn. Albrecht gezollte Lob kein unverdientes ist. —

Zur Beförderung der bildenden Künste hat sich ein Kunstverein gebildet, der die Aufmunterung hiesiger Talente, Ausbildung des Kunstgeschmacks durch Ankauf ausgezeichneter Bildwerke, und vielleicht nach Jahren auch eine Kunstausstellung bezwecken will. — Eine Nachbildung des berühmten Tintoretto'schen Gemäldes „die Erweckung Lazari" aus der St. Katharinenkirche, von einem jungen geschickten Zeichner Wilh. Stölzner unternommen, dürfte noch zu erwähnen sein.

Literarisch Neues gibt es sehr wenig. — Unsere Literaten kennen die Leser der „Eleganten" bereits; es genügt zu wissen, daß Hr. Asmus keinen neuen Räuberroman geschrieben und nicht mehr originell für die Originalien wirkt, daß Hr. Hintze fortfährt, durch kleine mitunter sehr gehaltreiche dramaturgische Aufsätze auf die hiesigen theatralischen Zustände einzuwirken, und daß er das erwartete und für die Nachwelt bestimmte Epos durch ein Gedicht, den hiesigen Kämpfern von 1813 und 1815 zum Tage des silbernen Gedächtnißjubiläums gewidmet, zu ersetzen gesucht hat. Ein Journal, das geeignet wäre, die geistigen Interessen zu fördern, und mit dem Leben zu vermitteln, existirt zur Zeit noch nicht. — Ob und wann ein solches in Wirksamkeit treten wird, bleibt der lübeckischen Zukunft anheimgestellt. — Unsere neuen lübeckschen Blätter bleiben ihrer einseitigen Tendenz getreu; sie erlauben sich mitunter eine Reform irgend einer Sache anzuregen, wissen sich aber phlegmatisch zu beruhigen, wenn die angeregte Reform unterbleibt. — Doch kann bei dem jährigen Wechsel der Redaction vielleicht bald eine lebensfrischere Richtung erwartet werden. — Rumohr's Reisen 3ter Band, Fr. Liebolde's Heilkräfte des Meerwassers und L. v. Rohden's Lebensbeschreibung Johannes des Täufers werden jetzt von der v. Rohden'schen Buchhandlung als neuer Verlag angezeigt. — Beurmann's Memoiren eines Advocaten haben in hiesigen Kreisen bedeutende Sensation erregt. Man will fast sämmtliche Personalitäten als gute Bekannte von hier erkannt haben. — Eine große Fertigkeit in der Skizzirung von Situationen und Portraits wird man Hrn. Beurmann nicht ableugnen können.

N o t i z e n.

[Reiseliteratur.]

Nach Fenimore Cooper erschienen bei Mayer in Braunschweig „Lebensbilder aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz," zwei Bände, und „Erinnerungen aus Europa," ebenfalls zwei Bände, beide bearbeitet von Steger. Cooper urtheilt zu sehr als einseitiger Yankee über europäische Zustände, und die interessanten einzelnen Notizen selbst, die wenigen Fettblasen, verschwimmen in der monotonen Bouillon dieser breiten Reiseschilderungen. — Als freimüthigen und ehrlichen Beobachter der bairischen Zustände in Griechenland und als glücklichen Landschaftsmaler zeigt sich Schwarzwälder in seinen etwas nachlässig, aber einfach ansprechend geschriebenen „Erinnerungen an Griechenland." (Brieg, K. Schwartz). — Die äußerst lebendig geschriebenen und charakteristischen „Reise- und Lebensbilder aus Südfrankreich und der Schweiz" von Alexander Dumas kamen in guter Uebersetzung bei W. Engelmann heraus. Menschen und Zustände, Situationen und Localitäten sind mit gleicher Frische und Naturtreue geschildert. Man erstaunt über die Empfänglichkeit, womit Dumas die deutschen und schweizerischen Sagen zu genießen und wiederzugeben weiß.

[La Crème.]

Wir wissen, daß die exclusive wiener Gesellschaft sich selbst den Titel la crème zugelegt hat. Auf diese Aristokraten erschien, wie Mistreß Trollope in ihrem Buche über Wien erzählt, ein Spottgemälde. Man sah darauf eine hohe, gerade, glatte Kletterstange, auf dem Gipfel derselben einen goldenen Schlüssel und um ihren Fuß ein mit Crème, der göttlichen Flüssigkeit, gefülltes rundes Becken. Ungefähr auf einem Drittel der Höhe klettert eine Person, in der mühseligsten Anstrengung begriffen, den kostbaren Schlüssel zu erreichen. Darunter las man die Devise: S'il ne parviendrait pas à son but, au moins il tombera dans la crème.

[Die Deutschen im Auslande.]

Es ist merkwürdig, wie viel deutscher Auswurf sich unter Gottes freiem Himmel umhertreibt! Wir haben das Lumpenpapier erfunden, wir haben ein Recht auf die Lumpe! Unser von Kindesbeinen auf gedrücktes Bewußtsein läßt bei den Wenigsten ein wirkliches National-Ehrgefühl aufkommen. Es ist bekannt, daß unter allen Auswanderern in Nordamerika so gut wie in Algier das deutsche Gesindel das verachtetste, ärmlichste und am meisten dem Trunk ergebenste ist. Hinter einander standen in Paris die Deutschen vor Gericht: der lächerliche Abenteurer Fr. Schiller, als Zeuge gegen die Grouvelle, Willand, der seinen Sohn mit so unnatürlicher Grausamkeit behandelte, und Eleemann und Blum, die der Betrügerei angeklagt waren!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 180. — den 14. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war vorüber, als eine Anzahl Boote sich in Bewegung setzte, die, mit einigen Hundert der tapfersten Grenadiere bemannt, ihre Richtung nach der Citadelle nahmen. General Andreossy war der Anführer des abenteuerlichen Zuges und hatte den Befehl, sich des Hinterthores zu bemächtigen, die Fallbrücken auf dem Damme San Giorgio niederzulassen und so einen Weg zu bahnen, über welchen die versammelten Truppen in die Stadt stürmen sollten. Entfernt von diesen Booten schwamm fast in derselben Richtung ein kleiner Kahn, den Angelo mit kräftiger und sicherer Hand durch die ziemlich hoch gehenden Wogen lenkte, indessen General Serrurier unthätig dasaß und mit angestrengter Aufmerksamkeit über die Fläche des Sees blickte. Zwei Boote, dicht gedrängt voll Krieger, folgten diesem Kahne in einer angemessenen Entfernung. Als das kleine Fahrzeug der Stadt nahe kam, hielt der junge Mann an und sagte zu seinem Begleiter: „Laß hier die Boote halten und laviren, Bürger-General, bis wir ihnen ein Zeichen geben.“ Den herankommenden Booten wurde dieser Befehl ertheilt und der Kahn setzte seinen Weg fort.

„Welche Unvorsichtigkeit, Angelo!“ flüsterte Serrurier, als der Kahn näher ans Ufer kam und keine Spur einer Besatzung sich zeigte. „Wäre es möglich gewesen, hinreichende Fahrzeuge aufzutreiben, man hätte die halbe Armee hierher führen können.“

„Damit wir für jeden möglichen Fall sicher sind, so wiederhole mir die Befehle des Feldherrn“ bat Angelo.

„Sobald Andreossy Meister des Dammes ist, gibt er uns durch eine Rakete ein Zeichen. Die hundert Grenadiere, die mir folgen, werden alsdann nach Deinem Plane landen und durch Deinen Palast in die Stadt ziehen, um einen panischen Schrecken unter dem Feinde zu verbreiten. Findet Andreossy unübersteigliche Hindernisse, so setzt eine Leuchtkugel uns davon in Kenntniß; eine Rakete vom Ufer aufsteigend, gilt ihm und uns als Befehl zum Rückzuge. Das ist Alles.“

„Der Himmel gebe seinen Segen!“ betete Angelo und Serrurier stimmte ein in diesen Wunsch und fügte hinzu: „Wenn unser Unternehmen mißlingt, so werden Monate hingehen, ehe wir als Sieger in Mantua einziehen können; denn Alvinzy bricht mit zwei Armeen in Italien ein und das Belagerungsheer muß geschwächt werden, um ihm widerstehen zu können.“

„Wir sind zur Stelle,“ unterbrach Angelo den General und trieb den Kahn gewaltsam in ein Gesträuch, welches an der Gartenmauer des Buonarotti'schen Palastes wuchs. Beide Männer stiegen aus, Angelo faßte Serrurier's Hand und zog ihn durch eine verwachsene Maueröffnung in den Garten. Beide verschwanden in der schwarzen Finsterniß; ein Geräusch, welches in ihrer Nähe sich erhoben hatte, als sie den Garten betraten, hatte Keiner von Beiden bemerkt. Kaum aber waren sie in den Baumgängen verschwunden, als die kleine schmächtige Gestalt des alten Vieuxtemps sich erhob, einen Augenblick

Digitized by Google

sinnend dastand, dann wie ein Wurm hinkroch an das Ufer, den Kahn hastig losband, mit Anstrengung aller Kräfte in den See trieb und nun mit eben so viel Eile als Vorsicht beiden Männern folgte. Sobald der Späher entdeckt hatte, wohin Beide sich verloren, stürzte er in Wurmser's Gemächer und verlangte augenblicklich Einlaß. Aber der Feldmarschall ordnete selbst den Ausfall, welchen seine Truppen unternehmen sollten, und die wenigen Personen, welche in der Wohnung zurückgeblieben, nahmen von den unverständlichen Andeutungen keine Notiz, ja, es kostete dem Alten Mühe, zu verhindern, daß er als verdächtig bis zur Zurückkunft des Generals angehalten wurde. Nach kurzem Besinnen erzwang sich Vieuxtemps fast gewaltsam Einlaß bei dem alten und kranken Buonarotti.

———

In dem entlegenen Gemache, welches dem Leser von früher schon bekannt ist, waren die Verschworenen versammelt und hatten mit aller ceremoniellen Feierlichkeit ihre Sitzung eröffnet. Sie trugen außer den Dolchen heute Pistolen und Seitengewehre und Alles schien anzudeuten, daß sie Lust hatten, an dem nahe bevorstehenden Kampfe thätigen Antheil zu nehmen. Nach einigen einlaufenden Berichten über den Stand der Dinge nahm Cerrachi das Wort und sprach: „Brüder und wackere Köhler, es ist unsere Aufgabe, bei dem heutigen Kampfe unthätig zu bleiben. Bonaparte hat die Hülfe, welche wir durch einen Volksaufstand in Mantua ihm reichen wollten, entschieden abgelehnt, und besteht darauf, mit seinen Truppen allein zu wirken —"

Ein Gemurmel des Mißmuths und der Unzufriedenheit erhob sich in der Versammlung bei dieser Nachricht, verlor sich jedoch allmälig, als Cerrachi fortfuhr: „Laßt uns, geliebte Brüder, nicht mit ihm hadern über die Gründe zu dieser Handlungsweise. Wenn die Wölfe vertrieben werden aus dem Walde und von dem Meiler, so ist des Köhlers Wunsch erfüllt, und Bonaparte wird sie vertreiben. Aber Bruder Angelo, der rüstigste der Köhler, hat es übernommen, den General herzuführen in unsere Hütte. Wir wollen seinen Schwur hören, daß er das Vaterland befreien und seine republicanische Verfassung befördern will. Leistet er den Schwur, so sei Gott der Allmächtige und der heilige Theobald mit ihm und seinem Unternehmen."

„So sei es," stimmten die Verschworenen ein und setzten sich nieder in lautloser Ruhe, die Eintretenden erwartend, deren Tritte sich bereits in der Nähe des Einganges hörbar machten. Angelo trat herein, den zögernden Serrurier nach sich ziehend.

„Er ist es nicht," rief Cerrachi, die Eintretenden erblickend. —

„Nein, er ist es nicht," wiederholte Angelo, und berichtete Bonaparte's Weigerung und die sonstigen Resultate seiner Sendung.

Während die Gesellschaft noch stumm war vor Staunen und Unwillen über die Unfügsamkeit Bonaparte's, erschollen von außerhalb die Worte: „Hier, hier sind die Verräther!" und durchfuhren wie ein Blitzstrahl die ganze Versammlung. In demselben Augenblicke stürzte mit den Wächtern zugleich der alte Buonarotti im Nachtkleide herein. Sein Anblick war gespensterhaft, seine eingefallenen Augen waren weit aus den Höhlen getrieben von der Gewalt des Zornes. Die dunkle Röthe seines Antlitzes contrastirte fürchterlich mit den tiefgefurchten Wangen und der Hinfälligkeit seiner zum Theil entblößten Glieder. Wie der Strafengel an den Pforten des Paradieses, also trat diese geistergleiche Gestalt an die Thür des Gemaches, und irgend eine in der Gluth des Zornes ergriffene Waffe schwingend, donnerte er mit hohler Grabesstimme: „Verräther! schändliche, nichtswürdige Verräther, die Ihr dieses Haus der Ehre schändet durch Eure Verbrechen, fahrt zur Hölle! und Du vor Allen, Ungeheuer, das ich Sohn genannt!" Und mit letzter Kraft schleuderte er die Waffe nach dem Haupte Angelo's, ohne jedoch dasselbe zu treffen; die Versammlung erhob sich jetzt vereint gegen den Eindringenden, alle Dolche waren gezückt auf den Greis, der mit lautem, wahnsinnigem Gelächter zusammenbrach und sinkend die Worte rief: „Angelo, wo bist Du? her mit Deinem Dolche! hier, hier ist das Herz des Vaters!" Angelo warf sich mit der Kraft der Verzweiflung zwischen den Greis und die Verschworenen. Die nächsten mit unwiderstehlicher Gewalt zurückschleudernd, rief er mit fürchterlicher Stimme: „Zurück von ihm, Unglückliche! Wer nur ein Haar dieses Greises krümmt, ist des Todes!" Und den Vater, wie ein leichtes Kind in den Arm nehmend, entfernte er sich mit Windeseile aus dem Zimmer.

Noch war die Versammlung gelähmt von dem Eindrucke der letzten Augenblicke, als Angelo zurückkehrte und seinen Brüdern die Worte zurief: „Zerstreut Euch! flieht! Ich habe die Stimme des Verräthers erkannt. Er weiß Alles, und in wenigen Minuten sind wir Alle verloren. Ohne die Frage, wer der Verräther sei, zu beantworten, ergriff der Jüngling die Hand Serrurier's und verschwand mit demselben in den weiten Corridors des Palastes.

Die mit jedem Augenblicke wachsende Gefahr, die Ahnung, daß ein neues Hinderniß ihnen entgegentreten könne, lag zermalmend auf seiner Seele und machte ihn unfähig zu jedem andern Gedanken, als den der Rettung des Generals. Was dieser auch fragen mochte, er erhielt als Antwort nur die wiederholte Betheurung, daß Angelo mit Leben und Ehre bürge für sein Leben und seine Rückkehr. Aufgeschreckt durch das ungestüme Hin- und Herrennen Angelo's, hatte Laura ihr Lager verlassen und trat in dem Momente aus ihrem Gemach, als Angelo mit Serrurier vorbeiging. Ahnend, daß irgend ein unheildrohendes Geheimniß den Geliebten durch die Räume des Pallastes trieb, warf sich das Mädchen an Angelo's Brust und flehte, beschwor ihn, zu weilen und sich keinen Gefahren Preis zu geben. Aber er wehrte sie ab mit sanfter Gewalt, sandte sie dem todtkranken Vater zur Hülfe und setzte seinen Weg fort. Beide Männer durcheilten den Garten und gelangten zu dem Eingange. Tief aufathmend sprang Angelo nach der Stelle, wo das rettende Fahrzeug verborgen war; aber ein durchdringender Schrei des Entsetzens entfuhr seinem Munde, als er die Stelle leer und das Fahrzeug verschwunden fand. Betäubt und verwirrt ergriff er von neuem die Hand des Generals und wollte ihn in den Garten zurückziehen. Erst als dieser sich entschieden weigerte, nur einen Schritt zurück zu thun, gab Angelo eine dürftige Erklärung der neuen Gefahr. Serrurier beharrte auf seiner Weigerung und wollte schwimmend den Weg suchen zu seinen Booten; aber seine Kniee umfassend, mit dem unwiderstehlichen Tone eines mit dem Tode Ringenden, rief Angelo: „Nein, Du kannst, Du darfst nicht. Du würdest untergehen in den Wirbeln des Sees, die gerade hier am häufigsten sind; Du würdest untergehen vor Ermattung, wenn Du die Richtung der Boote verfehltest. Ich bürgte für Deine Rückkehr mit Ehre und Leben, ich muß und werde Dir Rettung bringen." Und unwiderstehlich riß er den Widerstrebenden fort in den Garten. Der General willigte endlich ein, in einen nahen Pavillon zu treten, von wo ihm jeden Augenblick der Weg zur See frei stand. Sobald er eingetreten war, eilte Angelo von neuem nach dem Versammlungsorte der Carbonari. Aber das Gemach war leer, die Verschworenen hatten, der dringenden Aufforderung Angelo's folgend, sich durch jenes Pförtchen, welches ihnen zum Eingange diente, entfernt. Jetzt blieb ihm nur eine Hoffnung: er stürzte zu Laura, riß sie aus dem Zimmer, in welchem Buonarotti in schwerer Ohnmacht lag, heraus, und mit aller Leidenschaft seiner aufgeregten Sinne flüsterte er: „Laura, bei Deinem Seelenheile und der Liebe, die Du einst für mich empfunden, beschwöre ich Dich, zu thun, was ich Dir sage: Lausche, wie die säugende Löwin auf den Tritt ihres Feindes, auf das Herannahen der Oesterreicher; sobald sich Truppen dem Palaste nähern — aber ums Himmels willen nicht eher — eile an das Ende des Gartens in den alten Pavillon und gib mir Kunde. Mädchen, ich lege mein Leben und meine Ehre in Deine Hand! Beherzige meine Bitte und erfülle sie!" — Ohne dem bestürzten Mädchen Zeit zu einer Frage zu gönnen, stürmte Angelo hinweg, durcheilte von neuem den Garten und verschwand in wenigen Minuten in den Wogen des Sees.

Eine volle Viertelstunde verharrte Serrurier in Pavillon und seine Ungeduld stieg aufs Höchste. Die Finsterniß der Nacht verlor sich allmälig, die Wolken zerrissen und der Mond blickte hellleuchtend durch die Oeffnungen. Von der Citadelle her dröhnte ein Kanonenschuß durch die lautlose Stille; bald folgten ihm hundert andere und verkündeten den Angriff Andreossy's. Der General zog sein Schwert, trat ins Freie und blickte mit Späherblicken nach der Gegend, wo sein Auge das ersehnte Feuerzeichen erwartete. Eben wollte er, aller Warnungen Angelo's ungeachtet, einen Weg suchen durch die dunkle Fluth, als ein Mädchen mit allen Zeichen der Todesangst dem Pavillon zueilte und mit zitternder Stimme rief: „Angelo! flieh, flieh! zahlreiche Truppen dringen in das Haus; in der nächsten Minute bist Du verloren." Jetzt gab es keine Wahl mehr und entschlossen schritt der General durch den Gartenausgang dem See zu. In seinem Rücken ertönte das Getöse der herannahenden Oesterreicher und er war im Begriffe sich in den See zu stürzen, als naher Ruderschlag sein Ohr traf und ein flüchtiger Mondesstrahl ihm die Boote in seiner unmittelbaren Nähe zeigte. Einen Augenblick später sprang Angelo triefend und erschöpft ans Ufer und den General umfassend, jubelte er mit lauter Stimme: „Dank dem ewigen Gott, Du bist gerettet! Nun fort, fort!"

„Komm, komm, Unglücklicher!" drängte Serrurier „Deine Verfolger sind schon im Garten!"

„Ein sterbender Vater harrt meiner," sagte der Jüngling mit brechender Stimme, ich bleibe! Du aber flieh! schnell! Leb wohl, ewig wohl!"

Mit diesen Worten drängte er den General in eine Barke, die bald blitzesschnell auf dem Spiegel des Sees dahinfuhr. Aus der Ferne stieg die verhängnißvolle Leuchtkugel empor und eine Rakete von dem jenseitigen

Digitized by Google

Ufer folgte ihr sogleich als Antwort. Angelo stand am Ufer und überblickte die Fläche des Sees, das zunehmende Getöse im Garten schien er selbst dann nicht zu bemerken, als bereits Soldaten die Oeffnung durchbrochen hatten und ihn umgaben; seine letzten Kräfte hatten sich concentrirt in seinem Blicke, der gefesselt hing an den hingleitenden Booten; als er dieselben nicht mehr erreichen konnte, da brach die übermäßig angestrengte Kraft des Jünglings und er sank todesmatt und bewußtlos nieder.

Als Angelo erwachte, umwehte Kerkerluft seine verdunkelten Sinne und mühsam mußte er sich die Begebenheiten an einander reihen, die ihn hierher geführt. Mit den Waffen in der Hand hatte man ihn ergriffen und der Jüngling verhehlte durchaus nicht, daß er dieselben zu Gunsten des Feindes getragen. Bei dieser Gestalt der Dinge machte das Kriegsgericht kurzen Proceß und verurtheilte ihn zum Tode. Aber die Einflüsterungen Vieuxtemps' hatten alle Symptome einer bestehenden Verschwörung in Erinnerung gebracht und die Oesterreicher zu dem Versuche angespornt, dieses dunkle Gewebe zu entwirren. Ein Verschwörungsproceß ist zu reizend für schwachköpfige Aktenwürmer, um ihn fahren zu lassen, und so überlieferte man Angelo einer Commission, die schon seit längerer Zeit mit der Untersuchung der revolutionären Sympathie in Italien beauftragt war. Also vergingen Monate, während welcher man den Jüngling durch alle ersinnlichen Quälereien zu einem Geständnisse über diesen Punkt zu bringen suchte; ja, es würden Jahre darüber vergangen sein — denn derartige Erscheinungen bleiben sich zu allen Zeiten gleich — wenn nicht die Ereignisse eine Beschleunigung herringebracht hätten.

Diese lange und traurige Zeit verlebte Angelo in stillem Hinbrüten; daß Bonaparte's Unternehmen gänzlich mißlungen und Mantua den republikanischen Fahnen noch immer verschlossen sei, sagte ihm seine fortdauernde Haft. — Die rege Phantasie gaukelte ihm tausend Bilder des Schreckens und Unglücks vor, die alldie aufdämmernde Freiheit seines Vaterlandes bedrohten. Außerdem traten die theuern Gestalten des todtwunden Vaters und der leidenden Geliebten marternd vor seine geängstigte Seele und er bot vergebens Alles auf, um von seinen Peinigern die Vergünstigung zu erlangen, nur einmal den Vater sehen zu dürfen.

Was aber dem Jünglinge nicht gelang, das erwirkte Buonarotti leicht von dem biedern Wurmser. An das Schmerzenslager des Greises trug der ehrwürdige Feldherr Trost und Beruhigung. Mußte auch nach seiner eigenen Ueberzeugung der Verräther mit dem Leben büßen; so gewährte er doch gerne dem schwer getroffenen Vater den Anblick des einzigen Sohnes, und Angelo war freudig überrascht, als plötzlich eine starke Wache bei ihm den Auftrag verkündete, ihn in den Palast seines Vaters zu geleiten.

(Der Beschluß folgt.)

Englische Romane.

Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Ueberlieferungen des schottischen Grenzlandes, von J. M. Wilson. Deutsch v. H. Roberts. Leipzig, Weber.

Das schottische Grenzland ist der Schauplatz vieler alten Balladen. Der vor kurzem verstorbene John Mackay Wilson schrieb eine Reihe von Erzählungen, die den Charakter der Balladen verrathen. Durch Walter Scott's Romane ist dieser Boden dem deutschen Publicum genugsam zugänglich gemacht. Wir finden unter anderem auch eine Geschichte „vom gebrochenen Herzen," die vielfach verändert oft genug angetroffen wird, unter anderem auch in Irland, in der Geschichte Robert Emmets und der irländischen Revolution; man kennt sie nach Thomas Moore's Erzählung. Auf schottischem Grund und Boden fällt diese Tragödie eines weiblichen Herzens in die Zeit der Stuart's, welche mit Hülfe der Schotten den englischen Thron wieder gewinnen wollen. James Dawson, der 1745 an dem Versuche Theil genommen, wird gefangen. Fanny Lester, seine Geliebte, beredet ihn, sein Unglück muthig zu tragen. Sie selbst zeigt einen seltenen Heroismus, sieht ihn das Schaffot besteigen, sein Haupt fallen — und stirbt am verhaltnen Weh, am gebrochenen Herzen.

Notizen.

[Pferde-Literatur.]

Das Literaturblatt zum Morgenblatt hatte sich so eben erst mit deutschen Lyrikern und der „Werdelust des halleschen Dichterbundes" beschäftigt, als es auch schon Berichte über Bücher bringt, welche Pferde, Pferdezucht und Zugehöriges zum Gegenstande haben. Man könnte fast sagen, der Beurtheiler behandle die Poeten wie Pferde, und die Pferde wie Poeten.

[Glückliche Verbesserung.]

Auf den österreichischen Bühnen ist aus gewissen Rücksichten der Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe in einen Ober-Hof-Garderobemeister verwandelt. Wie klingt es nun, wenn Ferdinand Luisen zudonnert: „Hast du den Ober-Hof-Garderobemeister geliebt? — In wenig Stunden wirst du vor Gott stehen!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 181. — den 15. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Eroberung von Mantua.

(Beschluß.)

Wer ermißt den Jammer seines Herzens, als er eintrat in die Räume, wo er seine Kinderzeit verlebte? Hingegossen im tiefsten Schmerzgefühle lag Laura zu den Füßen Buonarotti's, und als sie sich erhob und den Eintretenden umschlang mit leidenschaftlicher Heftigkeit, vermochten ihre bebenden Lippen nicht ein Wort zu sprechen. Aber heiße Thränen stürzten aus ihrem schönen seelenvollen Auge und netzten des Jünglings Antlitz. Der liebende Blick schien sie auszusenden als ein Bad der Sühnung, welches jeden Vorwurf, jedes Schuldgefühl von der Seele des Jünglings abwaschen und ihn entsündigt hinstellen sollte vor die verzeihende Geliebte. Auf dem Krankenlager hingestreckt lag der bleiche Vater, Schmerz und Kummer hatten ihn abgezehrt bis zum Gerippe; während sein halbgebrochenes Auge an dem Sohne hing, versagten die zitternden Arme ihm den Dienst, und er vermochte nicht, sie dem Kinde entgegen auszubreiten, wie der Drang seines Herzens es gebot. Angelo stürzte ihm entgegen, sank an seine Brust und die welken Hände des Greises umschlangen ihn mit möglichster Kraft, als fürchteten sie, daß der Ersehnte ihnen wieder entrissen werde.

„Sohn, ungehorsamer, böser, unglücklicher Sohn!" flüsterte der Greis mit schwacher Stimme. „Siehst Du, wohin es führt, wenn wir zu fest hangen an einem Phantom."

„Vater!" flehte Angelo, „nicht diese Sprache in der einzigen bangen Stunde, die uns vergönnt ist. Vergebung ist das Wort, welches ich aus Deinem Munde zu hören wünschte; Vergebung ist das Wort, welches wohlthätig nachhallen soll in meiner Seele, wenn die nächsten Tage mich wieder mit Schrecken umfassen. Vater, sprich es aus, dieses Wort! Vergebung Deinem Sohne!"

„Ich vergebe Dir!" seufzte Buonarotti und ein Strahl der Freude trat in sein erlöschendes Auge.

„Ich weiß, daß ich Dich gekränkt, schwer gekränkt habe. Zwar hatte mein Herz keinen Theil daran, und ich war nur der Vollstrecker eines höheren, unwiderstehlichen Willens. Aber es war doch der Sohn, von welchem Du den Schlag des Schicksals empfangen; und ich fühle, wie schwer es Dein Herz getroffen."

„Fühlst Du das, mein Angelo?" stammelte freudig bewegt der Kranke. „Sieh', sie ist ein Pesthauch, diese Zeit, ein tödtender Sirocco, der jedes Liebesband erstickt; sie ist eine Hyäne, diese Freiheit, die sich nur von den Leichen gebrochener liebender Herzen nährt. O, sie sind fluchwürdig, diese Worte: Zeit und Freiheit! Nicht wahr, mein Sohn, sie sind's?"

„Vater," antwortete der Jüngling mit ernster Würde, „wir stehen beide am Rande des Grabes und in einer kurzen Spanne Zeit sehen wir uns wieder in einer Welt, wo all' diese Zerwürfnisse aufgehört, all' diese Kämpfe ausgetobt haben. Kannst Du Deinen Sohn dort freudig umarmen, wenn er hier mit einer Lüge von Dir

scheidet? Kannst Du ihm ein liebendes Herz entgegentragen, wenn er in der Stunde der Gefahr den neuen Weltheiland verläugnete? Du kannst es nicht, und ich lüge nicht. Nein, mein Vater, die Zeit ist mild und freundlich, sie trägt in ihrem breiten Schooße willig jedes Band der Liebe. Aber sie zermalmt das Individuum, welches vermessen eingreift in ihr Rad und sie aufhalten will in ihrem hehren Gange. Und die Freiheit ist ja die Mutter der Liebe, die weltbeglückende Göttin, deren einziges Gesetz Liebe, reine allgemeine Liebe heißt. Sie bricht keine Herzen; aber die Herzen brechen und verdorren, die ihre Liebe nicht suchen in ihr, dem ewigen Quell der Liebe."

„Sohn, Sohn! laß uns schweigen," jammerte Buonarotti. „Ach, wenn sie nur mein Herz gebrochen, weil es ihr widerstehen zu müssen glaubte, so wollte ich Dir glauben. Aber brach sie nicht auch das Deine, das ihr angehörte, mehr angehörte, als es sollte."

„Sie that es nicht, mein Vater," entgegnete Angelo, „ich sterbe, weil das Schicksal mich in einem kleinen Kreise zum Vorläufer einer neuen Zeitepoche ausersehen hat. Der Heiland starb, damit die beseligende Idee seiner Gotteslehre die Welt beglücke und der Tod war sein schönster Triumph. Mag das Individuum untergehen, die Idee, deren Träger es war, erhebt sich siegreich über seiner Leiche und erfüllt eine Welt mit ihrem Segen. Aber laß uns nicht reden von diesen Dingen, mein Vater. — Unsere Rollen sind ausgespielt in der Weltgeschichte, und wir haben unsere Pflicht erfüllt; wir treten ab und gehören uns wieder selbst an. Lieben wollen wir uns in der kurzen Stunde, die uns vergönnt ist, lieben mit der ganzen Kraft der vollen überwallenden Seele."

„Ja, lieben!" rief der Greis mit brechender Stimme. „Sohn meiner Liebe und meiner Schmerzen! Und auch Du, mein zartes, holdes Kind, armes unglückliches Mädchen, komm an mein Herz. Mag die Zeit höhnisch vorbeirollen, wenn ich Euch umschließe, es kümmert mich nicht. Meine ganze Seele ist ja nur Liebe für Euch, und mein letztes Wort sei, Euch zu sagen, ich liebe Euch!"

Mühsam erhob sich der Greis von seinem Lager; seine leuchtenden Blicke klammerten sich fest an die Gestalten seiner Kinder, die dürren Arme umschlossen Beide mit krampfhafter Innigkeit, und in langer Umarmung drückte er sie an seine Brust, als wollte er sie auf ewig mit sich vereinigen. Als Angelo endlich sich erhob, saß der Vater starr und leblos auf seinem Lager; sein Herz war gebrochen in dem seligen Genusse der langentbehrten Liebe. Ein milder Friedensengel hatte ihn abgerufen aus einem Leben, welches in der letzten Zeit durch eigene Schuld ihm so wenig Freude geboten hatte. Laura gab sich einem maßlosen Jammer hin, als sie den Tod des Vaters gewahrte; Angelo schloß des Greises weitgeöffnete Augen, drückte mit kindlicher Herzlichkeit den letzten Kuß auf seine hohe Stirn, und ein paar heiße Thränen fielen auf das bleiche Antlitz des Entseelten. —

Zu lange schon hatte Angelo geweilt im elterlichen Hause. Der tiefergriffene Offizier, welcher ihn begleitete, mahnte ernstlich zur Rückkehr. Nach den dürftigsten Anordnungen über das Begräbniß des Vaters riß er sich also gewaltsam los von der theuren Leiche, gewaltsam und mit blutendem Herzen von der Geliebten, die bewußtlos dalag in dem Uebermaße ihres Schmerzes und augenblicklich den herbsten Verlust nicht fühlte, welchen sie erleiden mußte.

Düstern Blickes und gedankenschweren Hauptes saß Wurmser in seinem Zimmer und sann nach, wie er seinem Kaiser die letzte Stadt, das letzte Stück Landes in Italien erhalten könne. Aber sein Sinnen war vergebens; wie er auch flehend hinaussah nach dem düstern Winterhimmel und dann sein Auge wieder schweifen ließ bis zu der grauen Felsenkette der Alpen; keine Hoffnung der Rettung zeigte sich. Zwei mächtige Heere noch hatte Oesterreich entsandt zur Rettung Mantuas, aber beide waren zerschmettert zurückgekehrt in die heimathlichen Gränzen. So lange der Feind anderwärts beschäftigt war und nur einen Theil seiner Macht gegen Mantua anwenden konnte, hatte der ritterliche Held sich geschlagen um jeden Bissen Brot und mit unermüdeter Anstrengung für seine traurige Existenz gekämpft. Jetzt litt die Armee den bittersten Mangel, und nachdem bereits alle Pferde verzehrt waren, sah der Feldherr sich auf dem Puncte, in wenigen Tagen auch das kärglichste nicht mehr geben zu können. Dieses langwährende Elend hatte Krankheiten und Seuchen geboren, die mit furchtbarer Wuth in der Stadt grassirten. Die Bürger litten natürlich alles Elend der Soldaten mit; aufgereizt durch die Einflüsterungen der Carbonari wurden sie täglich schwieriger und drohten offen mit Empörung und Widersetzlichkeit; täglich fast erschienen Deputationen und forderten den Feldherrn auf, die Stadt zu übergeben; selbst seine Offiziere stimmten ein in dieses Verlangen, und so sah sich denn der Held genöthigt, endlich nachzugeben. Eine Thräne zerdrückend zwischen den grauen Wimpern sandte er seinen ersten Adjutanten Klenau in das Hauptquar-

lier mit der Vollmacht, so ehrenvoll wie möglich zu capituliren.

Bonaparte hatte den Fall der Festung vorausgesehen und den General Serrurier mit der Unterhandlung beauftragt. Dieser war zu Roverbella, als Klenau kam und die Bedingungen vorschlug, unter denen Wurmser die Stadt übergeben wolle. Während beide Krieger den Gegenstand besprachen, trat ein dicht in seinen Mantel gehüllter Officier herein, nahm unvermerkt die niedergeschriebenen Pacten und setzte sich unbeachtet in eine Ecke des Zimmers. Klenau suchte durch diplomatische Kunstgriffe den französischen General zu täuschen, sprach von den großen Hülfsmitteln, die Wurmser noch immer besitze, und es schien, als ob die Unterhandlung zu gar keinem Resultate führen werde, als der Verhüllte hinzutrat und das Wort nahm:

„Wenn Wurmser" sagte er, „nur noch für 20 Tage Vorräthe hätte und von Uebergabe spräche, würde er keine ehrenvolle Capitulation verdienen."

Klenau horchte hoch auf, als sich dieser Mann in die Unterhandlungen mischte, wurde aber bald belehrt, mit wem er es zu thun habe, als der Sprechende fortfuhr: „Ich ehre das Alter, die Tapferkeit und das Unglück des Marschalls. Hier sind meine Bedingungen, wenn Wurmser morgen die Thore öffnet. Kann er aber noch einen, noch zwei Monate bleiben, meine Bedingungen sind dieselben. Er möge daher sich halten bis zum letzten Bissen Brot. Ich marschire morgen auf Rom und die Unterhandlung ist beendet. Sie kennen meine Entschließung; gehen Sie und reden Sie mit Ihrem General."

Klenau war gerührt, als er Bonaparte's Bedingungen las, es waren die ehrenvollsten. Der Held, den man mit Schmach überhäufte, als die rächende Nemesis ihn ereilt hatte, ehrte den Heldenmuth; Wurmser erhielt mit seinem ganzen Stabe, mit 700 Kriegern und 6 Feldstücken freien Abzug; die Armee wurde kriegsgefangen, durfte jedoch unter der Bedingung, daß sie vor der Auswechslung nicht mehr gegen Frankreich diene, in die Heimath ziehen.

Mantua öffnete am folgenden Tage seine Thore und Serrurier übernahm Wurmser's Degen, um ihm denselben augenblicklich zurückzustellen. Als die Oesterreicher die Stadt verließen, wallte Buonarotti's Leichenzug einsam durch die öden Straßen; kein Freund, kein Liebender folgte dem Sarge, er sank in die Gruft, ohne daß eine Thräne ihm nachfiel.

Zwei Tage später war Mantua Zeuge einer rührenden aber schönen Feier; man hatte die Leiche eines Jünglings ausgegraben, der am letzten Tage der österreichischen Herrschaft als Verräther hingerichtet worden war und bestattete sie nun mit allem kriegerischen Pompe, welcher einem in der Schlacht gefallenen Helden gebührt. Die Söhne aus den ersten Familien Mantua's, der republicanische Feldherr mit seinem ganzen Stabe und zahlreiche Officiere folgten dem Sarge. Das rührendste Bild aber bot eine dicht verschleierte weibliche Gestalt, die trotz aller Abmahnung sich gewaltsam einen Platz in der Nähe der Leiche errungen hatte und still und thränenlos hinter ihr herschritt. Als der Sarg hinabsank und die mütterliche Erde ihn bedeckte, sank auch sie regungslos auf den frischen Hügel und ihre Seele schien unten zu schlafen in der Tiefe, indessen ihr Herz noch in matten Schlägen gegen die kühle Erde klopfte. —

„Er starb einen schönen Tod," sagte Bonaparte, als die Feierlichkeit beendet war, und eine Thräne glänzte in seinem feurigen Auge, „und er starb für mich!"

„Für die Freiheit starb er," bemerkte Cerrachi, der neben ihm stand, „wie wir Alle bereit sind, dafür zu sterben. Möchten einst an unserm Grabe solche Männerherzen in gleichen Gefühlen schlagen, wie am Grabe unsers Angelo."

„Was wird aus ihr?" fragte der Feldherr, auf das regungslose Mädchen deutend.

„Ich will der Wächter ihres Schmerzes sein," erwiederte Cerrachi. „Wenn sie diese Stunde überlebt, so magst Du sie nach Rom bringen, wo sie noch Verwandte hat."

Ein Adjutant trat heran, dem Feldherrn einfach meldend: „Es ist geschehen." Fast willenlos fragte Cerrachi: „Was ist geschehen?"

„So eben," antwortete Bonaparte, „wurde ein Spion, ein alter Emigrant, gehängt, der vor einigen Tagen ertappt wurde, als er eben unsere letzten Posten überschreiten wollte, um Wurmser Berichte und Befehle aus Wien zu bringen."

Englische Romane.

Astoria, oder: Abenteuer in den Gebirgen und Wäldern von Canada von Washington Irving. Deutsch von Dr. E. Brinckmeier. 3 Bde. Braunschweig, Meyer sen.

Astoria ist der Name einer Handelsgesellschaft, welche von Mr. John Astor, einem der unternehmendsten und thätigsten Kaufleute Amerikas, begründet wurde und den Zweck

hatte, den Pelzhandel durch die ödesten Steppen und Wildnisse des ungeheuren Continents, bis über die Rocky-Mountains und an die Küsten des stillen Oceans zu führen. Die ersten Unternehmungen dieser Gesellschaft mit allen ihren Gefahren und Mühseligkeiten sind es, die Irving hier treu nach den Documenten der Unternehmer beschreibt und mit einzelnen Blumen der Phantasie ausschmückt. Der Anfang des Buches gibt eine allgemeine und übersichtliche Skizzirung des amerikanischen Pelzhandels und seiner ersten Beförderer, eine Hindeutung auf den Einfluß dieses Handels auf die Fortschritte der Civilisation und ein Genrebild von dem Leben und Treiben in den fernen, von aller Cultur weit entlegenen Handelsstationen. Sodann begleiten wir eine Seeexpedition auf dem Schiffe „The Tonquin" von Neu-York die Küsten des stillen Oceans entlang und den prächtigen Columbiastrom aufwärts; eine Fahrt, reich an Gefahren und Schrecknissen, aber auch reich an Scenen einer großartigen und wilden Natur. Die traurige Katastrophe des Tonquin, welcher von einem Theilnehmer, Mr. Lewis, mit einer Schaar treuloser Indianer, die vorher die ganze Mannschaft niedermetzelten, in die Luft gesprengt wird, bildet einen erschütternden romanhaften Abschnitt des Werkes. Interessanter noch ist eine Landexpedition, die sich nach Beschiffung der Flüsse Mississippi und Missouri durch die riesigen Wildnisse und furchtbaren Steppen des Westens bewegt, die wilden Rocky-Mountains überschreitet und so die Mündung des Columbia zu gewinnen sucht. Wie einst Columbus durch die Wüsten des Oceans, so steuern diese Wanderer durch die pfadlosen Wälder, Steppen und Felsen einem unbekannten Ziele entgegen. Es ist eine Recognoscirung der Civilisation gegen die rohe Natur, ihren Feind; der erste Schritt der Cultur in der Wüste, auf welchem die Habsucht ihr als Führer dient. Alle Schreckbilder, welche die Phantasie transatlantischer Schriftsteller aus dem großen Kampfe der Civilisation mit der Wildniß und ihren Bewohnern uns vorgeführt hat, werden weit übertroffen von dem wirklichen Elende, den Entbehrungen und Fährlichkeiten dieser einsamen Wanderer. — Diese mannichfachen Abenteuer, die reizende wechselnde Scenerie und der ganz fremde Schauplatz fesseln die Aufmerksamkeit und machen das Buch zur angenehmen Lectüre. Die Darstellung ist lebendig und anziehend; die Charaktere, so wenig sie auch über dem Niveau merkantiler Mittelmäßigkeit hervorragen, interessiren durch ihre Situationen und sind durchweg fest und consequent gezeichnet. In das Leben der Indianer, ihre Sitten, Gewohnheiten, Kriege, Stämme und Aussichten wird uns mancher interessante Blick gewährt und so dem Freunde der Natur- und Völkerkunde vielfache Anregung geboten. — Für die fließende Uebersetzung müssen wir dem Bearbeiter dankbar sein. R. B.

Crichton. Von W. H. Ainsworth. Aus dem Engl. von W. A. Lindau. 3 Thle. Leipzig, Kollmann.

Wir finden hier das Leben des wunderbar begabten Schotten, Jakob Crichton (1551 geb.) auf eine romanhafte Weise verarbeitet. Er war bereits in sehr jungen Jahren Meister in 10 Sprachen, ein vortrefflicher Tänzer und Reiter, schön, gewandt, ebenso tapfer in kriegerischen wie in gelehrten Streitigkeiten, so daß er in Paris und Rom alle, die es im Disputiren, in gymnastischen Künsten und kriegerischen Uebungen mit ihm aufnehmen wollten, besiegte; mit einem bewundernswerthen Gedächtnisse begabt, war er zugleich ausgezeichnet als Philosoph, Theolog, Mathematiker, Astrolog, Cabbalist und improvisirender Dichter. Er entzückte in Venedig gleicherweise den Doge, wie den gesammten Adel und die Frauenwelt. Alle Genüsse standen ihm offen — seine Zeitgenossen nennen ihn einen fast göttlichen Jüngling, einen Phönix der Welt, ein Wunder seiner Zeit, einen fast dämonischen Geist, den bewunderungswürdigen Crichton. Er soll von seinem Schüler Vincenzo Gonzaga im J. 1582 oder 1583 mit dessen Degen durchbohrt worden sein. Indeß finden sich noch mehrere lateinische Gedichte von ihm aus späterer Zeit, so daß sich seines Lebens Ende eben so wunderbar darstellt, als seine ganze Erscheinung. — Eine so seltsam begabte Person ist allerdings für einen Romantiker ein interessanter Gegenstand; auch ist die Erscheinung Crichton's zu Anfange des Romans spannend, anziehend und gegen einen lebendig bewegten Hintergrund rauflustiger Studenten markirt abgesetzt. Im Fortgange jedoch finden sich der Hofintriguen zu viele ein, als daß Crichton seine überragende Selbstständigkeit behaupten könnte. Der Roman basirt sich auf Crichton's Aufenthalt am Hofe König Heinrichs III. von Frankreich. Der dritte Theil löst sich zum Vergnügen Crichton's, seiner Geliebten und dem allseitigen der Leser. M.

Notizen.

[Clara Wieck.]

In dem Concerte, worin Clara Wieck, jetzt österreichische Kammervirtuosin, jüngst das leipziger Publicum auf ihrem Flügelroß in das Land der Musen trug, bewies die junge Meisterin, daß sie an Kraft, Ausdauer und Fertigkeit nichts verloren, dagegen an Zartheit, Nüancirung und poetischer Auffassung viel gewonnen hat. Ihr Vortrag, möchte man sagen, läßt die Piècen fast wie Bilder und in plastischer Gestalt hervortreten. Vorzüglich gefiel die von Liszt für das Pianoforte übertragene Melodie Schubart's zum Erlkönig; auch die Rennbahn mit Hindernissen in dem halsbrechenden Thalberg'schen Capriccio wurde von der Meisterin zum Erstaunen glücklich überwunden.

[Der größte Schauspieler Rußlands.]

Als den größten lebenden Schauspieler Rußlands nennt man Karategin in St. Petersburg. Ein trefflicher deutscher Schauspieler, der seine Kunst versteht, behauptet, daß Karategin in Europa nicht seines Gleichen habe; seine Stimme besitze eine wahrhaft immense, niederdonnernde und haarsträubende Gewalt. Karategin war ehemals Oberst und trat aus innerer Neigung zur Bühne über. Seine Gage beläuft sich auf 15,000 Thlr., aber er hat außerdem noch Mühewaltungen am Theater, die ihm reichlich bezahlt werden. Man sieht, daß Karategin in jeder Rücksicht außer aller Concurrenz tritt. Er ist auch Schriftsteller und bearbeitet nationale Stoffe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 182. — den 17. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

Von A. T. Beer.

Alles in der Welt läßt sich vergleichen, — auch die Natur und die Literatur, und diese wohl leichter als manches Andere, das zusammenpassen muß. Die Literatur ist der Inbegriff aller in Schriften niedergelegten Bestrebungen des menschlichen Geistes; eben dieses in Schriften Niederlegen, dieses in eine Sprache Fassen, dies Hemmen des Gedankenfluges, um einen einzelnen auf das Papier zu bringen, führt Schwierigkeiten mit sich, die der Schriftsteller überwinden muß, weil er sie nicht beseitigen kann. Die Natur ist der Inbegriff aller, in noch anschaulicheren, Allen noch mehr verständlichen Zeichen niedergelegten Bestrebungen eines schaffenden Princips, das mit den Unvollkommenheiten der Materie zu kämpfen hat, weil es nun einmal den allgemeinen Weltgesetzen der Schöpfung sich fügt, und nur gleichartige Resultate aus gleichartigen Ursachen, gleichartige Einzelwesen aus gleichartigen Keimen entstehen läßt. — Beide haben auch mit denselben Elementen, die sie bearbeiten, zu kämpfen gehabt; Omar hat die Bibliothek von Alexandria, Wasserfluthen, Orkane, Waldbrände haben die schönsten harmonischen Schöpfungen der Natur zerstört; aber Beide haben wieder Mittel gefunden, aus ihrer eigenen Fülle zu ersetzen, was die rohe Gewalt wilder Menschen und wilder Elemente verschlungen hatte.

Es ließen sich noch unendlich viele Vergleichungspuncte auffinden, wenn die Geduld der Leser eben so unendlich wäre, und wir nicht ohnehin unsern Satz als festgestellt ansähen. — Darauf fußend, theilen wir nun die Natur, wie die Literatur, in die bürgerliche, die romantische und die charakterlose ein. Die beiden ersten streiten sich um die Palme des Sieges, wie in neuester Zeit die Historien- und Genre-Malerei. Wir wollen versuchen, diese Eintheilung der Natur durch Bezeichnung der Merkmale zu begründen. — Zu der bürgerlichen gehören: gut bebaute Felder; grüne blumenreiche Wiesen mit weidenden Heerden; ein hüpfender Bach mit Erlen; ein Teich mit Wassergeflügel; rauchende Hütten, aus vollbelaubten Obstbäumen hervorragend; ein Herrenhaus oder Schloß, das, auf einem Hügel stehend oder daran gelehnt, dem Blick eine Ansicht darbietet; Anhöhen überhaupt; ein Kirchthum, zu dem ein schlängelnder Fußpfad führt, und hohe Bäume, die sie beschatten. — Waldbäume und Wälder machen den Uebergang zum Romantischen. — In diesem Sinne gehört England, mit Ausnahme seiner westlichen und nördlichen Gebirgsstriche, zur bürgerlichen Natur, und wer — wenn er seine weißen Wohnhäuser mit Rankengewächsen und grünen Jalousien, seine Blumengärten, die immer wie nach frischgefallenem Regen glänzen, seine Parks mit den Sammet-Teppichen und sanften Anhöhen, seine weißgekleideten Dorfkinder, seine blanken Rinderheerden, seine Fülle und Cultur in höchster Vollkommenheit sieht, — wer könnte es bestreiten, daß die bürgerliche Natur für vieler Leute Geschmack ein furchtbarer Nebenbuhler der romantischen ist?

Doch auch diese tritt mit nicht geringen Mitteln in die Schranken. Vom dunkeln Forst geht sie über zu Bergen, Felsen, mächtigen Strömen, Seen, Meeren. — Ruinen auf steilen Abhängen, rauschende Waldbäche, über die Baumstämme geworfen sind, der einsame, kluge Auerhahn, der scheue Hirsch, die Gemse, der Reiher, der im einsamen Waldwasser Fische fängt, — dies Alles gehört in ihr Gebiet. Und diese beiden Arten der Natur finden in jedem wohlorganisirten Menschen ihren Anklang, auch wenn sie vereint sich verschönen und die Unterscheidungslinien sich verwischen. Nur die dritte, die charakterlose, wo die Sonne auf weiten Flächen kaum einen Gegenstand findet, der einen Schatten wirft, wo mächtige Ströme sogar durch die Unbedeutendheit ihrer Umgebungen ihre Majestät verlieren — wie ein großer Charakter, der sich durch ein flaches Zeitalter bewegt, — wo einige Birken und Pappelalleen das einzige Grün sind, das dem Blicke begegnet; diese charakterlose Natur sollte der Mensch lieber gänzlich meiden, denn sie verflacht das Gemüth und trocknet die Seele aus.

Die Beleuchtung, die in der Natur die einzelnen Gegenstände heraushebt oder in den Schatten stellt, die einem weißgetünchten Hüttchen Bedeutung geben kann, die einen Blick in zauberhafte Fernen gestattet, oder ein nicht minder wirksames Zusammendrängen des Lichts auf einen Punct bewirkt, die denselben Gegenstand im milden, wehmüthigen Lichte des Mondes, oder im blendenden Glanze der triumphirenden Sonne, schauerlich oder freundlich, kaum bemerkbar oder beherrschend erscheinen läßt, — die Beleuchtung in der Natur möchten wir dem Styl in der Literatur vergleichen. Beide können das an sich Unbedeutende heben und einen gewissen Grad des Wohlgefallens daran hervorbringen; aber das Vollkommene kann nur entstehen, wenn beide, das Licht und die Gegenstände, worauf es fällt, der Styl und der Stoff, würdig gewählt und verbunden werden.

Diese Reflexionen mögen als Einleitung zu einem Ausfluge an die Ahr nicht zur Sache gehörig erscheinen; aber sie gehören dennoch dazu, denn sie sind mir erst bei Gelegenheit einer Wanderung gekommen, die ich von Cöln aus unternahm, weil ich es in der Stadt durchaus nicht mehr aushalten konnte. — Cöln würde ganz zum Fache der charakterlosen Gegenden gehören, wenn nicht das ferne Siebengebirg und einige im Rhein sich spiegelnde Denkmale aus dem Mittelalter ihm einen Anklang des Romantischen gäben; — sonst kann man sich nichts Traurigeres denken, als diese übelangebauten Felder um Cöln herum, diese elenden, baumlosen Dörfer, mit Häusern, die man nicht ohne Mitleid oder Abscheu ansieht. Man gewöhnt sich wohl endlich daran und sucht gelegentlich irgend eine leidliche Ansicht zu gewinnen, oder begnügt sich, von Deutz aus die weitgedehnte Stadt im Wechsel der Abendbeleuchtung zu betrachten und immer von neuem das kleine fertige Stück des Riesendomes zu bewundern, das um so imposanter hervortritt, weil, so weit das Auge reicht, kein einziger hoher Thurm zu sehen ist; — aber hat man ein langes Jahr in dieser alles Interesses ermangelnden Gegend zugebracht, so sehnt man sich hinaus nach einem freien Athemzuge in der Natur, wie sich der Geist nach einem guten Buche sehnt, wenn man ein Jahr lang nichts als Zeitungen gelesen hat.

So ging es auch mir in diesem gesegneten Sommer. Eines schönen Julimorgens sagte ich zu meiner Frau und unsern vier Kindern (beiläufig von 10 bis 14 Jahren), daß ich bereit sei, mit ihnen einen Ausflug rheinaufwärts zu machen, und zwar mit nicht mehr Gepäck, als wir selbst tragen könnten. — Nach dieser willkommenen Ankündigung wurden sofort der beiden Knaben lateinische Grammatiken und Schreibbücher aus ihren Schulränzeln verbannt, um diese nebst einer geräumigen Jagdtasche, die ich mir selbst zugetheilt hatte, mit reiner Wäsche und Schuhzeug zu füllen, und als die große Domglocke fünf schlug, fuhren wir fröhlichen Herzens, im alleinigen Besitz eines Beiwagens zur cölner Schnellpost, gen Bonn.

Den Raum, der Bonn von Cöln trennt, muß man als ein nothwendiges Uebel in möglichster Eile übersliegen; das Dampfschiff geht stromaufwärts zu langsam. Aber nach der südlichen Seite hin ist Bonn, nach Heidelberg, die schönstgelegene Universität Deutschlands. Es geht einem mit Bonn, wie mit Franklin's Mann, der ein schönes Bein und einen Klumpfuß hatte; man kann gleich sehen, ob die Menschen, die es besuchen, Optimisten oder Pessimisten sind, je nachdem sie die godesberger Seite loben, oder die cölner Seite tadeln. Wir gehörten ohne Zweifel zu den erstern, und es war unsern Augen eine wahre Erquickung, als wir, vor der Stadt in die schöne poppelsdorfer Allee tretend, gleich vom Drachenfels und seinen Brüdern begrüßt wurden, und am Ende der lieblichen, zwischen dem Rhein und dem Vorgebirge der Eifel sich hinziehenden Ebene die Ruine des Godesberges, mit seinem wie gestern gebauten hohen Thurme, auf der sanften Anhöhe vor uns liegen sahen. — Da wir heute noch eine lange Strecke Weges zurücklegen wollten, ließen wir Poppelsdorf und den schönen Kreuzberg zur Seite liegen und wählten den geraden Weg nach dem

Dorfe Godesberg, das wir in anderthalb Stunden erreichten.

Gestärkt durch ein frugales Frühstück, stiegen wir zur Ruine hinauf. Das daran gebaute Kirchlein war an diesem Sonntagmorgen mit dem Landvolke der Umgegend nicht nur gefüllt, sondern auch der freie Platz vor demselben war mit Knienden bedeckt, die eben, als wir vorübergingen, sich an die Brust schlugen, während drinnen das Glöcklein die Wandelung verkündigte. Diese Andacht an dem schönen Orte, unter der Decke des blauen Himmels, im Dufte des lieblichen Weihrauchs, den die vom Regen erfrischten Kräuter und Blumen in die Sommerluft verbreiteten, hatte wirklich etwas Ergreifendes, und könnte auch mich zu erhabener Andacht gestimmt haben, wenn mich die Idee des Pharisäers nicht gestört hätte, der sich auf den Markt stellt und an die Brust schlägt.

Oben am Fuße des Gemäuers stürmen drei bis vier ganz verschiedene Aussichten auf das Auge ein; die eine, nach Osten, läßt jenseit des Rheines das ganze Siebengebirg mit seinen graziösen Formen erblicken; dann gleitet das Auge über Rebengärten und gelbe Saaten an dem Laufe des Stromes hin und findet nichts als Schönheit, Ruhe und Fülle. Nordwärts dagegen, wo die eingestürzten Mauern wieder einen eigenen Rahmen um das Bild abgeben, sieht man die Campagna di Cologna, deren Fläche sich durch das silberne Licht, das darüber ausgebreitet war, durch den Lauf des Rheines, durch die große Ferne, in die man hineinblickt, und die Kirchen und den Domkoloß von Cöln zu einer bedeutenden Landschaft gestaltete, die durch den wunderschönen Vordergrund der zerfallenen Burg und des Kirchleins zwischen seinen Büschen einen besondern Reiz gewinnt. Noch bieten sich einige Bilder dar, wo zwischen Bogenfenstern grüne Berge und belebte Felder hervorblicken, wie man sie nur gleich auf die Leinwand bringen möchte, durch wilden Wein und Epheu, der in italienischer Ueppigkeit sich um das Gemäuer schlingt, mit allen Schönheiten der Vegetation geschmückt. — (D. F. f.)

Englische Romane.

Ernst Maltravers. Von E. L. Bulwer. Uebersetzt von O. v. Czarnowski. 3 Thle. Aachen und Leipzig, Mayer.

Alice, oder die Geheimnisse. Eine Fortsetzung des „Ernst Maltravers.“ Uebers. von Dems. 3 Thle. Ebend.

Der voluminöse Roman Maltravers liegt nun abgeschlossen dem Publicum vor. Es gehört in der That Muth und Ausdauer dazu, sich von Capitel zu Capitel durchzuarbeiten; die Gegend, durch die wir fortschreiten, ist nicht ohne Sandflächen und Haidestrecken, der Wanderer ermüdet, gestattet sich, hin und wieder auszuruhen, und sieht wohl auch nicht selten auf dem Puncte, die Reise ganz aufzugeben. Ein Mann wie Bulwer darf sich gegen sein Publicum schon etwas erlauben; das deutsche besonders ist einem Autor, der ihm früher einmal eine dankenswerthe Unterhaltung gewährte, willfährig, zumal wenn er ein Ausländer ist. Es gehört zum guten Tone, es ist eine Lebensfrage für uns, einen neuen Bulwer'schen Roman gelesen zu haben. Himmel! wenn man sich und Andern davon keine Rechenschaft geben könnte! Man hat sich freilich theilweise gelangweilt, aber die Langeweile trägt ein Deutscher schon, daran ist er von Kindesbeinen an gewöhnt, und es sind doch so schöne Stellen im Romane, so interessante Figuren, so noble Situationen! Ich läugne das auch keinesweges; aber auf einer langweiligen Chaussee reisen müssen, fortwährend zu beiden Seiten die steifen, wohlgeschniegelten und dünnschattigen Pappeln, und erst alle zehn Stunden Weges eine Aussicht zu haben, die keinesweges so außerordentlich entzückend ist, aber die Augen doch eine Zeit lang und mit Recht festhält, ist kein Vergnügen, ist eine Mühe, eine Arbeit, die sich nicht bezahlt macht. Bulwer ist bekanntlich in England weniger beliebt als in Deutschland, und als Parlamentsredner scheint er sogar unbeliebt zu sein. — Dieser gemüthliche, lächelnde, mit sich zufriedene Mann, der angenehme Gesellschafter, liebenswürdig als Privatcharakter, mit hoher Stirn, markirten Zügen, vollockigem hellbraunem Haar — wie elegant nach der eben geltenden Mode ist er gekleidet, wie zierlich in seinen Bewegungen, wie hübsch hat er seine zu Hause gearbeiteten Reden auswendig gelernt, und wie wenig kommt es ihm darauf an, seiner eigenen Ueberzeugung falsch Zeugniß zu reden, nur um seinen Geist leuchten zu lassen! — So ungefähr beschreibt ihn ein Engländer, so denkt man von ihm im Allgemeinen in England.

Es ist sonderbar, daß Bulwer mit allen Zeichen der Ehrfurcht und Anerkennung uns Deutschen seinen langweiligsten Roman gewidmet hat; denn das wäre Maltravers, wenn er nicht von seiner Fortsetzung Alice an Langweiligkeit noch übertroffen würde. An vielen Stellen erkennt man den Verf. des Aram, des Pelham und vieler anderen so vorzüglichen Romane mit genauer Noth wieder. Wendet er sich jetzt an die Gnade des deutschen Publicums, weil ihm die Gunst des englischen abstehen will? Kennt er vielleicht unsere kindische Eigenschaft, die schulbubenmäßige Eitelkeit? Oder macht er einen Schluß von sich auf uns? Ist es wirklich seine Ueberzeugung, wenn er uns eine Nation von Denkern und Kritikern nennt, ein Volk von tiefem Urtheil, aufrichtig im Tadel (dies wenigstens will ich hier sein), edelmüthig — da liegt's — in der Würdigung? Oder hat ein stilles ironisches Lächeln um seine Lippen gespielt, als er diese Worte der Widmung niederschrieb? — Glückliche Leute, die englischen Romanschriftsteller! wenn ihr in eurem Vaterlande kein Publicum mehr habt, so seid ihr darum doch nicht verloren, eure Bücher werden gekauft, unsäglich gelobt, gelesen, ja verschlungen vom deutschen Volke. Wo, ihr unglückseligen

Romantiker des Vaterlandes, wo sollt ihr noch Boden finden, wenn das wetterwendische, gegen seine Landeskinder undankbare vaterländische Publicum den Geschmack an euch verloren hat?

Ich glaube, daß es nicht mehr an der Zeit ist, auf den Inhalt des Maltravers einzugehen. Die Introduction des Buches ist vortrefflich, die liebenswürdige, unter verwilderten Verhältnissen aufgewachsene Alice, die nicht die kleinsten Begriffe des christlichen Glaubens kennt, die Umstände, unter denen Maltravers ihre Bekanntschaft macht, die Zuneigung, welche Alice später zu Maltravers faßt, und die durch keine undelicaten, aus dem socialen Leben hervorgegangenen Gesetze, welche oft zum Verbrechen machen, was keins ist, beschränkt und zurückgedrängt wird, das Alles ist lieblich dargestellt und voll schöner Poesie. Auch kann man sagen, daß Maltravers in der ersten Hälfte des Romans, die seinen Namen trägt, sein Interesse als durchgebildeter und verständiger Charakter behält, wenn auch freilich bereits ein Bruch zu bemerken ist zwischen der feurigen, tiefgemüthlichen, unverzierten Natur, die ihn als wandernden Jüngling und in seinem Verhältnisse zu Alice bezeichnen, und der geleckten, mit Manschetten ausgestatteten und übermäßig vernünftigen Art, wie er später in Neapel, Paris und England unter Seinesgleichen auftritt. Solche Brüche, bei allen Metamorphosen, die sie sich erlaubt, läßt die Menschennatur in so wenigen Jahren doch nicht zu. Von der Trennung der beiden Liebenden an beginnt die Gemüthsöde des Romans, und so müssen wir zu unserer Reinigung wie Tamino durch Feuer und Wasser gehen, erst durch das Feuer der Poesie, dann durch das Wasser der ausgemachtesten, wenn auch fashionabelsten Prosa. Der Roman wird ein ganz anderer Mensch, und der Leser, will er sich noch ferner zurecht finden, ist gezwungen, auch ein anderer Mensch zu werden und der entgegengesetzten Sphäre sich anzupassen.

Bulwer hat einige Mittel versucht, um das deutsche Publicum für sich zu interessiren. Maltravers hat in Göttingen studirt und Bulwer bemüht sich nun, so viel an ihm ist, Maltravers im Beginn des Romans recht deutsch studentisch auszustatten. Von Schiller und Goethe ist häufig die Rede — was jenseit dieser beiden Heroen liegt, ist für die Briten in der Regel eine Nebelregion, von welcher sie kaum die allgemeinsten Umrisse kennen. Auch die deutsche Sentimentalität — womit uns die Fremden seit dem Werther so gern ausstatten — wird zum Ueberflusse oft citirt. Einmal wird auch die deutsche Musik, als das Erzeugniß von Männern, als eine Musik der Philosophie, des Heldenmuthes, — dies ist erstaunlich! — und als Musik des Geistes und der Phantasie hochgerühmt, wogegen die italienische Musik als weichlich, phantastisch und verkünstelt bezeichnet und getadelt wird.

Alice bringt die Verwickelungen, die der Verf. oft ohne Noth im Maltravers herbeigeführt hat, so gut es gehen will, zum glücklichen Schluß. Maltravers ist ganz aus der Rolle gefallen; er ist verdrießlich, hochfahrend und auf eine merkwürdige Weise wieder kindisch und albern — alles durcheinander. Die männliche Würde hat bei ihm ganz aufgehört. Alice, an der wir von Hause aus am meisten Theil nehmen, spielt lange Zeit hindurch nur eine untergeordnete Figur, viel minder interessante drängen sich auf den Schauplatz, um wo möglich die ersten zu sein. Die Episoden mit der Mad. Ventadour sind durchaus unnöthiges Füllwerk. Am interessantesten sind vielleicht die Bösewichter Cesarini und Lord Vargrowe, von denen der erstere in einen ziemlich spannenden und anziehenden Wahnsinn verfällt, der letztere, der freilich etwas zu breit ausgeführt ist, auf eine durch seine nichtsnutzige Intriguen verdiente rapide Weise ums Leben kommt. Das Liebesverhältniß zwischen Maltravers und seiner Tochter Evelyne, von der er natürlich nicht weiß, daß sie seine Tochter ist, hat etwas Peinliches; obgleich die rührende Schlußscene und die Vereinigung des Maltravers mit der Alice, deren er aber nicht mehr ganz würdig ist, eine Art Versöhnung herbeiführt. Die Lectüre der „Alice" läßt im Ganzen kalt, obgleich viel Kunst und Verstand an das Werk verschwendet ist. Man möchte fast glauben, daß der Roman zu ganz verschiedenen Zeiten geschrieben ist, und daß namentlich der Anfang des „Maltravers" bis zur Trennung der Liebenden in eine sehr frühe Zeit fällt. An vortrefflichen und geistreichen Betrachtungen über psychologische Gegenstände und politisches Leben und an tiefen Bemerkungen, welche eine genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen und besonders mit den verderblichen Einflüssen der höhern englischen Gesellschaft verrathen, fehlt es im Einzelnen nicht; aber sie finden sich doch nur zerstreut, und was dazwischen liegt, ist triviale Gewöhnlichkeit, oder die docirende Moral eines pedantischen Briten. War es aber Bulwer's Absicht, die Abgeblaßtheit der fashionablen Gesellschaft in der Abgeblaßtheit seines Romans faßlich und schreckhaft wiederzuspiegeln, dann freilich ist sein Roman ein Kunstwerk vom ersten Range, dann ist die Aufopferung, mit der er das Blut seiner Poesie auf dem kalten Altare seines Zweckes verdunsten ließ, der rühmlichsten Anerkennung werth.

H. M.

Notiz.

[Ludwig Wihl.]

Das Publicum erinnert sich wohl kaum noch einer kleinen Reihe von kritischen Aufsätzen über neue Erscheinungen unserer Literatur in dem hamburger Correspondenten. „Mit der größten Unkenntniß und Absurdität," sagt ein deutsches Blatt, „wird darin über die neueste Literatur hin- und hergeschwatzt, und zwar nur aus der Absicht, um Hrn. Gutzkow zu heben. Viele sind der Meinung, Gutzkow habe diesen Lucifari selbst geschrieben und sich absichtlich verstellt, um sich zuweilen tadelnd desto öfter loben zu können. Doch ist es wahrscheinlicher, daß einer seiner Spießgesellen ihm diesen Dienst geleistet habe." — Wir haben, zur Berichtigung dieser Aeußerungen eines niederdeutschen Blattes, aus guter Quelle in Erfahrung gebracht, daß Ludwig Wihl, gegenwärtig in Hamburg, Verfasser jener Artikel im hamburger Correspondenten ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 183. — den 18. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Auch an geschichtlichen Erinnerungen fehlt es nicht. Das Schloß war einst ein Aufenthalt der Sommerlust für die Erzbischöfe von Cöln, bis der unglückliche Gebhard von Truchseß, Kurfürst von Cöln, der aus Liebe zur schönen Agnes von Mansfeld zur Luther'schen Kirche übergetreten war und sie zu seiner Gemahlin gemacht hatte, es befestigen ließ. Auch gebrauchte er es kurze Zeit nachher, als das Domcapitel ihn in Folge der Religionsveränderung seiner Würde entsetzte, als Zufluchtsort, und vertheidigte sich hier so lange, bis alle Hoffnung, sich zu behaupten, verschwunden war, worauf er durch einen unterirdischen Gang, der mit dem Rheine communicirt haben soll, entfloh. Sein ferneres Leben war eine große Kette von mißlungenen Versuchen und Erfahrungen über die Unzuverlässigkeit der Glücksgüter und der Menschen. Er starb in Straßburg. — Aber es hat etwas Romantisches, sich ein Schloß, wie Godesberg gelegen, als den Schauplatz einer Liebe zu denken, die stark genug war, um die größte Scheidewand, die sich zwischen zwei Herzen erheben kann, den priesterlichen Segen, zu brechen, weltliche Ehre, persönliche Sicherheit, Macht und Größe gegen sie hintanzusetzen, und die endlich dem vertriebenen Paare Ersatz für alles Verlorene in ihrer eigenen Vereinigung bot. — Es sagte mir einst eine Dame in Bezug auf Gebhard und Agnes: „Was mich anbelangt, so habe ich die beiden von der Welt Verbannten nie von ganzem Herzen bedauern können. Zwar hat er im gewöhnlichen Sinne des Wortes viel Unglück erlebt; aber ich finde das Schicksal so beneidenswerth, mit dem Gegenstande, den man liebt, in die Welt hinausgestoßen zu werden, ihm Alles sein zu dürfen, die Schätze seines eigenen Herzens aufschließen zu dürfen, ohne Scheu der Eitelkeit und der Gefallsucht beschuldigt zu werden, blos um den Geliebten zu trösten und zu erheitern, daß ich nichts als Sehnsucht nach einem ähnlichen Loose empfinde. So habe ich, Gott verzeih' mir die Sünde, in meinem Leben nicht gefunden, daß Adam und Eva ein großes Unglück widerfahren war, als sie allein in der reichen schönen Welt standen und einander hatten, um sich gegenseitig zu lieben, mit der Erde des Orients, die Früchte trägt, wenn man's ihr nur nicht verwehrt, und mit den milden Lüften des Thales von Caschmir um sich herum. — Gebhard und Agnes ging es aber nicht schlimmer, und, nachdem sie in das tiefste Unglück gerathen waren, hatten sie das Ziel erreicht, wonach tausend Liebende sich leidenschaftlich sehnen, — von der ganzen Welt ausgeschlossen, sich selbst leben zu dürfen." —

Die Fußsteige, die hinabführen in das Dorf, die Bogenfester, die sich in das Thal öffnen, Alles wird belebt durch das Andenken an Gebhard und Agnes in den Tagen ihres Glückes und ihres Unglücks. — Später sind die Schweden über dieses Schloß gefahren und die Zeit hat dem Werke der Zerstörung, das sie begonnen, nachgeholfen.

Digitized by Google

Wir gingen darauf an den eleganten Badehäusern und ihren Blumenparterren vorüber, um den Fußsteig zu gewinnen, der von Godesberg nach Rolandseck längs dem Rheine führt. — In der Abendbeleuchtung ist dieser Gang einer der schönsten der Erde — meine ich, wenn ich ihn gehe; gegen Westen das Vorgebirge der Eifel, mit seinen waldbekrönten Anhöhen, seinen Weingärten, die sich bis in das reiche Thal erstrecken, auf dem Weizen und Korn in größter Ueppigkeit wächst und jetzt eben einen goldenen Schein darüber verbreitete; gegen Osten der edle stille Rhein, der ohne Strudel und Wirbel majestätisch dem Meere zufließt, auf dem sich Dampfböte vom Süden und Norden kreuzen und die Ruhe seiner Gewässer auf einen Augenblick durch gewaltige Wellenschläge stören, während Kähne in schräger Richtung die Breite durchschneiden und einzelne Segelschiffe, von Pferden hinauf, vom Strome hinabgetrieben, sich schweigend auf der Straße ohne Geleis bewegen; — und jenseit des Rheines der Drachenfels, der seine Perspective mit jedem Schritte ändert, und wie ein coquettes Mädchen bald den einen, bald den andern seiner Reize präsentirt, bald seine schroffen Felswände und Steinbrüche, aus denen der cölner Dom gebaut ist, bald seine schimmernden Rebengelände, bald seine dunkleren Waldschluchten, während, wie zu seinem Gefolge gehörig, die Wolkenburg über seine Achsel blickt, die Löwenburg in stolzer Ruhe auf ihrer waldumkränzten Felsenkuppe ruht, und die beiden Stromberge, der Petersberg und der alles überragende Oelberg, den schönen Reigen vollenden. — Sobald man das Dorf Mehlen hinter sich hat, tritt im Süden der einzelne Mauerbogen von Rolandseck auf seinem niedern Fels hervor, mit seinen letzten Steinen noch immer nach dem Drachenfels hinüberschauend. Gerade als wir in der glühenden Mittagssonne diesen Blick gewonnen hatten, setzten wir uns im kurzen Schatten einiger Weinreben dicht an das Ufer des Stromes und ließen uns vom leisen Juliwinde fächeln; meine Frau breitete auf grünen Blättern Kirschen aus, die wir mitgenommen, um die Durstigen zu erquicken; die Lerchen sangen leiser in der Hitze, sonst hörte man kein Leben, es war eine Stille, wie in der Nacht, und selbst das Rauschen des Stromes, das sich hier bei gänzlichem Mangel an Widerstand fast im Geräusche des Tages verliert, drang vernehmbar an unser Ohr. Dieses Eiapopeia der Natur schläferte uns alle ein, bis auf die Knaben, die sich in den Uferweiden eine Schiffswerfte, oder Gott weiß was, erbaut hatten und unverdrossen fortspielten. Endlich weckte mich die Sonne, die ihren Standpunct verändernd uns bald in ihren Schein einschloß, — und wir wanderten den Uferpfad weiter nach Rolandseck.

In der Wirthsstube saßen einige Fremde beim Dessert; ein stämmiger, kurzer Herr aus Belgien, mit einer hübschen jungen Frau und ein Knabe mit seinem Hofmeister, einem jungen Manne von recht intelligentem Aeußern. — Wir nahmen unsere Erfrischungen im Garten ein, unter einer Rebenhalle, deren Laubdach so hell von der Sonne beschienen war, daß man den Lebenssaft der Blätter rinnen zu sehen vermeinte. Bald aber trieb uns ein Gewitterschauer in das Zimmer zurück, und da saßen die vier noch immer beisammen. Schon als wir sie verließen, zupfte die junge Frau den Knaben am Ohr und sagte ihm, als einzige halb deutschklingende Caresse: „lieb Mannicke"; jetzt zupfte sie noch immer, lachte, zeigte ihre wunderschönen Zähne und sagte: „lieb Mannicke", was ihr recht niedlich stand. Darauf ging sie mit ihrem kleinen Liebling an den Rhein, und die beiden Herren begannen ein ungemein tiefes Gespräch über Literatur, was nur die eine Schwierigkeit hatte, daß keiner des andern Sprache reden konnte; indessen verstand der Hofmeister nothdürftig Französisch, der Belgier nothdürftig Deutsch. Dieser hub an:

„Monsieur, il me paraît que la litérature allemande est tant soit peu obscure."

Der Deutsche fand es politisch, eine solche atroce Behauptung gar nicht zu verstehen, was er durch ein Zeichen kund gab. Der Belgier suchte sich verständlich zu machen, indem er fortfuhr:

„Je veux dire, pas très claire."

Der Deutsche verstand ihn noch immer nicht.

„Je veux dire," erläuterte jener geduldig, „profonde." —

Nun verstand ihn der Deutsche. „Ja tief," rief er, wie Jemand, der plötzlich au fait ist, „sehr tief ist die deutsche Literatur, für Fremde vielleicht zu tief!"

„Par exemple, Monsieur, j'ai lu vos affinités (Wahlverwandtschaften) et votre Werther. Eh bien, je vous avoue, que je les trouve extrêmement exagérés."

„Ja, mein Herr," sagte jener, „danach müssen Sie nicht urtheilen. Diese beiden Bücher werden in Deutschland so vielfach getadelt und finden so außerordentlich wenig Beifall, daß sie den Geschmack der Nation durchaus nicht charakterisiren. Sehen Sie, Schiller hat auch ein Stück geschrieben, auch so eine Jugendarbeit, „die Räuber." Mit dem geht es eben so, auf keiner Bühne wird es mehr gegeben, kein Mensch kennt es mehr, und eben

so vergessen sind Werther und die Wahlverwandtschaften; die jüngere Generation liest das nicht mehr."

„Mais pourtant j'ai cru que Monsieur Guété —"

Hier ward ich abgerufen, um einen Wegweiser zu sprechen, der uns über den Bergkamm, welcher Rolandseck von Ahrweiler trennt, führen sollte. Ich mußte es also dem „intelligent aussehenden" jungen Hofmeister überlassen, den wißbegierigen Belgier über den Geist der deutschen Literatur ferner ad libitum zu belehren. — Es war 4 Uhr, als wir aufbrachen. Rüstig stiegen wir die von frisch gefallenem Regen tropfenden glänzenden Berge hinab, im Anfange ohne andern Genuß, als den des Steigens, denn wir befanden uns zwischen dichtem Unterholz, welches, zu Weinstöcken bestimmt, nur bis zu einer gewissen Höhe wachsen darf und dann gekappt wird, und die oft hervorragenden Kuppen des Siebengebirges waren uns gerade im Rücken; nach einer Stunde Weges aber sahen wir links hinab auf den silbernen Rhein und seine bergigen Ufer, um welche die Luft ebenfalls einen weißen glänzenden Schleier gezogen hatte, so daß die Ferne fast Weiß in Weiß schattirt war, was, mit dem grünen Vordergrunde und den schwarzen Bergen des Ahrthales in Verbindung, eine wundervolle Wirkung machte. Endlich traten wir aus dem Gehölz heraus auf eine freie Hochebene, wo einige Schafheerden mit Behagen das kurze Gras abmähten. Ein freundlicher Bauer (den Führer hatten wir schon früher entlassen) geleitete uns bis an das nächste Dorf, Birresdorf, wo Frau und Kinder sich die Füße mit Branntwein rieben, da der bedeutende Marsch uns allesammt ermüdet hatte. — Traurig ist der Contrast der freundlichen Menschen in diesem durchaus gesegneten Landstriche mit dem Schmuze ihrer Hütten. In dem Wirthshause war kaum ein Fleck zu finden, wo man sich ohne Ekel hätte setzen mögen, und als ich gar in den Hof gehen wollte, um Wasser zu suchen, um dadurch den säuerlichen Landwein zu einer nicht unlieblichen Limonade zu verdünnen, war es buchstäblich nicht möglich, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne bis über die Knöchel in Mistjauche zu versinken, die hier nicht, wie z. B. in Altenburg, in der Mitte des Hofes gesammelt wird, sondern ringsum bis an die Wände der Gebäude läuft. Die Menschen aber waren reinlich gekleidet, die Männer durchgängig in blauen Kitteln, die rosigen Kinder in weißen Hemdärmeln (es war Sonntag), der ganze Schlag freundlich und angenehm. — Schade, daß den Deutschen im Allgemeinen der Sinn für eine gewisse behagliche Existenz noch so gänzlich fehlt, wie man ihn wohl in einzelnen Strichen des Binnenlandes und mehr noch an den Meeresküsten findet, wo verfeinerte Gewohnheiten, zum Theil durch holländischen und englischen Einfluß, hauptsächlich aber durch größeren Wohlstand eingeführt sein mögen. — In Holstein z. B., den sandigen Rücken des Landes ausgenommen, wird man in den Dörfern nicht leicht ein Haus finden, dessen Besitzer mit dem besten rheinländischen tauschen würde. Die dortigen Bauernhäuser bestehen meistens aus einem ungeheuren Flur, der zugleich Dreschtenne, Scheune, Kuhstall, Vorrathskammer und Küche ist, und für den Rauch keinen andern Ausgang hat, als die hohe Hausthür, groß genug, um mit beladenen Heu- und Kornwagen hineinzufahren. Dennoch ist durch die Vertheilung Alles appetitlich; in der Mitte die stets sauber gehaltene Tenne, zu beiden Seiten die fetten Kühe in besonderen Stallräumen, oben an den Balken des Dachstuhls hängen die trefflichen Schinken und Würste, hinten, der großen Hausthür gegenüber, der geräumige Herd mit brennendem Torffeuer, und zu beiden Seiten desselben, auf blaugemalten Bretern aufgeschichtet, das blankgescheuerte Küchengeschirr von Kupfer und Messing. Hinter der Heerdwand aber findet man neben der Milchkammer gewöhnlich zwei bis drei gute Zimmer mit hellen Fensterscheiben, reinlichen Möbeln und oft sehr schönen Betten; Wände, Bänke und Tische sind mit Oelfarbe angestrichen, und verlangt man Caffee, so bekommt man ihn so vortrefflich, daß er einem fürstlichen Tische Ehre machen würde, und die köstlichste Sahne dazu. Am Rhein hingegen sieht man große Dörfer von nichts als elenden Hütten, wo ein solcher Luxusartikel, wie Caffee, unmöglich zu erlangen und Sahne kaum dem Namen nach bekannt ist. Bekommt man doch selbst in den vornehmen Wirthshäusern am Rhein nur Milch, oder statt der Sahne ein abscheuliches Conglomerat von gekochter Haut, den Eingeweiden eines geschlachteten Thieres bis auf die Farbe nicht unähnlich. — Vielleicht hängt der ganze Sinn für Reinlichkeit auf dem Lande größtentheils mit der Milchwirthschaft zusammen, denn diese erfordert durchaus das Vollkommenste, und wo sie in recht gedeihlichem Zustande ist, sei es bei freier Weide, oder bei Stallfütterung, da wird man auch sonst die Reinlichkeit nicht vermissen. (D. F. f.)

Englische Romane.

Die Belagerung von Granada. Von E. L. Bulwer. Berlin, Asher 1837.

Der Gegenstand dieses Romanes, der in Deutschland eher als in England erschienen war, hat an sich etwas Präch-

tiges. Romantik von beiden Seiten. Religiöser Schwung hier und dort, nur auf Seite der Araber verklingend, wie das Gebet eines Sterbenden, wie ein „letzter Seufzer," auf Seite der Christen gepaart mit jungem Fanatismus und aufringender Heldenkraft. Das Land, gegen welches die Christen sich schaaren, ist ihrer Väter Land, ihr Erbe; auf den Arabern ruht der Fluch unrechtlicher Eroberung. Getrennt von der Sonne und dem Boden des Morgenlandes, konnte der Muhammedanismus in Spanien auf die Dauer nicht bestehen, und es ist eben so schwer zu glauben, daß Arabien oder Persien einmal christlich europäisch civilisirt werden konnten, als es schwer ist zu glauben, daß der Muhammedanismus in den zu Europa gehörigen Ländern des Balkan einen Sitz für ewige Dauer begründet habe. — In Bulwer's Romane spricht sich, nicht ohne Anflug farbiger Poesie, das in romanhafter Composition geübte und mit blendenden Effecten wohl vertraute Talent des Verf. hinlänglich aus, indeß ist der Geist der Geschichte, der hier so viel Raum hatte, sich geltend zu machen, allzusehr verdeckt vom Fleische althergebrachter Romantik. Die Figur des Juden Almamen, der übrigens zu den bei mir unbeliebten Figuren gehört, welche in das kolossal Uebermenschliche auslaufen und in jedem Momente anders handeln, als ein vernünftiger Mensch handeln würde, überragt fast die Gestalt Ferdinand's und des Maurenkönigs Boabdil, der äußerst romantisch zart und glücklich gezeichnet ist. In Almamen liegt viel zu wenig das jüdisch Kriechende, Schlaue, Spitzige, Auflauernde, das sich schmiegt und wieder aufschnellt und sich wieder schmiegt, nur um zum Ziele zu kommen — alle jene Eigenschaften, die man, um einen einseitigen, rachsüchtigen Juden zu zeichnen, nöthig hat. Seine Tochter Leila, Geliebte des maurischen Feldherrn Muza, wird von ihrem Vater selbst getödtet, als eine zweite Tochter Jephta, weil sie sich dem christlichen Glauben zuwendet. Das Prachtvollste im Buche ist wohl die Schilderung der Schlacht vor den Mauern von Granada und der Brand des christlichen Lagers; rührend das Ende, wo Boabdil den spanischen Majestäten die Schlüssel von Granada überreicht. Was seine stolze Mutter zu ihm, dem Weinenden sagt: „weine wie ein Weib um das, was du nicht vertheidigen konntest wie ein Mann," ist geschichtlich. Seine Geliebte, Amine tröstet ihn: „er habe wie ein Held für den Thron gekämpft; er möge nun wie ein zartes Weib für sein Volk fühlen." — Der Platz, wo der König geweint, heißt noch jetzt: el ultimo sospiro del Moro — „des Mauren letzter Seufzer." — Sonst erinnern Maschinerie und Vortrag in der That nicht selten an eine gewisse materielle Gattung der Erzählung, welche, wenn sie von Deutschen angebaut wird, bereits ihren Credit verloren hat. Indeß kann sich Bulwer's glänzendes Talent auch hier nicht verleugnen. M.

Der alte Commodore. Roman v. E. Howard, Verf. des Ardent Troughton. Aus dem Engl. von E. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer.

„Donnerwetter! — Mit diesem Ausrufe beginnt der Roman; und mit „Donnerwetter" beginnt er erst recht Thl. 2. S. 44. Was dazwischen liegt, ist Erzählung der vor dem Momente, mit welchem der Roman beginnt, vorgefallenen Ereignisse. Das erste Capitel dient zu nichts, als zur Porträtirung einiger Hauptpersonen, die sehr lebendig geschildert werden. Die Figur, um die sich die Ereignisse des Romans hauptsächlich drehen, ist der alte Commodore, ein invalider kranker Mann, doppelt krank, weil er vom Seedienst entfernt worden ist. Seine Genesung beginnt seit dem Tage, wo ihm wieder ein Commando über ein Geschwader anvertraut wird. Mit diesem Geschwader schlägt der Commodore ein Seegeschwader der Republik Frankreich, ein Sieg, welcher ihn zum Lieblinge des Volkes macht. Charaktere der Art und das Leben zur See, wie es hier geschildert wird, zeichnet keiner den Briten nach. Alles von diesem Romane hat britischen Romanentypus. Ein sich durchkreuzendes zweifaches Liebesverhältniß darf nicht fehlen. Rebecca, die verzogene, wilde und reizende Tochter des Seehelden, pflegt das eine Liebesverhältniß mit ihrem Vetter Augustus, der lange Zeit verschollen war, viele Schicksale erdulden mußte und endlich in einem gefährlichen Augenblicke als ein dem Gesetze Verfallener seiner alten Geliebten als Retter erscheint; das zweite Liebesverhältniß wird von einem Capitän mit einem höchst romantisch gesinnten Mädchen unterhalten, welches sich auch zum Theil an deutschen Schriften verlesen hat. Beide Verhältnisse kommen zum glücklichen Abschluß. Auch ein sehr vernünftiger edler Mann, der gelehrte gutmüthige Unterdaun, ist vorhanden, ohne dessen verständiges Zureden im Hause des Commodore Alles zu oberst und unterst gekehrt worden wäre; dann auch ein böswilliger, habsüchtiger Mensch, Namens Rubasore, der das Glück des Hauses vernichten will, aber dabei selbst, wie natürlich, den kürzesten zieht. Es ist viel derber seemännisch britischer Humor im Buche, obgleich er nach englischer Art ein wenig breit ausgetreten ist. M.

Notizen.

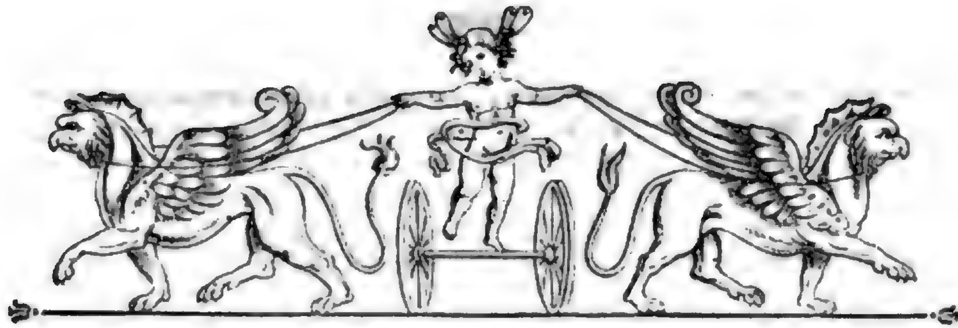
[Die Händel-Schütz.]

Dr. Clemens Gerke in Hamburg erließ unlängst seinen Aufruf zum Besten einer betagten, einst gefeierten, jetzt hart bedrängten Freundin Schiller's. Die in diesen Blättern ausgesprochene Vermuthung, diese Freundin des Dichters sei die Händel-Schütz, war falsch. Henriette Händel-Schütz lebt seit längerer Zeit in Pommern, bald in Cöslin, bald in Stargart, und wenn auch nicht in glänzender, doch in völlig sorgenfreier Lage. Wir theilen nächstens einige Züge aus ihrem Leben mit.

[George Sand als Romanfigur.]

Der französische Gelehrte Pictet hat einen Roman, „conte fantastique," geschrieben, dessen gefällige Darstellung um so mehr Aufmerksamkeit erregt, da sich der Verfasser bisher nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt hat. Der Roman heißt „eine Ausflucht nach Chamouni" (une course à Chamouni). Mad. Dudevant als George Sand spielt darin eine Hauptrolle als lebenslustiger Voyageur.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 184. — den 20. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Von Birresdorf führte uns der Weg thalwärts durch ein gebrochenes angenehmes Land, über Feld, durch Dörfer mit Obstbäumen, stille Wohnorte friedlicher Menschen. Eine solche Gegend hat einen großen Reiz; man fühlt sich in das einfache Landleben hineinversetzt, vergißt seine städtischen Ansprüche und Bedürfnisse, und meint, wenn man eine von Bäumen beschattete und mit gackerndem Federvieh umgebene Hütte sieht, hier könne man sich eben auch finden und die Welt vergessen. Wirklich könnte uns auch der Reiz der Neuheit auf einige Tage ein volles Genüge vorspiegeln. Dann käme uns die Lust nach diesem oder jenem städtischen Comfort, den man sich auch bald zu verschaffen wüßte; die weißgetünchten Wände z. B. würden mit einer Tapete bekleidet. Das wäre denn der erste Abweg von der ländlichen Einfachheit und nach einem Jahre würde man sich ohne Zweifel nach allen künstlichen Bedürfnissen der Stadt und des geselligen Lebens zurücksehnen. Damit wäre denn die große Frage: was den Menschen glücklicher macht, viel oder wenig Bedürfnisse? — beantwortet. Wären es wenige, wozu dann die Cultur, die Wissenschaft, die Kunst? — Wünschte ich mir in der That nichts als eine Hütte, ein Feld und einen Garten, so könnte ich in irgend einem reizenden zurückgezogenen Winkel der Erde reichlich leben und brauchte mich nicht zu plagen mit Schriftstellereien, Redactionen u. dergl. Aber dieser Wunsch, der sich wohl in romantischen Augenblicken geltend machen will, ist ein Heuchler, der uns das Glück, das wir genießen, verbittern will, und dessen Erfüllung uns keine Befriedigung gewähren würde. Es ist gewiß, das ganze Fortschreiten des Zeitalters spricht dafür: jemehr Bedürfnisse, jemehr Regsamkeit und Fortstreben, und endlich auch — jemehr Glück. Man nehme Theil an Allem, man fühle allen Schmerz und alle Freuden der Welt mit, man begeistere sich für ferne Begebenheiten und fremde Thaten, für Entdeckungen und Unternehmungen, die einen nichts angehen u. s. w., und man wird die Quellen des eigenen Genusses unendlich vervielfältigen und jenem Stillstande vorbeugen, der zuletzt unsere besten Fähigkeiten mit einem Schlamme überzieht, wie einen Dorfteich. Um wirklich in der Zurückgezogenheit glücklich zu leben, muß man nie etwas Anderes gekannt haben, denn auch die Ruhe dessen, der aus Scheu vor jeder Berührung mit der Welt die Einsamkeit liebt, — ist kein Glück.

Endlich gelangten wir zu den letzten Abhängen des Thales, in dessen Busen Ahrweiler liegt, was sich sofort durch unzählige Weingärten ankündigte, die hier überall mit der äußersten Benutzung des Raumes angelegt sind; aber die alte Stadt selbst war noch immer nicht zu sehen, sie liegt wie absichtlich versteckt, bis man ganz nahe davor ist. Die Sonne war schon gesunken, nur das Abendroth schwamm noch am Himmel und in den Bergen vor uns war tiefe Nacht; wir aber waren fast übermäßig ermüdet und herzlich erfreut, uns nach einer kur-

zen Wendung plötzlich dicht vor den Thoren der Stadt zu sehen. Sie liegt an dem Theile des Ahrthales, wo es sich zuerst erweitert und, mehr fruchtbar als romantisch, zu beiden Seiten des Flusses bis zu seiner Mündung in den Rhein sich ausdehnt. Hinter der Stadt aber erheben sich steile dunkle Berge mit geheimnißvollen Schluchten, wo sich Abenteuer und pitoreske Ansichten genug erwarten ließen. Und diese Aussicht war uns sehr lieb, denn uns hatte schon eine kleine Reue in der Müdigkeit befallen, den herrlichen Rhein verlassen zu haben, der so mannichfache Schönheiten bietet, daß man sich vernünftiger Weise daran genügen lassen könnte.

Im Wirthshause „zu den drei Kronen" war es voll von Gästen; doch eroberten wir ein paar Zimmer im zweiten Stock und ließen uns ein tüchtiges Abendessen hinaufbringen, das Allen, und zumal den Kindern, trefflich mundete. Dann eilten wir zur Ruhe, denn wir hatten am andern Tage wieder einen starken Marsch vor und gedachten deshalb früh aufzubrechen. Auch erwachte ich mit Tagesanbruch, hieß aber alsbald die andern im Bette bleiben, denn der Regen strömte vom Himmel. Erst gegen 8 Uhr heiterte sich das Wetter auf, und um 9 passirten wir das alterthümliche Stadtthor und eilten den Bergen zu, oder vielmehr einem dicht vor uns aufgethürmten Felsengebäude, das keinen Ausgang errathen läßt, und eine solche Folgereihe romantischer Hindernisse, durch Felsen gesprengter oder durch Umwege und Schlangenwindungen gefundener Auswege ist der ganze Gang durch das Thal; denn nie ist es einem Flusse schwerer geworden, seine Gewässer, die doch einmal im Fließen waren, von der Stelle zu bringen, als der krystallreinen lieblichen Ahr. Auch ist sie von der anmuthigsten Behendigkeit und Unermüdlichkeit; begegnet sie hier einem Riesen, der ihr den plumpen Fuß vor den einzigen Ausweg setzt, so dreht sie sich ganz freundlich wieder um, bewässert ein paar Wiesen, erfrischt ein paar Dörfer und versucht an einer andern Stelle ihr Heil, bis sie endlich an eine Oeffnung kommt, wo sie auf eine Strecke wenigstens kein anderes Hinderniß findet, als große Feldsteine, über welche sie munter hinweghüpft und eben nur im Vorbeigehen die Stirn ein wenig kraus zieht. An andern Stellen läßt sie sich unverdrossen als Mühlentreiberin benutzen und rauscht spielend über die Wehre hinweg. Kurz, sie fließt dahin wie ein freundliches Leben, ohne besondere Gaben und Fähigkeiten, doch schon bedeutend durch den ihr vorgezeichneten Weg. Eine ziemliche Strecke hinter der Stadt kamen wir ihr zuerst ganz nahe, an einem Orte, wo das Thal so schmal wird, daß neben dem zusammengedrängten Flusse kaum Raum blieb für die in den schroffen Schieferfels gesprengte Chaussee. Auf der Höhe uns gegenüber war ein Mann beschäftigt, Kalksteine loszubrechen und hinabzurollen, die unten auf Karren geladen wurden. Man benutzt sie, den Boden der Weinberge und Terrassen damit zu bedecken, theils um den Dünger, der mühsam bis auf die steilsten Höhen geschleppt wird, an abschüssigen Stellen an den Wurzeln festzuhalten, theils auch weil das Material selbst dem Wachsthum der Stöcke zuträglich ist. — Es war ein angenehmer sommerkühler Morgen; der Himmel hatte sich aufgehellt, nur daß gebrochene Wolkenmassen sich an demselben fortwälzten und die schönste Abwechslung von Licht und Schatten hervorbrachten. Nach einer Stunde Weges auf der dicht am Ufer fortlaufenden Straße sahen wir rechts ein alterthümliches Haus mit dem gebrochenen Dache des vorigen Jahrhunderts und dicht geschlossenen Jalousien von verblichenem Grün. Dahinter hob sich das graue Gemäuer eines großen zertrümmerten Gebäudes mit hohen Bogenfenstern von hellgrünen Rebenhügeln los; eine hohe Mauer faßte das ganze Besitzthum ein. Die enge Pforte dieser Mauer war geöffnet, und meine Frau konnte der Lust nicht widerstehen, das Innere zu beschauen. Es war eine seltsame Verödung in dieser romantischgelegenen Besitzung. Das Haus war geschlossen, der Platz vor demselben wüst; die Mauer hatte nur kleine, Schießscharten ähnliche Oeffnungen, die keinen Blick auf die schöne Landschaft gestatteten. Aber mitten in der sorgsam umschlossenen Oede blühten einige wunderschöne Centifolien in üppigster Pracht. Meine Frau pflückte eine der Rosen und sah sich halbängstlich um, ob Azor nicht hinter dem Gemäuer hervortreten würde; aber es blieb Alles still, nur ein Windhauch flog über die Büsche und schüttelte ihre Blüthen; es war wie eine Einladung, mehr zu pflücken. Wir folgten dem Winke, und mit unserm Raube beladen schritten wir aus diesem Haine der Verödung, ohne daß irgend Jemand uns begegnet wäre, der uns Aufschluß hätte geben können über das seltsame Haus und seine Bewohner. Erst eine Viertelstunde weiter trafen wir einen Reiter, der auf unsere Frage den Bescheid gab, es sei das Sommerhaus eines Nonnenklosters, dessen Hauptgebäude die Ruine bilde. Dieser Aufschluß überraschte uns alle, obgleich der einsame Ort und der ganze Charakter sehr wohl für ein Kloster paßte. Das Sommerhaus liegt so hoch, daß den Nonnen, wenn sie sich dort aufhalten durften, der Anblick auf das schöne Thal und die gegenüberliegenden Felsen unverwehrt war, und durf-

ten sie die Jalousien öffnen, so konnte sogar manches jugendliche Gesicht unter seinem weißen Stirnbande und dem schwarzen Schleier vom Wege aus erkannt werden. Wie mancher Sehnsuchtsblick mag da herunter, wie mancher neugierige hinaufgeflogen sein. Und doch mochte die Andacht in solcher Abgeschiedenheit, die den armen Nonnen immer die schöne Natur als Gesellschafterin ließ, leichter sein, als das Klosterleben inmitten einer Stadt, wo der Klostergarten mit seinen Spalierbäumen, Springbrunnen und gezirkelten Blumenbeeten das Einzige ist, was sie erfreuen kann, wo schon die schwerere Atmosphäre und das stete Geräusch der Menschen der Reinheit des Gemüthes nicht so zuträglich sein kann, als die balsamische Bergluft, der Duft der blühenden Rebe und das süße Lied der Ahr, die in ihrer Geschwätzigkeit den Einsamen beständig von Ruhe und stillem Frieden vorsingt.

Bald darauf verließen wir die große Straße und folgten einem Pfade längs der Ahr, durch Wiesen und Saatfelder, in deren Mitte die schönsten Obstbäume wachsen, und all' diese lieblichen Reize winden sich durch ein Thal voll romantischer und wilder Schönheiten. Höchst pitoresk sind auch die zahlreichen über den Fluß erbauten Brücken; bald starrt ein dicker eckiger Pfeiler aus der Mitte des Bettes hervor und dient langen Baumstämmen, querüber mit einem Geflecht von Reisig bedeckt, als Unterlage, bald schwankt ein schmaler luftiger Steg blos auf einigen wie Böcke gelegten und kaum verbundenen Baumstämmen; bald auch ist an schmäleren Stellen nur ein Stamm von Ufer zu Ufer über das Wasser gelegt; hin und wieder endlich führt eine regelrechte steinerne Bogenbrücke hinüber, breit und stark genug, um Wagen zu tragen. —

Bei dem Dorfe Rech, wo der Fahrweg quer durchs Wasser führt, wies man uns eine steile Anhöhe hinauf, was uns die Gelegenheit verschaffte, von einem schmalen Winzerpfade aus beträchtlicher Höhe herab das Thal zu überblicken, und wir fanden die Mühe des Steigens reichlich belohnt, zumal da uns derselbe Pfad, ohne daß wir es wußten, zur Säffenburg führte. Auf einer schroffen Felsenwand, die an mehreren Stellen überhängt, ragen die letzten Reste dieser alten Residenz der Grafen von der Mark hervor, bis an das äußerste Ende mit Wein bepflanzt, daß die Ranken über den äußersten Rand der zertrümmerten Burgmauern wie feine Filogranarbeit in die Lüfte wehen. Wahrscheinlich hat schon der „Eber der Ardennen," Graf Wilhelm von der Mark (den Walter Scott in seinem Quentin Durward schildert), hier residirt; denn als er 6 Jahr alt war, fiel der Besitz an seine Familie, die das Schloß sogleich zu ihrer Residenz wählte. Zu jener Zeit aber, als die Cultur noch nicht wie jetzt bis in jeden Winkel und auf jeden Gipfel gedrungen war, muß diese Gegend unbeschreiblich wild gewesen sein, macht sie doch jetzt noch mit all' ihren Weinterrassen den Eindruck eines felsigen Tannenwaldes. — Nach langem Gange auf der Höhe stiegen wir in das Thal hinab und passirten bei einer Mühle die Ahr auf einem niedrigen Stege; man hat hier einen Felsen gesprengt, um nicht ohne Unterlaß mit dem Flusse der Kreuz und der Quer rennen zu müssen; ein Arm desselben treibt die Mühle, indem er sich durch eine kühle Höhle drängt, wo wir uns an einem Trunke frischen Wassers labten. (D. F. f.)

Englische Romane.

Jonathan Jefferson Whitlaw, oder: Scenen am Missisippi. Roman von Frances Trollope. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer. 3 Bände.

Dieser Roman macht dem Herzen und dem Talente der Verf. gleich viel Ehre: ihrem Herzen wegen der schönen und lobenswerthen Tendenz; ihrem Talente wegen der trefflichen Behandlung eines gutgewählten Stoffes. Wenig Romane, mit welchen uns das neblichte England die letzte Zeit überschwemmt hat, dürfen sich messen mit dem vorstehenden an Interesse und Gediegenheit. In ihrem vorletzten Romane, „Tremordyn Cliff," hatte die Verf. sich vergriffen in den Mitteln: sie wollte Leidenschaften zeichnen, die sie nicht verstand, und malte daher das, was sich in der Seele ihrer Personen regen sollte, mit grellen Zügen in deren Antlitz, wodurch sie zu unangenehmen Carikaturen wurden. — Hier hat sie Charaktere gewählt, welche sich nicht über das Niveau der gewöhnlichen Menschenwelt erheben und uns auf dem Markte des Lebens täglich entgegen laufen. Aber sie hat diese Personen mit einer treuen Beobachtungsgabe aufgefaßt und in möglichster Schärfe gezeichnet. Sie hat darauf verzichtet, die Situationen als psychologische Nothwendigkeit aus den Seelenzuständen der handelnden Personen zu entwickeln und läßt vielmehr die Haltung ihrer Charaktere bestimmen durch die Situationen, wie sie dieselben vorfand oder selbst geschaffen hatte. Dadurch hat allerdings die Charakteristik des Romanes nichts gewonnen; aber diese Verfahrungsart ist dem Talente der Verf. angemessener als die entgegengesetzte, und wir begegnen nicht dem Unnatürlichen, welches verletzend in ihrem vorletzten Romane hervortrat, weil sie Handlungen auf eine durchaus schwankende Charakteristik gründen wollte. — Die Handlung ist, trotz dem, daß sie in mannichfachen — oft vielleicht überflüssigen — Krümmungen dahinfließt, klar und lebendig; die Scenerie hat den Reiz eines wohlthätigen Wechsels und die gemüthlich einfache Darstellung erhält doch diejenigen Modulationen, welche die Einförmigkeit aufheben und das Interesse des Le-

fers fesseln. — Aber Mrs. Trollope hat sich auch ein höheres Ziel gesteckt, als die Unterhaltung ihrer Leser: sie hat die Sklaverei gesehen im „Lande der Freiheit" und ist tief verletzt von dem schauerlichen Contraste der politischen Institutionen und den bürgerlichen und merkantilen Herkömmnissen. Mit der ganzen Decenz, deren nur die weibliche Feder fähig ist, schildert sie die Sklaverei und alle Entwürdigungen der Menschheit, die sie begleiten. Das sanftere Bild, welches ihre Weiblichkeit davon entwirft, dringt um so mehr zum Herzen, da Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit in unverkennbaren Zügen darin ausgeprägt sind. Dies und die Wärme, mit welcher sie sich der Unglücklichen annimmt, macht ihrem Herzen Ehre und gewinnt ihr die Herzen der Leser. — Der Missionair Eduard Bliegh ist unstreitig der Repräsentant ihrer Meinungen und Wünsche. Von diesem Gesichtspuncte aus mag man diesen Charakter — und eben so dessen Schwester, die ihm in Wollen und Streben treulich zur Seite steht, — ganz gelungen nennen, denn er thut für die armen Neger Alles, was ein — Weib thun kann: beten und sie auf den Himmel verweisen. Das letztere ist ein trauriger Wechselbrief für den Unterdrückten, der noch nie honorirt wurde, wenn nicht die überwiegende Kraft den Mahner begleitete, die nöthigenfalls die Zahlung auf dem Wege gewaltsamer Execution ertrotzen konnte. — Wie können die Sklaven etwas von einem Gotte hoffen, den sie für grausam oder für fürchterlich passiv zu halten versucht sind? Wenn der gemeine Geiz der Amerikaner sie stumpf gemacht hat für die Gefühle der Menschlichkeit; wenn schnöde Gewinnsucht sie die ewigen Menschenrechte verkennen läßt; wenn sie, unwerth ihrer freien Institutionen, fester noch als die europäische Aristokratie sich anklammern an ein verruchtes Herkommen, so predige man den Sklaven und docire ihnen praktisch den Aufstand auf St. Domingo. Ein Dessalines wird sie weiter bringen als hundert Missionaire mit ihren langweiligen frommen Redensarten. — Vielleicht wird noch ein anderer Gewinn dadurch erzielt, als die Befreiung der armen Afrikaner: Wenn die Verzweiflung endlich die Sklavenkette sprengt, wenn die entfesselte Rohheit sich verkündet im zügellosen Morde; wenn die wieder frei gewordenen Söhne der Natur das Werk gerechter Rache und Vergeltung vollenden; wenn sie auf den Strömen des vergossenen Blutes einherziehen über die Länder, die sie mit ihrem Schweiße befruchteten, und die Besitzer, deren Herz versumpft ist im materiellen Wuste, fliehen vor der verkörperten Nemesis; und wenn sie endlich den Wüthrich, der sie zum fürchterlichen Siege führte, vergöttern und erheben zum Gipfel der Herrschaft, so gewinnen die europäischen Staatskünstler vielleicht einen Beweis für ihre schwankende Logik und zeigen uns nachher mit evidenter Klarheit, daß eine republikanische Form durchaus unhaltbar sei. Der Spaß wäre unbezahlbar. — Die Schilderung der Sitten und Zustände am Mississippi, die in dem Romane enthalten ist, trägt mehr die Physiognomie der Ansichten der Verfasserin, wie sie dieselben früher in ihrem Werke über Nordamerika ausgesprochen hat, als des Landes selbst.

R. B.

Die Kentuckier. Amerikanischer Roman von **Paulding.** In das Deutsche übertragen v. Karl Andree. Zwei Theile. Leipzig, Schumann.

Der besondere Reiz dieses Romans liegt in der trefflichen Schilderung amerikanischen Lebens und jener Urnatur, die durch die um sich greifende Civilisation noch nichts von ihrer zaubervollen Eigenthümlichkeit verloren hat. Der Schauplatz der Geschichte, die an sich nur locker zusammenhängt, ist das „blutige Land," Kentucky. Ein durch die Manie, ungeheure Wetten bei Pferderennen und andern Gelegenheiten einzugehen, dem bürgerlichen Ruin nahe gebrachter Virginier rettet sich durch Uebersiedelung nach Kentucky und wird Pflanzer. Hier lebt er mit seiner Familie mehrere Jahre. Ein ankommender Fremder, Rainsford, dessen menschenscheues Wesen auf früher erlittenes Unglück deutet, findet sich nach einiger Zeit eben daselbst ein und baut sich in der Nachbarschaft an. Zwischen der Tochter des Virginiers und Rainsford entspinnt sich bald eine Liebschaft, die nur durch die Melancholie des Letzteren zu keiner rechten Freudigkeit gedeihen kann. Aus Gesprächen ergibt sich, daß die Familie der Rainsford durch den Fluch eines Feindes, den dieser über einen ihrer Vorfahren ausgesprochen, an erblichem Wahnsinn leidet. Des jungen Mannes sämmtliche Geschwister sind bereits daran gestorben, er selbst kommt dem Zeitpuncte nahe, wo er dem nämlichen Geschicke zu erliegen fürchtet. Aller angewandten Mittel ungeachtet, bricht die Krankheit auch wirklich bald aus, der junge Mann flieht in den Urwald, irrt längere Zeit als wahnsinniger Bettler umher, wird endlich geheilt und der glückliche Gatte seiner Virginie. Dazwischen laufen ergötzliche Geschichten und Gespräche über amerikanisches Leben, Bürgerthum und Anderes. Einzelne Charaktere sind scharf gezeichnet, am trefflichsten der des ächten Waldmenschen Buschfield, der sich immer weiter in die Urwälder zurückzieht, je mehr die Civilisation Boden gewinnt, und es rein unausstehlich und unbegreiflich findet, wie ein Mensch in Gegenden leben kann, wo der nächste Nachbar von seiner Hütte nur drei engl. Meilen entfernt ist. Solche Figuren, obwohl sie zu sehr an die des alten Jägers in „Cooper's Prairien" erinnern, langweilen doch nie, weil eine unverwüstliche Ursprünglichkeit sie mit poetischem Hauche und frischem Waldduft umkleidet. Die Uebersetzung dieser transatlantischen Schilderung ist eben so vortrefflich als die Ausstattung des Buches.

W.

Notiz.

[Die Posaune über Grabbe.]

Nachträglich geht uns Nr. 89 der Posaune von Georg Harrys zu, die ein verständig Wort über Grabbe äußert. Die übertriebene Mittheilung über die Art und Weise, wie seine Mutter ihn schon in der Wiege mit Branntwein gefüttert, wird auf die in Westphalen übliche Sitte reducirt, den Kindern eine mit Branntwein benetzte Brotrinde zum Durchbruch der Zähne in den Mund zu halten. Man kann daraus keine Scene nach Victor Hugo machen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 185. — den 21. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Fortsetzung.)

Von hier an werden die Berge immer rauher und steiler, das Thal verengt sich so sehr, daß außer dem Flusse und der Chaussee kein Raum zwischen den Felsen bleibt. Endlich, nachdem wir schon einige leise Seufzer über die Länge des Weges nicht mehr hatten unterdrücken können, stand auf senkrechter Höhe am äußersten Abhange desselben die Ruine von Altenahr vor uns; der halbe Thurm schwebt noch über dem Thale, die andere Hälfte ist mit dem Felsen, der sie trug, in die Tiefe gestürzt; man sieht sich abermals ganz ohne Ausweg; die Ahr muß ihren Weg eine Strecke zurücklaufen und endlich verliert sie sich zwischen den Bergen; dann sieht man sich vor einem prächtigen in den Felsen gesprengten 50 Fuß tiefen Portal, das die preußische Regierung erst kürzlich hat vollenden lassen; die weite bequeme Grotte ist hochgewölbt und kühl und gewährt einen anmuthigen Blick auf den Flecken Altenahr, der jetzt ein Thor besitzt, wie, so viel ich weiß, nur Salzburg und Neapel sich dessen rühmen können. Indessen war es eine arge Hyperbel, die Galerie des Ahrthales mit der Grotte von Pausilippo vergleichen zu wollen; diese ist wohl 2 Mal so hoch und von solcher Länge, daß man in eine Höhle ohne Ausgang zu treten meinte, wenn nicht der kleine Fixstern von jenseits hineinleuchtete: die Galerie von Altenahr ist licht und geräumig, aber nicht so ungeheuer, daß ein Bauwerk nicht noch höher hinauf könnte; nur spricht sie mächtiger zur Einbildungskraft, weil es eben wieder ein Sieg der Menschenhand über die Natur ist. Das Thal jenseits ist mehr kahl als wild und ziemlich reizlos, nur steigt über dem Flecken die Ruine des alten Schlosses wie eine gewaltige, schauerliche Erinnerung empor, und obgleich mir Ruinen nichts Neues sind, habe ich doch nie etwas Einsameres, Waldumrauschteres und durchaus an die wildeste Zeit des Ritterthums Erinnerndes gesehen, als das Schloß Altenahr; außer diesem Reize der Erinnerung lag auch noch der nächster Erwartung, eines tüchtigen Frühstücks für uns in dem Thale, das mit vortrefflichem Käse, gutem Brote, Schinken und Ahrbleicher, dem guten Wein des Thales, im nahen Wirthshause verzehrt wurde. Nach einer kleinen Rast bestiegen wir die Burg. Ein schattiger, sanft gewundener Pfad führt mäßig bergan bis zu den Ruinen. Leider kann man diese aber nicht in einsamer Muße betrachten. Ein Mädchen hält mit einem Schlüsselbunde die Neugierde im Zaum und öffnet ein höchst modernes Holzpförtchen, das den Weg in vergangene Jahrhunderte verschließt. Die Burg ist Privateigenthum, und man bezahlt 3 Sgr. Entree à Person, eine Einrichtung, die bei Besteigung einer Ruine ziemlich originell und wohl geeignet ist, die schwermüthigen und dichterischen Empfindungen, die einzig legitimen Führer, zu verscheuchen. Es sind achtunggebietende Ueberreste von der alten Burg vorhanden. Jener Thurm, der schon unten über dem Abgrunde zu schweben scheint, schließt sich an dicke Mauern, wohlerhaltene Spitzbögen und Gewölbe, die einen großen Raum einnehmen. Mit einiger Mühe

wäre die einstige Gestalt des Gebäudes noch sehr wohl zu ermitteln; merkwürdiger aber als der Fleiß, der so hohe und feste Mauern auf so starrem Felsen errichtete, ist der Gedanke, sich hier anzusiedeln, wo die eigenthümlichste Natur nur für die Schroffheit der nächsten Umgebung entschädigen kann. Man steht auf einem isolirten, dichtbelaubten Berge inmitten der Ruine und sieht im tiefen Thale von allen Seiten die Ahr um sich herumfließen; rauschende Baumwipfel zu Füßen, steile Bergrücken gegenüber, eine Oede und Wildheit in der ganzen Gegend wie nur begabte Dichter in glücklichen Stunden sie zur Anschauung gebracht haben. Auf einer niedern Höhe liegt imposant und freundlich das Schloß Kreuzberg, das den auffallendsten Contrast mit Altenahr bildet; dies moderne, einem Privatmanne gehörende, Besitzthum auf sanften Hügeln, geschützt und weißgetüncht, mit großen, blanken Fensterscheiben, die wie die hellen Augen des Thales auf dasselbe herabsehen; hier oben dies allen Stürmen bloßgegebene wettergraue Gemäuer, das wie ein Adlernest auf den Klippen hängt; diese Abgeschlossenheit von den Thalbewohnern, die scheu und ehrfurchtsvoll nach der Burg blicken, diese zerrissenen Bogen, die noch in die blaue Luft ragen ohne Zweck, nichts einschließend, nichts beschützend — als Zerstörung; aller Glanz hinweggenommen und nichts übrig als Gemäuer, um das Schlingpflanzen ihr leichtes Gewand weben. Im Entstehen und Vergehen der Werke der Natur, im Contraste mit den Menschenwerken liegt ein tief begründeter Unterschied. In den Werken der Natur bildet immer ein Lebensprincip den Mittelpunct, das seine Stoffe um sich sammelt und schon im Entstehen ein Ganzes ist; die Pflanze, die aus der Erde sprosst, ist schon in sich vollendet, sie wächst von innen heraus, bis das Lebensprincip sie verläßt, und selbst die Blumenleiche stirbt in sich selber. Wie anders ist es mit den Menschenwerken; das Vollkommenste sogar muß zusammengefügt werden; das Wort muß sich an das Wort, der Stein an den Stein reihen, bis das Meisterstück endlich dasteht und die Idee erweckt, als wäre es vollendet der Erde oder dem Menschenhaupte entstiegen; und doch ist es nur der Entwurf, der in einem Augenblicke wie eine Eingebung von oben aus Nichts entspringt. Eben so schreitet die Zerstörung vor, und ein einzelner Säulenschaft, an den sich die Erinnerung lehnt, ist Alles, was zuletzt von der Petrikirche in Rom stehen bleiben wird.

Altenahr wurde belagert, und der letzte Ritter der Burg hielt sich mit verzweifeltem Muthe gegen Feind und Hungersnoth auf seiner Veste; er hatte eine Frau, die er liebte, blühende Söhne und Töchter, auch Freunde, auf deren Treue er zählen konnte, als der Feind ihn einschloß; doch allmälig schlich sich der Hunger in die Burg und in seinem Gefolge verwüstende Krankheiten. Einer nach dem andern starb dahin, doch ein jeder ermuthigte die Zurückbleibenden mit dem letzten Athemzuge, die Burg nicht zu übergeben. Die Frau des Burgherrn, und nach ihr seine zarten Töchter und Söhne waren die ersten Opfer; dann fing mancher Kriegsmann, der gestern noch muthig das Auge auf den Feind gerichtet hatte, an, das Haupt zu senken; die Uebriggebliebenen begruben still die Todten und traten an ihre Stelle. Endlich blieben die Plätze unausgefüllt und der Burgplatz war ein ödes Gehöft geworden, auf dem hin und wieder eine matte Gestalt umherschlich, um des Himmels Luft noch einmal zu athmen, bis der Athem auf immer stockte. So war nach und nach Alles um den Burgherrn gestorben, und der Tag brach an, an dem Niemand mehr seinem Rufe antwortete; er selbst aber stand noch in ungebrochener Kraft da, lebensvoll und herrlich, wie ehedem, nur hoffnungslos, denn er wußte, was das Ende dieses Kampfes sein mußte. Er ging daher in seinen Stall und führte seinen schönsten Streithengst heraus, den er mit dem dunkelsten Trauergeschirr, das seine Rüstkammer ihm liefern konnte, wappnete und zäumte; darauf zog er sich selbst eine schwarze Rüstung an, in der er seine ernstesten Kämpfe auszufechten pflegte, und schwang sich auf den Hengst, den er sodann auf die äußerste Zinne der Burg leitete. Als die Belagerer den Ritter erblickten, richteten sich Hunderte von Geschossen auf ihn, doch er winkte mit einer weißen Fahne und augenblicklich senkten sich die Waffen. Der Ritter aber erhob seine tiefe, gewaltige Stimme und rief: „Von Zweihunderten, die diese Burg umfaßte, bin ich der einzige Lebende; nehmt die Burg, sie ist Euer, doch sollt Ihr keinen Lebendigen darin finden.“ Nach diesen Worten gab er dem edlen Thiere die Sporen und zwang es, in den Abgrund hinabzusetzen, wo das Roß und der Reiter zerschmettert lagen. So lautet die Sage, und nie hat eine Erzählung mehr mit dem Orte, worin sie sich begeben, in Einklang gestanden, als diese. Doch sind auch heitrere Bilder an diesen Trümmern vorübergegangen:

Im Jahre 1238 war Konrad von Höchstedt zum Kurfürsten von Cöln erwählt worden, die Cölner aber waren ein auf seine Rechte und Freiheiten eifersüchtiges Volk, und daher mit ihrem Kurfürsten, der die Gewalt der Geistlichkeit und seine eigene zu behaupten wünschte, in beständiger Fehde. Einstmals hatte der Kurfürst vier edle Cölner gefangen genommen und auf sein Schloß

Altenahr in Haft gesetzt, das damals noch Ahre hieß, da es, wie unsere Großmütter, auch seine Zeit hatte, wo es noch nicht alt war. Vergebens bemühten sich die cölnischen Geschlechter durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel ihre edlen Verwandten zu befreien; sie mußten endlich alle ihre Hoffnungen an den Tod Konrad's knüpfen, da Engelbrecht, den sie zu des Kurfürsten Nachfolger bestimmt hatten, ihnen die Zusicherung gegeben hatte, daß mit dem Tage seiner Erhebung die Gefangenschaft der edlen Cölner enden und Friede und Einigkeit an die Stelle des Haders und Zwistes treten solle. Nun war aber Engelbrecht seit geraumer Zeit Kurfürst geworden und die Gefangenen saßen noch immer, doch trösteten sich die Cölner damit, daß ihn wohl wichtige Geschäfte so ganz und gar in Anspruch nehmen könnten, daß er noch keine Zeit finden könne, seine Wort zu halten, daher waren sie gesonnen, sich noch einige Zeit zu gedulden. Sie ließen den Kurfürsten ruhig nach Bonn ziehen, um dort Huldigung und Eid in Empfang zu nehmen; als sie aber hörten, daß er von dort aus gen Ahre gezogen sei, übermannte sie doch eine kleine Ungeduld, und drei edle Ritter, Herr Rüdiger von Overstolz, Herr Daniel von Jude, und Herr Küsin von der Aducht, setzten sich auf ihre Rosse, um die Verwandten selbst in Empfang zu nehmen. Es war spät am Abend, als sie auf Ahre ankamen, und als sie den Kurfürsten zu sprechen begehrten, hieß man sie in einem Gemache der Burg warten. Nach einiger Zeit kam der Diener zurück und führte sie durch Gänge und Gewölbe endlich eine Stiege hinan vor eine große eiserne Thür, die er mit einem schweren Schlüssel aufschloß und die Herren einzutreten bat, worauf die Thür gleich wieder in ihr Schloß fiel und Riegel und Balken vorgeschoben wurden. Die Ritter befanden sich in einem kleinen, gewölbten Vorgemache in der dicksten Finsterniß, aber gegenüber schien ein Lichtschimmer durch eine zweite Thür, worauf sie denn auch zuschritten und sich alsbald ihren lieben Verwandten und Freunden gegenüber befanden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

[Charakter der Stadt, Volksfest, Gemälde, der Besuch des Kaisers, Caspar Hauser.]

Das jährliche Volksfest, dessen Feier nun wieder einmal hinter uns liegt, bringt in den wesentlichen Charakter des hiesigen Treibens nur wenige oder gar keine Variationen. Nürnberg, wie es leibt und lebt, hat sich auf die Peterhaide, eine Sandsteppe außerhalb der Stadt, worauf man die üblichen Spiele begeht, übergesiedelt und vergnügt sich in gewohnter Weise an Bier, Bratwürsten und dem Hau- und Jaujargon *), der ungemüthlich und herbe der hochaufgeputzten jungen Dame, wie dem steifen Epicier mit reichsunmittelbaren Erinnerungen mundgerecht ist. Das Unwesen der frühern Miniatur-Staatsverfassung hat noch jetzt der Stadt in Sitte, Bildung und Conversation einen engen Horizont beschrieben. Eine so naive Selbstabgrenzung des geselligen Verkehrs auf den engsten Raum, auf bloße Personal- und Localinteressen, mag man nicht leicht in einer andern, gleich großen Stadt, wie Nürnberg, finden. So sehr der Nürnberger äußerlich einem gewissen Unschuldsstande sich nähert, so ist er doch auch im hohen Grade Verstandesmensch, ein geborner Rechenmeister. Wehe dem Fremden, wenn er dem ersten gutmüthigen Vorgeben derer traut, mit denen er in Beziehung über Mein und Dein zu treten hat. Geschäft und Gewerbe steht dem Nürnberger Jahr ein Jahr aus vor der Seele; er besitzt einen geheimen Zug von des Engländers industrieller Schlauheit; aber mit dieser geht auch, wie jenseits des Canals, eine gewisse religiöse Einfalt, eine ächt protestantische Bigotterie parallel, der Gott ist der Brotschaffer; er darf sich brouilliren nur auf die Gefahr, seines Segens verlustig zu gehen. Nirgends hat der protestantische Pietismus größere Ausbreitung gewonnen, als in Nürnberg. Der Bildungsunschuldsstand, die gewerbliche Schlauheit, und jene aus pietistischen Elementen datirende Prüderie färben das sociale Leben ganz eigenthümlich. Allgemeine Interessen der Cultur, wie z. B. literarische, sprechen nicht an, der Schachergeist schleicht sich in die kleinsten Kreise, und die Klatscherei hat in ihnen gewonnen Spiel. Materielles Behagen steht oben an; der Eigennutz schafft Mittel dazu herbei. Die, wenn auch noch so trotzige Hierarchie der protestantischen Kanzel ist dem Nürnberger ein süßes Joch. Er hört in der Regel nur den Geistlichen gern, der zu donnern versteht; denn seine Donnerworte treffen nur den Nachbar. — Den Begriff von einem nürnberger Volksfeste sich zu machen, muß man alle Vorstellungen von eigentlichen Volksfestlichkeiten verbannen. Die ganze Poesie eines solchen Festes spielt sich in Essen, Trinken und Medisance ab. Daß auch Pferderennen, Sackläufen, Waffentanz, Illumination Statt finden, ist unwesentlicher Beisatz. Das Wesentliche ist, daß die Bourgeoisie ißt, trinkt und plaudert, wie sie daheim im engen Wirthshausstübchen auch ißt, trinkt und plaudert. Ganz anders ist dies in München, wo das Volk bei seinem Octoberfest sich wirklich erlustirt, in seinem Gotte einmal vergnügt ist. In Nürnberg sieht ein Volksfest dem andern, jeder Tag eines solchen dem andern gleich. Immer aber ist der Nürnberger froh genug, wenn er sein Glas Bier um einige Tage länger auf der Peterhaide trinken darf, sollte es auch der frommen Geistlichkeit gefallen haben, die weltliche, gotteslästerliche Musik an den Supplementarfesttagen zu verbieten.

Die größere Kunstausstellung, welche während des Volksfestes regelmäßig Statt findet, zeichnete sich nie besonders aus,

*) Der Nürnberger spricht statt hast: haust; statt ja: jau.

trotz dem, daß Nürnberg auch für den Kunsthandel und Kunstverkehr Deutschlands so vortheilhaft gelegen ist. Die diesjährige Ausstellung brachte wenig Bedeutendes, des Unbedeutenden und Werthlosen so viel, daß man sich wundern muß, wie Männer von Geschmack, an der Spitze des Kunstvereins, welcher der Anordnung der Kunstausstellung sich unterzieht, Productionen zulassen konnten, die an die erste beste Tüncherarbeit erinnern. Eine Menge charakterloser Portraits kann einem reisenden Physiognomiker absonderliche Localbegriffe beibringen. Die Auswahl dieser Portraits ist eine gar wunderliche. Neben einem gutmüthigen Oberpostamtszeitungsexpeditor prangt ein derber Postconducteur und ein scharfsichtiger Polizeiofficiant; ein schlauer Kaufmann hält einen Brief vor, liest ihn aber nicht, sondern sieht sich mit klugem Auge vornehm fragend um, wie ihm sein feiner blauer Frack stehe. Die weiblichen Portraits zeigen alle wohlgenährte, behagliche Reichsstädterinnen, die Grübel einführt, als Nachbar, Fraubasen im Kränzchen, nur vom Kränzchen plaudernd. Da ist denn freilich vor solchen Porträts des Drängens viel; man kennt Vetter und Base aufs Haar und freut sich an den rothen, watscheligen Backen oder dem trefflichen Shawl, den Frau Base gerade nur trug, als sie dem Maler gesessen. Des Unbedeutenden und Werthlosen noch weiter zu gedenken, erwähne ich einiger Landschaften, die ablige Dilettanten gemalt, Felder, Häuser und Wiesen, mit Schafen, die Mondskälbern gleichen. Inzwischen kam uns auch manches Interessante zu, was freilich anderwärts seine erste Schaustellung erlebte. Ich meine besonders das große, schon in Düsseldorf ausgestellte Bild von Wappers, Karl IX., im Fenster seines Schlosses lehnend, die Doppelflinte in der Hand, hinten Nacht, die pariser Nacht mit aufsteigenden Feuersäulen. Der feige Fanatiker spannt eben den Hahn, um noch ein Opfer seiner Privatwuth aufs Korn zu nehmen. Die weichlich blassen Züge, die versteckt grimmigen Augen, die verzärtelte Vornehmheit der ganzen Gestalt im Gemisch mit tückischer Arglist, alles das hat der Künstler sehr glücklich dargestellt. — Von Jacquard sahen wir ein vortreffliches Bild, ganz französisch in Farbengebung und Gruppirung: ein kranker gefangener Prinz auf dem Lager, neben ihm kniet ein alter Diener, der ihn bittet, Speise zu nehmen, hinten Schließer und Gefolge. Von Fräulein Seidler (in Weimar) eine Scene aus der Odyssee, die Sireneninsel, mit besonders reizenden Gesichtern. Von Münchnern erhielten wir natürlich das Meiste, zum Theil sehr interessante Bilder; ich nenne vor allen Bürkel's Aufzug auf die Alm, Chr. Ezdorf's norwegischen Katarakt. Im Allgemeinen war die Landschaft überhaupt vorherrschend. Kreul aus Nürnberg brachte den Kreuzgang aus unserer Lorenzkirche, die oft genug mit Recht von Architekten besucht und bewundert wird. Auch von Hasenpflug in Halberstadt sahen wir ein gutes architektonisches Bild.

Die Nachricht, daß der Kaiser von Rußland durch Nürnberg kommen und vielleicht die Merkwürdigkeiten der Stadt besichtigen werde, beschäftigte besonders das Directorium des Kunstvereins. Sie rief einige Krähwinkelbilder in Volksgruppen hervor. Ein Teppichhändler erbot sich, das Dürerhaus und die Kunstsäle der Burg mit blauen Teppichen zu belegen; das Dürerhaus selbst wurde restaurirt, die Atelier Dürer's improvisirt, darin sein bestes Originalgemälde, daß in Nürnberg aufzutreiben ist, an eine alte Staffelei gelehnt. Der Kaiser sollte sinnig überrascht werden. Aber auf alle ihm bereitete Kunstgenüsse resignirte er grausam, was den nürnberger Kunstfreunden nicht wenig nahe ging. Am 5. Septbr. um 2 Uhr des Morgens kam der Kaiser nach Nürnberg und stieg im bairischen Hofe ab. Sogleich ließ er sich die bestellten Zimmer zeigen, deren er 5 prachtvoll decorirte verschmähte und sich für das Bedientenzimmer, eine kleine schmale Kammer, entschied. Ein Kosak lagerte sich quer über die Thürschwelle, als der Kaiser in seiner Klause schlief. Gegen 7 Uhr erwachend, sah er durch ein kleines Fenster, das mit dem Speisesaal communicirte, sämmtliche Behörden der Stadt dort versammelt. Ihre Aufwartung ward vom Kaiser abgelehnt. Aber doch an der Haupttreppe wollten sie ihn willkommen heißen, wenn er in den Wagen stieg, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Die Behörden stellten sich an der Haupttreppe auf. Aber der Kaiser bedankte sich auch für diese Complimente und schlich sich durch eine Seitentreppe in den Hofraum hinab, wo sein Wagen stand. Nun fuhr er hinaus in die Straßen, die Behörden theils zu Wagen, theils zu Fuß hinter ihm her. Bei dem Kaufmann Bestelmeyer stieg der Kaiser ab, einige kleine Einkäufe zu machen. Nun sollte er nach dem Albrecht Dürerhaus fahren. In der That begab sich der Kaiser, jedoch auf großen Umwegen, dahin. Als er vor der Thür die Behörden mit dem Directorium des Dürervereins aufgestellt fand, auch einige Gruppen Volks, sich drängend, den Czar zu schauen, gebot er dem Kutscher zum Thiergärtner Thore hinaus zu fahren; die Menschenmenge genire ihn. Jetzt blieb für die Harrenden die letzte Conjectur übrig. Der Kaiser fuhr gewiß nach der Burg, sich die Kunstausstellung zu besehen. Hier bot sich noch Gelegenheit zu einem freundlichen Wort. Man nahm eilig den kürzern Fußweg nach der Burg und war sicher, die Ankunft des Kaisers zu erwarten. Aber der Kaiser kam nicht; er war in den Gasthof zurückgefahren, von wo aus er nach einigen Minuten seine Reise nach dem Norden fortsetzte. Kunstgenuß und Complimente unterblieben. —

Nürnberg ist bekanntlich die Adoptivwiege Caspar Hauser's. Das Interesse an seiner Geschichte taucht von neuem auf, seitdem die Gräfin A. (Arco?) Aufschlüsse über ihn in einer leider confiscirten Schrift zu geben versuchte. Nicht sowohl die Spuren seiner Herkunft, als seiner Geburt scheinen in Wien gesucht werden zu müssen; später hatte er wohl seinen Aufenthalt in Ungarn genommen. Auf den Empfehlungsbrief, den er nach Nürnberg mitbrachte, legt man jetzt große Bedeutung. Auch über psychologische Erscheinungen an Caspar Hauser fällt durch G. Fr. Daumer's Mittheilungen ein neues Licht. Der Aufsatz im „Athenäum," einer Monatsschrift, welche jetzt in Nürnberg bei Bauer und Raspe erscheint — „über Hauser's Visionen und Träume," verdient alle Beachtung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **186.** — den 22. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838.

(Beschluß).

Nachdem das erste Erstaunen und der Sturm der Freude vorüber war, wunderten sich die Ankömmlinge, ihre Vettern noch in so enger Haft zu finden; aber diese versicherten, daß noch kein Schritt zu ihrer Befreiung geschehen sei, so daß sich nach und nach der Verdacht eines schwarzen Verraths in das Herz der Ritter einschlich; auch wies es sich bald aus, wie sich die Sache verhielt, da sie von Stund' an selbst als Gefangene behandelt wurden. Einige der Edlen gaben sich der Verzweiflung über dieses unerwartete Unglück völlig hin, Herr Jude aber sprach ihnen mit weisen Worten viel Trost ein, und brachte es endlich dahin, daß man seine Gedanken mehr auf die Fälle wendete, wo ein unerwarteter Glücksfall auch die schwärzeste Stunde in eine heitere umwandelte, als diejenigen, wo die Betrübniß nicht kürzer als das Leben war. Herr Gottschalk Overstolz, der Bruder des Herrn Rüdiger, hatte in früheren Tagen an viel etwas anderes als an stille Spielereien gedacht, denn er war ein weiser Herr im Rathe und ein tapferer im Kriege sein Lebtage lang gewesen, jetzt aber auf dem stillen Thurme zu Ahre wußte er nichts Besseres zu thun, als sich eine Maus zu zähmen, die zuletzt so vertraulich ward, daß sie die Brosamen, die von ihrem schlechten Male übrig blieben, aus seiner Hand fraß. Er beschäftigte sich in seiner Langenweile mit diesem Thierchen wie mit einem Kinde, und es schien den Ton seiner Stimme und den Blick seiner Augen zu verstehen. Eines Tages hatte er sich, da er öfters des Nachts Durst verspürte, eine Schale mit Wasser neben sein Bett gestellt; er erwachte nach einigen Stunden Schlafes durch ein ängstliches Geplätscher; der Mond schien hell durch das schmale Thürfenster und beleuchtete die Schale, in der die Maus in Todesnöthen herumschwamm. Schnell griff Herr Gottschalk in das Gefäß und befreite das Mäuslein, das ängstlich von dannen lief und seit dieser Stunde nicht wiederkam, was den edlen Herrn über die Maßen betrübte, da der Mensch etwas haben muß, worin er sein Vergnügen sucht, und er seine liebsten Augenblicke mit der Maus vertändelt hatte. Die ernsten Mitgefangenen, die sonst wenig Theil an einem so geringen Ereignisse als die Flucht einer Maus würden genommen haben, waren alle Mitgenossen seiner Betrübniß. Er entschloß sich, in den Mauselöchern, von wo heraus sie ihre täglichen Besuche gemacht hatte, nachzugraben, und war noch nicht gar tief gekommen, als er eine schöne scharfe Feile und einen Meißel darin entdeckte. Vergessen war von diesem Augenblicke an die Maus, und alle Ritter waren von Herzen froh und dankten dem lieben Gott, der ihnen die Mittel zu ihrer Befreiung an die Hand gegeben hatte. Nach diesem kurzen Freudenrausche stellten sich doch wieder allerlei Bedenklichkeiten ein; wer den Felsen von Altenahr, auf dem der Thurm noch zur Hälfte steht, gesehen hat, wird sich nicht wundern, wenn es den Rittern unmöglich schien, von dieser steilen Höhe herab zu kommen, ohne den Hals zu brechen; indessen sagten andere: das Wagstück kann gelingen, und

Digitized by Google

wenn wir hier bleiben, so erwartet uns bei unserer schlechten Kost ganz sicherlich der Hungerstod oder ein noch schmählicherer — kurz es ging zu, wie in allen Berathungen, Einige wollten dies, die Andern das. Da sprach Herr Gottschalk: Keiner gehe ohne die Andern, und Keiner bleibe, wenn die Andern gehen; wir haben die Gefangenschaft in Gemeinschaft erduldet, so laßt uns auch die Gefahr zusammen bestehen oder vermeiden; laßt uns losen, und wen es trifft, der bestimme, ob wir die Befreiung wagen oder nicht, die Andern aber folgen ohne Murren.

Die Rede wurde gebilligt und das Loos gezogen; der aber, den es traf, war eben Herr Gottschalk selber: „Nun“ rief er fröhlichen Muthes, „frisch ans Werk, Ihr wißt schon, was ich bestimme!“ Sogleich stellte er einen der Ritter mit der Feile, den andern mit dem Meißel an die Fensterstäbe, und wenn sie müde waren, lösten sie zwei andere ab; die andern aber zerschnitten ihre Wollenmützen um sich Socken daraus zu machen, die sie über die Schuhe ziehen wollten, um auf dem halsbrecherischen Ziegenpfade, den sie benutzen mußten und der mit glattem Eise bedeckt war, fortkommen zu können. Als dieses Geschäft vollendet war, nahmen sie ihre Hemden und sonstiges Leinenzeug und drehten starke Stricke daraus, um sich von dem hohen Thurme damit herunter zu lassen. Als es Mitternacht schlug, waren die Vorbereitungen zu Ende. Das obere Ende der Stricke ward an einer starken Eisenstange des Fensters befestigt, und so ließ sich einer nach dem andern zuerst auf das Dach der Capelle hinunter, wo hinauf eine Linde mit ihren kahlen Aesten reichte, an der sie bis auf den Ziegenpfad hinabkletterten; die dunkle Winternacht aber verbarg sie den Augen der Wache, die ein Lied vor sich summend fröstelnd auf und ab ging. Eben als sie durch eine Biegung des Pfades den Späheraugen vom Schlosse her entzogen waren, ging der Mond auf und beleuchtete mit seinem letzten Viertel den gefährlichen Weg.

In stummer Eile gelangten sie bis in einen Wald, wo sie es nothwendig fanden, sich zu trennen, denn hatte auch der Himmel sie bis jetzt in seinen Schutz genommen, so mußte doch nun die Verfolgung bald erwachen. Sie trennten sich daher in drei Häuflein, wovon das eine durch Umwege nach Sinzig, das andere nach Tomberg entkam. Die Uebrigen, Herr Gerhard Overstolz, (es waren ihrer drei dieses Namens gefangen), Hr. Daniel Jude, dessen Bruder Hr. Peter Jude und Hr. Küstin von der Aducht, irrten lange durch Rohr und Haide, bis sie gen Bodendorf kamen, wo Hr. Küstin in einem Mairhof wohl bekannt war, der zu einem Mönchskloster gehörte. Ein Bruder Mönch mit langem Barte, Herrmann genannt, empfing die Flüchtlinge freundlich und versprach ihnen, nach einem reichlichen Nachtessen ihren ermüdeten Gliedern auf guten Betten Ruhe zu verschaffen, indem er vor allen Seiten Wächter ausstellen wolle; so zechten die beinahe Erschöpften wohlgemuth um ein Fäßchen Honnefser gelagert, das der Bruder ihnen Preis gegeben hatte. Hier erst konnten sie ihre Beine von den Fesselringen befreien, obgleich sie die Ketten schon früher zerbrochen hatten. Nachdem sie sich von Herzen durch Speise, Trank und Ruhe erquickt hatten, wollten sie eben mit Dank gegen ihren guten Wirth davon gehen, als Reiter vom Schloß Ahre in das Dorf gesprengt kamen. Behende führte sie der Bruder in das Haus eines armen Bauers und eilte in den Meierhof zurück, um den Verfolgern Rede zu stehen; der Bauer aber wußte für seine Gäste keinen bessern Versteck als einen Käsekasten, wo er die Ritter sich hineinkauern ließ und ihn dann verschloß.

Der Bruder Herrmann empfing seine ungeladenen Gäste so unbefangen, als es ihm möglich war, doch mitten in seinen Versicherungen, nichts von den Gefangenen zu wissen, fielen ihm die herumliegenden Fesselringe der Ritter in die Augen; er sah die Reiter spöttisch darauf hinblicken, doch verlor er die Geistesgegenwart nicht und sagte: „daß die Gefangenen hier waren, seht Ihr, doch sind sie vor dem ersten Tagesstrahl davon geeilt, ohne zu sagen, wohin;“ keine Bitten, keine Drohungen konnten ihn zu einer andern Aussage vermögen. Die Reiter untersuchten unterdessen das ganze Haus und fanden auch den Weg durch die Scheuer in des Bauern Gehöft. Dort sahen sie auch den Käsekasten, fanden es aber nicht der Mühe werth, denselben zu untersuchen, da sein Geruch über dessen Bestimmung hinlänglichen Aufschluß gab, und er auch zu klein schien, um die Ritter fassen zu können; wo sie aber Stroh und Heu antrafen, stachen sie mit ihren Lanzen tapfer drein. Endlich gingen sie unverrichteter Sache und sehr erbost von dannen. Die Ritter aber schwitzten wie die Männer im feurigen Ofen, und durften Gott nicht einmal laut loben.

Als der Mönch wieder reine Luft verspürte, öffnete er das übel riechende Gefängniß und rieth den Herren, sich unverzüglich nach Remagen zu begeben, um sich dort über den Rhein schiffen zu lassen. Spät Abends kamen sie dort an und nahmen Quartier bei einem armen Schiffer, der sie mit Wasser und Brot bewirthete. Während sie noch beim Mahle saßen, trat der Frauenbruder des Wirthes in das Zimmer, und wer beschreibt ihren Schrecken, als sie in ihm

einen vormaligen Knecht des Ritters Jude erkannten, den dieser vor nicht langer Zeit wegen übler Streiche verabschiedet hatte. Der Knecht erkannte die Ritter Augenblicks, stellte sich aber sehr treu und ergeben, und wußte sich so geschickt zu benehmen, daß er die Herren ganz treuherzig machte. Hr. Gerhard Overstolz bot ihm eine hübsche Summe, wenn er sie sicher nach Cöln geleiten wolle; der Knecht zeigte sich sehr bereitwillig dazu, rieth ihnen aber, die Nacht unter seinem eigenen Dache zuzubringen, da ihm das Haus seines Schwagers nicht sicher dünkte. Die Ritter hatten nichts dagegen, und der Verräther entfernte sich unter dem Vorwande, sein Haus zu ihrem Empfange herzustellen. Statt dessen aber ging er zum Richter und kündigte diesem an, welchen Schatz er unter Schloß und Riegel habe, denn er wußte wohl, daß 300 Mark auf die Einbringung der Ritter gesetzt waren; indessen wollte er selbst sich mit 30 begnügen, die ihm der Richter für die Kunde auszahlen sollte. — Diesem schien das ganz recht zu sein, und so führte der Bube die Verfolgten in des Richters Haus statt in das Seinige und empfing seine 30 Mark; kaum war er aber fort, als Herr Alef, so hieß der brave Richter, zu den Rittern ging und ihnen den Hergang dieses Schelmenstückes erzählte; zugleich bat er sie, ruhig zu schlafen, da er ihnen den andern Morgen schon über den Rhein helfen werde. Auch hielt er Wort, und als der Tag anbrach, stand ein Kahn bereit, der die Vier trotz des heftigen Eisganges an das andere Ufer brachte; noch am Abende des selbigen Tages langten sie Cöln gegenüber an, und passirten den Rhein mit minderen Gefahren als am Morgen. Jubelnd wurden sie von allen Bewohnern der Stadt und von ihren schon angelangten Mitgefangenen begrüßt.

Da es mir unmöglich ist, von der eigenthümlichen Gestalt und Lage der Altenahr einen deutlichen Begriff zu geben, so mögen wenigstens diese Anekdoten aus ihrer Existenz dem Leser ein Interesse für sie einflößen, das dem Beschauer ihr bloßer Anblick gewährt. Nachdem wir unsere Namen in ein Stammbuch eingeschrieben und die poetischen Gefühle, die der Anblick dieses Thales in uns erregt hatte, mit 3 Sgr. bezahlt hatten, gingen wir auf einem steilen, zwischen Weinbergen angelegten Pfade auf der entgegengesetzten Seite, von der wir gekommen waren, herunter. Bis auf einige Abwege folgten wir unseren Fußstapfen wieder bis Ahrweiler zurück; und obgleich kein geringer Genuß für das Auge darin lag, dieselben uns schon lieb gewordenen Gegenstände noch einmal und zwar in entgegengesetzter Ansicht zu erblicken, so möchte es für den Leser schwerlich dasselbe Interesse haben, wenn ich die Beschreibung noch ein Mal von hinten wieder anfinge, nur möchte ich unseren Nachfolgern auf dieser Wanderschaft rathen, auf dem Rückwege nicht wieder über die Seffenburg, sondern über einen steilen Bergrücken zu gehen, der zwar nicht einladend vor dem ermüdeten Wanderer liegt, dessen schöne, weite Aussicht auf den Rhein aber für die Mühe belohnt. Die Bewohner dieser friedlichen, einfachen Dörfer sind überaus freundlich; so weit die Stimme trug riefen sie uns nach, wenn sie etwa vermuthen konnten, daß wir den rechten Weg verfehlten, denn in diesem Thale gibt es für den Reisenden nur ein Ziel, das Schloß Altenahre. Uebrigens schienen sie wie die meisten Weinbauern arm zu sein, in der drückenden Hitze schleppen sie in Tüchern den Dünger für den Wein die steilsten Wege bergan, ihre Last, hier wie überall in diesen Gegenden, auf dem Kopfe tragend. Der Menschenschlag hat etwas edles; große, schlanke, sonnengebräunte Gestalten, mit gefälligen echt deutschen Zügen, und dem blauen Auge, das so ehrlich aus braunen Gesichtern herausleuchtet.

Eine Stunde vor Ahrweiler fing das Wetter an sich zu verdüstern, und wir waren froh, dort einen guten Wagen zu finden, der uns im Platzregen weiter beförderte; das Wetter verhinderte uns, die schöne Landskrone zu besteigen, deren Ruinen und Aussicht prachtvoll sind; sie liegt wie eine Insel im Ahrthale und an ihren Fuß lehnt sich Heppingen, dem eine neuerlich sehr geschätzte Mineralquelle entspringt; trotz des Regens, der von dem Schutzleder unseres Wagens wie Bindfaden heruntertroff, hielten wir still, um ein Glas Wasser aus der Quelle zu trinken, ein Genuß, der einem im Leben so selten geboten wird, daß man ihn nie vorübergehen lassen sollte, denn es gibt fast nichts Ursprüngliches, Ungemischtes, ganz Lauteres mehr, als eben ein Trunk aus frischer Quelle.

Eine halbe Stunde vor Sinzig klärte sich der Himmel auf, und es trat jener wundervolle Augenblick ein, wenn nach dem Sommerregen die scheidende Sonne ihre Strahlen auf die feuchte, glänzende, in tausend Farben lächelnde Erde wirft. Wir hatten den prächtigen, freundlichen Rhein wieder vor uns, den wir nach dem eingeschlossenen romantischen Ahrthal begrüßten wie einen heitern Morgen.

Bei Remagen verließen wir den Wagen. Der Himmel ward wieder klar; das jenseitige Ufer schimmerte röthlich und spiegelte sich in der breiten Fluth. Deshalb beschlossen wir noch zu Fuß nach Rolandseck zu gehen, und diese anderthalb Stunden im Rosenschimmer des Abends, immer den Strom dicht zur Seite, an dem Ortschaft an Ortschaft sich drängt, unter dem Geläute der Abendglocken, das

Digitized by Google

von allen Kirchthürmen ertönte und über dem Wasser vergeistigt sich schmeichelnd an unser Ohr legte, waren überreich an jedem Genusse, den eine schöne Natur gewähren kann. — Wie aus dem Wasser gestiegen lag bald das weiße Unkel vor uns, später, als der Abend sank, der Drachenfels mit Honnef an seinem Fuße; dann sank Alles in den Kreppschleier der Spätdämmerung, der sich immer dichter vor unsere Augen zog, bis die Lichter des Wirthshauses von Rolandseck, und einzelne erleuchtete Fenster auf Nonnenwörth die Nacht durchdrangen. — Als wir ins Wirthshaus eintraten, saß am Nachtessen — unser Belgier mit seiner hübschen jungen Frau. Sie begrüßten uns wie alte Bekannte, obgleich wir den Tag zuvor kein Wort mit ihnen gewechselt hatten. So leicht knüpfen sich auf Reisen Verbindungen an; ein Gesicht, das uns zum zweiten Male begegnet, erscheint uns schon befreundet. Wir mußten Bericht erstatten, die Kinder wurden wegen ihrer Unermüdlichkeit gelobt, dann schnell ein solides Abendessen begehrt und servirt. Mir brannte aber die Fabel auf dem Herzen, die der junge Informator aus Bonn den Fremden über die Wahlverwandtschaften und den Werther aufgebunden hatte, daß sie zu den unpopulairen Werken Goethe's gehörten und in Deutschland längst aus der Mode wären. Ich sagte dem Belgier, daß, was auch die Schwächen und scheinbaren Uebertreibungen dieser beiden Bücher sein möchten, dieselben doch gewiß wesentlich deutsch wären, so daß der gegen sie ausgesprochene Tadel wenigstens auf die ganze Nation zurückfiele. — Er meinte: eine solche Leidenschaftlichkeit und Ueberspannung wäre doch den kalten Deutschen unmöglich zuzutrauen. — Meine Frau versicherte aber mit vielem Eifer, es gäbe keine Thorheit, deren ein deutsches Herz nicht fähig wäre, kein Glück, das es nicht opfern, kein Elend, in das es sich nicht stürzen könne, um der Liebe willen. Tausend rührende Geschichten wären hinlängliche Beweise für die Fähigkeit der Deutschen, Alles für die Liebe und für eine Idee hinzugeben, und daher wäre der Dichter, der solche Geschichten, wenn auch scheinbar übertrieben, aufzeichne, in keiner Weise über die Natur hinausgegangen; — ein Jeder müßte das herausfinden, wie man auch in den fremdartigsten, unsern Begriffen am fernsten stehenden Schilderungen immer herausfühlen könnte, ob sie der Wahrheit treu wären.

„Je relirai," sagte der Belgier, von unserm Eifer halb erschreckt. — „Ja," fiel meine Frau lebhaft ein, „da müssen Sie vorher Deutsch lernen, denn Ihre Uebersetzungen sind so elend, daß sie keinen Begriff von dem Originale geben, und die Franzosen besonders haben eine Virtuosität, Alles zu entstellen; sie können sich durchaus nicht in die fremde Individualität einer Nation finden, und verwerfen Alles, was nicht in französische Sitten und Begriffe paßt."

So war unser Gewissen in Hinsicht Goethe's und Deutschlands erleichtert, es war fortan nicht unsere Schuld, wenn man in Belgien glaubt, daß die Wahlverwandtschaften aus der Mode sind. Wir nahmen Abschied von dem belgischen Paare und eilten zur Ruhe, waren aber nicht wenig überrascht von den Verbesserungen des Wirthshauses zu Rolandseck. Wir hatten zwei Jahre früher dasselbe Zimmer bewohnt, und wesentlich war nichts daran verändert; aber die bescheidene Holzwand war mit einer Tapete bekleidet, die Mobilien waren besser, die Bettgardinen mit Franzen besetzt. — Wer eine einigermaßen philosophische Ader hat, sieht in solchen Kleinigkeiten gleich den Lauf der Weltcultur. Mir fällt bei dergleichen Dingen immer Müllner's witziges Wort ein: „Zum goldnen Hirsch! — sonst war er braun; allein der Luxus steigt in allen Dingen." —

Ich mag nicht weiter schreiben; denn als wir am andern Morgen erwachten, regnete es hartnäckig. Wir schlenderten noch ein wenig herum, um zu sehen, ob es aufhören wollte. Endlich setzten wir uns trübselig auf ein Boot, ließen uns gen Godesberg rudern, kamen um 2 Uhr in Bonn an, und legten prosaisch in der Kajüte eines Dampfbootes, auf dem der vielen Wagen und Engländer wegen kaum Platz für eine deutsche Seele war, unsern Weg nach Cöln zurück, wo ich zu meiner eigenen Freude, die drei Wandertage noch einmal durchlebend, diese Blätter schrieb.

Notiz.

[Mendelssohn's Paulus in Leipzig.]

Mit Mendelssohn's Paulus wurde am 15. d. in der Paulinerkirche die Reihe musikalischer Genüsse eröffnet, mit denen Leipzig in den Wintermonaten seinen Ruf in der Kunstwelt sichert. Der Componist hatte die Proben geleitet, am Tage der Ausführung wurde er plötzlich durch Krankheit gehindert, sein Werk zu dirigiren, und Concertmeister David vicarirte. Den Paulus sang Pögner; Frau Dr. Frege (Livia Gerhardt), Mad. Bünau (Grabau) und Mad. Schmidt (Möllinger) hatten die Sopranpartien übernommen, eben so vortrefflich wurden die Tenorpartien von Hrn. Schmidt ausgeführt, den unser Theater von der breslauer Bühne seit kurzem gewonnen hat. Schmidt hat als dramatischer Sänger seinen Ruf bei uns bereits durch mehrere Leistungen gesichert; jetzt hatten wir Gelegenheit, auch im Kirchenstyl die Discretion seines Vortrags, die seelenvolle Wärme seines Gesangs zu schätzen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 187. — den 24. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Bad Kissingen.

Ende August 1838.

Zu den jüngern Bädern Deutschlands gehört das freundliche Kissingen in dem unterfränkischen Kreise des Königreichs Baierns. In einer romantischen bergbekränzten Waldgegend gelegen, welche überall Spuren reicher Fruchtbarkeit zeigt, bietet es mannichfaltige Spaziergänge dem nach belebender Erholung sehnsüchtigen Curgaste dar. Die Heilkraft der wunderbaren Quelle Rakoczy hat der neueste Beschreiber dieses Bades, Dr. Balling, einem Gedichte verglichen, dessen Tiefen und Höhen Niemand auszumessen im Stande sei. Und in der That finden hier die verschiedenartigsten Gattungen von Leidenden Heilung oder beträchtliche Linderung. Es ist hier nicht der Ort, eine chemische Analyse der trefflichen Bestandtheile beizufügen oder in ein näheres Detail einzugehen, welches übrigens bereits von Kastner und andern Chemikern oder Naturforschern auf eine genügende Weise geschehen ist. Man sieht hier keine Gebrechliche, wie in den böhmischen Bädern, namentlich in Teplitz und Karlsbad; höchstens, aber selten einen Nervengelähmten; die gelbfahle, bleichende und abzehrende Farbe ist nicht vorherrschend wie in den genannten Orten und in Ems. Desto öfter erscheinen überflüssig Wohlbeleibte, welche dieser Bürde sich zu entledigen trachten; Patienten von übergesundem blutrothem Teint, aber auch Viele, denen man durchaus keine Kränklichkeit ansieht, und bei denen der verborgene Keim ihrer Leiden erst durch Mittheilungen gesprächsweise sich kund gibt. Die Frequenz war in dieser Saison groß, von Besuchern aus allen Ständen. Fürsten, Grafen und Prälaten wandelten auf dem schönen parkähnlichen Curplatze, dem Versammlungspuncte der Gäste, neben Gelehrten, Beamten, Kaufleuten und schlichten Bürgern, man vernahm die Dialekte fast aller Völker deutscher Zunge. Natürlich zieht dieses, wie fast in allen Bädern, eine Absonderung der Stände nach sich, die indeß nicht leicht in einem Bade stärker heraustritt, als in Kissingen. Die Reize der Natur, so wie der gemeinschaftliche Wunsch der Herstellung geschwächter oder verlorner Gesundheit vermindern zwar den herkömmlichen Druck des Rangunterschiedes und der bürgerlichen Verhältnisse, vermögen ihn indeß nie völlig zu entfernen. In diesem Erbtheile des ehemaligen Fürstbisthums Würzburg, welches die fränkische Saale durchströmt, bewahrheitet sich wiederum der alte Spruch, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei. Denn die Umgegend ist gesegnet und fruchtbar durch Getreidebau, Salzrevenüen und die Ergiebigkeit der Heilquellen. Die Berge erheben sich in sanften Abdachungen, und sind fast durchaus mit Waldungen, bisweilen auch mit Wein bepflanzt, den man hier, in der Nähe des weinreichen Würzburg, zu mäßigen Preisen zur Stärkung der Wassertrinker vorfindet.

Das Städtchen ist klein, mit einer Bevölkerung von ungefähr 1400 Seelen. Die Einwohner treiben größtentheils Oekonomie und Viehzucht. Dies hat nun frei-

Digitized by Google

lich manche Unreinlichkeit in dem alten Theile des Orts zur Folge. Gänse-, Schweine- und Rindviehheerden sieht man häufig, den Sonntag nicht ausgenommen. Desto stattlicher und schöner erhebt sich der Neubau in einigen breiten, schnurgeraden Straßen, welche den Namen des Königs und der Königin führen, mit palastähnlichen Gebäuden. Nur sind die letztern größtentheils noch nicht weiß bestrichen, sondern zeigen die braunrothen Backsteine ihres Fundaments. Dies, um der Besteurung zu entgehen, weil man solche Häuser als unvollendet betrachtet; nur darf die Freiheit nach dem neuesten Befehle des Königs nicht über zwei Jahre benutzt werden, indem dann im Gegenfalle das Doppelte der Auflagen bezahlt werden soll. Unstreitig erfolgte diese Verfügung, um Mißbräuchen vorzubeugen und zur Verschönerung des Ortes beizutragen. Das Curgebäude ist königliches Eigenthum, der vordere wie der hintere Theil, in welchem der König und seine Gemahlin bei ihrer, übrigens seltenen, Anwesenheit zu wohnen pflegen, sind gleich ansehnlich, und von den Gebrüdern Bolzano aus Würzburg in Pacht genommen. Deren Vater brachte das Bad erst recht in Aufnahme, indem er die Rakoczyquelle, welche zwar bereits im J. 1737 entdeckt wurde, aber noch nicht zur verdienten Berühmtheit ihrer trefflichen Heilkraft gelangt war, nach allen Theilen Europas, nach Paris wie nach St. Petersburg versandte, und keine Kosten schonte, um sie bei den Aerzten in Credit und Aufnahme zu bringen. Freilich begünstigte ihn auch das Glück auf ungewöhnliche Weise, indem er von dem verstorbenen landesväterlichen Könige Max Joseph das Bad für das so äußerst geringe jährliche Entgeld von 1800 rhein. Gulden auf dreißig Jahre in Pacht erhielt, wodurch es ihm denn gelang, ein großes Vermögen zu sammeln und Vieles für die Verschönerung und Aufnahme des Platzes zu leisten. Zu wünschen bleibt zwar Manches übrig, besonders hinsichtlich der Badevorrichtungen. Die Bäder nämlich, welche freilich in Kissingen nicht die Hauptsache sind, werden theils aus der Quelle Pandur, welche eine auflösende und erweichende Kraft hat, theils aus den benachbarten Salzsohlen bereitet. Hier vermißt man nun bequeme Badehäuser; nur im Curhause sind sechzehn Badestuben, die aber natürlich unzureichend und kaum bemerkbar bei solchen Bedürfnissen erscheinen. Der allergrößte Theil der Badegäste ist genöthigt, zu Hause zu baden, welches Vormittags nach dem Trinken und nach dem Frühstück zwischen zehn und zwölf Uhr zu geschehen pflegt. Das dazu nöthige Mineral- und Salzwasser wird mühsam in Butten von Dienstmädchen in die Häuser getragen. Die Entfernung dieser Gewässer von der Stadt ist freilich verschieden; die Pandurquelle ist zur Seite des Rakoczy auf dem Curplatze in Stein gefaßt, während das Salzwasser aus den eine Viertelstunde von der Stadt entlegenen Salinen zu Wagen in großen Fässern durch Esel nach der Stadt abgeführt wird, von wo aus es in der erwähnten Weise in die einzelnen Häuser befördert werden muß.

Früh Morgens 6 Uhr durchzieht die Curmusik die Straßen des Städtchens, weckt durch ihre harmonischen Töne die Schläfer und begibt sich auf den noch öden Curplatz. Nach und nach erscheinen Damen und Herren, die ersteren nicht ohne vielen Schmuck, Reichthum und Geschmack der Kleidung. Hunderte lustwandeln in dem Parke oder den benachbarten neugebauten Arkaden, welche indeß vorzüglich zum Zufluchtsorte bei übler Witterung dienen. Man trinkt nur den Rakoczy, in einfachen Gläsern; die bunten Glasbecher, welche die böhmischen Bäder bieten, hat man zwar auch hier zu schönster Auswahl in reichen Glasniederlagen, aber sie werden selten gebraucht. Dafür werden in einer besondern Vorrichtung oder Maschine immer je acht Gläser zusammengefaßt, von angestellten Burschen in die steingefaßte, blasenwerfende, lebensfrische Quelle getaucht und gefüllt herausgezogen, wo dann Jeder, wer kann, zulangt und das Gedränge oft ansehnlich wird. Für Reinlichkeit der dem gemeinen Gebrauche dienenden Gläser ist durch jedesmaliges Abspülen vollständig gesorgt. Manche steigen die wenigen Stufen der steinernen Gallerie hinunter und trinken unmittelbar neben der Quelle; den Meisten wird es heraufgebracht, wo indeß auf dem kurzen Wege bereits ein nicht geringer Theil des kohlensauren Gases sich verflüchtigend verloren geht. — Daß bei der Versendung die Heilkraft in nichts geschwächt werde, wird von Vielen bestritten; diejenigen, welche den Rakoczy zu Hause tranken und an der Quelle aufs neue versuchten, behaupten eine nicht blos graduelle, sondern specifische Verschiedenheit. Ueber sechs bis höchstens sieben Becher geht in Kissingen Niemand hinaus, viele begnügen sich mit vier; die Ueberschwellung des Magens mit Mineralwasser, wie es namentlich in Karlsbad vorkommt, nur zu oft zum großen Nachtheile der Patienten, ist hier ungewöhnlich. — Nach und nach entfaltet sich der Schauplatz in dem Parke immer anziehender. In dieser Saison erblickte man fürstliche Personen aus verschiedenen Theilen Deutschlands. Prinz Friedrich von Würtemberg, Neffe des Königs, ein junger etwas ernster Mann, von militairischem Ansehen, war oft zur Seite der Gräfin v.

Lottum, geb. v. Putbus. Deren Vater, Fürst Putbus auf Swinemünde, war es bekanntlich, der bei der Krönung der Königin Victoria Preußen als außerordentlicher Botschafter repräsentirte. Diese Dame, Gemahlin des preußischen Gesandten, früher in Neapel, jetzt im Haag, trug, wenn gleich blaß und schmächtig, doch durch die Schönheit ihres Wuchses und ihrer Augen, durch ihren Anstand und äußere Ausstattung dazu bei, dem hohen Adel Relief zu geben. Die Aufmerksamkeit des Publicums reizte auch der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, mit seiner jungen Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Hohenlohe-Oehringen, von frischen blühenden Farben, vieler Unbefangenheit und fast immer lächelnden Mienen. Vier Kinder in noch zartem Alter begleiteten sie. Der Fürst, welcher sich durch väterlich fürsorgenden Sinn und helle menschenfreundliche Grundsätze bei Regierung seines Landes einen geachteten Namen erworben hat, ist ein Mann in den besten Jahren, mit stattlichem Backenbart versehen und einfach gekleidet. Der Erbprinz von Rosenberg-Werthheim, im vorgerückten Mannesalter, zeigte den leichten und glücklichen Lebenstakt eines gebildeten Franzosen. Später erschien die Fürstin von Hohenlohe-Oehringen, geborene von Würtemberg, mit einem kleinen Hofstaate. Die meisten Curgäste waren Preußen, Baiern, Sachsen, Hessen und Russen, aber auch nicht wenige Engländer, desto weniger Franzosen. Prof. Roß aus Athen, als Philolog nicht unbekannt, hatte den weiten Weg nicht gescheut, um Deutschland und sein Vaterland Holstein wieder zu sehen. Ein Prediger aus Norwegen, schon einige Zeit in Deutschland reisend und glaubensfest, zeigte sich nur zu hart aburtheilend und eng in theologischer Hinsicht, und verrieth dadurch die Schroffheit der nordischen Natur. — Prof. Tholuck aus Halle predigte zwei Mal in der Nähe des Landgerichts in dem Betsale, welchen man den evangelischen zahlreichen Curgästen eingeräumt hatte. Alles war gedrückt voll, und mehrere Frauen mußten halb ohnmächtig den Saal verlassen. Die Reden über das Thema, daß der Mensch thun solle, was er könne, und über die christliche Liebe, hatten schöne, kräftige und erhebende Stellen, die Stimme indeß war öfter hohl, geisterhaft und nicht frei natürlich, auch schien die Gesticulation outrirt. Ein abgerundetes, nach allen Theilen durchgearbeitetes Ganze war darin nicht wahrzunehmen. Dessen ungeachtet fand der Redner, und mit Recht, vielen Anklang. Der König von Baiern ist gesonnen, besonders aus Rücksicht auf die protestantischen Badegäste, eine evangelische Kirche zu bauen; nur ist man über den Platz noch in Verlegenheit. Der evangelische Gottesdienst wird durch das Dekanat des benachbarten Schweinfurt besorgt, und fremde Prediger, die in Kissingen die Kanzel besteigen wollen, haben sich dahin zu wenden. Man erzählte auch, daß der Kronprinz von Preußen nach dem Wunsche des Königs bei der vor einiger Zeit noch obschwebenden Spannung zwischen dem preußischen und baierschen Hofe über die cölner Angelegenheit, Kissingen, seinen Lieblingsaufenthalt, für dieses Jahr vermieden und dafür Marienbad gewählt habe. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Weimar.

[Feste, Mr. Dubois zum Besuch.]

Politische Blätter haben sich über den Besuch der russischen Kaiserfamilie erschöpft; ich gehe zu den kleinern Interessen unserer deutschen poetisch vergnügten Gemüthlichkeit über.

Am 28. August feierte die hiesige Liedertafel den Geburtstag Goethe's in dem schönen Saale der Armbrustschützengesellschaft. Geh. Rath von Müller hatte ein sehr gelungenes Lied auf Goethe's Aufenthalt in Ilmenau, namentlich auf das Gedicht, „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" gedichtet. Eben als er zum Feste eilen wollte, war die Nachricht von der Geburt des Grafen von Paris hier eingetroffen. Dieses Ereigniß veranlaßte ihn zu einer improvisirten Rede und einem Toast auf den Prinzen und seine erlauchte Mutter, die früher selbst die Liedertafel mit ihrer Anwesenheit beehrt und sich sehr für dieselbe interessirt habe. Unser Landsmann Eberwein, der Jüngere, der von Paris einen bedeutenden Ruf mitgebracht, ließ sich, eigene Compositionen vortragend, auf dem Pianoforte hören und erntete lebhaften Beifall. Auch hatten wir den selten gebotenen Genuß, Strohmeier zu hören. Es bleibt zu bedauern, daß diese sonore, vollkräftige, gemüthlich warme Baßstimme dem allgemeinen Publicum viel zu früh entzogen wurde. Besondere Verhältnisse wegen trat Strohmeier 1828 vom Theater und dessen Direction zurück und hat sich seitdem nur in Privatcirkeln hören lassen. — Am 3. September beging die Erholungsgesellschaft den Geburtstag Karl August's, der zugleich ihr Stiftungstag ist, auf das feierlichste. Minister Gersdorf brachte den ersten Toast aus, Stephan Schütze hatte ein anmuthiges Lied gedichtet, geh. R. v. Müller nahm eine Strophe des Liedes zum Thema eines improvisirten Vortrages über die alte große Bedeutsamkeit des kleinen Weimar, Präsident Peucer zog die Herzogin von Orleans in den Kreis der Interessen; — man erinnert sich nicht, das Fest jemals mit so vielseitigen Beziehungen gefeiert zu haben.

In den letzten Tagen des August sahen wir Herrn Dubois aus Paris hier, französischer General-Studieninspector, der auf Veranlassung des Cultusministers eine Reise durch das mittlere Deutschland macht, wie einst Cousin und Girardin zu verwandten Zwecken das nördliche und südliche bereisten, um die theologischen Anstalten und die Ansichten der deutschen

Digitized by Google

Schulmänner kennen zu lernen; weil das Ministerium gesonnen ist, ein protestantisches Collège oder Seminar in Paris zu errichten, welches allen ähnlichen Anstalten in Frankreich zum Muster diene, und vornehmlich das katholische Seminar zur Nacheiferung aufreizen soll, so daß auf letzteres, wie sich Herr Dubois echt französisch ausdrückt, par contre-coup gewirkt werde. Herr Dubois selbst ist Katholik! Er wurde in der unter Royer Collard's Leitung so blühenden Ecole normale de professeurs gebildet. Unterstützt von der Doctrinairpartei gründete er den Globe, den er nach seinen ersten Tendenzen ein Journal philosophique und littéraire nennt. Die Romantik, vornehmlich Victor Hugo, fand ihre eifrigsten Vertheidiger in demselben; auch über die deutsche Literatur, namentlich über Goethe, flossen aus Dubois' Feder sehr geistreiche Artikel, die nicht wenig dazu beigetragen haben, ihr Ansehen in Frankreich zu heben. Unter den freisinnigen Preßgesetzen Martignac's verwandelte sich der Globe in ein politisches Tageblatt, dessen liberale Tendenzen Dubois — unter andern hielt er den Bourbonen das Beispiel der Stuarts zur Warnung vor — in einige Preßprocesse verwickelte. Die Julirevolution befreite ihn aus dem Gefängnisse. Von nun an congruirten seine Ansichten nicht mehr mit denen seiner Mitarbeiter, das Mißverhältniß wuchs, er mußte sich sogar mit einem der Mitarbeiter — Saint-Beuve — duelliren; das Blatt begann Parteiorgan des Saint-Simonismus zu werden und Dubois zog sich von der Redaction und aller Theilnahme zurück. 1831 wurde er zum Deputirten vom Departement der Unter-Loire gewählt. Als Redner ist er jedoch weniger ausgezeichnet, als er sich in seinen Aufsätzen gezeigt. Er ist ein hoher Vierziger, von mittler Größe, etwas geduckt, mit geistreichen Augen, aber etwas lauerndem Blicke, lebendig in Wort und Bewegung. Hier hat er vornehmlich geh. R. v. Müller, Präsident Peucer, General-Sup. Röhr und Ober-Med.-Rath von Froriep besucht und viel mit ihnen conversirt. Peucer genießt, besonders seit Cousin seiner so rühmlich gedacht in seinem Berichte an den Cultusminister, im Kirchen- und Schulfach keinen geringen Ruf bei den französischen Gelehrten. Ganz besonders interessirte den Herrn Dubois Goethe's Haus mit seinen Kunstschätzen; fast einen ganzen Tag hat er dort zugebracht, mit Kenneraugen bewundernd. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Ein deutsches Athenäum.]

Das schon von unserm Correspondenten in Nürnberg erwähnte Athenäum, das sich dort im Verlag von Bauer und Raspe als Monatsschrift ankündigt, liegt mit dem ersten Heft vor uns. Vom Prof. Daumer beginnen Mittheilungen über Caspar Hauser, die auf die Fortsetzung begierig machen. Der räthselhafte Findling ist todt, weniger das Interesse für ihn, das mit der Schrift der Gräfin Arco nur beseitigt wurde. — Von Lützelberger lesen wir einen Artikel: Mein häusliches Leiden als Erklärungsgrund einer gewordenen Ueberzeugung und eines gethanen Schrittes. Das verschlossene, lautlose, wortkarge Baiern trägt die Schuld, wenn wir von diesem merkwürdigen Manne hier zu Lande nichts oder wenig wissen. Er war evangelischer Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg, erfreute sich in hohem Grade der Liebe seiner Gemeinde und sah sich plötzlich, mehr von seinem Gewissen als von äußern Capitulationen von Seiten des Gouvernements, genöthigt, sein Amt niederzulegen, da er nicht in dem Sinne predigen konnte, der, wie er sich ausdrückt, von oben verlangt wird. Wer an den Wirren zwischen gebotenem Glauben und freiem Denken, die in Deutschland überall frisch auftauchen, Theil nimmt, wird auch an Herrn Lützelberger's Schrift, worin er die Gründe seiner Amtsentsagung niederlegte, Interesse finden. Der Artikel im Athenäum gibt eine auf diesen ganzen Handel bezügliche Erklärung. Zu wünschen wäre nur, daß die Interessen Baierns überhaupt mehr Sprache gewönnen. Die münchner Gelehrten klagen über die dortigen Buchhändler, die sich blos auf katholische Erbauungsschriften beschränken. Hier haben sie nun ein Feld, sich auszusprechen; das übrige Deutschland wird schon Theil nehmen. Dr. Stich gehört zu den münchner Gelehrten, die das nürnberger Athenäum zu ihrem Schauplatze erwählen zu wollen scheinen; wir lesen von ihm einen Artikel über die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von Dr. Amadeus Ottokar findet sich ein Aufsatz über Justinus Kerner, den Strauß in den halleschen Jahrbüchern zu einem tiefsinnigen Thema machte, und der zu der somnambülen Geschichte der deutschen Gegenwart wesentlich gehört. Prof. Daumer scheint mit dem Orient beschäftigt, nicht blos mit Caspar Hauser. Das Athenäum bringt einige Proben aus einem „Divan orientalischer Gedichte." Dr. Riedel (in Bamberg) gibt kritische Uebersichten.

[Lenau.]

Einer unserer geehrten Correspondenten berichtete unlängst aus München von Lenau's Hinneigung zu Görres und seinem Umgang mit Pater Veith in Wien, dem bekannten Proselyten des Judenthums, der früher homöopathischer Arzt, dann Ligurianer und Beichtvater der Kaiserin war, jetzt wieder Pfarrer von St. Stephan ist. Aus glaubwürdiger Quelle ergeht an uns aus Wien die Bemerkung, daß Baron Nimbsch von Strehlenau (Nikolaus Lenau) weder Görres in München persönlich kennt, noch in Wien mit Pater Veith je verkehrte. Wir glauben unserm Publicum die Mittheilung dieser Versicherung schuldig zu sein.

[Herr v. Wachsmann.]

In Nr. 164. unserer Zeitung sprach unser geehrter Correspondent in Wien vom eingegangenen wiener Telegraphen und äußerte, wie die Herren v. Tromlitz und v. Wachsmann „mit Freude die Gelegenheit ergriffen hätten, um mit ihrer Dutzendwaare den Preis zu erwerben." Herr v. Wachsmann erklärt uns brieflich, er lebe nicht von der Literatur, sei kein Honorarjäger, habe sich nur auf mehrfach wiederholtes Bitten und Drängen bewegen lassen, Novellen für den Telegraphen zu schreiben. Dieses alles unumwunden zugestanden, nehmen wir im Namen unseres Correspondenten diese Anklage literarischer Aufdringlichkeit und Honorarjägerei, wie Herr v. Wachsmann sich ausdrückt, hiermit zurück.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 188. — den 25. September 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Bad Kissingen.

(Beschluß.)

Der Katholicismus hat hier in dem ehemaligen Fürstbisthume Würzburg seinen stabilen Sitz aufgeschlagen. Processionen sieht man bisweilen; dann werden unter dem Vortritte einer widrig kreischenden Frau die Heiligen einzeln ihrem Range nach aufgerufen, mit den Worten: „Bitte für uns." Ein sogenannter Kreuzesweg mit den Stationen aus der Leidensgeschichte Christi ist in der Nähe vor der Stadt und wird fleißig besucht; die Höhen steigen sanft heran.

Der Nachmittag wird gewöhnlich zu Partieen in die Umgegend benutzt. Gern besteigen die Curgäste auf wohl geebnetem breitem Pfade die Bodenlaube, die romantischen Ruinen eines nahegelegenen Bergschlosses, welches im Bauernkriege zerstört ward.

Noch interessanter sind die Salinengebäude, eine kleine halbe Stunde von der Stadt längs des linken Ufers der Saale. Das Gradiren der Soole, das Salzsieden ist manchem Fremdlinge eine angenehme Unterhaltung, das Einathmen der frischen salzreichen Luft aber so balsamisch, daß es zur Stärkung der Brustorgane nicht genug empfohlen werden kann. Wer möchte aber nicht den Soolensprudel bewundern? Die Soolenquelle, in Stein gefaßt, steigt und fällt mit nicht völliger Regelmäßigkeit. Das Emporsteigen erfolgt mit solcher Kraft und Lebendigkeit, daß die Oberfläche des salzhaltigen Wassers schäumender Milch gleicht. Zwei bis drei Stunden erhält sich gewöhnlich das Wasser auf gleicher Höhe; zum Zurücksinken und Steigen sind dagegen drei Viertel- bis eine Stunde nöthig. Pausen von zehn und mehr Minuten treten ein, wo das Wasser völlig verborgen ist und man nichts wahrnimmt. Während es sich oben befindet, hört es niemals auf zu brausen, zu wallen, zu wogen und zu schäumen. Wer Ebbe und Fluth des mittelländischen Meeres niemals sah und beobachtete, kann sich hiernach eine kleine Vorstellung machen. So wohlthätige Najaden bereiten die heilsamen Soolenbäder, welche eine erquickliche Erwärmung durch den kranken Körper verbreiten, ihm neuen Lebensgeist zuführen, und viele krankhafte Ansetzungen auflösend ausscheiden. — Ein Säuerling, der Maxbrunnen auf dem Curplatze, ist der Brust heilsam, und daher nicht unbesucht. —

Die übrigen Vergnügungsorte Kissingens, das Cascadenthal, der Claushof, die Oelmühle, der Tempel, das Dorf Winkles u. a. sind nahegelegene oder entferntere Wald- und Bergpartieen, durch die Saale beliebt und größtentheils mit freundlichen Erfrischungsorten und Gasthäusern versehen. In der Stadt selbst, die in den belebtesten Monaten überfüllt ist, läßt sich zwar für die Bequemlichkeit noch Manches wünschen; indeß ist auch hier ein Fortschritt von Jahr zu Jahr bemerkbar, und der Kissinger ist, wie überhaupt der Baier, eine gutmüthige und ansprechende Natur, wenn man ihn recht zu behandeln versteht. Es ist bei ihm noch mehr Ursprüngliches und Unmittelbares, als bei dem Norddeut-

schen. — Gegen Abend wiederholt sich am Curplatze das Schauspiel vom Morgen; jeder eilt, einige Becher von der zweiten Quelle Pandur zu nehmen, welche Auflösung krankhafter Bestandtheile, Verdauung und Schlaf befördern soll. Der Staat und Schmuck der Damen ist nicht minder groß, nur der Abendluft und Abendzeit angemessen. Eine Suppe zu Hause oder im Speisehause genossen, höchstens ein leichtes Souper beschließen den Tag, worauf sich Alles frühzeitig und curgemäß dem Schlafe überläßt.

Für die geistige Nahrung der Gelehrten und Wißbegierigen sucht das Lesecabinet und die Lesebibliothek des Herrn C. Jügel aus Frankfurt a. M. im Curhause zu sorgen, welches wenigstens mit politischen und belletristischen Blättern und Schriften reichlich ausgestattet sich zeigt. Man abonnirt für mäßige Preise, auch gibt es noch eine zweite Leihbibliothek vor der Stadt. Wissenschaftliche Zeitschriften fehlen.

Der freundlichste Moment im kissinger Badeleben ist unstreitig die Versammlung nach Tisch im Curgarten zu erheiterndem vergnüglichem Gespräche beim Kaffee. Hier ist der Curgast seiner Zeit- und Curfesseln einigermaßen los und ledig, viele interessante Bekanntschaften werden angeknüpft und unterhalten, manches Lehrreiche wird gesprochen, manches Neue verbreitet, mancher Scherz ausgestreut. Die entlegensten Länder nähern sich in ihren Bewohnern, und Referent erinnert sich aus eigener Erfahrung und Theilnahme, daß auf Einer Bank durch Zufall ein Nordamericaner, ein Norweger, ein Pommer und ein Sachse zusammenkamen und schnell befreundet wurden.

Als ein wesentlicher Mangel dieses Bades thut sich hervor, daß man nirgends zu Mittag auf anständige Weise à la Charte speisen kann, so wie auch überall in den böhmischen Bädern, sondern zu irgend einer Table d'Hôte des Curhauses, oder des baierschen, sächsischen, wittelsbacher Hofes oder des Herrn Weingärtner sich bekennen muß. Zu Hause, allein wenigstens, sich speisen zu lassen, ist beschwerlich. Die Tables d'Hôte sind nicht durchaus gut, und es ist schwer, neben ihnen der Diät getreu zu leben. Es erscheint sehr wünschenswerth, daß diesem Bedürfnisse bald genügend abgeholfen werde.

Die Badeärzte, Dr. Maas und Dr. Balling, beide Schriftsteller über Kissingen und von verdientem Rufe, sind vielbeschäftigt und können daher auch bei großer Willfährigkeit dem einzelnen Kranken nicht immer die nöthige Sorgfalt schenken.

Der Cursaal neben den neuen Arkaden, auf Befehl des jetzt regierenden Königs erbaut und erst seit kurzem vollendet, ist ein wohlgelungenes, geschmackvolles Werk von heiteren und glänzenden Farben. Weiß und roth mit reicher Goldverzierung herrschen vor. In der Hintertribune aus Fresko gemalt fünf treffliche nicht allzugroße Ansichten deutscher Bäder. Die Arabesken sind ausgezeichnet; das Licht fällt reichlich ein, die Bogengänge eröffnen zwei Seitenhallen. Freibälle sind hier nicht selten, doch die Tanzenden sparsam. Roulet und Pharao wird in zwei Zimmern des Curhauses, so viel wir vernahmen, ohne bedeutende Pachtabgabe gespielt, der höchste Satz besteht aus zwei Friedrichsd'or, der niedrigste aus einer Viertelkrone (Casperle in der Volkssprache genannt). Doch schien zum Glück diese Leidenschaft, gleichsam das Monopol des Badelebens, nicht vorzuherrschen. — Ein kleines Theater besteht in der Nähe der Stadt auf einer Anhöhe, Bellevue genannt, die zugleich zu einem öffentlichen Wirthsgarten eingerichtet ist. Director war ein gewisser Geyser aus Leipzig; es ward nicht schlecht gespielt, doch die Einrichtungen waren ärmlich und dürftig. Stille Abgeschiedenheit bei gemüthreichem Umgange kann nur wohlthätig wirken.

Das nahe Bocklet, ein seit 1787 eingerichtetes, nicht unkräftiges Stahlbad, besonders für Damen, in einer zwar etwas einsamen, doch romantischen, schattigen, wald- und ackerreichen Gegend, wird häufig besucht. Donnerstags findet man eine zahlreiche, belebte Table d'Hôte, mit vielen kissinger Badegästen, in dem anständigen, ziemlich weitläufigen Curhause. Aus ihm gelangt man in den etwas düstern Park, der indeß im Sommer große Kühlung gewährt, und von ihm zu der hübsch gefaßten Quelle führt, welche mit Nebenhäuschen für Bäder und gesellige Unterhaltung bei Caffee und Billard ausgestattet ist. Manche brauchen Bocklet als Nachcur von Kissingen. — Brückenau, der Lieblingsaufenthalt des Königs, ein Stahlbad ersten Ranges, ist schon sieben Stunden von Kissingen entlegen. Und die Reise geht oft beschwerlich durch Berg und Thal. Am meisten ist es dem schönen Tharand bei Dresden vergleichbar, durch seine waldige, groteske Umgegend. Hier erholt sich der königliche Dichter von den Sorgen des Thrones durch den mannichfaltigsten Umgang und durch gewählte Lectüre, wenn gleich auch hier die Regierungsgeschäfte ihren ungestörten Fortgang durch den letzten Ressort und Rapport an den Monarchen haben. Seine Wohnung, einfach wie ein Gärtnerhaus, liegt auf dem höchsten Gipfel und beherrscht die Umgegend. Der König erscheint meh-

rere Male des Tages auf dem Curplatze und unterhält sich mit den Curgästen, deren viele seinem Hofstaate und seinen Beamten zugehören. Auch ladet er sie öfters zu Spazierfahrten ein. Der Cursal, in der Nähe der Inspections- oder Badehäuser, gleicht einer Festung, er ist massiv, auf erhöhtem Grunde einer Wiese gebaut und mit einer breiten Galerie umgeben. Im Innern enthält er eine Vorhalle, den mittleren Raum gothischen Styles, welcher durch halbgebrochene Fenster nicht allzustark erleuchtet wird, und die hintere geräumige lichte Halle, welche zur Table d'Hôte benutzt wird. An Größe übertrifft er den kissinger Cursaal, an Geschmack steht er ihm nach. Noch sind andere Gebäude und Einrichtungen für die Curgäste, der Weg aber zu des Königs Hause zieht sich terrassenförmig durch nützliche Küchengärten und schöne Anpflanzungen hinan. Der König unterhält das Bad auf eigene Kosten, setzt aber dabei noch immer jährlich nicht unansehnlich zu. In der Nähe seiner Wohnung ist eine berühmte Eiche, deren Zweige mit Eisenstangen unterstützt werden, und deren Alter auf funfzehnhundert Jahre geschätzt wird. Der Curplatz ist mit Alleen und Pavillons eingefaßt, und hat mehrere Kaufläden zur Seite. Auch Brückenau wird von den kissinger Aerzten für nervenschwache Naturen häufig als Nachcur mit Erfolg vorgeschrieben. F.

Das Schifflein.

(Musik von Reissiger.)

Schifflein wiegt mich hin und wieder
Durch die blaue Fluth;
Schifflein taucht mich auf und nieder,
Mir ist wohl zu Muth.

Schifflein schaukelt mich so milde,
Wiegt in Schlummer mich,
Und die schönsten Traumgebilde
Reihen lieblich sich.

Träume nur von meiner Liebe,
Träume nur von ihr;
Daß ich ewig bei ihr bliebe,
Ewig sie bei mir.

Und so schlummr' ich sanft und schwankte
Immer weiter fort,
Und so träum' ich süß und wankte,
Froh von Ort zu Ort.

Wachend will ich nun umfangen
Das geliebte Bild;
Will an seinem Busen hangen,
Innig, treu und mild.

Aber Alles ist zerronnen,
Schifflein, Fluth und Traum;
Und des Herzens stille Wonnen
Schwanden hin wie Schaum.

Nichts von Allem ist geblieben,
Als der tiefe Schmerz. —
Nur im Traume darfst du lieben
Armes, armes Herz. Alfred.

Correspondenz.

Aus Halberstadt.

[Kunstausstellung.]

Die neunte hiesige Kunstausstellung enthielt nach dem Verzeichniß nahe an 700 Gemalde, darunter Meisterwerke der größten jetzt lebenden Künstler. Dankbar ist aufs neue das Wohlwollen des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen zu rühmen, welcher auch für die diesjährige Ausstellung dem hiesigen Kunstvereine so viele schöne Gemälde übersandt hatte. Auch von den berühmtesten holländischen und niederländischen Künstlern waren treffliche Arbeiten vorhanden, unter denen sich besonders eine Reihe von Marinen und Genrebildern, wichtige Documente für die Richtungen und die Kunststufe jener Länder, auszeichnete. — Ist es nun nicht möglich, hier alle die Gemälde namhaft zu machen, welche das lebhafte Interesse der stets zahlreichen Beschauer fanden, so will ich doch wenigstens Einige darunter herausheben, und von diesen demjenigen den ersten Platz einräumen, welches die meiste Bewunderung erregte. Und dies war Karl Sohn's „Romeo und Julie," ein Bild, welches der Künstler auf Bestellung des hiesigen Kunstvereins fertigte. Die Balconscene im dritten Act des Shakspeare'schen Gedichts hat hier zu einem in jeder Beziehung schönen Bilde den Stoff gegeben. Wie aber jedes treffliche Kunstwerk gewöhnlich dem Tadel derer am meisten ausgesetzt ist, welche sich in ihrem flachen Innern, von seiner Hoheit gar keinen Begriff zu machen im Stande sind, so fand auch diese mit dem Shakspeare'schen Geiste so innig verschmolzene bildliche Darstellung manchen vorlauten Krittler. Am lächerlichsten war die Aeußerung derer, welche das Gesicht des Romeo zu düster und nicht kühn genug fanden. Sie bedachten aber nicht, daß der Künstler hier das Ideal der reinsten, aber zugleich unglücklichsten Liebe darstellte, und daß in dem Gesicht des Romeo der Ausdruck eines von Trennungsschmerz zerrissenen und von trüben Ahnungen gequälten Herzens sein sollte. — Die reizende Gestalt der Julia, welche auf einem rothen Atlaßkissen kniet, die Arme zu dem scheidenden Geliebten emporstreckt, und aus deren zum Kuß geformten Lippen die Worte des Dichters sich auszuhauchen scheinen: „O bleibe noch, zu geh'n ist ja nicht Noth," erlitt so viel ich weiß gar keinen Tadel, sondern fesselte jeden Beschauer so ungemein, daß er sich selbst zum längeren Bleiben und Verweilen bei dem schönen Bilde, gleichsam unbewußt, hingezogen fühlte, und dies ist wohl der größte Beweis wahrer Meisterschaft, und der höchste Triumph, der einem Künstler zu Theil werden kann. ([illegible] B. f.)

Digitized by Google

Aus Weimar. (Beschl.)

[Immermann's Besuch, Freiherr v. Sternberg rc.]

Ludwig Storch, der Romanschriftsteller, hat ebenfalls mehrere Tage zum Besuch hier zugebracht. Er ist Enthusiast, den wohl die kleine wenig anregende Stadt Gotha in freier Ausbildung seines Talentes behindert haben mag. Man sah ihn mit St. Schütze, für dessen Almanach er Novellen liefert, von Sternberg und Bürck. — Immermann wird im October hier erwartet. Er gedenkt einige Wochen zu verweilen, und wahrscheinlich wird er einigen gewählten Cirkeln den Genuß seines Vorlesetalentes verschaffen. Geh. R. v. Müller ist einer seiner eifrigster Verehrer; durch seinen Betrieb vorzüglich wurde Ghismonda — Opfer des Schweigens — aufgeführt, welche hier mehr Beifall erhielt, als man nach den berliner Berichten erwartete. Leider hat der Dichter selbst das Censoramt in seiner Tragödie gehandhabt und gerade einige wesentlich nöthige Scenen und Stellen gestrichen, so daß das Stück wohl an Kürze, aber nicht an Abrundung gewonnen. Trotz aller Mängel bleibt Ghismonda doch eines der gediegensten Dramen neuerer Zeit. Nur tüchtige Schauspieler dazu! — Vorzüglich in den höheren Cirkeln erregt die so eben erschienene „Psyche" von Sternberg, der hier lebt, viel Theilnahme. Sternberg vertritt die aristokratischen Interessen unserer Literatur. So ist auch sein neuster Roman ein modernes Lebensbild der haute-volée, mit allen ihren Schwächen, die er in unbewußter Selbstironie vorzuführen scheint. Tendenzen und Handhabung des Stoffes sind denen von George Sand verwandt; doch würde man unrecht thun, Sternberg Nachahmung vorzuwerfen; im Gegentheil ist er nie so eigenthümlich und in seinen glänzendsten Eigenschaften aufgetreten als in diesem Roman, der eine nicht unbedeutende Stellung in unserer Literatur einnehmen wird, und der Dichter würde wohl thun, diese Richtung nicht wieder zu verlassen, denn mit seinem Fortunat scheint er einen Mißgriff gemacht zu haben. Unsere Zeit wird nicht für dieses Mährchengenre zu interessiren sein, ihre Tendenzen sind ernster, als daß sie sich wieder mit den frivolen Spielereien einlassen könnte, welche die sittenlosen Zeiten während der Regentschaft und unter Louis XV. hervorriefen. Hr. v. Sternberg hat viel Phantasie und leichtes Darstellungstalent, allein es fehlt ihm die tiefere Ironie und der sprühende Witz Crebillon's und vornämlich Diderot's, die ihren Gebilden doch noch einen besonderen Werth, eine besondere Bedeutung verliehen. Eigen aber bleibt's, daß, während die Mode in Kleidung und Tapisserie den Rococcogeschmack wieder zu erwecken sucht, ein namhafter geistvoller Schriftsteller sich der geistigen Interessen des Rococco annimmt. Meiner Ansicht nach zeigt dies von einer gewissen durch Ueberreizung hervorgerufenen Blasirtheit, die man ums Himmelswillen nicht überhand nehmen lassen darf, wenn man noch auf einen Fortschritt unserer Literatur hofft *).

*) Hr. v. Sternberg ist zugleich ein recht guter Maler. Die Porträts seiner Freunde und Bekannte, die er in sein Portefeuille eingetragen, sind nicht allein gut gezeichnet, sondern auch außerordentlich ähnlich. So Uhland, Gustav Schwab rc. rc. Gerade den geistigen Ausdruck des Gesichts weiß er gut zu treffen.

Wie ich eben erfahre, sind Immermann und Rückert hier; jener wird sich jedoch nicht so lange, als man erwartet und gewünscht hatte, sondern nur einige Tage aufhalten; letzterer ist auf einer Vergnügungsreise begriffen und hat in Jena wie hier einige Freunde besucht. Ich traf in einem Gasthofe bei Tisch mit ihm zusammen, ohne ihn zu kennen, mit Bedauern erfuhr ich später, daß es der berühmte Dichter sei, ich hätte mir ihn wenigstens näher betrachtet. Auch er ist der Bewunderung über Goethe's Haus voll, wie mir ein Freund, gegen den er sich darüber ausgesprochen, erzählt. — Als ich Immermann sah, ging er eben mit Hrn. Geh. Rath v. Müller zu Schukowsky, dem Begleiter des Großfürsten von Rußland, der sich bekanntlich viel für deutsche Literatur interessirt und Einiges von Schiller ins Russische übersetzt hat. Immermann ist ein starker, kräftiger Mann, compact wie seine Dichtung, der aber die Welt mit einer Brille ansieht, so daß ihm Manches zu scharf, hart und schwerkantig erscheint. Seinen komischen Roman: „Münchhausen" hat er vollendet.

Schließlich noch die Rüge einer irrthümlichen Vermuthung. In einigen Blättern ist darauf hingedeutet, in andern geradezu ausgesprochen, Frau von Goethe, die Schwiegertochter des großen Dichters, sei die unter dem angenommenen Namen Amalie Winter aufgetretene Verfasserin der „deutschen Lebensbilder." Diese falsche Vermuthung konnte nur außerhalb Weimar aufkommen; hier kennt man die pseudonyme Amalie Winter ganz genau *).

*) Wir müssen aus ganz trifftigen Gründen die Versicherung hinzufügen, daß die Vermuthung, Amalie Winter sei Frau von Goethe, durchaus falsch ist.

D. Red.

Notizen.

[Die Triarier von Görres.]

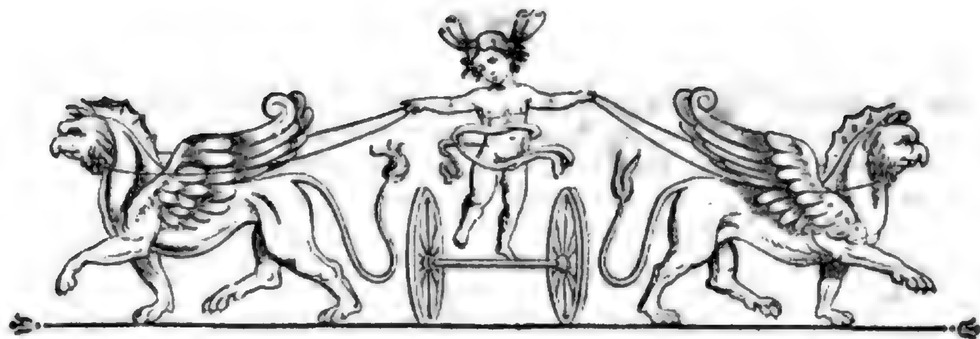
Die römische Schlachtreihe rückte bekanntlich in drei Linien ins Feld; erst „nachdem die Hastati und die Principes sich fruchtlos am Feinde abgemüht," wie Görres sich äußert, rückten die Triarii vor. Zu diesen zählt Görres den schwergewaffneten Marheineke, den witzigen Bruno (anonym) und den burschikosen Leo. Erledigt wird von Görres nichts in der Sache, am wenigsten gegen Marheineke; merkwürdig ist nur der Stolz, womit er alle anderen Gegner als in sich selbst widerlegt annimmt. Zu diesen gehören die Verf. der „kölnischen Frage" (ein hochgestellter Rechtsgelehrter), die Verf. der Schriften „Deutschland und Rom," „Preußen und der Katholicismus," Hr. v. Canitz, angeblich Verf. der „Allocution des Papstes Gregor XVI.," Gfrörer, Verf. der Schrift „Tiare und Krone" u. A.

[Griepenkerl.]

Von Dr. R. W. Griepenkerl in Braunschweig, dem Sohne des Aesthetikers, erscheint nächstens in Leipzig bei O. Wigand eine Novelle: das Musikfest. Vom Verf. sind manche kritische Berichte über Musik bekannt, so daß die Vermuthung nahe liegt, er sei hier auf dem ihm geläufigen Felde der Reflexion.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 189. — den 27. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow über Ahasver.

Von Theodor Creizenach.

Unter den Beurtheilungen des vielbesprochenen Ahasver von Julius Mosen hat ein Aufsatz im „Telegraphen für Deutschland" großentheils auch wegen der in ihm liegenden Nebenzwecke viel Befremden erregt. Es war darin hauptsächlich von der mythischen Person des Ahasver im Allgemeinen und von den Tendenzen die Rede, denen seine poetische Figur bei den modernen Juden als Stützpunct dienen solle. Doch kaum kann man eine Figur poetisch nennen, welcher man nach Gutzkow nicht nur keine edle Stellung vindiciren darf, sondern deren verwerflichem Streben nicht einmal ein hochsinniger Troß, ein mächtiger Frevelmuth zu Grunde liegen soll. Die menschliche Bedeutsamkeit, womit die Dichtung einen Kain, einen Lucifer schmückt, soll Ahasher nicht erlangen können. Er ist ein ganz gemeiner Schuster, der heut zu Tage in Paris ein tobendes Fischweib, in Berlin ein raisonnirender Eckensteher, unter den Juden allenfalls ein hämischer Journalist geworden wäre. Wo die Wundervögel der Sage fliegen, da pflegt, wie im Kyffhäuser, ein Schatz vergraben zu sein; aber wahrlich, diesen Schuster zu mythischer Würde, zu poetischer Höhe zu bringen, hätten Volk und Dichter wohl bleiben lassen können. Ahasver habe Christum nicht aus Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter, nicht in dumpfem Starrsinn gelästert, sondern aus reiner Gemeinheit. Nebenbei gesagt, spricht Gutzkow blos von schmälicher Verhöhnung, aber der besseren Sage zufolge wird der Heiland, als er das Kreuz trägt und vor Ahasver's Thür ausruhen will, von demselben hinweggestoßen; ein Umstand, der nicht unbedeutend ist, indem namentlich auf diesen Frevel der Fluch ewiger Wanderschaft weit passender erfolgt. Nun soll Ahasver so lange wandern, bis er im Kreislauf weltgeschichtlichen Lebens seine Gemeinheit abgestreift und sich im Feuer des heiligen Geistes zur Fähigkeit historischen Wirkens geläutert hat. — So wie nun ein Jeder das Recht hat, der Sage auf den Grund zu forschen und ihr den vermeinten Gehalt unterzulegen, eben so ist es wahr, daß Ahasver im größeren Theile der Volksschriften, die er veranlaßte, so wie in Sagen aus finsterer Zeit, eine schlechte Rolle spielt. Aber auch Faust ist auf dem Löschpapiere der Trödelbuden kaum mehr als ein Aergerniß gebender Teufelsknecht, und doch durfte Goethe die Metaphysik mehrerer Jahrhunderte in seine Figur legen.

Ehe wir hier weiter gehen, müssen wir auf eine schnöde Rohheit aufmerksam machen, die in Gutzkow's gereiztem und gallichtem Raisonnement mit untergelaufen ist. Wir meinen die Zumuthung, daß Ahasver sich schämen soll, weil die Reformation ihn nichts angeht, Gutenberg's Erfindung seinen Gedanken keine frische Kraft verleiht, America seinen Horizont nicht erweitert. Abgesehen davon, daß dieser Ausspruch, was die Buchdruckerkunst betrifft, historisch unwahr ist: welche gemeine Härte liegt in diesen Worten! Der getretene Wurm soll sich schämen, daß der Duft der blühenden Rebe ihn

nicht erquickt! Der in feuchter Gruft Angekettete soll erröthen, daß er die aufgehende Sonne nicht freudig begrüßt! Hätte eine Generation das Recht, für historische Schicksale Genugthuung zu fordern — ein Recht, das den heutigen Juden nicht zusteht; sie haben auch dringendere Aufgaben zu erfüllen — könnte ein Jude auf solche Insinuationen nicht antworten: ich soll erröthen, daß ich im Ghetto war? daß mein aufstrebender Geist von Euch niedergehalten wurde? daß ich am Kampfe der Meinungen, am Spiel der Parteien nicht eher Theil nehmen konnte, als bis Eure Throne stürzten und Eure Götter wankten? — Und — wir kommen nun zu den Vorwürfen, die den jüngern jüdischen Dichtern gemacht werden — und diese Lüge an der Geschichte, dieser Verrath an edlern Gefühlen wird Juden zugemuthet, die es wohl wissen, wie es auch Gutzkow weiß, und wie Jeder weiß, der auch nur Raumer's Geschichte der Hohenstaufen gelesen hat, daß ihre mittelalterliche Vorzeit so gemein nicht war, als Dieser sie machen will.

Der Schreiber dieser Zeilen gesteht gern, daß er hier einigermaßen pro aris et focis streitet, nicht nur als Jude, sondern weil er selbst eine Darstellung des edleren Ahasver einer anderen Dichtung eingeflochten, die er demnächst der Kritik preisgeben wird. Er würde hiervon Einiges sagen, wenn es ihm zustünde, von sich zu reden. Gutzkow geräth über solche Versuche in Zorn und räth den christlichen Dichtern dringend ab, hierin mit den Juden gemeinschaftliche Sache zu machen. An diese Ermahnung knüpft sich der geifernde Schluß seiner Diatribe an. Er betrachtet hierbei nur die jüdische Sympathie, und andere Gesichtspuncte, die sonst seinem kritischen Scharfsinne nicht entgangen wären, hat er in blinder Hitze verloren. Er vergißt ganz, was er sonst wohl bedacht, daß in unsern Tagen bei vielen jungen Dichtern die in der Vorzeit wurzelnden poetischen Neigungen in einer gewissen Periode aufhörten, und sie nach Figuren strebten, deren weitausgreifender Bedeutung sie ihre Tendenzen unterstellen könnten. Ein Ringen, ja ein Haschen nach Weltideen war an der Tagesordnung, verbunden mit dem allgemeinen Triebe junger Dichter, das Zweideutige auch von der bessern Seite aufzufassen, das Schlechte zu adeln, das Böse, Menzel'n zum Trotz, nicht mit Hörnern und Klauen, sondern mit zwei Herzkammern und rothem, warmem Blute darzustellen. So fiele ein großer Theil des Vorwurfs, den Gutzkow den jüdischen Ahasver-Dichtern macht, auf alle zurück, die, in jenem Streben befangen, die Geister eines Prometheus, eines Faust, eines Don Juan*) zu bannen versucht haben, ja auch auf Karl Beck, der eine neue Bibel dichtete. Man wird aber bald anfangen, vom Kreise der näheren menschlichen Gefühle aus weiter zu dringen, anstatt von der Höhe titanischer Scenen herab einen dürftigen Uebergang auf specielle Tendenzen zu machen.

Sodann wird den jüdischen Dichtern von weitem vorgeworfen, daß sie dem einseitigen Emancipationsinteresse und der wässerigen philanthropischen Cultur ihrer Gemeindegenossen die poetische Weihe zum Opfer bringen. Hier kommt es zu Angriffen auf die heutigen Strebungen der Juden überhaupt, und hier ist auch der Punct, worüber Gutzkow schon viel Richtiges gesagt hat. Aber verdienen die Jüngern diesen Vorwurf? Daß poetisirende Candidaten und privilegirte Gemeindedichter engbrüstige Tendenzen haben, ist wohl in jeder Confession der Fall. Was die Bekannteren betrifft, so hat Einer der Besten unter ihnen, Berthold Auerbach, in der Vorrede zu seinem Spinoza so deutlich, daß man es pinguissima Minerva fassen kann, den Satz ausgesprochen: es gibt etwas Höheres als die Emancipation. — Wir wollen diesen Satz noch steigern und hinzufügen: es gibt auch etwas Höheres als das Judenthum.

Von den Ahasver-Dichtern hat keiner gesagt, daß dies Höhere das Christenthum sei; ist es Gutzkow's Sache, sie dessen zu bezüchtigen? Schande solchem Verfahren! Er treibt, der Vergangenheit uneingedenk, seine Gegner leichtsinnig auf den Punct — denn daß er Gegner finden würde, konnte er wissen — auf den Punct, wo sie nicht alles aussprechen können, ohne ihre Loyalität in Gefahr zu bringen. Nicht als scheuten wir uns, mit der kühnsten Wahrheit hervorzutreten; nur glauben wir nicht, dies Gutzkow gegenüber thun zu können.

Die Emancipation ist nicht das Höchste. Sie ist etwas, das erstrebt werden muß, und wir haben unsern Kämpen dafür bereits gestellt. Außerdem ist sie in mancher Hinsicht bedeutsam, und namentlich ein rechter Prüfstein für wahren Freiheitssinn; durch sie wurde schon manches gleißende Metall als unecht ausgewiesen. Gutzkow sagt, er sei den jüdischen Interessen nicht entgegen, und wir sehen uns staunend an und wissen nicht, was von dieser eben so oft gegebenen als verclausulirten Zustimmung zu halten sei. Hier erklärt sich Gutzkow für

*) Hier wäre vielleicht der Irrthum weniger groß, da die Bedeutung dieser Figur nicht so sehr welthistorisch, als individuell ist und leichter in verschiedene Darstellungen übertragen werden kann.

unbefangen und gelangt nur in seiner Ueberlegung zu dem Paulus'schen Resultat, daß die Juden ihr ätzendes und fressendes Element ablegen und sich selbst emancipiren müßten, welches letzte wir an und für sich gern zugeben. Anderswo in einer Anmerkung des Telegraphen setzt Gutzkow auseinander, daß er durch Ueberlegung sich mit den Juden, namentlich ihren Schriftstellern, befreundet habe, von der Natur aber gut hepphepmäßig ausgestattet sei. Rießer wird sich einen solchen Bundesgenossen verbitten; wir gehen ja nicht mit der Armenbüchse herum, um Stimmen zu sammeln. Die Jüngeren, deren Streben sich von Rießer ganz trennt, verbitten sich ihn auch; obgleich freilich Jeder, der in unsern Debatten ein freiheitliches Interesse vertreten hilft, nicht anders erwarten kann, als irgendwo auf seinem Wege mit Gutzkow's besserem Theile zusammenzutreffen. Nur von einem wirksamen Bündniß in derartigen Dingen kann nicht die Rede sein bei einem Manne von einer zuweilen so unlauteren Art.

Was aber den Satz betrifft, daß das Judenthum nicht das Höchste sei — laßt uns nur Alle muthig vorwärts gehen! Das Große der Zeit wird sich gestalten; wer aber eine Fahne tragen, und wo sie aufgepflanzt werden soll, das wird vielleicht nicht eher entschieden, als bis alle Flammen rauchen.

Correspondenz.

Aus Halberstadt. (Beschl.)

[Gemälde.]

Der hiesige Kunstverein wird in kurzer Zeit dies ganz vortreffliche Bild von einem der vorzüglichsten Meister stechen lassen, und dadurch wird es denn bald im Besitz aller Kunstsammler sein, welche sich für dies Genre der Kunst interessiren. Das Bild selbst ist durch die Verloosung Eigenthum eines hiesigen Kunstfreundes geworden. Ferner fand große Auszeichnung ein schönes Bild von Rethel: „der heilige Bonifacius," wie er die Wodans-Eiche fällen und zum Bau der ersten christlichen Kirche in Hessen verwenden läßt. Bonifacius voll frommen Eifers befindet sich in der Mitte, die Wodans-Eiche liegt gefällt, mehrere Priester und Bürgerliche stehen verwundert um ihn, daß Wodan den an seiner heiligen Eiche begangenen vermeintlichen Frevel nicht rächen sollte, Arbeiter führen schon die Befehle des Bonifacius aus.

„Der blinde Bettler" von Meyersheim. Ein blinder Greis, welcher von einem Knaben geführt wird, ersteigt die Stufen von einem alten Hause. Ein kleines Mädchen mit einem Glase in der Hand nähert sich dem Blinden, jedoch sichtbar ängstlich, um von dem Trunke nichts zu verschütten, und zugleich erfreut, von der Mutter, welche vor der Thür auf einer Bank sitzt und einen steinernen Krug neben sich stehen hat, diesen Auftrag erhalten zu haben. Der Vater, eine schöne Mannsgestalt, steht mit übereinandergeschlagenen Armen an die Wand des Hauses gelehnt, er sieht mit innerstem Wohlbehagen dieser Scene zu.

„Eine Albaneserin vor dem Madonnenbilde," von Maes, einem gegenwärtig in Rom lebenden Künstler. Eine junge sehr schöne Italienerin (die Gattin des Künstlers selbst) empfiehlt dem Schutze der heiligen Jungfrau ihr neugebornes Kindlein. Die doppelte Beleuchtung, welche theils durch das Tageslicht, theils durch brennende Kerzen bewirkt wird, macht einen überaus herrlichen Effect. Das Bild, eine abermalige Variation von der Lieblingsidee des Malers, ist Eigenthum des Dr. Lucanus.

Von den vielen herrlichen Landschaften, welche vorhanden waren, nenne ich nur folgende:

Eine große Landschaft von Scheuren in Düsseldorf; eine Burg mit einem See und Eichen, meisterhaft gearbeitet; eine holländische Gegend; eine Partie an einer Kirche zu Wesel, Winterbild; von Achenbach „eine Strandgegend bei Scheveningen;" von Ahlborn „Kloster Walkenried." Aus grünen Waldgebüsch ragen die Ruinen einer der schönsten Kirchen hervor; von Ettinger „eine Gegend bei München." Die Stadt hinter einem Walde, aus dem von einem Feuer ein Rauch heraufsteigt; von Le Poittevin „großes Seestück, welches die Scene darstellt, wie Schiffer nach einem Sturme die Trümmer gescheiterter Schiffe heranzuziehen beschäftigt sind."

Unter den historischen Gemälden fanden folgende wohl die meiste Aufmerksamkeit der Kunstfreunde.

1) „Wallenstein und Seni" von Kretschmar in Düsseldorf, auf Bestellung des magdeburger Kunstvereins gefertigt. Dies Bild, obgleich vortrefflich gemalt, schien Manchem in Bezug der Hauptfigur doch verfehlt. Wallenstein ist nämlich eine steife Statistenfigur und steht durchaus nicht da, wie Einer, welcher schon in seinen astrologischen Träumen die Königskrone auf seinem stolzen Haupte erblickt. Die Gestalt des Seni hat dagegen viel mehr historische Wahrheit. Der junge Künstler hat übrigens durch das Honorar für dies Bild die Mittel erhalten, eine Kunstreise nach Italien zu machen, hoffentlich werden wir daher in der Zukunft noch weit vollendetere Kunstwerke von ihm erhalten.

2) „Christus segnet die Kinder," von Stürmer in Berlin. Ein größeres Gemälde, mit sehr vielen Figuren, und einem ganz eigenthümlichen Charakter. Nur ist der Künstler mit den Farben doch wohl etwas zu freigebig gewesen. An der Hauptfigur wollten Manche auch dies und jenes geändert wissen.

3) „Der Tod Luther's," von König in München. Ein in vieler Beziehung treffliches Bild. Luther sitzt im Lehnstuhle, den Blick nach Oben gerichtet, auf dem Herzen die rechte, und auf dem Evangelium des Friedens die linke Hand ruhend; vor ihm knieen seine beiden Söhne, und um ihn stehen seine Freunde, von tiefstem Schmerz ergriffen.

4) „Die Jungfrau von Orleans," von Stilke in Düsseldorf. Man erblickt sie hier in einer Capelle betend vor dem Muttergottesbilde, die Fahne im Arme, und in sehr glänzender Rüstung. Ihre ganze Haltung und besen-

Digitized by Google

ders das Edle und Hohe im Ausdrucke des Gesichts, ist dem Gegenstande sehr entsprechend; — und fand daher dies schöne Bild vielen Beifall.

5) „Der Pfalzgraf vom Rhein, Sohn Heinrich des Löwen, befreit die in Syrien von den Saracenen gefangengehaltenen Christen;" von Teichs, ursprünglich auf Bestellung des braunschweiger Kunstvereins gemalt; doch da das Bild für Privatzimmer zu groß ist, so kaufte es Se. Durchlaucht der regierende Herzog zu Braunschweig. — Es befinden sich auf diesem sehr großen Bilde viele und mannichfaltige Figuren, welche von dem Künstler sämmtlich mit größtem Fleiß ausgeführt sind; dennoch schien dies Bild hier nicht die Aufmerksamkeit des Publicums zu erhalten, die es verdiente, woran vielleicht der Umstand viel mit beitragen mochte, daß dem Bilde der Firniß fehlte, wodurch jedenfalls die vielen Figuren das Matte und Kraftlose größentheils verloren haben würden. —

Unter den Architekturbildern waren folgende Bilder wohl die vorzüglichsten: „Das Innere der Liebfrauenkirche" in München, von Ainmüller, mit Figuren von Petzl. Beide Künstler haben hier in schönster Harmonie Vortreffliches geleistet. Die Chorstühle sind so herrlich ausgeführt, daß man sie in der Wirklichkeit zu erblicken glaubt; die Säulen mit einer solchen Klarheit beleuchtet, daß auch sie als wirkliche erscheinen. Aus den vielen Figuren, welche sämmtlich vorzüglich gemalt sind, erkennt man leicht, welche Meisterhand sie schuf. Dies Bild fand daher auch mit die ungetheilteste Aufmerksamkeit und Anerkennung, nicht minder Hasenpflug's „Inneres einer gothischen Capelle" bei Mond und Fackelbeleuchtung. Ein klares Mondlicht fällt durch die Chorfenster, erleuchtet durch die Reflexe am Fußboden die hohen Gewölbe mit einem magischen Lichte, und contrastirt sehr schön gegen den warmen Ton der Fackelbeleuchtung. — Es ist hier einstimmig anerkannt, daß dies schöne Bild das Trefflichste sei, was unser sehr fleißiger Künstler bisher geschaffen hat. Außerdem befanden sich von Hasenpflug noch zwei schöne Bilder auf der Ausstellung: „die nördliche Ansicht des Kreuzganges der hiesigen Domkirche" und „eine Seitenansicht der Kirche zu Huysburg."

Unter den Genrebildern befanden sich gleichfalls sehr viel ausgezeichnete Gegenstände, von denen ich nur näher bezeichne:

1) „Der Kunstbeförderer" von A. Schrödter in Düsseldorf, Eigenthum des Dr. Lucanus. Wir erblicken hier einen mit Bilderkisten beladenen, mit einem Pferde bespannten Karren, dem sein Führer, zwar mit wankenden Schritten, aber in der allerglücklichsten Schnappslaune voranschreitet. Die Figur dieses Kunstbeförderers ist mit vieler Wahrheit und mit ausgezeichnetem Humor dargestellt. Ihre wahre Bedeutung scheint jedoch diese scherzhafte Allegorie erst dadurch erhalten zu haben, daß der Künstler sein Bild so an den rechten Mann zu bringen wußte, indem er es zuerst seinem jetzigen Besitzer anbot, der denn auch nicht anstand, seinen allegorischen Collegen zu seinem Eigenthum zu machen.

2) „Die Unterzeichnung eines Ehecontracts" von Petzl in München. An einem runden Tische sitzt eine sehr zahlreiche heitere Familie. Auf einem in der Nähe stehenden Tische befinden sich Weinflaschen, Blumen, Backwerk u. s. w. Mit freudigem Wohlgefallen blickt der Bräutigam, das Weinglas in der Hand, die Braut an, der nun auch, wie früher ihm, die Feder zum Unterzeichnen vom Notar gereicht wird. Durch eine sich im Hintergrunde befindende Mönchsgestalt, welche an der Freude der Gesellschaft keinen Theil nehmen will oder kann, wird ein sehr glücklicher Contrast erreicht.

Kaum war nun die neunte große Kunstausstellung geschlossen, so trat, ehe acht Tage vergingen, schon wieder eine neue von einigen später eingetroffenen Bildern ins Leben. Hier wurden also die vielen hundert Gemälde binnen wenigen Tagen eingepackt und versandt, und andere dafür aufgestellt, und zwar ohne alle jetzt so beliebten Dampf- oder sonstigen Maschinen, sondern lediglich durch eine einzige geistige Locomotive, nämlich durch unsern gleich umsichtigen als thätigen Dr. Lucanus.

War nun bei der großen Kunstausstellung: Sohn's „Romeo und Julia," die größte Zierde, so war es hier: Lessing's tiefgedachte herrliche „Leonore." Wie dort durch Julia's Bild die innigste Theilnahme an ihrem Mißgeschick in jedem tiefempfindenden Gemüth erregt wurde, wurde es hier nicht minder, wiewohl, dem Stoffe gemäß, in ganz anderer Art durch Lessing's Leonore. Es ist ein Bild von erhabener Schönheit, das man gleichfalls sehen muß, um des Künstlers Größe und Eigenthümlichkeit kennen und bewundern zu lernen, was doch durch die genauste Beschreibung niemals zu versinnlichen möglich ist.

Dieses schöne Bild gewährt noch ein anderes Interesse dadurch, daß in mehreren Hauptfiguren die Portraitähnlichkeit der berühmtesten Meister der düsseldorfer Schule, als: Hildebrand, Hübner, Lessing selbst, Sonderland, nach dem Urtheile derer, welche diese Künstler persönlich kennen, unverkennbar ist.

Außerdem nenne ich nur noch die „Fischerfamilie" von Riedel in Rom, und „das Mädchen aus der Fremde," von Begaß, welche nächst der Leonore das meiste Interesse fanden. —

Notiz.

[Schwäbische Silhouetten.]

Unter dem Titel „Silhouetten aus Schwaben" (Heilbronn, Drechsler) hat C. Th. Griesinger eine Reihe von Genrebildern aufgestellt, worin die verschiedenen Stände Schwabens und deren Repräsentanten, ferner die verschiedenen Menschenracen der vagabondirenden Zigeuner, der stuttgarter und steinlacher Mädchen, der Mädchen aus der Bar, der Buchhändler, Nachtwächter und jungen Schriftsteller rc., keck und anschaulich genug geschildert werden. Nur der tiefere Lebensernst fehlt Griesinger; es reicht, wenn man einen ganzen Stand schildern will, nicht hin, nur einen einzelnen Repräsentanten und auch diesen nur an einer Seite darstellen zu wollen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 190. — den 28. September 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Frankfurt am Main.

Frankfurts Lage gebietet uns fast, nach Westen und Osten zu blicken, Frankreich und Deutschland ins Auge zu fassen. Dies führt mich dazu, meine Anschauungen der jetzigen Weltlage anzudeuten. Es ist nicht zu läugnen, daß die französische Regierung in eine Bahn getreten ist, auf der sie ausgleiten muß, weil erstens der Führer, dem sie sich anvertraut, treulos ist, und zweitens sie selbst, statt aus Ueberzeugung zu handeln, nur den Heuchler spielt. Louis Philipp spielt den umgekehrten Jesuiten. Er hat sich in die skelettartigen Arme des Papismus geworfen und glaubt damit seine Nachkommen auf dem Throne erhalten zu können. Er that dies weder aus Ueberzeugung — seine Grundsätze sind bekannt — noch etwa aus poetischem Hange zum Mittelalter, was noch zu verzeihen wäre, sondern rein aus Berechnung, wird aber bald einsehen, daß dies nur aus Verrechnung geschah. Die Geschichte mit dem Erzbischof von Cöln benutzte er in Rom. Bin ich gut unterrichtet, so soll dort eine Art Glaubensbekenntniß abgelegt worden sein. Zwar trat die französische Regierung als Vermittlerin auf, doch lag eine Absicht darunter. Dem sei wie ihm wolle, Frankreich sah nicht ohne Wohlgefallen auf den hierarchischen Streit zwischen Rom und Berlin, um so mehr, weil auf einer andern Seite politische Vortheile zu erwarten waren, da Preußen der Sache des Don Carlos dadurch abwendig gemacht wurde. Der Eifer des Königs der Franzosen wurde vom Papste mit einigen schmeichelhaften Phrasen belohnt. In der neuesten Bulle des Papstes über die Erhebung Algiers zu einem Bisthume nennt er ihn „den sehr christlichen" König der Franzosen. Es wird nicht mehr lange dauern, so werden französische Missionnaire nach Algier wandern, um dort, wie einst in America, das Kreuz zu predigen. Ein arabischer Bauer sagte einmal zu einem französischen Officier: „Wie könnt Ihr selig werden, Ihr betet ja nicht!" Diese Phrase wanderte von einem Journal in das andere, und man beschloß, den Arabern zu zeigen, daß die Franzosen auch Franzosen haben, die beten. Ob sich die Araber und die Juden aber desto eher bekehren, dies muß sehr bezweifelt werden. Unterdeß wählte der König für den jungen Prinzen den Namen eines Grafen von Paris, und der Erzbischof wird ihn taufen und Predigten halten, damit die Herzogin von Orleans sich umtaufen läßt und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurücktritt. Man müßte blind sein, wollte man die Folgen dieses Systems nicht voraussehen. Die Presse der Opposition zwar hält es für überflüssig, ihre Witze darüber loszulassen, aber dies geschieht eben aus der berechnetsten Opposition. Man sieht, daß die Regierung auf einen Weg gerathen ist, der ihr den Untergang bringen wird, schweigt und lacht sich ins Fäustchen, gleich einem Feldherrn, der die Fehler seines Gegners bemerkt und sie verheimlicht. Die Geistlichkeit wird es nie aufrichtig mit der neuen Dynastie meinen, sie kroch ja unter Napoleon und bot doch die erste Hand zu seinem Sturze. Louis Philipp glaubt einen politi-

Digitized by Google

schen Vortheil dem Norden gegenüber zu erringen, aber er irrt sich. Man hat dies im Norden sehr gut eingesehen, und weit entfernt, zu schweigen, soll Preußen in neuster Zeit der französischen Regierung Vorstellungen darüber gemacht haben, ja man behauptet nicht ganz mit Unrecht, Herr von Humboldt habe es übernommen, dem Könige von Frankreich sozusagen die Wahrheit zu sagen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Königin sehr vielen Antheil an diesen Intriguen nimmt, ob diese aber den Julithron befestigen werden, ist mehr als zweifelhaft. Es scheint wirklich, als bringe eine ungewohnte Krone Kopfschwindel und einiges Vergessen der Geschichte herbei. Es liegt überhaupt etwas Eigenes in der Geschichte solcher Männer, die sich alle nach einem Magnetpol wendeten, als sei dies eine Nothwendigkeit des metaphysischen Gleichgewichts der Seele. —

Die französische Presse treibt sich beständig in einem Parteischwindel herum, nichts destoweniger wird sie jeden Tag kleiner, sowohl an Format als an Abonnenten. Wenn man aber glaubt — wie es jetzt in Deutschland geschieht — die französische Presse bringe in deutsche Literatur ein und pflege sie, so irrt man sich gewaltig. Sogar das Panorama wird ihnen nur einen vorläufigen Begriff davon beibringen. Der Constitutionnell brachte neulich den Aufsatz über Anastasius Grün, der auch im Panorama stand. Die Franzosen heben besonders den Umstand hervor, daß Anastasius Grün ein Adeliger sei und dennoch als Oesterreicher liberale Gedichte in seinen Spaziergängen geschrieben habe. Das ist das ganze Interesse, das sie an ihm nehmen. Der National, unstreitig das bestredigirte Blatt, lieferte neulich eine kurze Geschichte der deutschen Dramaturgie bis auf Lessing. Sie kennen nur zwei deutsche Dichter, Schiller und Goethe, und diese nur durch schlechte Uebersetzungen. Auch von Uhland haben sie gehört und Heine ist ein homme d'esprit. Schade für letztern, daß er Gefahr läuft, sein Gesicht zu verlieren. Ich zweifle überhaupt daran, ob es dahin kommen wird, daß deutsche Literatur in Frankreich einheimisch wird, und zwar aus der einfachen Ursache, weil der Deutsche selbst sie nicht genug schätzt. Er liest eher zwölf elende französische Romane, bis er ein deutsches belletristisches Buch kauft. Hier besonders ist eine solche Wuth in dem französischen Romanlesen, daß ich mich oft empöre darüber, ich, ein Franzose von Geburt. Die interessantesten deutschen Bücher dürfen erscheinen, kaum fragt ein hiesiger Philister darnach, schreibt aber Paul de Kock, Sue, Soulié, einen Roman, gleich cirkulirt er von Hand zu Hand. Soll dies aber etwa Bildung beweisen, deutsche Bildung? Man mag sagen, was man will, der Deutsche achtet sich selbst nicht und verdient daher im Auslande dasselbe, was er sich selbst zu Hause zu Schulden kommen läßt. Alexander Dumas hat eine elsässische Frau, die ihm die deutschen Dramen gewöhnlich übersetzt. Dumas kennt daher Alles, was Schiller und Goethe geschrieben haben. Kühn behauptet er jedoch, Schiller wäre ein besserer Dramatiker als Goethe, weil letzterer in Frankreich ausgezischt werden würde. Ungereimt kommt es den französischen dramatischen Begriffen vor, daß man in Don Carlos einen Posa einflechten soll, der, hätte er gelebt, keinen Augenblick in Spanien unter Philipp II. geblieben wäre, und daß Egmont, ein Mann, der elf Kinder hatte und 48 Jahre zählte, bei Clärchen girrt. In Frankreich würde eine solche Ungereimtheit geradezu ausgezischt werden; unterdeß gesteht Dumas, daß die Goethe'schen Frauen einzig sind und in Frankreich „eine Erscheinung" sein würden. Von der jüngsten Literatur hingegen weiß man in Paris kein Wort, und bei den unter uns geläufigen Namen der jungen Literatur, ja sogar bei dem Namen Börne sperren die französischen Dichter die Mäuler auf, als wären es Ungeheuer, ja sie halten nicht einmal Heine, der doch beständig in ihrer Nähe ist, für einen Dichter ersten Ranges. Ich muß gestehen, daß mich eine Art von Mißvergnügen befällt, wenn ich bedenke, wie der deutsche Literat über dem französischen oder englischen Dichter brütet, um eine gediegene Kritik zu schreiben. Selbst die Uebersetzungswuth in Deutschland setzt die eigene Literatur selbst herab; es sollte eine Nationalsache sein, so wenig als möglich zu übersetzen. „Nous avons honte," sagte Dumas, „de donner des pièces traduites autant que nous avons des poëtes. Soyez sûr que si l'on traduit à Paris les pièces du théatre allemand, on vient d'enterrer le dernier poëte." Welche Worte! Welch ein Beispiel für deutsche Dichter! Die miserabeln deutschen Theaterintendanten werden nie eine dramatische Nationalliteratur aufkommen lassen. Dumas hat Recht, wenn er behauptet, daß die deutschen Literaten deswegen sich lieber an den Buchhändler, als an das Theater wenden, weil das deutsche Theater dem dramatischen Dichter keine Nahrung bieten kann. Dumas hat 30,000 Franken Renten. Ich las ihm einige Scenen von Grabbe's „Napoleon oder die hundert Tage" vor; er sagte mir, die Charaktere darin seien poetisch, keinenfalls aber tels qu'ils étaient; Bertrand wäre sehr beschränkt und habe nie so zum Kaiser gesprochen! Man lacht, daß die Franzosen noch

so weit von einer Shakspeare'schen Poesie sind, wenn sie auch Shakspeare gelesen haben. Doch genug hiervon, denn ich schreibe dies mit einem großen Mißbehagen, um so mehr, da ich persönlich, aus angeborener Liebe zur deutschen Literatur, mich ihr in die Arme werfe, und die französische von jeher für geringer hielt.

Gehen wir auf etwas Faktisches über, auf unsere Messe. Wenn ich Ihnen sage, Frankfurt hat keine Messe mehr, so werden Sie es nicht glauben; dennoch ist es so. Die Messe ist fort, ein Jahrmarkt ist uns geblieben. Viele Ursachen haben zu dem Resultate mitgewirkt. Vor Allem die Mauthverhältnisse, wodurch kein Großhandel mehr möglich ist, besonders in französischen und englischen Waaren. Sonst war hier eine Niederlage von großen Lagern, es war ein Tauschhandel, jetzt bringt der Fabricant aus Sachsen und Preußen seine Waare und nimmt Geld statt Waare mit. Der kleinste Handelsmann in der Umgegend hingegen geht entweder nach Leipzig oder nach Frankfurt an der Oder in höchst eigener Person und spart dem Frankfurter eine Reise dadurch. Nun noch die vielen Reisenden, die dem Kaufmann auf dem Lande die Waaren ins Haus bringen, dies Alles macht, daß die hiesige Messe factisch aufgehört hat. Nur ein Mittel hätte sie noch zum Theil retten können, wenn Frankfurt nämlich dem deutschen Zollverein **nicht** beigetreten wäre. Unterdeß baten die Bürger hier selbst um den Anschluß, und erst jetzt sehen sie ein, daß sie nur verloren, nichts gewonnen haben. Ob im Jahre 1840 daher unsere Stadt bei dem Zollvereine bleiben wird, ist noch eine große Frage. Eins fehlt noch, um unserer Messe gänzlich den Todesstoß zu geben, die Eisenbahn. Doch so schnell wird diese nicht fertig. Die Bahn dazu ist gebrochen, wie es scheint.

Auf unserm Theater sind zwei neue Subjecte engagirt. Herr von Lavallade und Dem. Frühauf. Auch ging, oder besser fiel eine neue Oper über unsere Bühne, „der Bäbu" von Marschner. Es ist kein poetisches Element weder in dem Texte noch in der Musik. Einige isolirte Lieder gelingen Marschner wohl immer, der poetische Fluß hingegen fehlt ihm beständig. Ein sonderbares Geschick herrscht über ein Mitglied unserer Bühne. Dem. Kratky, eine vortreffliche Mezzosopranistin, findet hier seit einiger Zeit eine unverdiente Opposition. Sie mag singen, so gut als möglich, immer zischt ein Theil des Publicums, ohne daß der andere Theil sich entschieden diesem Unfuge widersetzt. Es wäre mehr als Unrecht, wenn Privatverhältnisse einer Künstlerin auf die Bühne Einfluß hätten, das hiesige Publicum ist jedoch von der Art, daß sich noch unangenehmere Scenen von ihm erwarten lassen.

Englische Romane.

Rockwood, oder: der Straßenräuber. Roman von W. Harrison Ainsworth. Deutsch von L. O. P. Wolff. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

Alle Untugenden, die wir bei der Abart der französischen „romantischen Schule" finden, hat Ainsworth in diesem Romane adoptirt und nachzuahmen gesucht. Es gibt kein Buch, welches einen solchen Complex von Scenen des Gräuels, des Schreckens und des Entsetzens darbietet, wie das vorliegende. Gleich der Anfang führt uns in eine Gruft, wo bei dem Scheine eines Lichtes, das in einem verschimmelten Todtenschädel brennt, ein Todtengräber dem Räuber Luke eine Geschichte erzählt, bei der sich das Haar emporsträubt. Dieser Luke ist von dem Besitzer der Herrschaft Rockwood in einer Mesallianz mit der Tochter des Todtengräbers erzeugt und von der zweiten Frau seines Vaters vom Erbe verdrängt, welches seinem Stiefbruder Ranulph zugewendet wurde. Eine Leichenumarmung endet diese Scene und eine gleich gräßliche eröffnet sich im Walde, wo Luke mit einem Hunde kämpft. Nach einer Reihe gräßlicher Erzählungen aus dem Hause Rockwood, wo jeder Besitzer sein Weib mordet, finden wir den Helden wieder an der Leiche seines Vaters, wo er sich mit Stiefmutter und Stiefbruder herumbalgt, um die Beweise seiner Geburt zu erlangen. Ein Straßenräuber, Turpin, stiehlt indessen diese Beweise, behält sie für sich und wirbt den jungen Luke für seine Bande an. — Der zweite Band führt uns unter Räuber und Zigeuner, wo wir Luke mit einem Zigeunermädchen, Sibylle, beglückt finden. Aber die Räuber erhaschen Eleonore, Ranulph's Braut und Verwandte des Hauses Rockwood, geben ihr einen Liebestrank, schleppen sie in die Gruft und zwischen Leichen und Räubern soll sie mit Luke vermählt werden. Sibylle tritt im Dunkeln an die Stelle der Braut, indessen ihre Mutter, ein fürchterliches Weib, schwört, Luke's Weib zu ermorden, und zufolge dieses Schwures die eigene Tochter umbringt, während Luke mit Eleonore entflieht. — Im dritten Bande geht's noch bunter zu. Eleonore ist wieder in Ranulph's Händen, Luke stürmt mit den Räubern das Schloß, schleppt das widerstrebende Mädchen bei den Haaren fort und will sie mit Gewalt heirathen. Ranulph kommt ihr zu Hülfe und mitten in den Balgereien, die nun losgehen, kommt die rachedürstende Mutter Sibyllens, überreicht Luken ein Papier, das angebliche Vermächtniß ihrer Tochter, bei dessen Eröffnung er sogleich todt zu Boden fällt und auf der Stelle in Verwesung übergeht. Jetzt sind Ranulph und Eleonore glücklich; aber mit dieser schalen Scene kann der Verf. doch nicht schließen. Also gehen wir noch einmal in die Gruft, wo Luke's Mutter und ein alter Oheim, der vom Himmel herunterfällt, damit die alte Frau doch Gesellschaft hat, eingeschlossen sind, brüllen, heulen, das Wasser von den feuchten Wänden lecken und endlich verhungern;

eine Scene, die an Scheußlichkeit nicht ihres Gleichen hat. — Und alle diese Abscheulichkeiten sind ohne Motiv, ohne Wahrscheinlichkeit zusammengeworfen und bieten in der Darstellung nicht den geringsten Reiz. Und dieses Buch hat in England angeblich vier Auflagen erlebt! R. B.

Des Holländers Heerd. Von James Paulding. Aus dem Englischen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thle.

Der vorliegende Roman enthält die Bildungsgeschichte eines jungen Mannes, welcher durch einen Erziehungsfehler, indem man ihn mit Gelehrsamkeit überfüllt und seine äußere Bildung vernachlässigt hat, eine übergroße Blödigkeit angenommen, die ihn besonders dem schönen Geschlechte gegenüber befällt. Ausgerüstet indeß mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, und mit einem Muthe, den er erst bei wirklicher Gefahr zu erkennen gibt, gelingt es ihm, durch Rath und thätigen Beistand von einem älteren Freunde unterstützt, seinen Fehler zu verbessern. So alltäglich auch ein solcher Vorwurf für einen Roman sein mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß der Verf. denselben durch die Treue und Wahrheit seiner Charakteristik zu einem anziehenden gemacht hat, so daß man dem Faden der Erzählung mit nicht geringerem Interesse folgt. Auch der Charakter der Heldin des Romans ist wahr und treffend dargestellt. Die übrigen Personen, die Verwandten der jungen Dame, ehrliche Holländer, sind größtentheils sehr ergötzlich, mit einer den Amerikanern durchaus eigenthümlichen Laune, welche häufig in das Gebiet des Humors hinübergreift, geschildert, so daß das Buch manche sehr anziehende ernste und heitere Lebensbilder liefert. Eine vollendete Gestalt kräftiger Männlichkeit hebt sich aus dem Hintergrunde dieses Gemäldes ganz besonders hervor, Sir William Johnson, welcher als englischer Unterstatthalter inmitten der Wälder fast als Indianer mit den Indianern lebt. Dieser ist es auch, welcher dem jungen Manne durch Rath und Beispiel zum Selbstbewußtsein und zur Festigkeit des Charakters verhilft. Sehr anziehend besonders sind die Naturschilderungen und die Beschreibung des Lebens und Treibens der Indianer. Obgleich Cooper darin als Muster vorleuchtet, welcher letztere indeß oft zu vergessen scheint, daß er kein ethnographisches und topographisches Werk, sondern einen Roman schreiben will, so hat Paulding dergleichen Schilderungen stets dem Hauptinteresse untergeordnet, so daß sie den Hintergrund bilden, aus welchem das Charaktergemälde hervortritt. S.

Der Vicar von Wrexhill. Von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von Otto v. Czarnowski. Aachen und Leipzig, Mayer. 3 Bde.

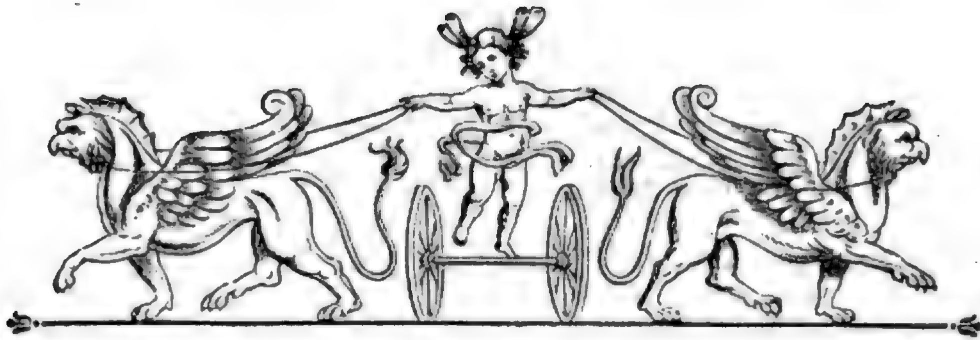
Mistreß Trollope hat in diesem Romane den verderblichen Einfluß pietistischer Sectirer auf das Wohl der Familien und ganzer Gemeinden zu schildern versucht. Wie sehr nun auch die Absicht der Verfasserin als lobenswerth anzuerkennen ist, und wie gut sie auch die geheimen Triebfedern des Eigennutzes und der Bosheit aufzuzeigen weiß, welche sich nur zu oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und der Glorie des Heiligenscheines verbergen, die Schwachen zu täuschen und zu verderben, so ist doch das kein fruchtbares Feld für die Romanpoesie. Es ist ein nützliches Buch, aber kein Roman, wenigstens ein langweiliger. Der Inhalt ist kürzlich folgender. Der neuerwählte Vicar von Wrexhill breitet seine pietistischen Irrlehren, durch Klugheit und persönliche Eigenschaften begünstigt, mit großem Erfolge aus. Er benutzt die durch den Schmerz wegen des plötzlichen Verlustes ihres Gemahls hervorgerufene Schwäche der Wittwe seines Gutsherrn, um sie für seine Absicht zu gewinnen. Es gelingt ihm auch, sie sowohl als ihre jüngste Tochter zu Bekehrten zu machen und für seine Zwecke zu benutzen. Er weiß sich so in das Vertrauen der Dame einzuschleichen, daß sie ihn zu ihrem Rathgeber in geistlichen und weltlichen Dingen erwählt, ihn endlich heirathet, und ihn nach ihrem Tode zum Universalerben einsetzt. Durch diese Heirath aber hat er einigen andern Damen, welche gleichfalls in ihn verliebt sind, die Augen über seine Handlungsweise geöffnet, und wird endlich als boshafter, eigennütziger Heuchler entlarvt. Die Dame hat noch so viel Zeit, vor ihrem bald erfolgenden Tode ein anderes Testament zu Gunsten ihrer Kinder zu machen, und der Vicar, welcher sich im Besitz des großen Vermögens wähnte, muß nach der Testamentseröffnung beschämt und verachtet in seine Pfarrwohnung zurückkehren. S.

Notiz.

[Die musikalische Familie Lewy.]

Herr Lewy, Professor am Conservatorium in Wien, concertirte mit seiner Familie im leipziger Gewandhause und wir sehen in den nächsten Tagen noch einem zweiten Concert entgegen. Es gibt heut zu Tage Familien, wo die Musik ansteckend ist wie der Schnupfen, sie ist da Sache der Mode, der Coquetterie. Hier ist der Beruf zur Kunst wirklich Gemeingut der Familienglieder. Der kleine, noch nicht neunjährige Richard bläst das Waldhorn, daß es eine Freude ist; man staunt, wo der zart blühende Ganymed den gewaltigen Athem hernimmt. Die zwölfjährige Melanie spielt mit viel zarter Innigkeit die Pedalharfe. Möchte sie diesem in unserer Zeit zurückgesetzten, hochpoetischen Instrumente treu bleiben und ihm den ganzen Umfang seiner Kräfte immer mehr abgewinnen. Ein älterer Sohn, Karl, spielt das Pianoforte, Hr. Lewy selbst mit anerkannter Meisterschaft das Horn. Das Concert wurde von Fräul. Schlegel und Hrn. Grünbaum unterstützt. Beide Gesangstalente hat unser Theater gewonnen, das jetzt mit vielem Glück ein neues Opernpersonal zusammengestellt und sämmtliche neue Kräfte im Oberon entfaltete hat. — Die Familie Lewy geht über Berlin und Hamburg nach Petersburg. Wir berichten noch über das zweite Concert.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 191. —— den 29. September 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Händel-Schütz und der alte Blücher.

Mitgetheilt von Wilhelm Müller.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die Vorzimmer gefeierter Schauspielerinnen noch nicht von aristokrätelnden Elegants, coquetten Diplomaten und jüdischen Banquiers wimmelten, aber wo die ersten Dichter der Nation, die hochgestelltesten Gelehrten ihrer Zeit im Boudoir mit ihnen verkehrten. Es war die Blüthezeit der deutschen Schauspielkunst, und in jener Epoche entwickelte sich auch die gefeierte Henriette Händel-Schütz. Hebel war ihr Lehrer, und noch jetzt, als betagte Matrone, weiß sie dessen allemanische Gedichte in einer solchen Vollendung vorzutragen, daß sie Herz und Gemüth ergreift. Aus dem Sturm ihres vielbewegten Lebens, aus den Schmerzen über den tragischen Verlust hoffnungsvoller Söhne, hat sie dennoch ihre ganze Geisteskraft, eine unermüdliche Thätigkeit, und für den Umgang mit Menschen jene unversieglich sprudelnde Laune gerettet, die sie wie ein unsterbliches Theil auch an die Tafel der Götter einst hinüberbringen wird.

In ihrer aufbewahrten Briefsammlung glänzen die Namen: Goethe, Klinger, Reil, Kotzebue, Iffland u. m. A. Auch besitzt sie, als Geschenk von ihrem Schwiegervater, dem Professor Schütz, eine theure Reliquie, ein Schreiben von Schiller, in welchem er eine Selbstrecension über seine Jungfrau von Orleans liefert. Ihr Stammbuch ist ein wahres Golkonda hochgefeierter Namen. Aber die Kunst des Mimen geht schnell dahin wie ein Lächeln über das Gesicht des Menschen! Diese Frau, die einst an Fürstentafeln saß, von der einst alle Zeitungen, alle Blätter sprachen, die in Deutschland, Dänemark, Frankreich, Rußland und Schweden die seltenste Triumphe errang, lebt still, klanglos, der Vergessenheit preisgegeben. Viele der gefeierten Dichter und Denker theilen jedoch mit ihr ein gleiches Schicksal; wer zählt die Namen Aller, die plötzlich aufleuchteten, abgöttisch verehrt und dann eben so schnell der Vergessenheit übergeben wurden! Die Händel-Schütz hat aus den Tagen der Vergangenheit keine Schätze, aber eine reiche Rückerinnerung gerettet; jene Heroen, deren Dichtungen uns noch begeistern, hat sie alle persönlich gekannt, an ihren Lehren ist sie erwachsen, — auch ihre Eigenheiten und Schwächen hat sie ihnen abgelauscht. Mit ihrer originellen Darstellungskraft copirt sie Goethe, wie er in seiner eigenthümlich abgemessenen Haltung ihr die weise Lehre gibt, sich auch dann nicht gegen einen Recensenten zu vertheidigen, falls dieser behaupten sollte: sie habe silberne Löffel gestohlen. Man lernt den gemüthlichen Hebel lieben, wenn sie uns den Vortrag wiederholt, den er mit launiger Wichtigkeit mit jenen Bauern abschloß, denen er einen Kalender liefern sollte. Einen Heraklit muß es zum Lächeln bewegen, wenn sie uns die Mutter einer berühmten Sängerin vorstellt, wie diese, im „juten berlinerischen" Deutsch, im Branntweinladen die Verdienste ihrer Tochter herausstreicht, und wie sie es der Nachbarin bemerkbar macht: „daß Radziwill es dem Iffland gestochen, ihre Tochter alleene müsse künftig die jroßen Ar-

zen singen." Wer sie so sah in ihrer Laune, der wird es sehr begreiflich finden, wie Kotzebue in Reval, als die Händel-Schütz bereits der Jahre vierzig zählte, von ihr verlangen konnte, sie sollte ihm zu Gefallen die Gurli spielen. —

Wir haben eine spätere Zeit erlebt, wo es unter den Völkern Deutschlands keine Zwiste, keine Zerwürfnisse gab, sondern Ein Geist, Ein lauterer Wille sie alle erhob und kräftigte. In dieser Zeit der allgemeinen Verklärung lebte die Professorin Händel-Schütz in Breslau. Die Stadt lag voller Reconvalescenten. Viel war gethan, dennoch fehlte es überall. Da beschloß die Künstlerin, zum Besten dieser Krieger, die für ihr Vaterland geblutet hatten, eine Abendunterhaltung zu veranstalten. Ihren Mühen, ihrer Anstrengung und ihrer Menschenkenntniß — sie freut sich noch immer, wie ihr ein reicher Geizhals, dessen Geld und Herz zu Einem Wesen vererzt waren, für ein Billet eine große Rolle seltener Thaler überreichte, — gelang es, eine Einnahme zu erringen, wie das Theater noch nie eine gleiche gehabt hatte. Die dankbaren Söhne des Mars vergaßen eine Zeit lang die schönen Choristinnen und huldigten allein der Künstlerin, die freilich schon in reifen Jahren, aber doch noch immer anmuthig und liebenswürdig war, und jetzt als Wohlthäterin ihrer verwundeten Brüder eine neue Folie um sich verbreitete. Da kam Blücher nach Breslau. Als er erfuhr, was die Händel-Schütz für seine „Jungens" gethan, wurde sie von ihm zur Tafel geladen. Sie erschien, und als sie die Serviette hob, fand sie unter derselben ein Geschenk, unschätzbar durch den Geber und ganz eigenthümlich nach dem damaligen Geiste der Zeit. Es ist eine einfache Kette, an der die silbernen und goldenen Denkmünzen der gewonnenen Schlachten und eroberten Festungen hängen. Jedes Gepräge ist eine Rückerinnerung an eine große Stunde, an einen blutigen Lorbeer, an einen theuer erkauften Sieg. Das Halsband hat die Nationalfarben aller derjenigen Völker, die in diesem Weltkampfe Verbündete waren. Die Ohrgehänge sind in dem Geschmacke des Mittelalters, so wie auch die Ringe, auf denen ernste Todtenköpfe starren. — Aber Schauspielerinnen waren von jeher ungenügsame Wesen, die Händel-Schütz machte leider keine Ausnahme von der Regel; als sie in freudiger Ueberraschung dem Geber ihren Dank betheuerte, bemerkte sie doch zugleich, Etwas fehle noch am Schmucke. Vater Blücher verstand die schlaue Anspielung. „Nichts da!" brummte er, „die englischen Ladies haben mich schon arg genug geplündert." Da bildete Weiberlist gegen den Helden, der die Franzosen geschlagen, keck eine Verschwörung. Durch Hülfe der Wirthin hatte die Künstlerin eine Scheere erhalten; jetzt nahte sich die Schmeichlerin dem Heldengreise, und indem sie ihm die Wangen küßte und den weißen Schnurrbart streichelte, war der Raub geschehen und eine kleine Locke seines Haares in ihrer Hand. Vater Blücher schmollte nur leise, durch den Kuß versöhnt, und bedauerte scherzend, daß er denselben nicht fünfundzwanzig Jahre früher erhalten habe.

„Dieser Schmuck und diese Locke," sprach die Künstlerin gerührt, als sie mir ihren Schatz gewiesen, „sollen einst in meinem Sarge meinen Leichnam zieren, und dann, wenn ich in die stille Erde gesenkt werde, soll Beides mein Schwiegersohn, Doctor Bensemann, der den Befreiungskrieg mitgekämpft hat, erhalten."

Englische Romane.

Lionel Wakefield. Vom Verf. des „Sydenham." Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

Jene Krankheit der englischen Gesellschaft, die als Pestbeule am Staatskörper wuchert, das Leben vergiftet und von Jahr zu Jahr eine Menge unschuldiger Opfer fordert, das Majorat, bildet die Basis dieser Erzählung. Lionel Wakefield ist ein zweiter, unbegüterter und ausgestoßener Sohn, der mit großen Ansprüchen und gänzlicher Mittellosigkeit in die Welt tritt und nun den Kreislauf beginnt, dessen Linien wechselnd auslaufen auf Botany-Bai, im Narrenhause oder im spleengeborenen Selbstmorde; selten nur verlieren sie sich in der Behäbigkeit alltäglicher Spießbürgerlichkeit, oder steigen hinauf in die höhern Classen der Gesellschaft. Unser Held, ein talentloser Windbeutel von dem gewöhnlichsten Schlage, geht nach London, um Jurist zu werden und sich so einen Erwerbszweig zu eröffnen; läuft weg von der Arbeit, weil er eben so faul als talentlos ist, macht Schulden wie tausend Andere seines Schlages und geräth in alle die Unannehmlichkeiten, die eine natürliche Folge dieses Lebens sind. Endlich durch den Tod des Vaters in den Besitz einer Handvoll Pfunde gesetzt, vergeudet er diese, wie ein leichtsinniger Gentleman, der jährlich Tausende einzunehmen hat. So wandern wir mit ihm in die pariser Spielhäuser, zu den Wettrennen nach New-Market und Harowgate und zu allen den leeren und kostspieligen Vergnügungen, wo sich die fashionable Welt zusammenfindet, zu Abenteuern aller Art, deren Ende häufig der gänzliche Ruin der Theilnehmenden ist. Einige Liebschaften und Heirathsversuche aus Speculation laufen dazwischen, ohne dem einförmigen Treiben eine reizendere Färbung zu geben und eine Heirath à la Gretnagreen führt die unglücklichste dieser Speculationen zum Ziele. Die Ehe ist eine verfehlte, weil das Geld nicht folgt, um dessentwillen sie von Wakefield geschlossen wurde; der Tod des Weibes macht die unvermeidliche Scheidung unnöthig,

und nun beginnt endlich das Elend hereinzubrechen und unsern Taugenichts etwas derb zu schütteln. In dieser Schule erwirbt er sich denn endlich die Fähigkeiten, die er nöthig hat, um leben zu können; einige Versuche als Recensent, Schriftsteller und politischer Charlatan bilden zu Stufen, zu einem geordneteren Leben und einer ehrenvollen politischen Wirksamkeit. Zum Ueberfluß kommt noch der misanthropische Bruder, der begüterte Erstgeborne, aus Indien zurück und gibt in einem Anfalle Iffland'scher Großmuth, unserm Lionel ein beträchtliches Vermögen, wodurch dieser in den Stand gesetzt wird, eine Lady zu ehelichen, zu der ihn wirkliche Liebe zieht; mit dem Beginne der nun anfangenden Glückseligkeit endet die Erzählung, und das wenigstens ist sehr zweckmäßig; denn war das Unglück schon langweilig, sehr langweilig, wie sollt' es dem Leser erst mit dem Glück gehen! Durch alle diese Wirrnisse zieht sich in Einzelnheiten der Schattenriß des englischen Lebens und gibt vereint mit den wechselnden Figuren dem Buche eine ächt nationale Färbung, aber deshalb durchaus keinen Reiz; denn es sind die flachsten und schalsten Zustände des Lebens, die in leichter Skizze an uns vorüberziehen; es sind die nichtssagendsten, miserabelsten Alltagsphysiognomien, mit denen wir verkehren müssen; es ist mit einem Worte die Misere des Lebens, die uns in langer Wasserbrühe vorgesetzt wird. Muß man anerkennen, daß dem Verf. diese Zeichnung gelungen ist, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß der Roman wohl etwas mehr verlangt und daß man selbst dem langmüthigsten Leser nicht zumuthen kann, in einem Buche, worin er Unterhaltung sucht, die schmacklosefte Partie des englischen Lebens ohne alle Abwechslung zu genießen. Auch die Art der Darstellung ist eben nicht geeignet, Würze und Piquanterie in das Buch zu bringen. R. B.

Die Opfer der Gesellschaft. Von der Gräfin von Blessington. Aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Leipzig, Kirchner und Schwetschke.

So verschieden auch die Mittel und Wege der Lady Blessington von denen der Mad. Dudevant sein mögen, so verwandt in Ziel und Tendenz sind beide Schriftstellerinnen. Außer den Abweichungen des Nationalcharakters und des Temperamentes, verkündet sich bei beiden eine gleiche Abstammung des dichterischen Seins und der dadurch bedingten Richtung ihrer Bestrebungen; Beide sind Schmerzenskinder einer kranken, lebensmüden Zeit, geboren unter den convulsivischen Todeszuckungen der Mutter, deren krampfhafter Weheruf wie ein endloses Echo dahin hallt durch das ganze Leben der Kinder. Kennten wir den Bildungsgang der Lady Blessington, wie er von der Mad. Dudevant aus der eigenen tiefeindringenden Feder uns vorliegt, so würden wir unzweifelhaft den Schlüssel haben zu den Abweichungen der Bahnen, die beide wählten, um zu demselben Ziele zu gelangen; wahrscheinlich ist, daß Lady Blessington mit der ganzen Schüchternheit, Sanftmuth und Ergebung, die den Engländerinnen so eigenthümlich ist, in das Leben trat; mit frommer Duldung sich zurückzog in sich selbst, als dieses Leben fremd, rauh und reizlos sich zeigte, als die socialen Zustände jede Hoffnung ihres Herzens zertrümmerten und jede Freude vergifteten, die sie ersehnt hatte. Lange mag sie gerungen haben in stiller Einsamkeit mit dem Weh, das sie empfunden, ehe sie es ausgoß in sanften, aber ergreifenden Klagen, aus denen das Herzlose, Verkrüppelte unserer Convention und das tiefe Verderben einer übertriebenen und barokken Civilisation hervorleuchtet. — Mad. Dudevant dagegen stürzte mit vollem, selbstständigem Jugendmuthe an die Brust des Lebens und als sie dieselbe gepanzert fand mit den plumpen und stachlichen Palissaden eines Cultus, die jedes Natürliche verdrängen und zerstören möchten, als sie die zartesten Saiten ihrer Seele zerrissen an diesen Hemmungen als sie Wunden empfangen hatte, die in der Dauer eines Menschenlebens nicht vernarben, erhob sie sich mit der männlichen Kraft des Genies und im Schrei des Schmerzes ließ sie den Ruf ertönen zu Kampf und Vernichtung dieser jedes Menschenglück mordenden Schranken. Eine solche Klage der leidenden weiblichen Seele liegt uns im obengenannten Romane vor. Auguste Vernon ist ein unschuldiges rein natürliches Kind; durch eine überzärtliche Erziehung zwar verweichlicht, aber keineswegs verdorben, tritt sie in die Welt. Ihre ersten Führerinnen sind: die breite Moral der Spießbürgerlichkeit, die die Wirrnisse und Leiden des Lebens erkennt, flüchtet, sich vereinsamt und aus dem sichern Asyle diejenigen mit guten Rathschlägen überhäuft, die in dem Strome schwimmen und seinen Wellenschwingungen nachgeben müssen; — und die calculirende Spitzfindigkeit moderner Civilisation, das überfirnißte Verderben, die gewandte Gleißnerei und erkünstelte Freundlichkeit unserer hochcultivirten Gesellschaft; Lady Maria Delaward und Fräul. v. Montvessor repräsentiren diese beiden Factoren. Auguste wird durch Convenienz an einen Mann gekettet, den sie nicht liebt; sie tritt in die große Welt Londons und erhält Pracht, Luxus, Ueberfluß, Gesellschaft und Glanz, erhält mit einem Worte die ganze schimmernde elende Civilisation und steht in ihr arm, verlassen, unglücklich, weil sie ein Herz, weil sie Theilnahme, Liebe und Geistesnahrung sucht. Endlich findet sie ein solches, ein fühlendes, liebendes Herz; Lord Nottingham betet die unglückliche reizende Frau an und Auguste liebt ihn mit aller Leidenschaft ihrer dürstenden Seele. Da ragt das Gespenst der Convention herein in den Himmel der Liebenden. Hätten sie gesündigt, geschwelgt und sich gewiegt im bacchantischen Taumel der Lust, die Prüderie der modernen Gesellschaft hätte nichts dagegen gehabt und höchstens durch ein schalkhaftes Lächeln gezeigt, daß sie selbst das Laster kenne; aber in aller Unschuld und Reinheit verletzen sie den Schein, stoßen an gegen unsere coquette Sittsamkeit und dies Verbrechen verdirbt sie. Lady Auguste wird beschimpft, entehrt und verblutet an der Wunde, die die höhnende Welt ihr geschlagen, indessen Lord Nottingham einsam und trostlos steht im reichen Leben und Fräul. Montvessor hinaufsteigt auf den Thron der gestürzten Frau. — Noch manches andere Opfer fordert die Gesellschaft im Verlaufe der Begebenheiten, die zu betrachten wir aber dem Leser überlassen. — Das Buch ist reich an trefflichen Bemerkungen über unsere Sitten, für Damen besonders eine eben so nützliche als angenehme Lectüre; denn auch als bloßer Roman ist es reich an Interesse, die mannichfach verschlungene

by Google

Handlung fesselt bis zum letzten Augenblick, die Darstellung ist lebendig und warm und in der gelungenen Charakteristik offenbart sich besonders eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens. Trefflich und anschaulich sind auch die Schilderungen der fashionablen Gesellschaft Londons und bieten so viel Belehrendes dar, daß man die gut gearbeitete Uebersetzung mit bester Ueberzeugung der deutschen Lesewelt empfehlen kann. R. B.

Der fliegende Holländer. Von Capitain Marryat. Uebersetzt von C. Richard. Aachen und Leipzig, Mayer.

Die weitverbreitete, allbekannte Schiffersage vom „fliegenden Holländer," einem gespenstischen Schiffe, welches dem Seefahrer Unglück und Untergang verkündet, bildet den Inhalt des Romans und ist auf eine anziehende Weise benutzt. Den Ursprung dieser Sage kleidet der Verf. in folgende Begebenheit: William Vanderdecken, ein waghalsiger, trotziger Seemann macht mit eigenem Schiffe seine dritte Fahrt nach Indien, von der er reich genug zurück zu kehren gedenkt, um alsdann seine Tage in Ruhe verleben zu können. Daheim harren Weib und Kind seiner Wiederkehr mit banger Sehnsucht, als plötzlich in einer stürmischen Nacht der Schatten des Abwesenden ihnen erscheint und verkündet, „er schwebe weder todt noch lebend auf dem Meere umher." Auf einer widrigen Fahrt um das Cap begriffen, wollte sein Trotz die Elemente bezwingen; er widerstand allen vernünftigen Einwendungen der Mannschaft, erschlug den Lootsen, der sich widersetzte und schwur bei einem Splitter des heiligen Kreuzes, daß er das Cap dem Himmel und der Hölle zum Trotz umschiffen wolle, wenn er auch bis zum jüngsten Tage laviren müsse. Da brannten die Worte: „bis zum Tage des jüngsten Gerichts!" an dem tiefschwarzen, stürmischen Nachthimmel und das Schiff war zur ewigen Irre verdammt. Nur eine Hoffnung blieb dem Unglücklichen, diese legte er brieflich nieder in die Hände der Gattin und verschwand. — Beim Beginne des Romanes finden wir die arme Katharina Vanderdecken in Noth und Dürftigkeit; Wahnsinn verdunkelt ihre Sinne, ihr großgewordener Sohn Philipp pflegt sie mit treuer Liebe. Sie bekämpft mit aller Macht des Sohnes Neigung, zur See zu gehen und erzählt ihm auf dem Todbette das gräßliche Schicksal seines Vaters. Philipp öffnet nach dem Tode der Mutter das verhängnißvolle Zimmer, in dem die Erscheinung Statt gefunden und welches seit jener Nacht nicht wieder betreten wurde, findet dort den Brief des Vaters unerbrochen und ersieht daraus, daß nur er denselben zu retten vermag. Er widmet sich also dem Seedienste, wird auf einem Schiffe der indischen Compagnie angenommen, macht seine erste Fahrt um das Cap und sieht das Geisterschiff, wo sein Vater sein gräßliches Loos erfüllt. Gleich darauf geht der „Ter-Schilling," auf welchem Philipp sich eingeschifft, mit der ganzen Mannschaft zu Grunde; nur er wird wunderbar gerettet und kehrt nach vielen Mühsalen in die Heimath zurück, um eine zweite Fahrt zu unternehmen. Hier schließt der erste Band. — Mit dieser interessanten Handlung hat der Verf. eine rührend schöne und einfache Liebesintrigue verwebt, durch die Philipp ein neidenswerthes häusliches Glück erwirbt. — Philipp ist einer jener schlichten, gemüthlichen Menschen, die erst durch die Begebenheiten zum Charakter erwachsen und in der Gefahr eine Seelengröße entwickeln; der Verf. hat deren bereits mehrere meisterhaft geschildert. Neben ihm interessiren ein alter Arzt „Myn Heer Poots," dessen Tochter Amine, ein liebliches Naturkind, und die dämonische Gestalt eines Bootsmannes, Schriften; auch die minder wichtigen Figuren, wie der Geistliche, Pater Seysen, der Capitain „Myn Heer Kloots," der Supercargo der indischen Compagnie „Myn Heer van Stroom" und selbst der harmlose Bär „Johannes" haben eine prägnante und anziehende Physiognomie. — Die Seescenen sind mit einer Wahrheit und Anschaulichkeit gezeichnet, wie sie nur die genauste Kenntnisse der Sache, verbunden mit glänzendem Darstellungstalent, hervorzurufen vermag, und besonders ist in diesem Bande das erste Erscheinen des „fliegenden Holländers" und der Untergang des „Ter-Schilling" vortrefflich dargestellt. R. B.

Notiz.

[Cagliostro.]

In Wien bei Heubner erschien die Reise des Herzogs von Ragusa durch Sicilien, als fünfter Band seiner Reiseberichte, eine authentische, unter Aufsicht und im Auftrage des Verfassers besorgte Ausgabe. Französisch erschien das Werk im Laufe des vorigen Jahres und machte durch die simple Würde der Darstellung Aufsehen. Wir theilen mit, was Marschall Marmont von Palermo aus über Cagliostro meldet. Der Familienname des bekannten Abenteurers war bekanntlich Joseph Balsamo. „Von armen Eltern geboren," sagt der Marschall, „einer nur wenig über dem gemeinen Volke stehenden Classe angehörig, war Peter Balsamo, sein Vater, jüdischen Ursprunges, seine Mutter hieß Felicitas Bracconeri. 1743 kam Joseph zur Welt. Von seiner mütterlichen Großtante Vincenze Cagliostro zur heil. Taufe gehalten, nahm er diesen Namen an. In seiner Jugend trat er in den Orden der barmherzigen Brüder, die sich der Krankenpflege bekanntlich widmen, zeigte ungewöhnliche Geisteskräfte und besondere Neigung zum Studium der Medicin. Aber seines schlechten Betragens wegen bald entlassen, hinterging er Leute in Palermo, nannte sich einen Zauberer, und gab vor, die Kunst zu besitzen, verborgene Schätze aufzufinden. Geschickt im Verfälschen, wußte er trefflich Schriftzüge nachzuahmen. Er verfertigte Documente, wurde entdeckt und ins Gefängniß gesteckt. Er entwich, begab sich nach dem Continent, gelangte nach Rom und heirathete dort. Unter dem Namen eines Marchese Pellegrini kehrte er nach Neapel und selbst nach Palermo zurück. Erkannt und festgehalten, saß er abermals im Gefängniß, ward aber durch die Bemühungen seiner Gattin, Donna Lorenza, und eines jungen Fürsten, der sie liebte, befreit. Er ging nun nach den Hauptstädten Europas und begann dort die Reihe von Betrügereien, Ränken und Gaunerstreichen, die ihn berühmt machten und ihn zuletzt in die Gefängnisse Roms führten, wo er im Jahr 1798 starb."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Petersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in specula Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 171. Der Fürst von Solms-Lich und die deutschen Repräsentativ-Verfassungen.
Correspondenz. Aus Mühlhausen in Thüringen.
Notizen.

No. 172. Die Eroberung von Mantua. Novelle von Robert Blum.
Correspondenz. Aus Mailand.
Notiz.

No. 173. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mailand. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 174. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mailand. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 175. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mailand. (Beschluß.)
Notiz.

No. 176. Legende der eisernen Krone.
Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Leipzig.
Notizen.

No. 177. Der Straßburger Münster. Von C. Tischendorf.
Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 178. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 179. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Lübeck.
Notizen.

No. 180. Die Eroberung von Mantua. (Fortsetzung.)
Englische Romane.
Notizen.

No. 181. Die Eroberung von Mantua. (Beschluß.)
Englische Romane.
Notizen.

No. 182. Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838. Von A. T. Beer.
Englische Romane.
Notiz.

No. 183. Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838. (Forts.)
Englische Romane.
Notizen.

No. 184. Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838. (Forts.)
Englische Romane.
Notiz.

No. 185. Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838. (Forts.)
Correspondenz. Aus Nürnberg.

No. 186. Ausflug an die Ahr, im Sommer 1838. (Beschl.)
Notiz.

No. 187. Ein Brief aus Bad Kissingen. Von F.
Correspondenz. Aus Weimar.
Notizen.

No. 188. Ein Brief aus Bad Kissingen. (Beschluß.)
Das Schifflein. Von Alfred.
Correspondenz. Aus Halberstadt.
Notizen.

No. 189. Gutzkow über Ahasver. Von Theod. Creizenach.
Correspondenz. Aus Halberstadt. (Beschluß.)
Notiz.

No. 190. Ein Brief aus Frankfurt am Main.
Englische Romane.
Notiz.

No. 191. Die Händel-Schütz und der alte Blücher. Mitgetheilt von Wilhelm Müller.
Englische Romane.
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

October.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein=interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In= und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik= und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober=Post= und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober=Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof=Postamts=Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs=Comptoir in Berlin.
Die — — Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz=Postamts=Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober=Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober=Postamts=Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt=Postamts=Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn= und Taxische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober=Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Cassel.

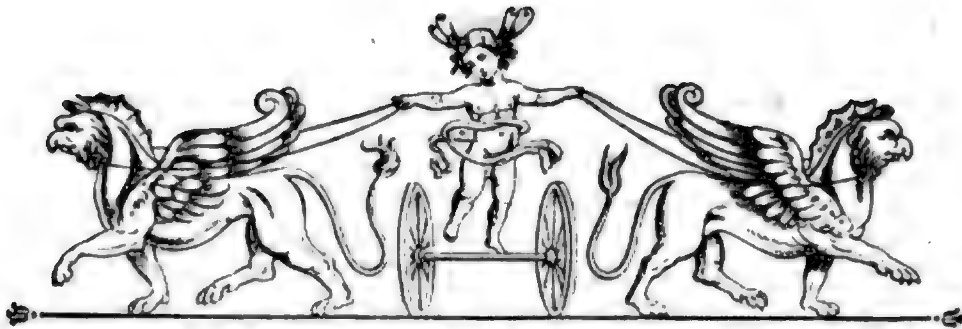
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 192. — den 1. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gutzkow's neueste Romane *).

Gutzkow gehört seit seiner hamburger Periode eigentlich mehr in die Literatur des Skandals. Oettinger und Gutzkow! sie folgten in Hamburg fast auf einander und ziehen so ziemlich an Einem Seile. Daß jener nur Komödianten herunterreißt, während dieser an Seinesgleichen Ehrenschänderei treibt, ändert blos in etwas das Terrain, nicht die Manier des Handwerks. Und auf Seiten Gutzkow's kommt dabei noch eine große Selbsttäuschung, wo nicht Täuschung des Publicums, zur Sprache. Herr Oettinger weiß und gesteht ein, er sei der Mann der persönlichen Misere, wo diese aufgebraucht ist, wird seine Feder stumpf, während Gutzkow, wenn er die Persönlichkeiten ihrer moralischen Ehre entkleidet, sich und den Leuten weißmachen möchte, er fechte für die Ideen seines Jahrhunderts. Dies ist in der That ein grober Selbstbetrug. Gelitten hat Gutzkow allerdings für die Ideen seiner Zeit, weil er sie, in unreinem Eifer, zu Caricaturen entstellt, und mit dem Brandmale der Schamlosigkeit behaftet, dem Publicum vorführte, aber gefochten hat er wohl nur für sich selbst, für die Interessen seiner Ehrsucht, für die Eitelkeit seines Ichs. Dieses sein Ich hat freilich manche Variationen erlebt, so daß es vielleicht zu hart scheint, ihn in der jetzigen Stadie seines Werdens als eine fertige Geburt zu nehmen. Er war immerfort im Werden begriffen, nicht organisch, sondern in schwüler Unordnung, und sein Hauptfehler war, daß er unreife Geburten abwarf und in diesem wüsten Proceß eines ewigen Abortirens sein Zeitalter mit Ekel erfüllte. Dieser Ekel machte das Zeitalter grausam. Grausamkeit hat immer Unrecht, und so kam es, daß ein Autor, der nicht blos die Zucht und Sitte der alten Zeit verletzt, sondern auch die Ehre des jungen Zeitgeistes nicht selten auf empörende Art an den Pranger gebracht, noch immer auf manche Sympathien im Publicum zu rechnen hatte. Denn es ist die Art des gemüthseligen deutschen Publicums, da augenblicklich mitfühlend und mitleidig Partei zu nehmen, wo Verfolgung sichtbar wird, der Verfolgte hat immer für den Augenblick gewonnen Spiel, und es kommt nur auf den Grad seiner moralischen Würde an, wie lange dies Mitleid ihm blüht. Man drückte gern ein Auge zu und nahm Gutzkow's Unfähigkeit, den Geist eines neuen Zeitalters auf wohlthuende Weise zur Erscheinung zu bringen, für hitzige Uebereilung, man wollte es nicht wissen, daß die ganze literarische Person Gutzow eine freche Uebereilung, eine Mißgeburt der jungen Zeit genannt wurde. Als eine solche aber erwies sich Gutzkow in vielen seiner Schriften, und das Gefühl dieser fausse-couche-Geburten überschleicht ihn selbst mitunter in der Anwandlung einer Wehmuth, die ihm gegen sein eigenes Treiben wie gegen sein ganzes Jahrzehend, das er immer mit sich verwechselt, einen Ekel beibringt. Ein neuer Lebensathem war manchem wie

*) Seraphine. Hamburg, Hoffmann u. Campe.
Blasedow und seine Söhne. Bd. 1 u. 2. Stuttgart, Verlag der Classiker.

über Nacht gekommen. Woran Börne mit einer Art heiliger Aufopferungslust und Entsagung sein Leben gesetzt, und wozu es wirklich eines ganzen Lebens, eines großen Charakters bedurfte, um es als ein Moment in der Geschichte hinzustellen, das glaubte man in einem einzigen Nachtrausche erschwingen zu können, ohne zu bedenken, daß eine in Mühsal und im innern Kampf errungene Ueberzeugung nicht das Spiel des Augenblicks sein kann. Mühsal erfolgte nun wohl, selbst auf unredliche Weise machte sie sich geltend. Da trat plötzlich Ernüchterung ein. Gutzkow hatte im Rausche am ärgsten geschrieen; man kann nicht sagen, daß er nun still wurde aus Nüchternheit, vielmehr repräsentirte er diese nach verflogenem Weinrausche von Polizei wegen eingetretene Nüchternheit, und nannte dies Gefühl des Uebelbefindens Wehmuth oder Zartheit. Will man aber solchem Befinden nicht nachhängen, so bedarf es neuer, stärkerer Reizmittel, etwa Branntwein. Ich rede hier natürlich nur bildlich; aber von solchem Stoffe genährt erscheint jene fast animalische Hitze, mit der sich Gutzkow in letzter Zeit von Hamburg aus auf Zustände und Personen warf. Banquerott an größern Entwürfen, überall zurückgeworfen, weil man seine Ehrsucht bald entlarvte, von allen Seiten in seiner Eitelkeit verletzt, weil es ihm nicht gelang, seine Insolenz für Kraft und Stärke auszugeben, stürzt er sich nun mit um so größerer Gier in den kleinen Krieg des persönlichen Skandals. Es ist das letzte Terrain, das sich die Verzweiflung erobert. Dies ist ihr nicht streitig zu machen, mag sie auf diesem Felde mit allen ihren Kräften in Schmuz und Unordnung zu Grunde gehen. Das junge Deutschland hat an Gutzkow gewissermaßen bei lebendigem Leibe seinen Leichnam erlebt. Wir können ihm nicht mehr beispringen, wir können hier nur eine Lärmstange oder eine stille Warnungstafel errichten. Es geschieht dies nicht ohne Schmerz, denn ob uns gleich jede Persönlichkeit nur in so weit achtbar erscheint, als sie der Sache dient und dem Jahrhundert förderlich ist, so kann das Aufgeben einer Literaturkraft doch nicht ohne Beileidsbezeigen geschehen. Man muß uns nachsagen, daß wir die Tugenden der jungen Literatur in jedweder Weise gefeiert haben; es ist nur derselbe Tribut der Pflicht, wenn wir hinweisen, wo seine fertige Demoralisation zu suchen sei.

Gutzkow ist an der Onanie des Ehrgeizes, die er mit sich selbst getrieben, zu Grunde gegangen. Unglück von außen und eigenes Verschulden haben sich vielfach vereinigt, um alle schadhaften Zeitstoffe in ihm anzuhäufen und den ganzen Jammer, die ganze Verwegenheit und die ganze Zerfahrenheit der Jetztwelt in ihm zu personificiren. Sein literarischer Lebenswandel war von Anfang an confus, ein Gemisch von äußerem Ungemach und täppischer Unbeholfenheit, die es ihm unmöglich machte, ursprünglich sehr lebendige Geisteskräfte brauchbar und heilsam zu verwenden. In der Hefe des Berlinismus erwachsen, und ganz mit jenem Hange nach forcirter Ueberreiztheit behaftet, die das berliner Voigtland charakterisirt, machte Gutzkow einen schleunigen philosophischen Cursus und erhielt einen Vorgeschmack von der Verwirrung in theologischen Dingen. Keck und in allen Dingen unreif, wie er war, suchte er jedoch einen Schauplatz zu augenblicklicher Wirksamkeit. Ein kleiner journalistischer Napoleon regte sich in der blonden Knabenseele, er wollte erobern, schnell, universell, und er eröffnete der Welt ein journalistisches „Forum.“ Seine Schreibfinger hatten damals etwas mystischen Schwulst; das hinderte ihn aber nicht zum Speculiren und er reichte öffentlich Menzeln die Hand. Menzel nahm das für Begeisterung und ließ ihn zu sich kommen, er wollte ihn für seine Bücherkritik dressiren. Die junge Pflanze aus dem berliner Treibhause, wo alles schnell gezeitigt wird, mochte ihm imponiren; hatte der junge Mann doch Hegel gehört und aus der Philosophenschule wenigstens die Anmaßung des Begriffs gelernt; sein berliner Hang zum Disput mochte auf Schleiermacher'sche Dialektik deuten: jedenfalls konnte Menzel von Berlin etwas erfahren, das er nicht verstand, somit wurden sie Handels einig, um zusammen Deutschland zu unterjochen. Menzel pflegte die junge Blüthe und die junge Blüthe trieb plötzlich Frucht. Da witterte Menzel Unrath und Empörung. Deutschland sollte nicht unterjocht werden, das große Schisma trat ein. Menzel stieß ihn wie einen treulosen Bedienten von sich, nachdem er ihn doch wie einen Sohn geliebt. Young Osrick lief auch aus der Menzel'schen Schule mit der halben Eierschale auf dem Kopfe; natürlich besudelte er auch hier die Windeln, in denen er gebettet. Aber young Osrick hatte sich bei Menzeln fühlen gelernt, er glaubte sich Mannes genug, um auf eigene Faust einen kleinen Terrorismus zu versuchen. Er hatte in Süddeutschland auch an der Politik gerochen, Frankfurt feierte eine fausse-couche-Revolution. Gutzkow's Geist war jetzt wahrhaft universell. Er war Berliner, also war er Philosoph, er hatte Theologie studirt, also konnte Gott ihm nicht entgehen, er hatte die Politik mit eigenen Augen gesehen, er war in der That furchtbar, man zitterte vor der Fortsetzung der Narren-

briefe. Was berliner Moquerie schien, galt für Dialektik des Gedankens, die Arroganz der Oberflächlichkeit erschien als heroische Verwegenheit, die Dreistigkeit des Absprechens galt für Muth, das Plebeje seines Wesens für demokratisch. Belesen war der Mann, aus allen Fächern hatte er dies und das erbeutet, alle Glocken hörte er läuten, der universelle Journalist war fertig. Das Jahr 1830 machte seine Schwingungen durch Europa und in Deutschland hatte man nur auf den universellen Journalisten gewartet. Gutzkow decretirte ein deutsche Revue, denn Deutschland hatte nur darauf gewartet, vor ihm die Revue passiren zu können. Die Aufregung von damals war nicht das Product eines selbstsüchtigen Kopfes, sie war in der That historisch, ein jugendlicher Zeitgeist bemächtigte sich der Gemüther, von allen Seiten traten Talente literarisch in die Schranken. Gutzkow glaubte nicht blos das alte Deutschland, er glaubte auch das junge beherrschen zu können; nur scheiterte der ganze Plan an der lächerlichen Unbeholfenheit, mit der eine seiner damaligen Geburten ans Licht kam. Ein Roman und eine Vorrede empörten durch ihre nüchterne Frechheit. Dieser junge Napoleon wollte ein altes Jahrhundert stürzen und strategirte mit Ohrfeigen. Das trieb die Altgläubigen in Harnisch und der Philister fanatisirte sich. — Hier lassen wir den Schleier fallen, denn hier beginnt die Achtung, die wir dem Unglück schuldig sind. Diese Achtung haben wir ihm nie versagt, wir bekämpften damals die Nichtswürdigkeiten der fanatisch gewordenen Pedanterie. Die Verfolgung hatte überall Sympathien erregt; erst jetzt konnte Gutzkow auf ein Publicum rechnen, man war willfährig, man erwartete jetzt von ihm Producte. Nicht leicht hat ein Autor einen günstigern Boden vorgefunden, als nach der damaligen Stimmung sich für Gutzkow eröffnete. Jetzt war es Zeit für ihn, die Schlacken von sich zu werfen, und was von Metall in ihm war, geläutert zur Erscheinung zu bringen. Statt dessen sammelte er vom Zaun gepflückte Kritiken, suchte die eine Partei im Lande durch sein Buch über Goethe zu beschwichtigen, hing den Kopf, brütete über seinen Miseren und beäugelte seine eigene trübselige Gestalt im Spiegelbilde, das er sich vorhielt.

Dies Spiegelbild ist der Roman Seraphine. Der Autor ist ehrlich genug, sich selbst zu beobachten, aber er ist zu dreist, wenn er dies Bild ohnmächtiger Zerrissenheit dem Publicum bietet. Dies ist ein Buch voller Trivialitäten, die uns unter die Loupe einer überwachten Empfindsamkeit gerückt werden. Gutzkow ist ein Mensch, der sich stets die Nägel besieht, selbst die Abschnitzel hält er noch werth, mit dem Scalpirmesser zu theilen. Zugleich wollte der Autor mit dem Buche beweisen, daß „der in ihm waltenden Gedankenzeugung nicht in dem Grade, als er dafür verrufen sei, die weibliche Seite fehle." Er wollte den Leuten zeigen, daß es nicht so halsbrecherisch tollkühn mit ihm stehe, daß er nicht der Furchtbare sei, der nicht auch seine weichen Stunden habe. Er hüstelt sich hier in eine jämmerliche Sentimentalität hinein, die er im nächsten Augenblicke selbst bespöttelt. Und wie der Verfasser mit sich, so treiben alle diese Menschen im Roman mit sich selbst und gegen einander dieselbe Lüge. Diese blasirten Geschöpfe sind wie Menschen, die nicht einmal mit eigenem Capital banquerott machen, sondern mit erborgten Gefühlen im Schmuz untergehen. Wie Gutzkow mit sich selbst, mit dem Publicum und mit der Literatur immer nur experimentirt hat, so machen diese seine Romanfiguren mit dem Leben nur Experimente. Diese Seraphine und ihre Liebhaber heucheln sich in Gefühle hinein und haben nie ein Gefühl erlebt; vor lauter Raffinement des Verstandes kommt es zu keiner Neigung, vor lauter Planmachen zum Roman kommt es nicht zum Roman; im Gefühl der Ohnmacht schleppt sich alles hin, die Selbsttäuschung verfliegt und die nüchterne Leere bleibt übrig. Soll das Buch eine Satyre auf die Sentimentalität, ein Bild der modernen Zeit sein, so muß man sagen, der Verfasser hat sich hier wieder mit seiner Zeit verwechselt, er hat nur sich selbst satyrisirt und das weichliche Wohlgefallen daran ist eben so widerwärtig als die gespreizte Diction, die zwischen Coquetterie und Gemeinheit schwankt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Dampfschifffahrt, Weinbau, Pauperismus.]

Ueber unsere Eisenbahn und über die sogenannte Verwaltung derselben schwingt jetzt die Satyre ihre mächtige Geißel, ein Beweis, wie sehr diese Angelegenheit in der Meinung des Publicums verloren hat. Es sind unter andern auch Dosen verfertigt worden, worauf man, neben andern Ergötzlichkeiten, auch einen Drachen und einen Krebs sieht, Symbole, deren Bedeutung einleuchtend genug ist. Während nämlich einerseits die Agiotage die ganze Unternehmung zu ihrem Vortheile ausbeutet, ist andererseits von einem Fortschreiten bei dieser Bahn durchaus nichts wahrzunehmen. Man hat den Actionairen die Capitalien mit einer Eile abgenommen, als sollte die Bahn in drei Monaten fix und fertig sein, und betrachtet man dagegen die Arbeiten, so nimmt man eine Trägheit wahr, als sei diese Bahn erst für das künftige Jahrhundert bestimmt! So unverantwortlich diese

Digitized by Google

Trägheit ist, eben so unbegreiflich ist die Gleichgültigkeit der Betheiligten, die doch den offenbarsten Nachtheil bei der Sache haben, da die Actien im Werthe sinken, da sie die Zinsen von ihren Capitalien verlieren, da sich der aus der Bahn zu erwartende Nutzen immer mehr in den Hintergrung zurückzieht. Man spottet und schimpft, — aber man thut nichts! Nie ist eine so durchaus günstige Unternehmung mehr vernachlässigt und schlechter behandelt worden, als diese Taunuseisenbahn, für die man seit drei Jahren kaum erst Grund und Boden acquirirt hat. — Wahrend dessen erregt die neue Dampfschifffahrt Bewunderung. Die Gesellschaft schafft ein neues prächtiges Dampfboot nach dem andern herbei, nimmt monatlich circa 15, bis 18,000 Thaler ein, und belebt den Verkehr auf dem Rheine in erstaunlicher Weise. Erst dieser Tage hat sie wieder die Veranstaltung einer directen Fahrt von Mainz nach Rotterdam ins Leben gerufen, eine Maßregel, die ihren großen Nutzen sowohl für die Gesellschaft, als für die Handelswelt bringen muß. Eben so hebt und steigert die ältere Dampfschifffahrtsgesellschaft ihre Unternehmung. Sie hat nun für den Oberrhein flache eiserne Dampfboote von seltener Eleganz bauen lassen, und eine Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Basel und London hergestellt, ein höchst bedeutsames Unternehmen, für das die Rheinbewohner der Gesellschaft zum größten Danke verpflichtet sind. Das diese so sehr ausgedehnte, blühende, fest consolidirte rheinische Dampfschifffahrt ein wahres Glück für die deutschen Landstriche ist, die der Rhein durchschneidet, leugnet selbst derjenige nicht mehr, der sonst jeden Aufschwung, jede Neuerung, jeden Fortschritt mit besorglichen und verdächtigenden Blicken betrachtet.

Von der bevorstehenden Weinernte kann ich nichts Erfreuliches berichten, und leider werden die armen Landleute dieses Jahr vergebens gearbeitet haben. In den Weinbergen sieht's ärmlich und mager aus, die Trauben lechzen nach Wärme, um zu reifen; aber es scheint, daß sie eher erfrieren, als gedeihen werden. Im Allgemeinen ist es besser, gar keinen Wein zu ernten, als schlechten, denn letzterer wird nur benutzt, um die vorhandenen bessern Vorräthe zu verfälschen und zu verderben, wodurch das Alte wie das Neue werthlos wird. Auch werden, bei schlechter Weinernte, die vorhandenen Vorräthe bald aufgesucht und besser bezahlt. Die vermögenden Weingutsbesitzer grämen sich also durchaus nicht, wenn sie dieses Jahr keinen Wein machen; sie wissen den Schaden schon zu ersetzen. Allein die unvermögenden Landleute werden die Mißernte tief beklagen. — Mit Theilnahme haben übrigens dieser Tage unsere Weinbauern den Vorschlag aufgenommen, der bei der deutschen landwirthschaftlichen Versammlung in Karlsruhe von einem Ungar (Schams) gemacht worden ist. Derselbe suchte nämlich bei dieser Gelegenheit zu zeigen, wie wichtig es für die Weincultur sei, daß der Verwirrung in der Bezeichnung der Rebsorten abgeholfen werde, indem man die besten Sorten jedes Weinbau treibenden Landes durch genaue Bezeichnung und allgemein gültige Namen feststelle. Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnete der erfahrene Mann die Gründung großer Rebschulen in Frankreich, Deutschland und Ungarn nach einem übereinstimmenden Plane, und mit der Bestimmung, durch Aufnahme aller Sorten des Landes nach ihren provinziellen Benennungen das Uebereinstimmende in der scheinbaren Ungleichheit festzustellen. Nachdem dieses geschehen und die besten Sorten jedes Landes ausgeschieden und fest bestimmt seien, solle man einen Austausch der Sorten jener Länder einleiten, um auch hier einerseits Uebereinstimmung in der Bezeichnung der Sorten, und andererseits Mittheilung des Besten, was jedes Land an Rebsorten besitzt, an das Nachbarland zu bewerkstelligen. Dieser Vorschlag ist ganz geeignet, einestheils dem Weinbau die höchstmögliche Blüthe zu geben, und anderntheils den Weinhandel zu erleichtern und neu zu beleben. Die Versammlung hat denselben sehr beifällig aufgenommen und der ernsten Erwägung des betreffenden Comité's empfohlen. —

Den Tod Joseph Panny's, des geistreichen Liedercomponisten, welcher vergangene Woche erfolgt ist, haben die Freunde des Hingeschiedenen längst vorausgesehen, denn nicht nur zerfiel der Körper in ein zunehmendes Siechthum, sondern auch der Geist ward immer mehr gedrückt und umflort bei aller Gereiztheit der Phantasie und der Empfindung, die sich in seinen letzten Compositionen aussprach. Ueber Panny, als Musiker, drückt sich dessen Nekrolog (im Rheinland) folgendermaßen aus*): „Paganini, der mysteriöse Gigant der Virtuosen, hatte, unter der großen Masse der Künstler Wiens, Panny's Talent bald entdeckt und demselben den Antrag gemacht, den Virtuosen auf seinen Kunstreisen zu begleiten. Vielleicht hatte ihn zu dieser Wahl der Hang Panny's zur Schwermuth, der in allen Erzeugnissen seiner Jünglingsjahre vorherrschend war, und den wir selbst in seinen Mannesschöpfungen wiederfinden, bewogen. Diesem freundschaftlichen Verhältnisse, das wohl bedeutenden Einfluß auf die Entfaltung des seltenen Talents unseres Panny hatte, verdankt die Welt, nebst manchem Andern, die so herrliche Tondichtung „der Sturm", welche, einzig Panny's Erfindung, und, bis auf wenige Nüancirungen, ausschließlich sein Werk, Paganini's Ruhm, durch dessen unerreichbare Ausführung, die Krone aufsetzte. Allmälig seiner geistigen Kraft bewußt werdend, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir unsern jungen Künstler, den Heros Paganini bald verlassend, Deutschland durchkreuzen sehen, auf welchem Zuge, nach mancher herben Kränkung, die seinen Geist fast ganz darniederdrückte, er im Jahre 1829 an des Rheines Gestade eine gastfreundliche Aufnahme fand. Hier, in der lieblichen Moguntia, schlug er seinen bleibenden Wohnsitz auf. Hier entstanden seine Meisterwerke, sein „Rhein", sein „Kriegerlied", sein „nordisches Fischerlied", und vieles andere Treffliche, das in der musikalischen Literatur nicht vergessen werden wird." — Panny starb in ärmlichen Verhältnissen, obwohl nicht in Noth, vor welcher seine zahlreichen Freunde ihn schützten. Er hatte in den letzten Jahren hier eine musikalische Bildungsanstalt gegründet, die sich aber bei seinen körperlichen und geistigen Leiden nicht zu heben vermochte. Was ihn aber aufrecht hielt bei jahrelangen Leiden, das war die Kunst, der er mit ganzer Seele hingegeben war, und mit der er sich fast bis zu seiner letzten Stunde beschäftigte.

*) Kann zugleich als deutsche Stylprobe bewundert werden!
D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 193. — den 2. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

Von L. Auquier.

„Auf dem alten Markte zu Dresden," beginnt Auquier seinen in der Revue du Nord mitgetheilten Bericht, „befindet sich ein Haus von sehr anständigem Aussehen. Hier pflegen sich in der siebenten Stunde des Abends die Fremden von Auszeichnung zu versammeln, von denen die Hauptstadt Sachsens fortwährend eine glänzende Anzahl besitzt. Man begibt sich in das zweite Stockwerk; auf den Ruf einer Klingel öffnet sich das Empfangszimmer. Auf den ersten Anblick gewahrt man, daß diese Stätte dem Cultus der Künste und Wissenschaften geweiht ist. Man erblickt zwei Marmorbüsten auf ihren Consolen, ein kleines Standbild Goethe's, Gemälde, Kupferstiche mit Scenen aus Hamlet, Faust u. s. w., außerdem elegant gebundene Prachtausgaben in Glasschränken. Eine ansehnliche Gesellschaft belebt durch ihre Unterhaltung das Heiligthum, so lange noch eine kleine Thür links den Hohenpriester selbst verbirgt."

„Dies ist die Wohnung Ludwig Tieck's; dieser Salon ist die Bühne, wo er seine Vorlesungen hält; jene Marmorbüsten, Bildnisse des Dichters, die eine von seinem Bruder, die andere von Rauch, sind die ehrenvollen Zeichen der Freundschaft und des Talentes dieser beiden Bildhauer; die Gemälde und Kupferstiche die Huldigungsgeschenke geschickter Künstler; die Gesellschaft endlich seine Vertrauten, seine Freunde, seine Familie. Dort auf dem Sopha, vor dem Theetische, eine Dame von mittlerem Alter, die Gräfin von F...; ihr zur Linken sitzt in einem breiten Armstuhle der Freiherr von Sternberg, welcher früher eine Zeit lang das Theater von Mannheim geleitet hat; etwas weiter entfernt die Frau des Hauses zwischen ihren beiden Töchtern, Dorothea und Agnes, von denen jene, die ältere, an den Uebersetzungen des Shakspeare Antheil haben soll und überhaupt in dem nicht unverdienten Rufe gelehrter Bildung steht. An der jungen Agnes rühmt man ein bedeutendes musikalisches Talent."

„Nach nnd nach erscheinen neue Gäste. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen und Polen scheinen sich zu einer Zusammenkunft besprochen zu haben — in der That ist es ein europäischer Salon. Alle Sitze füllen sich. Endlich öffnet sich die kleine Thür, der Gefeierte erscheint, vertraulich jedem die Hand drückend, der ihm entgegentritt. Die Gräfin servirt den Thee; Fräulein Dorothea präsentirt ihn in der Runde, und beim Geräusch der Tassen und Löffel unterhält man sich ein halbes Stündchen über die Neuigkeiten des Tages. Darauf setzt eine alte Dienerin ein Mahagonitischchen, worauf ein Lesepult steht, neben welchem vier bewegliche Leuchter mit Wachslichtern geschickt angebracht sind, in die Mitte des Gemachs. „Nun, was lesen wir heute?" fragt der Hausherr. Jeder darf seine Meinung geben. Einer wünscht dies, der Andere jenes; doch man kennt Tieck's Vorliebe für den großen Dichter, den er den Deutschen so zugänglich gemacht hat, und die Mehrzahl entscheidet sich für den Kaufmann von Venedig. „Mag's

Digitized by Google

dabei bleiben!" Dies gibt den Ausschlag. Das Buch ist offen — er macht sich fertig. Jetzt aber still, ganz still! Hütet euch, ihr Zuhörer, den Dichter bei seinem Vortrage zu stören! Ein blitzender Blick der Gräfin würde euch für diese Kühnheit bestrafen. Und ihr, die ihr zu spät gekommen und an der Thür stehen geblieben seid, verhaltet euch ja ruhig, rührt kein Glied! Wehe, wer das Unglück hat, einen Stuhl zu rücken, oder zu niesen — das kleinste Geräusch ist in dieser feierlichen Stunde ein Verbrechen."

„Jetzt beginnt Tieck. Sein biegsames und wohltönendes Organ fesselt sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Welche Meisterschaft! In den schärfsten Umrissen läßt er die einzelnen Charaktere der Personen durch Stimme, Declamation und Blick hervortreten. Schade, daß dieser Blick, der uns mit elektrischer Gewalt trifft, durch Brillengläser geschwächt wird! Bis in die kleinsten Nüancen gibt der Vorleser den edlen und einfachen Charakter Antonio's eben so treu wieder, als die wechselnde Persönlichkeit Portia's. Und Shylok, diese personificirte Habgier und Rache — man sollte glauben, Tieck habe sich mit ihm identificirt! Man sieht ihn vor sich den geldgierigen Wucherer, wie er immer und immer Sicherheit verlangt für die dreitausend Ducaten, welche nicht von seinen Lippen kommen, den habsüchtigen Juden, der nur zwei Gefühle hat, die ihn beherrschen — die Liebe zum Golde und Christenhaß! Wie ändert sich aber plötzlich die Stimme und wird weich und einschmeichelnd, wenn sie zu den episodischen Liebesscenen Lorenzo's und Jessika's übergeht, des lieblichen Judenmädchens, in dessen Herzen die reinste Hingebung liebender Zärtlichkeit und keusche Schüchternheit sich verschmelzen. Doch den höchsten Triumph feiert Tieck in der Richterscene, jede Schwierigkeit besiegend. Es ist eine große Aufgabe, hier mit der theatralischen Darstellung zu wetteifern, dem Gehör die verschiedenartigsten Aeußerungen der Leidenschaft auf den Gesichtern der Handelnden gleichsam sehen zu lassen! Um nur von dem fanatischen Juden zu sprechen. Seht diese heuchlerischen Züge, diese gemeinen Mienen, wie sie von barbarischer Freude verzerrt werden — und dann wieder, wie sich alle seine Nerven zusammenziehen, wenn ihm seine Beute entschlüpft, wie sein ganzes Wesen von einem convulsivischen Zittern ergriffen wird, da der letzte Urtheilsspruch gefallen ist!"

Hiermit ist nicht zu viel gesagt; Tieck's declamatorischer Vortrag ist ein seltener. Es ist kein bloßes Vorlesen im gewöhnlichen Sinne, aber eben so wenig eine die nothwendigen Gränzen einer guten Vorlesung überschreitende theatralische Declamation, wie man sie nicht selten bei Schauspielern außer der Bühne hört. Tieck hat in dieser Beziehung eine eigene Mittheilungsweise — man erlaube mir diese Bezeichnung — erfunden, welche uns gleichsam die Bühne in einer andern ästhetischen Form gibt und mit ihren Darstellungen wetteifert. „Man sieht mit dem Ohre!" wie der Franzose recht treffend sagt. Eine Menge von Mitteln, welche das Theater besitzt, um ein dramatisches Kunstwerk zur sinnlichen Anschauung zu bringen — die gemalte Nachahmung der Oertlichkeit, die nach den Umständen veränderte Beleuchtung, die Verschiedenheit der spielenden Personen, welche ihre Rolle nicht ablesen, sondern die auswendig gelernten, wie aus unmittelbarer Eingebung hervorgegangen, sprechen (wenigstens sprechen sollen), Costüm mit Allem, was dazu gehört, — alle diese und viele andere Mittel gehen dem Vorleser ab. Dabei ist er jedoch nicht arm an Mitteln zur Erreichung seines Zweckes, ja man kann behaupten, daß das Nichtdasein jener theatralischen Hülfsmittel auf der andern Seite wieder ein großer Vorzug ist. Indem nämlich das Kunstwerk weniger als sinnliche Erscheinung vor unser Auge tritt und seine Sprache dennoch von gewandter Rednerlippe dem Ohre mitgetheilt wird, bewegt sich unsere Phantasie auf einem viel freiern Felde, wir nähern uns, ungestört von äußern Eindrücken, dem Genius des Dichters weit mehr, als vor den Bretern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gutzkow's neueste Romane.

(Beschluß.)

Man hielt Gutzkow für fähig, einen satyrischen Roman zu schreiben. Von einem solchen liegen zwei Bände vor: Blasedow und seine Söhne. Dieses Buch ist ein wahres Leichenhaus von Absurditäten, die man witzig finden soll. Nur der erste Entwurf dazu ist glücklich, die Ausführung erstickt in einem Gewühl von Plattitüden. Gutzkow wollte einen modernen Don Quixote liefern, er nahm dazu einen armen Landpfarrer, der mit seiner Frau, mit seiner Gemeinde, mit seinem Gouvernement im Streit, über die Vielwisserei in der Zeit empört, ein eigenes Erziehungsexperiment an seinen Söhnen wagt, indem er jeden ausschließlich für ein besonderes Fach, den einen zum Schlachtenmaler, den andern zum Volksdichter u. s. w. erzieht. Bei all' dieser Beschränkung der jungen Kräfte werden die Knaben früh-

reife Narren. So kommen sie nach der Residenz, wo sie ihre Studien bald aufgeben und Journalisten werden. Der Alte endet in Wahnsinn. Das Element, auf welches der Verf. stieß, das Leben eines Landpfarrers, war, wenn nicht neu, doch ein glückliches, es konnte neu werden durch die Beziehungen auf den Culturstand der Gegenwart. Belesenheit hat der Autor genug, um die Bezüglichkeiten hineinzuweben, allein dies gerade hat ihn verführt, sich die Sache zu leicht zu machen. Der Roman ist nichts als eine abnorme Sammelei aller Curiositäten über verfehlte Erziehungsmethoden. Wir haben am alten Weber ein ähnliches Beispiel erlebt. Er suchte Zeit seines Lebens nach Witzen, plünderte alle Literaturen und erbaute in seinem Demokritus einen Speicher voll Raritäten aus dem Reiche des Komus und Jocus. Eine ähnliche Arbeit machte sich Gutzkow hier, sein Blasedow ist solche Sammelei von Bonmots und Anekdoten. Es fehlt alles Behagen, aller Humor, der selbstschöpferisch eine Welt gestaltet, überall sieht man nur den hungrigen, mühsamen Trübsinn, der eigene und fremde Einfälle möglichst pikant zusammenschachtelt. Zu einem Teniers, zum Schöpfer eines burlesken Genrebildes aus dem Volksleben, fehlt es Gutzkow an aller Harmlosigkeit, aller Naivetät, die dem echten Talente innewohnt. Ueberall sieht man bei ihm die keuchende Mühe, gelehrte Witzeleien aufzutreiben. Was Gestalten sein sollten, sind nur Namen, die er mit diesem zusammengeholten Bücherwitz ausstaffirt. Keine einzige seiner Figuren hat Menschenleben und eigene Regsamkeit, man ist hier im Wachsfigurencabinet, wo allerlei ungeheuerliche Fratzen Leben heucheln. Der particulaire Scharfsinn, der auch hier allen Dingen die Nägel besieht, kann nicht füglich mit der wüsten Rohheit aussöhnen, in der manche Scenen erdacht sind. Die altmodische Steifheit einer mit pedantischer Vielwisserei überfütterten Sprache vollendet das Unerquickliche dieser ganzen Production.

Man wähne doch nicht, aus solchem Chaos von Schmutz und Arroganz, in welchem sich Gutzow's Muse gefällt, könnten geordnete Geburten hervorgehen. Auch ist er in der That nicht von solchem dämonischen Jugendeifer beseelt, um dergleichen als Uebergangsproducte erklärlich zu machen. Nur eine hektisch gereizte Eitelkeit erhält ihn thätig und macht ihn heiß, und diese Hitze wechselt oft genug mit dem greisenhaften Fröstelu, das ihn mitten in der Production überschleicht. Stimmungen und Symptome wie diese gehören weit mehr in das Lazareth als in die Literatur; weil sie sich aber aufdrängen und mit der Prätension auftreten, den jungen Zeitgeist zu repräsentiren, so thut es noth, solchen Patienten öffentlich den Puls zu befühlen.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf.

[Die Kunstausstellung.]

Der diesjährige Katalog zählte 229 Nummern; man erwartete jedoch Nachträge. Unter diesen 229 Nummern sind 210 Oelgemälde; 14 Kupfer- und Stahlstiche, Lithographieen und Zeichnungen, 5 Sculpturen. Hinsichtlich der Sujets theilen wir die Oelgemälde in 14 historische Bilder; 88 Genrestücke (die Mehrzahl skizzenartig), Studienköpfe, Portraits u. s. w.; 96 Landschaften; 7 Blumen- und Fruchtstücke; 5 Thierstücke. Die Künstlerzahl beträgt 107, und zwar 93 Akademieschüler und unter diesen 20—22, die zum ersten Male ein Werkchen ausstellen; und 14 auswärtige Künstler.

Das wäre die Statistik der diesjährigen Ausstellung. Wenden wir uns zur Betrachtung der Bilder: Wenn gleich das schöne Bild Hübner's: „Hiob unter seinen Freunden" auch schon im vorigen Jahre ausgestellt war, so können wir nicht umhin, zuerst einen Blick darauf zu wenden. Im zweiten Capitel des Buches Hiob heißt es: „Da aber die drei Freunde Hiob's hörten alle das Unglück, das über ihn kommen war, kamen sie, ein Jeglicher aus seinem Orte; Eliphas von Theman, Bildad von Suah, und Zophar von Naema. Denn sie wurden eins, daß sie kämen, ihn zu klagen und zu trösten. — Und da sie ihre Augen aufhuben, erkannten sie ihn nicht. Und huben auf ihre Stimme, und weinten, und ein Jeglicher zerriß sein Kleid, und sprengten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. — Und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte, und redeten nichts mit ihm, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war."

Das Tieferschütternde dieser Worte muß in jedes fühlende Herz dringen; welch eine Aufgabe, diese hochtragische Situation auf der Leinwand darzustellen! Julius Hübner hat sie gelöst, auf eine wunderbare Weise gelöst. Bei der Anschauung seines Bildes versanken wir in tiefe Schwermuth, ein unaussprechliches Mitleiden erfaßte uns, und wir hätten uns zu den drei Freunden gesellen mögen, um mit ihnen zu schweigen, „da der Schmerz sehr groß war." — Der Maler verschmähte es, zu Rembrandt'schen Kunstgriffen der Beleuchtung seine Zuflucht zu nehmen, er wollte nur durch die Macht der ideenreichen Composition gefallen, und dies ist ihm in hohem Grade gelungen. Welch ein seelenvoller Ausdruck in den Mienen der drei Freunde: weder Güte noch Verachtung drücken ihre Blicke aus, in tiefe Contemplation versunken, erstarren ihre Gefühle über der Größe des Unglücks, obwohl man bei längerem Anschauen zu gewahren glaubt, wie sich in ihrem Innern das Selbstgefühl regt, und ihr Stolz sie hebt. Eine kolossale Gestalt mit nacktem Leibe, todtenfahl und abgehärmt, obgleich von kraftvollem Gliederbau, sitzt Hiob aufrecht vor ihnen; man würde ihn für einen Leichnam halten, wenn nicht ein kaum be-

merkbarer, aber forschender Blick unter den grauen struppigen Brauen seines brechenden Auges hervorleuchtete. Dieser Blick scheint auf die zusammengekauerten Freunde und sein liebloses Weib gerichtet, und verkündet, daß im nächsten Augenblicke sich der Mund des Geschlagenen öffnen wird, um „seinen Tag zu verfluchen." Noch ist Todtenstille über die Gruppe ausgebreitet. Bei einer solchen meisterhaften Ausführung des Psychologischen müßte man kleine technische Fehler übersehen, aber auch diese sind vermieden. Gruppirung, Draperie, Colorit: Alles ist dem Gegenstande accommodirt, und von seltner Vollkommenheit. Namentlich zeichnet dies Gemälde eine bewundernswürdige Haltung, ein plastisches Hervortreten der Figuren und der gefällige, zugleich großartige Faltenwurf aus. Weniger gelungen ist das Helldunkel und die Anwendung der Lichteffekte.

Von der vorjährigen Ausstellung war uns ebenfalls E. Daeger's Altarbild: „Madonna mit dem Kinde" bekannt. Der Künstler hat einige Verbesserungen, namentlich an dem Haare der Maria angebracht, und in der That ein liebliches, gefälliges Werk erschaffen. Vor der Klippe der neurömischen oder altchristlichen Manier, deren Merkmale kindisch naive Treue und steife symmetrische Composition sind, hat der talentvolle Künstler sich gehütet, obwohl es ihm an Irrsternen in der Nähe nicht fehlte. Der Ausdruck in den Zügen der Madonna und des Kindes ist profan, von ausnehmender Schönheit, und ohne Spur von jener geistlosen Abstraction, die für christliche Innigkeit ausgegeben wird. Wir wollen den Künstler nicht loben, weil er ein reizendes Weib und ein allerliebstes muntres Kind bildete, und diese Gestalten Maria und Jesus nannte; aber wir können unsre Freude nicht bergen, zu bemerken, daß wenigstens in unsrer Schule die zeitlosen christlichen Bilder, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach immer seltner werden. — Möchte der Künstler dieses Bildes sich nächstens einen dankbarern Stoff wählen; wir zum wenigsten finden für die heutige Zeit die Production einer Madonna in der Malerei so undankbar und unfruchtbar, wie die eines neuen Faust in der Dichtkunst.

Zwei Maler: L. Bendix aus Berlin und J. G. Meyer aus Bremen, brachten einen „Elias in der Wüste." Beide schufen fleißig ausgearbeitete Werke, und wenn dem Bilde des letztern größerer Beifall zu Theil wurde, so geschah es, weil der Erstere wenig verstand, die Künste des Helldunkels und blendender Farbengebung auf eclatante Weise anzuwenden. Die Zeichnungen beider Gemälde sind schön und richtig, doch zeugt Meyer's Gruppirung von größerer Gewandtheit und feinerm ästhetischen Gefühle. Bendix, läßt den Engel hinter Elias stehen, und diesem auf die Schulter klopfen; der Engel auf dem andern Bilde neigt sich hingegen von vorn zu dem ruhenden Propheten, was ohne Frage eine edlere Situation ist. Auch ist der letztere Engel idealischer, ätherischer, und dem Bilde entsprechender, welches die Phantasie sich von einem Engel oder übernatürlichen Wesen erschafft. Wir sind der Meinung, daß es zu den schwierigsten und thörichtsten Vorwürfen der Malerei gehört, Engel darstellen zu wollen, und wundern uns, daß noch kein bedeutender Maler so kühn war, die gewöhnliche Tradition zu verlassen und seiner gebildeten Imagination zu folgen. Nichts erscheint uns widerlicher und unnatürlicher, als diese blauen oder violetten Flügel an einem Menschenleibe. Sollte es nicht möglich sein, durch ein andres Attribut die Kraft des Fliegens anzudeuten? Und ist es denn unumgänglich nothwendig, die Superiorität der Geister durch solche handgreifliche Erklärungen zu bezeichnen? Bei Amoretten, Sylphen u. s. f. wollen wir nichts einwenden, um so mehr aber bei Figuren in oder über Menschengröße, wo derartige Geschmacklosigkeiten unausstehlich werden. Deshalb sind wir gezwungen, unsern Widerwillen unverhohlen gegen das Bild Zimmermann's (aus der Lausitz) mit der Bezeichnung: „Jakob, nachdem er mit dem Engel gerungen, wird von ihm gesegnet," auszusprechen. Eine total verfehlte Composition, wobei nur zu bedauern ist, daß der Künstler eine bedeutende technische Fertigkeit nutzlos verschwendet hat. — Der Engel ist in Mannsgröße und ziemlich kräftig dargestellt, weil der Künstler seine Darstellung den menschlichen Vorstellungen von physischer Kraft accommodiren wollte, und fürchtete durch eine idealischere Auffassung die Tradition zu verwischen. Wir finden dies ganz fehlerhaft und glauben, daß der segnende Engel ätherisch hingehaucht, das schöne Symbol weit natürlicher und pittoresker veranschaulicht hatte. Dieses fleischige, compacte und geschlechtlose Wesen macht uns übel. Besser gelang dem Maler die kräftige Mannesgestalt Jakob's; indessen finden wir es nicht nachahmungswerth, dem Beschauer die nackte Fußsohle des knieenden Mannes gleichsam in die Hand zu geben. —

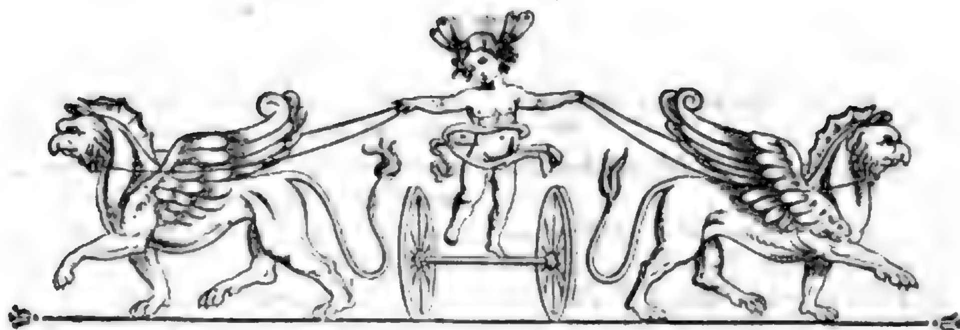
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Bendemann.]

Aus dem dritten Hefte des bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Conversationslexikons der Gegenwart erfahren wir, daß Eduard Bendemann, seit einigen Monaten bekanntlich Professor der Kunstakademie und Mitglied des akademischen Rathes in Dresden, am 3. Decbr. 1811 in Berlin, als Sohn eines reichen Banquiers, geboren ist. Selten hat ein Künstler so jung und so schnell Epoche gemacht. In seinem 21. Jahre malte er die trauernden Juden, die zuerst 1832 auf der berliner Ausstellung erschienen und den Ruf Bendemann's begründeten. Zwei Jahre später malte er die „Zwei Mädchen am Brunnen," dann den Jeremias, der 1837 auch nach Paris wanderte, auf Veranlassung des Besitzers, des Kronprinzen von Preußen. Bendemann's letzte Arbeit in Düsseldorf war der Carton zu einem großen allegorischen Bilde: „die Künste, am Brunnen der Religion schöpfend." Gegenwärtig ist er mit den Frescomalereien im dresdner Schlosse beschäftigt, welche Scenen aus dem Leben König Heinrich I., des Vogelstellers, darstellen werden. Weniger bekannt geworden ist Bendemann's „Ernte," ein Bild, daß des Künstlers Eigenthümlichkeit ganz besonders ausdrückt, es ist lyrisch-idyllisch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 194. — den 4. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

(Fortsetzung.)

Das Ganze wird zur größeren Einheit in allen Theilen erhoben, und somit die poetische Wirkung in einem höhern Grade erfüllt, als dies von der Bühne aus in der Regel geschieht. Goethe selbst, der bekanntlich kein Freund vom Vorlesen war, äußert an irgend einem Orte, eine gute Vorlesung sei ihm lieber, als eine theatralische Darstellung, und räth diese Art ästhetischer Unterhaltung und Belehrung gewählten Cirkeln angelegentlich an. Die Misere unserer Theater ist auch so hoch gestiegen, daß die Gebildeten auf jene Weise sich mehr und mehr künftig entschädigen werden; in jedem Falle aber würde es von großem Nutzen sein, wenn man die oft unermeßliche Zeitöde der Theegesellschaften, durch dergleichen würdige Beschäftigungen ausfüllte. Es sollten sich unter den Deutschen Gesellschaften bilden, in denen man dramatische Meisterwerke gemeinschaftlich mit vertheilten Rollen liest und sich über dieselben bespricht. Das wäre die edelste Rache, die wir an der Hinfälligkeit unserer Bühnen, unserer Schauspieler nähmen. Was bieten uns die Theater? Eine impertinente Parodie des Lebens! Hinter dem geheimnißvollen Vorhange versteckt sich eine plumpe Lüge. Wollen wir es uns länger gefallen lassen, daß man uns bei der Nase herumführt, daß man uns Gottes Ebenbild, den Menschen, so abscheulich verunstaltet? Wem fielen hier nicht Hamlet's goldene Worte ein, die er an die Schauspieler richtet, und welche die darstellenden sogenannten Künstler pfiffiger Weise sehr oft weglassen. Ließe diese Gattung von Künstlern doch lieber den ganzen Shakspeare fort! Ihr Gesudel kann uns nicht den tausendsten Theil von dem gewähren, was wir uns selbst durch die Lectüre des großen Dichters gewähren. Daran darf uns doch unmöglich viel liegen, daß wir durch Coulissen, Costüme und geschminkte Gesichter belogen werden. Die Griechen waren doch, mein' ich, auch gebildete Leute, aber sie hatten in ihrer Blüthenzeit jenen Pappenkram nicht, sahen nicht einmal die Leidenschaft auf einem belebten Gesichte sich abspiegeln, sondern ließen sich durch den seelenvollen Klang der Stimme hinreißen. Die Griechen waren sicher vor Coulissenreißern! Sie versahen ihre Schauspieler mit Masken und Kothurnen und wehrten ihnen dadurch gleich von Anfang an alle Alfanzereien einer falschen Mimik und Gesticulation. Unsere Theater sind in ihrer Vollkommenheit so weit gediehen, daß sie recht unvollkommen geworden sind. Das hatte Tieck bei seiner scharfen, langjährigen Beobachtung wohl eingesehen, deswegen that er den Vorschlag — der indessen wohl schwerlich befolgt werden möchte — die jetzige Coulisseneinrichtung, besonders das Wechseln während der Scene, wo möglich zu verbannen oder zu vereinfachen. Er hat darüber hier und da und zuletzt in seinem „jungen Tischlermeister" manches schöne Wort gesagt, was wohl auch noch lange vor tauben Ohren verhallen wird. Der große Hause ist zu verwöhnt, die Einfachheit der Shakspeare'-

schen Zeit läßt sich nicht mit Gewalt dem überreizten Geschmack aufnöthigen.

Lassen wir jetzt den Verfasser des französischen Artikels weiter reden.

„Endlich," fährt er fort, „sind die fünf Acte in einem Athem durchgelesen. Der Vortragende hat sich nicht einmal durch die jedesmalige Nennung der sprechenden Personen unterbrochen. Wozu auch? Man erkennt sie ohne Mühe, vom Prinzen von Marokko bis zum Lanzelot herab*). Nicht ein Ruhepunct während der dreistündigen Vorlesung — nicht ein Glas Wasser! Und doch verräth Tieck's Stimme nicht die geringste Erschöpfung, nur die Stirn ist ein wenig feucht. Erstaunt über eine so gewaltige Macht des Vortrags, that ein Mann von Geist den Ausspruch: „Tieck liest nicht, um zu unterhalten, sondern um zu beherrschen!"

„Ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen folgt. Durchdrungen von dem eben Gehörten ist Jeder noch unfähig, seinen Gedanken und seiner Bewunderung Worte zu geben. Unser Dichter, beiläufig gesagt, fühlt sich von dieser innern Wirkung, die er auf seine Zuhörer hervorgebracht, belohnt, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf; denn, obwohl er für das Lob nicht unempfänglich ist, so sind ihm doch die gezwungenen Bemerkungen und die geistlosen Complimente höchst verhaßt, und ich bin überzeugt, sein Mißfallen erregt zu haben, indem mir der etwas einfältige Ausruf entschlüpfte: „Sie haben den Kaufmann von Venedig nicht gelesen, Sie haben ihn geschaffen!" Jeder spricht sich in einigen mehr oder minder glücklichen Worten über den Genuß, den er so eben gehabt, aus, und somit ist die Abendunterhaltung geendet. Die Uhr hat neun geschlagen — dies ist die gewohnte Zeit des Rückzugs. Man begibt sich mit der ungeduldigen Hoffnung auf einen nächsten Abend hinweg."

„Man hat behauptet, Tieck läse die Komödie besser, als das Trauerspiel. So sehr er in komischen Rollen glänze, so schwach sei er in den ernsten. Das kann zugegeben werden, wenn man von den akademischen und declamatorischen Werken in der Manier eines Campistron oder La Harpe spricht, aber der durchaus nicht gespreizte Ton, dieser Mangel alles declamatorischen Aufwandes, den man tadelnd Mangel an Würde genannt hat, ist gerade ein Vorzug, wo es sich um Shakspeare'sche Stücke und die ganze romantische Schule handelt. Je einfacher hier die Sprache ist, desto mehr nähert sie sich der Wahrheit. Ich habe manche andere berühmte Vorleser gehört, keiner aber hat einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht, als Tieck. Holtei selbst gab ein paar Abendunterhaltungen bei unserm Dichter, denen ich beiwohnte. Ich war im hohen Grade angeregt, aber ich meine, wenn Holtei ein talentvoller, ist Tieck ein genialer Vorleser."

„Ein Vorwurf, der ihm mit größerem Rechte gemacht werden dürfte, ist der, daß er allzu langathmige Stücke wählt. Man würde einen viel größern Genuß haben, wenn er öfter Stücke von einem, von zwei, drei Acten mittheilte, oder wenn er wenigstens nach jedem Aufzuge eines großen dramatischen Kunstwerkes eine Pause eintreten und die Zuhörer sich erholen ließe. Doch das thut er nicht, damit nicht das Geringste von dem Zusammenhange verloren geht, und so kann es nicht fehlen, daß unter seinen Zuhörern nach der fortwährenden geistigen Spannung eine überwältigende Abspannung folgt. Selten verläßt man die Zimmer ohne die heftigsten Kopfschmerzen. Eine andere Schwäche Tieck's ist, gern eine zahlreiche Zuhörerschaft zu haben. Wenn die Gesellschaft nicht groß ist, läßt sein Humor nach und sein Feuer schwächt sich."

Wir müssen dieser Bemerkung unseres sonst ziemlich richtig beobachtenden Franzosen widersprechen. Wir haben selbst in einem ganz kleinen Kreise den Dichter Schröder'sche und andere Lustspiele mit dem reinsten, ungebundenste Humor lesen hören, ja, es hat uns bedünken wollen, als ob Tieck, von Wenigen umgeben, durch die Lectüre minder bedeutender Stücke mitunter sich gleichsam zu erholen suchte. Dann liest er wohl auch französische Kleinigkeiten in deutschen Uebersetzungen, wobei er meisterhaft den leichten Ton zu treffen weiß, der eben ihr vorzüglichster, in der deutschen Bearbeitung gewöhnlich ausgelöschter oder abgeschwächter Werth ist.

Von Notabilitäten, denen er im Tieck'schen Hause begegnete, macht er den Professor Vogel von Vogelstein, den Grafen Baudissin, den Professor Hartmann, Steffens, v. Raumer und einige Schauspieler und Schauspielerinnen, unter Andern Emil Devrient, als den vortrefflichen Darsteller des Königs Enzio, namhaft. Darauf läßt er sich also weiter hören:

„Aber es war nicht allein in der Mitte dieser großen, allgemeinen Assembleen, wo ich mich der Gesellschaft des Dichters erfreuen durfte. Er gestattete mir auch bisweilen zu seinem kleinen Kreise von Auserwählten Zutritt, gegen den er sich, umringt von seinen intimsten Freunden, vertraulich über seine Werke aussprach, die er eben unter der Feder hatte. Auf diese Weise

*) In Bezug auf Lanzelot setzt der Franzose hinzu: „diese eines Molière würdige Bedientenfigur!"

erhielt ich von dem Entstehen der „Sommerreise", des „Kamoens" und mehrerer anderer Novellen Kenntniß, an denen sich nachher das Publicum erfreute. Er war auch so gütig, des Morgens mich in seiner Bibliothek zu empfangen, um sich mit mir über Kunst und Literatur zu unterhalten. Aus seinem Munde erhielt ich da manche Rathschläge und Fingerzeige, die ich mich bemühen werde, zu benutzen."

„Eines Morgens besucht' ich ihn. Er hatte einen jungen fremden Schriftsteller zu sich bestellt, um mit ihm den Plan zu einem Drama prüfend durchzugehen. Dieses Drama, oder vielmehr der Entwurf zu demselben, hatte den Autor zu vielen Reisen, zu langen, mühsamen Forschungen veranlaßt, und doch scheint er die Ausführung aufgegeben zu haben; vielleicht, weil ihn die Begeisterung verlassen, vielleicht aus Mißtrauen gegen sich selbst. Das Stück, von eigner Erfindung, spielt in Deutschland in der Zeit von Johann Huß. Vier Personen in drei Acten. Man sieht daraus, wie wenig die Absicht des Verfassers, die vielmehr reactionair und philosophisch war, dahin ging, mit großem Aufwand und Geräusch zu bestechen. Er wollte in einer Trilogie den einen Menschen die verschiedenen Stadien einer enthusiastischen, erregbaren Gemüthsverfassung hindurchführen. Student im ersten Acte, Mönch im zweiten, Heiligthumsschänder im dritten, sollte sein Held erst von dem höchsten, reinsten Spiritualismus glühen, durch Ermahnungen und sein eigenes Beispiel ein junges Mädchen, das er im Geheimen liebte, zwingen, den Schleier zu nehmen, nachdem er sich selbst dem klösterlichen Leben geweiht. Darauf erwachen die irdischen Leidenschaften in ihm, er wirft seine Mönchskutte ab, reißt die betende Novize vom Altare, irrt dann ruhelos umher, von Gewissensbissen gepeinigt, den Zorn des Himmels fürchtend, und flieht endlich in die Einöde, um seine Sünden abzubüßen, Weib und Kind, trotz ihrer Verzweiflung, verlassend. Doch über die unglückliche Familie wacht das Auge eines Vaters und Gottes."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Forts.)

[Die Kunstausstellung.]

Otto Mengelberg's „Judith" verräth ein strebendes Talent, das sich zu ungewohnter Meisterschaft erheben kann, wenn es vorsichtig genug in der Wahl des Gegenstandes sein wird. Auf die Gefahr hin, Vielen prüde oder gar pedantisch zu erscheinen, erklären wir unser Mißfallen an allen Judithbildern, mit denen wir von Zeit zu Zeit heimgesucht werden. Sollte man doch meinen, es fehle den Malern an geschichtlichen oder poetischen Stoffen, welche den Anforderungen eines gebildeten Schönheitsinnes entsprechen, weil dieses garstige Fleischerstück so in Affection genommen, und hundert Mal variirt und reproducirt wird. Ein Weib, das so eben ein Menschenleben geschlachtet hat, und mit blutbeflecktem Messer, mit fanatischem Blicke sich im Vordergrunde zeigt, während in der Entfernung der blutige Körper mit dem abgeschnittenen Haupte sichtbar ist; — wie schwer ist es hier die Schönheit festzuhalten! — Mengelberg's Judith zeigt freilich wenig von jener herben Energie und fanatischen Gluth, die man in dem Bilde eines meuchelmordenden Weibes zu finden voraussetzt; seine Judith ist ein reizendes, schlankes Mädchen, dessen Antlitz sanft verschmolzene Züge und blühender Teint verschönen. Das feurige, aber milde Auge ist zum Himmel emporgerichtet, und scheint eher einige Seufzer für Verzeihung einer Liebessünde, als ein fanatisches Dankgebet für den gelungenen Mord zu verkünden. Ohne den blutigen Körper im Hintergrunde und bei veränderter Decoration könnte diese Judith füglich für Jeanne d'Arc genommen werden, in welchem Falle wir das Bild mit lautem Lobe begrüßen würden. So aber mißfällt uns sowohl die ganze Conception wie auch die Inconsequenz in der Ausführung der einzelnen Theile. —

Zum ersten Male gewahrten wir auf der Ausstellung ein Bild von Brentano aus Seligenstadt, und freuen uns in demselben den Pinsel eines Meisters zu erkennen. Die Zeichnung im Allgemeinen, Farbengebung, Haltung, Impasto u. s. w. sind vortrefflich. Auffallend ist es, daß fast kein größeres Bild der diesjährigen Ausstellung in Hinsicht der poetischen Composition und Erfindung die Erwartungen, zu welchen man durch die genialischen, originalen Werke Lessing's, Bendemann's, Sohn's u. A. veranlaßt wurde, erfüllt. Die Sujets der Mehrzahl aller ausgestellten Bilder verrathen nicht im geringsten eine wohlthätige Einwirkung der Ansichten jener Meister auf die jüngern Schüler, und es thut uns leid, glauben zu müssen, daß gerade in der Nähe die richtigen und großartigen Tendenzen, welche in den herrlichen Bildern Lessing's u. A. veranschaulicht werden, weniger erkannt und aufgenommen werden, als in der Ferne. Der Zuwachs talentvoller junger Künstler ist stets erfreulich, aber um so mehr, wenn sich den technischen Fertigkeiten ein vernünftiges Streben nach Originalität verbindet. Nur der Gedanke und zwar der im Sinne unsrer strebenden Epoche ausgesprochene Gedanke kann der hinwelkenden Blume der Kunst neues Leben einhauchen, und sie von dem Schutte jämmerlicher Nachahmungen, oder pikanter Trivialitäten befreien. Besonders bei jungen Künstlern, deren technische Gewandtheit sie berechtigt, nach höheren Zielen zu streben, schmerzt uns die Wahrnehmung, daß sie gewöhnlich mit der Nachbildung eines großen Meisterwerks beginnen. Das Mißlingen kann nicht ausbleiben, und der getäuschte Künstler verliert sich später in Manier und ungewisses Umhertappen. Hr. Brentano malte eine heilige Caecilie. Welche Aufgabe! Wir wollen ihn nicht durch Parallelen mit andern Caecilien betrüben, obgleich er dies erwarten mußte, und bemer-

ken nur, daß, auch hiervon abgesehen, seine Auffassung oder Copie der Heiligen gewiß Wenigen gefallen wird. Diese forcirte Stellung und kleinliche Ausführung der Beiwerke, namentlich des vergilbten Notenblattes in der ausgestreckten Hand können schwerlich anders als prosaischen Eindruck machen, und nur mühsam bei einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts ertragen werden. —

Anmaßend war es von dem Maler der großartigen Kleckserei, die betitelt ist: „Des Sängers Abendlied," die Ausstellung dieses hors d'oeuvre zu verlangen, und thöricht von der Verwaltung, diesem Verlangen zu entsprechen. Der Maler hat gezeigt, welche enormen Wirkungen ein lebhaftes Colorit auszuüben vermag, denn schwache Augen werden wahrlich diesen Purpurglanz nicht aushalten können. Ein schwarzer Flor über das Feuerwerk gebreitet, würde die Gefahr des Blindwerdens der Zuschauer paralysiren, und über die Gruppe die erforderliche Beleuchtung verbreiten. Am Ende genügte aber auch diese Modification nicht, dem Prachtstücke Beifall zu verschaffen, da der Maler von einer grausamen Manie ergriffen ist, lange Beine zu zeichnen. Diese Riesenschenkel sind wahrhaft schauderhaft und benehmen uns allen Muth, länger bei diesem romantischen Genrebilde zu verweilen. —

J. Bachta's Gemälde: „Der junge Tobias, welcher seinem Vater die Augen heilt," ist mit feinem holländischem Pinsel gemalt, und nähert sich dem, was man in der Kunstsprache: „ein geleckteś Bild" nennt. Zeichnung und Gruppirung sind schön, obwohl etwas mager und kahl; das Colorit geschmackvoll, aber matt und ohne Spur von solidem Impasto; die Draperie steif und manierirt, und die Figuren ruhen platt auf der Fläche und treten nicht in gerundeten plastischen Formen gleichsam aus der Leinwand heraus. Man sieht dem Bilde die Mühe und den ängstlichen Fleiß des Malers an; jedes schiefe Fältchen wurde nachträglich geglättet, jedes struppige Härchen ausgekämmt, und Alles hübsch fein überlegt und gedeutelt. Wer kann seinen Geschmack bezwingen? Trotz aller gegebenen Mühe, das Gegentheil zu empfinden, schien uns das Bild langweilig, weil wir keine Spur von dem Zauber blühender Romantik, dessen belebender Hauch uns in den meisten Bildern der Schule anweht, in ihm gewahrten. Es mag Kenner geben, die unsre Meinung sehr verwerflich finden. —

Dasselbe Gefühl, nur modificirt durch die höhere Tendenz des betrachteten Objects, bemächtigt sich unser bei der Anschauung der werthvollen Gemälde anerkannter auswärtiger Künstler. Wir meinen die Schlachtscenen S. Meister's in Cöln: „Letzter Moment der Schlacht von Ligny, wie der Feldmarschall Blücher gerettet wird;" und A. Mende's in München: „Vertheidigung eines belagerten Hauses in Tyrol 1809." — Beide Bilder, vorzüglich aber das erstere zeichnen sich durch sehr correcte Zeichnung und studirte Perspective aus. — Es möchte schwer sein, bedeutende Fehler in dieser Hinsicht zu entdecken; dagegen fällt ein fahles, ziegelfarbnes Colorit, das ebensowohl Manier ist, wie die düsseldorfer Uebertreibung mit lebhaften Farben, unangenehm ins Auge, und läßt um so deutlicher die mangelhafte Conception des Ganzen gewahren. An eine Verbindung der einzelnen Theile zu einem abgeschlossenen Ganzen ist kein Gedanke; vereinzelte Gruppen ziehen die Aufmerksamkeit von der Totalvorstellung ab, und der verbindende Faden entschlüpft dem Zuschauer. Es sind aphoristische Sätze einzeln hingestellt, und nur durch Capitelüberschriften zusammen verknüpft, und zur Einheit gebracht. Diese Parallele paßt jedoch weniger auf Meister's als Mende's Bild, das sich andrerseits durch größere Wärme und genialere Auffassung der Situation auszeichnet. — Unter den kleinern Genrebildern entdecken wir einige, welche das reichste Lob in jeder Rücksicht verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

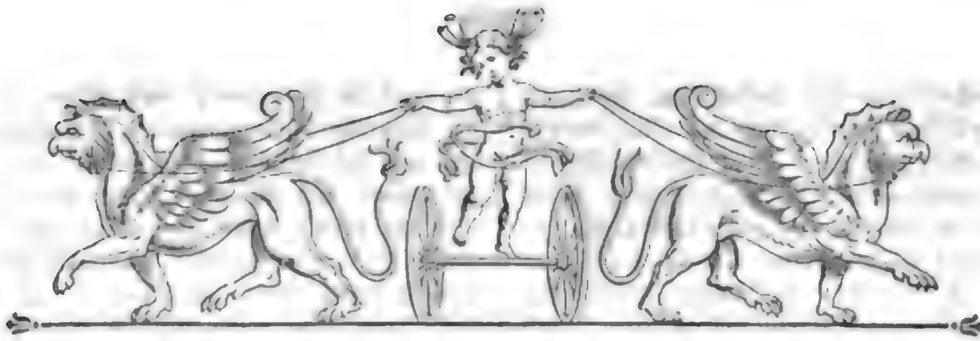
[Der Komet gegen das junge Deutschland.]

Auch du Brutus? Es ist brutal. In Nr. 173 seines Kometen hat Herloßsohn ein aus Berlin datirtes Artikelchen gegen das junge Deutschland einrücken lassen. Es ist sehr abgeschmackt, gegen einen abgeschmackt gewordenen Parteinamen im Allgemeinen zu Felde zu ziehen. Man gehe auf die Sachen ein, widerlege die Personen, bekämpfe die Ideen. Irrthümer widerlegen ist freilich mühsamer, als hinter dem Bierkruge sitzen, sich hinter das Vorurtheil verstecken und mit dem Philister gemeine Sache machen. Sind Verirrungen vorgefallen, so müssen und können sie widerlegt werden; das schlimmste aber von allen Uebeln ist und bleibt die Gemeinheit, die nichts prüft, sich in nichts einläßt, jene Gemeinheit, die sich's in Hemdärmeln bequem macht, sich ins Fäustchen lacht oder mit beiden Fäusten auf den Tisch schlägt. Ich wittre den malcontent gewordnen berliner Lustigmacher hinter jenem Artikelchen. Schäme dich, malcontenter Lustigmacher!

[Minckwitz, der deutsche Hans Michel.]

Hans Michel stirbt unter den Deutschen nicht aus, das alte Lied, das die Kinder singen: „Gestern Abend war Vetter Michel wieder da!" ist ein ewiges. Hans Michel, in neuester Variation Johannes Minckwitz, lobt am Grafen Platen in den Literaturbriefen S. 271: es trete bei ihm alles so verständlich und „dem gemeinen Bauernverstande angepaßt" vor die Seele. S. 303 spricht er wie ein Viehzüchter vom „Ausmästen" der Talente. „Ich lobe mir eher," schreibt er, „ein dürres Talent, das die Kraft sich zu füllen und zu bereichern nöthig hat und besitzt; ein solches, mit den Jahren reifendes, ist das glücklichere. Das Wegschneiden bleibt gefährlich, es schlägt tiefe Wunden, und dennoch schlagen immer die in der Natur festbegründeten, innig mit ihr verzweigten Wurzeln wieder aus, während das Vollenden, das Ausmästen, das Füllen des sparsam fließenden Talentes durch das Leben, die Welt und die Bücher möglicherweise leichter herbeigeführt wird. Das sind so meine Ansichten." Hans Michel ist wieder da. Das sind so unsere Ansichten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 195. —— den 5. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ludwig Tieck und sein Salon.

(Beschluß).

„Man kann viel Geist blicken lassen, auch wenn man blos Zuhörer ist. Bei Niemanden zeigt sich dies im höhern Grade, als bei Tieck. So wie sich der Plan vor ihm entwickelte, glänzte sein Auge, sein Antlitz wurde belebter; nichts entging ihm, er drang in die kleinsten Details, oft ehe sie noch berührt waren. Sein Scharfblick und seine Einbildungskraft machten ihn sogleich mit der Intention des Autors vertraut. Sein Geberdenspiel war bewunderungswürdig. „Es ist hierin viel Poesie," sagte er endlich zu dem jungen Manne, als dieser mit seiner Mittheilung fertig war. „Aber werden Sie wohl durch den bloßen Dialog eine so einfache Handlung unterstützen und behaupten können? Ich würde Ihnen rathen, das Komische mit dem Ernsten zu mischen. Unglücklicherweise macht sich Ihr Publicum nicht viel aus solch einer dramatischen Verschmelzung, die, meiner Ansicht nach, einzig und allein ein Drama beleben kann, wenn sie wirklich aus dem Sujet hervorgeht. Noch einen Einwurf hab' ich Ihnen zu machen. Ihre Entwickelung, so neu, großartig und ohne Widerspruch sie auch ist, sollte sie nicht ein wenig zu rapid, zu hastig sein? Die große Masse wird Ihnen diesen Vorwurf machen. Ich gestehe, Ihr Held ist völlig für die Gesellschaft verloren. Zwischen ihm und der Welt ist kein Band mehr möglich. Zu diesem Gedanken kann sich der große Hause nicht erheben, und ich meine, es würde mehr nach seinem Geschmacke sein, wenn in einem vierten Acte Ihr Held in den Schooß seiner Familie zurückkehrte. Freilich bekäme dann das Drama einen elegischen Anstrich; man muß das reiflich überlegen. Ich wiederhole es indessen, in Ihrem Entwurfe ist viel Poesie, es fragt sich nur, wie Sie ihn ausführen *).""

An einem andern Tage fiel die Unterhaltung auf Wackenroder, Novalis, Stolberg, die Jugendfreunde Tieck's. Ich kann bezeugen, mit welcher Innigkeit er das Andenken derselben in seinem Herzen bewahrt. „Wackenroder," sagte er zu mir, „war mein Studiengenosse, der erste Vertraute meiner Gedanken. Wir theilten zusammen auf der Universität denselben Tisch und dasselbe Lager. In unserm kleinen abgeschiedenen Heiligthume träumten wir von großen Plänen für Kunst und Poesie. Mein Freund verband mit vielen Kenntnissen eine liebenswürdige Fülle von Gefühl. Er hat zum großen Theil den ersten Band von Sternbald's Wanderjahren geschrieben, nämlich den ganzen deutschen Theil; was Italien umfaßt, übernahm ich später. Novalis, oder vielmehr der Freiherr von Hardenberg **), war, wie Wackenroder,

*) Die Redaction der Revue du Nord macht hier folgende Anmerkung: „Wir glauben, ohne es verbergen zu wollen, daß der junge Autor, von dem Herr Auquier spricht, kein anderer, als er selbst, sei."

**) Der französische Erzähler macht ihn zum Grafen, wie er sich überhaupt hier und da kleine Namensverdrehun-

eine jener melancholisch weichen Liebesseelen, die zu einem reingeistigen Dasein berufen sind, und gleichsam nur zufällig auf der Erde wandeln. Auch ihn hinderte der Tod an der Beendigung seines größten Werkes. Was Stolberg betrifft, so lernt' ich ihn später kennen, zur Zeit meines Aufenthaltes zu Zopsingen. Diesem überlegenen Geiste verdanke ich eine sehr beträchtliche Verbesserung meines Talents und meines Styls. Er war ein tüchtiger Denker, ein ernster und gewandter Autor. Er berichtigte einige meiner Ansichten und gab mir neue dafür, gewöhnte mich daran, reiflich über die Gegenstände nachzudenken und die Moral nicht aus den Augen zu verlieren; aber auch durch seinen Tod nützte er mir noch, indem er mich zum Erben jener drei unbekannten Berühmtheiten, welche ich der Welt übergab, machte." Als wir auf seine Nachahmer und Schüler, Achim von Arnim und Fouqué, übergingen, sagte er: „Beide haben mich in meinem Wirken unterstützt und begleitet, zumal Arnim, Fouqué war mir weniger treu; er hat allzuviel geschrieben. Wenige seiner Arbeiten werden bleiben, doch reicht seine „Undine" schon hin, um ihm einen Platz in der modernen Literatur zu sichern.""

„Mehrere Unterhaltungen bezogen sich auf das deutsche Theater. „Ist's nicht zum Verzweifeln," rief er mit Bitterkeit aus, „wenn man den Verfall unserer Bühne sieht? Was die jungen Schriftsteller schreiben, taugt nichts; das Publicum fällt in die alte Barbarei zurück — ein gutes neues Stück ist eine Seltenheit. Unsere größten Meister sind vom Repertoire verdrängt, man zieht ihnen die Vaudevilles von Scribe und Compagnie vor, oder die schwülstigen Dramen der Herren So und So, und wir haben hier eine wahrhafte literarische Fabrik, in der man die schönen Sächelchen nach der Elle liefert. Sagen Sie selbst, ist's unter solchen Umständen wohl möglich, gute Schauspieler zu ziehen und zu erhalten? Was hab' ich nicht gethan, um diesen Ausschweifungen, diesem erbärmlichen und antinationalen Geschmacke entgegenzuarbeiten! Ich habe geeifert, ich habe den Kreuzzug gepredigt — meine Stimme ist verhallt in der Wüste. Ich hatte den Plan, die Franzosen selbst das eigentliche, wahre romantische Drama sehen zu lassen. Eine Gesellschaft der besten deutschen Schauspieler, die beiden Devrient, die Schröder und mehrere Andere, sollten nach Paris gehen, um dort eine gewisse Anzahl von Vorstellungen der Trauerspiele von Schiller, Werner u. s. w. zu geben*), und Ihren aus der Schule der Akademie hervorgegangenen Schauspielern zu zeigen, wie man sich benehmen, sich kleiden, sprechen, wie man mit Natur und Wahrheit spielen müsse. Da kam die asiatische Geißel über Ihre Stadt und vernichtete das Project." — „Hiermit würde Frankreich ein großer Dienst geleistet worden sein," erwiederte ich, „wir erkennen das Uebel wohl, aber wir finden kein Mittel dagegen. Ueberdies, die Aufnahme, die die Pariser der deutschen Oper haben zukommen lassen, dünkt mir ein günstiges Zeichen für Ihre Schauspieler." — „Das ist nur eine Sache der Laune, mein Herr, die ein paar Monate anhält," fuhr Tieck fort. „Die Franzosen haben wenig Sinn für Musik und ziehen wohl eine Quadrille einer Symphonie vor. Aber es ist ja lächerlich, wenn ich bei dieser Gelegenheit die Franzosen anklage, denn meine eigenen lieben Landsleute scheinen ihnen ein Beispiel von Indifferentismus für schöne und ihre nationale Musik geben zu wollen. Sie haben sich selbst davon überzeugen können. Sind Sie nicht auf Ihrer Reise von französischen und italienischen Opern verfolgt worden, die, zum großen Theil sehr schwach, außerdem schlecht dargestellt werden, weil sie unsern Sitten, unserer Natur entgegen sind? Freilich, unsere deutschen Dilettanten klatschen ihnen Beifall; sie wollen gar nichts Anderes; Spohr und Weber sind in den Hintergrund geschoben — die jungen Componisten verlieren den Muth." — „Hoffen wir noch, Herr Hofrath," versetzte ich, „es muß eine Reaction zum Bessern kommen! Sie werden die Herrschaft der deutschen Musik in ihr Vaterland zurückkehren sehen, und Meierbeer wird nicht mehr nöthig haben, im Auslande eine gerechte Anerkennung zu suchen, die ihm seine Landsleute verweigern."" —

Die letzte Aeußerung ist schief genug; wir eilen über andere Ansichten des Franzosen hinweg. Bei der Analysirung der Tieck'schen Werke hält sich der französische Verfasser lediglich an deutsche Beurtheilung, die wir deshalb hier weglassen. Gegen das Ende seiner Abhandlung äußert er:

„Literarische Arbeiten entzogen mich für einige Zeit den angenehmen Vorlesungen und Unterhaltungen im Tieck'schen Hause, an die ich mich gewöhnt hatte. Eine Reise nach Schlesien, Wien, Prag, Teplitz hielt mich mehrere Monate von Dresden entfernt. Im Herbste kehrte ich zurück in der Absicht, einen literarischen Cursus zu halten. Ich hatte mich zu diesem Zwecke in den

gen zu Schulden kommen läßt. Der Franzose pflegt die fremden Namen nach dem Klange ihrer Aussprache niederzuschreiben.

*) Sollte Tieck wirklich Werner hier mit Schiller zusammengenannt haben?

Hauptstädten Deutschlands schon mit biographischen und kritischen Besprechungen über die bedeutendsten französischen Schriftsteller unserer Zeit versucht *)."

„Tieck hatte die außerordentliche Güte, mich bei diesem kühnen Unternehmen zu ermuthigen; er beehrte meine Subscribentenliste mit seinem Namen und nahm an meinem kleinen, aber gewählten Auditorium Antheil. Ich glaube nicht, daß ihm meine Vorträge genügt haben, aber ich fühlte mich durch seine Gegenwart aufs höchste geschmeichelt."

„Indessen fesselten mich meine Arbeiten nicht so sehr, daß ich die Soiréen Tieck's nicht hätte besuchen können. Ich hörte neue dramatische Meisterwerke und machte neue Bekanntschaften, unter Andern die Fürstin K., Verfasserin eines polnischen Romans, und den General B., so wie Herrn Noel, den ich schon bei Frau von Goethe in Weimar gesehen hatte. Dieser junge Engländer, der Bruder der Lady Byron, erregte bald Aufsehen in der feinen Welt von Dresden. Er war nämlich ein eifriger Phrenologist, machte Versuche an unsern Schädeln, und sagte uns mit der Zuversicht eines Cagliostro unsere Neigungen, Eigenschaften und Fehler."

„Auch Herr von Montalembert befand sich zu dieser Zeit in Dresden, doch, obgleich er mehrere Male bei Tieck gewesen, hab' ich nie das Glück gehabt, ihn zu treffen."

„Bei meiner Rückkehr nach Paris sah ich David. Er war eben im Begriff, seine lange verschobene Reise nach Deutschland zu unternehmen. Mehrere bedeutende Arbeiten sind die Früchte seiner Kunstreise gewesen. In seinem Atelier sah ich neben der kolossalen Büste Goethe's die Büste Tieck's. Dieses lebende Marmorbild verließ die Ufer der Seine, um am Strande der Elbe ein Denkmal zu sein, wie französische Kunst den deutschen Genius ehrt. Und so offenbart sich durch dieses neue Band eine edle Verwandtschaft zwischen beiden Nationen. Einst wird es dienen zur Gründung einer geistigen Republik." —

*) Mehrere Zeitschriften haben zu jener Zeit darüber Bericht erstattet.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Forts.)

[Die Kunstausstellung.]

A. Korneck aus Breslau debütirte mit einem „altdeutschen Mädchen am Spinnrade," dessen Wunderlieblichkeit Worte nicht auszudrücken vermögen. Das süße Mädchen in romantischer Tracht ist in stille Träumereien versunken; die Hand, welche die Spindel bewegen sollte, ruht im Schooße, und in dem schwärmerischen Auge, von Sehnsucht umflort, scheint eine Thräne zu zittern. Ueber das Ganze ist eine frische Sauberkeit und sinnige Zierlichkeit verbreitet, die an die bessern Bilder von Franz Mieris erinnern. Der Künstler wird ein hohes Ziel erreichen, wenn er fortfährt, gedankenvolle Composition mit gleicher technischer Genauigkeit zu verbinden.

Mit gleichem Enthusiasmus begrüßen wir die Bilder F. Ittenbach's aus Königswinter. In dem Portrait eines jungen Mannes staunen wir wahrhaft über die Naturtreue und künstlerische Handhabung des Technischen. Größere Klarheit und Wärme der Färbung, namentlich des Fleischtones, und feinere Modellirung der Umrisse ist uns bei modernen Künstlern kaum vorgekommen, und nur die technischen Meisterwerke van Dyk's liefern Pendante zu dieser Farbenschöpfung. Hildebrandt und Schadow mögen den Künstler in Behandlung der Gewänder übertreffen (der Sammet ist nicht ganz treu nachgeahmt), dagegen ist hinsichtlich des Ausdrucks und der Behandlung des Fleischtons nicht wohl größere Vollkommenheit denkbar. Feine Durchbildung und edle Zierlichkeit, wie sie an Rubens' Portraiten nicht in höherm Grade angetroffen werden (und wer weiß nicht, daß Rubens wunderschöne Hände malte?), zeigt sich an der Hand des dargestellten Mannes, und auch Haar und Bart sind mit möglichster Treue wiedergegeben. Es muß ein Glück sein, so genialisch portraitirt zu werden!

Nicht ganz dieselben Vorzüge, aber dennoch den Schöpfer des wundervollen Portraits verrathend, schmücken die beiden andern Bilder Ittenbach's. Das Eine veranschaulicht eine charakteristische Scene: „Der Täufer und seine Schüler," und zeugt von der Fähigkeit des Malers, sinnvolle Compositionen darzustellen. Die Köpfe sind voll charakteristischen Ausdruck, nur hier und da etwas zu portraitartig gehalten, um die gewünschte Verschiedenheit zu erreichen. Das Bild ist übrigens skizzenhaft, und verdiente eine größere Ausführung. — Die „heilige Barbara" ist nur Portrait, und wahrscheinlich nach dem Leben gezeichnet. Der dunkle Goldton des Fleisches erinnert an spanische Madonnen, und bezeichnet die südliche Schönheit vortrefflich. Nur ist das Colorit in der Gegend des Halses zu bräunlich, fast schmuzig, und in dem glühenden Auge der Heiligen entdecken wir eher alles Andere als fromme Beschaulichkeit. Doch stört dies unsern Genuß nicht, da wir über die beengenden Schranken der frommen Philisterei, welche die freien Künste in den Sauerteig ihrer religiösen Anschauungen mit hineinkneten möchte, längst hinaus sind. —

Hasenklever aus Remscheid wählte zum Stoffe eines caricaturartigen Genrebildes eine Scene aus dem leider jetzt vergessenen komischen Heldengedichte: „Jobsiade." Der Held des Gedichtes, Hieronymus Jobs, kommt so eben von der Universität zurück und präsentirt sich cavalièrement seinem wohlbeleibten und erstaunten Papa. Die Scene ist von drastischer Wirkung, nur schade, daß sie eines Commentars bedarf, um der größern Mehrzahl verständlich zu sein. — Hasenklever's Genrebilder erinnern an die glänzendste Periode

der niederländischen Technik. Eine größere Genauigkeit, ein feineres miniaturartiges Ausmalen der unbedeutendsten Gegenstände ist kaum denkbar, und selbst bei Gerhard Dow, Slingelandt u. A. nicht anzutreffen. Möchte der Künstler in der Wahl seiner Sujets universeller, nicht dem Geschmack seiner nächsten Umgebung huldigend sein, und es kann nicht fehlen, daß man ihn neben oder über Pistorius und Schrödter setzen wird. Noch scheint uns sein eminentes Talent auswärts nicht gehörig gewürdigt zu werden. — A. Schrödter aus Schwedt skizzirte eine neue Scene aus Don Quixote, welche aber der im J. 1835 ausgestellten: „Wie Don Quixote den Amadis studirt" nicht gleich kommt. Die Skizze ist unbedeutend, wenn auch Sancho Pansa und Rosinante gelungene Copien sind.

Chr. Köhler's des Verfassers von „Mirjam's Lobgesang," der Findung Mosis" u. s. w. „Weibliche Figur" hat ganz denselben Ausdruck, den wir an den weiblichen Gestalten dieses Malers gewohnt sind. Blühende, lebensvolle Tinten, warmer goldner Fleischton, sinnlicher Ausdruck, aber ohne Grazie und idealische Schönheit. Dem Künstler stehen alle Vortheile einer hinreißend schönen Farbengebung, einer sinnvollen Gruppirung zu Gebote, aber er verwechselt auf plumpe Weise das sinnlich Reizende mit dem geistig Anziehenden. Diese fetten, kernigen Schönheiten mögen alles Andre sein, nur keine Prophetinnen oder Personificationen der Poesie. In dem Kataloge war ein zweites Bild dieses Meisters verzeichnet: „die Poesie" betitelt, welches wir noch nicht erblickten. —

Der Raum erlaubt uns nicht, mehrere andere vorzügliche Genrebilder einzeln zu beurtheilen; wir müssen uns begnügen, Künstler und Gegenstand des Bildes nur zu nennen. — W. Kraft aus Berlin malte höchst sinnig: „Landleute, die von der Brandstätte ihres Dorfes scheiden." Eine ergreifende Situation. C. Lotz aus Düsseldorf „ein ruhender Jäger" nach dem Leben. Feine Ausarbeitung. J. G. Meyer's aus Bremen Skizze: „Abraham mit seinen beiden Weibern beim Untergange Sodoms und Gomorras" wird bei größerer Ausführung Beifall finden, wenn der Maler sich vor dem Haschen nach Effect hinsichtlich der Beleuchtung und Farbenwahl hütet. „Ein im Klosterhofe lesender Dominikaner" von Andr. Müller aus Darmstadt ist sehr ausdrucksvoll und technisch vollkommen; der Gegenstand hat aber hier den Reiz des Neuen verloren. — „Zwei Chorknaben" von Rahm aus Willich sind unbedeutend und unverschämt, zum zweiten Male sich sehen zu lassen. — Dagegen sind A. Chauvin's aus Aachen: „Zwei Kinder, die Versteckens spielen" und M. Pläschke's „schlafendes Mädchen," liebliche Compositionen, wenn auch hier und da ungenügend in Zeichnung und Colorit. — Fr. Wirz aus Erkelenz, „der Pole und sein Kind" verräth sichtbares Streben nach Charakteristik. — Von J. Fay aus Cöln waren ausgestellt: „Genovefa" und eine „Alte am Spinnen" mit greller Beleuchtung. —

Wenn wir der Anzeige von Camphausen's „Reiter aus dem Gefechte kommend;" H. Schlichting's „blinder Greis mit einem Mädchen auf dem Kirchhofe;" W. Trautschold's „Fanghund" u. s. f. keine specielle Beurtheilung folgen lassen, so erzeigen wir den jugendlichen Künstlern eine Gefälligkeit. —

Relatives Lob verdienen: „Weißlingen sterbend, aus Goethe's Götz" von C. Rennert aus Dortmund; „Flucht nach Aegypten" von C. Clasen aus Düsseldorf; „Zwei Kinder" und das „eigne Bildniß" von E. Geselschap aus Wesel; des bekannten Götting's fein ausgeführte Skizze: „Die Grablegung Christi;" H. Ritter's aus Canada „Dolce far niente;" „Zwei Mädchen" von F. Boser aus Halbau; „Eine Darstellung aus dem hohen Liede: „Ich beschwöre euch ihr Töchter Jerusalems, weckt meine Freundin nicht auf, bis daß es ihr selbst gefällt" von A. Ehrhardt aus Berlin; — S. Fürstenberg's Bildnisse; C. v. Hagen's „der junge König und die Schäferin;" „Bildniß" von Gottl. Herz aus Hildesheim; „der Tod des Fürsten" von Ph. Hoyoll aus Breslau; „Studienkopf" von Th. Maaßen aus Aachen; „der Engel Raphael mit dem jungen Tobias" von Carl Müller aus Darmstadt; „Bildniß" von S. Schwingen aus Godesberg; „Jakobe von Baden" von Hermann u. s. f. Holthausen aus Uerdingen malte ein gut colorirtes, aber geschmacklos zusammengestelltes Blumenstück; J. Wilms und J. Lehnen behaupteten auch diesmal im Fache der Stillleben und Fruchtstücke ihren bewährten Ruf; des Letzteren „Hering mit einem Glase Wein" und „Todtes Wild" sind köstliche Cabinettsbildchen. — Fr. Lingenbach in Cassel sandte zwei Thürstücke ein, die uns wenig angesprochen haben, trotz der weitläufigen Erklärung im Verzeichnisse. Es heißt darin: „Ein Adler schießt auf mehrere, auf einem Flusse schwimmende Enten herab;" und: „Ein Hirsch steht in einem seichten Bache, während eine Hirschkuh aus dem höher gelegenen Holze kommt." —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Sismondi.]

Von Sismondi's „Geschichte der Auflösung des römischen Reiches und des Verfalls der Civilisation der alten Welt" erhielten wir aus dem Verlag von Barth in Leipzig eine Uebersetzung, die nun mit der 5. Lieferung das Werk abschließt. Hrn. Lindau mochten Redactionsgeschäfte der Leipziger allgem. Zeitung abhalten, seine Arbeit fortzusetzen; die Uebersetzung ist von Dr. Klee beendet.

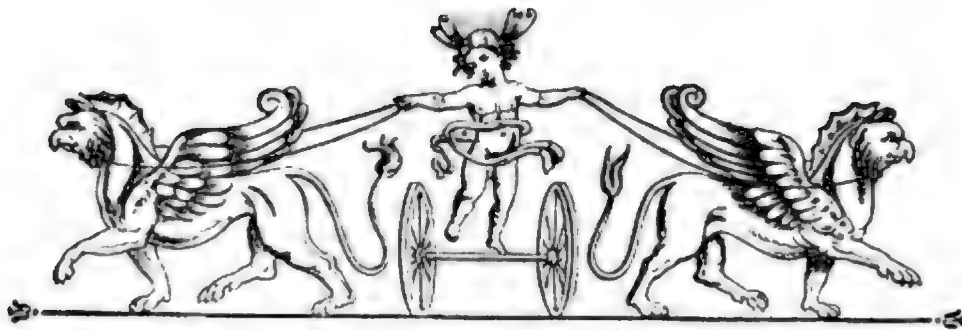
[Baukunst.]

Hierüber liefert das dritte Heft des „Conversationslexikons der Gegenwart" einen sehr unterrichtenden Artikel, der besonders die jetztlebenden münchner und berliner Architekten charakterisirt. Er ist aus der Feder Rudolph Marggraff's in München.

[Auguier.]

M. L. Auguier, dessen Artikel über Tieck's Salon wir unsern Lesern mittheilten, ist derselbe, der auch seinen Besuch bei Hahnemann erzählte. S. Nr. 248 ff. vom Jahrg. 1835 unserer Zeitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 196. — den 6. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Theodor Creizenach.

Zwei Geschlechter.

(Scene aus einer größeren Dichtung.)

(Garten. Großvater am Arme seines Enkels wandelnd.)

Großvater.

Der Frühling kommt, die Blüthen sprießen
Am neubelebten Stamm empor;
Bald werden wir die Frucht genießen
Und dann kommt Winter, wie zuvor.
Doch heiter seh' ich an der Jahre
Stets neu umkreisten Wechsellauf;
Es blühen an der schwarzen Bahre
Noch bunte Lebensblumen auf.

Sohn.

Mir aber pocht des Lenzes Mahnung
An starker Brust mit fester Hand,
Ein Losungswort in Kampfes Ahnung,
Kein Spruch auf einem seidnen Band.
Drum möcht' ich mir zum Lanzenschafte
Umwandeln jeden grünen Baum;
Die Blumenlust, die längst erschlaffte,
Hat nicht in meiner Seele Raum.
O, böser Frühling, wenn du wieder
Mich schlummernd in dem Grase triffst
Und säuseltest die Worte nieder:
Von neuem blüh' ich — und du schläfst!

Großvater.

Dann werden Dir die Schwalben rufen,
Die dort am Dach ihr Nest gebaut:
Hier steht ein Haus auf festen Stufen,
Wo sonst man alten Schutt geschaut.
Und von den Menschen, die hier waren,
Der trauten Hütte, die da stand,
Siehst Du als Zeugen noch nach Jahren
Dort jene schwarzberußte Wand.
Es schmiegen sich die Epheuranken
Wohl um die Trümmer hoch und breit;
So schmiegt ihr liebenden Gedanken
Euch an den Rest der alten Zeit!

Sohn.

Den Kranz nicht mag ich länger leiden,
Der um den grauen Stein sich flicht;
Mit Lebensflittern überkleiden
Des Todes Larve mag ich nicht.
O, alter Vater, alles deutet
Mir auf die nahen Kämpfe schon;
Schon wird mit Macht zum Sturm geläutet
Und in den Säulen wankt ein Thron;
Der Thron, worauf in Sammt und Seide,
Doch machtlos unser Glaube sitzt
Und mit dem Glanz der Prunkgeschmeide,
Doch nicht mit Donnerwolken blitzt.
Was uns gefesselt, wird sich lösen;
Zum Flügel wird das Kettenband
Und trägt uns aus dem alten, bösen
Wohl in ein neu gelobtes Land.
Ein großes Wort tönt in die Runde
Und drang auch mir zum Herzen ein:
Auf, schließt Euch an dem großen Bunde,
Des großen Bundes werth zu sein.
Kein Wunder, wenn wir Schwerter trügen
Zum Kampfe gegen unser Land!

Kein Wunder, wenn wir Wunden schlugen
Der Mutter mit des Sohnes Hand!
Es blitzte manche edle Thräne,
Es sprühte mancher Scheiterhauf.
Der Himmel sä'te Drachenzähne,
Und wir, geharnischt, standen auf.

Großvater.

Mein Sohn, ein wohlvollbrachtes Leben,
O leg' es in kein schlechtes Grab;
Und kann die Lehre Dir nichts geben,
O sieh, was sie den Vätern gab.
Ein Gleichniß aus den Kinderjahren
Sei Dir mein längst entschlaf'nes Weib;
Du beugtest Dich mit blonden Haaren
Vor ihrem längst verblühten Leib.
Sie segnete in Feierstunden
Dich Kleinen noch mit welker Hand;
Erzählte Dir die alten Kunden
Von Gott und vom gelobten Land.
Weißt Du, wie von den Christenknaben
Verwundet Du nach Hause kamst?
Gedenkst Du noch an jene Gaben,
Die Du aus ihren Händen nahmst?
Sie gab Dir Brot und gute Bissen;
Sie wusch Dein blutbenetztes Haupt;
Sie legte Dir zurecht Dein Kissen,
Wenn Dir der Schmerz die Ruh' geraubt.
Und wie sie treu und hold gewesen,
So uns're Lehre, lieber Sohn!
Wen sie verpflegt, der wird genesen;
Wer sie verehrt, hat sichern Lohn.
Sie segnet' uns in Feierstunden;
Sie war's, die uns auf Händen trug;
Sie träufte Balsam in die Wunden,
Die uns der Haß der Feinde schlug.
So wünsch' ich, daß auf dieser Erde
Du ihre Launen gerne tragst,
Und, wo sie Dich begrüßen werde,
Großmutter nicht verachten magst.

Sohn.

Nie möge sich mein Auge neigen,
Um zu verschmäh'n das graue Haar!
Nie möge meine Lippe schweigen,
Wenn Euer Höchstes in Gefahr!
Ihr habt geliebt; mag auch das Neue
Die alten Nebel rings verweh'n:
Hoch über Allem bleibt die Treue,
Als hohe Felsenwarte steh'n.

Großvater.

Die Sonne steigt, und in den Gliedern
Durchschauert mich der hohe Tag.
Ich kann sein Grüßen nicht erwiedern,
So sehr es mich erfreuen mag.
Der Hauch und Strom von Duftgewürzen
Umrieselt mich so voll und stark;
Auch solcher Ueberdrang kann stürzen
Ein altes, ruhgewohntes Mark.
Ich eile nach dem kühlen Hause,
Ich will zu meinen Büchern geh'n;
Vielleicht, daß wir beim Festtagsschmause
Uns Beide fröhlich wiederseh'n.

Sohn.

Ja wohl beim Schmaus! Wer sieht am Volke,
Wie über ihm der Sturm erbraust?
Mit Blitzen droht die schwang're Wolke!
Es sieht sie nicht, hält Fest und schmaust.

Die Schwalben.

Dort schwebt in vollem Kreise
Der Schwalbenzug einher;
Er macht sich auf zur Reise
Wohl übers weite Meer.
Ein Schweben und ein Schwirren
Und laute Fröhlichkeit;
Doch werden sie nicht irren,
Sie kennen ihre Zeit.
Ihr habt belebt die Fluren
Bis ihre Zierde brach;
Nun folgt auf euren Spuren
Des Jahres Blüthe nach.

Es wohnten allenthalben,
Wie muntres Völkchen thut,
Die kecken, kleinen Schwalben
Mit ihrer jungen Brut.
Seht ihr auf jenem Hügel
Die Mauern alt und grau?
Es wehten ihre Flügel
Hoch um den edlen Bau.
Drin tobten wilde Flammen,
Es ist schon hundert Jahr';
Er stürzte nicht zusammen,
Noch steht er hoch und klar.
Die Steine, welche blieben,
Sie sind noch stark und fest
Und haben Raum, ihr Lieben,
Für euer warmes Nest.
Und seht nur, was hier oben
Die kühne Menschenhand
Vor Zeiten hat erhoben
An dieser steilen Wand!
Ein Leu, der mächtig drohte,
Als diese Steine neu;
Nun macht der müde Todte
Euch Kleinen keine Scheu *).

*) Am heidelberger Schlosse, links neben dem Altan, ist ein Löwe von Stein und in dessen Munde ein Schwalbennest zu sehen.

Hier habt ihr in die Runde
Des schönen Lands geschaut
Und habt in seinem Munde
Der Liebe Nest erbaut.
So ist mit euch, ihr Schwachen,
Das blieb euch unverwehrt,
In seinen todten Rachen
Das Leben eingekehrt.
Ihr Andern wollt nicht säumen
In Mauern alt bemoost;
Ihr wieget euch auf Bäumen,
Vom Blumenhauch umkost.
Die Blätter all verglühten,
Ein Sturm hat sie geraubt;
Doch wird mit frischen Blüthen
Der edle Zweig belaubt;
Und kehrt von eurer Reise
Ihr wieder bei uns ein,
So wird nach alter Weise
Er neu beblättert sein.

Ihr Andern — unterm Dache
Wird eure Wohnung sein;
Ihr schautet zum Gemache
Mit keckem Aug' hinein.
Wohl gibt der Anblick Labe,
Denn Liebe waltet hier;
Sein Mädchen küßt der Knabe,
Und keiner sieht's als ihr.

Nun will's euch nicht genügen,
Zu kreisen hier einher;
Ihr schwebt in weiten Zügen,
Bald sieht man euch nicht mehr.
Und leise möcht' ich weinen
Vor inner'm Herzensweh;
Wie steht es wohl, ihr Kleinen,
Wenn ich euch wieder seh?

Nach einem Gewitter.

Die Wolken sind vorbeigezogen,
Den Strahl der Sonne fühlst du nicht;
Doch oben glänzt ein Friedensbogen,
Doch oben weht ein rothes Licht.

Im stillen Thal kann dich erreichen
Der kleinen Menschen wüst Geschrei;
Am Berge steh'n die Wunderzeichen —
Sie gaffen hin, und geh'n vorbei.

Im stillen Thale kannst du schauen
Erschloss'ne Blüthen, reifes Korn;
Und obenan den Thurm, den grauen;
Er steht und flammt, wie Gottes Zorn.

Daß uns ein gutes Zeichen bliebe,
Ward jenes Bogens Pracht geweiht.
Er steht und strahlt, wie Gottes Liebe,
Hoch über alt- und neuer Zeit.

Correspondenz.

Aus Düsseldorf. (Beschl.)

[Die Kunstausstellung.]

An Landschaften ist die diesjährige Ausstellung vorzüglich reich, nicht blos in quantitativer, auch in qualitativer Hinsicht. — Da mehrere Niederländer und ein Münchner Werke einsandten, so wurde es dem Beschauer möglich, die unterscheidenden Merkmale der hiesigen Schule von andern im Fache der Landschaftsmalerei leicht zu bemerken. Obgleich nicht alle hiesige Landschafter gleiche Tendenzen verfolgen, und nur Wenige ins innere Heiligthum gedrungen sind, so sucht doch die Mehrzahl unter der Leitung Schirmer's die Vorzüge der Landschaft in poetischer oder vielmehr romantischer Scenerie und lebhaftem Colorit. Die moderne holländische Schule, nur theilweise die ältere, begnügt sich dagegen mit Vedutenzeichnungen, treuen Copien der Natur, und da es nicht möglich ist, das Großartige der Natur treu und kennbar wiederzugeben, so wählt sie zu ihren Vorwürfen nur unbedeutende, prosaische Scenen, was allerdings den Kräften conform ist, aber zugleich unwiderlegbar den untergeordneten Standpunct dieser Gattung der Malerei verräth. Unsre Düsseldorfer machen tausend Fehlgriffe, aber zuweilen gelingt es ihnen dennoch, den poetischen Organismus, das innere Leben der Natur darzustellen, und ihren landschaftlichen Gebilden höhere Tendenzen zu verleihen, und sie von den Fesseln sklavischer Nachahmung zu befreien. — So ruht in dem wunderschönen Gemälde Schirmer's: „Vor Sonnenaufgang im Gebirgswald," ein unnennbar poetischer Reiz, eine höhere Harmonie, die durch das Medium der Poesie Farben und Umrisse zu einem zaubervollen Ganzen verband. Der belebte Geist der Natur haucht in diesem Bilde. — Wenden wir uns jedoch zu dem „Wetterhorn" und der „Waldeinsamkeit" desselben Meisters, so sind wir betroffen über die Unnatur dieser Bilder. Wir fühlen, wieviel tausend Mal erhabener die wirkliche Natur ist, und wie das Auge des Malers verblendet genug war, riesige Bergkolosse für Sandhaufen anzusehen. Auch wird die durchdachteste Perspective die natürlichen Dimensionen nicht veranschaulichen können. Die sogenannte „Waldeinsamkeit" erscheint uns eine Farbencaricatur, ein lächerliches Capriccio des Künstlers. Wer möchte den goldnen Strahl des Himmels, wenn er durch das grüne Laub des Waldes zittert, nachbilden können? — Eine detaillirte Ausführung dieser Ansichten versparen wir auf gelegene Zeit, und bemerken nur noch, daß wer kein bloßer Copist der Natur sein, und seine Schöpfungen mit dem Hauche des Menschengeistes beleben will, tiefe Betrachtungen über äußere Grenzen und inneres Verlangen anstellen muß, bevor er zur Ausführung schreitet. J. W. Schirmer könnte ein Gaspard Poussin werden, wenn er weniger arbeitete, und nicht über die Schranken des Darstellbaren hinauswollte. — Nächst dem obenerwähnten herrlichen

Bilde Schirmer's glauben wir das Gelungenste in C. P. Pose's „Gegend bei Salzburg mit der Aussicht auf das Gebirge Watzman," und Happel's aus Arnsberg: „Wald," Landschaft nach einem Gewitterregen, erblickt zu haben. Zeichnet sich Pose's Werk durch studirte Perspective und unübertreffliche Haltung aus, so prangt Happel's Landschaft durch sinnvolle geistige Composition. Das Epitheton: „Landschaft nach einem Gewitterregen" wäre nicht unmittelbar nöthig gewesen, ein aufmerksamer Beobachter sieht gleichsam, wie Blätter und Pflanzen sich durch die erquickende Taufe neubelebt aufrichten, und feuchter Duft aus dem Boden emporsteigt. — Von den Seestücken Achenbach's gefiel uns besonders eine kleine Marine: „abgetakelte Schiffe" und „Seegegend." Die große Marine: „hohe See, Gewittersturm" treibt ihre Wogen und den Effect auf eine Spitze, von welcher beide köpflings hinunterstürzen müssen. Ueberhaupt dringt sich uns die Bemerkung auf, als neige sich Achenbach's erhabener und ernster Styl zuweilen zur Manier. Von Fortschritten konnten wir in neuester Zeit nichts gewahren. Es wäre Schade, wenn dieses schöne Talent sich durch gemeine Rücksichten bewegen ließe, den Fuß aus dem Tempel des Ruhms zurückzuziehen, um wohlgenährt an der Tafel der Handwerker schmausen zu können. —

Aus der reichen Anzahl Landschaften von Einheimischen heben wir noch folgende hervor: A. Borcking aus Trarbach: „Herbsttag," Eingang in einen Wald; — W. Bodemann, „Winterlandschaft," übermäßig bläuliches Colorit; — E. Breslauer aus Warschau: „Abendlandschaft" liebliche Composition, grelle Farben; — Dielmann aus Frankfurt: „Rheinische Landschaft mit Figuren;" — Ferd. Kiesling aus Potsdam; „Gebirgslandschaft" schöner Luftton; — von Normann aus Stettin: „Schweizerlandschaft aus dem Lautersbrunner Thale;" — C. Scheins aus Aachen: „Der Wald," Herbstlandschaft; — A. Schulten aus Düsseldorf: „Gewittersturm" u. A. Von den vielen Pinselproben und unbedeutenden Klecksereien schweigen wir. — Die eingesandten holländischen Landschaften von v. de Blyk in Dortrecht, Brever jun. in Amsterdam, Dreibholz, de Klerk, und Guispel in Dortrecht sind kaum von verschiedenen Individuen herrührend zu betrachten. Derselbe Styl (oder vielmehr dieselbe Manier), dieselbe Wahl der Gegenstände, gleiche Tendenzen und fast gleiche technische Fertigkeiten sprechen sich in allen Productionen aus. Correcte, aber steife Zeichnung, delicate Ausführung, ängstliches Colorit und in der Regel pedantische Composition sind die gemeinsamen Eigenschaften und Merkmale. Durch interessante Scenerie gefällt vor den Uebrigen v. d. Blyk's „Flußansicht mit einem Theile der Stadt Dortrecht und mehreren Schiffen," durch tiefe Naturkenntniß, und herrliche Behandlung des Lufttons Dreibholz's „stilles Wasser mit Schiffen."

Notizen.

[Literatur der Fischweiber.]

Der Buchhändler Fürst in Nordhausen fährt fort, schauerliche Räuberromane zu drucken; so eben erschien in drei Bänden: de Cäsari oder Erbfluch des Verbrechens, abenteuerliche Räubergeschichte vom Verf. des Calabresen. Dieser Verf. des Calabresen nennt sich, soviel wir erfahren, Friedrich Bartels. Die Literatur der Fischweiber hat eine Stütze an ihm. Aber auch in Leipzig redigirt ein junger Novellist auf buchhändlerischen Betrieb einen neuen Roman von Spieß. Der Buchhändler hat an ihm einen Gesellen gefunden, man kann sagen einen wirklichen Spieß-Gesellen.

[Emerentius Scävola.]

Wir gaben neulich eine Liste von Durchreisenden, welche die Karavanenstadt Leipzig aufzuzählen hatte in jüngster Zeit. Zu diesen gehört auch Emerentius Scävola. Eine leidende Kriegergestalt, das preußische Ordenskreuz im Knopfloch. Das hellblaue Auge blickt kühn und thatenlustig in die Welt, während der Körper diesem Zuge des Geistes nicht mehr nachkommt. Emerentius Scävola läßt im Gespräch mit Literaten seinen Charakter als Major, auch seinen eigentlichen Namen, v. d. Heyden, wenn wir recht ist, fallen, und gibt sich eben unter seiner schriftstellerischen Firma. Er lebte in letzter Zeit mit seiner zahlreichen Familie in Venedig; italienisches Klima ist ihm von den Aerzten als Lebensbedingung gestellt. In den vielen schlaflosen Nächten, die ihn Jahre lang gepeinigt, hat er die meisten seiner Romane geschrieben. Sie tragen zum Theil die Spuren davon an sich.

[The broken heart.]

In No. 180 unserer Zeitung fiel bei Gelegenheit der Erzählungen von Wilsen ein Irrthum vor. Die Geschichte des berühmten broken heart — denn unberühmte gebrochene Herzen gibt es im Stillen genug — ist von Washington Irwing in seinem Skizzenbuch erzählt. Darauf bezüglich schrieb Thomas Moore sein kleines, ebenfalls berühmt gewordenes Gedicht.

[Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit.]

Von Burckhardt's Geschichte der neuesten Zeit (1815 bis 1832, Stiftung der heil. Allianz bis zur Erstürmung Warschaus) ist bereits die fünfte Lieferung erschienen. In 7—8 Lief. ist das Werk beschlossen.

[Die Verfasserin der Gouvernante.]

Die „deutschen Blätter" melden, daß die Verf. des Romans „die Gouvernante," die Gattin des schwedischen Obersten von Knorring, eine Geborne von Zelow sei.

[Zur Berichtigung.]

Mehrere Journale haben die, wahrscheinlich durch einen Uebelwollenden, verbreitete Nachricht mitgetheilt, daß die in Prag erscheinende Zeitschrift „Ost und West" eingehen werde; der Unterzeichnete kann aber versichern, daß dieses Journal längst eine vollkommen feste Stellung gewonnen hat. — Die verehrten Redactionen der deutschen Zeitschriften werden ersucht, diese Berichtigung in ihre Blätter aufzunehmen.

Prag im September 1838.

Rudolf Glaser,
Redacteur der Zeitschrift „Ost und West."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 197. — den 8. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

„Gottlob, das Werk ist beendigt; gelungen, wie kein früheres, erhaben, rührend und doch tragisch! Wenn sich so, wie hier, köstlicher Stoff und Begeisterung athmende Ausführung zu einem schönen Ganzen verschmelzen, — dann, ja dann darf der Meister nach mancher schlaflosen Nacht sich befriedigt zurufen: Welt, reiche mir den Lorbeerkranz, nach welchem ich mit aller Kraft gerungen, denn ich hab' ihn verdient!"

Die Thränen drangen ihm unaufhaltsam in die Augen und rannen unter der Brille hervor auf die blassen Wangen des Sprechenden. Er war aufgestanden und schöpfte tief Athem, indem er die verfessenen Glieder dehnte und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, daß die Gelenke, wie eine Tonleiter auf einem alten saitenlosen Clavier knackten. Eine Zeit lang sah er schweigend in die dunkle Zimmerecke, wo der Ofen, einem aschgrauen Gespenste ähnlich, dastand. Dann kehrte er sich wieder zum Tische, nahm die Brille ab und putzte das vernachlässigte, tief herabgebrannte und verschnuppte Licht, schob den Lehnstuhl ein wenig bei Seite und warf sich hinein, die Beine gekreuzt, den Kopf zurückgeneigt, als wenn er schlummern wolle. Eine Glocke schlug. „Schon zwei Uhr!" sagte er, „es wird Zeit, daß ich mich zu Bett lege. Ich fühle mich abgespannt und sehne mich danach, einmal recht ordentlich zu schlafen. Und doch ist mir so leicht, als hätt' ich plötzlich heftige Zahnschmerzen verloren. Und warum das? Darum, weil ich sagen kann: Das Werk ist fertig!" —

„Aber was für ein Werk ist es denn eigentlich, über welches hier von Jemandem gesprochen wird, den man eben so wenig kennt?"

Kannst du nicht rathen, lieber Leser? Lies die paar Zeilen noch einmal durch. Es ist die Rede von Stoff, von Ausführung, von einem Meister. Kommst du auf die Spur? Blasse Wangen. Nun? Freilich, die blassen Wangen sind heut zu Tage allzuhäufig, wie solltest du da gleich auf die rechten kommen? Laß, ich will dich nicht quälen. Das bleiche Antlitz des hagern, kleinen Mannes, dessen Stimme du so eben gehört hast, ist im Besitz eines Künstlers, der schon manchen jungen Herrn zum Mann gemacht, wenn man dem Sprichworte und seinen eigenen Augen trauen darf, eines Futteralkünstlers für die menschliche Form oder, von der Leber weg zu reden, in der Sprache vergangener Tage — des Bürgers und Schneidermeisters Johann Georg Benedictus Rosenhain in — denke dir die Stadt gefälligst selbst hinzu, gütiger Leser. Du hast ja eine große Auswahl im lieben Vaterlande, denn unser nachtwandelnder blasser Kleiderverfertiger ist ein Narr von bester Qualität, und so wirst du nicht leicht in Gefahr kommen, einen statistischen Fehler zu begehen. Nur in keine kleine Provinzialstadt, bitt' ich, verlege die Scene — Johann Georg Benedictus Rosenhain ist wahrhaftig kein Kleinstädter, seine Narrheit gehört einer großen Stadt an, das muß ich zu seiner Ehrenrettung hinzufügen.

Jetzt wäre also in dem Männchen, welches eben seinen erhebendwehmüthigen Monolog gehalten — den Monolog könnten vielleicht Bühnendirectionen als Einlage für ein ergreifendes Trauerspiel benutzen — in dem Männchen wäre also ein sehr nothwendiges Subject der menschlichen Gesellschaft gefunden, in dem Werke aber, über dessen glückliche Beendigung der Meister sich freut — nun, doch nichts Anderes, als etwa ein extrafeiner Rock au dernier goût, meinst du? Ja, mein guter Leser, wenn das so wäre, so wäre das Rathen ein Kinderspiel! Du hast — verzeih' meine Offenheit — einen viel zu vernünftigen Schluß gemacht; in unsern Tagen hättest du dir eine ganz andere Logik aneignen sollen; entschuldige, du scheinst nicht recht mit der Zeit fortgeschritten zu sein — du hast die Emancipation des Menschengeschlechtes nicht verfolgt. Sollte unser Held, wie so viele Nichthelden, nicht auch nach etwas Höherem, Idealerem streben, als ein Rock au dernier goût ist? Benedict durchwacht keine Nächte, opfert nicht seine ohnedies zweifelhafte Gesundheit auf um den armseligen Ruf eines ausgezeichneten Schneidermeisters; in Benedict's Gehirn gähren Pläne für die Unsterblichkeit! Er hat umsonst um die Stelle eines Stadtverordneten angehalten, die seine süßeste Hoffnung war — nun rächt er sich an dem städtischen Civilblödsinne in stillen einsamen Mitternächten. Gewaltige Bilder und Gestalten beschwört er mit der Macht seines Geistes, auf welchen er stolz ist, denn — um dich nicht noch ungeduldiger zu machen, geduldiger Leser, so wisse: Benedictus Rosenhain ist Dichter. Weißt du, was das sagen will? Ich habe dir bereits angedeutet, daß er blaß ist, daß er das Licht zu putzen vergißt und noch gegen die Morgenstunden außer dem Bette zubringt. So wirst du mich hoffentlich verstehen. Gegenseitiges Verständniß ist bei Autoren und Lesern die Hauptsache. Da dieselbe nun zwischen uns, wie ich mir schmeichle, geschehen ist, so will ich mich aber auch in allem Ernste zusammennehmen und meine Perioden nicht länger Kreuz- und Quersprünge über die schwanke Gerte meiner bescheidenen Subjectivität machen lassen; die Erzählung soll im Gegentheil ganz gemächlich objectiv weiterschreiten und sich gleichsam selber erzählen, was ohne „gleichsam" für einen armen Schriftsteller von großen Nutzen sein würde. Die Kritik soll mich gar nicht zu sehen bekommen, suchte sie auch nach mir mit tausend grün, roth, blau oder sonst wie gefärbten Brillengläsern.

Benedict Rosenhain verstand die schöne Kunst, geschmackvolle Kleider, und die freie Kunst, Verse zu verfertigen. Ob die Letzteren eben so geschmackvoll als jene waren, bleibe vor der Hand dahingestellt. Kurz, er war in beiden Künsten erfahren und schwankte eine geraume Zeit, für welche von ihnen die Natur ihn eigentlich geschaffen habe. Ein solcher Zweifel ist sehr natürlich und sehr menschlich, bei Benedict am allermeisten; denn schon als Gesell hatte er sich in der Herberge durch sein poetisches Talent hervorgethan und viele Lieder verfertigt, die noch jetzt von seinen Zunftgenossen gesungen zu werden pflegen und hier und da in Sammlungen deutscher Volkslieder zu lesen sind, nicht zu gedenken der fliegenden Blätter auf Messen und Jahrmärkten. Auch arbeitete er schon damals an mehreren Zeitschriften mit und suchte der deutschen Lyrik eine „standesgemäße" Richtung zu geben, wie er sich selbst ausdrückte, ohne sich jedoch näher darüber zu erklären, ob er seinen eigenen oder was für einen Stand dabei im Sinne habe. Am bekanntesten ist jenes Gedicht von ihm geworden, das mit dem tiefsinnigen Verse anfängt:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde,
Denn Menschen schafft des Schneiders Geist
Nach Gottes Ebenbilde.
O, Schneider,
Welche Freude,
Denn Kleider,
Machen Leute,
Ja, Leute, Sela, Leute!"

Aber auch in einem andern Genre war ihm Vieles gelungen. Seine Lieder z. B., welche den bittern Schmerz über die Untreue oder Kälte der Geliebten ausweinen, sind so durchsichtig klar, wie Wasser, so spitz und fein, wie ein Seidenfädchen in der dünnsten pariser Nähnadel, so vaterländisch wahr, wie die Begeisterung eines schmachtenden Jünglings in Berlin, daß man sie wahrhaft bewundern muß, und auf den ersten Anblick jene „standesgemäße" Richtung verstehen lernt. Wer ein Exemplar in die Hand nimmt, wird auch sogleich an jedem einzelnen Blatte wahrnehmen, wie vergriffen die Ausgabe sei.

Der lyrische Liederfrühling war indessen in Rosenhain's voller Brust nach und nach abgeblüht. Das reifere Alter führte ihn auf ein bedeutenderes Gebiet, sein Geist war solider geworden auf der Wanderung durchs Leben, die errungene Menschenkenntniß trieb ihn zu neuen poetischen Offenbarungen.

Schon seitdem er Meister geworden, war er in einer Leihbibliothek abonnirt. In seiner Sudirstube fand man die neuesten Erscheinungen der Literatur, so wie

sämmtliche Journale, kritische, Unterhaltungs- und Nichtunterhaltungsblätter, und oft, wenn er, umgeben von Büchern und Manuscripten, einem Kundmanne das Maß anlegte und die Gesellen in der Werkstätte daneben das Lied anstimmten:

Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde u. s. w.

dann mahnten ihn selige Erinnerungen an die längstverflossenen glücklichen Wanderjahre, Thränen der Rührung befeuchteten sein verklärtes Antlitz, daß ihm die Augen dunkelten. Kein Wunder, wenn er in solch' einem Fall das Maß zu lang oder zu kurz, zu weit oder zu eng nahm, und sich in der Intention der bestellten Beinkleider versah. Prosaische Menschen setzten ihm deswegen nicht selten hart zur Rede, nannten ihn ein unnützes Subject, einen erbärmlichen Pfuscher, sagten ihm geradezu, er solle sich lieber um eine richtige Behandlung der Wollen- und anderer, als um Tragödien- und Epopöen-Stoffe, lieber um seine Handwerks- als um Versmaße, lieber um seine Schneiderscheere, als um die Scheere der Kritik bekümmern. Rosenhain aber wußte dergleichen Gemeinheiten zu verachten, behielt die verdorbenen Kleidungsstücke zurück und bat die Ergrimmten höflich, ihn künftig mit ihren gütigen Aufträgen zu verschonen. Diese öfter wiederholten Bitten wurden ihm auch regelmäßig erfüllt. Sollt' er sich etwa bang' werden lassen? Die geistvollsten jungen Leute der Stadt ließen ja noch bei ihm arbeiten, waren stets zufrieden mit ihm und versammelten sich zu gewissen Stunden zahlreich in seinem Hause, um seine neuesten Productionen vorlesen zu hören, ihm die ihrigen mitzutheilen, sich mit ihm über Kunst und Literatur zu besprechen und überhaupt eine ästhetische Unterhaltung zu führen. Dabei hatten sie doppelten Gewinn; denn außer diesen geistigen Genüssen — den beiläufig trefflichen Wein, Thee, Butterbrot u. s. w. nicht gerechnet — erfreuten sie sich zugleich des beträchtlichen Vortheils, niemals von einer unwillkommenen Rechnung für so und so viel gefertigte Garderobe belästigt zu werden. Bedenkt man, daß diese Herren meistens Schöngeister waren, so wird man den letzterwähnten Vorzug, der ihnen aus dem Umgange mit Herrn Benedictus Rosenhain erwuchs, für keinen ganz unwesentlichen halten, denn man weiß, wie häufig bei den Belletristen die tristen Finanz- und anderen Umstände sind. Unserm Benedict entging dies bei seiner scharfen Menschenkenntniß nicht, er ließ sich genügen an dem echten Golde des Geistes, mit welchem ihn seine Freunde reichlich bezahlten, und schwieg zartfühlend über seine sonstigen, materiellen Forderungen. Sein eleganter Salon wurde dafür in der Stadt von Tag zu Tag bekannter, immer neue Theilnehmer — und Kundleute — drängten sich zu der Ehre, in der ausgezeichneten Gesellschaft eingeführt zu werden; Benedict's eigener Ruhm breitete sich mehr und mehr aus, und bald mußte er sich als den Mittelpunct eines Kreises betrachten, der sich bewundernd um ihn, wie eine glänzende Sonne, drehte. Er war trunken von Entzücken, berauscht von der Milch des Ruhms, die ihm selbst, nicht seiner Amme, zu Kopfe stieg; der Gedanke an die Unsterblichkeit umflatterte ihn gleich einer goldenen Fahne. Eins nur belästigte ihn jetzt mehr als jemals — sein Stand. Theils traute er der Emancipation der Welt noch nicht so weit, daß er ihn für keine Nahrung des Vorurtheils hätte ansehen können, theils auch empfand er den größten Widerwillen gegen die prosaischen Beschäftigungen, die sein Metier, oder, wenn man will, seine Kunst nothwendig machten. Zwar suchte er sich derselben für seine eigene Person so viel als möglich zu entäußern; allein allen Antheil daran konnte er doch nicht verbannen. Er mußte die Gesellen beaufsichtigen, sie unterrichten, beim Zuschneiden bisweilen selbst Hand anlegen, abgesehen von dem Maßnehmen, dem er sich ganz allein unterziehen mußte, und wobei, wie gesagt, manchmal der Dichter in die Region des Schneiders gerieth. Was Wunder, daß dieser immer lässiger wurde, je mehr jener den Herrn spielen wollte? Die drückenden Folgen einer solchen Doppelpersönlichkeit konnten unmöglich ausbleiben. Der Dichter lebte auf einem großen Fuße, und der Schneider weigerte sich, die Mittel dazu zu schaffen — frei herausgesagt, Benedict's milchende Kuh, sein Geschäft, war nach und nach den sieben magern Kühen im Traume Pharaonis sehr ähnlich geworden. Seine regelmäßigen Abendgesellschaften erforderten einen ziemlich bedeutenden Aufwand. Die zahlreichen Gäste lobten zwar nach wie vor seine Feinheit, seine vortreffliche Bewirthung, seinen ausgebildeten Geschmack und fanden selbst nicht wenig Geschmack an dem Gebotenen; zwar galt Rosenhain für einen vermögenden Mann — für was der Mensch gilt, das ist er — für einen Mann, dem daran gelegen sei, einen gemeinnützigen edlen Gebrauch von seinen Mitteln zu machen — aber, aber er wußte doch am besten, daß diese aufgezehrt und zwischen Activis und Passivis bereits ein großes Mißverhältniß eingetreten sei.

Wenn er sich die Lage der Dinge reiflich überlegte, dann drängten sich wohl mitunter zwischen seine weitflie-

genden Unsterblichkeitspläne Gedanken an die nahe Zukunft, an einen Banquerott, doch sein starker Geist verzagte nicht und hielt sich noch schwebend über den Wassern. Ein Zauberwort verbannte seine Besorgnisse, das kleine Wörtchen Credit, und die Hoffnung auf einen Glücksumstand zeigten ihm die lachendsten Bilder in der Ferne.

Früher ein Feind des Lotteriespieles, hatte er sich endlich entschlossen, ein Loos zu kaufen. Kam das erste auch mit einer Niete heraus, betrog ihn auch ein anderes, ein drittes, so verzweifelte er nicht; er hatte nicht umsonst seinen Goethe gelesen, unter dessen in Benedict's Zimmer prangendem Bilde die Worte standen:

„Wisse nur das Glück zu finden,
Denn das Glück ist immer nah!"

Auf diesen Ausspruch gestützt, philosophirte er also: „Haben mich drei Loose hintereinander getäuscht, so täuscht mich dieselbe Anzahl, die ich zugleich spiele — wenn sie mich täuscht, — in dreifach kürzerer Zeit, und mir bleiben noch zwei Drittel derselben Zeit übrig, in welcher zwei Mal drei Loose doch unmöglich wieder täuschen können." Für die nächste Ziehung wählte er wirklich drei Nummern. Der Collecteur meinte, es müsse nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn es fehlschlagen sollte. Rosenhain sah schon goldene Berge; kaum konnte er den Tag erwarten, an dem das Glück in sein Haus einziehen würde. Der Tag kam und mit ihm — die dreifache Niete. Benedict runzelte die Stirn und zog die kleinen Augen zusammen. Er schalt das Glück eine falsche Dirne. „Aber ich will dir trotzen!" setzte er hinzu, sich auf die Schuhspitzen stellend, „sechsfach, neunfach will ich auf dich einstürmen, bis du dich ergibst, so wahr ich Johann Georg Benedict Rosenhain heiße!" — Er zählte die Summen, welche der wiederholte Sturm kosten würde — fast erschrak er vor ihrer Größe, der Gedanke, daß er für einen reichen Mann gelte, war ihm jetzt, da man schon hier und da an seiner Wohlhabenheit zu zweifeln anfing, zum ersten Male recht angenehm und tröstend. „Der Collecteur wird mit einem Theile der baaren Bezahlung zufrieden sein. Ich werde ihm in einem vornehmen Speculantentone sagen, ich habe Actienscheine gekauft und sei im Augenblicke um klingende Münze verlegen. Er wird mir mit Wollust borgen!" Gesagt, gethan; er nahm die Loose, bezahlte die Hälfte derselben und erhielt die übrigen auf Credit. Die Ziehung der ersten Classe brachte ihm einige kleine Gewinne, der Collecteur gab ihm Nachricht davon und legte zugleich die Rechnung für den Betrag der zweiten Classe bei. An diesem Tage war gerade große Gesellschaft bei Rosenhain eingeladen, die seinen Geldbeutel nicht wenig in Anspruch nahm. Die Rechnung blieb vor der Hand liegen. Das gute alte Sprichwort: „Kommt Zeit, kommt Rath!" hob ihn über alle quälende Skrupel hinweg, und der Weihrauch, der ihm am Abende von seinen Gästen geopfert wurde, berauchte seine Sinne und ließ ihm das Bedenkliche seiner Lage übersehen. Am folgenden Morgen nahm er sich jedoch vor, seine beträchtlichen Außenstände zusammenzurechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Lorenzo Duponte.]

Im August starb in Paris Lorenzo Duponte, der für Mozart den Text des Don Juan schrieb. Auch zur heimlichen Ehe und andern Opern verfaßte er die Texte. Er war im Venetianischen geboren, kam als Poet an den Hof des Kaisers Joseph nach Wien, ging aber nach dessen Tode nach London, und von da nach Newyork, wo er 30 Jahre hindurch einer italienischen Oper vorstand. Er starb 90 Jahre alt.

[Bulwer's Pilgrimme.]

Das besondere Interesse, das Bulwer's Pilgrims of the Rhine für Deutschland in Anspruch nehmen, hat eine leipziger Buchhandlung (Weygand'sche) veranlaßt, eine Ausgabe des Originals zu veranstalten und mit einem Wörterbuche für angehende Freunde der englischen Sprache zu versehen. Ein schöner Stahlstich mit der Ansicht des Gutenfels und der Pfalz im Rheine ziert das Buch, das bereits eine zweite Auflage erlebte.

[Händel in Irland.]

Folgender Zug aus Händel's Leben war uns bisher noch unbekannt; wir finden ihn in den Memoirs of the Irish Bards. Händel fühlte sich in London gekränkt, eine Intrique nöthigte ihn sogar, die Stadt zu verlassen; er ging nach Irland. Man empfing ihn mit Jubel, ganz Dublin war aufgeregt. Er führte dort seinen Messias auf und bestimmte die Einnahme zur Verbesserung der Gefängnisse. Dies geschah im Jahr 1740. Hierauf bezüglich sind Pope's Worte: Gleich einem Briareus, mit hundert Armen stand der gigantische Händel da!

[Lessing, der Maler.]

Eine Geschichte seiner inneren Entwickelung gibt Fr. v. Uechtritz in Nr. 222 u. 223 der hallischen Jahrbücher. Der Verf. schrieb auch schon unter dem Namen A. Fahne ein Buch über die düsseldorfer Malerschule, in welchem Karl Friedrich Lessing, wenn auch sehr flüchtig, seine Würdigung erhielt. Das Buch erschien in Düsseldorf bei Schreiner.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 198. — den 9. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Das Halbjahr ging zu Ende, er hatte an vielen Orten Zahlung zu leisten — es kam diesmal zufällig alles Bedrängende zusammen. Häufige Besuche von Gläubigern verdarben ihm die frohe Laune, und die Folge davon war, daß er nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit die Termine zur Zahlung bestimmte. Der Gläubiger Falkenblicke spürten seine Verlegenheit und zuckten die Achseln, erschienen in kurzer Zeit wieder, zogen stärker an der Klingel, überzählten den Kreis der arbeitenden Gesellen, ob ihre Anzahl noch vollständig sei, sprachen selbstständiger — kurz, unser armer Benedict Rosenhain dachte jetzt mehr als je an die unbezahlten Rechnungen für seine prosaischen Schneiderproductionen. Zum Unglück hatte er dieselben nur guten Bekannten, Mitgliedern seiner Salonfreuden, geliefert. Sie an die Abtragung ihrer Schuld zu erinnern, kam ihn schwer an, und doch mußte es geschehen. „Bin ich nur einmal meiner jetzigen Verlegenheit überhoben," sprach er zu sich selbst, „dann will ich klüger handeln. Mein Geschäft geb' ich dann sogleich auf und widme mich ganz der Poesie, die mich besser nähren soll, als mein erbärmliches Handwerk. O, die Welt soll sehen, was ich zu leisten im Stande bin!"

Seit längerer Zeit arbeitete er fleißig an einem Trauerspiele. Er hatte zu diesem Behufe alle Stücke der Madame Birchpfeifer durchgelesen und sich Excerpte aus ihnen gemacht. Sobald er seine Vorstudien beendigt, schritt er rasch zur Ausführung. Das Manuscript wurde immer beleibter — sieben Acte und ein Vor- und Nachspiel enthielt das Stück. Im siebenten Aufzuge ließ er alle Personen sterben, und im Nachspiele: „Der Todtentanz", führte er sie wieder als Geister auf die Scene. Von dieser neuen Idee versprach er sich die glänzendste Wirkung. Er hoffte bescheiden, der Shakspeare der Deutschen zu werden. Schon hatte er mehrere Briefe an Directionen vorräthig in seinem Pulte, damit er sie, sobald das Manuscript vollständig, ohne Aufenthalt mit demselben absenden könne.

Tiefe Nacht umgab ihn, als er die letzten Verse niederschrieb, jene Nacht, in welcher er sich ermüdet in den Lehnstuhl warf und ausrief: „Das Werk ist fertig!"

Die Gestalten des Nachspiels in seiner Tragödie traten ihm so lebhaft vor seine aufgeregte Seele, daß er sie mit ihrer Grabesstimme zu hören vermeinte. Der Ofen schien sich zu bewegen, schien Arme zu bekommen, die sich nach ihm ausbreiteten. „Schon schwoll er, wie ein Elephant!" Ein kalter Schauer lief durch Benedict's Glieder; mühsam sich ermannend, stand er auf und trat dem steinernen Ungethüm entgegen. „Was willst du von mir, böser Geist?" perorirte er mit lauter Stimme. „Wer blies dir eine Seele ein, daß du mir den Schein des Lebens vorlügst, todtes Werkzeug? Kehre zurück zu deiner Bestimmung, werde, was du warst, sei, was du sein sollst! — Weh, mich friert; willst du mich verhöhnen?"

Digitized by Google

Ein Luftzug wimmerte im Ofenrohre; Benedict wendete sich furchtsam ab — er glaubte sich auf allen Seiten von Gespenstern umringt. Draußen auf dem Gange hörte er leise Schritte; sie kamen immer näher — jetzt knarrte die Thür, jetzt trat Jemand herein. Benedict wagte nicht, sich umzuschauen, er griff mit krampfhafter Hand nach seinem Manuscripte und schlug es auf, als sei es ein Beschwörungsbuch. Abgekehrt, mit zitterndem Tone, rief er die letzten Worte des Stücks: „Alle verschwinden! — Der Vorhang fällt!"

„Vater! Vater!" flüsterte es ängstlich hinter ihm in seiner Nähe. Gewaltsam drehte sich der Erschrockene um. Im weißen Nachtkleide mit halbaufgelösten Haaren stand seine Tochter vor ihm und sah ihm bebend ins kreidebleiche Angesicht.

„Du, Aurora?" fragte der Schneider verwundert. „Wie kommst Du in dieser Stunde hierher? — Oder bist Du auch blos ein Phantom, das mich erschrecken will? Laß Dich anfühlen! — Nein, Gott sei's gedankt, Du bist warm und Dein Odem ist Leben!"

Er drückte ihr Haupt gegen seine Brust, die sich von erleichternden Seufzern hob, er küßte ihre Stirn, er streichelte ihre Wange mit seinen dürren, reichberingten Händen und sah ihr halb lachend, halb weinend in die Augen. Ihm war so wohl, daß er ein lebendes Geschöpf bei sich hatte. „Du hast gewiß Licht in meinem Zimmer gesehen, mein besorgtes Töchterchen," fuhr er zärtlich fort, „und bist aufgestanden, um mich zu Bett zu treiben. Nicht? Gut, gut, ich folge Deinem Rathe, ich will schlafen, mein Kind. Mir ist so hohl und leer und öde im Kopfe, das Dichten hat mich angegriffen; aber das thut nichts. Auch Schiller hat den Schlaf mit aller Gewalt von sich abgewehrt, hat des Nachts Wein und schwarzen Kaffee getrunken und dazu die Füße in kaltes Wasser gestellt. So werd' ich es auch machen. Meine Mühe wird reichlich belohnt werden."

Aurora war ängstlich bemüht, einen Augenblick wahrzunehmen, wo sie dem Vater in die Rede fallen könne. Dieser aber sprach immer lebhafter weiter: „Durch dieses Werk," — er faßte das Manuscript und ließ die einzelnen Blätter unter den Fingern hinweggleiten — „schau, meine Tochter, fünf und vierzig enggeschriebene Bogen! — Durch dieses Werk werd' ich mir einen Namen gründen, daß Du Dich künftighin nicht mehr unseres Standes wirst zu schämen brauchen!"

„O, das hab' ich nie gethan, guter Vater!" fiel Aurora schmerzlich ein. Im Gegentheil —"

„Im Gegentheil," unterbrach sie der Vater, „ist es eine desto größere Ehre für mich, willst Du sagen, daß ich neben meiner Handthierung zugleich ein Poet bin? Freilich, freilich! Hans Sachs war sogar ein Schuster und ist doch berühmt geworden!"

„Ach, Vater!" erwiederte das verständige Mädchen kleinlaut; „ich fürchte nur, daß bei diesen Beschäftigungen Deine Gesundheit leide. Laß doch in Zukunft den Umgang mit den Musen —"

Benedict sprang zurück und stemmte die Arme in die Hüfte.

„Wer weiß, Väterchen," sprach Aurora weiter und ging bittend auf ihn zu, „wer weiß, ob es die richtigen Musen sind, die Dich begeistern! Die göttlichen Frauen," setzte sie lächelnd hinzu und schüttelte zweifelnd die braunen Locken, „würden ja gar nicht fertig, wenn sie Allen zu Dienst sein sollten, die sie anrufen; und seit so vielen Jahrhunderten, seit Jahrtausenden mögen sie auch ein wenig schläfrig geworden sein. Mir ist's wenigstens oft so vorgekommen, wenn ich die Bücher las, die Du mir anempfohlen!"

Benedict war während dieser Worte mit zappelnder Bewegung im Zimmer auf- und abgegangen. „Schweig, schweig!" brach er endlich los, denn Aurora hatte seine verwundbare Stelle berührt, „Dein Rath ist thöricht! Aber auch Dir werden die Augen aufgehen. — Ich soll zu dichten aufhören? Nimm dem Fische das Wasser und sprich, er soll leben! Die Poesie ist mein Wasser —"

„Ganz Recht!" hub die Tochter von neuem begütigend an, aber der erzürnte Vater gebot ihr wieder Stillschweigen und dabei flogen seine Hände in der Luft herum, wie ein Paar Handschuhe, die man im Sturme zum Trocknen aufgehängt.

„O, ich weiß," rief er, „woher dieser Wind bläst, und mich kränkt es tief, daß Du nach jener Gegend so eifrig hinhörst! — Und wähnst Du Dich denn wirklich schon über alle Berge? Noch habt Ihr nicht meine Einwilligung zu Eurer Verschwörung gegen mich, die Ihr Liebe zu nennen für gut haltet —"

„Bernhard!" schrie Aurora auf und sah sich furchtsam um, „Vater, seid gut, ich fürchte —"

„Was fürchtest Du?" setzte Benedict seine leidenschaftliche Rede fort, „Bernhard, dieser Bernhard ist ohnehin ein sehr mittelmäßiges Mitglied meines ästhetischen Salons. Selten hat er etwas von sich hören lassen. Ein Paar satyrische Gedichte thun's nicht. Mehrere Male schon hat er sich von unsern freien Vorträgen ausgeschlossen —"

„Er wird nächstens etwas vortragen — er hat mir's versprochen, und der Inhalt soll Dich betreffen, Väterchen!"

„Mich?"

Rosenhain war plötzlich ruhiger geworden. Die Ahnung eines neuen Lobgesanges durchfuhr ihn wie ein heilsamer, elektrischer Schlag. „Mich?" wiederholte er, und seine Augen schlossen sich. „Hm! mir wär's lieb, gerade von ihm etwas über mich zu hören. Das kannst Du ihm sagen." — Er wendete sich zu Auroren, welche starr nach der Thür sah. „Was hast Du denn?" fuhr Benedict auf, nachdem er sie geraume Zeit beobachtet hatte. „Um Gotteswillen, Du siehst ja aus, wie ein Gespenst?" — Aurora schmiegte sich an den Vater und weinte still. Dieser, völlig besänftigt, schloß sie in seine Arme. Beide zitterten vor Frost. „Es war wohl nur ein Traum," flüsterte die Tochter nach einer langen Pause. „Ich träume ja oft so lebhaft, daß ich die Bilder meiner Phantasie für Wahrheit und Wirklichkeit halte. — Und doch — ich wachte ja, ich war noch nicht im Bette — ach, guter Vater, mir ist etwas recht Sonderbares begegnet!"

„Was?" ächzte der erschrockene Schneider. „Erzähle! Ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht! Was ist Dir begegnet?"

„Ich saß an meinem Bette und las in einem Erbauungsbuche," berichtete Aurora, „da plötzlich dünkt mir, die Thür werde geräuschlos geöffnet. Anfangs glaube ich, es geschehe durch einen Luftzug, aber als ich eben aufstehen will, um abzuschließen —"

„Nun? Halte nicht inne — als Du aufstandest?" —

„Seh' ich — weh' mir!" —

„Was?"

„Bernharden hereintreten —"

„Bernharden? Ihn selbst?" rief Rosenhain. Seine Gespensterfurcht war plötzlich in eine ganz andere Besorgniß übergeschlagen. „Er wagt es, bei Nacht in Dein Schlafgemach einzudringen? Der Bube! Vielleicht ist er noch dort! Ich will ihn —"

„Nein, Vater!" unterbrach Aurora den Ergrimmten, ihn zurückhaltend. „Er war es nicht selbst! Sein Antlitz war ohne Leben. Auch trug er einen großen Schnurrbart und schien mir jünger. Er war es und war es nicht!"

„Und was that er? Sprach er?" fragte Benedict und rückte näher an seine Tochter.

„Er kam auf mich zu," fuhr diese fort, „verbeugte sich tief, zog den Hut und richtete die Frage an mich. Mein Gott, mir ist's, als hörte ich ihn noch!"

„Die Frage, die Frage?"

„Sie entschuldigen, mein Fräulein," sagte er, „habe ich nicht die Ehre, mit der Tochter des Herrn Benedict Rosenhain zu sprechen?" — Ich konnte nicht antworten. Eine Bewegung des Schreckens mochte er für Bejahung nehmen, denn nach einer kleine Pause sprach er weiter: „Können Sie mir wohl gütige Auskunft geben, mein Fräulein, wo der Herr Doctor Bernhard logirt?" — Bei diesen Worten zieht er ein Blatt Papier aus der Tasche und ich schreie laut auf. Dann muß ich in Ohnmacht gefallen sein, denn ich fand mich beim Erwachen an der Erde. Alles war still und stumm um mich her, die Erscheinung verschwunden. Ich raffte mich auf — die Thür stand weit offen — ich sah Licht durch das kleine Fensterchen in Deinem Zimmer, Vater, und eilte zu Dir — in Deiner Gegenwart wurde mir wieder leicht —"

„Das fehlte noch, daß dieser Mensch einen Doppelgänger hat!" brummte Rosenhain mit innerem Schauder vor sich hin. Seine Kniee wankten; von Auroren geführt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl. Die Tochter ließ sich vor ihm nieder und legte ihr Haupt schweigend auf des Vaters Schooß. Plötzlich fühlte Benedict ein Papier zwischen seinen Händen, welches aus Aurorens Busen herausgefallen zu sein schien. Hastig griff er danach. „Was ist das? Was ist das?" rief er und zog den Tisch an sich heran, um sich dem Lichte zu nähern. —

„Ach, lieber Vater!" bat Aurora und streckte die Hand nach dem Billet aus, es dem Vater zu entreißen, denn sie glaubte, es sei ein Liebesbriefchen von Bernhard. „Das ist nichts, nur ein Wäschzettel von mir!"

„Ein Wäschzettel? So?" erwiederte Benedict. „Mit der Aufschrift: An Herrn Bernhard? Laß doch sehen. Das ist nicht Deine Hand."

Aurora athmete erleichtert auf. Der Vater hatte das Billet entfaltet, setzte die Brille auf die Nase und fing an zu lesen. Höchstes Erstaunen malte sich in seinen Zügen, in welches sich ein unheimliches Lächeln mischte. Bei jeder neuen Zeile schüttelte er das Haupt heftiger, indem er die Schrift immer näher vor die Augen hielt, und noch hatte er nicht zu Ende gelesen, so packte er etwas unsanft Aurorens weißen, nackten Arm, daß sie stöhnte, und sprach tonlos und abgebrochen: „Hör', Aurorchen, hör' — hier ist der Brief Deiner Erscheinung — hahaha! Lächerlich — seltsam! Man weiß nicht, ob man lachen oder sich fürchten soll!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mailand.

[Frescomalereien im Huldigungssaale.]

— In meinem Berichte aus Mailand, den ich Ihnen sandte, ist ein Blatt ausgefallen, das ich nachträglich beibringe, ich meine die Beschreibung des Frescogemäldes von Franz Hayez, im Huldigungssaale zu Mailand. Auf einem Throne von Bronze — errichtet auf den Felsengründen eines Berges, um die dauernde Unerschütterlichkeit anzudeuten — sitzt Ferdinand I mit dem Purpurmantel bekleidet, im Kaiserschmucke, mit unbedecktem Haupte. Der Genius von Oesterreich, in den Lüften schwebend, streckt die eine Hand schützend über das Haupt des Kaisers aus, während er mit der andern auf vier Sterne hinweist, in deren Mitte man die Anfangsbuchstaben von Rudolph I., Maria Theresia, Joseph II., und Franz I. liest. Rechts vom kaiserlichen Stuhle erblickt man die Religion, erkennbar an dem Buche mit sieben Siegeln; nahe an derselben die Gestalt der Poesie, im Begriffe, mit Spiel und Gesang das hohe Ereigniß zu feiern. Das Recht, eine majestätische Figur in rüstigem Alter, begleitet von den Genien der Lombardei und Venedigs, welche sich brüderlich umarmen, tritt allein vor den Kaiser und streckt ihm die mit beiden Händen umfaßte eiserne Krone entgegen. An dem Saume ihres langen Kleides liest man den Vers der Kirche: per me Reges regnant (durch mich herrschen die Könige). Links vom Throne erscheint die Göttin des Friedens im langen Talare mit dem Oelzweige in der Hand. Drei niedliche Genien, welche die Liebe, die Künste, Handel und Industrie vorstellen, umgeben sie. Der Eine bricht einige Blätter von dem Oelzweige ab, der Andere empfängt sie und reicht dieselben dem Dritten, welcher damit den Griff eines Schwertes umwindet. Die Friedensgöttin führt dem Kaiser Gruppen allegorischer Personen vor. Die erste ist die Bildhauerei, welche dem Herrscher das in einer Medaille geprägte Bildniß seines Vaters zeigt, hierauf die Malerei, welche dem Genius der Künste das Portrait Maria Theresiens aus den Händen nimmt, hinter ihnen die Architektur, die sich dem erhabenen Gönner nähert und die Zeichnung des Friedenbogens (Arco della Pace bei Mailand) ausbreitet. Den schönen Künsten folgt die Agricultur, bekränzt mit Aehren, gestützt auf den Pflug, den gezeichneten Thierkreis in der Hand, sodann der Handel im reichen Kleide eines Pilgrims, mit dem Anker und dem Rade, endlich die Industrie, die in der Stellung raschen Aufstrebens sich mit einem Stabe in der Rechten emporhilft, auf dessen Spitze eine Hand und ein Flügel befestigt sind, während die Linke die langen Falten des Kleides und alles den Schritt Hemmende wegzuheben bemüht ist. Die edel-ernste Figur beinahe unter dem Rechte ist die Gerechtigkeit. Sie überreicht dem Kaiser mit der Linken den Codex des Gesetzes und hält in der Rechten die Waage und das Schwert, unter dessen Schutze die Unschuldigen und Wehrlosen zu ihren Füßen sicher ruhen. Nächst der Gerechtigkeit ist die Gnade; sie nimmt die Mitte des Bildes ein. In demüthiger Stellung sucht sie fürbittend die Begnadigung einiger Schuldigen nach, welche sich um ihre Knie niederwerfen, während der Saum ihres langen Gewandes den Augen des Kaisers die peinlichen Instrumente verbirgt. — Die Kraft, versinnlicht von einem starken Jünglinge, bewaffnet mit Lanze und Schild, an dem der kaiserl. Wahlspruch steht: „recta tueri," erscheint hinter zwei Löwen und beschließt die linke Seite des Gemäldes. Vor dem Anblicke dieser unwiderstehlichen Kraft schaudern zwei böse Geister zurück in den finstern Abgrund, aus welchem sie sich mit verderbenschwangeren Künsten und Masken emporgeschlichen hatten. Die rechte Seite begränzt die Geschichte. Sie hält den Griffel in die Höhe, den Augenblick des feierlichen Actes erwartend, um ihn in die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts einzuzeichnen. Endlich erblickt man durch alle oberen Zwischenräume aus dem fernsten Hintergrunde heranziehende Gruppen, welche die ersten Städte des lombardisch-venetianischen Königreichs vorstellen sollen, die dem Throne näher zu kommen suchen, um ihre Huldigungen darzubringen.

Notizen.

[Brougham's Reden.]

In England sind Lord Brougham's Parlamentsreden in vier Bänden erschienen. Der alte Brougham gehört zu den merkwürdigsten Rednern der großen Nation, deren staatliches Leben, zum Gegensatz mit den deutschen Zuständen, uns das Schauspiel einer öffentlichen Entwickelung der Charaktere bietet. Das Werk hat noch ein ganz besonderes Interesse durch die Charakterschilderung von Zeitgenossen, womit die Reden des Lords gleichsam eingeleitet werden. Zufällig von dem Wunsche erfüllt, über Sir Samuel Romilly irgend eine sichere Quelle aufzufinden, verweist man uns auf die biographischen Darstellungen in jenem Werke. Sir Samuel's Sohn, Secretair des Speaker im Hause der Commons, hält sich gegenwärtig in Deutschland auf. Er ist radicaler Whig.

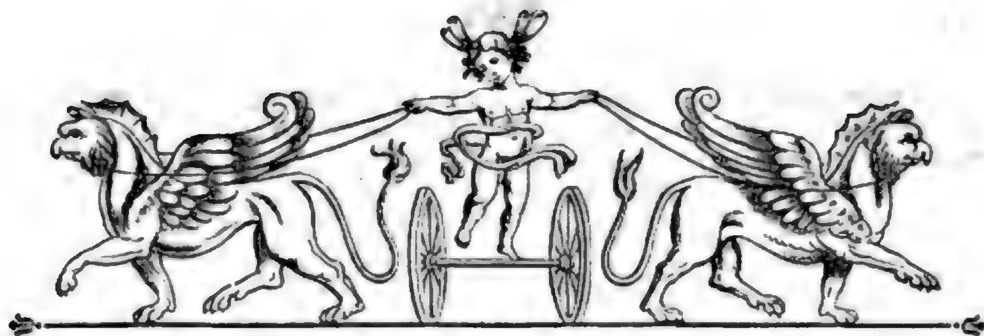
[Ludolf Wienbarg.]

In Nr. 1565 der „Blätter der Börsenhalle" erfolgt Wienbarg's zweiter Artikel über Friedrich Halm, eine glänzend helle Darlegung der wahrhaft folternden Gedankenverwirrung, die in der „Griseldis" vorwaltet, und eine eben so gründliche Beleuchtung des „Adepten." Wienbarg ist eben so gerecht als scharf, er nennt Griseldis ein Meisterstück sentimentaler Beredtsamkeit, deckt aber die geschraubte Unnatur auf, mit welcher Halm die Gestalten und die Situationen der alten Novelle geißelt.

[Dr. Andree.]

Seit einigen Monaten führt Dr. Karl Andree, bisher als Geograph und Uebersetzer vortheilhaft bekannt, die Redaction der Mainzer politischen Zeitung. Wir sprechen nächstens von einigen seiner leitenden Artikel, in denen er summarisch den Stand der heutigen Interessen beleuchtet. Mit der politischen Zeitung steht ein Unterhaltungsblatt in Verbindung, das sich früher mit Nachdruck nährte. Jetzt wird es unter Andree's Leitung nur eigene Artikel bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 199. — den 11. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Nun las Benedict mit lauter Stimme Folgendes: „Mein Herr Original! Es wird Sie nicht befremden, wenn ich mich an Sie mit der unterthänigen Bitte wende, Ihrer ergebenen Copie endlich zum Genusse der Ruhe zu verhelfen, nach welcher sie sich unaussprechlich sehnt. Leider verbietet mir ein strenges Gesetz, Sie mit den diesfallsigen Mitteln bekannt zu machen; ich vertraue indessen Ihrem eigenen Scharfsinne und hoffe, daß Sie nicht anstehen werden, mir meine ganz ergebene Bitte zu erfüllen. Sie glauben gar nicht, welche Qual mit meiner rastlosen Wanderung verbunden ist. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, bei Nacht herumzulaufen und in allen Winkeln sein Original suchen zu müssen. Da ich von meinem Meister sehr flüchtig geschaffen worden bin — Sie erinnern sich, es war schon längst Mitternacht vorüber und wir hatten daher nicht viel Zeit übrig — so ist die Fähigkeit in mir nicht recht ausgebildet, Ihren Wohnort ausfindig zu machen. Nach vielen vergeblichen Bitten nannte mir endlich der Meister eine Dame mit Namen Aurora, die Tochter des Herrn Schneidermeisters und Dichters Johann Georg Benedict Rosenhain, gab mir Ihre Adresse und sagte, von ihr könnte ich leicht erfahren, wo Sie wohnen, verehrtester Herr und Gebieter. Auf alle Fälle schrieb ich diesen Brief und richte durch ihn das unterthänige Gesuch an Sie:

„Ew. Wohlgeboren wolle sich geneigtest meiner Unwohlgeborenheit erinnern und in der Nacht nach Walpurgis — in der Walpurgisnacht selbst möchten Sie mich schwerlich zu Hause treffen, da ich bereits eine vorläufige Einladung zu Thee und Butterbrot nach dem Blocksberge erhalten habe — gütigst in dem wohlbekannten alten Schlosse, im linken Seitengebäude No. 17. erscheinen, wo ich die Ehre haben werde, Ihr Erscheinen zu erwiedern, um das Nähere mit Ihnen mündlich zu besprechen. Hoffentlich wird es Ihnen gelingen, mich aus dem Wege zu räumen, wodurch Sie zugleich für immer meines lästigen Besuches überhoben sein würden. Mein Meister läßt Sie grüßen; er ist jetzt sehr wenig beschäftigt. Sie würden ihm daher einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie einen guten Freund mitbrächten, der vielleicht Lust hätte, den verborgenen Schatz zu heben. Leben Sie indessen wohl bis auf Wiedersehen, verehrtester Herr, und nehmen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen als

Ew. Wohlgeboren
unterthänige und unglückliche
Copie.
(Ganze Figur, Lebensgröße.)"

Benedict ließ die Hand sinken und saß da, wie eine Bildsäule; Aurora wußte nicht, wie ihr geschah. Ein Schreiben dieser Art an ihren Geliebten hätte sie sich nimmer träumen lassen. Bernhard kam ihr in diesem Augenblicke wie ein Gespenst vor, und wäre er jetzt mit

Fleisch und Blut hereingetreten, sie hätte ein Kreuz vor ihm geschlagen und ausgerufen: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!" — Einigermaßen zu sich gekommen, stieß Benedict die Worte hervor: „Nun, das ist doch der verrückteste Brief, der mir in meinem Leben vorgekommen!"

„Ach, Vater, sprach jetzt die schüchterne Tochter — was mag denn hinter diesem fürchterlichen Unsinne stecken?"

„Zauberei! Schwarzkünstelei," schrie Rosenhain. „Dein Liebenswürdiger geht mit Geistern um! Da hast Du's. Und mich bringt er auch mit hinein. Hier steht's: „die Tochter des Herrn Schneidermeisters und — Dichters!" setzte er verklärt hinzu. — „Er hat doch wenigstens den Geistern die Wahrheit erzählt!"

„Laß das jetzt, lieber Vater," entgegnete Aurora. „Vielleicht ist es doch nur ein Scherz und die ganze Erscheinung war —"

„Ein schlechter Witz?" ergänzte Benedict. „Dergleichen Abgeschmacktheiten wollt' ich mir verbitten! Die Schlafgemächer junger Mädchen sind nicht der geeignete Schauplatz für solche Scenen!"

Die Hände auf den Rücken gelegt, ging er kopfschüttelnd im Zimmer auf und nieder. Das Töchterchen folgte ihm mit ängstlichen Geberden.

„Und der Schatz? der verborgene Schatz? Was mag das bedeuten?" begann Benedict aufs neue und versank in tiefes Grübeln. „Der Bernhard ist so arm wie eine Kirchenmaus!" fuhr er endlich fort. „Sonst macht der Umgang mit Geistern gewöhnlich reich? — Wenn er mir sagen könnte — — Benedict, das wäre Wasser auf Deine Mühle!"

Mit gekreuzten Armen, die Lippen auf einander gepreßt, blieb er vor seinem Schreibtische stehen. Erst leise, dann lauter und lauter recitirte er die Worte Faust's.

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund so länger leben —
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniß würde kund!"

Vom Thurm schlug es drei Uhr. Ein schwacher Dämmerschein des nahen Morgens drang schon durch die niedergelassenen Fenstergardinen. Benedict hüllte sich frostig in seinen bunten Schlafrock; seine Glieder zitterten von der durchwachten Nacht. „Laß uns zu Bett gehen, Vater!" bat Aurora, gleichfalls mit den Zähnen klappernd," der neue Morgen wird alles aufklären."

„Ja, komm meine Tochter! Wir wollen noch ein paar Stunden schlummern!" erwiederte Benedict. „Nimm das Licht und begleite mich in mein Schlafzimmer."

Langsam schritt er Auroren voran nach dem Nebengemach und wiederholte durch die Zähne summend:

„Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniß würde kund!"

Vor dem Bette blieb er stehen und legte den Finger bedächtig an die spitze Nase.

„Höre, Aurorchen!" sprach er dann und eine hoffnungsvolle Heiterkeit zog über sein Gesicht. „Wenn man wirklich verborgene Schätze zu heben im Stande wäre, das wäre doch herrlich! Glaubst Du daran?"

„Man hat Beispiele!" antwortete die Tochter, um nur etwas zu antworten. „Aber ruhe nur, mein guter Vater, entschlage Dich aller dieser Gedanken!"

„Ich will mich legen!" versetzte Benedict. — „Geh, liebe Tochter, hol' mir noch mein Manuscript. — So! — Leg' mir's unter das Kopfkissen, ich werde dann besser einschlafen."

„Gute Nacht, Väterchen!" sprach Aurora leise und küßte ihm die bebenden Lippen.

„Oder besser guten Morgen!" entgegnete Benedict lachend. „Schlaf wohl! Und wenn Dich morgen Bernhard besucht, so frag ihn aufs Gewissen — —"

„Ach ja!" flüsterte Aurora und trocknete sich eine Thräne ab. Darauf reichte sie dem Vater die Hand und schlich mit gesenktem Haupte davon. Benedict klapperte laut mit den Zähnen und warf sich halb angekleidet ins Bett.

„Das ist heute nicht auszuhalten!" schalt am Morgen darauf Benedict's Stubenmädchen und sprang, einen Staubwedel in der Hand, mit welchem sie so eben Tische und Stühle zu säubern in Begriff war, nach der äußern Thür. „Das Laufen nimmt kein Ende; jede Minute klingelt Einer, und dabei soll man seine Arbeit verrichten! Wenn's nur was Hübsches wär, aber so — nun, wer ist denn wieder da?"

„Ist Herr Rosenhain zu Hause?" war die geschmeidige Erwiederung.

„Zeitig ausgegangen," antwortete das Mädchen schnippisch, „und wird wahrscheinlich vor Tische nicht wieder kommen!"

„Bitte, meine Liebe, geben Sie doch, bitte, dieses Briefchen an ihn ab. Aber vergessen Sie's nicht, bitte, hörtn Sie?"

„Ja doch!"

Kaum war die Thür wieder, unsanft genug, ins Schloß gefallen, als sie Lisette von neuem öffnen mußte. Diesmal rief eine bekannte Stimme: „Mach' auf, Lisettchen! Ich bin's." — Hurtig ließ sie den neuen Besuch ein, aus dessen Hand schon manches gute Trinkgeld in ihre Tasche geflossen.

„Ergebene Dienerin, Herr Doctor!"

„Ist Aurora da?"

„Freilich, freilich, und allein. Herr Rosenhain sitzt schon anderthalb Stunden am Schreibtische und ist mit Briefen vollauf beschäftigt. Ich muß ihn diesen Morgen vor Jedermann verleugnen, außer vor Ihnen, hat er mir ausdrücklich aufgetragen!"

„Nun, so verleugne mich dafür vor ihm. Ich habe nicht Lust zu seiner Unterhaltung. Uebermorgen ist ja ohnedies große Gesellschaft hier —"

„Die mir," seufzte die Zofe, „in der Regel blutwenig einträgt. Man sollt' es nicht glauben, daß die vielen schönen, jungen, geputzten Herren so geizig wären. Selten bekomm' ich mehr, als eine „gute Nacht!" von Einem, und wie oft hab' ich ihnen schon das Licht vorgetragen. Ich bin doch einmal auf die Trinkgelder angewiesen und wenn man seine Rechnung darnach einrichtet, so —"

— „So ist das sehr traurig!" setzte Bernhard fort. „Mich rechnest Du doch zu den Ausnahmen, Lisette?"

„Ei, das versteht sich!" entgegnete sie mit einem tiefen Knix, als Bernhard seinen Beutel zog.

„Sag' nur Niemandem davon!" bedeutete sie der Freigebige „ich habe meine Ursachen. Hier nimm und schweig! und laß mich jetzt zu Auroren!"

„In der grünen Stube!" rief ihm Lisette nach und wollte an ihre Arbeit zurückkehren. Da klingelte es wieder. „Ja wenn lauter solche Herrn kämen, wie der Herr Doctor!" sprach sie, die Nase rümpfend. „Wird wohl wieder nichts sein!" Zögernd ging sie nach der Thür. „Ist Herr Rosenhain zu Hause?" ertönnte es abermals. „Zeitig ausgegangen!" antwortete Lisette mit lachendem Munde, da dieselbe oft gehörte Frage an sie gerichtet wurde und setzte, ohne eine neue abzuwarten, sogleich hinzu: „Haben Sie vielleicht einen Brief abzugeben?"

„Ja, mein liebes Kind, aber vergiß nicht, ihn bald zu bestellen!"

„Nein doch!" erwiederte sie kurz und warf die Thür hinter sich zu. Sie sah ihre Leute an. Die grämlichen Philistergesichter behandelte sie mit kammerjungfräulicher Impertinenz, die meisten Salonherren kalt, und für wenige Bevorzugte nur, die ihr beim Hinunterleuchten eine doppeltklingende gute Nacht boten, war sie die Höflichkeit und Freundlichkeit selbst. Von diesen ließ sie sich auch die Wangen streicheln ohne ein Zeichen der Mißbilligung, wie leicht sie auch sonst jede männliche Annäherung für ein Attentat auf ihre Tugend hielt. Mit zwei Briefen — sie hatte diesen Morgen schon wenigstens vier Mal so viel besorgt — eilte sie in das Zimmer des Herrn', der ihr mit einem Seufzer entgegenkam und wehmüthig fragte: „Wieder Briefe?" Lisette parodirte seinen Seufzer und antwortete: „Ja!" — „Ist Herr Bernhard nicht dagewesen?" rief er ihr nach, als sie sich entfernen wollte. „Bis jetzt noch nicht!" entgegnete sie keck und schlüpfte, um einer Verlegenheit zu entgehen, schnell hinweg.

Benedict legte das Empfangene bei Seite und setzte sich wieder. Vor ihm lagen wenigstens zwanzig frischgeschriebene offene Briefe, die er abgefaßt hatte, und die sämmtlich ein und dasselbe Thema enthielten: „Ich bin so frei, verehrtester Herr und Freund, Ihnen Ihre kleine Rechnung zu übersenden, um deren möglichst baldige Berichtigung ich sie ergebenst ersuche. Ich hoffe, daß Sie meine freundliche Bitte nicht übel deuten werden, da u. s. w. u. s. w." — Nach der kleinen Unterbrechung durch Lisetten nahm er aufs neue die Feder zur Hand, um die letzte angefangene Rechnung zu beendigen.

— „Ein brauner Tuchrock nebst aller Zuthat	20 Thlr.
Ein Paar schwarze Beinkleider nebst Zuthat .	8 —
Laut alter Rechnung	40 —
Summa u. s. w."	

„So!" rief Rosenhain, warf die Feder hinweg, als ob er ein Todesurtheil unterschrieben hätte, und schnellte nach alter Gewohnheit die Beine kreuzweis auf. „Nun denn, Verderben, habe deinen Gang!" — Nachdem er einige Male in der Stube auf und nieder gegangen, zündete er an seiner höchst eleganten Feuermaschine ein Wachslicht an, siegelte die Briefe mit einem Petschaft, in das eine Lyra eingegraben war, versah sie dann mit Adressen, schüttete Goldsand darüber, schob das Ganze in ein Packetchen zusammen und schellte. Das Nebengemach spie den Lehrjungen aus. „Was befehlen der Meister?" fragte der ungefähr neunzehnjährige winddürre Knabe mit einer näselnden Stimme, indem er eine Stellung annahm, als wolle er sich Jemanden aufhocken lassen. „Zieh Deinen Sonntagsrock an, binde Deine Cravatte um, aber schnell, und trage mir diese Briefe fort!" commandirte Rosenhain.

„Schön, Meister!"

„Lies genau die Adressen, daß Du sie nicht verwechselst!"

„Schön, Meister!"

„Sei höflich beim Uebergeben!"

„Schön, Meister!"

„Und gewöhne Dir mannichfaltigere Redensarten an. Wenn Du drei Mal hinter einander: „Schön, Meister!" sagst, so ist das recht schön, aber ermüdend — ermüdend, sag' ich!"

„Ermüdend, Meister, schön!"

Während der große Junge wieder fortsprang, rief ihm Benedict pathetisch nach: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" — Darauf erbrach er einige der empfangenen Briefe, fand in jedem eine Schuldmahnung und legte sie unbefriedigt bei Seite. „O, Gemeinheit der Welt!" Diese Worte schwebten ihm schon auf der Lippe, doch er sprach sie nicht aus, weil er so eben auch eine ähnliche Weltgemeinheit sich hatte zu Schulden kommen lassen. Und noch dazu waren es seine Freunde, bei denen er seine Forderungen geltend machte! Das fiel ihm wieder ein und quälte ihn nicht wenig, es fehlte nicht viel, so hätte er den beauftragten Lehrjungen zurückgerufen; aber der Schicksalsruf der eisernen Nothwendigkeit: „Ich brauche Geld!" sprach stärker und gebieterischer, als seine zartgefühlte Bedenklichkeit. Als er an das Fenster trat, eilte der dienende Geist die Straße hinunter, ein Liedchen pfeifend. „Er pfeift, wie die Vöglein in den Zweigen, frei und sorglos!" seufzte Rosenhain vor sich hin. „Er kennt noch nicht die Bekümmernisse des Lebens. O, daß das abscheuliche Geld doch die Welt regiert!"

Lange blieb er, ein grübelnder Hamlet, in tiefen Gedanken stehen und suchte nach einer That, durch welche er sich wieder emporhelfen könne.

„Der Schatz! der Schatz!" begann er endlich leise. „Wenn ich den Schatz heben könnte — das ist eine große Idee! Wenn ich die Geister selbst mir unterthänig machen könnte, daß sie mir den Ort zeigten, wo das Gold aufgehäuft liegt, eitel und unbenutzt! — Wüßte ich nur, welche Bedingungen dabei zu erfüllen sind? Ich habe Muth, ich werde mich doch wohl nicht mehr fürchten, als ein Anderer. Ich habe Geister gedichtet, so will ich auch den Anblick der wirklichen ertragen!"

Nach diesen Worten nahm er den geheimnißvollen Brief an Bernhard aus der Brusttasche und las ihn, obwohl er ihn bald auswendig konnte, nochmals durch. Lisette kam und brachte ihm das Frühstück.

„Lisette!" sprach er, indem er die Tasse mit Fleischbrühe an den Mund setzte, „Lisette, verflucht, die Bouillon ist teufelsmäßig heiß, ich habe mir die Lippen verbrannt!" setzte er zurückfahrend hinzu. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Dumas über deutsche Literatur.]

Alexander Dumas hat nun unsere Stadt verlassen. Er wohnte vergangene Woche einer Vorstellung der Griseldis bei. Dumas sagte über dieses Stück, daß es ihm ganz gefiele, wenn der erste Act abgeschnitten werden könnte, damit die Griseldis nicht die einzige wäre, die in einer Täuschung lebt. Es wäre dies wider alle Regeln der Aesthetik, das Publicum eine falsche Tragödie mitspielen zu lassen, ohne daß es durch die Wahrheit im fünften Act im geringsten überrascht würde. Der Dichter scheint dies selbst gefühlt zu haben, und motivirt die unerwartete Entwickelung durch die Entsagung, dies aber entschädigt nicht für die humoristische Qual, und er hätte leicht das Stück so einrichten können, daß der Zuschauer selbst Schritt vor Schritt mit der Griseldis gepeinigt werde. Das Verhältniß des Weibes zum Percival ist übrigens kein freies, doch dem Zeitalter angemessen. Trotz diesem Allem erfreute sich Dumas dieses Stückes und wünschte sich, einen solchen Stoff je behandelt zu haben. Dumas ist weit besser mit den Verhältnissen der neuesten Literatur in Deutschland bekannt, als man Anfangs glauben sollte. Er kennt Grillparzer, Raupach, Halm, und nun kennt er auch Grabbe's Dichtungen und ein Stück von H. Marggraff. Raupach, sagte er, wäre der deutsche Anzelot, Grillparzer hätte einen herrlichen Styl und seine Ahnfrau hält er für „echt dramatisch", wenn nur eine solche Reihenfolge darauf gekommen wäre, damit sie eine Epoche ausmachten. Von der deutschen Kritik will er gar nichts wissen; la critique désorganise, la poesie organise, sagte er, und wenn Deutschland seit Schiller und Goethe keinen dramatischen Dichter mehr gezeugt hat, der Gestalten schuf, so sei die Kritik mehr Schuld daran, als man glauben möchte. Die Kritik müsse das Schöne, nicht das Schlechte heraussuchen, und wenn nun auch in einem Stücke wie Griseldis bedeutende Fehler seien, so müsse man bedenken, daß noch weit größere Schönheiten darin wären. Man hatte ihm dieses Drama ebenfalls übersetzt. Unterdessen erfreute er sich an dem Spiel der Lindner und Weidner's und verließ überhaupt ungern Frankfurt, besonders da er oft zur Erholung von seinen Arbeiten auf den Gütern des Herrn von Rothschild jagte. —

Notiz.

[Biernatzki.]

Von dem Pastor Biernatzki, dem Verf. der Hallig, einer Novelle, welche 1837 erschien und bereits ins Englische und Holländische übersetzt worden ist, erscheint zu Neujahr eine neue Novelle unter dem Titel: „Der braune Knabe, oder die Gemeinde in der Zerstreuung."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags —— 200. —— den 12. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Das Mädchen verbiß mit Mühe das Lachen. „Geh nur!" befahl Benedict ärgerlich, „ich brauche Dich nicht länger." Der Trank hatte ihm die Frage von den Lippen gebrannt: „Ob sie eine nähere Kenntniß von Wünschelruthen und deren Erlangung habe?" Denn er wußte, daß Lisettens Vater ein armer Bergmann, und daß Leuten dieser Art dergleichen geheimes Wunderwesen nicht fremd sei. „Nein, es ist gut, daß ich mich nicht entdeckt habe. Man muß das dienende Personal nicht die Karten ahnen lassen!" fuhr er fort, nachdem sich das Stubenmädchen kichernd hinwegbegeben hatte. „Aber Bernhard, wenn er wollte, könnte mir auf alle Fälle helfen, und da er meiner Einwilligung in eine Verbindung mit Auroren bedarf, so wird er klug genug sein, den künftigen Schwiegervater nicht im Stiche zu lassen!"

Wie gerufen trat jetzt Bernhard selbst in das Zimmer.

„Ach, welch' ein glückliches Zeichen!" rief Benedict mit frohem und zugleich prüfendem Gesicht. „Eben dacht' ich an Sie!"

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt! Wie befinden Sie sich?"

„So so! Ich habe in den letzten Nächten nicht viel geschlafen und bin ein wenig angegriffen!"

„Sie haben wahrscheinlich an einem bedeutenden Werke gearbeitet?"

„Beendigt. Ein Trauerspiel, welches ich nächstens unsern literarischen Freunden mittheilen werde. Sieben Aufzüge, außer dem Vor- und Nachspiele!"

„Dann werden Sie einen langen Athem nöthig haben."

„Das Vorlesen strengt mich nicht an, sobald ich begeistert bin!"

„Recht. Die Begeisterung gleicht Alles aus. Nur die Prosa des Lebens drückt!"

„Ja wohl, die Prosa drückt!"

„Aber Männer, wie Sie, werfen die Last ab — das Irdische hat keine Gewalt über Sie!" —

„Ja, aber — "

„A propos, bester Herr Rosenhain! Ich höre eben, daß — Sie erinnern mich daran, da ich diese Briefe auf Ihrem Tische sehe — "

„Kleinigkeiten — Geschäftssachen — "

„Daß Sie auch an mich einen Brief — "

Ein großer, lauter Seufzer Rosenhain's unterbrach den Sprechenden. Benedict trat einige Schritte rückwärts und schien erst in diesem Augenblicke daran zu denken, welche mystische Person er vor sich habe. Erbleichend maß er ihn vom Kopf zum Fuß — das Gefühl der vergangenen Nacht, das dem Morgen gewichen war, wurde wieder lebendig in seiner Seele, und scheu und langsam in die Tasche greifend, zog er das verhängnißvolle Papier hervor, das er dem vor ihm Stehenden bebend entgegenhielt. Das unbefangene Lächeln Bernhard's gab ihm indessen seinen Muth wieder, so daß er gefaßt sprach: „Sie werden im Stande sein, diese Räthsel aufzuklären!"

Bernhard griff hastig nach dem Briefe und las begierig. Als er zu Ende war, steckte er ihn zu sich, schnippte ein Dutzend Mal mit den Fingern, wie Einer, der irgend Etwas sonderbar findet und noch nicht recht weiß, woran er eigentlich ist, ging unruhig hin und her, fuhr sich in die Haare, nagte an den Nägeln und brach zuletzt in ein lautes Gelächter aus.

„Sie können lachen?“ fragte verwundert der erwartungsvolle Schneider.

„Ist das etwa nicht lächerlich,“ erwiederte Bernhard, daß Copien von wirklichen Original-Menschen sich während der tiefen Nacht in die Schlafzimmer junger Damen begeben und sie Briefe zu bestellen bitten?“

„Höchst lächerlich!“ versetzte Rosenhain mit einer Grimasse, die seine Worte Lügen strafte.

„Und ist es nicht lächerlich,“ sprach Jener weiter, „daß Wesen solcher Art, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, Briefe in diesem Style schreiben? Sollte man nicht meinen, daß irgend ein Herausgeber eines schlechten Briefstellers von bösen Mächten verdammt worden sei, nach seinem Tode in der Nacht umzugehen und Musterbriefe der Verrücktheit unter die Leute zu vertheilen?“

„Wohl, wohl! Aber wie kommt der Schreiber dazu, Ihre Gestalt anzunehmen?“

Bernhard schwieg einige Augenblicke, darauf, seinen Schwiegervater in spe scharf betrachtend, sprach er gedehnt: „Das könnt' ich Ihnen sagen, wenn —“

„Wenn ich schweigen will?“ erwiederte Benedict schnell. „Wie das Grab, auf mein Ehrenwort!“

„Nein, wenn — — schon Zeit dazu wäre! Sie müßten sich denn entschließen können, in der Nacht nach Walpurgis mit mir zu gehen und —“

„Und den Schatz —“

„Das ist ja Nebensache! Aber vielleicht wären Sie im Stande, sowohl meinen Doppelgänger, als auch den sogenannten Meister, von dem in diesem Briefe die Rede ist, und der Sie, ich weiß nicht, woher? schon kennt, auf ewig zu bannen und aus dem Wege zu räumen!“

„Mord?!“

„Es ist ja von Geistern die Rede.“

„Ja so. Aber der Schatz! Wie viel mag er betragen? Und wo? wie?“

„Dringen Sie jetzt nicht mit Fragen in mich. Noch muß ich Ihnen meine nähern Erklärungen zurückhalten. Das will Ueberlegung und ich möchte mich nicht gern übereilen. — Haben Sie einmal von dem Rothmantel gehört?“

„Der die Armen, die in sein Bereich geriethen, kahl schor?“

„Ganz recht! Nun, morgen oder bald ein Mehreres!“

Bernhard brach ab und der Schneider kam wieder auf den Schatz zurück.

„Thun Sie doch,“ rief Bernhard etwas ungeduldig, als ob Sie nicht ferner leben könnten ohne den Schatz! Sie, ein Mann von Vermögen, von Geist —“

„Von Geist, zugegeben! Aber was das Vermögen betrifft, so —“

„So verhehlen dieses gewöhnlich alle bemittelte Leute! Und Sie vollends sprechen höchst ungern von so gemeinen, materiellen Gegenständen! Nicht?“

Benedict kratzte sich verlegen und mißmuthig in den Haaren. Mehrere Male setzte er zum Sprechen an und konnte nicht den rechten Anfang finden. Wie spielend, ließ er die Legion von Mahnbriefen durch die abgemagerten Finger laufen, nahm dann einen davon aus der Masse, entfaltete ihn, zog die Augenbrauen unter schwerem Athemschöpfen nieder und reichte denselben mit einer entschiedenen Armbewegung seinem Besucher. Dieser las, lächelte, warf das Blatt verächtlich wieder auf den Tisch und sprach: „Ja, bester Herr Benedict, das muß Männer Ihres Werthes freilich verstimmen!“

„Und hier, und hier und da!“ brach Rosenhain los und fiel über die Briefe her, als wollte er sie verschlingen. „Lauter Inconvenienzen derselben Art! So geht's jetzt täglich, ich möchte an den Wänden hinanlaufen!“

„Ordinair!“ versetzte Bernhard ruhig. „Aber Sie werden sich rächen.“

„Wie mir, so Dir! Meine Geduld ist zu Ende. Ich habe heute Erinnerungen an alle meine Schuldner ergehen lassen und ihnen die Rechnungen zugesendet!“

„Ei, das hätten Sie unterlassen sollen! Sie werden unsere besten Köpfe vor den Kopf stoßen? Ich sehe hierbei keinen Zweck!“

„Keinen Zweck? Brauch' ich nicht mein Geld? Oder wollen Sie mir vorschießen?“

„Ich? Omnia mea mecum porto!“ Lachend griff er in die Tasche und wiegte ein paar Kupfermünzen in der Hand. „Hier sind meine Schätze!“

„Schätze! — O, bester Freund, es wäre doch schön, wenn jener Schatz,“ hub Benedict von neuem vertraulich an, aber mit lautem Gelächter unterbrach ihn Bernhard. „Guter Herr Rosenhain, Sie sind heute in ganz vortrefflicher Laune!“ sagte er. „Aber Sie machen mir nicht bange. Wär' es nicht wegen einer theuern Per-

son, so würde ich die Lehrerstelle gar nicht annehmen, die ich nächstens zu erhalten hoffe, und in meiner glücklichen Armuth bleiben mein Lebelang. Sie dagegen können den Reichthum gebrauchen, denn Sie sind dazu geschaffen, Planeten um die Sonne Ihres Geistes zu versammeln! Ich nehme mit einer untergeordneten Rolle vorlieb."

Bernhard nahm den Hut, um sich zu empfehlen.

„Noch ein Wort!" rief Rosenhain halb unwillig, halb bittend. Lachend klinkte jener die Thür auf: „Nein, nein, ich ergebe mich heute nicht. Habe die Ehre, mich zu empfehlen! Ueber die Briefangelegenheit spreche ich noch mit Ihnen. Und übermorgen ist Salontag, nicht? So seh' ich Sie wenigstens übermorgen wieder. Très-humble serviteur!"

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte er sich. Als ob er Bauchgrimmen hätte, stürzte Rosenhain in einen Stuhl und warf sich her und hin vor unaussprechlichem Aerger. Es dauerte lange, ehe er sich in Worten Luft machen konnte. „Dieser Mensch," rief er endlich und große Thränentropfen hingen an seinen weißblonden Wimpern, „dieser Mensch ist der einzige, dem ich mich füglich entdecken kann und gerade dieser Einzige gleitet mir wie ein Aal unter den Fingern hinweg und will mich nicht verstehen. Ja, da ich in Noth gerathe, wird mich Alles verlassen. Wie schlechtes Tuch, wird Keiner von denen, die sich meine Freunde nennen, Stich halten. O, es ist ein wahres Wort, daß die Dichter unglücklich sind!"

In Thränen zerfließend, legte er sein Haupt auf den Tisch. „Sie werden mich aus dem Hause treiben, die unbarmherzigen Gläubiger," wimmerte er, „ein Bettler werd' ich irren durch die wüste Welt. Lorbeerbaum und Bettelstab, ihr werdet auch mein Loos sein! Dann kann man aus mir ein Trauerspiel machen, und die Leute werden weinen und wehklagen um den armen heruntergekommenen Johann Georg Benedict Rosenhain! — Wenn ich nur zu keinem Schneider verdammt wäre! Wer bürgt mir dafür, daß eine schlechte Poetenseele Spottlieder auf mich macht und sie auf Messen und Jahrmärkten verkaufen läßt?"

Gegen sich selbst wüthend, schlug er zu wiederholten Malen die Stirn gegen die Tischplatte und zerzauste seine spärlichen Haare. Er warf das Tintenglas um, und bemerkte es nicht, so sehr war er mit seinem Kummer beschäftigt. Als er an die übermorgende ästhetische Versammlung dachte, nahm er sich vor, ein Menschenfeind zu werden, falls man ihm nicht die rückständigen Rechnungen bezahlte. „Ein neuer Timon von Athen," knirschte er, „will ich sie mit Wasser tractiren!" — Armer Rosenhain, das hast du ja schon längst gethan und sie haben dich doch nicht bezahlt! — Und immer häufiger flossen seine Thränen und der trostlose Refrain seiner Worte war: „O, wenn ich nur kein Schneider wäre! Das hat mich allein so weit gebracht!" Da wurde es auf einmal laut in der Werkstätte, der Altgesell stimmte eine Melodie an, die übrigen fielen ein und zu Benedict's Ohren drangen die wohlbekannten Klänge:

„Vor allen Gilden lobt und preist
Die edle Schneidergilde!"

„Das ist Wermuth!" dachte Hamlet Rosenhain, der schmerzenvolle Schneidermeister. Dießmal tönte ihm der Gesang wie eine bittere Verhöhnung. Grimmig sprang er in die Höhe und riß die Thür zur Werkstätte auf. „Still! Ich befehl's!" schrie er und trat mit heldenmäßiger Stellung, hochaufgerichtet, vor die Gesellen. Aber ach! anstatt ihnen zu imponiren, verbreitete er eine allgemeine Heiterkeit. Jeder biß sich auf die Lippen, um nicht laut zu lachen. Ergrimmt schritt Rosenhain ihnen weiter entgegen. — „Meister!" sprach der Altgeselle und sprang von seinem Sitz herunter, „Sie sind schwarz!"

„Schwarz? Betrunken?" stöhnte Benedict, „o Du Verläumder! Ich habe kaum zwei Schlucke Fleischbrühe genossen und mir noch dazu die Lippen verbrannt!" In diesem Augenblicke stand er vor dem Spiegel und sah zufällig hinein. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihm, und die Versammlung, die sich nicht mehr mäßigen konnte, brach in ein wieherndes Gelächter aus. Benedict hatte beim Umwerfen des Tintenglases sich das Gesicht über und über bespritzt. Mit der schwarzen Flüssigkeit hatten sich seine Thränen vermischt und seine Hände waren die Pinsel gewesen, mit denen er sein Gesicht marmorartig angestrichen. Nimmt man dazu noch die verwirrten Haare und die rothgeweinten Augen, so wird man zugeben, daß unser armer Schneider einem Teufel nicht unähnlich war. „Teufel!" dies war auch wirklich das Wort, mit welchem er aus der Werkstätte stürzte, die Thür hinter sich zuwerfend, um seine Gräuelgestalt für sich allein zu haben. Vergebens rief ihm der Altgeselle nach: „Meister: Es fehlt auch an blauem und grünem Tuche!" Rosenhain sah und hörte nicht und rannte wie ein Besessener in sein Schlafgemach, um sich im Waschbecken wieder zu einem Menschen umzutaufen. —

Während dies geschah, schlich sich Bernhard aus dem Stübchen seiner geliebten Aurora nach der äußern Thür. Aurora begleitete ihn bis zur Treppe. Dort

hängte sie sich noch einmal an seinen Hals, als wollte sie sich von seiner wirklichen und wahren Existenz überzeugen. Bernhard küßte ihr die reizende Stufenleiter von Stirn, Augen und Mund, die sie willig bot, und so lagen sich die Liebenden lange in den Armen. Lisette bewegte warnend ein wenig die Klingel, daß Aurora erschrocken emporfuhr und ihren Liebsten scherzend von sich trieb, ohne ihn loszulassen. „Geh, geh!" sprach sie lächelnd. „Wenn Du in dieser Gestalt zu mir kommst, seh ich Dich immer gern!"

Bernhard lachte.

„Ach lache nicht!" fuhr sie fort. „Es ist nicht zum Lachen, seine Geliebte so zu ängstigen. Denn, so lange Du mir nicht sagst, wie es mit der Erscheinung eigentlich zugegangen, will ich glauben, Du habest sie veranstaltet. Lieber! Bester! — Bitte, sage mir's!"

„Ein andermal, Liebchen!"

„Was meinte der Vater?"

„Er schwärmte von Schätzen!"

Aurora seufzte tief. Wahrscheinlich ahnete sie theils die prekären Verhältnisse ihres Vaters, theils mochte sie große Sorge um seinen Verstand tragen.

„Wenn Du ihn nur von seinem leidigen Dichten, besonders bei Nacht, abbringen könntest!" bat sie schmeichelnd.

„Alles will seine Zeit!" entgegnete Bernhard mit gewichtiger und geheimnißvoller Miene.

„Ach! Du bist unausstehlich mit Deinen immer ausweichenden Antworten!" schmollte Jene und blickte zur Erde. „Und ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß ich aus Dir noch gar nicht recht klug werde. — Vollends nun der abscheuliche Doppelgänger, der quält mich entsetzlich!" fügte sie schmerzlich hinzu.

„Laß, mein gutes Kind!" beruhigte Bernhard," fühlst Du meine warmen Lippen, so denke nicht an kalte Geister!"

„Ja! aber wer steht mir denn dafür, daß Du, oder vielmehr Dein Bild, Deine Copie, Dein Schatten, oder wie ich das Ding nennen soll, mich nicht abermals bei Nacht überfällt und —"

„Nein, nein! — Bis Walpurgis kannst Du ganz außer Sorge sein, Aurora!"

Sie war in ernstes, stilles Sinnen versunken, während dessen sie mit einem Zipfel ihres Tändelschürzchens spielte. Nach und nach erheiterte sich ihr Gesicht, dann fing es an zu lächeln und zuletzt schlug sie die Augen zu Bernhard auf und tastete mit ihrem kleinen Zeigefinger auf seiner Oberlippe herum. Der Geliebte fragte, was sie vorhabe? Sie schüttelte das Haupt, und als er die Frage wiederholt hatte, sprach sie endlich: „Etwas hat mir doch an Deinem Afterbilde nicht ganz übel gefallen. —"

„Und was wäre das?"

„Das Schnurrbärtchen!"

„Damals trug ich eins!" lachte Bernhard; „ich war noch nicht Philister, wie wir Studenten zu sagen pflegten, ich hielt noch um keine Lehrerstelle an und —"

In diesem Augenblicke kam Jemand die Treppe herauf. „Schnell fort, schnell!" flüsterte das Mädchen, gab dem Geliebten noch einen Kuß und war verschwunden. Bernhard ging langsam die Stiegen hinab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

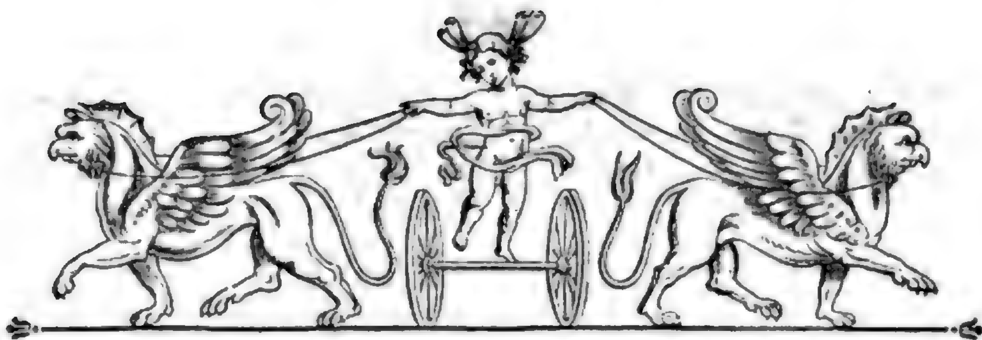
[Leipziger Eisenbahn.]

Seit dem 16. Septbr. ist die Bahn von Leipzig aus bis Dahlen, von Dresden aus bis Oberau fahrbar. Noch im Laufe des October wird man von Leipzig bis Riesa, noch 3 M. weiter, fahren können, so daß dann nur noch 2½ M. fehlen, um sämmtliche 13 Meilen auf der Bahn zurückzulegen. Ob das Elbdampfboot gleich eingreifen und von Dresden bis Riesa communiciren werde, ist ungewiß; in diesem Fall würde man noch im Lauf des October bis Dresden mit Dampf fahren, theils zu Lande, theils zu Wasser. Die Einnahme während der Messe belief sich für beide Fahrstrecken zusammengenommen täglich auf fast 1000 Thlr.

[Robert der Teufel in Lissabon.]

Ein Correspondent der L. A. Z. berichtet über die Pracht, mit der Meyerbeer's Oper in Lissabon gegeben wird; 30,000 Thlr. wurden auf Decorationen und Garderobe verwandt, denn der stolze Portugiese verschmäht allen theatralischen Flittertand, und will, als wär' er noch Herr von Indien und Brasilien, nur echte Goldstickereien, Sammet und Seide vom feinsten Stoffe sehen. — Ist der Streit der Parteien in Portugal schon beendet, sind die Lebensfragen beantwortet, ist der Boden sicher, will die Kunst wieder Blüthen treiben? — Mit nichten. Alles ist nur erschlafft, lebensmüde, und was hier Kunst heißt, ist nur geschminkte Lüge. Auch an andern Orten übertüncht sich das Zeitalter mit erlogner Pracht, und wirft eine gleißnerische Decke über die Wunden der hülfsbedürftigen Menschheit. Das Publicum applaudirt, aber es besinnt sich später und der Ernst, der mit bleichen Wangen still zurücktritt, sammelt sich langsam, aber desto sichrer. Ein Zeitalter läßt sich hinhalten, aber die Menschheit selbst läßt sich nicht belügen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 201. — den 13. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Seydelmann auf der leipziger Bühne.

„So recht ein Talent für die Berliner!" sagte mir Jemand, nachdem er Seydelmann als Shylock gesehen, „durch und durch raffinirter Verstand, sein ganzes Spiel eine Mosaik von berechneten Coups, jede seiner Rollen, ja jede seiner Scenen Resultat eines consequenten, bewundernswerthen Studiums, aber der ganze Mann eine geistvolle, pointenreiche Rechenmaschine." — Hier muß jedoch erinnert werden, daß Seydelmann weder seine Kunst, noch ausschließlich seinen Ruhm den Berlinern verdankt. Seydelmann ging, ich glaube, schon ganz fertig nach Berlin, er hatte in Süddeutschland bereits seine Lorbeern geerntet, er war sogar als derjenige schon gefeiert, von dem eine Regeneration der deutschen Bühne zu gewärtigen stände. Seydelmann wird überall beschäftigen, hinreißen selten, aber überall fesseln, und wo man einer ganzen Reihe seiner Darstellungen folgt, schließlich doch zur Bewunderung nöthigen. Dieser großartige Calcül des Verstandes, der allerdings bei ihm vorherrschend waltet, muß als ein in jetziger Zeit des deutschen Schauspiels höchst merkwürdiges Phänomen Staunen erregen. Um so mehr, da sich in Seydelmann's Naturell hartnäckige Hindernisse verrathen, die auch die sorgfältigste Kunst nicht völlig beseitigt, und die der Zuschauer selbst erst am Künstler zu überwinden hat, um den ideellen Werth seines Spieles zu fassen. Er ist zwar kein Demosthenes, der Kieselsteine in den Mund steckte, um sein anstoßendes Organ zur Geläufigkeit zu zwingen, und sich an die Brandung des Meeres stellte, um seine lahme Stimme in diesem Kampfe mit dem tobenden Elemente zu üben; aber der Schwierigkeiten sind genug, mit denen Seydelmann zu ringen hatte und noch hat. Seine schwere, dicke Zunge verwechselt die Consonanten r und l, s und sch; im stärksten Affect zerbricht ihm oft der Laut der Stimme, und was schmetternd wirken soll, wird blos stechend und spitz. Ein denkender Künstler weiß jedoch nicht selten selbst die Schwächen seiner Eigenthümlichkeit wirksam zu machen und effectreich auszubilden. Man denke an Devrient's zitternde Stimme, wie ergreifend klang sein zerbrochenes Organ im tragischen Schmerz! Einem denkenden Schauspieler werden die Mängel des Naturells auch zum Gewinn. Seydelmann könnte den Mephistopheles nicht besser sprechen, als mit dieser bleischweren Zunge, die er von der Natur erhielt, es ist, als hätt' er den Pferdefuß in der Kehle, als habe der Teufel selbst ihm die Zunge so schwer gelöthet, um diese schnarrenden, schleifenden Töne hervorzubringen, in denen sich der Hohn der Hölle dehnt und reckt. Auch zu komischen Wirkungen läßt sich die Eigenthümlichkeit seiner Naturmängel mit Glück verwenden; ich erinnere nur an Vatel, den französischen Kochkünstler mit der störrisch eingebildeten Seele, sein brüsques Französisch und sein stolperndes Deutsch würden sich ohne Wahlverwandtschaft im Organ nur schwer erkünsteln lassen. Auch wenn er die alte Majestät von Preußen gibt, findet sich sein Naturell in seinen Hindernissen eher unterstützt als benachtheiligt. In andern Erscheinungen, als Carlos im Clavigo, wo die rednerische

Virtuosität des Hofmanns, als Nathan, wo die patriarchalische Milde der Toleranz Sprache gewinnt, kommt seine Stimme so in Fluß, daß wir hier die Ueberwindung des Naturells durch Kunst und Beherrschung der Mittel rühmen müssen.

Um an einzelnen Leistungen Seydelmann's Spiel zu bezeichnen, so heb' ich nochmals den Shylock hervor. Von dieser Leistung schien man in Berlin am meisten ergriffen, selbst ein speculativer Philosoph schrieb Aufsätze darüber und suchte in einer Parallele zwischen Devrient und Seydelmann das Wesen des Shakspeare'schen Charakters zu erläutern. So wie mir Devrient noch vor der Seele steht, kann ich nicht umhin, seinen Shylock für den einzig wahren zu halten, danach beurtheilt nämlich, wie ihn der Dichter will. Ob andere Seiten in ihm liegen, die consequent herausgearbeitet eine ganz andere Charakterfärbung und auf der Bühne eine effectreiche Figur gestatten, bleibt Sache des Komödiantenthums. Hier kommt es darauf an, zu wissen, was die Dichtung in diesem Shylock will. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Shakspeare'sche Charakter beinahe die Schranken des Lustspiels durchbricht und in das Nachtgebiet der Tragödie einschreitet. Der fünfte Act, den die Leute für überflüssig halten, ist eben nur dazu gemacht, damit die gestörte Komödie wieder aufathmen kann und in Musik und Liebesspiel den finstern Ernst des Lebens verscheucht. Freilich ist die Katastrophe vor Gericht nie ganz in furchtbarem Ernste hingestellt, das zuckende Messer schreckt uns nicht, das Unheil schwebt nur drohend auf der Spitze, es hängt am Haarseil, aber wir wissen, dies Haarseil zerreißt dem Dichter nicht, der mit der sichern Hand des Meisters die feingemischten Fäden des Tragikomischen ineinander wirkt. Die Situation bleibt immer fraglich, immer ein Spiel, obwohl ein schreckhaftes. Das Tragische liegt vielmehr in Shylock für sich. Er ist der Vertreter der mißhandelten Pariakaste, er ist ein Rächer für jahrhundertlange Schmach. Als solcher greift er gierig nach dem Moment, der sich ihm bietet, sein „heilig Volk" zu rächen. Daß er sich im Ziel vergreift, und die Art und Weise, wie ihn der gelehrte Doctor, sein zweiter Daniel, überlistet, ist komisch, aber seine Empörung gegen Druck und Knechtschaft bringt einen tragischen Zug in diesen Märtyrer des Judenthums. So gab ihn Devrient. Er entwickelte die ganze Größe seines Spiels in der Scene, wo er die erlittene Schmach aufzählt und uns für sich gewinnt wie ein Held in der Tragödie. Er selbst macht keine komische Wirkung, und vor Gericht, wo ihn der Spruch des Doctors wie eine Ironie des Schicksals überlistet, wandelt uns ein Hauch von Rührung an. Devrient gab die Majestät des Zornes, den Fanatismus des Judenthums, der nach den Rechten der Menschheit greift; dabei lachte die Tücke wie ein Humor durch seine Stimmung, es lag in seiner Gier nach dem Fleische des Kaufmannes ein witziger Rachedurst, kein überlegter Plan des langsamen Calcüls. So hat es der Dichter gemeint. In Seydelmann's Auffassung und Haltung des Charakters verfällt alles zu sehr in Gemeinheit. Es ist der gemeine Geldjude, der hier schäumt und wüthet, der Knecht des Mammons, der hier seiner Verworfenheit einen Triumph bereiten möchte; wir lachen mithin über die Art und Weise, wie er vor Gericht gedemüthigt wird, nicht der leiseste Zug von Rührung beschleicht uns, denn das, worin wir mit ihm sympathisiren konnten, ist nach Seydelmann's Darstellung des Charakters ziemlich fallen gelassen. Devrient entfaltete mit den Worten: „Er haßt mein heilig Volk!" die Glorie seines Spiels; Seydelmann weidet sich an der Ausmalerei des Moments: „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen im Sarge!" Nach diesen beiden Endpolen hin liegen die Extreme der verschiedenen Auffassungsweise. Es ist nicht zu läugnen, daß, was Seydelmann im Charakter findet, wirklich darin liegt, aber er findet nicht Alles heraus, nicht das Schöne, nicht die Poesie des Charakters, er nimmt nur die niedere Hälfte, den schlechteren Theil, und spinnt diese Seite mit all' der Virtuosität aus, die ihm als Künstler jedenfalls einen hohen Rang sichert. Dies ist überhaupt seiner Spielart eigen; nicht Laune, sondern Methode ist es an ihm, die Schattenseite des Charakters herauszuheben und zu einem furchtbaren Bilde zu gestalten. Es ist ihm eigen, einen einzelnen Zug aufzugreifen und sich aus ihm eine ganze Gestalt zusammenzustellen. Und dann werden es immer die Schlagschatten sein, die er wie ein Höllenbreugl zu piquanten Effecten verwendet. Die Schrecken der Tragödie sind auch im Stande zu rühren; dies ist der Triumph der Versöhnung mitten im grausen Umsturze alles Wollens und Könnens. Diesen Punct wird Seydelmann in der Tragödie nicht erreichen. Es ist zu bewundern, daß er als Nathan seine weit mehr zu grotesken Wirkungen angelegten Mittel doch stellenweise zur Rührung zu verwenden vermag; es beweist die große Herrschaft, die er über sich selbst hat, über seine Mittel, wie über seine Zwecke. In der Tragödie wird er jedoch nicht leicht bis zu diesem Versöhnungsziele durchdringen; er zeigt, davon abgesehen, daß sein Organ nicht genug biegsame Weichheit hat, keinen

Beruf zum Lear; allen jedoch und den höchsten zu Richard III. Ich weiß nicht, ob er diesen schon spielte; aber hier ist der Boden für seine groteske Charaktermalerei. Sein Franz Moor bezeugt es. Die Darstellung dieser Gestalt ist der Triumph seiner Kunst, sie charakterisirt sein Spiel am glänzendsten. Hier ist lauter Nachtseite, Finsterniß der Seele, Hölle des Geschicks, das diese Geburt so und nicht anders werden ließ. Eine Verwahrlosung menschlicher Formation, aber doch noch Mensch, obschon innerlich Cretin, Verworfenheit, aus Zufall und Absicht zusammengewürfelt, so gibt ihn Seydelmann. Es ist hier keine verschiedenartige Auffassung denkbar, es kommt hier nur auf die Combination des Darstellers an, um ein Scheusal als Mensch zu gestalten, der Calcül des Verstandes muß sich hier erschöpfen, um diese fragliche Möglichkeit dreist und sicher zur Erscheinung zu bringen. Die Entschiedenheit, mit welcher Seydelmann alle seine Charaktere hinstellt, ist nicht minder ein Prüfstein großartigen Talentes, als die erfinderische Kraft, auf ganz neue ungeahnte Weise zu motiviren. In Franz Moor ist ein unendliches Terrain, um der Hölle menschliche Motive abzulauschen, und einen Teufel möglichst erklärlich zu machen. Seydelmann ist stets ein Meister in der Maskirung, in der Draperie seiner Figuren; wo er mit dem Organ nicht ausreichend wirkt, da erreicht er seine Zwecke sicher durch seine Mimik, seine Haltung, sein Gliederspiel; in der Metamorphose seiner Person ist er unerschöpflich. In Bezug auf Franz Moor erinnere ich an seine Gestalt und Gesichtsbildung im ersten Acte; in dieser schlaffen Creatur liegt wie ein Fötus der ganze Missethäter, dieses Aeußere, das die Natur verschuldete, motivirt den ganzen innern Menschen und seine spätern Gräuel. Ich bezweifle, ob Franz Moor jemals vor Seydelmann so fertig schon in der Maske, im äußern Gepräge charakterisirt wurde. Mit neuen scharfsinnig verwegenen Einfällen ist diese seine größte Leistung überaus reich ausgestattet. Ich deute auf die Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem er ihr mitgetheilt, Karl habe ihn beschworen, die Geliebte nicht zu verlassen. Er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Entkappung seines heuchlerischen Planes hält ihn am Boden fest; mechanisch, um seine Verlegenheit zu maskiren, zerpflückt er eine Rose mit zerrender Hand: dieser Moment ist glänzend in Erfindung und Ausführung. Nicht minder neu, ganz in ungewöhnlicher Haltung, erscheint die Scene im Garten mit Amalien. Seydelmann gibt sie halb betrunken, er kommt eben vom Mahle. Hierdurch enträthselt sich die ruchlose Zudringlichkeit des Schurken in diesem Auftritt, seine ohnmächtige Wuth, seine feige Hinfälligkeit; ein Weib überlistet ihn ja, mißhandelt ihn und treibt ihn zur Flucht. Natürlich ist es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo der Künstler die ganze Hölle des Charakters entfaltet; sein Talent steht hier im Brennpunct, wo alle seine Kräfte sich vereinigen, um dies psychologische Nachtstück auszumalen. Die Combination und die Berechnung des tiefsinnigen Verstandes, der Seydelmann auf jeden Schritt seiner Bahn leitet, gränzt hier in ihren Wirkungen an die leuchtende Macht des Genies. Ist aber das wesentliche Kennzeichen des Genies seine belebende, seine beseligende Kraft, so fehlt Seydelmann diese Poesie des Genius. Aus allen seinen Darstellungen, aus den Färbungen seiner Charaktere, wittern wir eine harte, schroffe Weltanschauung, die vielleicht heutzutage jedem Talente inwohnt, und auch der Schauspieler bleibt den Einwirkungen seiner Zeit ausgesetzt. Seydelmann's großartiges Talent gefällt sich in zerstörenden Wirkungen, er schreckt, er geißelt, die Wahrheit seines Spiels erfüllt mit Furcht, er beschäftigt so lange, bis man sich gereinigt fühlt, eine eigentlich wohlthuende Wirkung erreicht und will sein Spiel nur vorübergehend.

Recht eigentlich wäre nun wohl Mephistopheles der Inbegriff seiner Kunst. Ich läugne nicht das fertige, bewundernswürdig genau ausgeführte Bild, das Seydelmann vom Teufel uns vorführt; allein seine Auffassung ist nicht ganz identisch mit der des Dichters. Seydelmann gibt das personificirte Böse, wie man es sich aus den Urelementen hervorgestiegen vergegenwärtigen könnte, diesen Teufel, wie er aus der Materie zur Person wird, mithin behaftet mit den Schlacken der animalischen Rohheit, gibt Seydelmann. Goethe's Mephisto ist ein civilerer Teufel, er ist moderner Cavalier. Ich abstrahire davon, ob sich diese Seite mit jener Grundnatur des Teufels als Gestalt auf der Bühne vereinigen läßt, ich sehe nur, daß Seydelmann diese geschmeidige Seite des Goethe'schen Dämon's fallen läßt und die andere Seite der Figur lediglich herausstellt. Die Wirkung, die er damit erreicht, ist kolossal und merkwürdig. Besonders glänzend ist seine Scene mit dem Schüler, sein Benehmen mit den alten Weibern, der Hexe und der Martha; Vollendeteres kann man nicht sehen. In andern Stellen klebt seinem Teufel zu sehr die Gemeinheit des Elementarischen an, aus dem er erwächst. Ob sich dies verwischen und der Cavalier im modernen Mephisto retten ließe, sei dem Künstler versuchsweise hiermit als Frage gestellt.

Sehr glückliche historische Porträtirung gibt Seydelmann als alter Fritz, als Karl der Zwölfte, als Lud-

wig der Elfte. Besonders gelingen ihm die beiden letzten, jene hagestolze und jene heuchlerische Majestät, obschon das miserable Stück von Auffenberg (Ludwig in Peronne) die Entfaltung des Charakters nicht so glänzend zuläßt, als es Delavigne in seinem effectreichen Drama möglich macht.

Wir erwarten von Seydelmann noch seine Darstellung Marinelli's, König Philipp's in Don Carlos und Wiederholungen bisheriger Rollen. Wir werden nachholen, wo diese unsere Bemerkungen noch lückenhaft geblieben sein möchten.

Notizen.

[Leipzig vor 50 Jahren.]

Im J. 1787 erschien unter fingirter Verlagsfirma (London bei Dodsley und Compagnie) ein topographisches Werk: „Detlev Prasch, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig.“ Dem lebenden Geschlechte verdienen diese Briefe zur Vergleichung empfohlen zu werden; hier möge das stehen, was der Verf. über das Schauspiel in Leipzig und den Geschmack des Publicums sagt. „Die erste Stelle (unter den Vergnügungen Leipzigs),“ heißt es in dem 17. Briefe, „verdient denn wohl das Schauspiel, für welches man hier leidenschaftlich eingenommen ist, wiewohl es noch zur Herrlichkeit Leipzigs fehlet, ein beständiges Theater zu haben. Vermuthlich werden Sie nicht erwarten, daß ich mich in eine Theaterkritik über die Bondinische Gesellschaft einlasse, welche die Messen über, zuweilen auch den Sommer durch, hier ist; wenn aber diese Gesellschaft auch noch viel schlechter wäre, als sie noch in der Folge werden muß, wenn die besten Mitglieder ihren Abschied zu nehmen fortfahren, so bin ich überzeugt, daß sie hier nichts als Beifall und Ehre zu erwarten hätten; denn ein Schauspieler ist hier an und für sich ein Gegenstand der Verehrung von vielen, die sich drängen in Schauspielergesellschaft zu kommen und sich gratuliren, wenn auch nur der Souffleur ihr Freund ist; der Geschmack der Menge aber ist so leicht zu befriedigen, daß eine Gesellschaft nur das Vorurtheil für sich haben darf, um auch mit der schlechtesten Kost willkommen zu sein. An feingezeichneten Charakterstücken findet man auch hier wenig Belieben; aber wenn das Schauspielhaus von dem Wüthen und Toben halb wahnsinniger Menschen ertönet, wenn Panzer dröhnen, Schwerter klirren, und Haupt- und Staats-Actionen aufgeführet werden, dann ist das Haus voll, und der schlechteste Schauspieler wird dann so derb beklatscht, als es Reinicke wird. — Die Liebe zum Theater ist überhaupt so groß, daß auch die italienische Oper, welche zuweilen hier ist, keinen Mangel an Zuschauern hat — nicht als ob diese Zuschauer italienisch verständen, oder starkes Gefühl für die Musik hätten, sondern weil es etwas zu sehen ist, und man doch über das närrische Zeug lachen kann, das die Leute machen. — Dies ist auch der Grund, warum die elenden Komödiantenbanden, Marktschreier mit Hanswurst, Marionetten u. dgl. Raritäten, die in den Messen vor dem Petersthore ihren Sitz aufgeschlagen haben, nicht blos vom Pöbel, sondern von Herren und Damen, häufig besucht werden, denn so wenig Verstand und Geschmack besitzen denn doch die Leipziger wirklich nicht, daß sie im Ernst an diesen armseligen Possen wahres Vergnügen finden sollten, wenn ich auch zuweilen weit geneigter bin, diese Possen zu sehen und zu entschuldigen, als die Schauspiele, welche von Kindern, Studenten, Kaufdienern ꝛc. aufgeführt werden, und hier so stark im Schwange sind. —“

Wie sieht's nach funfzig Jahren auf der leipziger Messe aus? Die schönen Gasflammen beleuchten das abendliche Gewühl der Vergnügungslustigen. Die böhmischen Harfenmädchen und die baierschen bierschenkenden Kellnerinnen sucht Louis Drucker mit seinem Capellmeister Hirsch und der Bedienung à cheval zu überbieten, aber die lodderige berliner Misère empfiehlt sich nicht. Am meisten beschäftigt die Eisenbahn (bekanntlich bis Dahlen, 5 M. weit); Tausende fahren unablässig auf und ab. Das neue Opernpersonal macht volle Häuser; Seydelmann spielt unter rauschendem Beifall. Auch die musikalische Familie Lewy erfreute sich der Theilnahme. Mendelssohn-Bartholdy hat für die Winterconcerte eine Sängerin aus London gewonnen.

[Die italienische Oper in Paris.]

Der Brandschaden, welcher das italienische Opernhaus aux boulevards des Italiens erlitt, ist noch nicht wieder hergestellt. Die Kammer verwarf einen Plan dazu, weil sie denselben nicht zureichend fand. Die Vorstadt St. Germain wird für diesmal die Italiener in ihrer Mitte haben. Bereits wird das Odeontheater zu diesem Zweck in Stand gesetzt; noch im Laufe des October wird die Gesellschaft von London zurückkehren. Die Damen Grisi, Persiani, Albertazzi, und die Herren Rubini, Lablache und Tamburini haben, wie früher, die ersten Gesangpartieen; dagegen sollten die Nebenpartieen, besonders aber die Chöre und das Orchester vortheilhaft verändert werden.

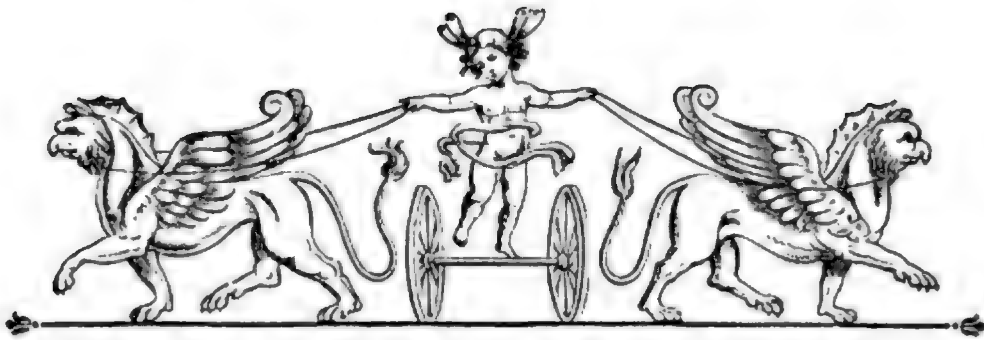
[Madame Reybaud.]

Frau Charles Reybaud wird jetzt von der deutschen Unterhaltungswuth wacker ausgebeutet, eine ihrer Erzählungen, Donna Luisa, wurde von drei deutschen Zeitschriften zu gleicher Zeit übersetzt, das gutmüthige Publicum konnte sie mithin drei Mal lesen. In Leipzig bei Kollmann erschienen zwei Bände „Ehestandsgeschichten“, übersetzt von Fanny Tarnow. Mad. Reybaud hat viel Erfindungsgeist, und weiß durch pikante Ueberraschung zu fesseln.

[Eisenbahn von London nach Birmingham.]

In der ersten Woche nach der Eröffnung der vollendeten Eisenbahn von London nach Birmingham hat sich, der Times nach, die Einnahme auf 11,000 Pf. St. belaufen, von welcher an Einem Tage über 2000 Pf. St. eingenommen wurden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 202. —— den 15. October 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Brief aus Tyrol.

(Aus den Papieren des fahrenden Ritters.)

Insbruck, den 18. August 1838.

— Warum warst Du nicht mit mir in Insbruck? Keiner konnte so fühlen, was Dir entging, wie ich — und weiß, wie selbst Deine gutmüthige Ironie den Stachel verliert, wenn Du siehst, wie ein edler Gedanke die Menschheit — nicht auf den engen Kreis des Einzelnen beschränkt, aber in der Thatkraft von Massen verwirklicht, durch anschauliche Größe, durch fühlbare Wärme und unbestreitbare Wahrheit den kalten Zweifler und Spötter beschämt. Hier hättest Du Emotionen, wie Du sie suchst, genug gefunden, und gewiß keine der schlechtesten Art! Welch ein schönes Land, welch ein edles, einfaches, kräftiges Volk! Du kannst Dir keinen herrlicheren Anblick denken, als den Aufzug dieser 8000 tyroler Schützen, — vielleicht kaum der dritte Theil der daheim gebliebenen wehrhaften Männer, — welche in etwa vierzig Compagnien eingetheilt, vor dem Kaiser vorüberzogen. Vor jeder Compagnie zwei kleine Pfeifen und eine Trommel voran, — eine mißtönige Harmonie, — aber es war dies der Befreiungsruf Tyrols im Jahre 1809, dem Tausende seiner Söhne von ihren Gletschern und Almen mit freudiger Hast gefolgt sind. — Die Veteranen-Compagnie voran. Ein Greis schwenkt mit zitternder Hand die schon zu gewichtige Fahne, — seine Brust schmückten die drei Denkmünzen, welche beweisen, daß diese Hand und dieses Herz gleich stark und treu waren in den Kämpfen der Jahre 1796, 1797 u. 1809, als es galt, Tyrols Treue an das angestammte Herrscherhaus ihrem erstaunten Feinde in blutiger Schrift zu bezeugen. Dann folgen die Passeyer; ihnen gebührt der erste Rang, denn ihr Name wird der erste klingen, wenn Andreas Hofer genannt wird, und mit ihm das Trophäenjahr seines Volkes; — dies ist sein Hut, ihn trägt der Führer der Schaar, Andreas Hofer's Eidam, dies seine Fahne, für die Seinen einst die Oriflamme des Sieges. Te Caesar morituri salutant! riefen ehemals ihrem Herrscher die Prätorianer zu, wenn sie vorübereilten zur Schlachten-Entscheidung! Cäsar, hier magst du die Fahne grüßen, die sich vor dir senkt, die Fahne eines Heldenvolkes! Treue, gleich bewährt im Unglück und Glück, steht unvergänglich darauf verzeichnet. Woher das Legionskreuz auf dem Wamms des grauen Flügelmannes? Woher das rothe Band, Alter? — „Bei Strub schoß ich den französischen Offizier herunter, der es trug, seitdem trag ich's." — Ruhig und bedächtig ziehen die Kuffsteiner einher. Die grüne Jagdtasche, der kleine weiße Hut zeichnen sie aus vor den übrigen, mehr noch die hochstämmigen schönen Gestalten. — Wie gleich und sich ähnlich die sieben am linken Flügel dort. Die Warlburger sind's; sieben Brüder, — jeder stellt seinen Mann, — keiner fehlt seinen Mann. — Dann die Steinacher in röthlichem Wamms, den großen grünen Hut links aufgeschlagen, kein Tyroler trägt darauf die Schildbahnfeder so wie sie. — Wo habt Ihr Eure Fahne, Schützen? „Wir sind die von Tilsz, und führen einen

goldenen französischen Adler auf einer Stange, denn unser ist er seit dem 13. August in der Wetter-Au!" — Der Name des großen Imperators, die Zierde des Fähnleins, ist zerrissen von den Kugeln der Tyroler, die Zahl des Regiments verlöscht vom Pulverdampf, die Männer desselben schlafen unter den Weiden des Isel-Berges. — Seht dort die spitzen Hüte, den rothen Brustlatz, die hochhervorragenden Gestalten. Das sind die Schützen aus dem Zillerthale, die Fügener voraus, die schönsten und lustigsten Jungen weitumher. — Dort stehen die Reiner. Gebt Acht, das sind die besten Jodler im ganzen Lande. — Doch — was ist's? still rücken sie heran, traurigen Ernst in ihren Zügen. — Kein Jubel, kein Gejauchz', keine muntere Weise ertönt, und eine schwere Thräne rollt über die braune Wange des riesigen Trägers der Fahne, als er sie vor seinem Herrn senkt? Zwei Tage früher zogen sie aus der Heimath, in geschlossenen Reihen mit klingendem Spiele, rüstige Jugendkraft in jeder Faser, lebensfroh und heiter, siebzig an der Zahl aus Fügen, und wollten nach Insbruck ziehen. In Hall hielt das Verhängniß sie zurück. Bis spät in die Nacht saßen die Jodler beisammen, kaum konnte Mitternacht die lustigen Brüder trennen. Ein furchtbares Getöse erweckt die Schlafenden, — hinaus ins Freie ruft die Angst, ein Schutthaufen liegt vor ihnen, ein Haus war eingestürzt, in welchem eine Zahl der Fügener Herberge gefunden hatte, und als die nächste Sonne schon hoch am Himmel stand, wußte die bange Sorge noch nicht, wen sie zu betrauern hatte. Endlich am Mittage hatte man sechzehn Leichen ausgegraben; keine kenntlich, nur der Name am Gürtel benannte jedes Haus der Trauer. Der Einsturz der Decke des Gewölbes, in welchem sie schliefen, hatte die sechzehn Jünglinge erschlagen. — Die Jodler schwiegen. —

Wundere Dich nicht, wenn ich Dir dies Alles nicht gleich schreiben konnte. Wenn etwas mich bewegt, kann ich selten reden, schreiben gar nicht. Wo die herrliche Landschaft auf die Seele wirkt, bleibt der Pinsel liegen. Aber ein Hochgenuß wäre es für mich gewesen, Dich hier an meiner Seite stehen und aus den Blitzen Deines Auges bestätigt zu sehen, daß es einen Fleck im Herzen gibt, der elektrische Funken gibt, wenn man ihn berührt, und eine Flamme der Jugend, die auch im Herzen des Mannes nicht erlischt. — Du bist in Paris. Könnte der Parapluiekönig dort, so beherzt und klug er auch sonst sein mag, Tausende von unbekannten Bewaffneten in den Tuilerien herumziehen lassen, ohne, wenn er an einen Stutzenkolben stößt, sich einer Beängstigung erwehren zu können! — Queen Victoria könnte mit Millionen aus Englands Taschen jeden Stein auf Londons Pflaster, den bei ihrer Krönung ihr kleiner Fuß betrat, vergolden lassen, — der Autokrat auf Polens Leichnam seine vierzig tausend Reiter manoeuvriren lassen! Aber zehntausend treue Tyrolerherzen zusammenrufen, sie bewaffnet versammelt halten, ohne ein anderes Zwangsmittel, ohne öffentliche oder geheime Polizei, durch nichts anderes, als durch eine religiöse Idee der Anhänglichkeit, Liebe und Treue, die sie zurückhält von jedem sträflichen Gedanken, das kann nur Oesterreich! Man muß den Erzherzog Johann unter diesem Volke sehen. Wäre mir die Muse hold, möcht' ich eine Geschichte von Tyrol schreiben! einen Tempel möcht' ich diesem Volke bauen, schöner als der des olympischen Donnergottes. — Die grünen Matten der Almen wären sein Fußboden, die hohen Tannen trügen das Gelispel blutig erkaufter feindlicher Banner, der Wiederschein der Gletscher müßte das Bild der hehren Aufopferung beleuchten, und nur ein Hoherpriester dürfte würdig sein, die Erwählten in das Innere des Heiligthums zu geleiten. —

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

Es hatte sieben Uhr geschlagen, Rosenhain's Gesellschaftszimmer füllte sich mit den ästhetischen Gästen. Er selbst war noch nicht in der Versammlung erschienen. In wunderbarer Aufregung schritt er durch seine sogenannte Studirstube und wußte sich die verschiedenartigen Empfindungen nicht zu erklären, die in ihm auf- und niederwogten. Das ferne Summen der Anwesenden, das Klappern der Theetassen, selbst der Geruch der Wachslichter, welcher zu seiner Nase ahnungsvoll herüberströmte, wirkten auf ihn feierlich und erhebend; der Gedanke dagegen, daß die gegenwärtige Versammlung vielleicht die letzte sein könne, die der Rest seiner Mittel zuließ — einen Wechsel hatte er in den letzten Tagen schon ausgestellt, um den alten Glanz zu bewahren — erfüllte ihn mit unendlicher Bangigkeit und erschwerte ihm beträchtlich das leichte Athemholen aus der eingesunkenen, engen Brust. Ihm war's, als ob man mit jedem Stück Kuchen oder Butterbrot etwas von ihm selbst abbeiße, mit jedem Schluck Thee aus seinem Herzblute schlürfe. „Wie wird mir erst zu Muthe sein, wenn es ans Weintrinken geht!" seufzte er. Mit finstern Blicken hatte sein

Keller die letzten Flaschen hergegeben. Er verglich sich mit Antonio, dem Kaufmann von Venedig, und seine gierige Gesellschaft mit Shylock, der nach seinem Fleisch und Blut trachtet.

Was er kaum zu ahnen gewagt, war eingetroffen. Mehrere von den gemahnten Gästen hatten ihm Briefe geschickt voll launiger Entschuldigungen, aber leer an Geld, dem heiß ersehnten Geld, hatten seine Schulderinnerungen und Rechnungsaushändigungen für puren Scherz genommen, über welchen sie herzlich gelacht hätten, und ihn in witzigen Ausdrücken einen witzigen Kopf genannt. Als ob es verabredet wäre, schlossen fast alle Briefe mit der Redensart, man freue sich innigst, ihn in der nächsten Sitzung zu versichern, wie sehr man seine Talente bewundere. Einer war so unverschämt und boshaft gewesen, ihn in einer poetischen Epistel um Vorstreckung einer kleinen Summe zu ersuchen. Die Meisten hatten nicht für nöthig befunden, zu antworten.

Rosenhain wußte gar nicht mehr, was er denken solle, und dachte am Ende das Dümmste; ja, eine Zeit lang meinte er sogar, man habe ihn nur mystificiren wollen, denke ihm eine Ueberraschung zu und werde ihm in der heutigen Soirée mit einem Lorbeerkranze, den er ebenfalls wie eine Schuldforderung ansah, zugleich seine außenstehenden Gelder bezahlen. Diese Vorstellung jedoch bald verwerfend, kam ihm wieder jener Schatz im alten Schlosse in den Sinn; dazwischen drängte sich die Hoffnung auf einen Lotteriegewinnst, auf die Wirkung, welche sein Trauerspiel machen werde — kurz, seine Phantasie hob ihn aus der Tiefe wehmüthiger Trostlosigkeit auf den Gipfel glücklichster Träumerei und warf ihn wechselnd von diesem wieder zurück in den Abgrund.

Immer hastiger rannte er im Zimmer umher und scheute sich, in die Versammlung einzutreten. Sind es Freunde oder Feinde, die er begrüßen sollte? Ach, er hatte den Maßstab der Beurtheilung verloren, er konnte sich nicht mehr Rechenschaft über sein Denken und Fühlen geben.

Zu wiederholten Malen war schon Lisette an ihn abgeschickt worden, um ihn an seine Hausherrnpflicht zu erinnern. Die Gesellschaft sei vollzählig, sagte sie, man wundere sich über sein Ausbleiben, man begreife nicht und besorge, er sei unwohl. „Ich komme!“ bedeutete er das Stubenmädchen. „Gib noch einmal Thee herum —“

„Ach, sie ziehen schon jetzt den Mund,“ entgegnete Lisette. „Diese Herren sehen mir nicht wie Theetrinker aus!“

„Laß sie Rum dazu nehmen! Geh nur, ich komme sogleich!“ drängte Benedict und schob die Dienerin zur Thür hinaus.

„Ja, ich will gehen!“ sprach er dann zu sich selbst, und zögerte doch noch immer, trat vor den Spiegel, erschrak über seine Blässe, ordnete Haar und Kleidung, trank ziemlich eine Flasche Wasser zur Abkühlung, sann auf eine geschickte Anrede, sah nach der Uhr, nahm entschlossen den Thürgriff in die Hand, kehrte wieder zurück und blieb, wie von Geistern gefesselt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Lessing's Enzio, Theater, Lectüre.]

In unserm Kunstinstitute sind wieder einige Bilder und Oelgemälde von Bedeutung ausgestellt. König Enzio im Gefängniß, von Lessing, nimmt den ersten Rang ein. Dies Bild jedoch will nicht Jedem behagen, und Mancher zieht Lessing's Landschaften seinen historischen Bildern vor. Es liegt jedoch viel Charakter eben in diesem Enzio. Er steht mit geballter Faust den Priestern gegenüber, die ihn bekehren wollen; hinter den buschigen Augenbrauen sprühen Blicke der Verachtung und des Trotzes hervor. Eine Wunde am Kopfe macht den Helden noch interessanter und das enganliegende rothe Gewand, das die Fülle des heroischen Körpers kaum fesselt, steht ihm gut. Der eine Priester, der, das Kreuz in der Hand, sich nicht zurückstoßen läßt und dem kühnen Trotz evangelische Milde entgegensetzt, trägt ein weißes Gewand, der andere hingegen, der diesen mit sich fortziehen will, als wolle er sagen: komm, laß diesen Bösewicht, er möge in ewiger Verdammniß brennen! — trägt einen dunklen Rock, ein großes Buch mit messingenen Ecken und Spangen unter dem linken Arme. Man sieht, daß Lessing auch in Kleinigkeiten glücklich charakterisirt.

Von Roethel ist ebenfalls ein Bild ausgestellt, die göttliche Gerechtigkeit. Dieses Gemälde ist schon vielfach getadelt worden, und ist dennoch ein vortreffliches in jeder Hinsicht. Ein Räuber, der so eben ein Verbrechen verübt, fühlt die Stunde der Rache. Er fliegt gleichsam über das Feld hin, als wollte er seinem Schicksale entfliehen; dunkle, mörderische Gedanken spiegeln sich auf seinem Gesichte, er hält einen Beutel und ein Messer in der Hand, die Abendröthe glüht am fernen Horizont, aber die Gerechtigkeit schwebt hinter ihm, hält eine Sanduhr in der Hand und das Schwert in der andern, das sie über sein Haupt schwingt.

Auf unserm Theater gab man Raupach's „Vor hundert Jahren“ zum ersten Male. Den Schluß abgerechnet, der sehr stumpf ist, gefiel das Stück. Raupach hat überhaupt mehr Talent zum bürgerlichen Lustspiel als zur Tragödie. Das Conversationsblatt nannte dieses Stück preußisches protestantisches Salz. So viel ist gewiß, daß es so so viel werth ist, als katholisches baierisches Salz, und sei

es auch in einer jüdischen Saline gebrannt worden. Unser Theater kann sich zu dem Herrn von Lavallade und Mad. Frühauf Glück wünschen. Ersterer hat viel Talent und strebt nach höherm Werthe; letztere ist im Lustspiel sehr liebenswürdig, weniger im Trauerspiele, wo ihr die poetische Ruhe fehlt.

Man liest hier so viel ausländische Journale und Zeitschriften, daß ich es nicht für unpassend finde, wenn mein Correspondenzbericht auch über diese meine Lectüre Rechenschaft ablegt. Das Quarterly Review enthielt einen beachtenswerthen Artikel über die religiöse und philosophische Bewegung in Deutschland, der in der Revue britannique übersetzt wurde, und schon deswegen merkwürdig ist, weil er zeigt, wie weit das Ausland in deutsche ernste Literatur gedrungen ist. Dieser Artikel, der von Kant, Herder, Gesenius, Schleiermacher, Wegscheider und Jung Stilling spricht, will beweisen, daß die deutschen Theologen das Christenthum durch lauter Gelehrsamkeit untergraben und so viele Sekten als erdenklich gestiftet hätten, eine Wahrheit, die der célèbre Wolfgang Menzel dans sa feuille littéraire à Stuttgart schon auseinander gesetzt hätte. Heine und Raupach, sagt der Artikel ferner, font de l'ironie voltairienne et toute une jeune école essaie de se montrer satanique. Was wird sich Heine freuen, neben Raupach zu stehen, den er einst als Zahnausreißer fürchtete. Jung Stilling hat Gemüth, sagt der Artikel, mot singulier auquel rien ne correspond dans les langues d'Europe. Gemüth sei eine naive und interessante Poesie, die aus einer reinen und ruhigen Empfindung hervorgeht; wer nur Vergnügen an lustigen und wilden Genüssen fände, würde nie dieses Wort verstehen. Beiläufig, mir will diese Definition nicht behagen. Ich glaube, Gemüth kommt von Muth und ist eine innere Ruhe bei dem Bewußtsein der Empfindung selbst. Dann zieht dieser Artikel gegen den vor einem Jahrhundert herrschenden Dogmatismus und Pedantismus los, eine Zeit, wo man Bücher darüber schrieb, ob es Vater unser, oder Unser Vater heißen müsse, eine Zeit, ähnlich der jetzigen in England. Im Ganzen gesteht der Verfasser, daß in Hinsicht der Theologie die Franzosen und Engländer Dummköpfe gegen die jetzigen Deutschen seien, obschon das Christenthum moralisch bei allen Confessionen aufgehört habe. Als Beweis dieses letztern Satzes führt er an, daß wenn man einen gebildeten Katholiken, Protestanten und Juden zusammenstelle, sie hinsichtlich des Hauptpunctes im Christenthum übereinstimmen würden. Jedoch spricht er nicht von Strauß, und der Redacteur der Revue britannique macht eine Anmerkung, worin er sich beklagt, daß von Möhler, „einem der größten Theologen seit Bossuet," gar nicht die Rede wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Das spanische Museum in Paris.]

Witthauer's Wiener Zeitschrift bringt in Nr. 107 ff. einen interessanten Artikel über die spanische Malerschule und das Museum zu Paris. Man hat drei Schulen in Spanien zu unterscheiden. In der zu Valencia steht Ribeira an der Spitze, jener düstere Religionsschwärmer, der die Qualen der Märtyrer mit einer Art von heiligem Fanatismus malte. In Madrid entwickelte sich die Schule der Portraitisten, an deren Spitze Velasquez, der einem Tizian an die Seite zu stellen ist. Während in den Provinzen die melancholische Poesie der Volkstraditionen fortlebte, nahm die Kunst am Hofe selbst die Etiquette und den Glanz der großen Welt zum Gegenstande. In Sevilla erreichte mit Murillo die dritte Schule ihren Gipfel. Murillo verklärte die finstere Schwärmerei des Nationalcharakters zur lieblichen Glorie. Das freundliche Heidenthum der italienischen Schulen blieb ihm fern, er war nie in Italien, die Verzückung und die Milde seiner Madonnen und Jesuskinder ist durchaus die Verklärung seiner eigenen Natur. Anfänglich bildete er sich nach Bildern Vandyk's, dann unter Velasquez in Madrid; in seiner heil. Clara (in der Sammlung des Herrn Aguado in Paris) sieht man noch Reminiscenzen Vandyk's. Erst spät fand er sich selbst und seine eigene Manier. Der blendende Nebel, der seine Figuren überstrahlt, die schmachtende Schönheit, die aus Schmerz und dunklen Gefühlen heraus zur lichten Glorie und zur Seligkeit des Friedens aufsteigt, die Verzückung der Engelsköpfe, die schüchterne Inbrunst seiner Marien, alles was ihn bezeichnet, gehört erst der dritten Periode seiner Kunst an. Erwägt man die Mannichfaltigkeit Murillo's, die von der höchsten lyrischen Begeisterung bis zur humoristischen Auffassung des Straßenlebens, von der religiösen Entzückung bis zur grata protervitas der spanischen Betteljungen herabsteigt, so muß man auch den wunderbaren Reichthum dieses Malergenies bewundern. — Das große Museum des Louvre besaß blos ein Bild von Ribeira, die Anbetung der Hirten, zwei Portraite von Velasquez, und sieben Murillo's, worunter ein Betteljunge. Zu den Bildern, die Marschall Soult aus Spanien mitbrachte, gehört ein heil. Augustin von Ribeira, der verlorne Sohn, eine Madonna, und noch zwei andere Stücke von Murillo, dann der heil. Petrus von Ribeira. Die Anzahl der auf Befehl Louis Philipp's von Herrn Taylor acquirirten Bilder beläuft sich auf 442.

[Clara Wieck.]

Das neue musikalische Album, das in Leipzig bei Breitkopf und Härtel erscheint, wird unter anderm von Clara Wieck ein scherzo bringen. Es ist die neueste Production der Künstlerin, ihre letzte, die Souvenirs à Vienne, Variationen auf das österreichische Volkslied, erschien in Wien bei Diabelli. Fräulein Wieck wird noch im Laufe dieses Jahres eine Kunstreise nach München antreten, und mit Beginn des Frühlings in Paris sich hören lassen.

[Londoner Theater.]

In den londoner Theater ist plötzlich ein patriotischer Wetteifer erwacht, die Shakspeareschen Dramen, die eine Zeit lang den Rossini'schen und Donizetti'schen Opern weichen mußten, würdig in Scene zu setzen; selbst die minder berühmten, wie unlängst den Coriolan.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **10.** — den 13. October 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Der Delphin für 1839

ist so eben erschienen und in ganz Deutschland zu haben.

Die rege Theilnahme, mit welcher das gebildete Publikum den 1sten Jahrgang des Delphins aufgenommen, die allgemeine Zufriedenheit mit dem höchst interessanten Inhalte, lassen nicht daran zweifeln, daß die eben erschienene Fortsetzung des Almanachs in der deutschen Lesewelt freudig willkommen geheißen wird.

Der Delphin,

ein Almanach auf das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Mit Stahlstichen. 8. Altena, Hammerich, Eleg. geb. 1½ Thlr.

Inhalt: Die Komödie der Neigungen. Von Th. Mundt. Adele, Novelle von der F. v. W. Stolien, von Dr. Mises. Protestantische Bilder aus Böhmen. Von Th. Mundt. Der Gefangene am Kaukasus. Von Pischkin. Das Bildniß der George Sand.

Sämmtliche solide Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben den Delphin für 1839 vorräthig.

Für Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen, und bei Unterzeichnetem, so wie in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Dr. A. Heinrich.

Preis 1 Thlr.

Welche enthalten, 1tens, der Hazardspieler oder Schicksalsfügung; 2tens, der blinde Harfner.

Beide Erzählungen verdienen mit Recht einem jedem in neuerer Zeit und als sehr gut recensirten Roman zur Seite gestellt zu werden.

Leipzig, den 22. August 1838.

Wilh. Alex. Künzel.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gruß an Berlin.

Ein Zukunftstraum

von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Geh. 20 Gr.

An der Hand der Poesie durch die Straßen der großen Hauptstadt wandernd, schildert der Dichter das Leben und Treiben in seinen verschiedenartigen Gestaltungen, vornehmlich aber den höchsten Interessen sich zuwendend, führt er wie in einem geistigen Panorama alle Namen, welche die Vergangenheit und Gegenwart Berlins in irgend eine Beziehung zu Kunst und Wissenschaft stellte, an seiner Phantasie vorüber und schöpft aus der Erinnerung an eigne Erlebnisse das Orakel der Zukunft.

Ein Blick auf das Verzeichniß der vorgeführten Persönlichkeiten zeigt, daß das Gedicht nicht allein Berlin, sondern die Interessen des gesammten Deutschlands berührt.

Leipzig im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

C. von Wachsmann's
Erzählungen und Novellen.

Neunter (neue Folge, dritter) Band à 2 Thlr.

ist so eben an alle solide Buchhandlungen als Fortsetzung versandt worden von

Carl Focke in Leipzig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vom Aerger.

Ein Büchlein für Jedermann.

Mit einer Vorrede

von Hofrath Dr. J. C. A. Heinroth.

Leipzig. Friedrich Fleischer. Preis 8 Gr.

Im vorigen Jahre erschien eine prachtvolle Ausgabe von

The

Works

of

LORD BYRON.

Complete in one Volume.

gr. 8. Preis 5 Thlr.

So eben versandten wir das 8te Heft von

London, Westminster,

und die Umgegend.

Mit 3 sorgfältig gearbeiteten Stahlstichen von J. Woods und einem Bogen Text in deutscher oder französischer Sprache.

gr. 8. Preis 8 Gr.

London, August 1838.

Black und *Armstrong*,
königl. Hofbuchhändler.

In unserm Verlage sind im Laufe dieses Jahres erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Bibliotheca Scriptor. Latinor., curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. G. Bernhardy instituta. Pars I. M. T. Ciceronis libri. Tom. I. Brutum contin. 8maj. 1 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Ciceronis, M. T., Brutus. Emendavit et commentariis instruxit Henr. Meyer.

Hiermit eröffnen wir eine Folge Latein. Autoren, welche theils in den Kreis der Gymnasien gehören, theils auch ausserhalb des praktischen Gesichtspunctes einen mehr als mittelbaren Werth besitzen, und nach den Bedürfnissen unserer Zeit mit Commentaren ausgestattet werden. Einen Pränumerations- oder Subscriptions-Preis stellen wir nicht, dagegen werden wir Schulanstalten besondere Vortheile bewilligen.

Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien. Herausgegeben von D. H. A. Niemeyer. 83s und 84s oder 7ten Bandes 11s und 12s Stück. 4. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 12½ Sgr.)

Günther, J., Lehrgang des Unterrichts im deutschen Styl für Lehrer an mittleren und höheren Bildungsanstalten der weiblichen Jugend. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Hanow, R., Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. 4. 8 Gr. (10 Sgr.)

Junker's Exempeltafeln, das ist: 144 Tafeln mit beinahe 2000 abgesondert ausgerechneten zweckmäßigen Exempeln. Ein unentbehrliches Hülfsmittel beim Rechenunterricht in Volksschulen. 6te, verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Junker, Dieselben Tafeln für die Preuß. Staaten. 2te, verbesserte Auflage. 8. 16 Gr. (20 Sgr.)

Juvenalis, D. Junius, Satiren. Uebersetzt und erläutert von Dr. W. E. Weber (Professor und Director der Gelehrtenschule zu Bremen). gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr. (2 Thlr 10 Sgr.)

Kohlrausch, Fr., Anleitung für Volksschullehrer zum richtigen Gebrauch der „Geschichten und Lehren der heiligen Schrift alten und neuen Testaments." Vierte, verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Gr. (22½ Sgr.)

Müller, J. H. T., Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien und Realschulen, nebst vielen Uebungsaufgaben und Excursen. Erster Theil, die gesammte Arithmetik enthaltend. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Ist gleich bei seinem Erscheinen in vier Gymnasien eingeführt. Der Recensent in der A. L. Zeitung 1838 No. 103 bis 105 nennt dieses Lehrbuch am Schlusse der krit. Beurtheilung als das beste von allen bisher bekannten Schulbüchern dieses Fachs.

Niemeyer, A. H., Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. Zwölfte, (von Dr. H. A. Daniel) umgearbeitete Aufl. 8. 10 Gr. (12½ Sgr.)

Bei dieser, seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Ausgabe ist der jetzige Herr Herausgeber eifrig bemüht gewesen, alle billigen Ansprüche möglichst zu befriedigen. Die Zahl der Gesänge ist auf 474 gestiegen, besonders ist das Fach der eigentlichen Schullieder bereichert, und fünf Register erhöhen die praktische Brauchbarkeit.

Buchhandlung des Waisenhauses
in Halle.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der fahrende Poet.

Dichtungen

von

Karl Beck.

8. Brosch. 1 Thlr. 18 Gr.

Der junge Dichter ist dem Publikum durch seine früheren Poesien: „Nächte; gepanzerte Lieder", schon bekannt. Diese neue und vollendetere Dichtung, die in vier Gesänge abgetheilt ist, hat die Ueberschriften: Ungarn, Wien, Weimar. Göthe's Haus (im Göthe'schen Haus gedichtet). Die Wartburg.

So eben ist erschienen:

Die Schwindelei,

Knifftologie und Speculationswuth unserer Zeit. Ein Büchlein zur Belehrung und Warnung für Jedermann. Von Sinc. Wahrmund. 8. geh. Preis 8 Gr.

Bei Julius Schieferdecker in Zeitz ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Rausse (Verf. der Reisescenen aus zwei Welten). Der Geist der Gräfenberger Wasserkur. Mit dem Motto: „Wasser thut's freilich." 8. broch. 12 Gr.

— — Der Stern der Liebe. (Mehr als Roman). 8. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Steinau, Ph. v., Volkssagen der Deutschen. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Einige Predigten und Homilien vor einer Stadt- und Landgemeinde gehalten (von M. Kriebitzsch). 8. broch. 8 Gr.

Gollmick, C., Musikalische Novellen und Silhouetten. Mit einem Vorwort von Ed. Duller. 8. broch. 1 Thlr. 18 Gr.

Hagendorff, H., Ephemeren. Novellen und Erzählungen. 8. broch. 1 Thlr.

Bei Marco Berra in Prag ist ganz neu erschienen und durch alle Musikhandlungen zu beziehen:

Alexandrinen-Walzer

Ihrer kaiserl. Majestät der Allerdurchlauchtigsten

Frau Alexandra Feodorowna

Kaiserin aller Reussen etc. etc.

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

Jos. Labitzky.

43s Werk.

Für das Pianoforte 45 Kr.
Für die Guitarre 12 Kr.
Für die Flöte 12 Kr.

Marien-Walzer

von

Jos. Labitzky.

42s Werk.

Für das Pianoforte 45 Kr.
Für die Guitarre 12 Kr.
Für die Flöte 12 Kr.

Zweites Potpourri

über böhmische Nationallieder

von

Jos. Labitzky.

41s Werk.

Für das Pianoforte 1 Fl. 15 Kr.

In der Nanck'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der englischen Sprache und Litteratur

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen englischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken, von L. Ideler und H. Nolte.

Dritter Theil,

die neueste Litteratur umfassend, bearbeitet von Dr. J. Ideler. 37 Bogen gr. 8. Masch. Velinpap. Preis 2 Thlr.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzneikunde hochverdienten Herr Majors von Tennecker wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

F. von Tennecker.

8. Altona, Hammerich. 1r Band geh. 1 Thlr.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. Der erste Band ist bereits erschienen, und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

Für Gesanglehrer und -Lernende.

So eben ist erschienen:

J. E. Häuser: Die

Singestunden am Fortepiano

Oder methodisch geordnete Elementar-Gesangübungen. Nebst vielen erheiternden und den Gesangunterricht zweckmässig begründenden Uebungsstücken und Liedern mit Pianofortebegleitung. Für Solche, welche neben dem Pianofortespielen zugleich auch singen lernen wollen. (98 Werk.) qu. 4. geh. Preis 22 Gr.

Bei G. A. Kummer in Zerbst ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Gespensterbuch.

Von

H. Paulmann, Dr. Schiff und W. Bernhardi.

Preis 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr. rhein.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen:

Bilder aus den Niederlanden.

Von

Louis Lax.

8. Zwei Bände. Preis geheftet 2 Thaler.

Eine Reihe von Erzählungen und Schilderungen, von denen die letztern auf ernste und heitere Weise ein helles Licht auf die Verhältnisse der Niederlande werfen, Kunst, Literatur und Politik berühren, während die erstern durch ihre Behandlung, wie durch ihren Stoff, den Leser fesseln werden. Bei den jetzigen Zeitumständen wird dieses Werk des beliebten Verfassers eine doppelt willkommene Erscheinung sein.

So eben sind im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Musikalienhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Schefer, Leopold, **Das Vater Unser,** Doppel-Kanon zu vier Chören. In Partitur bequem für Orgel und Pianoforte. Op. 27. 10 gGr.

Derselbe, **Große Sonate in A** für Pianoforte zu vier Händen, seiner Tochter Marie Schefer gewidmet. Op. 30. 1½ Thlr.

Man wird überrascht sein, daß ein wohlbekannter, beliebter Dichter und Schriftsteller nun auch als reifer Componist auftritt, gleichwie mehrere italienische Maler auch tüchtige Baumeister waren. Der vorliegende Fall erklärt sich aber überzeugend dadurch, daß der Verfasser ein mit tiefem dichterischen Gefühl begabter Schüler eines unserer besten Meister in der Musik ist, weswegen ich einfach auf seine Biographie in Heft 23 und 24 des Brockhaus'schen Conversationslexikons der neuesten Zeit und Literatur verweise.

Karow, C., **Leitfaden zum praktisch-methodischen Unterricht im Gesange,** vornehmlich in Volksschulen. 16½ Bog. Hoch4. 1 Thlr. 4 gGr.

Bereits seit langer Zeit wurde mit großem Verlangen diesem Leitfaden entgegengesehen, dem gewiß der verdienteste Beifall aller Kenner nicht fehlen wird.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

Für Kleinkinderschulen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Joh. Ludw. Ossyra's naturgemäße

Gymnastik.

Oder: Angenehme und nützliche Beschäftigungen kleiner Kinder in den sogenannten Kleinkinder-Bewahranstalten, aber auch in engern Familienkreisen. Mit einem empfehlenden Vorworte versehen von dem Schullehrer-Seminar-Director Dr. Diesterweg. Mit Abbildungen. 8. geh. 8 Gr.

Bei K. F. Köhler ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommerfrüchte.

Gesammelte Erzählungen

von

Ludwig Rellstab.

2 Theile. broch. 3 Thlr.

Erster Theil: Die Artilleristen. Osmim der Suchâer.
Zweiter Theil: Die Venetianer. Drei Tage am Orinoko. Der Pflegesohn.

Das Publikum erhält in diesen 2 Bändchen mehrere interessante Erzählungen, die eine anziehende Lectüre gewähren und jeden Leser befriedigen werden.

Vortheilhaftes Anerbieten für Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Ermäßigte Preise.

Die in den Jahren 1835, 36 und 37 in meinem Verlage erschienenen 30 Bände **Romane** von: W. Alexis (2 Bde.), A. T. Beer (3 Bde.), Bernd von Guseck (3 Bde.), E. Gehe (2 Bde.), E. Janinski (1 Band), J. Krebs (5 Bde.), A. Schoppe (7 Bde.), F. v. Stengel (1 Bd.), F. Tarnow (2 Bde.), C. Terpen (2 Bde.) und C. von Wachsmann (2 Bde.), im Ladenpreise 43 Thlr. kostend, habe ich mich entschlossen, gegen baare Zahlung auf Vier Stück Louisd'or herabzusetzen, einzeln bestehen die zeitherigen Ladenpreise aber unverändert fort.

Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Karl Focke in Leipzig.

Zeichnenkunst.

Das nachstehende in allen Zeitschriften gleich rühmlichst und lobend erwähnte Zeichnenwerk des Zeichnenlehrers und Malers Otto Warmholz in Eisleben verdient als ein schönes und passendes Geschenk für alle, welche sich mit Zeichnen befassen, allgemeine Empfehlung. Unter dem Titel:

Universalzeichnenbuch,

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen in stufenweiser Folge. Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen,

ist es in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben.

Druck von Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 203. — den 16. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Lieber Leser, ich bitte Dich, lassen wir jetzt unsern Benedict in seiner Schmerzensclause allein. Ich habe zwar mehr Macht über ihn (könnt' ich behaupten, wenn ich eben unbescheiden sein wollte), als alle seine Gäste und Lisette dazu; mir würd' es nicht mehr, als ein paar Worte kosten, ihn in den Gesellschaftssaal zu bringen, aber ich will großmüthig handeln (oder schreiben) und ihm noch ein Weilchen zu seiner Erholung gönnen. Die armen Schneider müssen sich überall so viel gefallen lassen, sind so unselige Stichblätter des allgemeinen Spottes, daß ich wirklich Bedenken trage, den unglücklichen Meister Rosenhain mit Gewalt in einen Kreis zu führen, wo doch nur — im Vertrauen gesagt — neue Schmerzen und Verlegenheiten seiner warten. Glaubst Du Unterhaltung zu finden, so mische Dich einstweilen unter die Versammlung, trinke eine Tasse Thee und höre als stiller Beobachter den Gesprächen zu, die da geführt werden. Dort sitzt ein Clubb zusammen, der was erwarten läßt; Du wirst wohl selbst sehen, freundlicher Leser. Erlaube daher, daß ich mich wieder in meinen unsichtbar machenden Objectivitätsmantel hülle — ich werde Dir doch — hoffentlich im Geiste — immer nahe sein.

Bequem auf das Sopha hingelagert, streckt und dehnt sich ein sehr elegant gekleideter junger Mann und scheint mit seinen wohlausgefüllten Schenkeln zu liebäugeln. Neben ihm hat ein blasser Jüngling Platz genommen, der so eben seine Tasse auf den nahen Tisch setzt und sich zum Lichte beugt, um eine Cigarre anzuzünden. Vor Beiden sitzen in malerischen Gruppen mehrere Gestalten von verschiedenartigem Aussehen. Der Eine trällert das Lied aus Robert dem Teufel: „Ha, das Gold ist nur Chimäre!" Wozu er ein Gesicht macht, als reflectire er eben über das „Sein und Nichtsein." Sein Nachbar streicht sich den blonden wohlgepflegten Schnurrbart und schielt dabei nach dem gegenüber hängenden Spiegel. Ein Dritter gähnt und murmelt etwas von Ennui durch die Zähne, indem er durch seine Lorgnette nach der Decke des Zimmers sieht. Hinter seinem Stuhle blättert ein Vierter in einem Journale. Er legt es, wie es scheint, verdrießlich aus der Hand, als ob er seinen Namen darin gesucht und nicht gefunden habe. Gewiß hat er dem Redacteur schon vor längerer Zeit Gedichte zugeschickt, die zu seinem Erstaunen noch nicht abgedruckt worden sind. Und die Gedichte waren doch so schön, und die Geliebte, der er sie sang, war so reizend falsch, so liebenswürdig untreu! Der Redacteur kann das wirklich nicht verantworten.

„Mich ärgert nur das Ignoriren!" begann jetzt der bequem Hingelagerte, einen kräftigen Schlag nach dem Schenkel führend. „Von meinem neulichen polemischen Aufsatze hätt' ich doch erwarten können, daß er einiges Aufsehen machen werde. Ich bin doch wahrlich grob genug gewesen, und was den Inhalt betrifft —"

Digitized by Google

„Se non e vero, e ben trovato!“ unterbrach ihn der blonde Schnurrbart. Es war viel Wahres in Deinem Aufsatze, aber —“

„Aber,“ fiel das unzufriedene Journalgesicht ein, „so Etwas läßt sich am besten in poetischer Form ausdrücken. Sie mögen sich vor mir in Acht nehmen; ich habe eine polemische Novelle im Kopfe —“

„Und ich —“ wollte ein Dritter fortsetzen.

„Und ich!“ nahm der blasse Jüngling das Wort, heftig rauchend, „ich will —“

„Ich, ich!“ tönte es von mehrern Seiten, und Jeder wollte die Uebrigen mit seinem neuesten geistreichen Vorhaben bekannt machen; sie Alle überschrie der Polemiker, welcher zuerst gesprochen, mit den Worten: „Hätten wir nur ein gemeinschaftliches Organ! Dann, dann —“

„Dann, ja dann —“ riefen sämmtliche Stimmen wild durcheinander.

„Dann,“ fuhr Jener mit ironischem Lächeln noch lauter fort, „dann sollten sie zum Reden gebracht werden, diese vornehm schweigenden Herren, die glauben, sie seien von Gottes Gnaden Pächter der modernen Literatur! Aber ich ruhe nicht, ich schreibe so lange polemische Artikel, bis sie warm werden und zu schimpfen anfangen.“

„Und ich — ich — ich“ u. s. w., ging es von neuem im Kreise herum und endigte mit dem Refrain: „Ein Organ, ein Organ!“

„Hört, liebe Freunde!“ fing der blasse Jüngling an und strich sich das lange schwarze Haar à la française aus der Stirn, welches von duftiger Pomade glänzte. „Hört, wie wär' es denn mit unserm galanten Wirthe?“

„Rosenhain?“ fragten Mehrere. — „Ja,“ setzten Andere hinzu, „wenn man nur wüßte, wie es mit ihm eigentlich stünde!“ Bei diesen Worten wurden von verschiedenen Seiten Mahnbriefe und Rechnungen aus der Tasche gezogen. „Auch Du? Auch Du?“ sprach Einer lachend zu dem Andern. „Solamen miseris —“

„Socios habere malorum!“ ergänzte der Ennuyirte, um seine classische Belesenheit an den Tag zu legen. Glücklicherweise wurde er in einem andern lateinischen Spruche, dessen Ausgang er nicht wußte, durch Bernhard's Hinzutreten unterbrochen.

„Wie es mit ihm steht?“ sagte dieser und setzte sich mitten unter die Conversirenden. „Ihr könnt zweifeln? Ich sag' Euch, er hat ein Landgut im Handel, das unter Brüdern so viel Thaler werth ist, als Theaterrecensionen von den anwesenden Gästen etwa geschrieben sind!“

„Wetter! dann braucht sich kein Fürst zu schämen, darin zu wohnen!“ lachte der junge Mann mit den wohlausgefüllten Schenkeln und die Uebrigen leisteten aus vollen Kehlen Gesellschaft.

„Ohne Spaß,“ fuhr der Blasse ernsthaft fort, „unser theurer Herr Rosenhain könnte in der That ein Journal gründen, in welchem wir unsere Ansichten unumwunden aussprechen dürften. Vor der Hand schrieben wir ohne Honorar, bis genug Pränumeranten gewonnen wären? Meinen Sie nicht, meine Herren?“

„Ich will mein Möglichstes thun, Herrn Rosenhain für die Idee zu gewinnen,“ betheuerte Bernhard. „Der Redacteur —“

„Würde sich finden!“ riefen Alle, wie aus einem Munde.

„Ich für meine Person würde mich willig dieses schmeichelhaften Vorzuges begeben,“ sprach Jener weiter, „doch mit einzelnen Aufsätzen hin und wieder gern zu Diensten stehen. Die geistigen Interessen der Zeit würden an mir einen eifrigen Verfechter haben. Die Industrie nimmt in unsern Tagen so mächtig überhand, daß sie das wahrhaft Ideelle, das rein Geistige in den Hintergrund drängt, und — irr' ich nicht — hört' ich vorhin von weitem, daß unser liebenswürdiger Herr Wirth erst vor kurzem das materielle Streben der Welt auf eine sehr feine Art an Ihnen selbst persiflirt hat?“

„Ja! allerdings!“ war die verlegene Antwort. „Er hat an seine Freunde geschrieben und —“

„Das paßt vortrefflich!“ fiel Bernhard mit spöttischem Lachen ein. „Ich hatte mir ohnedies vorgenommen, in der heutigen Sitzung über dieses Thema zu sprechen.“ Man traute dem Herrn Bernhard nicht recht; alle seine Worte klangen so zweideutig, daß man seine wahre Ansicht nicht durchhörte.

„Aber wo bleibt denn der Hausherr?“ fragten eben mehrere Stimmen, als sich die Thür langsam öffnete und Rosenhain in das Zimmer trat. Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf, eilten ihm zuvorkommend entgegen, umringten ihn, erkundigten sich nach seinem Befinden und ließen ihn lange nicht zu Worte kommen. Benedict war frappirt und gerührt von dieser ausnehmenden Höflichkeit, und konnte sich, bei seinem jetzigen gereizten Gemüthszustande, der Thränen nicht enthalten. Um dieselben, wenigstens ihre Bedeutung, zu verbergen, zwang er sich zum Lachen und bat um Entschuldigung, daß er so lange habe auf sich warten lassen. „Ei, sicher

führen Sie wieder einen göttlichen Witz im Schilde?" rief der junge Mann im blonden Schnurrbarte und zog zuckersüß lächelnd den Mund zusammen — zu einer Rosenknospe, dürfte man sagen, wenn von einem Mädchen die Rede wäre.

„O, ich bitte!" erwiederte Benedict, plötzlich wieder ernst werdend und sich die feuchten Augen abwischend. „Ich habe mich mit dem Witzmachen niemals viel abgegeben. Die Herren mißverstehen mich wahrhaftig!"

„Und das sagen Sie wieder mit einer so trocknen Miene, daß es zum Entzücken ist!" entgegnete der Blasse mit schneidender Stimme und warf ein Kußhändchen in die Luft.

„Ja, zum Entzücken!" stimmten die Umstehenden ein und schüttelten ihm die Hand so kräftig freundschaftlich, daß er hätte laut aufschreien mögen. Benedict mußte sich in das Unvermeidliche fügen und zum bösen Spiele gute Miene machen. „Setzen wir uns doch!" sagte er und ergriff den ersten besten Stuhl, um sich niederzulassen, denn seine Kniee wankten schon und verloren ihre Spannkraft. „Was gibt's Neues in der Literatur?" fügte er erschöpft hinzu. Jeder bemühte sich, etwas Interessantes mitzutheilen. Da hieß es: „Der und der Redacteur des und des Blattes hat eine reiche Frau geheirathet." Oder: „der Buchhändler So und So hat einen Preis ausgesetzt für die beste Geschichte der deutschen Theaterrecensenten." „Und in der nächsten Zeit soll ein neues Blatt erscheinen unter dem Titel: Moderner Faustkampf" — berichtete Rosenhain's Nachbar und rückte ihm näher, um seine Meinung auszuhorchen — „ein Blatt, das freilich ohne ein Gegengewicht manchen Schaden anrichten könnte!" fügte er bei. Bernhard's Dazwischenkunft gab wieder dem Gespräch eine andere Richtung; trotz den schiefen Gesichtern, die ihm von allen Seiten wurden, weil er Benedict's Expectorationen über die Gründung eines neuen Journals verhindert, erzählte er mit scheinbar harmloser Unbefangenheit eine triviale Stadtanekdote, deren Pointe er höchst geistreich nannte. „Bei den geringfügigsten Dingen muß man den Humor herauszufinden wissen," docirte er dann. „Unsere Zeit ist krank an Obstructionen von der harten Speise der Materie. Wir müssen sie eine Zeit lang blos vom Geiste, vom Spiritus, vom Genius leben lehren!"

„Wohl wahr," versetzte Rosenhain, „aber die Materie muß doch auch ihre Rechte haben."

„Für niedere Seelen, ja!" antwortete Bernhard. „Aber wir, wir!"

Seit der Wirth gegenwärtig war, hatte man Wein herumgegeben. Die durstigen Schöngeister sprachen den Flaschen weidlich zu. „Vom Spiritus, vom Geiste muß die Zeit leben!" bestätigten sie und stießen mit den Gläsern an. Bald wurde die Unterhaltung ungebundener, d. h. von der Literatur war wenig oder gar nicht mehr die Rede. Man lachte, scherzte, sang. Benedict selbst stürzte mehrere Gläser schnell auf einander hinunter, um seine Sorgen zu verscheuchen! Ihm kam's vor, als ob jedes Wort auf seinen Zustand gemünzt sei, zumal mit Bernhard's Demonstrationen konnte er sich gar nicht befreunden, und als die Uebrigen sogar unumwunden über die ihnen zugekommenen Schneiderrechnungen zu sprechen anfingen und ihre Cigarren an denselben anzündeten, so ging durch diese factische Annullirung seiner Hoffnungen ein ungeheurer Riß durch sein leidendes Herz. Armes Deutschland, wie viele zerrissene Herzen wirst du noch in deinem Busen beherbergen müssen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Ueber Etienne Bequet in Paris.]

Ein merkwürdiger, in Deutschland nicht bekannt gewordner Literat ist vergangene Woche in Paris gestorben, Etienne Bequet der wunderlichste Mensch, den man sich denken kann, aber einer jener Auserwählten, die nur am classischen Studium ihren Durst löschen und beständig von dieser Ambrosia leben, jeden Ruhm und jede Eitelkeit verachtend, wenn nicht auch dieser Grundsatz, wie die Löcher in Diogenes Rock, aus Eitelkeit entstand.

Etienne Bequet hatte lange Zeit das Feuilleton im Journal des Debats geschrieben. Ich besitze durch die Gunst eines Freundes noch einige Feuilletons von diesem ausgezeichneten Manne, die durch die Einfachheit des Styls und die Bündigkeit der Gedanken jeden Leser mehr als fesseln müssen. Jules Janin, der seine Stelle einnimmt, macht folgende Bemerkung über ihn und überhaupt über das Genie, das an Journalen arbeitet.

„Seine ersten Lanzen brach er hier unten in diesem Journal, wo er mit dem Buchstaben R. unterzeichnete, wenig eifersüchtig auf irgend einen Namen, er, der so viele Namen schuf. Ach, das ist ja eine der Nothwendigkeiten in der Kritik, sich wie ein Sklave von dem Ruhm der Zeitgenossen nachschleppen zu lassen und nichts von dem großen Rufe für sich zu behalten, den man mit vollen Händen ausstreut und den die, die sich bücken können, aufheben. Der Kritiker setzt sich dem Zorn Aller für den geringsten Tadel aus und erntet nicht die geringste Erkenntlichkeit für das größte

Lob; er schreibt uns oft mit einem sehr großen Talent Dinge, die nach einem Tage dahinsterben, blos weil sie in einem Journal stehen, dem leichten Dinge, das die Zeit in ihrem Fluge mitnimmt, während um uns her so vieles mittelmäßige Zeug in Büchern aufbewahrt wird. Der Kritiker muß die Improvisation, die der Tag gebietet, mit der Ueberlegung des Denkers verbinden, er soll Tag für Tag den heftigen Leidenschaften des Tages mit der Feder in der Hand folgen, und soll doch so viel Mäßigung haben, daß er den andern Morgen die gestrigen Zeilen nicht bereut; er soll der Menge gefallen, ihr schmeicheln und doch jede Eigenliebe mit dem Ellbogen stoßen, ohne sie zu beleidigen; er soll immer zittern, gegen einen aufkeimenden Ruhm ungerecht zu sein, soll hart gegen den anerkannten, undankbar gegen den sterbenden Ruf sein. Laut wird ihm geschmeichelt, leise verflucht man ihn. Des Morgens theilt er sein Almosen an alle die kleinlichen Eitelkeiten aus, die die Hand darnach ausstrecken, und schaudert des Abends in sich zurück, wenn er an all die miserablen Lobsüchtigen zurückdenkt. Aehnlich einem Arzte, der wenn er den Aussatz untersucht hat, ihn mit seinem Mantel bedeckt, soll er jede Lächerlichkeit, jedes kleinliche Laster bedecken. So lebt er zwischen Lebenden und Sterbenden und kein Trost bleibt ihm übrig als der, einige schöne Verse entdeckt zu haben, die niemand ahnete, ein Genie gefunden und ermuntert zu haben, das gewöhnlich überall zurückgestoßen wird, und dennoch ist dieser einzige Trost genug, um diese Last zu übernehmen, und steckt man einmal darin, so will man nicht mehr heraus, man hat einen Freund gefunden, den die Welt nicht kennt, man hat Hoffnung, nützlich sein zu können, man lebt und stirbt darin, weil man so gelebt hat und so leben will.“ Wahrlich ein psychologisches Räthsel! Man sieht, Jules Janin ist berufen, den Kritiker per excellence zu machen. Auch Etienne Bequet hatte Beruf dazu, doch verachtete er jeden Ehrgeiz; trotz aller Aufforderungen von Seiten der ersten Männer Frankreichs, schrieb er nur eine Novelle von 20 Seiten in einem Zeitraum von 2 Jahren. Diese Novelle „das blaue Taschentuch,“ kann dreist neben Paul und Virginie oder neben Atala gestellt werden. Der Styl ist so durchsichtig klar wie der Voltaire's und das Sujet so einfach und dennoch so dramatisch, daß es der Feder Goethe's würdig wäre. Ein Soldat will seiner Geliebten auf ihren Geburtstag ein Geschenk machen. Da er durchaus kein Geld hat, so stiehlt er ein blaues Taschentuch in der Absicht, es später wieder zu erstatten, für sein Liebchen. Die Eifersucht einer Magd entdeckt das Verbrechen. Der Soldat wird vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und schickt seiner Geliebten das Taschentuch, mit Todesthränen benetzt, zum Andenken. Dies ist die ganze Geschichte des blauen Taschentuchs, die übrigens sehr viel Aufsehen erregte. Sonderbar, dieser Erfolg des Büchleins ärgerte Bequet, er verspottete, er verachtete jede schriftstellerische Thätigkeit und behauptete, die Franzosen hätten noch bis auf zwei Jahrhunderte geistige Nahrung genug am Don Quixotte, am Gil blas, an Racine, Corneille, Voltaire, Rousseau und an den alten classischen Dichtern. Er sollte eine Novelle schreiben, man wollte sie ihm mit Gold aufwiegen, er schob sie von einem Tag zum andern funfzehn Jahre lang auf und schrieb sie nicht. Nur wenn ihn die Lust zum Schreiben ankam, schrieb er ein Feuilleton von höherer Bedeutung, weil, wie er sagte, die Leute doch ihm dadurch keinen Ruhm zugestehen würden. Man konnte ihn nie bewegen, seinen Namen zu unterschreiben, und nie kritisirte er einen Schauspieler, ausgenommen Talma und die Mars. Man müsse froh sein, daß die andern keine Höcker haben, sagte er. Indeß war er der beste Freund seiner Freunde, besonders der Mars, und wenn er auch nicht schrieb, so schwatzte er doch so schön, daß es schwer war, sich seiner Unterhaltung zu entziehen. Es soll eine rührende Scene gewesen sein, als sein ehemaliger Lehrer Planche ihn kurz vor seinem Tode noch besuchte. Planche ist der erste Hellenist in Paris. Bequet, aus Erkenntlichkeit und aus inniger Liebe zu seinem Lehrer, recitirte ihm Homer'sche Verse auf dem Todbette. Sie küßten sich, sprachen von dem Elysium, und Bequet starb, vierzig Jahre alt. Seine liebste Lectüre war Horaz und Voltaire. Seine Jugend verflog schnell bei seinen epikuräischen Grundsätzen, er wär es, der den berühmten Artikel im Debats schrieb, der mit den Worten endete: o malheureux roi, o malheureuse France! und der die Julirevolution vorbereiten half. Nie nahm er eine Stelle im Staate an, und er hätte mehr als eine haben können. In demselben Zimmer, wo er drei Jahre auf dem Lande wohnte, schrieb Thiers seine Geschichte der Revolution. Als er wegen des bemeldeten Artikels vor Gericht gestellt und freigesprochen wurde, verließ er den Saal, indem er wie Cicero sagte: Totam Graeciam conturbavi. Jules Janin sagte, für einen solchen Spruch hätte Bequet gern zehn Jahr Gefängniß ausgehalten.

N o t i z.

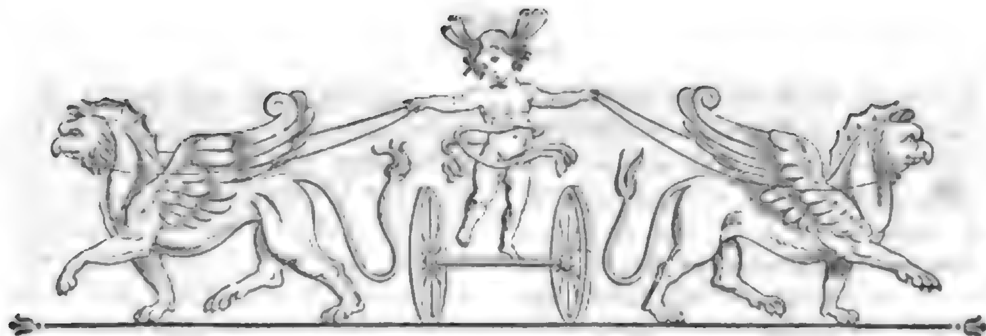
[Nekrolog und literarische Neuigkeit.]

Am 2ten d. M. verschied in Mölkau der Candidat Neumann, einer der an Wissen und gemüthlicher Bildung reichsten Männer seines Standes, im 55sten Jahre seines in fleißigem Studien und pflichtgetreuer Anstrengung als Hauslehrer hingebrachten Lebens, geschätzt und geliebt von Allen, welche ihm näher standen und seinen höchst bescheidenen Sinn ehren lernten. Gründliche Kenntniß besaß er besonders in Musik und Sprachen, nicht nur in den alten — in den letzten Wochen und Tagen seiner Krankheit las er den Plato — sondern auch in neueren, so wie er unter andern eine Herausgabe des wenig bekannten, aber preiswürdigen Stückes des Spaniers Rojas: „los bandos de Verona.“ (die spanische Bearbeitung von Romeo und Julia) beabsichtigte, welche nunmehr der Unterzeichnete besorgen wird. Diesem verpflichtete er sich noch zuletzt durch die fleißige Abschrift und Druck-Correctur der „Alemaña“ des „Olivero“ die jetzt in Commission bei Gebhardt und Reisland, erschienen ist und Freunden der italienischen Literatur eine nicht unwillkommene Erscheinung sein dürfte.

Leipzig, im October.

Graf v. Hohenthal-Städteln.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 204. — den 18. October 1838.

Redacteur: Dr. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Benedict schwindelte. Da trat Bernhard zu ihm und nannte ihm ein paar Lotterienummern. „Auf gut Glück!" flüsterte er lächelnd und hielt ihm sein volles Glas entgegen. Weinend fiel ihm der künftige Schwiegervater in die Arme und sprach mit Pathos: „Mein Freund! die Materie ist doch kein leeres Phantom!" — „Ach Possen!" erwiederte Jener, mit den Fingern schnippend. „Was sind alle Schätze der Erde gegen den Schatz in unserer Brust! — „Das Gold ist nur Chimäre!" sang es jetzt wieder von mehreren Seiten. — „Es lebe unser freundlicher Wirth!" erscholl es dazwischen. „Pereant alle Philister!" — „Unser Schuldbuch sei vernichtet!" stimmten Andere an. — „So heißt das Motto zu meinem Vortrage, den ich heute vor den Freunden zu halten im Begriff war!" rief Bernhard. — „Auf die Rednerbühne! Hört! hört!" schrieen die weinlustigen Gäste. Ein mit gestickter Arbeit verzierter Sessel ward für den Herrn des Hauses herbeigerückt, Stühle wurden im Halbkreise umhergestellt. Alle ließen sich nieder. Bernhard bestieg die Rednerbühne, eine Pause der Erwartung trat ein — darauf begann er, wie folgt.

„Hochzuverehrende Anwesende! Die Menschen werden in zwei Classen eingetheilt — in Schuldner und Gläubiger. Ich nenne die Schuldner zuerst, weil ihnen die Gläubiger nachfolgen, oder besser gesagt, sie rastlos verfolgen. Etymologisch genommen, sind die erstern schuldig und die letztern gläubig. Doch man lasse sich nicht täuschen! Diese glauben nämlich in der Regel — Ausnahmen kommen nicht in Betracht — glauben, von ihren Schuldnern bezahlt zu werden. Ist das nicht schon ein offenbarer Irrthum? Wenn nun die Schuldner sich alle ersinnliche Mühe geben, ihnen zu beweisen, daß ein blinder Köhlerglaube (Köhler kommt von Kohle, also ein schwarzer, kohlschwarzer) ein Aberglaube sei, so ist doch, mein' ich, die Schuld natürlich mehr auf Seiten Derer, welche so blindlings glauben oder gläubig sind!"

Benedict wendete sich bei diesem Eingange unruhig auf seinem Sitze umher und verbarg sein Mißfallen keinesweges.

„Das Schuldenmachen," fuhr der Redner fort, indem er Rosenhain scharf dazu ansah, der seine Blicke nicht aushalten konnte, „das Schuldenmachen stammt aus den ältesten Zeiten und ist durch die uralte Gewohnheit ehrwürdig geworden, gleichsam heilig gesprochen. Schon die erste Frau entstand durch eine Rippenanleihe. Julius Cäsar hat bekanntlich gesagt: „Wenn ich eine Million habe, dann hab' ich erst nichts!" Welche Bescheidenheit, und Cäsar war ein großer Mann! Die größten Geister haben sich überhaupt immer mehr auf die Partei der Schuldenmacher geschlagen; besonders die Dichter und die Künstler. Darum hängt die Poesie so innig mit dem Schuldenwesen zusammen, und man sollte in der That künftighin bei Besetzung der Finanzministerien auf die Poeten eine größere Rücksicht nehmen. Bei ihnen würde es wenigstens niemals an Sonetten, d. h. an

klingender Münze, fehlen; ja, sie brächten es vielleicht dahin, blanke Thaler aus dem Silber des Mondes und Ducaten aus strahlendem Sonnengolde zu prägen. Das beiläufig. Der große Schiller besaß in seiner ergiebigsten Periode nicht einmal einen Frack, um der Einladung zu einem ästhetischen Damenthee zu folgen. Auch Mozart hat sich vor den sogenannten Manichäern gar nicht zu lassen gewußt; sie wollten seine Compositionen nicht für gutes Metall anerkennen, und wenn er ihnen sagte, sie seien wahrhaft wohlklingend, so lachten sie ihn aus."

Bernhard hielt ein wenig inne, während die Versammlung lachte. „Seitdem die humoristischen Vorlesungen aufgekommen sind," brummte Rosenhain vor sich hin, „ist es nicht mehr zum Aushalten. Mit Worten stechen sie da die Begriffe todt, und das soll Witz heißen!"

„Ach Gott!" begann jetzt Bernhard von neuem mit einem großen Seufzer. „Die leidigen Manichäer haben heut zu Tage gar kein Einsehen mehr. Wenn sie einem hülfsbedürftigen Menschen ein paar Thaler vorgestreckt haben oder irgend etwas Anderes — ein Paar Stiefeln, einen Rock —"

Benedict sah sich im Kreise um und fand lauter wohlbekannte Röcke.

— „so fragen sie sich den ganzen Tag über: „Mahn' ich? oder mahn' ich nicht?" Natürlich bleiben sie dann bei dem „Mahn' ich" eher stehen, als bei jenem, und daher kommen die vielen Manichäer!"

„Hab' ich's nicht gesagt?" fuhr der erzürnte Wirth auf. „Das Sylbenstechen geht schon los!"

„Jeder sticht den Stoff, der zu seinem Geschäft gehört," warf Bernhard als Entgegnung dazwischen. „Wir — Worte und Sylben, der Kleiderkünstler — seine Zeuge! Wer brav sticht, kommt am besten durch. Aber ich bitte — keine Unterbrechung!"

Benedict schlug die Arme ineinander, setzte sich bequem und nahm sich vor, die Rede schweigend mit anzuhören.

„Die Manichäer nun treten unaufhörlich die Gegenpartei," sprach Bernhard weiter, „kein Wunder, daß diese endlich ganz betreten wird! — Im Vater Unser heißt es: „Vergib uns unsere Schuld, so wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Ja, sie vergeben uns, aber mit dem Gifte ihrer Quälereien, ihrer indiscreten Phrasen und Mahnbriefe —"

Benedict wollte jetzt wieder losbrechen, aber er begnügte sich mit einem Seufzer.

— „Wenn Sie nicht bezahlen, so muß ich meine Maßregeln nehmen! schreien sie. Doch in ihren Regeln ist kein Maß, und bedeutet man sie einmal: „Mäßigen Sie sich!" so fallen sie grob aus. Diese Menschen haben nicht das geringste Bischen Poesie in sich, sonst würden sie begreifen, daß sich mit Schulden am besten Geduldeu zusammenreimt. Hat man einen Wechsel ausgestellt (der Form wegen) und der Termin ist abgelaufen, so sagen sie: „Der Wechsel ist gefällig!" Erwidert man: „Nun, so sein Sie doch auch so gefällig und warten Sie noch!" so kommt man schön an. „Nichts da, ich lasse Sie setzen!" heißt es, und wenn dieses Volk Einen setzt, so thun sie das nicht mit Wein und Thee, Butterbrot und Backwerk, wie unser verehrter Freund Johann Georg Benedict Rosenhain!"

Der Genannte verbeugte sich bescheiden. Was von den Wechseln gesagt worden, hatte, wie es schien, seinen Beifall, denn mehrere Male hatte er mit dem Kopfe genickt und seinen Nachbarn die Hände gedrückt. Der Redner nahm einen neuen Ansatz mit erhobener Stimme:

„Mit ihren dürren Fingern zeigen sie auf die Worte: „Nach Sicht." — „Gut, so haben Sie doch Nachsicht — es steht ja da!" — „Gehorsamer Diener!" antworten sie höhnisch; „es ist kein Trochäus, es ist ein Jambus!" Jetzt wissen sie auf einmal die Versmaße auswendig, und zeigt man ihnen zur Vervollständigung ihrer Begriffe die Daktylen auf ihren Wangen, so kostet so ein einfacher, unschuldiger Versfuß noch obendrein fünf Thaler. Ach! eine Schuld ist wirklich etwas sehr Uebles — Müllner's Schuld mit eingerechnet — sie hebt sogar die Individualität eines Mannes auf. Man sagt nicht: „er hat verschuldet!" man zuckt die Achseln und spricht: „er ist verschuldet!" Aus einem Activum wird ein Passivum. Wohl ist man als Schuldner ein leidendes Subject, oder besser, Object. Begegnet mir, diesem unglückseligen Passivum, ein Manichäer auf der Straße und schneidet mir ein prophetisch-malitiöses Gesicht, und mein Nachbar sagt verwundert: „Leiden Sie denn das?" Was kann ich anders antworten, als: „Ich muß wohl, ich habe zu viel Passiva!" So ein grober, undelikater Gesichterschneider sitzt freilich in der Wolle und bedenkt nicht, daß jedes Schaf in der Wolle sitzt!"

Diese Wahrheit wurde mit Jubel und Beifallklatschen von den Zuhörern aufgenommen, so daß Bernhard eine geraume Zeit nicht fortfahren konnte. Benedict sprang in die Höhe und schrie: „Ja, jedes Schaf sitzt in der Wolle, aber ich gehöre nicht zu diesem Geschlechte. Von nun an schließ' ich mich Euch an, die

Ihr mich geschoren." Neues Jauchzen folgte auf diese Worte; Bernhard winkte und gesticulirte, man möge ihn endigen lassen. „Still! still!" geboten mehrere Stimmen, andere wiederholten dasselbe, und vor lauter Ruhegebieten kam man nicht zur Ruhe. Langsam legte sich der Sturm; der Redner benutzte den ersten stilleren Augenblick und rief mit vollem Tone:

„Meine Herren und Freunde!" Alle schwiegen. „Meine Herren und Freunde!" hub er nochmals an. „Wenn man in der größten Noth so glücklich ist, von Einem etwas vorgeschossen zu bekommen, so macht er bei diesem Schießen einen so entsetzlichen Lärm und Dampf und Qualm, daß man blau anläuft, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. Beim Vorstrecken ist's nicht besser; denn da wird man zum erbärmlichen Sklaven und muß sich immer nach der Decke dessen strecken, der vorgestreckt. Ihr werdet es selbst oft genug gefühlt haben, daß das Loos der Schuldner kein beneidenswürdiges sei, und es thut wahrlich Noth, daß es anders werde! — Sind wir nicht von der Natur selbst aufs Borgen angewiesen? Besitzen wir nicht allesammt das Leben auf Borg? Deshalb ist dieses irdische Dasein so wechselvoll. Nach Sicht müssen wir es an den Manichäer, den Tod, zurückbezahlen. Ach, unser ganzes Leben ist ein großes Rechenexempel. Und darum steht auch die Mathematik als die höchste, als die Mutter aller Wissenschaften da. Kann etwa die Mathematik überhaupt ohne Borgen bestehen? „Vier von Drei geht nicht, da muß ich Eins borgen." Das weiß Jedermann noch' aus der Schule; als Kind schon hat er's lernen müssen, hat Prügel dabei bekommen. Wie? soll' er die goldne, eingebläute Regel als Mann unbenutzt lassen? Also „vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen!" Kein Mensch fragte die neben stehende Ziffer: „Willst Du so gütig sein und Dich anborgen lassen?" Bewahre, sie muß borgen, sie mag wollen oder nicht; sonst kommt das ganze Exempel nicht zu Stande. Wir Menschen aber sind Zahlen, wie schon mancher große Herr gesagt hat. Ist nun zufällig mein Geldbeutel eine Drei, und mein Magen oder Gaumen, oder meine Lust, spazieren zu fahren, Wein zu trinken, einen Ball zu besuchen, oder die Sehnsucht nach ein Paar neuen Beinkleidern u. s. w. eine Vier, so soll' ich doch füglich zu meiner Nachbarzahl ohne Weiteres sagen können: „Vier von Drei geht nicht; du bist eine Sechs (oder Zehn, Zwanzig, Hundert) — borge mir Eins, sonst trifft mein Exempel nicht!"

Das Zimmer hallte von dem Gelächter wieder, Benedict allein schoß wüthende Blicke umher und knirschte: „Es ist Alles auf mich abgesehen; sie wollen mich mit Gewalt ruiniren!"

„Das Weltexempel aber," fuhr Bernhard fort, „soll treffen, und ich weiß nicht, was daraus werden soll, wenn der liebe Gott am jüngsten Tage die Probe macht und ein falsches Facit findet. Dann wird er zu den sogenannten Gläubigern sagen: „Ihr Ungläubigen! Lernt eure Sache dort unten — in der Hölle besser, ihr falschen Rechner, ihr — Böcke!"

Jetzt vermochte sich Benedict nicht mehr zu halten. Wüthend emporfahrend schrie er: „Böcke?! Du Unseliger, wie kannst Du mich ein Thier schimpfen, das Hörner trägt? Und ihr — was beißt ihr euch vor Lachen auf die Lippen? Sitzt ihr nicht in meiner Wolle? Gehört eure Garderobe nicht mir? Trinkt ihr nicht meine Weine? Eßt ihr nicht mein Butterbrot!" Erschöpft sank er zurück. „Großer Mann, edler Dichter!" sprach der Nachbar pathetisch. — „Stört den begeisterten Redner nicht, ihr seid nicht gemeint!" Das Wörtchen: „Dichter" brachte den Ergrimmten wieder zu sich, wenigstens schwieg er und umarmte mit stummen Thränen den Tröster, der ihn einen edlen Dichter genannt. Bernhard aber beschloß seine Rede mit erhöhter Stimme:

„Und zu den armen Schuldnern wird der Herrgott sprechen: Ihr habt keine Schuld! Setzt euch zu meiner Rechten, seid meine Schäfchen! Jene haben im Leben in der Wolle gesessen — nun soll es Euch einmal vergönnt sein. Amen." — — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Thiers, Mirabeau, die Jury, Rachel, Hugo]

Zwei neue historische Werke werden nächstens hier erscheinen. Eine florentinische Geschichte von Thiers und eine Geschichte der Regierung Ludwig des 16ten in Frankreich. Thiers hat neuerdings das Jounal de Paris an sich gekauft und macht Opposition gegen das jetzige Ministerum. Bis jetzt aber weilt er immer noch in Italien, um dem Geschwätze der hiesigen Blätter zu entgehen. Herr Droz ist der Verf. des andern Werkes, an dem er schon seit 1811 arbeitet. Der Temps gibt vorläufig eine Probe von diesem Werke „die erste Wahl Mirabeau's," die kein schönes Licht auf dessen Charakter wirft, aber sein Talent in desto größerm Glanze zeigt. Mirabeau hatte kein Reisegeld, um nach der Provence zu reisen, wo er gewählt werden sollte. Er schrieb daher seine geheimen Briefe über Berlin, zeigte sie dem Herzog v. Lauzun, dem Grafen Montmorin und verlangte eine gewisse Summe, um sie zu unterdrücken. Letzterer willigte

ein, unter der Bedingung, daß er sich nicht zum Deputirten wählen lassen würde. Mirabeau versprach dies — nahm das Geld und — reiste ab. Noch mehr. Er gab einem Buchhändler, der auf der Neige stand und dessen Frau seine Maitresse war, die Schmähschrift, um ihn von seinem Untergang zu retten, und nahm ein neues Honorar dafür. Aus Furcht, er möchte verfolgt werden, schrieb er einem Freunde, er möchte ihm doch das berüchtigte Buch schicken, in der Absicht, diesen Brief zur Oeffentlichkeit zu bringen. Wirklich wurden diese geheimen Briefe öffentlich verbrannt. Einmal aber an Ort und Stelle, wußte Mirabeau alle seine Gegner, besonders den Adel zu besiegen. „Nie," sagte er in seiner Rede, „wird Euch der Adel Concessionen machen, wenn Ihr sie nicht erzwingt. Dieses ist keine Hypothese, sondern Geschichte. So starb der letzte der Gracchen von der Hand der Patricier. Aber ins Herz getroffen, sank er nieder und schleuderte den Staub unter sich gen Himmel, indem er die rächenden Götter anrief. Aus diesem Staube ward ein Marius, Marius weniger groß durch seinen Sieg über die Cimbrier, als durch den Kampf mit den römischen Patriciern."

Wenn man weiß, daß ein guter Historiker gewissermaßen eine Divinationsgabe haben muß, um classisch zu werden, so ist dies kein Leichtes, eine treue Geschichte jener noch so naheliegenden Zeit zu liefern. Die Geschichte der Revolution von Thiers hat diese Epoche nicht genug beleuchtet. Sie ging darüber hinweg und glaubte in einem Bande genug über die Regierung Louis des Sechszehnten und über Mirabeau gesagt zu haben. Romantiker ersetzten Manches mit der Phantasie, so Jules Janin in seinem Barnave. Mit Ungeduld erwartet man also jenes Werk, das in einem Monate erscheinen wird. Besonders ist man gespannt, das Verhältniß zwischen Mirabeau und der unglücklichen Marie Antoinette zu kennen, ob jene nächtliche Zusammenkunft historisch ist oder nicht. — Unsere Tagespresse bewegt sich beständig in einem Parteihaß. Es sind wahre Wortbesessene, die Vertreter der öffentlichen Meinung. Die famose Geschichte mit dem ehemaligen Polizeipräfect Gisquet und dem Messager wird neues Blut in ihre Adern gießen. Kommt nicht von Zeit zu Zeit ein solcher Skandal, so ist die Presse gar verloren, da die Abonnenten täglich, besonders in der Provinz abnehmen. Merkwürdig bleibt in neuester Zeit die Erscheinung, daß zwei Mädchen, die, verführt, aus verschmähter Liebe und Eifersucht ihre treulosen Geliebten tödteten, freigesprochen wurden. Man kann sich von einer solchen dramatischen Scene keinen Begriff machen, und die Cour d'assises könnte gute Geschäfte machen, wenn sie ihre vacanten Plätze verkaufen wollte. Die Jury, die in Deutschland so viele Gegner findet und auf die der Franzose stolz ist, erwog den moralischen Beweggrund, gab sogleich damit der Jugend eine derbe Lection und sprach die unglücklichen Mädchen frei. Besonders interessant war die Charlotte Couchois, die in einem Alter von 16 Jahren durch ein außergewöhnliches verbrecherisches Mittel verführt wurde. Dieses Mädchen erinnerte an das deutsche Gretchen im Faust, so schön ist sie, so einfach und klug. Ihre Antworten waren so treffend, wie sie der größte Dichter nicht besser hätte erfinden können.

Auf dem Theatre français macht ein jüdisches siebzehnjähriges Mädchen, Namens Rachel, Furore. Dies Mädchen wird einstimmig als ein Phänomen in der Kunstwelt betrachtet. Sie ist nicht hübsch, imponirt nicht sehr durch ihre Gestalt, hat kein sehr umfangreiches Organ und setzt dennoch den Zuhörer in Erstaunen, und seitdem sie debutirt, ist jeden Abend das Theater zum Erdrücken voll. Sie gibt bis jetzt nur classische Rollen von Racine und Corneille, aber diese gibt sie, wie sie in ihren schönsten Zeiten nicht besser gegeben wurden. Sie dringt tief in jeden Charakter und weiß ihm eine so plastisch-tragische Färbung zu geben, wie es nur Talma in den Männerrollen konnte. Glühendes Feuer verbindet dieses Mädchen mit äußerer Ruhe und dann ist ihre Diction bald so zart, bald wieder so kräftig, daß sie jede Nüance des Gefühls mit ihrem schwachen Organ ausdrückt. Sie wurde nach den drei ersten Vorstellungen als Societaire aufgenommen, eine Gunst, die man nur erhält, wenn man bereits drei Jahre hindurch Mitglied des Theaters war. Vergebens betheuerte Dem. Noblet, sie erdrücke sie nach einer Vorstellung, sie hatte, als es zum Treffen kam, nicht den Muth, eine Lanze mit ihr zu brechen.

Victor Hugo's neues Drama wird nun bereits einstudirt. Es heißt „Ruy blas" und ist einer spanischen Legende entnommen. Hugo hat sich endlich wieder entschlossen, in Versen zu schreiben, was ihm auch besser gelingt als die Prosa, die bei ihm zu kurz und zu abrupt ist, so daß sie aus aufgelösten Versen zu entstehen scheint. Daß Jules Janin, der liebenswürdige und gelehrte Feuilletonist, ein Schloß gewonnen habe, wird sehr bezweifelt, obschon er es selbst im Débats erzählte und sich die Nummer 75 und 72 wählte. Man will wissen, daß eine sehr hohe Person, ein Freund von ihm, ihm dies Schloß zum Geschenk machte. Avis aux feuilletonistes allemands! — —

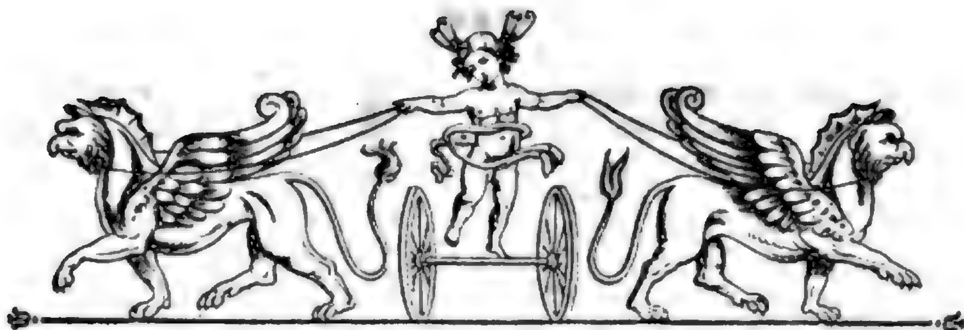
Zum Schluß noch eine wahre Anekdote von dem liebenswürdigen leider verstorbenen, bescheidenen Bequet. Bequet hatte beständig Schulden. Die Debats bezahlten ihm manche zum voraus, dennoch mußte er oft Wechsel auf seinen Vater ausstellen. Als er von ihm einst Geld forderte, sagte der Vater im Zorne zu ihm: „ich zahle nichts mehr für Dich, Du bist Gott und dem Teufel schuldig." „Es ist doch sonderbar," erwiederte Bequet, „daß Sie, mein lieber Vater, gerade nur die zwei Personen nennen, denen ich nichts schuldig bin."

Notiz.

[Ein Zeichen wahrer Gunst.]

Während die glänzenden Dosen, die Dukaten und Orden, welche die kaiserliche Familie von Rußland überall in Deutschland zurückgelassen hat, nur als Etiquettegeschenke anzusehen sind, will man wissen, daß ein „Zeichen wahrer Gunst" in ganz unscheinbaren Dingen bestand; ein Zeichen wahrer Gunst war es z. B., wenn der Beglückte ein nürnberger Springdöschen erhielt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 205. — den 19. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Mit stolzen Schritten, sich nach allen Seiten hin verbeugend, verließ er die Rednerbühne. Benedict war aufgestanden und ging ihm wankend entgegen. Ihm, als dem Wirth, kam das Recht zu, das erste Urtheil über den ästhetischen Vortrag zu fällen. Die Uebrigen standen in Gruppen umher und disputirten über das Gehörte. Benedict's Hand ergreifend und sie tüchtig drückend und schüttelnd, sprach Bernhard bescheiden lächelnd: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn meine schwache Leistung Ihren Beifall zu gewinnen vermocht. Wenn ich mir ein Verdienst zuzugestehen wage, so ist es dieses, die humoristische Seite in unserer Gesellschaft angeschlagen zu haben."

„Sie wissen, daß ich kein Freund vom Humor bin!" entgegnete Rosenhain, an seinem Rocke zerrend.

„Nicht wahr?" sagte ein Anderer hinzutretend, „das war ganz aus Ihrer Seele gesprochen, bester Herr Rosenhain!"

„Sie verachten auch," fügte noch Einer hinzu, „diese Wollsäcke, welche die Höherdenkenden quälen und beunruhigen und ihren geistigen Aufflug hemmen!"

„Pereant!" riefen Mehrere zugleich, die bereits wieder zu den Flaschen gegriffen hatten. — „Es lebe der Redner! — Es lebe unser gastfreundlicher Wirth! — Es lebe der Wein! hoch!"

Dem widerstrebenden Benedict wurde ein Glas aufgenöthigt. „Sie sollen leben, meine Herrn!" stammelte er gezwungen und trank es mit einer Geberde aus, als ob er Medicin nähme; Hören und Sehen wollten ihm vergehen — er sah sich verrathen und verkauft.

„Was fällt dem Bernhard ein?" flüsterte es indessen hier und da. „Er scheint sich zu unserer Partie zu schlagen und gleichwohl meint er es mit Keinem von uns aufrichtig. Scharf betrachtet, war seine Rede eine starke Ironie auf uns. Er muß von den Rechnungen wissen, die wir bekommen haben. Sein Benehmen ist räthselhaft; irgend Etwas steckt dahinter — er war von jeher ein Geheimnißkrämer, dem immer was Wunderbares passirt sein sollte."

„Aufs Wohl der Geister!" sprach jetzt Bernhard trinkend und sich an Benedict's Ohr neigend, setzte er leise hinzu: „Auch der Doppelgänger und Wächter verborgener Schätze! Denken Sie an Walpurgis!"

„Ha," fuhr Rosenhain auf und zog den lachenden Bernhard in eine Fenstervertiefung. „Stehen Sie mir jetzt Rede! Sie kennen meine Verhältnisse — ich weiß es. Und wär's in die Hölle, ich folge Ihnen!" Der Gehaltene machte sich mit einem Scherze los und mischte sich unter die schwatzende und lärmende Menge, die heute besonders ausgelassen war. Die Männer der Clique, welche ein neues Blatt zu gründen beabsichtigten, hatten sich wieder im Kreise zusammengesetzt und unterhielten sich nach ihrer Weise, die der Leser leicht errathen kann. Andere Gäste gaben sich mit Stadtklatschereien ab, wie-

der Andere erzählten sich von ihren Schuldenabenteuern und dergleichen mehr. Benedict suchte unvermerkt die Thür zu seiner Arbeitsstube zu erreichen, was ihm auch ohne Mühe gelang, denn außer Bernhard, der ihn nicht viel aus den Augen ließ, jetzt aber eifrig mit Jemandem sprach, bekümmerte sich Keiner um ihn.

Ermattet sank er, da er allein war, in einen Stuhl und stützte das sorgenmüde Haupt in die Hand. Ein Gedanke, den er bisher niemals gehabt, ging ihm durch den Kopf. „Es wäre doch wohl besser gewesen, du hättest dich niemals mit der Poesie abgegeben, — sprach er zu sich selbst — wärst nur ein ehrbarer Schneidermeister geblieben, wie viele andere, und —". Plötzlich hielt er inne — ein kaltes Grauen überlief ihn, der Mond sah in sein dunkles Zimmer und bildete seltsame Gestalten auf dem Boden, nach welchem er seine Augen geheftet hatte. Jetzt schien sich die Thür zu bewegen, die nach dem Gange führte — scheu wendete er die Blicke dahin — er glaubte eine Figur zu sehen, welche sich bewegte. Kein Glied rührend, blieb er starr in seinem Sessel sitzen. Die Gestalt näherte sich mit höflichen Verbeugungen; dies verminderte ein wenig seine Furcht und er gewann Kraft, aufzustehen und „Wer da?" zu rufen. Das Mondlicht beleuchtete jetzt das Gesicht des unberufenen Gastes und Benedict erkannte Bernhard. „Sie hier?" fragte er aufathmend. — „Ich wollte allein sein!" „Entschuldigen Sie," war die Entgegnung; „kann ich nicht die Ehre haben, den Herrn Doctor der Philosophie Bernhard zu sprechen?" — „Was? Sein Doppelgänger also?" stöhnte Rosenhain. — „Zu dienen?" gab die Gestalt wehmüthig seufzend zur Antwort. — „Fort! fort!" rief Jener, mit beiden Händen abwehrend. „Haben Sie Geduld bis zu Walpurgis, dann kommen wir zusammen." — „Ach, das wird uns eine große Ehre sein. Verzeihen Sie meine Ausdringlichkeit, ich empfehle mich ganz gehorsamst!" erwiederte es, und als Benedict mit einem: „Gleichfalls!" danken wollte, war sein Besuch fort. Nach augenblicklichem Besinnen stürzte der Schneider durch die andere Thür nach dem Gesellschaftssaale, um Bernhard mitzutheilen, was ihm begegnet sei. Dieser saß ganz ruhig auf dem Sopha und sprach zu den Uebrigen. Eben wendete er den Kopf und sah Benedict eintreten: „Kommen Sie doch näher, bester Freund!" rief er ihm zu. „Wir unterhalten uns hier mit Gespenstergeschichten, und da wollt' ich denn auch einen Beitrag aus meinem eigenen Leben dazu geben." Benedict beugte sich zu ihm nieder und raunte ihm ins Ohr: „Er ist wieder dagewesen!"

„Wer?"

„Nun, der Doppelgänger — die Copie!"

„Hm. So?"

„Geheimnisse?" fragte ein Neugieriger, lächelnd sich die Hände reibend.

„Bewahre!" antwortete Bernhard unbefangen. „Herr Rosenhain theilte mir etwas mit, das ohne allgemeineres Interesse ist. — Setzen Sie sich neben mich, Herr Wirth!" fuhr er fort, „und wenn die Anwesenden mir erlauben, bring' ich mein Mährlein vor." Nach einer Pause begann er: „Ich hatte schon als Knabe oft den sehnlichsten Wunsch, daß mir einmal etwas Spukhaftes begegnen möge. Ich konnte die Worte meiner verstorbenen Mutter nicht vergessen: Du bist ein Sonntagskind, mein Sohn, Du wirst mehr sehen als andere Leute. — Mehr sehen als andere Leute? Das verstand ich damals noch nicht recht, aber ich mochte doch schon ein geisterseherisches Element im Leibe haben, denn ich dachte dabei an etwas Wunderbares und begab mich nicht selten deshalb in das finsterste Gemach unserer Wohnung, um gleichsam die Wesen herauszufordern, von denen ich so viel in Sagenbüchern gelesen hatte. Mein Wunsch wollte aber, trotz allen meinen Bemühungen, nicht in Erfüllung gehen; ich mochte, so viel ich wollte, beim herrlichsten Vollmondschein in meinem Bette wachend aufsitzen und ahnungsvoll warten — keine Fee, kein Gnome, weder Oberon noch Titania, kein graues Männchen, keine lange, weiße Gestalt ließ sich blicken — nicht einmal ein geheimnißvolles Geräusch, ein seltsames Pochen und Klopfen, ein Anzeigen oder so etwas Aehnliches hatte ich das Glück zu vernehmen, so daß ich wirklich anfing, allen meinen Glauben zu verlieren. Allein meine Vorliebe für die Gespenster war nun einmal geweckt, ich grübelte über dieses Thema, las alle Bücher, die darauf Bezug hatten, und aus denen ich Aufschluß zu gewinnen hoffte, füllte meinen Kopf mit phantastischen Bildern an, und lebte so in einer zur Zeit zwar unsichtbaren, aber reichlich bevölkerten Welt von Geistern und Gespenstern. Meine Erlebnisse in dieser phantastischen Welt habe ich nach und nach aufgeschrieben, und es wird sich wohl einmal Gelegenheit finden, dieses Tagebuch der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vor der Hand will ich Sie nicht mit meiner Lebensgeschichte aufhalten, meine Freunde, und zur Sache kommen."

Bernhard ergriff die Lichtputzscheere und löschte kaltblütig die Flammen eines Armleuchters aus, der neben ihm auf dem Tische stand. Benedict sah ihn starr und

verwundert an. „Mich blendet das Licht!" sagte Jener ruhig und setzte seine Erzählung fort.

„Es war ungefähr vor sechs Jahren, als ich auf einer Ferienreise — ich war damals Student und hatte besonders naturphilosophische Vorlesungen fleißig gehört — gezwungen wurde, in einem einsamen Gasthause an einer wenig besuchten Straße zu übernachten. Vielleicht hatte mich auch meine Neigung, nicht blos der Zufall, auf diesen Weg geführt, kurz, ich kam einst am späten Abend in jener Schenke an und befreundete mich bald mit dem Wirthe, einem gesprächigen, sonderbaren Kauze. Er hatte einen beträchtlichen Buckel, auf den er sehr stolz zu sein schien, eine Nase, deren Länge alle Nasen übertraf, welche mir jemals zu Gesichte gekommen, und Augen, die man eigentlich blos kleine Schnitte nennen konnte, vorzüglich, wenn er lachte, was sehr oft, auch während der ernsthaftesten Unterhaltung, geschah. Der Mann kam mir wie ein Erdgeist vor; die braune Farbe seines Gesichts und seiner Hände stimmte zu seinen übrigen Eigenschaften, von denen ich noch die bemerkbar mache, daß man nicht zu errathen im Stande war, wie alt eigentlich er sei. Er hatte Züge eines Kindes bei denen eines Greises. Diese Figur erzählte mir denn auch unter Anderem, daß auf dem Schlosse hinter seinem Garten ein interessanter Geist umgehe; ein sehr origineller Geist, ein Geist, wie er nicht alltäglich vorkäme, versicherte er. Dabei lachte er, wie ein Sachverständiger, und als er mir noch einige nähere Umstände mitgetheilt und meine Theilnahme bemerkte, fragte er mich zutraulich, ob ich etwa die Bekanntschaft des Schloßgeistes zu machen wünsche. Dieses Anerbieten war Wasser auf meine Mühle; mit Freuden nahm ich's an und — um keine langen Worte zu machen — eine Stunde darauf befand ich mich in einem großen, alterthümlichen Saale des Schlosses allein."

Der Erzähler machte eine Pause und wendete sich zur Seite, um einen zweiten Armleuchter, der dem ersten gegenüber stand, auch seines Lichtes zu berauben. Die Zuhörer lachten und rückten näher zusammen; Benedict hatte sich in eine Sophaecke gedrückt und gab keinen Laut von sich. Jetzt brannte nur noch in der Mitte des Zimmers eine große Astrallampe mit falbem, milchweißem Scheine.

„In dem Saale," sprach Bernhard weiter, „der mir zum nächtlichen Aufenthalt angewiesen war, befand sich kein Mobiliar, als ein Sopha, ein Stuhl, ein Tisch und eine Malerstaffelei. Die Glocke schlug eben elf Uhr, als ich mich auf das Sopha hinstreckte. Ich freute mich, wie ein Kind, auf den Augenblick, wo der Geist mir die Ehre anthun würde, sich zu zeigen, obgleich mich, wie ich nicht läugnen will, eine kleine Gänsehaut überlief."

Benedict schüttelte sich von einem gleichen Gefühle. Bernhard stand auf und ging auf und ab. Dann blieb er an einem Fenster stehen und zog die Gardine auf.

„Es war gerade eine solche Nacht, wie die heutige," begann er von neuem, „der Mond glänzte eben so klar am blauen wolkenlosen Himmel. Auch die Stunde trifft zu — "

Die Stutzuhr zeigte auf halb Zwölf und repetirte. Bernhard stand eben vor der Astrallampe. Beim letzten Schlage der Uhr zog er den Docht nieder — ein großer Schatten fuhr durch das Zimmer und der Mondschein warf sein silbernes Licht herein. „Der versteht's, Einem bang' zu machen," flüsterten sich Mehrere einander zu. „Er sollte Gespenstergeschichten schreiben!" Benedict murmelte: „Ich sehe gar nicht ein, warum wir im Finstern sitzen sollen?" „Der Illusion wegen!" antwortete sein Nachbar. — Bernhard fuhr fort:

„Es dauerte nicht lange, so hörte ich ein leises Geräusch — die Thür sprang auf und herein trat ein Mann in einem langen, schwarzen Kinnbart. Auf dem Haupte trug er ein Barett. Ueber einen altdeutschen Rock fiel ein weiter, etwas kurzer Mantel, den er, sonderbar genug, verkehrt übergenommen hatte, so daß das feuerrothe Futter außen war. Wär' ich nicht allzu beschäftigt gewesen mit dem Gedanken, daß ich einen Geist vor mir habe, so hätte ich laut auflachen müssen. In der Hand trug er Pinsel und Palette, jetzt wurde mir auch die Staffelei erklärlich. Es war kein Zweifel mehr, ich hatte es mit einem Maler zu thun. Ihm folgten wohl zwanzig Gestalten. Alle trugen einen weißen Zettel an der Brust, auf welchem ihr Name stand, wie ich mich nachher überzeugte. Der Maler kam mir entgegen und sprach: „Es freut mich außerordentlich, lieber Herr, daß ich das Vergnügen habe, mein Gefolge durch Sie zu vermehren." — Jetzt wurde mir doch etwas unheimlich zu Muthe. Der Geist schien mit vollkommener Gewißheit anzunehmen, daß ich bei ihm bleiben werde, und in meiner Absicht lag doch nur eine flüchtige Bekanntschaft, ein kurzer Besuch. Diesen bedenklichen Umstand hatte mir mein Wirth verschwiegen; ich gestehe, ich war in diesem Augenblicke böse auf ihn und zweifelte nicht, daß er mit den Geistern unter einer Decke stecke. Doch verlor ich den Muth nicht; sogleich antwortete ich keck: „Verzeihen Sie, Verehrungswürdi-

ger, ich kann in der That die Ehre nicht annehmen, die Sie mir zudenken, da ich Willens bin, schon mit dem frühen Morgen wieder abzureisen. Auch würde Ihnen an der Gesellschaft eines armen Studenten wenig gelegen sein."

„O, ich bitte!" versetzte der Geist mit einer verbindlichen Geberde. „Sie haben ein Bändchen Gedichte herausgegeben?"

„Zu dienen!" entgegnete ich erstaunt, daß mein Schriftstellerruf schon bis hierher gedrungen sei. Auf jenes Bändchen schlechter Gedichte bildete ich mir zu jener Zeit noch sehr viel ein. — „Treiben die Gespenster auch Literatur?" dachte ich, ohne es auszusprechen, um nicht zu beleidigen. (D. F. f.)

Kleine Züge aus der Künstlerwelt.

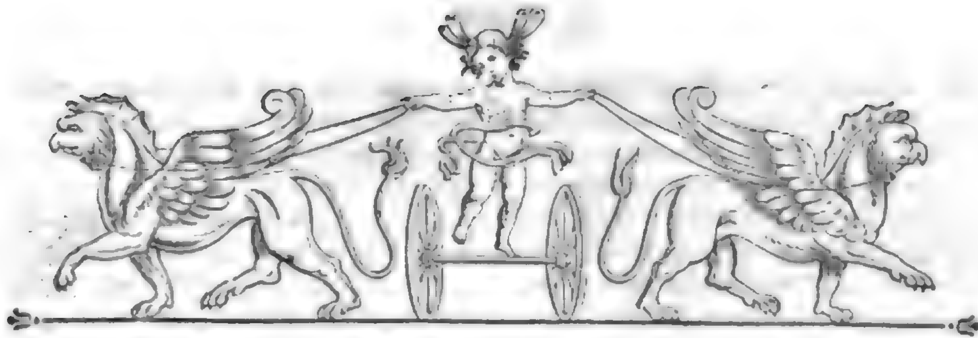
Devrient stand hinter der Scene nach dem Fluche des Lear in furchtbarer Abspannung, seine Brust drohte zu zerspringen, sein Körper bebte, er vermochte das Auge nicht offen zu halten, gewissermaßen wollte die überreizte Phantasie von ihrer Ideenwelt nicht lassen. — Iffland trat nach dem Fluche des Lear, während noch das Haus vom Applaus wiederhallte, in die Coulisse, richtete sich, sobald er sich nicht mehr gesehen wußte, aus seiner Greises-Stellung auf und sagte lächelnd zu einem Bekannten mit vollkommener Ruhe: „Nun will ich Ihnen die Anekdote auserzählen." — Devrient war ein Genie, Iffland ein Künstler; Beide erreichten das Ziel, aber auf ganz verschiedenem Wege.

Iffland konnte nicht spielen, wenn er ein Frauenzimmer stricken sah. Das begreift man. Aber wie ein Frauenzimmer stricken konnte, wenn Iffland spielte, das begreift man nicht!

Der große Händel, welcher, wie mancher geniale Mann, den Rheinwein liebte, hatte einst einige Freunde bei sich am Tische. Kurz vorher hatte er von einem unbekannten Gönner ein Dutzend Flaschen alten Johannisberger erhalten, nach dem es ihn zwar sehr gelüstete, den er aber nicht zeigen mochte, aus Furcht, es möchte nicht viel mehr davon übrig bleiben, wenn seine Gäste mitzukosten anfingen. Das Genie ist erfinderisch, besonders wenn ein so mächtiges Motiv, als der Durst nach Rheinwein, es beseelt. Händel hatte die übersendeten Flaschen noch in seinem Arbeitszimmer stehen, welches unmittelbar an das Speisezimmer stieß. Er sprang daher, als er seine Begierde nicht mehr bezähmen konnte, plötzlich auf, schlug sich an die Stirn und rief: „Ein Gedanke! Ein Gedanke!" Damit eilte er ins Nebenzimmer und that einen tüchtigen Zug, während die Gesellschaft in ehrfurchtsvoller Stille wartete, bis der göttliche Meister seinen unsterblichen Gedanken aufs Papier geworfen haben würde. Sie empfingen ihn mit stiller Bewunderung wieder in ihrer Mitte. Doch kaum war er wieder unter ihnen warm geworden, als er von Neuem einen „Gedanken" hatte. Er kam immer mehr in Geschmack und wurde so oft zu Gedanken begeistert, daß endlich einer der Gäste ihm nachschlich, um mit eignen Augen zu sehen, wie Händel seine großen Gedanken ausführte. Der große Componist stand unter lauter Flaschen und setzte gerade die eine an die Lippen. Als er diesmal wieder zurückkehrte, wurde er mit lautem Gelächter empfangen, und von dieser Stunde an hieß der Johannisberger unter seinen Freunden: „Händel's Gedanken."

Als die Sängerin Morandi in Ravenna am 11. Juli 1820 auftrat, erschien folgende Einladung: „Der Abend des elften Julius 1820 soll ganz und gar einer Benefizvorstellung für die Signora Rosa Morandi, dermalige erste Actrice unserer Opera seria, gewidmet sein. — Um die preiswürdige Gewissenhaftigkeit zu erwiedern, welche besagte Virtuosin selbst in der Erfüllung ihrer Pflichten unausgesetzt bewiesen hat, ist von einer Gesellschaft zu Ravenna ein Entwurf gemacht worden, ihr an besagtem Abende die Zufriedenheit des Publicums öffentlich kund zu thun und die Beneficierin zu überzeugen, daß uneingenommene Gemüther ihre wahren und reellen Vortheile geziemend zu ehren wissen. Mit Erlaubniß der Obern wird demnach bekannt gemacht, daß an ermeldetem Tage des Nachmittags in der Straße des Corso bis nach Porta serrata ein Pferderennen Statt haben wird, mit einem Preise von 12 Scudi für den ersten, von 3 Scudi für den zweiten und einem Paar stählernen Sporen für den dritten Sieger. Alles unter Beobachtung der gewöhnlichen Ordnungen. — Das Theater wird glänzend beleuchtet sein. Nach Beendigung des sehr beklatschten Rondos der Signora Morandi wird ein reichlicher, mit zahlreichen poetischen Compositionen untermengter Goldregen auf die Bühne herabfallen. Amoretten werden herniederschweben mit Blumenguirlanden und der unschuldige Flug der Tauben und anderer Vögel wird mit dazu beitragen, die aufrichtigen Beifallsbezeigungen, welche in diesem Augenblicke der preiswürdigen Sängerin werden gespendet werden, noch glänzender zu machen. Nach beendigtem Schauspiele wird die unvergleichliche Virtuosin in einem eleganten, mit sechs Pferden bespannten Wagen unter militairischer Musik und harmonischen Symphonien in ihr Logis zurückgeführt werden. Die Beleuchtung aller der Straßen, wo sie durchfährt, wird der Tageshelle gleichen. Wenn sie in dem Gasthofe wird angekommen sein, soll vor ihren Augen eine Kunstfeuer-Maschine entzündet werden. Ein zahlreiches Strahlenschießen, das Krachen der Bomben und die Explosion von zwei Granaten, die den ganzen Horizont mit einem wohlangelegten Lustfeuer überströmen sollen, werden diese Unterhaltung nicht allein für die Einwohner von Ravenna, sondern auch für die fremden Herrschaften, welche geruhen wollen, an diesen eben so brillanten als aufrichtigen Freudenbezeigungen Theil zu nehmen, beschließen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 206. — den 20. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Stylproben aus neuester Zeit.

Brieflich.

1.

Sie sind um den rechten Styl verlegen, edle Donna, Sie suchen für Ihre Gedanken eine passende Form. Sie kommen sich wie eine Seele vor, die einem Schatten gleich durch die Lüfte zittert und die Hülle nicht finden kann, die ihr zum richtigen Dasein verhilft. In der That, Sie sind überhaupt ein Wesen, das nicht recht, nicht ganz wie es ist, zur Erscheinung kommen konnte. — Gibt es dergleichen? Die Philosophie läugnet es, nach ihr muß jedes Wesen vollauf wie es ist zur Erscheinung werden, und nur so weit, nur so wie es erscheint, hat es Wahrheit und Wirklichkeit. — Wesen, die nicht recht zur Erscheinung kommen? Die Poesie und das Leben wird sie anerkennen. Geister sind's, die nach der Geburt ringen, ohne die Schmerzen der bittern Stunde zu beenden, Ossian'sche Nebelschatten, die über die Haide schimmern, Nixen, die auftauchen aus dem Schaume des Meeres, den weißen Hals gen Himmel strecken und stumm zusammensinken in wüstes Nichts. In Zeitepochen, wo die Freiheit stirbt, und wo sie auferstehen will, pflegen sich die Gedanken der Menschen in solcherlei Gestalt zu zeigen, als körperlose Seelen, die keine Hülle finden für ihren Gehalt. Von der Art sind Sie, Donna; darum suchen Sie nach einem Styl und finden nicht den rechten; Sie sind ein Kind Ihres Jahrhunderts. Sie haben Riesengedanken und können die Stunde der Geburt nicht abwarten; so werfen Sie einen Embryo ans Licht der Welt und der Embryo hat noch dazu ein greisenhaftes, behaartes Gesicht, als wär' er vor Harren und Warten alt und grau geworden im Mutterleibe. Sie haben beide Herzkammern voll von Romanen, Sie möchten den einen gern los sein und wissen nicht, in welchem Styl sie das Ding halten sollen. Sie fühlen sich einen Gott, und Ihre Schöpferkraft ist nicht im Stande, aus dem Chaos eine Welt herauszubilden. — Sie lächeln; das Gleichniß scheint Ihnen überschwänglich. Ich sage Ihnen, ein Autor ohne Styl ist wie ein Gott ohne Welt. Sind nicht die lichten Sternenwelten die Schriftzüge Gottes? Die Schöpfung ist sein Styl, so und nicht anders schreibt er seine Geschichte. Nun freilich kann man einräumen, daß die Welt nie ganz so schön, so fertig sei, wie Gott will, er ändert, bessert bis in alle Ewigkeit. Somit, dächt' ich, dürfte auch dem Autor eingeräumt, ja nach dem großen Beispiele empfohlen werden, an seinen Schöpfungen allezeit viel nachzubessen und auszuflicken, wie Gott es thut. Sie sehen, ich weiß der Autoreneitelkeit unter die Arme zu greifen, indem ich an das Größte dies Kleinste knüpfe.

Ihr Brief ist ordentlich rednerisch, meine Freundin, indem Sie mir die Schwierigkeiten aufzählen, die sich Ihnen bieten, um gut und wirksam zu schreiben. Sie seien unsicher, von welcher Seite die Hülfe zu erwarten, nach welchem Muster Sie Ihre Schreibart zu gestalten hätten. Die deutschen Classiker finden Sie Ihrem Fühlen und Denken zu fern, in deren ruhig klare, fertig

abgeschlossene Welt möchten Sie nicht den Geist des Unglücks, nicht die verzehrende Pein eines ringenden Jahrhunderts tragen. Wie durch einen rauschenden Strom, den Strom der Zeit, geschieden läge das Jenseits der frühern Deutschen und das Diesseits der jetzigen, ein Land der Seligen und Unseligen, wie Sie sagen, und da hinüber führt keine Brücke, Börne steht wie ein Engel der Rache mit dem flammenden Schwerte zwischen alter und neuer Zeit.

So ungefähr schrieben Sie. Sie sind rathlos, Sie wissen nicht, wohin sich wenden; aber während Sie mir schildern, wie Sie angeblich nach einem Style suchen, der Ihr Denken und Fühlen in sein Bett aufnähme, wie die schmiegsame Uferwand den Strom des Gebirges; während Sie sich Dämme bauen und wieder einreißen, während sie unsicher hierhin und dorthin greifen, um zu finden, was fehlt, haben Sie schon das scheinbar Ferne ganz in der Nähe, das Ersehnte erreicht, schreiben bereits in demjenigen Style, der Ihnen lediglich eignet. Es ist ein händeringender Styl, in dem Sie schreiben. Eine Ossian'sche Geisterschlacht, ein Byron'scher Todessturm, — in solcher Brandung treibt Ihr Kiel; er will zwischen Felsen landen und drüben weit ab liegt die alte gute Zeit wie ein grüner Wiesenstreif mit sanften Hügeln am Horizonte.

Ich sende Ihnen hier „Drei Bücher der deutschen Prosa *)," eine Reihe Stylproben, die Dr. Künzel zusammengestellt hat. Falls Ihnen Ihr eigener Styl nicht behagt, so haben Sie hier die Auswahl von dem, was die deutsche Prosa im Zeitraume von funfzehn Jahrhunderten geliefert, eine Musterkarte von Stylarten von ältester bis neuester Zeit. Das erste Buch umfaßt die gothische, althochdeutsche und mittelhochdeutsche Prosa von Ulphilas bis Luther (360 bis 1523), das zweite Buch reicht von Luther bis Lessing (1523 bis 1740), das dritte Buch hat zwei Abtheilungen, von Bodmer bis Seume, und von Jean Paul bis auf die Gegenwart. In diesem Bouquet von Sprachproben haben Sie Rosen und Nelken, Dornen und Disteln; wählen Sie nun nach Belieben.

2.

Sie schelten mich, daß ich Ihre Schreibweise mit einer Brandung verglich, auf dem Ihr Kiel hin und hertreibt. Thut er das, sagen Sie, so eile man mir zu Hülfe. Ich will sehen, Donna, wie ich Sie lootsen kann. Schwer ist es, in Sachen des Styls Jemand beizuspringen, denn Jeder hat hier sein eigenes Bedürfniß, Jeder hat seinen aparten Styl, kann nur den seinigen gebrauchen, weiß einen fremden nicht zu handhaben. Man kann an fremden Stylarten lernen, wie man nicht, nicht aber wie man schreiben soll. Läugnen Sie Ihre Persönlichkeit fort, dann erst geben Sie die eigenthümliche Physiognomie Ihres Styles preis. Wollten Sie französisch oder englisch schreiben, so brauchten Sie blos, um gut, geschmackvoll und für die Gesellschaft die Feder zu führen, in den allgemeinen Grundton einzustimmen, der anerkanntermaßen für classisch gilt. Dort gibt es einen Typus für alle Welt; wie man im Salon spricht, so schreibt man in Frankreich; höchstens führt eine augenblickliche Mode des Romanticismus zu einigen gewagten Neuerungen, und auch diese haben mehr im Leben der Gesellschaft als im Kopfe der literarischen Production ihre Wiege: der Gamin de Paris ist weit erfinderischer in Wort und Wendung als die literarische Autorität. In Deutschland gehört zur Stylbildung die ganze fertige Herausbildung der Persönlichkeit. Das mittlere Maß, das sich unter uns ergibt, ist nur gut für nahrhafte Hausmütter, gute Söhne auf der Wanderschaft, für ausbündige Philister, getreue Nachbarn und desgleichen. Die eigentliche Bildung des Geistes überschreitet doch irgendwie den sens commun, und ihr Ausspruch ist an die Entwickelung der Persönlichkeit gränzenlos freigegeben. Daher die vielen Style in Deutschland, so viel Style als Personen, und weil die ganze Eigenthümlichkeit des innern Menschen überströmt in seine Ausdrucksart, so genießen wir von dieser alles mit, was ganz heimlich in jenem sich regt. Keine Sprache hat wie die deutsche diese Zaubermacht, alle Heimlichkeiten des Seelenlebens an das Licht zu beschwören, in keiner andern breitet sich für den innern Genius eine so weite Stufenleiter aus, um bis zum Himmel aufzusteigen und abwärts niederzufahren ins Schattenreich der Gedankenwelt. Am Styl können wir den ganzen deutschen Autor erfassen, sein ganzes Werden bis zum Höhepunct, sein ganzes Sinken bis zur Ausartung verfolgen. Die jüngste Literatur in Deutschland hat ihre Persönlichkeiten ganz frei gestellt an die Oeffentlichkeit, sie stülpt an sich und an Andern den innern und äußern Menschen wie einen Handschuh um, ja, sie geht so weit, dem Subject die Haut über den Kopf zu ziehen und ihm zuzurufen: Ach, wie siehst du aus, du seltsames zweizinkiges Thier! Dies führt zu entsetzlichen Maximen, obschon sich

*) Erschienen in Frankfurt a. M. bei Sauerländer. Das Buch lehnt sich an Mundt's Kunst der deutschen Prosa und enthält gewissermaßen praktische Belege zu dieser geschichtlichen Entwickelung der deutschen Prosa.

Digitized by Google

die Literatur hierbei auf ein sehr altes hochberühmtes Beispiel berufen kann: Apollo zog weiland dem Marsyas auf derlei Weise die Haut vom Leibe. Dem wird nicht eher abzuhelfen sein, bis sich die kleinen Geister des Aufruhrs mit dem großen Geiste des Jahrhunderts wieder versöhnen oder mit diesem zu Grunde gehen."

Die junge Literatur hat eine Menge Schmuz und Kleinigkeit auf die Gasse geworfen, so daß die Vorübergehenden darüber stolpern. Sie gab den ganzen Hausrath ihrer polnischen Wirthschaft den Leuten zum Besten, so daß darob ein Entsetzen durch alle Lande lief. So weit trieb es die Offenherzigkeit, daß sie aus jeder Regung der kleinsten Stunde, aus dem armseligsten Treiben der Eitelkeit, des Neides, der Verzagtheit, der Misere, Literatur machte. Und alles dies sind Stylarten geworden. Solange die junge Literatur die freie Beweglichkeit ihres Styls behauptet, kann sie nicht unterliegen, ihr Styl ist ihre Garantie. — sagte Börne einst. Ist nun der Styl gewissermaßen der Puls, den man am Autor befühlt, so ziehe man Fausthandschuhe an und betaste Gutzkow's neueste Stylistika. Die wüste Tölpelei seiner kritischen Verworrenheit ist jetzt allgemein auffällig. In der Seraphine hat sein Styl eine gewisse liederliche Sentimentalität, manche Stellen im Blasedow athmen die geschmackloseste Pedanterie. Ist das nun Deutschlands junger Styl? Ist das die Garantie, die man am Styl hat? Es sind die Ausartungen einer Persönlichkeit: wie sollten diese sich nicht im Styl ausprägen! Ein anderer Autor jetziger Zeit bietet das entgegengesetzte Extrem von diesen Nachlässigkeiten, die sich Gutzkow's Schreibweise von neuster Zeit zu Schulden kommen ließ. Ich meine Laube. Wer hatte nicht sein Wohlgefallen an der chevaleresken Liebenswürdigkeit seines Styls! Die freie Helligkeit der Luft, die er anfänglich schöpfte, die joviale Dreistigkeit seiner raschen Federzüge, wer hatte sie nicht gern! Allein Laube kam allmälig so weit, mit seinem Styl nichts anderes als Styl zu geben, nichts anderes vom bedrohten Lebensgehalt retten zu wollen als den Styl, eine neue Schreibweise gab er für den einzigen Zweck der neuen Literaturepoche aus. Nun zog er seiner Feder Glacéhandschuhe an, fältelte Manschetten darüber und begann mit der freien Rede ein diplomatisches Gequängel, dessen formelle Eleganz schwerlich über den Mangel an Inhalt täuscht. Laube's „Krieger" und „Bürger" *) sind noch zum Theil im Styl seiner ersten Manier geschrieben, obschon auch diese nicht die Farbentöne eines historischen Gemäldes abgeben konnte. Lesen Sie, wie Laube eine alte polnische Gräfin schildert, diese Schilderung, als Silhouettenbild genommen, ist sehr glücklich und bezeichnet seine Autorschaft. Er gibt radirte Skizzen, Crayonbilder; der historische Roman will aber Oelmalerei, warme saftige Farben, große Linien, feurige Züge. Laube gibt detaillirte Genremalerei; die Vorpostengefechte, die Ueberfallsscenen sind munter und lebendig, obschon Walter Scott im Ganzen und Großen schärfer hineingreift in Kriegsgetümmel und Schlachtenlärm. Geistig getragne Figuren, die der Bedeutsamkeit der Revolution Polens entsprächen, fehlen ganz; die Gestalten, hinter deren Reflexion der Autor die dialektische Wandelbarkeit seiner Ansichten verbirgt, sind hinfällige Naturen, über deren kindisches Geplärr uns ein Erröthen anwandelt, wenn wir bedenken, daß diese Creaturen auf dem Vorgrund einer Bühne stehen, wo ein Volk seine Tragödie spielt. Laube kann mit seinem Styl keine Geschichte schreiben, vielleicht auch keine Literaturgeschichte. Eine Conversation kann er darüber führen mit dem glänzenden Geschmeide seiner Rede, und dies steht von ihm zu erwarten.

*) Fortsetzung des jungen Europa, 3 Bde. Mannheim bei Hoff.

Sie aber, Donna, mit der heißen Sympathie für Völkerschmerz, können hier keine Norm finden für den Fall und Klang der Rede. Ihr Herzklopfen hat seinen eignen Tact. Machen Sie einen Rhythmus daraus und Sie haben den Styl gefunden, um die polnische Revolution zu schildern. (Wird fortgesetzt.)

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Der Rothmantel hatte sich vor die Staffelei gestellt, ihn umringte mit Lichtern sein Hofstaat, den ich jetzt erst genauer in Augenschein nahm. Welches Wunder! Hier und da sah ich bekannte Gesichter, las bekannte, aber verrufene Schriftsteller- und Künstler-Namen auf den Zetteln. Vergebens suchte ich nach einem Namen von gutem Klange. — Die schlechtesten Scribenten und Sudler von Deutschland schienen ihre Abgeordneten in dieses Schloß geschickt zu haben. Ich befand mich höchst unwohl unter diesen Gesellen und mußte glauben, daß sie mich für Ihresgleichen hielten. Später hab ich eingesehen, daß sie in Betracht meiner Gedichte nicht eben Unrecht hatten.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein Herr?" sprach jetzt der Rothmantel zu mir, indem er furchtbar

gähnte. Mir wurde der einzige Stuhl, der im Zimmer war, herbeigerückt und willenlos ließ ich mich nieder.

„Meine Herrn," fragte ich nach einer Pause, „was soll denn mit mir geschehen?" Wehmüthig zuckten sie sämmtlich mit den Achseln und gaben mir zu verstehen, daß es ihnen nicht erlaubt sei, zu reden. Der künstlerische Geist aber, nachdem er noch einmal gegähnt hatte, nahm das Wort: „Sie befinden sich in Gesellschaft der Langweiligen." „Der Langweiligen?" rief ich und unwillkürlich verzog sich auch mein Mund zum Gähnen, wobei die ganze Versammlung, wie angesteckt, mitgähnte.

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen," sprach der Rothmantel weiter, „daß sie als würdig befunden worden sind, ein Mitglied unsres Kreises zu werden."

Zornig wollt' ich mir dergleichen Anzüglichkeiten verbitten, man bedeutete mich aber, zu schweigen und bei meiner fortwährenden Neigung zum Gähnen, konnt' ich auch nichts Besseres thun. Indessen entwarf der Geist mein Bild in Lebensgröße. Mit der Zeichnung war er in wenigen Minuten fertig; darauf ergriff er die Palette, mischte die Farben und malte, ungefähr mit derselben Schnelligkeit, wie man eine Wand anstreicht oder eine Schablone überpinselt. Von gespenstischer Macht fühlt ich mich auf meinem Sitze festgehalten, so lange das Werk dauerte. Wie leicht wurde mir, als er den Pinsel aus der Hand legte und ausrief: „Wohlgetroffen! — Fertig!" Ich sprang auf und that einen Blick auf das Bild. Da schaut' ich mich, wie ich leibte und lebte! Der Rothmantel aber übergab das Gemälde Zweien von seinen Begleitern, die es aus dem Zimmer trugen. „Fort," sprach er, „wenn es trocken ist, soll es in unsern Bund aufgenommen werden!" Ich mußte laut lachen. „Sie werden Ihre Copie wiedersehen," fuhr Jener fort, „und vielleicht können Sie mir dann den größten Dienst leisten, der mir geleistet werden kann — mich erlösen!" Eben wollt' ich fragen, wie dies möglich sei? Da hob die Glocke aus, der Rothmantel schrak zusammen — die Thür sprang wieder auf, und, wie vom Sturmwind fortgerissen, stürzte die ganze Sippschaft hinaus. Es schlug Mitternacht; der Nachtwächter rief nicht weit von meinen Fenstern die Stunde ab — der Mond dämmerte gleichgültig kalt im Zimmer — Todtenstille herrschte um mich her und ich befand mich wieder ganz allein." — —

Die Zuhörerschaft holte tief Athem, als Bernhard die Stimme sinken ließ und schweigend durchs Fenster sah. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nach einem kleinen Weilchen nahm er wieder Platz auf dem Sopha neben Benedict, der nach Aufschluß zu lechzen schien; wenigstens saß er mit offenem Munde da, und neigte das Haupt gegen den Erzähler, als dieser sich zum Sprechen räusperte.

„Als ich mich," redete er fort, „einigermaßen von meiner Ueberraschung erholt hatte, verwünschte ich die Glocke, die gerade im wichtigsten Moment dem Gespensterbunde das Zeichen zum Ausbruch gegeben. Höchst mißmuthig schritt ich in dem weiten Raume umher, meine Neugierde war gereizt und nicht befriedigt, es fehlte nicht viel, so hätte ich eine Beschwörungsformel begonnen, die ich einmal in irgend einem alten Buche gefunden und auswendig gelernt hatte. Wunderbar war mir's, daß ich so frei ausgegangen war, und daß nur mein Bild in den seltsamen Bund aufgenommen werden sollte. Ich quälte mich mit mancherlei Hypothesen ab, während ich meine Promenade durch das Zimmer fortsetzte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Eduard Pique.]

Im zweiten und dritten Concert, das Hr. Lewy mit seiner Familie in Leipzig gab, ließ sich auch ein junger Guitarrist aus Prag, Hr. Pique, hören. Er spielte unter anderem seine Variationen auf der E-Saite. Dies beschränkte Instrument noch mehr in seinen Functionen beengen und seine Kraft auf eine einzige Saite reduciren, ist in der That ein piquantes Kunststück von Hrn. Pique; die Wirkung, die er hervorrief, war außerordentlich, man erinnert sich nicht, daß dem dürftigen Instrumente schon gleich viel verschwenderische Liebe gewidmet wurde, wie wir dies an dem jungen Künstler wahrnahmen. — In Bezug auf die Leistungen der Familie Lewy müssen wir noch wiederholt Hrn. Lewy selbst hervorheben. Er ist auf dem Horn ein Meister ersten Ranges. Einem solchen geziemt es, alle raffinirte Wagnisse zu verschmähen, und statt aller Coquetterien innerhalb der Grenzen der Schönheit zu beleben und zu beseelen. Sein Waldhornton ist von einer außerordentlichen Wärme, einer zarten Innigkeit, die stets wohlthuend bleibt.

[Franz von Baader.]

Der geistvolle Baader, der tiefsinnige katholische Denker, läugnet, daß der Primat des Papstes und die Tradition zum Wesen des Katholicismus gehören. Sein Aufsatz steht in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung. Baader ist mit Schelling in München und der herrschenden Partei längst zerfallen; dennoch wird es in Baiern Sensation machen, die Stimme des entschiedenen Denkers, an dessen Stellung und an dessen Charakter Niemand zu tasten wagt, so frei der Oeffentlichkeit anheimfallen zu sehen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 11. und eine Beilage von Otto Wigand in Leipzig.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **11.** — den 20. October 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Bei Carl Focke in Leipzig erschien so eben:

LILIEN.

Taschenbuch

historisch-romantischer

Erzählungen

für 1839,

von

C. von Wachsmann.

Zweiter Jahrgang.

Mit sechs Stahlstichen.

Prachtvoll gebunden. Preis $2\frac{1}{3}$ Thlr. (broch. $2\frac{1}{6}$ Thlr.)

Inhalt: Der Hirt von Villarcano. — Die Narentaner. — Das Bad der Walkyren. — Nr. 76 und 77.

Die dem ersten Jahrgange zu Theil gewordene so überaus günstige Aufnahme hat der Verlagshandlung die Pflicht auferlegt, diesen zweiten noch glänzender auszustatten; und den zahlreichen Freunden der Muse des Herrn Verfassers, welche jetzt nur in diesem Taschenbuche seine Erzählungen finden können, wird das Erscheinen desselben gewiß sehr willkommen sein.

☞ Der erste Jahrgang ist von jetzt an — so weit der geringe Vorrath reicht — zu dem ermäßigten Preise von $1\frac{1}{3}$ Thlr. — durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1839. 28r Jahrgang.

Herausgegeben von **Th. Hell.**

Mit Beiträgen von **W. Alexis, Bernd v. Guseck, K. Matthäi, Kilzer, W. v. Lüdemann, J. Mosen, N. Vogl, Fr. Voigts** u. m.; nebst Portraits der **Victoria** mit Facsimile, nach Vogel von Vogelstein; Erzherzogin **Sophie**, nach Kriehuber; **Am. Neumann-Haizinger** von Creuzbauer und andern Scenen in Stahlstich. 16°. Leipzig, **Hinrichs.** Prachtausgabe $2\frac{1}{3}$ Thlr. — In gepreßten Decken $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Dieser so elegante als gehaltvolle Almanach ist eben versandt.

So eben ist im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Helena.

Taschenbuch auf 1839.

Dritter Jahrgang,

mit 6 englischen Stahlstichen, darstellend: Cromwell, betrachtend das Bildniß Carl des Ersten, Sir Roger de Coverley und die Zigeunerinnen, der Schiffer vor der Abfahrt, Cromwell im gefährlichsten Lebensmomente, der sterbende Fahnenträger und die Vogelfütterung. Enthaltend die Novellen: **Liebeswerben**, von **Ludwig Tieck**; Sonnenflug, von Bernd von Guseck; der arme Dschem, von **Leopold Schefer**; und Niobe von San Bonifazio, von **Ludwig Storch.** Preis geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 8 Gr.

Appun's Buchhandlung in Bunzlau.

Bei Friedrich Hofmeister in Leipzig ist erschienen:

Ludw. Reichenbach, Hofrath u. s. w. **Deutschlands Flora**, Text zum ersten Bande, die Familie der Kreutzblüthler enthaltend, 16 Bogen, ohne die Kupfer, brochirt 16 Groschen.

Für die Besitzer der Kupferausgabe mit lateinischem Text wird dieser deutsche Text vielleicht besonders erwünscht sein.

Das Kupferwerk selbst mit seinen naturgetreuen Abbildungen aller Arten, welche in der flora germanica excursoria beschrieben sind, nach natürlichen Familien geordnet, bietet die vollständigste, durch die neuesten Entdeckungen vermehrte Flora Deutschlands dar, so wie das größte Hilfsmittel zum Studium der deutschen Botanik.

Es erscheint in Heften mit 10 Tafeln im Quartformat; zehen solcher Hefte bilden einen Band.

Der Preis eines Heftes mit schwarzen Kupfern ist 20 Gr.; mit colorirten Kupfern 1 Thlr. 12 Gr.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu bekommen:

Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe von Henriette Pohl, herausgegeben von Prof. Fr. Pohl. 5te Aufl. Mit 1 Kupfertafel geh. Pr. 16 Gr.

Durch die hier beschriebene Koch-Methode erspart man nicht nur Zeit und Kosten, indem sie weit weniger Feuerung erfordert, als die gewöhnliche, und selbst Torf und Braunkohle zuläßt, sondern man erhöht dadurch auch den Wohlgeschmack der Speisen, die überdies durch leichtere Verdaulichkeit der Gesundheit zuträglicher werden. Obiges Büchlein ist daher unsern Hausmüttern mit Recht zu empfehlen, und eignet sich sehr wohl zu einem Geschenke für junge Hausfrauen.

Für Kunstgärtner und Freunde der Blumisterei.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung und Cultur der

Camellia.

Vom Abbé Berlèse. Nebst 2 Tabellen. gr. 8. geh. Preis 18 Gr.

Diese ausgezeichnete Monographie ist die gediegenste Schrift über die Cultur der Camellia und enthält die vollständige Beschreibung aller Varietäten derselben.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin sind vor Kurzem folgende schönwissenschaftliche Schriften erschienen:

Zwölf Nächte.

Roman in sechs Büchern

von

Willib. Alexis.

Drei Bände. 12. geheftet 5 Thaler.

Der Verfasser enthüllt in diesem Werke eine wunderbare Fülle von Gestalten aus dem Schatze seiner reichen Phantasie. Wenn sich früher vielgelesene Schöpfungen desselben mit der künstlerischen Verkörperung vergangener Zeiten und politischer Fragen beschäftigten, so sind es hier vorzugsweise sociale Grundlagen und Verhältnisse der Gegenwart, auf welchen sich Personen und Entwickelung dieser Dichtung bewegen. Die ganze Anlage des Romans, welcher sich mit den Schicksalen sämmtlicher Bewohner eines großstädtischen Gebäudes beschäftigt, bedingt schon an sich eine große Mannichfaltigkeit, deren Kreis sich durch die Berührung mit anderweitigen Interessen und Potenzen einer Hauptstadt noch um vieles erweitert. Industrie und Handel in den verschiedensten Richtungen und Nüancen finden gleiche Berücksichtigung wie Kunst und Philosophie, die handwerksmäßige Thätigkeit wie das militärische Treiben, die Interessen der niedern Stände wie das Gebahren der höchsten Staatsbeamten, die einfachste Weiblichkeit wie die carrikirteste Unnatur, frommer Bürgersinn und aristokratischer Pietismus, wahrhaft edle Bestrebungen des jugendlichen Geistes neben dem Ringen des egoistischen Talents nach Glück und Genuß, alles findet sich durch den Faden der Erzählung zu dem lebendigsten und anmuthigsten Ganzen zusammengewoben, dessen Entwickelung an die Vollendung einer großen Architektonik geknüpft, seine anziehende Kraft auf jeden Leser gewiß in hohem Grade bewähren wird.

Aus der Gesellschaft,

Novelle von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese Schöpfung der begabten Verfasserin bewegt sich in den höheren Kreisen des socialen Lebens, welches mit aller der Lebendigkeit, Wahrheit und Zierlichkeit geschildert wird, wie sie nur eigenes Verweilen in denselben zu gewähren vermögen. Aber nicht die Schilderung des Hintergrundes allein ist höchst gelungen zu nennen, nicht allein giebt sich im Dialog vielfache Kenntniß, Erfahrung und Gewandtheit kund, auch die psychologische Darstellung und Entwickelung der Charaktere zeigt von großem Scharfblick, gemüthlicher Tiefe und ungemeiner ästhetischer Productionskraft, die auch Nebenpersonen in geschlossener Eigenthümlichkeit hervortreten läßt. Setzen wir hinzu, daß die Fabel höchst interessant und spannend sich abwickelt, obgleich dieselbe allein aus dem Innern der dargestellten Personen ohne alle Hülfe wundersamer äußerer Vorfälle hervorgeht, fortschreitet und schließt, daß der Gegensatz der naiven, wenn auch reich begabten weiblichen Natur und ihrer Verirrung gegenüber der bewußten und erprobten, einer der glücklichst gewählten und durchgeführten ist, daß endlich das Ganze von dem keuschen Hauche edelster Weiblichkeit umgeben sich darstellt, so darf das Publicum in der vorliegenden Novelle nicht nur die anziehendste Unterhaltung, sondern in der That auch ästhetischen Genuß erwarten.

Neuestes Werk über Paris.

So eben ist erschienen:

Der

Deutsche in Paris.

Herausgegeben

vom

Verfasser des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Endlich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehrere Jahre in Paris und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landsleute in Paris.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieses interessante Werk vorräthig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wanderbuch.

Ein Gedicht in Scenen und Liedern

von

Hermann Schulz.

8. Geh. 18 Gr.

Leipzig im Juni 1838.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Von dem berühmten Romane:
Leben und Abenteuer
des

Chevalier Faublas

von

Louvet de Couvray.

Zum ersten Mal
vollständig aus dem Französischen übersetzt und mit Nachrichten über das Leben des berühmten Verfassers versehen
von
Dr. Heinrich Elsner.

4 Bde. Velinp. eleg. broch. Preis 5 Thlr. 8 gGr. od. 8 fl. rhein. sind nunmehr vollständige Exemplare durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Rotweil, im October 1838.

Herder'sche Buchhandlung.

So eben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Boz (Dickens, Verfasser des Nic. Nickleby und der Pickwicker etc.),

Oliver Twist,

oder **die Laufbahn eines Waisenknaben.** Deutsch von Dr. Diezmann. **1. Bd.** mit **drei** Federzeichnungen nach Cruikshank. 194 S. gr. 12. Velinp. in Umschl. geh. Rthlr. 1. — Der 2te Bd. folgt unverzüglich. —

Den mit so großem Interesse aufgenommenen deutschen Bearbeitungen der in demselben Verlage von demselben Verfasser erschienenen Werke:

Genrebilder a. d. Londoner Alltagsleben, und
Leben und Abenteuer des Nic. Nickleby,

schließt sich das obige vorzügliche Werk an, das ohne Zweifel dieselbe Anerkennung finden wird. — Die neuere deutsche belletristische Literatur hat nichts Aehnliches in gleicher Vortrefflichkeit aufzuweisen. Aeußere Eleganz und billiger Preis dürften das vorliegende Werk nicht minder empfehlen.

Braunschweig, im Septbr. 1838.

George Westermann.

Wichtige Schrift für Eltern.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

P. Maigne's Rathgeber bei der

Wahl einer Amme.

Eine sehr beherzigenswerthe Schrift für Eltern. 8. geh. Pr. 18 Gr.

Nicht nur über die richtige Wahl einer Amme giebt die vorstehende Schrift die trefflichsten Belehrungen, sondern auch über die Zustände einer Mutter, die es nothwendig machen, ihr neugebornes Kind nicht selbst zu nähren, sondern einer Amme zu übergeben.

Literarische Anzeige.

Erste Taschenausgabe eines in allen Ländern deutscher Zunge berühmten Geschichtswerks.

Von der, im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinenden vierten Auflage der als classisch anerkannten

Allgemeinen

Weltgeschichte

für alle Stände,
von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831,
mit Zugrundlegung seines größern Werkes,
bearbeitet und herausgegeben
von

Dr. Carl von Rotteck,

Hofrath und Professor in Freiburg.

Sechs Bände.
Taschenformat auf feinstem Velinpapier.
Subscriptionspreis 2 Thlr. 15 Gr.

ist so eben der zweite Band erschienen.

Der 3te und 4te Band werden noch in diesem Monat, der 5te und 6te Band im November ausgegeben. Jede solide Buchhandlung nimmt mit Vergnügen Bestellung auf dieses eben so gediegene als äußerlich prachtvoll ausgestattete Unternehmen an.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Französischen
des
Fréderic Soulié
von

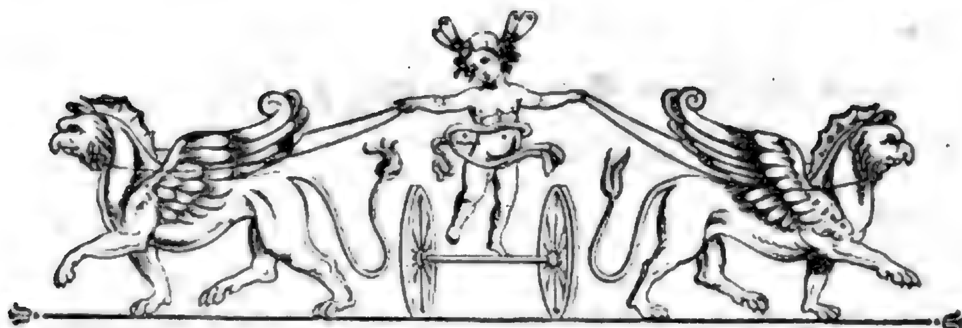
Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Thlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an diesem so sehr unterhaltenden Werke, welches wir, in einer fließenden Uebersetzung, hiermit der deutschen Lesewelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dies ausgezeichnete Werk vorräthig.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 207. — den 22. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica *).

1.

Das Zeitungswesen in den Vereinigten Staaten.

— Daß hier verhältnißmäßig mehr Zeitungen erscheinen, als in Europa, ist Ihnen bekannt. Die Zahl derselben (in allen 25 Staaten) schätzt man jetzt — nicht zu hoch — auf sechzehnhundert, da wöchentlich immer neue angekündigt werden, und selten eine zu erscheinen aufhört, die nur mit einigem Talente redigirt wird. Demnach kommen beinahe auf zehntausend Einwohner — Neger und Indianer eingeschlossen — oder auf zweitausend Familien, Eine. Jede Zeitung wird durchschnittlich in tausend Exemplaren aufgelegt; folglich kommt auf zwei Familien, oder auf zehn Personen, ein Exemplar. Es erscheinen demnach in den Vereinigten Staaten sieben Mal mehr Zeitungen als in Großbritannien; denn hier gibt es für 24 Millionen nur etwa 360, mithin für beinahe 70,000 Personen, oder 14,000 Familien, nur Eine. Man kann daher annehmen, daß das americanische Volk, so weit Zeitungen belehren und unterrichten, sieben Mal unterrichteter ist, als das englische, und noch weit mehr als irgend ein anderes in Europa, da dort nirgends so viele Zeitungen erscheinen, als in England. Wer nur einigermaßen berücksichtigt, wie sehr die Folianten und Quartanten unserer ehrsamen Väter durch Flugblätter und Journale verdrängt wurden, wer den Ocean von Licht nur einigermaßen zu würdigen versteht, welcher seit einigen Jahrzehnden durch die Zeitungen in der modernen Welt verbreitet worden ist, der muß eingestehen, daß in demjenigen Lande die größte und ausgebreitetste Bildung unter der Masse der Einwohner Statt finden muß, wo die meisten Zeitungen erscheinen, folglich heut zu Tage in den Vereinigten Staaten. Es können — wie sich das von selbst versteht — in einem Lande einzelne Theile der Literatur mehr ausgebildet sein als in anderen. So thut es dem Deutschen in America sehr wohl, sein Land allgemein als das land of litterature, seine wissenschaftlichen Männer, namentlich in religiösen Dingen, als bold thinkers (kühne Denker), von allen Americanern preisen und rühmen zu hören; allein es schmerzt doch, wenn man sieht, daß diese Auszeichnung nur Wenigen in der Nation zu gute kommt, nicht der Masse. Man schämt sich doch aus dem Lande der Literatur zu stammen, wenn man z. B. in der Börse zu Baltimore die „Bremer Zeitung" in einem Winkel des Nebenzimmers findet, wohin sie verwiesen ist, weil der kleine, schmuzige, gehaltlose Lappen sich unter den großen, eleganten, gehaltreichen americanischen Blättern wie ein kothiger Reisestiefel auf dem Toilettentische einer feinen, geistreichen Dame ausnehmen würde. Unwillkürlich geht man eben vor Scham nicht eher daran, sein Verlangen nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande in jenem Blatte zu befriedigen, als bis man es ungesehen

*) Der Verf. dieser Briefe ist sein eigener Bote, er ist nach Deutschland zurückgekehrt und wird seine Berichte über den Zustand von Nordamerica zusammenstellen.
D. Red.

von Americanern thun kann, um mit jenem Blatte in der Hand nicht das beißende Lächeln zu erregen, das sie so gewöhnlich und so fein, daß es oft nur gute Augen ohne Brille erkennen, in ihren Mienen anzubringen wissen, wenn der Anblick von solchen Kleinigkeiten des Auslandes ihren Nationalhochmuth anregt. Es ist traurig, höchst traurig zu sehen, wie diese Nation ohne die kernsolide Bücherliteratur Deutschlands Jahr um Jahr an intellectueller und moralischer Bildung unermeßliche Fortschritte durch ihre Zeitungen macht, während das „gelehrte Deutschland" ohne Zeitungen, — denn unter Censur gedruckte sind zu wenig Organe der Oeffentlichkeit, als daß sie für wirkliche Zeitungen ausgegeben werden könnten — in demselben Verhältniß zurückbleibt, bei alle dem, daß das kleine Land von großen und kleinen Bibliotheken strotzt. Welch ein Land müßte Deutschland werden, wenn zu seiner ernsten Literatur, deren Ausbildung es unaufhörlich fortbetreiben muß, so große Hindernisse ihr auch die herrschenden Gewalten entgegenstellen, noch dreitausend Zeitungen jährlich in americanischem Format und Styl hinzukämen, — denn so viele, und mehr noch müßte Deutschland bei seiner Bevölkerung haben, wenn es in dieser Hinsicht nur den gleichen Rang mit den V. St. behaupten wollte. Und warum ist dem nicht so, warum muß das Volk, das die unterrichtetesten Männer in seiner Mitte zählt, den unermeßlichen wohlthätigen Segen der Oeffentlichkeit aller Gedanken und Meinungen entbehren? Warum? Weil man die Offenheit fürchtet? — Man sollte im Gegentheil nur die versteckten Gedanken fürchten, und jene finstern Gefühle, die sich wie eine geheime Krankheit fortschleichen von Geschlecht zu Geschlecht. Nur bei freier Presse werden Verschwörungen und Revolutionen unmöglich.

Das Format der americanischen Blätter ist viel größer als das der europäischen. Ein Bogen der „Mammuth-Blätter," wie die größten genannt werden, ist größer als das größte Taschentuch oder Halstuch für Herren. Die Vertheilung geschieht durch Austräger, welche im Trabe ihr Werk thun müssen. Sie werfen die Blätter durch die Fenster und Thüren, wo Oeffnungen dafür in denselben angebracht sind, oder blos auf die Haustreppen der Abonnenten. Niemand stiehlt leicht so ein Blatt, das offen an der Thür des Hauses liegt. Die sehr seltenen Fälle werden im Entdeckungsfalle hart bestraft. Die Post berechnet für jedes Blatt 1 Cent. pr. Blatt innerhalb eines bestimmten Rayons um den Ort des Herausgebers, 1½ in weiterer Entfernung. Bloße Ausschnitte aus Blättern (slips) mit einzelnen Artikeln, werden noch billiger berechnet. Das Postgeld trägt der Empfänger. Demnach, und da es weder Staatszeitungen, noch privilegirte Papierfabriken und Druckereien gibt, zur Publication eines Blattes keine Concession nöthig ist und keine Steuer darauf lastet, können die Preise für Americaner sehr billig gestellt werden. Die größten Tageblätter kosten jährlich 10 Dollar (50 Franken), die mittlern 8 D., kleinere 5 D.; Wochenblätter kosten bis 2 Dollar; es gibt deutsche Wochenblätter, die nur einen Dollar kosten, freilich aber auch diesen kaum werth sind. Den besten Gewinn haben die Blätter von den Annoncen. Der Courier and Enquirer in Newyork hat deren zuweilen über 2000 auf einem seiner Mammuth-Bögen, die mit den kleinsten Lettern gedruckt werden; dennoch aber in so vortrefflicher Ordnung, daß man sie leicht überliest. Viele Inserate, besonders neuer Etablissements oder neuer Erfindungen, werden eine und mehrere Quartale hindurch abgedruckt. Diese finden sich auf der linken Außenseite des Bogens; die Nova und neuen Annoncen auf der innern. Man erkennt in jedem Hotel den Ausländer sofort daran, wenn er ein Blatt auf der ersten Seite mit Ernst oder Neugierde zu lesen beginnt.

Der eigentliche Inhalt ist bei weitem mehr inländischen als ausländischen Gegenständen gewidmet; darunter nehmen die Improvements die Hauptstelle ein. Die politischen Fragen werden in der Regel um die Zeit der Eröffnung des Congresses behandelt. Viele Blätter thun auch das nicht, oder berühren sie nur kurz. Nur wenige Blätter liefern die Debatten des Congresses vollständig, Nile's Register ist unter diesen das beste; die übrigen nur in sehr kurzen Auszügen. Moralische Erzählungen, auf wirkliche Facta gegründet, geben alle Blätter so oft und gewöhnlich, daß sie dadurch höchst schätzbare Sittenprediger geworden sind. Alle Artikel sind stets gut geschrieben. Persönlichkeiten sind weit seltener, als in den censirten Blättern in Deutschland. Die Censur streicht bekanntlich nur das, wodurch sehr wichtige Angelegenheiten auf unerfreuliche Weise erläutert werden; sie beläßt aber geflissentlich persönliche Angriffe auf Privatpersonen, um die Aufmerksamkeit der Leser von großen Dingen abzulenken, um der Justiz Arbeit zu verschaffen, und dem Publicum in den Blättern „etwas Pikantes" zu bieten. Die skandalösen Persönlichkeiten der wenigen deutschen Blätter sind mithin nicht Wirkung der Preßfreiheit, die dergleichen vielmehr gar nicht aufkommen läßt. Sie gestattet alle großen und wahrhaft interessanten Fragen zu behandeln; große Fragen können, wie sich das von selbst versteht, nicht kleinlich und gemein persönlich behandelt

werden, weil das Große sich nicht mit Gemeinheiten paaren läßt; folglich hält es jeder Herausgeber im Lande der Preßfreiheit unter seiner Würde, sein Blatt mit Persönlichkeiten zu besudeln. Nur die Häupter der politischen Parteien sind dort den schärfsten persönlichen Ausstellungen der Presse preisgegeben. Aber das jedenfalls mit vollem Rechte. Niemand zwingt sie, ihre Stellung einzunehmen. Alle Designationen und Wahlen können abgelehnt werde. Das Leben eines Mannes, der da Lenker der öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes werden will, muß rein sein. Wohl daher dem Lande, wo selbst die Privatissima aller Staatsmänner völlig offen behandelt werden können! So mancher von den sogenannten europäischen Staatsmännern würde seinen Posten aufgeben müssen, wenn die Preßfreiheit ihn genirte.

Honorare für Zusendungen zahlt kein Blatt. Wer daher viel zum Publicum sprechen will oder sprechen zu können glaubt, gibt selbst ein Blatt heraus. Alle Zusendungen, anonym und pseudonym, werden angenommen, wenn sie dem Charakter des Blattes zusagen und gut geschrieben sind.

Alle Blätter der Union zerfallen in drei Hauptclassen: 1) demokratische, 2) aristokratische (Whig), und 3) neutrale Blätter. Die ersten sind der Zahl nach die geringsten in den großen Städten, wiewohl überall die Demokratie in denselben die Mehrheit bildet. So erscheint in Baltimore eigentlich nur Ein echtes Demokraten-Blatt, der Republican, von den Herren Harkers sehr gut redigirt, trotz dem, daß die Demokraten zu den Whigs sich daselbst verhalten, wie 5 zu 3. Alle übrigen sind Whig-Blätter. Der Grund liegt darin, daß die Whigs, als die Reichern, für ihre Sache mehr Dollare zu verwenden haben, als die Demokraten. Sie unterstützen daher ihre Presse weit mehr als diese. Die eifrigsten abonniren sich oft auf fünf, sechs und mehrere Journale; unter zweien wird man selten in einem Whighause finden. Die Demokraten begnügen sich sehr häufig mit den Blättern ihrer Taberne, die ihren Weinkeller bildet. Demnach irrt man gänzlich, wie das so häufig von Europäern geschieht, wenn man von der Zahl der Blätter, die eine Partei hat, auf deren numerische Stärke schließt. Diese zeigt sich blos bei den wichtigsten Wahlen, zumal der Governors und des Präsidenten. Die Whig-Blätter, darunter das in Europa gewöhnlich nur gelesene, der genannte Courier and Enquirer, ein newyorker Mammuth-Blatt, sind bei weitem die einseitigsten und factiösesten. Sie trugen in der That weit mehr zum endlichen politischen Sturze der Partei bei, in deren Sold sie erscheinen, als die Blätter der Gegner. Man würde nie einem demokratischen Blatte eine Schilderung der Whigs und ihrer Interessen glauben, welche dieselbe Empfindung von Unmuth und Unwillen erregt, als die eigenen inhumanen und rücksichtslosen Maximen, Grundsätze, Lästerungen und Persönlichkeiten der Whig-Blätter. Man kann schwerlich im Courier und Enquirer die Vertheidigung der Sklaverei, Monopole, hohen Zölle, der alten United-States-Bank, ohne Scheu lesen, wenn man nicht selbst einer jener Nichtswürdigen ist, in welchen Mütter und Väter in der Jugend und geselliger Umgang im spätern Alter alle bessern Gefühle unterdrückt und Verstand und Phantasie verdreht haben, um den unglücklichen Zögling zu einem echten Whig zu machen. Und — ich wiederhole das ausdrücklich — dieses genannte Blatt ist es, welches vorzugsweise in Liverpool, London und Paris gelesen und als Correspondenzquelle über America benutzt wird. Es ist auch das Hauptblatt in allen großen Hotels in America, und daher, weil es Reisenden immer zunächst in die Augen fällt, die hauptsächlichste Quelle der Notizen in den Berichten von Fremden über America. Es ist unter den Whig-Blättern das Ton angebende, und die Redaction verwendet viel auf dasselbe, um es in diesem Range zu erhalten. Allein um so weniger sollte es als ein zuverlässiger Berichterstatter über americanische Verhältnisse angesehen werden, da Alles, was es gibt, zu Gunsten der Partei, der es dient, berechnet ist, und daher nicht ohne die Lectüre der Demokraten-Blätter richtig gewürdigt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dänische Romane.

Von Zeit zu Zeit senden uns die Dänen Ergebnisse ihrer poetischen Thätigkeit herüber, welche uns über die literarische Betriebsamkeit des an sich so kleinen Volkes und deren schönen Resultate staunen machen. Man sieht, diese Dänen leben noch im Stande der Unschuld, sie sind noch nicht von hundert und tausend Tangenten, Ideen, Interessen, Wünschen, Hoffnungen und Forderungen, denen doch überall der eisernste Widerstand geboten wird, berührt und geängstigt, als wir, die wir im Herzen Europas sitzen. Es ist ein Landzünglein, dies Dänemark, heraushängend in das Meer, aber das Zünglein plaudert so angenehm, so bescheiden, so zierlich und gedankenreich, daß man ihm gern zuhorcht, und von den anmaßenden, radotirenden, zerfetzten und zersetzenden Productionen, wie die meisten der Heimath sind, sich abwendet und an dem poetischen friedfertigen Stillleben der dänischen Schriftsteller sich erquickt. In jüngster Zeit hat sich auch der Roman, uns fast unbemerkt, zu einer

sehr beachtenswerthen Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit in Dänemark ausgebildet. Unbefangenheit und Anmuth, Innigkeit des Gefühls und eine gewisse leidenschaftliche Gluth bei äußerer männlicher Ruhe, Festigkeit, ja selbst Kühnheit in der Charakterzeichnung und Einfachheit, aber nicht Monotonie, in der Anlage, sind für die Romanliteratur Dänemarks bezeichnend. Der dänische Roman steht etwa mitten inne zwischen der deutschen Reflexionskunst, die immer in sich hineinwühlt, und der praktischen Auffassung der britischen Romanschreiber, welche sich besonders im Objectiviren gefallen. Indem sie nach keiner Seite hin zu viel oder zu wenig geben, geben die Dänen gerade das Rechte und halten ein schönes Maß. Man spaziert in ihren Romanen, wie auf den schönen Inseln ihres Vaterlandes, welche eigentlich Gärten sind, zwischen den kühlen, saftgrünen und weißstämmigen Buchen Seelands und den träumerischen von niedrigen Hügelwellenschlägen eingeschlossenen Seen Jütlands. Von fernher aber rauscht das Meer; stolze Schiffe segeln stattlich vorbei und „knüpfen den Gedanken an die fernsten Enden der Welt." — Wir haben hier zwei in ihrem Vaterlande berühmte Schriftsteller in möglichster Kürze zu betrachten, den productiven Andersen, der uns mit zwei Romanen zugleich aufwartet, und den vortrefflichen Hauch, Prof. in Sorée, Verf. der Dramen: „Die Belagerung von Mastricht" und „Tiberius der dritte Cäsar" und des schönen Romans „Wilhelm Zabern", worin die Düvecke mit einem so ungemeinen Reize und poetischem Dufte ausgestattet ist. Zuerst also Hans Christian Andersen. Sein Roman „O. T." in zwei Bänden, der in deutscher Uebersetzung von Christiani bei Kummer in Leipzig erschien, ist eine an sich sehr dürftige Erfindung. Die Verhältnisse, in denen er sich bewegt, sind fast zu kleinlich, und die Verwickelungen, so spannend sie sich anlassen, entsprechen fast nie den Erwartungen des Lesers; dagegen schildert der Roman vortrefflich das idyllische Stillleben auf den dänischen Inseln, das Kleinbürgerleben in den Städten Jütlands, das hauptstädtisch prätentiöse in Kopenhagen. Alles ist mit großer Ruhe und Sorgsamkeit bis aufs Kleinste ausgemalt und die Localitaten wacker gezeichnet. Die stillen weiblichen Charaktere sind dem Dichter vorzüglich gelungen; in diesem Puncte möchte er von dem zweiten Romane: „Nur ein Geiger," der sonst in Allem besser ist, nicht übertroffen werden. Das seltsame Kind Naomi in dem Romane: „Nur ein Geiger," ist freilich eine brillante Figur, irrt aber von der edleren Weiblichkeit, die ihr doch der Verfasser nicht geradezu rauben will, häufig ab. Entweder ist Naomi unwahr, als sie mit dem Seiltänzer von Fühnen entflieht, oder sie wird unwahr, als sie wie eine echte französische Salondame in den höchsten pariser Cirkeln sich bewegt. Sonst ist der Roman trefflich angelegt, voll effectvoller spannender Situationen und poetischer Gegensätze; er bewegt sich in größeren und umfassenderen Verhältnissen, als der Roman O. T., wird aus Dänemark in das gemüthliche Leben Wiens, von dort unter die Kunstwelt Roms, endlich nach Paris und wieder nach Dänemark zurückversetzt. Als Naomi auf ihre heimische Insel zurückgekehrt ist, und in ihrem herrschaftlichen Wagen, an der Seite des Marquis, ihres Herrn Gemahls, nach dem Edelhofe fährt, kommt ihr ein Leichenzug entgegen; und der, der hier begraben wird, ist ihr früherer Liebhaber, aber „nur ein Geiger!" Christian, der Geiger, ist ein Stück Andersen selbst; der Verf. hat viele seiner Lebensmomente in diesem Romane verarbeitet, und G. F. von Jenssen, der den dreibändigen bei Vieweg in Braunschweig erschienenen Roman übersetzte, hat eine sehr interessante Biographie des Verfassers der Uebersetzung beigegeben. Es erging Andersen in seiner Jugend sehr ärmlich; sein Vater, ein seltsamer immer in die Ferne getriebener Mensch, befand sich in so dürftigen Umständen, daß er sich aus einem Gestelle, worauf der Sarg einer gräflichen Leiche gestanden hatte, sein Ehebett zurechtschlug; noch lange waren daran die Trauerleisten zu sehen; in diesem Gestelle kam Andersen zur Welt. Mit Gewalt drängte es ihn zur Bühne; er entschlüpfte nach Kopenhagen, wo er sich vermittelst eines Empfehlungsbriefes, der von irgend einem angesehenen Bürger in Odense ausgestellt war, einführte; aber das linkische Benehmen des Knaben gefiel den Damen nicht, und der Theaterdirector wies ihn ab, weil er zu mager wäre. Der in seinem Vaterlande berühmte Componist Wyse, der Dichter Ingemann und Oehlenschläger selbst, nahmen sich seiner an; jetzt sehen wir ihn als Verfasser einer Menge von Vaudevilles, Operntexten, Phantasieen und drei größeren Romanen allgemein genannt und anerkannt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

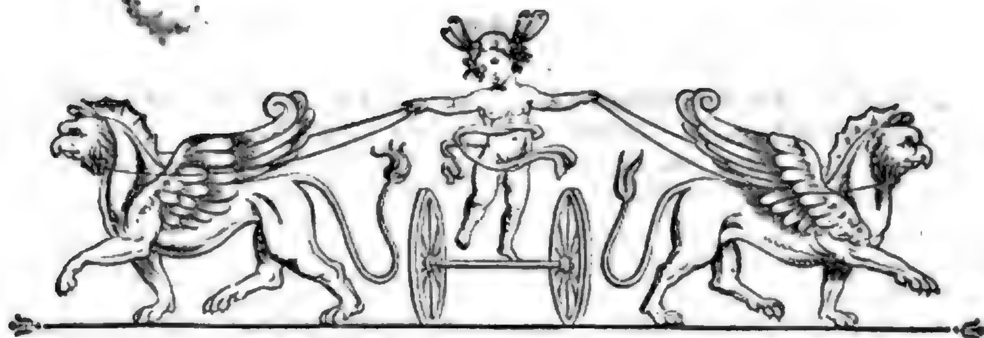
[Brillante Theaterverwaltung.]

Frln. Löwe — wie man uns aus Berlin schreibt — erhielt einen Urlaub vom 1. October bis zum Januar. Spontini unterstützte dieses Gesuch; er benutzt die Entfernung der Sängerin, um seine Opern, in denen die Löwe nicht singt, an die Reihe zu bringen. Bei alle dem ließ der Beifall des Publicums den Liebling nicht los, die Löwe mußte noch im October mehrmals singen und erhielt den vierten Theil der Einnahme, weil man sie nach ertheiltem Urlaube als Gast ansehen mußte. Welche Oekonomie! Generosität oder Ueppigkeit — ich weiß nicht. Man gibt enorme Gagen und läßt dann noch die Engagirten auf der eigenen Bühne gastiren! — Frln. Löwe kommt nun nicht nach Leipzig, sie ist nach Hamburg gegangen.

[Friedrich der Große als Operncomponist?]

Die in deutscher Sprache erscheinende „Pariser Zeitung," redigirt von Adalbert v. Bornstedt, macht die unwahrscheinliche Behauptung, daß die Textbücher der Opern Iphigenia in Aulis, Coriolan, Phaëton, Mithridat, Sylla, Montezuma, Merope, Cäsar, Cleopatra und Semiramis, welche Graun in Musik setzte, ursprünglich von Friedrich dem Großen in französischer Sprache geschrieben, dann von dem berliner Hofdichter ins Italienische übertragen wurden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 208. — den 23. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

Mährchennovelle von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

„Endlich fühlt' ich mich," fuhr Bernhard fort, „stark ermüdet und ein Frösteln überschlich mich. Ich hüllte mich in die große wollene Decke, welche auf dem Sopha lag und legte mich zum Schlafen nieder. Wohl zwei volle Stunden lang konnt' ich keine Ruhe finden und die Worte des Rothmantels, er halte mich für würdig, ein Mitglied des Vereins der Langweiligen zu werden, ärgerten mich nicht wenig. Daß Menschen aus dem Grabe aufstehen und in der Mitternachtsstunde umherwandeln, das ist eine bekannte Sache, aber daß Lebende und noch dazu Schriftsteller sich in Gespenster verwandeln könnten, daran hatt' ich bisher noch nicht geglaubt! Ich beschloß, mein Grübeln einzustellen und mich dem Traumgotte in die Arme zu werfen. Dieser nahm mich auch gegen den Morgen auf, sendete mir jedoch ganz andere Bilder, als ich erwartet hatte. Ich träumte von Dichterruhm und Unsterblichkeit; mein Band Poesien erschien mir in einer Prachtausgabe mit goldnem Schnitt, und Lorbeerbäume schossen zahllos um mich her aus dem Boden. Auf diese Weise angenehm unterhalten, schlief ich bis zur hohen Sonne. Da ich die Augen aufschlug, stand mein Wirth vor mir, der mich geweckt haben mochte, und blinzelte mich lachend an. „Guten Morgen!" kreischt' er, „Sie können sich noch gar nicht vom Lager trennen. Nun, es soll mich freuen, wenn Sie diese Nacht recht viel erlebt haben. Jetzt, dächt' ich, trinken wir Kaffee. Ihre Abreise eilt wohl nicht?" „Doch, doch!" antwortete ich und verließ gähnend und noch schlaftrunken mit meinem kleinen Männchen das Schloß." —

„Nun? Und das war Alles, was Sie wissen?" fiel Benedict ein, als Bernhard inne hielt.

„Versuchten Sie's nicht in der folgenden Nacht?" fragte der junge Mann mit dem blassen Gesichte?

„Hat man Ihnen kein Diplom wegen der Aufnahme in den Bund zugeschickt?" lachte der mit seinen Schenkeln Liebäugelnde.

„Von einem Diplom weiß ich nichts," erwiederte Bernhard sarkastisch, „aber daß ich mich noch in dem Vereine der Langweiligen befinde, das ist gewiß!"

„Und die Namen jener Mitglieder?" fragte ein Anderer, „können Sie uns nicht Einige nennen?"

„Ich werde mich wohl hüten!" entgegnete Jener. Ich könnte auf Sympathien in diesem Kreise stoßen."

„Hm!" brummten Mehrere, die in diesen Worten eine Bosheit spürten. Bernhard schien das nicht zu bemerken und setzte zu seiner Erzählung noch Folgendes hinzu:

„Als ich mit meinem gnomischen Wirthe am Kaffeetische saß, berichtete ich ihm mein Abenteuer der vergangnen Nacht. Er lachte unheimlich während meiner Erzählung und rieb sich die kleinen, erdbraunen Hände. „Ja," sagt' er, nachdem ich geendigt, „dieser Rothmantel ist ein gar sonderbarer Kauz. Vor vielen Jahren

lebte er dort auf dem Schlosse bei dem Besitzer der Herrschaft, der ein großer Naturphilosoph und Zauberer gewesen sein soll. Der Rothmantel war ein Maler und gab sich besonders mit Porträtiren ab. Aber er war ein sehr loser, boshafter Bursche und gebrauchte seine Kunst zu allerhand Allotrien; verkaufte Carikaturen von anständiger Leute Physiognomien, nahm, wo er keine große Bezahlung zu erwarten hatte, Farben, die in wenigen Wochen so sehr nachdunkelten, daß das Bild eine schwarze nichtssagende Fläche ward, und dergleichen mehr. Aber zuletzt bekam ihm sein Treiben übel. Der Schloßherr hatte eine wunderschöne Tochter, um deren Gunst sich der Maler bewarb, und als dieser mit einer langen Nase abziehen mußte, hatte er die Frechheit, das reizende Kind in einer Situation zu malen, die dessen jungfräuliche Ehre verletzte, und das Bild zu verkaufen; die arme Jungfrau starb bald nachher. Da sprach der Vater in seinem Schmerze über den abscheulichen Ehrenschänder diesen Fluch aus: „Du sollst keine Ruhe finden nach dem Tode! Ich verdamme Dich wegen des Mißbrauches der Kunst zu einer fortwährenden tödtlichen Langenweile, von der Du nicht eher erlöst sein sollst, als bis" — ja, lieber Herr, nun ist meine Weisheit aus. Die Art und Weise, wie der Rothmantel erlöst werden soll, ist mir gänzlich unbekannt. Nur so viel weiß ich, daß er seit seinem Tode im Schlosse drüben umgeht und gewisse Leute, die ihn besuchen, portraitirt."

„Gewisse Leute?" fragt' ich.

„Ja, das ist der Spaß dabei!" fuhr der Wirth fort. „Viele sind schon drüben gewesen, die er in gänzlicher Ruhe gelassen, aber wenn sich zufällig Einer verirrt, der zu der Kaste der schlechten Künstler, Dichter, Belletristen, Journalisten, Feuilletonisten gehört, dann ist er sogleich mit Pinsel und Palette bei der Hand. Und diese Bilder —"

„Wie? diese Bilder?" rief ich gespannt, als mein Gnome eine Pause machte, um eine Tasse Kaffee auszuschlürfen.

„Diese Bilder werden zu lebenden Figuren und müssen sich mit ihrem Meister langweilen, bis einst die Stunde der Erlösung schlägt. Ich bedaure Sie, junger Mann, daß Sie zufällig das Unglück haben, zu den langweiligen Poeten zu gehören!"

„Diese letztere Aeußerung," sprach Bernhard weiter, „hätte ich jedem Andern übel genommen, nur diesem wunderlichen Männchen nicht, welches unstreitig mit der Geisterwelt im Zusammenhange stand. Jetzt war mir's deutlich, mein Bild mußte von nun an, einen Zettel auf der Brust, gähnend umherwandeln mit der Sippschaft der Ennuyanten. Diese Copien, wie ich von meiner eigenen erfahren habe, bekommen von Zeit zu Zeit die Erlaubniß, auszugehen, und dann suchen sie ihr Original auf, es um Erlösung anzuflehen."

„Sie haben Ihre Copie wieder gesehen?" riefen Viele, wie aus einem Munde.

„Auch ich! auch ich!" schrie Rosenhain. „Mir ist Alles klar und der Schatz —"

„Still!" unterbrach ihn Bernhard und gab ihm einen kräftigen Stoß in die Seite. Dann stand er auf und sprach lachend: „Haben Sie Lust, meine Freunde, es auch einmal in dem alten Schlosse zu versuchen, so will ich Ihnen den Weg dahin beschreiben."

Niemand aber zeigte besondere Neigung, das Wagestück zu unternehmen. Jetzt gab Bernhard das Zeichen zum Aufbruch, indem er nach der Uhr sah. „Nehmen Sie mit meiner Geschichte vorlieb," endigte er; „ich für meine Person bereue es noch heute, eine Gedichtsammlung herausgegeben zu haben, durch welche ich dem Fluche des erzürnten Schloßherrn mit verfallen bin, und rathe Jedem, die Kunst fein in Ruhe zu lassen, wenn er befürchten muß, Mitglied des Langweiligkeitsbundes zu werden. Sollt' ich übrigens noch hinter das Geheimniß der Erlösung kommen, so werd' ich nicht verfehlen, es meinen Freunden mitzutheilen. Doch nun, gute Nacht, meine Herren — es ist später geworden, als gewöhnlich."

So wurde die Sitzung für diesmal aufgehoben. Mehrere dankten dem Erzähler für seine Mittheilung mit sehr beißenden Bemerkungen, weil sie die ganze Geschichte für erfunden und für eine Satyre auf sich selbst hielten. Bernhard drückte harmlos und freundlich seinen Genossen die Hände, obgleich dabei ein ironischer Zug um seine geistreichen Lippen spielte. Körperlich und geistig erschöpft, warf sich Rosenhain halb angekleidet in sein Bette und wickelte sich tief in die sorgenlösende Decke, während er Lisetten auf dem Gange draußen keifen hörte. Endlich wurde es still. Bernhard, der verstohlen seiner Geliebten noch eine gute Nacht gewünscht — das arme Mädchen hatte in ihrem Stübchen mit Schmerzen auf den Aufbruch der Gesellschaft gewartet und ins Licht geblinzelt — mochte mit freigebiger Hand der Zofe den Mund geschlossen und sie wegen ihres langen Wachbleibens getröstet haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica.

(Fortsetzung.)

Die Demokraten-Blätter antworten bei weitem seltener den Whig-Blättern, als die Interessenten der Demokratie von denselben angegriffen werden, noch viel seltener, als diese ihr Interesse vertheidigen, außer in den Zeiten der Wahlen und Sitzungen der gesetzgebenden Körper. Dann aber bleiben sie denselben wenig schuldig, ohne jedoch jemals so bösartig und unmenschlich arrogant zu werden, wie die Whig-Blätter. Im Ganzen herrscht in jenen der Charakter der Sicherheit ihrer Partei vor, das ihnen das Bewußtsein ihres nicht mehr streitig zu machenden Sieges über die Aristokratie gibt; bei diesen der Ingrimm, daß alle ihre noch so feinen und noch so groben Künste nichts fruchteten, die Majorität des Volkes unter ihre Herrschaft zu bringen. Geld sahen natürlich die Whigs, weil es eigentlich ihre eigentliche Seele ausmacht, als das Hauptmittel dazu an. Demnach verloren sie ihr Spiel für immer. Wie sehr irren daher die Personen, welche über America berichten, wie neulich erst wieder Michel Chevalier, daß in den V. St. Geld Alles beherrsche! Wenn wirklich Alles, doch sicherlich nicht, wie die That beweist, die dort jetzt vorherrschende Majorität des Volkes.

Von neutralen Blättern erscheinen jetzt nur wenige; doch mehren sie sich und werden gern gelesen, besonders von denjenigen Whigs, die blos äußerlicher Verhältnisse und Verbindungen wegen ihrer Partei zugehören, wie sehr viele Kaufleute und Geschäftsmänner. Ein sehr gutes der Art war der Baltimore American, bevor er sich nach dem Wechsel seiner Herausgeber zum orthodoxen Whigismus bekannte.

Nichtpolitische Blätter erscheinen mit jedem Halbjahre in größerer Zahl und besserer Qualität, besonders pädagogische. In diesem Fache erscheinen hier mehr Bücher und Journale, als irgendwo. Mehrere dortige Schriftsteller, besonders Payley, Webster u. A. erwarben sich auf diesem Felde ihre Geltung. Die pädagogischen Blätter werden sehr gut redigirt, sie behandeln ihre Wissenschaft ziemlich unabhängig von Politik und Kirchenthum, so daß sie mit Vortheil selbst von deutschen Pädagogen benutzt werden könnten. Die streng-wissenschaftlichen enthalten meist Nachdrücke aus englischen Journalen, nur das American Review gibt Originales, zum Theil sehr gut. Die Kritiken in diesen Blättern über erschienene Werke sind meist nach englischer Weise, d. h. man gibt eine Menge Auszüge aus den zu beurtheilenden Werken, macht den Verfassern gewöhnlich nur Complimente und erlaubt sich nicht, dem Urtheile des Publicums vorzugreifen. Das genannte American tadelte diese Manier mehrmals nachdrücklichst, und empfahl dafür das Verfahren der deutschen kritischen Blätter, welche das Gute in einem Buche, als sich von selbst verstehend, voransetzen und anerkennen und sich desto länger bei den Mängeln und Schattenseiten desselben aufhalten, um das Publicum gegen die nachtheiligen Einflüsse desselben zu bewahren.

Die völlige Preßfreiheit und die große Masse der Blätter haben unter andern auch die ungemein wohlthätige Wirkung gehabt, daß alles Schwatzen und Kannegießern aus der allgemeinen Conversation völlig verschwunden ist. Wer sich über allgemeine Sachen belehren will — und das will dort jedes Dienstmädchen — liest Blätter; wer seine Meinung darüber abgeben will — und das thun dort selbst Sklaven — gibt sie in Form von Artikeln an ein Blatt. Das Journal ist daher der Sprechsal, der Fecht- und Rauf-Boden der Parteien, der Meinungen, der Interessen, nicht aber die Gesellschaft. Wer daher denkt, es gehe in den gesellschaftlichen Cirkeln so lebhaft zu, wie in den Blättern, ist im größten Irrthume. Es kann keinen größern Contrast geben, als den zwischen den Debatten der Journale und der Todtenstille in den öffentlichen Häusern und auf den öffentlichen Plätzen. Sie ist für den Ausländer, so lange er die Blätter nicht lesen kann oder will, drückend, aber er findet sie köstlich, sobald er nach americanischer Manier zu lesen gelernt hat, nämlich hundert Blätter in einer halben Stunde, wie ich das auf der Börse in Baltimore fast täglich that. Nur dann versteht er auch erst den Americaner; nur dann erklärt er sich auch die Albernheit des Urtheils so mancher Fremden, welche behaupten, der Americaner verstehe über nichts zu sprechen, man könne sich daher nicht mit ihm unterhalten. Das laute, maulvolle, lärmende Schwatzen der Deutschen über die allgemeinen und localen öffentlichen Sachen findet man allerdings nirgends in der Union. Aber leset erst die Blätter der Americaner, unterrichtet Euch daraus vollständig über alle Angelegenheiten des Tages, dann werdet ihr in jedem Americaner, nur nicht in öffentlicher Gesellschaft, sondern tête à tête, den trefflichsten Unterhalter über Alles finden, mag es sein Land oder andere betreffen. Der Europäer mag ihn dann nur reden lassen, er wird in ihm den gemessensten, ruhigsten und verständigsten Beurtheiler finden, der seine Meinungen obendrein in bester Sprache vorzubringen versteht; gegen die

plumpen, indiscreten, lärmenden Kannegießerrien ist er verschlossen.

Die Journallectüre ist dem Americaner so völlig zur andern Natur geworden, daß man ihn überall lesen sieht, wo er auf Augenblicke müßig sein muß, und daß auf allen Plätzen, in allen Zimmern, wo es nur möglich ist, Blätter zu seiner Beschäftigung gehalten werden. Schon das Kind, wenn es kaum „got through Noak Webster's Spelling-Book," die allgemeine americanische Fibel, womit der achtbare Verfasser über 100,000 Dollar verdient haben soll, greift nach Pa's und Ma's (verstümmelt aus Papa und Mama) Zeitungen, um zuerst die moralischen Erzählungen derselben zu lesen. Dann muß jede Taverne ihre fünf, sechs Blätter haben, weil man während der wenigen Augenblicke, die man darin, um einen sling oder julep zu nehmen, verweilt, nicht spricht und doch müßig ist. Auch die geringste Taverne hat oft ein reicheres Lesemuseum als die besten Gasthöfe in Deutschland. Jedes Hotel hat sein eigenes Lesezimmer, worin stets zwanzig und mehrere Journale gehalten werden, je nachdem es besucht ist. Diese reading-rooms öffnen sich oft auf die Straße, wie die schönsten der Art, die ich gesehen habe, in Page's Hotel zu Baltimore. Eben so müssen in allen Barbierstuben Blätter liegen, in den Offices (Expeditionszimmern) der Notare, Aerzte, selbst der Behörden, weil man da Augenblicke lang müßig sein könnte. Oft sieht man sogar den farmer, wenn er seinen Wagen aus der Stadt nach Hause fährt, mit einem Zeitungsblatt zu Pferde, um sich unterwegs nützlich zu beschäftigen. Wie ganz anders würde es in allen europäischen Ländern um die Bildung der Masse stehen, wenn hier das Zeitungslesen so tief in alle Privatwinkel gedrungen wäre, wie in America, wenn es in Europa eine so vortreffliche Fortsetzung des ersten Elementarunterrichts bildete, wie dort! Wundere man sich nicht, wenn unter solchen Umständen die allgemeine Bildung in den V. St. wenigstens um ein Jahrhundert vor der in Europa Statt findenden voraus ist. Natürlich meine ich nicht die gelehrte Bildung, sondern die Bildung des Menschen zum praktischen Lebensbedarf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dänische Romane.

(Beschluß.)

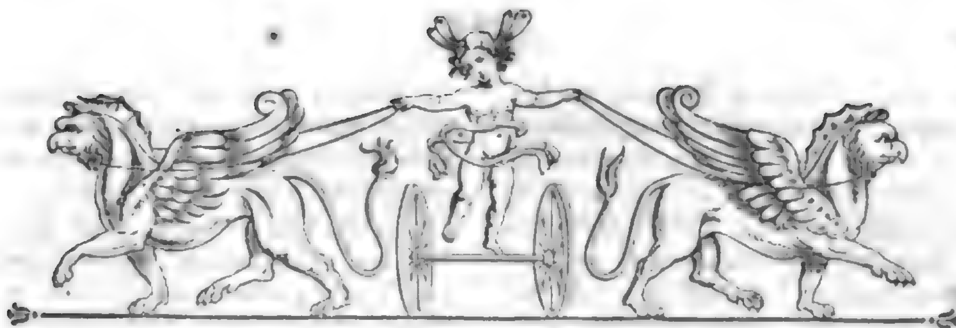
C. Hauch, Prof. an der Akademie zu Soröe, zeigt sich in seinem Romane „Wilhelm Zabern" und seiner letzten Production „der Goldmacher" (von W. Christiani in 2 Bänden übersetzt, vom Verf. mit zwei Capiteln vermehrt und in der Universitäts-Buchhandlung in Kiel erschienen) jedenfalls durchgebildeter, plastischer und origineller als Andersen, wenn er diesem auch an poetischer Reizbarkeit und an Lyrik der Stimmungen nicht gleichkommt. Der Roman spielt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der erste Theil ist der interessantere, der zweite weitet sich etwas aus, gibt aber treffliche Schilderungen aus dem sächsischen Hofleben unter August dem Zweiten. Die Charaktere sind fast ohne Ausnahme trefflich durchgeführt: die stillsüße Manon und deren bis zur gespenstischen Unheimlichkeit geldgierige Schwester Veronica, der alte steifleinen redliche und deutsch bornirte Rosenfeld, der speculative Judenkerl Isaac — eine vortreffliche Zeichnung — der elegante Taugenichts von Moerwitz, der in seiner Umwandlung und mehr körperlichen als geistigen Herabgekommenheit gegen Ende seines Lebens sehr lebenswahr geschildert ist, der im Gegensatz zu der rings wuchernden Sittenlosigkeit moralisch reine, aber menschen- und glaubenscheue Freiesleben bilden mit den übrigen Figuren ein höchst wirksames und natürliches Zusammenspiel. Es ist so wahr, was der Verf. sagt, daß die Verderbniß von den höchsten Puncten ausgehe und gleich einem reißenden Strome die niederen Regionen überschwemme; so wahr, daß ein Fürst seine ganze Sorge dem jungen Geschlecht widmen, ja, daß er, wenn es nicht anders sein könnte, um der Jungen willen die Alten aufgeben müsse, so wie man bei einer Feuersbrunst die brennenden Häuser aufgibt, um die noch nicht angezündeten zu retten. „Alle, schließt der Verf. die Betrachtung, welche auf Erden mächtig gewirkt haben, folgten unwillkürlich diesen Grundsätzen. Auf Männer wirkten sie nur wenig, auf ausgelebte Greise gar nicht, ja sie fanden bei diesen weit öfter Widerspruch als Beistand; sie streuten vielmehr Wort und That dem kommenden Geschlecht, den aufblühenden Jünglingen aus" rc. „Glaubet der Jugend," ruft einmal der damals selbst nicht mehr junge Börne aus, „was die Jugend glaubt, ist ewig, euer Wissen aber vergeht." Haben wir jetzt vielleicht eine altkluge, geschwächte, morose, eigensinnige Zeit, welche ein umgekehrtes Experiment versuchen will? — Laßt einmal sehen, ob die Jugend zur Zeit großer Thaten in Schach gehalten werden kann und wessen Kräfte man in Anspruch nehmen wird. Ohne Begeisterung und Ideen, welche jene anregen, versickert die Weltgeschichte im Wüstensande einer grauhaarigen diplomatisirenden Politik; aber die Begeisterung ist nur bei der Jugend und den wenigen, welche auch im Alter wirklich jugendlich zu fühlen wissen und nicht, wie der gefangene Vogel seinen Faden, ihr fades Stück Vergangenheit überall mit sich herumzerren. M.

Notiz.

[Englische Dampfschiffe.]

Der statistische Verein zu Liverpool gab eine Uebersicht der dem englischen Reiche mit Einschluß der Colonien gehörenden Dampfschiffe. Im J. 1814 zählte man zwei Schiffe von 456 Tonnen Gehalt, im J. 1836 bereits 600 von 67,969 Tonnen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 209. — den 25. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Seit dieser inhaltvollen Versammlung waren von Seiten Benedict's keine Einladungen mehr erfolgt. Materielle Sorgen hatten seinen Sinn für geistige Genüsse geschwächt. Er gab sich jetzt viel mit Rechnen ab, zählte seine Passiva und Activa zusammen und fing an einzusehen, daß ein Wunder geschehen müsse, wenn er noch länger mit Ehren bestehen sollte. Die harten Gläubiger überliefen sein Haus und drohten ihm mit den strengsten Maßregeln — ach! jetzt fand er die tiefste Wahrheit in der Schilderung, welche Bernhard an jenem Abende von dem Geschlechte der Manichäer gemacht hatte. Er erschrak, wenn sich die Thür bewegte, wenn er den Briefträger vorübergehen, ja, wenn er Rechnungen von seiner eigenen Hand sah. Die Sonne der Hoffnung, einen alten Onkel zu beerben, war durch dessen nochmalige Verheirathung in trüben Wolken untergegangen; seinen Glauben an das Lotterieglück hatte er auch beinahe verloren, so wie seinen Credit in der Stadt, und das letzte Mittel, Geld aufzutreiben, waren Verpfändungen und Wechsel. Aber wie lange konnte diese Hülfe dauern? Schon hatte er die Zahl seiner Gesellen vermindern müssen, um einen Theil des beträchtlichen Wochenlohnes zu ersparen, an Kundleuten fehlte es gewaltig, und das hatte in so fern sein Gutes, als er den Verlag für seine Nadelarbeiten nicht hätte bestreiten können. Zu allen diesen Bekümmernissen gesellte sich noch der Schmerz, daß ihn seine Freunde im Unglück treulos verließen, und daß Bernhard ihm bis zum Ueberdruß den armseligsten Trost wiederholte, er solle sich durch poetische Freuden entschädigen und von irdischen Sorgen nicht niederdrücken lassen. Er führte ihm das Beispiel der meisten Dichter vor die Seele, die ihr ganzes Leben hindurch am Hungerknochen genagt und zuletzt elendiglich gestorben seien. Doch Benedict hatte keinen Sinn mehr für dergleichen Vorstellungen. Der Schneider war in ihm mächtig aufgewacht und der Dichter hatte sich in den Hintergrund zurückgezogen. Er sehnte sich mehr nach dem Besitze von gutem Stoffe zu einem Rocke, als zu einem Trauerspiele. Sein letztbeendigtes hatte er auf Bernhard's Abrathen noch an keine Direction gesendet. Dieser hatte es, unter dem Vorwande, es durchzulesen, zu sich genommen, und zögerte, es ihm zurückzugeben. „Noch eine Woche!" bat er bei jeder neuen Mahnung Benedict's, „das Stück soll Ihnen noch gute Dienste leisten, denk' ich. Es hat meinen Beifall!" Diese Worte zündeten ein leises Licht in des armen Dichters dunkler Seele an, aber die nächste grobe Gläubigerdrohung löschte es wieder aus. Benedict's Gedanken hängten sich immer wollüstiger an den verheißenen Schatz im alten Schlosse. Er wollte dahin, selbst auf die Gefahr, in die Reihe der Langweiligen treten zu müssen. Tag und Nacht sann er auf das Mittel, wie der Geist im rothen Mantel zu erlösen sein möchte. „Wenn er wegen des Mißbrauches der Kunst," schloß er eines Tages, „verdammt worden ist und alle diejenigen in seinen Zauberkreis bannt, welche ebenfalls

die Kunst mißbrauchen, so hängt die Sühnung des Fluches wohl nur davon ab, daß einer zu dem Gespenste kommt, welcher wahrhaft von der Muse begeistert ist, sei es ein Maler oder ein Dichter? — Ha, wenn ich mein Trauerspiel mitnähme und es der lustigen Gesellschaft vorläse! Sollte das ihrer Langenweile nicht auf ein Mal ein Ende machen? So sei es! Ich will mit Bernhard darüber reden. Wäre nur schon Walpurgis da!“

Bis zu dieser Frist mußten noch drei lange Wochen vergehen. Benedict war schon aus allem Zusammenhange mit seinen ehemaligen Freunden getreten. Er schleppte sich indessen durch, so gut er konnte. Mühsam deckte er ein paar Wechsel und unterzeichnete neue. Seine Schulden vermehrten sich und mit ihnen seine Sorgen. Zu den letztern trug nicht wenig die stille Traurigkeit seiner Tochter bei, welcher er den unsichern Zustand seiner Verhältnisse möglichst zu verhehlen bemüht war. „Sei ruhig, mein gutes Kind!“ sagte er oft zu ihr, wenn sie sich weinend an seinen Hals hing und ihn theilnehmend fragte, was ihn so bleich und verstört mache? „Bekümmere Dich nicht, mir sind einige Zahlungen nicht eingegangen, die ich bestimmt erwartete, und das setzt mich in augenblickliche Verlegenheit; aber sie wird bald vorübergehen. Wir schränken uns künftig ein, so wird's gehen. Wozu brauchen wir Gesellschaften zu geben? Es sind falsche Menschen, die uns besuchen — Alle, Alle!“

„Bernhard ausgenommen!“ flüsterte Aurora, „der ist gut und will gewiß Dein und mein Wohl!“

„Ich will's glauben,“ versetzte der Vater seufzend, „obgleich ich mir sein Benehmen nicht immer erklären kann.“

Aurora senkte die feuchten Wimpern, weil sie dem Vater nicht widersprechen konnte. Es schmerzte sie oft genug, daß Bernhard immer mit lustigen, leichten Worten über den geheimen Kummer Benedict's hinweghüpfte, wenn sie die Rede auf ihn brachte. Dennoch vertraute sie ihrem Geliebten und tadelte ihn nicht. „Er mag wohl seine Gründe haben, so zu reden und zu handeln!“ dachte sie, und nur dann, als ihr Vater immer niedergeschlagener wurde, drang sie ernstlich in Bernhard und bat ihn flehentlich, zu thun, was er vermöge, um ihren Vater zu heilen. „Harre in Geduld, Liebchen!“ sprach er bei solch einer Gelegenheit und küßte ihr die braunen, sanften Augen. „Nichts in der Welt läßt sich übereilen, aber es wird noch Alles gut werden!“ Ach! aber wie Vieles mußte sie bis dahin schlimm werden sehen!

Benedict wußte sich vor Schulden nicht mehr zu retten. Hätte er seine Aurora nicht so innig geliebt, er würde auf Selbstmordgedanken gekommen sein. Mehrere Wechsel waren zahlbar geworden. Das Vertrösten half nichts mehr — man drohte ihm mit gefänglicher Haft, mit Auspfändung. Glücklicherweise — in Benedict's Sinne glücklicherweise — war die letzte Lotterieziehung, in welcher das große Loos herauskommen mußte, ganz in der Nähe. Er hatte noch mehrere Nummern, die noch nicht gezogen waren. Zwar befanden sich die Loose nicht in seiner Hand, weil er kein Geld gehabt, sie zu bezahlen, doch er hoffte auf die Redlichkeit des Collecteurs, der mit einem guten Honorar zufrieden sein würde, wenn die eine oder andere Nummer einen Treffer, wohl gar den höchsten, erhalten sollte. „Wartet,“ sprach er zu seinen Wechselgläubigern, „bis die nächste Ziehung geschehen ist; ich habe mehrere Nächte hindurch von einem bedeutenden Gewinnst geträumt, mein Traum wird mich nicht täuschen, wie er die drei Gesellen im Lumpaci-Vagabundus nicht betrog — ich werde Euch für Eure Nachsicht belohnen, aber nur wartet, wartet!“

„Gut, das sei der letzte Termin!“ riefen sie mit einem Tone, der ihren Entschluß, Wort zu halten, deutlich zu erkennen gab.

Benedict hatte wieder eine kurze Frist gewonnen. Er konnte nicht schlafen vor Spannung und Erwartung. Furcht und Hoffnung trieben ihr grausames Wechselspiel in seinem gequälten Herzen. Am Tage der Ziehung stand er noch vor Sonnenaufgang auf. Er lief vor's Thor, um sein unruhiges Gemüth zu besänftigen; dann begab er sich zu Bernhard, der ihn mit der gewöhnlichen Unbefangenheit empfing. Heute jedoch sagte er beim Abschiede: „Gewinnen Sie nichts in der Lotterie, so bleibt Ihnen doch der Schatz!“

„Der Schatz!“ ächzte Benedict.

„Haben Sie schon vergessen, wann er zu heben ist?“

„Ha!“

„Morgen schon müssen wir uns auf die Reise begeben!“

„Morgen? Ja, wahrhaftig!“

„Also keine Angst! Uebrigens bitt' ich Sie, heute mit mir zu frühstücken.“

Rosenhain sagte zu. Als er gehen wollte, hielt ihn Bernhard zurück und sprach: „Sie wollen doch nicht etwa selbst bei der Ziehung zugegen sein? Bedenken Sie, wenn es das Unglück wollte, daß Sie eine Niete bekämen —“

„O Gott! Eine Niete!“

„Alle Ihre Gläubiger werden ohne Zweifel anwesend sein, und da möchten Sie leicht in Gefahr kommen, sogleich festgehalten zu werden. Was würde dann aus unserer Reise? Nein! Nach Tische begeb' ich mich zum Collecteur, während Sie in meinem Zimmer verweilen, und bringe Ihnen Nachricht."

„Gut!" versetzte Benedict bebend. „Aber jetzt erlauben Sie mir, daß ich noch ein wenig spazieren gehe und mir Appetit laufe."

„Wie's Ihnen beliebt! Also auf Wiedersehen beim Frühstück!" lachte der künftige Schwiegersohn und Rosenhain stürmte fort. —

Lieber Leser! Bist du vielleicht ein dramatischer Dichter und erinnerst du dich noch deines Seelenzustandes, als dein erstes Product über die Bühne gehen sollte und du eine Stunde vorher in der Nähe des Theaters herumliefest; als du zittertest vor dem Herannahen des entscheidenden Augenblicks und ihn doch ungeduldig herbeiwünschtest; als dir das Herz schlug, so hoch, so hoch, als ob du einen Brief von deiner Geliebten erwartetest mit einem hochbeglückenden Ja oder einem lebensvergiftenden Nein — erinnerst du dich, mein süßer Leser? Dann wirst du auch unseres Benedict's Trunkenheit zu würdigen verstehen, in welcher er Straß' auf, Straß' ab rannte und Niemand um sich sah und hörte, wie häufig ihm auch zugerufen wurde: „Guten Morgen, Herr Rosenhain!" Einen gebotenen Gruß unerwiedert zu lassen, wär' ihm unter andern Umständen unmöglich gewesen; trotz seinem Selbstgefühle verstand er das Complimentemachen aus dem Grunde, Niemand zog seinen Hut so tief wie er, Niemand verbeugte sich geschmeidiger, als er, Niemand sagte mit einer süßeren Stimme: „Ganz ergebener Diener!" oder: „Herzlich gegrüßt, mein verehrungswürdiger Freund!" als wiederum er. Ach, heute hatte er das Alles auf einmal verlernt, kaum, daß ihm einfiel, ein bekanntes Gesicht vorübergehen gesehen zu haben, geschweige denn, daß er sich über einen versäumten Gruß geärgert hätte. Nur mit sich, mit seiner Hoffnung, seiner Besorgniß war er beschäftigt und entweder diese oder sein schnelles Laufen hatten ihn so warm gemacht, daß ihm der helle Schweiß über die Stirne lief. Dabei schmerzten ihm die Fußsohlen, die er auf dem holprichten Pflaster weidlich angestrengt hatte und seine Knie fingen an zu zittern. Wie eine Dampfmaschine rannte er unwillkürlich weiter, bis der Anblick seiner Wohnung, bei welcher er zufällig vorbeikam, ihn zu sich selbst brachte. Er blieb stehen und schaute zu den Fenstern hinauf. Freundlich lächelnd winkte ihm Aurora, indem sie ihm ein Blatt Papier zeigte und ihm Kußhändchen zuwarf. Das milde Gesicht seines Töchterchens wirkte beruhigend auf sein Herz, wie der sanfte Mond. Er nickte ihr wieder und stieg dann langsam die Treppe hinauf. „Wie oft werde ich noch hinaufgehen?" philosophirte er unterwegs. „Glück und Verderben — beides liegt auf der verhängnißvollen Wagschale! Werden die bösen Gläubiger mich nackt und hülflos forttreiben oder werd' ich in meine Gemächer zurückkehren, reich, muthig, stolz? Nein, dann will ich mir ein eignes Haus kaufen und mich fürstlich einrichten. — Ach, wär ich doch wenigstens erst wieder, wie ein ehrbarer Schneider eingerichtet!" seufzte er, indem er auf der letzten Stufe ankam. Aurora öffnete ihm die Thür und sprang ihm entgegen. „Sieh doch, lieber Vater," sprach sie vergnügt, als sie im Zimmer angekommen waren und Benedict sich ermattet auf das Sopha niedergelassen hatte, „da hab ich einen Brief von Madam Klingen, der Tante Bernhard's, die so oft kleine Gesellschaften gibt."

„Ganz recht. Und Du hast einen Brief?"

„Ja, Väterchen, vor einer Stunde bekommen, mit einer Einladung, ich möchte diesen Mittag ihr das Vergnügen machen, bei ihr zu speisen und dann an einer Spazierfahrt Antheil nehmen. Lies selbst. Es ist gewiß irgend ein Geburtstagsfest."

„Möglich!" versetzte Rosenhain und betrachtete seine Tochter mit zufriedenen Blicken. Dann streichelte er ihr die Wangen und spielte mit ihren Haarflechten und lächelte und wischte sich eine Thräne von den Wimpern. Wie vieles auch in seinem Kopfe und Herzen verschoben und verschroben war — Vater-Sinn und Gefühl hatten sich rein und lauter erhalten und boten ihm jetzt, in der Zeit des Leides und Kummers, erquicklichen Balsam. „Nun," sprach er weiter, „mein Aurorchen wird den übrigen schönen Damen der Gesellschaft nicht nachstehen! — Hör', Kind, putze Dich heute mit Deinem rosenrothen Kleide, das ich so gern habe." —

„Ja, Vater," fuhr die Tochter mit geläufiger Zunge fort „und nehme meinen Florshawl dazu, — nicht? Und die schöne Broche, die mir Bernhard als Vielliebchen geschenkt, darf ich wohl auch vorstecken?"

„Heute soll Dir Alles erlaubt sein!" rief der Vater, „heute ist ein wichtiger Tag, der vielleicht" — — Er schwieg und faltete betend die Hände. Aurora bat ihn, sich näher zu erklären, aber er legte die Finger auf die Lippen und lispelte Pst! (D. F. f.)

Seydelmann auf der leipziger Bühne.

Unser erster Artikel bedarf mancher Ergänzung. Seydelmann wiederholte den Mephistopheles, den Vatel und den alten Friedrich in Töpfer's Königsbefehl; er gab den Cromwell, König Philipp im Don Carlos, Goldoni's gutherzigen Polterer, Kotzebue's Elias Krumm und einiges Andere, das man von diesem Künstler so hinnimmt, wie man an großen Charakteren auch gern die kleinen Züge belauscht. Seydelmann gehört zu den Naturen, die langsam, aber unaufhaltsam erobern. Ich meine nicht blos die Gunst des Publicums, sondern das Bereich ihrer Kunst und die Ziele, die sie sich gesteckt. Man glaubt den Umfang seiner Mittel zu kennen, die Fäden in der Hand zu haben, die ihn binden, die Grenzen ziehen zu können, in denen sich seine Persönlichkeit entwickelt: und plötzlich durchbricht er diese Schranken und steht auf ganz anderem Felde in einer ungeahneten Glorie. Seydelmann's Cromwell ist eine Leistung im größten Styl. Die Erscheinung, die er gab, war dem historischen Bilde wie aus dem Rahmen entwendet, und doch weiß ich nicht, ob in Seydelmann hier nicht noch mehr der Psycholog als der Historiker zu rühmen ist. Dieser Charakter gibt abermals ein Nachtgemälde aus dem menschlichen Seelenleben, und wir wissen, daß der Künstler hier sein eigentliches Feld hat. Was Raupach als Skizze hingeworfen hat in dem sonst miserablen Stück, das wie eine Parodie wider Willen auf den Royalismus aussieht, hat Seydelmann auf das glücklichste ergänzt und ausgefüllt; die Motive, die diesen Charakter gestalten, faßt er auf die feinste Art zusammen und liefert dem genauesten, dem skrupulösesten Geschichtschreiber ein überraschendes Bild voller Contraste, die sich menschlich lösen. Es ist die Scene, wo er die Tochter seiner Jugendgeliebten erblickt, die uns den Künstler in einem neuen Lichte erscheinen ließ. Der bäurische Tyrann, der mit Gott und den Menschen ein heuchlerisches Spiel treibt, der durch nichts gezügelt wird als durch die Furcht vor der Erscheinung der bleichen Majestät von England, des „todten Mannes," wie er sagt, — der Charakter ist bereits fertig hingestellt, so mindestens wie er sich nach der Außenwelt hin entfaltet. Die Erscheinung der Tochter ruft ihm das Bild der Geliebten auf und mit ihm die Zeit, wo er schwach, und weil schwach, glücklich war. Traumumfangen sinkt er auf den Sessel, der Riese ist weich wie ein Kind und wir sehen hier auf dem dunklen Grunde des nächtlichen Seelengemäldes eine idyllische Blume von Glück und Liebe keimen. Es sind nur Momente, der rauhe Henkerton des finstern Lebens verjagt schnell die leise Regung, aber es sind Momente, die den Menschen in Cromwell beglaubigen. Seydelmann's Meisterschaft in der Ausmalerei dieser Züge war glänzend, er ist durchaus im Stande, auch jene leiseren, stilleren Momente in der Tragödie, die man elegische nennen kann, sanft und wirksam hinzustellen. Wir halten uns zu dem Glauben berechtigt, Seydelmann würde auch als Lear große Wirkungen erreichen.

In Bezug auf seine Darstellung des Mephistopheles müssen wir noch eine Bemerkung nachtragen. Der Leser weiß, daß Seydelmann's Auffassung des Goethe'schen Teufels nicht die unsrige ist. Dies, und des Darstellers Leistung als eine eigenthümliche eingeräumt, müssen wir doch die Durchführung bewundern. Es gelingt dem Künstler, das Gefühl zu verbreiten, als erscheine hier, nicht ein menschliches Wesen, sondern ein Dämon, der so eben erst genöthigt worden, in ein menschliches Gehäuse zu fahren. Seydelmann zeigt uns ein Wesen, das ganz frisch aus den Elementarstoffen der Welt herausgehoben, Person geworden ist, um das Princip des Bösen als denkendes, als menschliches Individuum zum Ausspruch zu bringen. Daher das Recken und Dehnen der Glieder, die sich in ihre Form schwer fügen, die Bewegung der Hände, die lieber zur Art und Weise der Krallen sich aufgelegt fühlen, das Strecken des Halses, der aus der Hülle herauswachsen möchte, der beklemmende Hauch des Mundes, mit dem die Seele sich ausweiten will; kurz, das Gefühl, hier stehe ein dämonisches Subject vor uns, war vollkommen da, die Atmosphäre, in welcher Mephistopheles sich getragen fühlt, war wie durch Zauberei rings um seine Gestalt verbreitet. In dergleichen Wirkungen offenbart sich die Größe eines Darstellers. Von ganz besonderem Effect ist auch die Art und Weise, wie Seydelmann das Flohlied vorträgt; man glaubte den heimlichen Athemzug der Hölle zu hören!

Zum Beschluß sei noch eine Bemerkung anderer Art beigefügt. Seydelmann begleitet das Wort fast zu sorgfältig, fast zu emsig und parallel mit der Pantomime; besonders auffällig in Momenten oder in Rollen, wo wir ihm mehr als sonst in die Karten sehen, z. B. in der Darstellung des Shylock. Verführt ihn dazu seine Virtuosität in der Mimik? Hieraus entspringt vielleicht auch die Eigenheit, manchen Moment zu lange festzuhalten. Selbst in dem tumultuarischen Aufruhr der Nachtscene, die Franz Moor im letzten Act der Räuber mit allen Qualen der Hölle zu überwinden hat, war das Zerren am Einzelnen auffällig, obschon die Größe, in der das Ganze gehalten war, wieder fortriß und versöhnte.

Einem Meister der Darstellung dergleichen Einzelnheit als fraglichen Einwurf zu bieten, ist freilich gewagt; allein über ein wahrhaft großes Talent kann und darf man wahrhaft offen und streng sich äußern.

Von heimischen Mitgliedern der hiesigen Bühne heben wir Mad. Dessoir hervor. Ihre Königin im Don Carlos war vorzüglich ein schönes Bild aus der Gedankenwelt des Dichters; elegische Momente, wie jener, wo sie an ihr Frankreich zurückdenkt, gelingen ihr ganz vorzüglich.

Außerdem verdient der Souffleur Erwähnung, wenn es darauf ankommt, die vorzüglich mitwirkenden Kräfte hervorzuheben. Dieser Mann, ein versteckter, schadenfroher Dämon der Unterwelt, bereitete uns in einigen schnell einstudirten Stücken manche überraschende Scene.

Notiz.

[Universal-Conversationslexikon.]

Von dem deutschen Universal-Conversationslexikon, das in der Belgischen Buchhandlung in Leipzig erscheint, ist bereits No. 17. ausgegeben, Cl—Co umfassend.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 210. — den 26. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Indessen war es Zeit geworden, zum Frühstück zu gehen. Vater und Tochter wünschten sich gegenseitig wohl zu speisen, und jener eilte hinweg, geschmeichelt und ermuthigt durch Madam Klingen's ehrenvolle Einladung, welche er für ein gutes Vorzeichen in Hinsicht auf sein Glück hielt. Des Aberglaubens bunte Truglichter färbten aufs Neue das halbverblichene Bild seiner Hoffnung und mit festen Schritten ging er zu Bernhard. Beide Einladungen aber hatten eine ganz andere Ursache, als Benedict sich träumen ließ. Jene von Madame Klingen war auf Bernhard's Veranlassung geschehen, damit Aurora nicht von dem wüthenden Heere der Gläubiger ihres Vaters erschreckt werden möge, welches nach der Lotterieziehung allem Anscheine nach ihr Wesen treiben und der Person des unglücklichen Schuldners sich zu versichern kommen werde. Auch das Frühstück war zu Benedict's Gunsten angeordnet.

Es war bereits in der zweiten Nachmittagsstunde, Rosenhain befand sich mutterseelenallein in Bernhard's verschlossenem Zimmer, und dieser kam noch immer nicht von dem Collecteur zurück. In den Qualen der Erwartung lauschte der Schneider hinter der Fenstergardine, rang die Hände und drehte sein Taschentuch zu einem Strick zusammen, als ging er mit dem Gedanken um, sich aufzuhängen, wenn Bernhard üble Kunde bringen sollte. Plötzlich bog der Ersehnte um die Straßenecke, langsamen Schrittes und mit ernster Miene ging er auf das Haus zu, stieg gelassen die Treppe hinauf, suchte lange vor der Thür nach dem rechten Schlüssel, und endlich, endlich trat er herein. Benedict stürzte ihm entgegen, schlug seine Hände, wie Krallen, krampfhaft auf dessen Schultern und stöhnte: „Welche Nummer hat das große Loos?"

„75577" war die Antwort. Zurücktaumelnd schrie der Schneider laut auf, sank zusammen und umschlang Bernhard's Knie. „Bester Herr Rosenhain, Fassung, Ruhe!" ermahnte jener und beugte sich zu ihm nieder, um ihn aufzuheben; aber in diesem Augenblick schnellte sich Benedict schon wieder in die Höhe, machte verschiedene Luftsprünge, riß sich die Haare aus, lachte wie ein Wahnsinniger und jauchzte: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Das ist meine Nummer! Mein Traum hat nicht gelogen, ich bin ein reicher Mann! — Freude! Freude! — Morgen, oder wenn Sie wollen, können Sie Auroren heirathen, das Engelskind! — Ungeheure Freude!" — Und bei diesem Jubel faßte er sich wieder in die Haare, riß die Kleider auf, umarmte Bernhard, warf die Stühle um, schlug einige Entrechats, ergriff ein halbgefülltes Weinglas, trank es aus, zerschmetterte es und schrie zu wiederholten Malen: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig! Vivat hoch!" — Darauf stürzten ihm die Thränen stromweise aus den Augen.

Digitized by Google

Jetzt hub Bernhard an: „Fünf und siebzig tausend fünf hundert sieben und siebzig hat den Treffer; doch das ist nicht Ihre Nummer?“

„Freilich, Goldmännchen, freilich!“ lallte Benedict.

„Wo haben Sie das Loos?“

„Das Loos!“

„Für die letzte Ziehung?“

„Ich habe mir die Nummer aufgeschrieben.“

„Aber das Loos? Sie haben es nicht bezahlt, ich war beim Collecteur, er hat es an einen Andern verkauft —“

Benedict stand wie gelähmt.

— „Wer das Loos in den Händen hat, bekommt den Gewinn ausgezahlt, das ist Gesetz! Sie haben die Renovation vernachlässigt, Ihr Recht an das Loos aufgegeben — Ihre übrigen Loose haben Nieten und — so stehen die Dinge! Trösten Sie sich, noch ist nicht Alles verloren, so lange der Schatz im alten Geisterschlosse noch erhoben werden kann. Aber Sie müssen fliehen — Ihre Wohnung ist mit Gläubigern und Gerichtspersonen besetzt. Ich begleite Sie, ich werde Sie nicht verlassen. Für einen Reisewagen ist bereits gesorgt, und Aurora bleibt indessen bei meiner Tante, die ihr sorgsam verhehlen wird, wie es mit Ihnen steht. O, nicht diese Jammergestalt! Sein Sie ein Mann und schicken Sie sich ins Unvermeidliche!“

Die Wirkung von Bernhard's Rede kann ich nicht beschreiben. Benedict glich einem Gespenste. Aus den höchsten Himmeln war er in die unterste Hölle gefallen. Ohnmächtig lag er in einem Stuhle, fieberhaft zuckend und erholte sich schwer. Als er anfing, zu phantasiren, war das schlimmste Stadium überstanden, während dessen Dauer Bernhard selbst die Fassung beinahe verlor und für den Verstand des Schwergetäuschten zitterte. Er mußte seine ganze Beredsamkeit aufbieten, ihn einigermaßen zu beruhigen, was ihm auch endlich glückte. Mit den lebhaftesten Farben schilderte er ihm die Erlösung Rothmantels und die Erhebung des Schatzes. Dies machte Eindruck. Benedict klammerte sich an diese letzte süße Hoffnung wie ein Schiffbrüchiger an ein Bret, das ihn retten soll. Die Nacht brachte er bei Bernhard zu und schlief, in Betracht der Sorgenlast, die auf seiner Seele lag, recht ruhig. Sein leichtbewegliches Schneidertemperament leistete ihm auch dieses Mal seine trefflichen Dienste und ließ ihn nicht untergehen im Drange der wechselnden Gefühle.

In der frühen Morgendämmerung saß der flüchtige Kleiderverfertiger mit seinem Begleiter im Wagen. Er hatte sich in einen weiten Mantel mit großem Bärenpelzkragen eingehüllt und eine Mütze von demselben Stoffe tief über die Ohren herabgezogen, so daß man nicht viel mehr von dem ohnehin niedlichen Gesichte gewahrte, als die Nasenspitze und deren nächstliegende Partien. Der Morgen war kalt — das Feld bereift; die Pferde trabten schnell dahin, und schon waren die beiden Passagiere weiter als zwei Stunden von der Stadt entfernt, ohne noch ein Wort mit einander gewechselt zu haben. Als der Kutscher vor einem Wirthshause an der Landstraße hielt, um den Gaulen eine kurze Rast zu gönnen, brach Benedict das tiefe Stillschweigen durch einen noch tieferen Seufzer. Er wickelte sich aus seinem Mantel, schob die Mütze ein wenig bei Seite und schaute zum Kutschenfenster hinaus. „Wo sind wir?“ fragte er leise und getraute sich nicht auszusteigen. Bernhard war herabgesprungen und reichte ihm mit komischer Geberde lächelnd die Hand. „Man verfolgt Sie nicht!“ versicherte er, „dafür ist gesorgt. Wenn wir zurückkehren, werden Sie noch manches Unerwartete erfahren!“ — „Ich tränke gern einen Bittern!“ äußerte der Schneider und krümmte sich zusammen. — „Zwei für Einen,“ entgegnete Bernhard, während er mit dem Bepelzten in die Gaststube eintrat.

Fuhrleute saßen an einem Tische und frühstückten. „Heiliges Wetter!“ rief der Eine, „die vergangene Nacht mag's bunt auf dem Blocksberge hergegangen sein. Der Wind heulte im Schornsteine, wie Unken und Uhus!“ — „Wenn Deine Mähren verrecken, so geschah Dir nach Rechten!“ lachte ein Anderer und wendete sich zu den Uebrigen. „Der Kerl ist zu filzig, ein paar Dreier für'n rothes Bändel auszugeben, und machten wir nicht drei Kreuze an die Stallthür, der da läßt eher die Finger verfaulen, als daß er sich die Mühe nähme!“ — „Mir ist im Leben nichts passirt!“ sagte der Erste, den Kopf schüttelnd, „das Hexenvolk bekümmert sich nicht um Euch Lumpe!“ — „Wenn Du lumpicht sein willst, so laß Dich allein hängen!“ tönte es von mehrern Seiten. Jener goß den Rest aus seiner Schnappsflasche und leerte sein Glas. „Existirt denn der bucklichte Wirth noch in der Schenke am Walde drüben?“ fragte er dann. „Wo Du des Morgens einmal mit einem Backen, so dick wie ein Hemmschuh, aufstandest?“ nahm ein alter Fuhrmann in grauen Haaren das Wort. „Das hattest Du für Deine Freigeisterei! Wird Dir 'mal noch übel bekommen, Windbeutel. Der

Wirth lebt noch und wird wohl noch leben, wenn wir Alle vermodert sind. Man sagt, er habe einen Trank vom Teufel, deswegen verändert er sich nicht. Ich fahre gar nicht mehr an dem Neste vorbei; im Schlosse daneben ist's auch nicht geheuer, und Mancher, der dort übernachtet hat, ist nicht mit heiler Haut fortgekommen."

„Wo werden wir heute übernachten?" fragte jetzt Benedict seinen Reisegenossen.

„Nun, doch wohl im alten Schlosse?" antwortete dieser. Benedict schüttelte sich und schwieg. Der Kutscher streckte den Kopf durch die Thür: „Meine Herren, wenn's gefällig wäre!" — Bernhard bezahlte die Zeche; die Reisenden machten sich's wieder im Wagen bequem und fuhren davon. Die Nebel zertheilten sich allmälig, die Sonne trat glänzend hervor, der Reif verschwand und der blaue Himmel lachte freundlich auf die frühlingsjunge Erde hernieder. Benedict brach, wie eine Blume aus der Knospe — er ließ den Mantel von den Schultern fallen, dehnte sich, rieb sich die Augen, summte eine Melodie und sprach endlich: „Es wird ein köstlicher Tag." Nun wurde auch Bernhard gesprächiger; mit innigem Wohlbehagen recitirte er die Verse aus Faust:

„Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon —
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?"

„Er wirkt!" bestätigte der Schneider stark. „Und wenn man etwas Warmes im Leibe hat, so wird einem wie dem Kätzlein schmächtig!" fügte er heiter hinzu, seine Kenntniß Goethe's bewährend. „Mag das große Loos zu Wasser geworden sein!" fuhr er fort und schlug ein Schnippchen. „Es ist noch nicht alle Tage Abend." Bernhard lenkte das Gespräch wieder auf den Rothmantel und bekannte sich mit Benedict's Plan, im Schlosse vor der gespenstischen Gesellschaft eine Vorlesung zu halten, vollkommen einverstanden, freilich aus ganz anderen Gründen, als dieser ahnete. Darauf horchte er den zukünftigen Schwiegervater aus, was er wohl vorzunehmen gedenke, falls er wieder in gute Verhältnisse käme. In traulichen Gesprächen theils, theils halb schlummernd und träumend erreichten sie die kleine Stadt, wo sie zu Mittag speisten. Ueber Tische erinnerten sie sich der Unterhaltung der Fuhrleute, bei welcher Gelegenheit Bernhard besonders über den Umstand witzelte, daß sein Doppelgänger mit Consorten der großen Fete auf dem Brocken beigewohnt habe; bespöttelte seine schwachen Jugendgedichte, wegen welcher er in der Bund der Langweiligen gerathen, und schloß mit den Worten Goethe's:

„Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut, denn da gehört ihr hin."

Den Tag über fiel nichts Erhebliches vor. Gegen Abend verlor Benedict seine gute Laune, und als sein Begleiter dem Kutscher befahl, den Seitenweg am Walde einzulenken, da fing das schneiderliche Herz immer lauter und bänger an zu klopfen und mit der einbrechenden Dunkelheit, die durch das spärliche Mondlicht, welches durch die Wipfel der Bäume lugte, nur noch geheimnißvoller wurde, rückte der furchtsame Nadelheld näher an Bernhard an und antwortete auf dessen Fragen in abgesetzten, verworrenen Lauten. Ein Irrwischtanz auf einer Waldwiese närrte sie außerdem eine Zeit lang, bis sie endlich wieder auf einen geebneten Pfad kamen und an dem ersehnten und gefürchteten Wirthshause anlangten.

„Reisende!" rief eine schnarrende Stimme in der Hausflur. „Ich bin's!" entgegnete Bernhard laut. „Kennen Sie mich noch, Herr Wirth?" — „Leute! Leute!" commandirte die Stimme, „Schriftsteller kommen, Dichter!" — — „Mein Gott! wir sind hier bekannt?" fragte verwundert Benedict. „Desto besser!" sprach Bernhard. Man brachte Lichter, die beiden Reisenden stiegen aus und begaben sich ins Zimmer, der Schneider mit zagender Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Der braune Gnome von Wirth begrüßte mit tiefen, drolligen Verbeugungen seine Gäste, indem er sein Mützchen, wie einen Handschuh, umwendete und dazu kicherte und Gesichter schnitt. „Große Ehre, wahrhaftig, hohe Ehre, daß Sie mir die Ehre geben, mich zu beehren!" krächzte er und ergriff die Hände der Ankommenden. — „Hans, noch ein Licht auf den Tisch dort! — Riekchen, gedeckt! — Sie speisen doch bei mir, meine Herren? Ich bin eingerichtet, mir ahnete schon Ihr Besuch!"

„Nur schnell, mein Freund!" bat Bernhard. „Wir wollen noch aufs Schloß."

Benedict würgte, als habe er Pillen verschluckt.

„Aufs Schloß also?" wiederholte der Kleine; dann fügte er leise hinzu: „Der Herr da will gewiß auch den Rothmantel kennen lernen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Freihafen und die Cotta'sche Vierteljahrschrift.

Beide Institute, gänzlich verschiedenartig durch ihre Begründer, durch ihre Mitarbeiter und durch die Zwecke, die sie sich zu erreichen vorgesetzt, gingen gleichwohl zu einer und

derselben Zeit aus dem gleichen Bedürfniß heutiger Tageslitteratur hervor. Beide Unternehmungen haben sich bei ihrem Beginnen hinlänglich über die Stellung ausgelassen, die sie einzunehmen beabsichtigen. In unsern journalistischen Blättern und Zeitungen war zwar zu lesen, daß diese beiden Vierteljahrschriften, in dem gewohnten Sinne heutigen Journalistentreibens, Händel mit einander bezweckten, und dazu dawären, sich gegenseitig zu widerlegen. Es fehlte auch nicht an der Herausforderung, namentlich in dem Freihafen eine Opposition gegen mancherlei retrograde und geistig verschimmelte Richtungen, welche die „deutsche Vierteljahrschrift" gleich in ihrem ersten Hefte zur Schau trug, aufzustellen. Die Redaction des Freihafens nahm sich aber wohl in Acht, auf alle diese Dinge sich einzulassen, um beiden Instituten ein ungestörtes Herausleben vor dem deutschen Publicum zu gönnen. Es schien zu bedeutsam, auf zwei verschiedenen Seiten in Deutschland ein literarisches Wirken im Sinne der Vereinigung und Concentration zu erblicken, als daß man sich gegenseitig hätte stören sollen, auch in der Achtung bei dem Publicum. Was soll außerdem die gänzlich sinnlose Gegenüberstellung des deutschen Nordens und Südens, wovon man beim Beginne beider Vierteljahrschriften geredet hat? Der deutschen Vierteljahrschrift geschah im Freihafen auf die unbefangenste Weise Erwähnung.

Jetzt liest man in Nr. 290 der „Augsburger allgemeinen Zeitung" eine lange und bittere Note, worin der unbekannte Genius der deutschen Vierteljahrschrift seinem gepreßten Herzen Luft macht und ein längst beklommenes Gefühl auszusprechen sucht. Dies Gefühl gilt dem **Freihafen**, den er mit Unrecht als seinen Rivalen betrachtet. Ich hätte bei der Cotta'schen Buchhandlung einen so kleinlichen Krämerneid nicht erwartet. Glaubt sie ihr Unternehmen nur dadurch heraufbringen zu können, daß sie andere ähnliche Institute schmähen und herabsetzen läßt? Dies ist ein schlechtes Mittel, würdig jener Winkeljournalisterei, die man eben in der deutschen Vierteljahrschrift vornehm zu überwinden sich den Plan gesetzt hat! Je höhere Verehrung ich für einzelne Mitarbeiter der Cotta'schen Vierteljahrschrift hege, unter denen sich mancher mir freundlich gesinnte Mann befindet, um so entschiedener muß ich es hiermit ablehnen, daß der dazu gänzlich unbefugte Buchhändler, oder wer immer, die Namen dieser Männer in einen gehässigen Gegensatz zu mir stellt, den ich durch Nichts veranlaßt habe. Denn der Schreiber jener Note beschäftigt sich darin auch mit der Beurtheilung meiner eigenen literarischen Bestrebungen, wobei er denn aber sogleich den unwiderleglichen Blödsinn des stuttgarter Literaturblattes verräth, dessen das deutsche Publicum hänselndes Philisterthum leider in der Cotta'schen Vierteljahrschrift theilweise wieder aufgewärmt und mit einigen jungen Zwiebeln aus der schwäbischen Dichterschule neu angerührt erscheint.

Der Unterzeichnete, als Mitarbeiter des Freihafens befugt, die Redaction in gewissen Fällen zu vertreten, hat den Auftrag, in allen Dingen, welche den Freihafen betreffen, den **Herrn von Cotta** hiermit öffentlich zu **beruhigen**! Es wird ihm nämlich versichert, daß der Freihafen nicht im Allergeringsten die Tendenz hat, mit der deutschen Vierteljahrschrift zu concurriren, deren gute Leistungen er fortfahren wird anzuerkennen! Wenn aber die deutsche Vierteljahrschrift wegen ihrer obscuren Richtungen keinen Absatz findet, so muß ich Herrn v. Cotta bemerken, daß der Freihafen nicht dafür kann, der in seiner mehr auf die Fülle des Lebens gerichteten Tendenz ein ganz verschiedenartiges Publicum im Auge hält und bereits gewonnen hat. Ich hoffe daher, da er mir vor Jahren wohl persönlich und brieflich als ein artiger Mann vorgekommen ist, daß er ein so angesehenes und schätzenswerthes Organ, wie die allgemeine Zeitung ist, nicht länger dazu mißbrauchen wird, zum Besten der Literatur unternommene Bestrebungen schmähen zu lassen!

Leipzig, am 20. October 1838.

Dr. **Theodor Mundt.**

Notizen.

[Gräfenberg, Wassercur.]

In Nr. 77. von „Ost und West" lesen wir aus Gräfenberg, daß im Monat August 500 Personen sich in der Heilanstalt des Vincent Prießnitz befanden; in dem benachbarten Städtchen Freiwaldau, wo ebenfalls eine Anstalt gleicher Art errichtet ist, zählte man 200 Patienten. Oesterreicher waren vorherrschend, sonst von allen Nationen, selbst aus Newyork ein Gläubiger. Wasser thut's freilich nicht, auch nicht der Glaube, sondern die Diät; Prießnitz reducirt die Culturmenschen auf die einfachsten Naturstoffe in der Nahrung. Ein sehr geschmackvoll und mit gutem Humor geschriebenes Buch über die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg erschien in Leipzig bei Brockhaus. Ein anderes, nicht so ausführlich, mit einiger Opposition gegen die Diätregeln des heiligen Vincent, ist von J. H. Rausse, dem Verf. der Reisescenen in zwei Welten: „Der Geist der gräfenberger Wassercur," Zeitz bei Schieferdecker. Ein drittes in Breslau bei Leuckart: „Die neuesten Erfahrungen und Heilungen aus dem Gebiete der Wasserheilkunde, von Jos. Weiß, Director der neuen kalten Badeanstalt in Freiwaldau." Hier ist das ganze Register der Krankenerscheinungen aufgeführt, nebst den Einflüssen, welche die Cur übt.

[F. Stolle.]

Ferdinand Stolle, der geschmackvolle Erzähler, Verfasser von 1813 u. a., redigirt jetzt die „Eilpost," ein Journal für Unterhaltung und Mode. Hr. Stolle schreibt ein fleißiges Feuilleton, fast ein allzu fleißiges, in Benutzung unserer Notizen unter anderm. Was er in No. 43 über Bendemann und die düsseldorfer Ausstellung erzählt, ist unseren Berichten entlehnt.

Fortgesetzte dreiste Benutzung ohne Quellangabe unserer Zeitung erlaubt sich Hr. Saphir in seinem Humoristen. Erst neulich plünderte er den Artikel über Blücher und die Händel-Schütz.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 211. — den 27. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Fortsetzung.)

„Deshalb kommt er!“ antwortete Jener und Benedict hauchte ein wehmüthiges Ja dazwischen. Ihm wurde immer ängstlicher zu Muthe. Bald setzte sich das Kleeblatt zu Tische. Bernhard ließ eine Flasche Wein bringen, „denn,“ lachte er, „wir haben ein großes Geschäft vor!“ Dem armen Rosenhain wollte zwar Anfangs kein Bissen schmecken, aber als er dem äußerst feurigen Weine eine Weile zugesprochen, so gingen alle seine Sinne auf. Er aß mit Appetit mehrere Rebhühner, fand Gefallen an den Späßen des Wirths, deren Zweideutigkeiten ihm entgingen, lachte und scherzte und versicherte zuletzt, er spüre nicht die geringste Bangigkeit vor dem Herrn Rothmantel und seiner Gesellschaft. Selig, mit gläsernen Augen und schwerer Zunge stand er vom Tische auf. Zehn Uhr war vorüber. „Nun wird es Zeit!“ mahnte Bernhard. „Auf! Auf!“ rief der begeisterte Schneider. „Ich will sie bannen, daß sie niemals wieder auferstehen!“ „Ist kein so leichtes Stück!“ kicherte der kleine Gnome und ließ den Pfropf von einer Champagnerflasche springen, die er unvermerkt herbeigeholt. „Noch einen Nachtrunk, meine Herren!“ — Behaglich schlürfte Benedict den leichten Schaum und ließ sich ein zweites Glas füllen.“ „Die Geister sollen leben! Rothmantel lebe!“ schrie er mit kreischender Stimme, „der Schatz lebe!“ Die Trinkenden stießen an, „hier sind Ihre Mäntel!“ sagte der Wirth, diese geschäftig herbeischleppend. Im großen Saale No. 17 auf dem Schlosse ist's kalt. Der Kamin ist nicht recht im Stande.“ — „O, ich brenne wie Feuer!“ lachte Benedict und taumelte aus der Stube. Der Kleine sprang mit einer Laterne voran; Bernhard folgte mit gemessenen Schritten. In kurzer Zeit hatten sie das Schloß erreicht; im Hofe flatterten Eulen und Fledermäuse und der Wind pfiff durch das alte Gemäuer. „Ein schauerlicher Aufenthalt!“ äußerte Benenedict, setzte aber sogleich hinzu: „Thut nichts! Ich bin ein Freund vom Romantischen.“ Nachdem sie in den Saal, wo heute zwei Stühle standen, als wären die Gespenster von dem Besuch benachrichtigt worden, eingelassen waren, empfahl sich der Wirth und überließ die beiden Fremden ihrem Schicksale.

„Horch! Jetzt kommen sie!“ flüsterte Benedict, als sich ein Räuspern und Wehen auf dem Gange hören ließ. Das Manuscript seines Trauerspiels lag vor ihm auf dem Tische aufgeschlagen, er wartete nur noch auf seine Zuhörer. Bernhard hatte sich ruhig auf dem Sopha niedergelassen. Jetzt hob er sich ein wenig in die Höhe, um zu lauschen. Das Geräusch wurde vernehmbarer — einen Augenblick darauf sprang die Thür auf, wobei Benedict unzweideutige Zeichen seiner wiederkehrenden Muthlosigkeit gab — und, den Rothmantel an der Spitze, bewegte sich ein langer Zug von Schattengestalten in das Zimmer; Bernhard's Ebenbild machte den Beschluß. Der Anblick des letztern schien auf unsern heldenmüthigen Schneider besonders grauenhaft zu wirken, während Bernhard selbst in ein lautes Gelächter

Digitized by Google

ter ausbrach. Nach Beendigung desselben schritt der Maler mit Pinsel und Palette auf den vor dem Tische starr sitzenden Benedict zu und redete ihn an: „Sein Sie willkommen, Herr Johann Georg Benedict Rosenhain, nach dessen näherer Bekanntschaft ich schon längst inniges Verlangen getragen. —"

„Auch ich, auch ich," versicherte der Schneider, sich zusammennehmend, „weiß die Ehre zu schätzen" —

„O Sie sind sehr gütig!" unterbrach ihn der Geist und rückte an der Staffelei —

„Eure Höflichkeit erfreut mich sehr,
Ihr seht einen Mann, wie andre mehr!"

„Lassen Sie uns jetzt an unser Werk gehen!" fuhr er fort und legte den umgekehrten Mantel ab. „Ihre Copie muß sich herrlich in unserer glänzenden Versammlung ausnehmen. Ihr Herr Begleiter mag sich indessen gefälligst ruhig verhalten!"

„Erlauben Sie, Verehrungswürdigster," sprach Bernhard mit schlauer Miene und fester Stimme. „Mein Reisegenoß bittet zuvörderst Sie und die ehrenwerthe Gesellschaft, mich selbst mit eingerechnet, um eine kleine Gunst. Natürlich ist auch mir daran gelegen, daß sie ihm nicht verweigert werde."

„Sprechen Sie! Welche Gunst?" fragte der Rothmantel, wie es schien sehr gespannt, den seltsam sich geberdenden Schneidermeister, und beim Anblick des umfangreichen Manuscripts flog eine unbeschreibliche Heiterkeit über sein blasses ernstes Gesicht. Zugleich fing er an zu gähnen, daß man um seine Kinnbacken gerechte Besorgniß hegen konnte, hätte man nicht gewußt, daß sie im Dienste eines Geistes ohne Fleisch und Blut stünden. Die Mitglieder des Clubs ahmten dem Beispiele ihres Meisters und Führers nach und sperrten sämmtlich die Münder auf, während sie sich einander freundlich ansahen.

„Ich wünsche," begann Benedict mit einigem Pathos, „den in diesem Saale Anwesenden etwas mittheilen zu können, was sie vielleicht, ja, ich darf wohl sagen, gewiß interessiren dürfte."

„Gewiß! gewiß!" rief der Rothmantel. „O, Sie Edelster aller deutschen Dichter!"

„Der Gegenstand," sprach Benedict stolz weiter, „ist mein neuestes Trauerspiel! Wollen Sie die Gefälligkeit haben, die Vorlesung anzuhören, so nehmen Sie Platz. Wie ich sehe, ist hier kein Ueberfluß an Stühlen, doch Sie sind vielleicht das Stehen gewohnt?"

„Machen Sie sich keine Sorge!" versetzte der Geist mit einer unterthänigen Geberde. Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, ließ sich auf dem für ihn bestimmten Stuhle nieder, winkte der Versammlung, einen Kreis um ihn zu bilden, was auch mit der größten Schnelligkeit geschah, und rief noch einmal aus: „Edelster von allen deutschen Dichtern, wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie der Letzte, welcher mich zu besuchen kommt, und die Gemächer dieses Schlosses werden wieder in guten Ruf kommen."

Benedict setzte zu einer Frage, die den Schatz betraf, an, doch der Rothmantel winkte ihm erschrocken mit abwehrender Geberde und sagte mit furchtbarem Ernst: „Kein vorlautes und unzeitiges Fragen! Sie könnten leicht die Gunst dieser Augenblicke verscherzen." Mit milder Bitte setzte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Jetzt beginnen Sie, wenn's gefällig ist, Vortrefflichster!"

Benedict schlug sein Manuscript auf und las. Nach einem Viertelstündchen war er mit dem Personenverzeichniß fertig und ging zur Handlung selbst über. Nicht vom Blatte aufsehend, declamirte er die fünffüßigen, unendlichen Jamben des Expositionsmonologs mit wahrhaft heroischer Behaglichkeit und entwickelte alle Pläne seines langathmigen Helden, die im Verlaufe des Stücks ausgeführt werden sollten, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Als der Held geendigt, trat ein Freund desselben auf, dem jener in verhältnißmäßiger Kürze noch einmal dasselbe mittheilte, was er eben mit sich selbst abgehandelt, und wovon der theilnehmende Freund seinen nach einander erscheinenden Genossen ausführliche Rechenschaft zu geben, nicht verfehlte. Dies war ungefähr der Inhalt des Vorspiels.

Benedict machte eine kleine Pause, die er zum Schneuzen des Lichtes in der Laterne benutzte. Die tiefe Stille, welche um ihn herrschte, entzückte ihn; er nahm sie für den sichersten Beweis der allgemeinen Aufmerksamkeit und poetischen Hingebung. Die Stimme erhöhend, begann er nun den ersten Aufzug, den er durch eine Liebesscene eingeleitet hatte. Ein jugendlicher Prinz erzählte seiner Auserkorenen alle Verbindungen, welche er bisher mit den Schönen des Landes gehabt, um seine jetzige Leidenschaft mit seinen frühern Liebeleien zu vergleichen und in das richtige Verhältniß zu stellen; dann ließ er sich auf ein Knie nieder und bewerkstelligte seine Liebeserklärung, bei welcher man vorzüglich die verschwenderische Fülle von Zärtlichkeitsbenennungen für die Angebetete bewundern mußte. Eben wollte der Vorleser diese selbst redend einführen, als eine Glocke die erste Stunde nach Mitternacht verkündete.

Von einem seltsamen Gefühle bewegt, hielt er inne und blickte auf. Die Versammlung schien verschwunden und nur der Rothmantel noch gegenwärtig. Aber als er die Laterne emporhob, um sich seine Umgebung näher zu betrachten, sah er — welches Wunder! — sämmtliche Zuhörer am Boden hingestreckt. Er trat auf sie zu und lauschte; da drang ein leises Schnarchen an sein Ohr — der Rothmantel lag mit gekreuzten Armen und geschlossenen Augen behaglich schlummernd in seinem Sessel. „Doctor! Bernhard!" rief Benedict leise, doch kein Bernhard rührte sich. Auch er war entschlafen und zwar so fest, daß er ihn durch das heftigste Rütteln nicht erwecken konnte. „Mein Gott!" seufzte er, „welche Klötze sind diese Geister, daß sie bei meiner Vorlesung einschlafen!" In diesem Augenblicke wendete er zufällig den Blick nach seinem Sitze. Mit einem Weherufe fuhr er zurück — auf dem Stuhle saß — Er selbst und schnarchte vernehmlich; seine rechte Hand lag über das Manuscript hingebreitet, die andere hing schlaff an der Seite hernieder, und auf der Brust trug er, wie die übrigen, einen Zettel mit seinem vollständigen Namen. Jetzt war sein Muth zu Ende, er stürzte auf Bernhard zu und schrie laut. Eine zweite Glocke schlug und im Nu erhob sich die ganze Gesellschaft. Hastig fuhr der Rothmantel auf und taumelte schlaftrunken umher. Der Pseudo-Benedict machte einen furchtbaren Schneidersprung und stellte sich mit den andern Schattengestalten in Reih' und Glied. Bernhard erwachte mühsam, dehnte sich lange und fragte verwundert, was es gäbe? Benedict aber hatte sich am Sopha niedergekauert und erwartete zitternd seinen Untergang. „Gnade! Gnade!" wimmerte er, da der Rothmantel mit ausgebreiteten Armen, als ob er ihn umhalsen wollte, auf ihn zuschritt. „Fürchte Dich nicht!" sprach der Geist und winkte ihm, aufzustehen. „Du bist mein Erretter, mein Erlöser; ich darf nun zur ewigen Ruhe zurückkehren."

„Erlöser? Erretter?" wiederholte Benedict, sich langsam erhebend. „Wie ist das möglich? Ihr habt ja geschlafen?"

„Das eben ist die Ursache unseres Glücks!" antwortete Jener. „Deine Vorlesung hat mich von dem Fluche befreit und alle diese Doppelgänger werden von nun an mit mir zugleich aufhören zu sein!"

In der That fingen die Letztgenannten schon an, viel durchsichtiger zu werden. Der Geist fuhr fort: „Du kamst auf den Gedanken, uns ein Erzeugniß Deiner Muse vorzulesen — habe Dank dafür! Ewigen Dank! Dein Product war ganz geeignet, den gräßlichen Fluch zu lösen, der mich zu einer wandellosen Langenweile verdammt hat. Ich mißbrauchte im Leben die Kunst und mußte dafür viele lange Jahre in diesem Schlosse umherwandern, mußte Jeden, welcher mit mir sich in gleicher Schuld befand, in meinen Kreis aufnehmen, und Du siehst, die Anzahl meiner Genossen ist nicht gering. Du selbst bist, beiläufig gesagt, während der Vorlesung entstanden, ohne daß Dich mein Pinsel zu schaffen brauchte. Erst dann sollte ich von meiner Qual entbunden sein, wenn Einer unaufgefordert kommen und meine Langeweile zu einer solchen Höhe steigern würde, daß ich dabei einschlafen müßte. Dir ist die That gelungen! Dein Trauerspiel war so haarsträubend langweilig, daß mir schon im Vorspiele die Augen zugefallen sind, ja, Du hast das Höchste erreicht, was ein langweiliger Dichter erreichen kann — Du hast Dich selbst in Schlaf gesungen!"

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die Bajaderen.]

Ein neuerer Reisender erzählt: „In einem innern Hofe des Tempels in Pondichery sah ich zum ersten Male Mädchen, welche die Hindus Devedassis oder Devallialen nennen, was im Sanscrit Dienerinnen der Gottheit bedeutet. Der Name Bajaderen, bei dem man in Europa sogleich an Grazie und Ueppigkeit denkt, kommt von dem portugiesischen Worte balleideras (Tänzerinnen) her, den ihnen die ersten Portugiesen beilegten. Die dichterischen Uebertreibungen Raynal's machten gegen Ende des letzten Jahrhunderts jenen Mädchen einen Ruf, den die neuesten Berichte noch nicht ganz zu vernichten vermochten. Statt der reizenden Geschöpfe, welche der ernste Abbé so genau schildert, enthält die Kaste der Bajaderen, neben alten Frauen im Dienste der Priester, viele vor der Zeit verblühte Schönheiten. Der so einladende Tanz, die so einladenden Stellungen bestehen meist in Verdrehungen, anmuthlosen Stellungen und forcirten Gesten. Die Devedassis werden aus allen Kasten, außer jener der Parias, genommen. Bisweilen zwingt man die Mädchen zu diesem Dienste, oft aber wählen sie ihn freiwillig. Ein Mädchen, das eine Bajadere werden will, muß vor der Mannbarkeit in den Tempel kommen. Hier untersucht man genau, ob sie gut gewachsen, ob ihr Gesicht hübsch, ihre Gesundheit gut ist; dann übergibt man sie ihren Gefährtinnen, welche sie in dem Teiche der Pagode baden, ihr neue Gewänder anlegen und sie mit Edelsteinen schmücken. Ist dies geschehen, so begibt sie sich zu dem Oberpriester, der sie mit einigen Formalitäten zu dem neuen Stande weiht und ihr endlich mit einem glühenden Eisen das Siegel des Tempels aufdrückt, dem sie von nun an angehört. Jetzt ist sie Bajadere. Sie lernt lesen, schreiben, singen, besonders aber tanzen. Man hat für die Novizen eine Sammlung von Toilettengeheimnissen und Künsten der Coquetterie ent-

worfen. Die Bajadere lernt alles dies, um zu gefallen; denn dies ist ihr Amt, ihr Gewerbe, und sie muß zuerst den Braminen, ihren Herren von Rechtswegen, sodann dem Publicum gefallen, dem sie ihre Gunstbezeigungen zum Vortheile der Braminen verkauft. Wenn sie vor dem Götzenbilde tanzt, in der leichten Bekleidung, welche über der Taille mit einem silbernen Gürtel zusammengehalten wird, mit dem langen gestreiften, durchsichtigen Ueberwurf, mit den langen Ohrgehenken, den silbernen und goldenen Schellen, welche nach dem Takte klingen, mit der unendlichen Menge von Ringen, Knöpfen und klingenden Glöckchen; Trunkenheit in den Blicken, Hingebung in ihrem ganzen Wesen, dann muß wohl auch der Geizigste sein Schärflein geben und die Pagode Vortheil von den Reizen ihrer Dienerinnen ziehen. Die Götter wollen es so, die Braminen ebenfalls und die Bajaderen noch mehr als die Götter und Braminen. Der Tanz der Bajaderen besteht aus mannichfach zusammengesetzten Gruppen, wobei sie sich, Gesicht gegen Gesicht, hin und her wiegen; eine eintönige Musik von Blasinstrumenten, welche sie mit Trommeln und Becken begleiten, bestimmt den Takt ihrer Bewegungen. In den Pagoden besingen die Bajaderen in langsamen, traurigen Weisen das Lob und die Verwandlungen Wischnu's. Manche dieser Mädchen sind ausschließlich dem Tempeldienste geweiht; mehrere aber genießen größere Freiheit und können ihr Handwerk auch außerhalb treiben. Der reiche Hindu gibt kein Fest, ohne Bajaderen dabei zu haben, welche er oft sehr theuer bezahlt; sie sollen dabei durch Gesang und Tanz die Gäste unterhalten. Man kann sich denken, daß die Bajaderen bei einem solchen Leben ihre Jugend und ihre Reize bald verbrauchen. Mit dem 18ten, 20sten Jahre beginnt für sie bereits ein frühzeitiges Alter. Dann werden sie von den Priestern fortgeschickt, sie treten wieder in ihre Kaste ein und verheirathen sich, ohne daß ihr früheres Leben dabei ein Hinderniß wäre." — Eine andere Art der indischen Tänzerinnen beschreibt derselbe Reisende bei Gelegenheit der Schilderung eines Festes: „Nachdem ich einmal in diese Festlichkeiten hineingerathen, war an ein Einhalten nicht zu denken. Ich besuchte die Routs in der Stadt, Abendgesellschaften, das Theater und ein indisches Fest, ein Natsche, welches ein reicher Bábu gab. Wir langten vor seinem glänzend erleuchteten, von einer Volksmenge umgebenen Palaste an und man geleitete uns in einen großen Saal, in welchem zwei Galerien hinliefen. Die obere war für die Frauen des Bábu, welche durch ein Gitter dem Feste zusehen durften, die andere für die Zuschauer bestimmt. Blendend weiße Säulen trugen diese beiden Galerien und der von krystallenen Kandelabern erleuchtete ungeheure Saal gewährte einen zauberhaften Anblick. Bei unserm Eintritte sang eben die berühmte Nickie, die Catalani des Orients, hindostanische Lieder, welche ein sehr unmelodisches Orchester begleitete. Nach Beendigung des Gesanges begann der Natsche. So nennt man einen ganz indischen Tanz, der nichts mit denen gemein hat, welche die Bajaderen, deredassis, canceni und andere Dienerinnen der Pagoden aufführen. Die Figurantinnen des Natsche sind rum-dschenies, die sich je drei und drei zusammenhalten und statt die üppigen Bewegungen der Bajaderen nachzuahmen, allen ihren Bewegungen eben so viel Grazie als Anstand geben. Ihre Kleidung entspricht dem Tanze; statt des leichten Ueberwurfs tragen die Rumdschenies lange mit Gold und Silber gestickte Gewänder; ihr Unterkleid ist sehr weit und schwillt wie ein Luftballon auf, wenn sie sich schnell herumdrehen; weite Beinkleider fallen bis auf die Knöchel herab und die Glöckchen an ihren Füßen klingen nach dem Takte. Bisweilen beschränken sich die Natschetänzerinnen auf Körperwiegungen und Schritte ohne bestimmten Charakter, gewöhnlich aber spielen sie Pantomimen mit großer Wahrheit in den Stellungen und Geberden." —

[Miß Clara Novello.]

Am 23. gab Clara Novello, von Mailand zurückgekehrt, ein Concert im leipziger Gewandhause. Es ging im Publicum das Gerücht, die Sängerin habe in Italien an Kunstfertigkeit gewonnen, aber der silberhelle perlende Ton sei nicht mehr derselbe. Sie widerlegte diese Besorgniß mit der ersten Gabriel-Arie aus der Schöpfung. Die Polacca aus den Puritanern, die sie auch früher hier mit rauschendem Beifall gesungen, gefiel wie damals, obschon sie das Italienische nicht italienischer singt als sonst; ihr Triller ist kein echter, nur den Ansatz nimmt sie richtig, nachher verläuft sich die Stimme in jenes Schmettern, dem übelwollende Musiker einen bösen Beinamen zu geben pflegen. Wofern nämlich das gleichmäßige Aushalten zweier gleich stark angeschlagener Töne verlangt wird, ist es kein Triller, was man von Clara Novello hört. Man muß freilich einräumen, daß man selten einen echten Triller hört; die Schröder-Devrient, die Carl wissen, was Triller ist. — Miß Clara Novello hat in Wien Deutsch gelernt und gab uns in einigen Liedern deutsche Töne zum Besten. Die Sängerin ist nach Berlin gereist. Ihr Concert war glänzend gefüllt; man berechnet die reine Einnahme auf 450 Thaler.

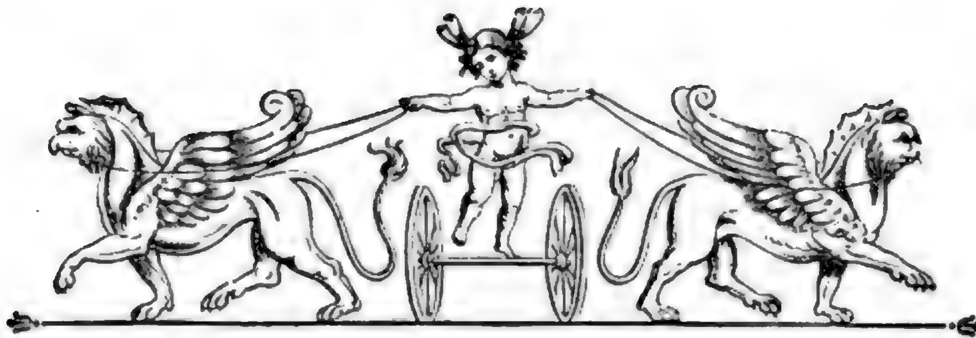
[August Möser.]

Am 22. ließ sich der 11½jährige Sohn des Musikdirectors Möser aus Berlin im leipziger Gewandhause hören. Man bewunderte die Fertigkeit des jungen Violinisten, obschon man wissen will, daß er vor zwei Jahren bereits auf derselben Stufe der Ausbildung stand.

[Mistreß Shaw.]

Mendelssohn-Bartholdy hat das Verdienst, das musikalische Leipzig mit England in Connex zu setzen. Wir verdanken ihm den Genuß, Miß Clara Novello in unsern Gewandhaus-Concerten zu hören; jetzt ist Mrs. Shaw für den Continent gewonnen. Sie wird in zwölf Concerten in Leipzig singen, am 18. October hörte man sie zum ersten Male. Sie sang eine große Arie von Rossini und die Mozart'sche Cavatine: l'addio. Eine Altstimme voll schönem Klang, mit der schmeichlerischen mezza voce, die nur der italienischen Schule eigen ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 212. — den 29. October 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der neue Rothmantel.

(Beschluß).

Benedict hörte und traute seinen Ohren nicht. Das Compliment, welches ihm der Geist machte, drang ihm durch Mark und Bein — Bernhard streichelte ihm das Kinn, sah ihn unter die Augen und flüsterte lächelnd: „Solche Anerkennung ist noch Keinem widerfahren!“ — Indessen hatten sich die Gestalten noch weit mehr verflüchtigt, daß man ihre Umrisse kaum zu erkennen vermochte. Wie dünne Spinnwebwolken zogen sie im Hintergrunde des Saales, während der Rothmantel weiter sprach:

„Nochmals meinen innigsten Dank! Ich nehme Abschied von Dir, um Dich niemals wiederzusehen. Auch Ihr, lebt wohl, alle Ihr Langweiligen, möchten Eure wahrhaftigen noch lebenden Personen, wie Ihr, verschwinden, oder möchten sie einsehen lernen, daß die keusche Muse sich nicht zu der Umarmung eines Ungeweihten, Unberufenen zwingen läßt! Möchten sie sich ein Beispiel nehmen an dem hier anwesenden Doctor der Philosophie, Herrn Bernhard, der durch einen Band frühreifer Gedichte in den Verein der Langweiligen gerathen ist, jedoch später seine Verirrung bereut und sich zu einem tüchtigen Manne ausgebildet hat. Du aber, Langweiligster der Langweiligen, Johann Georg Benedict Rosenhain, grüße mir die Mitglieder Deines ästhetischen Cirkels und sage Ihnen, der neue Rothmantel sei zur Ruhe gegangen, sie möchten sich deshalb von einem andern Richter das Diplom der Langweiligkeit ausstellen lassen. Empfange zum Lohne für Deine mir geleisteten Dienste dieses Andenken, das Du aber erst bei Deiner Ankunft zu Hause öffnen sollst. Es ist ein werthvoller Schatz, wenn Du es gut anwendest! Und nun fahr' wohl, edler Schneidermeister!“

Mit diesen Worten ließ er eine Brieftasche fallen und löste sich in Nebel auf. Seine Genossenschaft war schon vorher zu Nichts geworden.

„Du trefflicher Geisterbanner!“ lachte Bernhard und weidete sich an der Verwunderung Rosenhain's, der mit offenem Munde dastand und keinen Laut von sich gab. Nach einer großen Pause schielte er mit scheuem Blicke auf sein Manuscript, wankte nach dem Tische und legte sich mit ausgebreiteten Armen darüber hin. „So also mußte es endigen?“ brummte er. „Wehe mir — das sind schlimme Recensenten!“

„Heil Ihnen vielmehr!“ versetzte Bernhard. „Die Vorlesung ist nicht mit Geld zu bezahlen; Sie haben ein gutes Werk gestiftet, haben einen verwünschten Geist zur Ruhe gebracht, haben mich, sich selbst von einem Doppelgänger erlöst! — Wär's nur wärmer hier im Zimmer,“ sprach er fort, als Benedict stumm blieb. „Wie, Herr Rosenhain, wenn wir den letzten schönen Gebrauch von Ihrem Trauerspiele machten — ?“

„Was?“ hauchte dieser kaum hörbar.

„Und den Kamin damit heizten?“ fügte Bernhard schnell hinzu.

„Verbrennen? Mein Manuscript?“ rief der plötzlich Aufgeschreckte. „Was muthen Sie mir zu? Ich habe viele schlaflose Nächte damit zugebracht.“

„So begraben Sie auf einmal alle diese Erinnerungen! Schnellen Entschluß — es wird eine lustige Flamme sein!“

„Ich kann's nicht über's Herz bringen!“

„Was ist's auch weiter? Haben Sie doch den Schatz!“

„Den Schatz? Wo?“ Er suchte auf dem Boden umher und hob die Brieftasche auf, welche der Rothmantel zurückgelassen. „Gewiß sind Banknoten darin, sie ist sehr dünnleibig!“

„Hüten Sie sich, sie jetzt schon zu öffnen!“ ermahnte Bernhard und griff nach dem Manuscripte. „Nun also? Eins — zwei —“

„Lassen Sie mich mein Werk wenigstens noch einmal ans Herz drücken!“ Mit schwärmerisch verdrehten Augen küßte er das Buch und wiegte es, wie ein Kind, an der Vaterbrust. Dann riß er es mit Gewalt von sich los und übergab es dem Gefährten mit dem Ausrufe: „So nimm es hin, verbrenne es, vernichte es, laß es in Rauch aufgehen: das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“

„Gewonnen!“ rief Bernhard und trug es nach dem Kamine, der bald hell leuchtete von der langentbehrten Nahrung. Benedict rannte ans Feuer und commentirte die Wirksamkeit der hungrigen Flamme. „Jetzt verbrennt die Verschwörungsscene!“ klagte er, „und jetzt geht mein schönster Act zu Grunde. — Da wird der Verräther gepackt! — Halt ein, laß meinen Helden noch leben — er muß erst in Wahnsinn verfallen — o, Gott, zu spät, er ist dahin und schon züngelt der Brand nach dem Epiloge!“ — Bernhard hatte sich nah an den Kamin gesetzt und wärmte sich gelassen, ohne auf des Schneiders Exclamationen Rücksicht zu nehmen, die Hände. Da die letzten Funken in der Asche sprühten, legte sich auch Benedict's Eifer und stille Resignation zog in seine langgequälte Seele ein. „Nun können mir nur noch Freuden begegnen,“ sprach er, „die Schmerzen hab' ich hoffentlich alle überstanden!“ Bernhard neigte das Haupt, stand auf und fragte: „Wie werden wir die paar Stunden, die uns noch übrig sind, schlafen? Es ist nur ein Sopha hier.“

„Mir ist das Haupt recht schwer!“ seufzte Benedict. „Die geistige Anstrengung und der Wein haben mich erschlafft.“

„Legen wir uns getrost zusammen aufs Lager. Es ist breit genug!“ rieth Jener. „Sie in diese Ecke, ich in die andere; mit den Füßen werden wir uns vereinigen. So! die Decke reicht hin. Gute Nacht! Unser kleiner Wirth holt uns gewiß zur rechten Zeit ab.“

„Ein abenteuerliches Männchen!“ murmelte Benedict unter seiner Decke hervor, die er über den Kopf gezogen.

„Aber sehr drollig!“ entgegnete Bernhard und zog die Decke wieder zu sich herüber. Nach mehrfachem Hin- und Herziehen, wobei die beiden Schlafgenossen immer einsylbiger wurden, schliefen sie endlich ein.

Unsere Reisenden waren am andern Tage gegen die Abenddämmerung etwa noch zwei Stunden von der heimathlichen Stadt entfernt, in deren Nähe unserm Benedict wieder seine ganze Schuldenmisere in den Sinn kam, als der Wagen plötzlich von der Landstraße ablenkte und seitwärts einen wenig befahrenen Feldweg einbog. „Wo will unser Kutscher hin?“ fragte Benedict, um seinem Begleiter, der seit der Abreise vom Geisterschlosse fast gar nicht gesprochen hatte, eine Erklärung zu entlocken. „Noch ein Stündchen Geduld!“ erwiderte Bernhard und befahl dem Kutscher, sich zu beeilen. Die Sonne war im Scheiden begriffen; einzelne leichte Wölkchen zogen, wie rosenfarbene Schleier, über den blauen Himmel, und der Fluß im Thale, nach welchem der Wagen hinabrollte, war mit goldenen Sternchen bestreut. Im Grase zirpten einzelne Grillen und über den Wald hinüber schwebten lange Vögelzüge. Benedict, welchen Bernhard auf den herrlichen Sonnenuntergang aufmerksam machte, hatte heute keinen Sinn für die Naturschönheiten; ihn marterte die Neugier, wohin er gebracht werden solle, und er argwöhnte schon, es sei auf eine neue Gespensterexpedition abgesehen. Die Sonne sank indessen immer tiefer, die Schatten wurden länger, die Abendröthe erblaßte allmälig. Auf Benedict's wiederholte Fragen gab Bernhard eben so wenig eine befriedigende Antwort, als auf die früheren. Jetzt näherten sie sich einem Dorfe, welches Rosenhain kannte. „Wir haben einen großen Umweg gemacht!“ hub er aufs neue an, doch Bernhard blieb sich gleich, er schwieg und ermahnte zur Geduld. Die freundlichen Landleute grüßten, Benedict vergaß vor lauter Spannung zu danken. Endlich fuhren sie einem reizend gelegenen Landgute entgegen, auf welches der Kutscher hindeutete, indem er sich zu Bernhard zurückbog. Dieser nickte bejahend und die angetriebenen Pferde trabten schneller

auf das freundliche Haus zu. „Brr!" commandirte der Kutscher und der Wagen hielt. Hastig riß Bernhard die Thür auf und sprang herunter. Mehrere Personen kamen ihm bewillkommnend entgegen, unter denen sich auch Madame Klingen befand, von welcher Aurora die neuliche Einladung bekommen. Jetzt wurde auch diese an einem Fenster sichtbar und rief: „Kommt der Vater nicht mit?" — „Hier bin ich!" entgegnete Benedict erfreut mit lauter Stimme und stieg ebenfalls aus dem Wagen. In der Hausflur trat ihm seine Tochter entgegen, die ihn herzlich umarmte. „Woher wußtest Du, daß ich kommen würde?" fragte er. — „Bernhard," antwortete sie, „hat mir an jenem Tage, als ich bei seiner Tante speiste, geschrieben, er werde heute mit Dir hier eintreffen, Du habest eine nothwendige Reise unternehmen müssen —"

„Still, mein gutes, geliebtes Kind!" unterbrach sie Bernhard lächelnd und griff ihr unter's Kinn, „Dein Vater soll Alles erfahren, und auch Dir ist noch viel verborgen. Doch das Schönste ist, daß er seine Einwilligung zu unserer Verbindung gegeben hat!" Aurora schlug erröthend die schüchternen Rehaugen nieder und ihr Vater sagte mit fast weinerlicher Stimme: „Wie ist mir denn? Wo bin ich denn?" — „Unter Freunden!" riefen Bernhard's Verwandte, die er hierher beschieden. In einem Nebenzimmer war eine reichbesetzte Tafel zu sehen. — „Welches Fest wird hier gefeiert?" fragte Rosenhain weiter. Aurora schmiegte sich zärtlich an ihn an, ihm wurde so weich ums Herz, daß er sich fast der Thränen nicht enthalten konnte. — „Welches Fest wir feiern?" antwortete Bernhard, „nun, am liebsten mein Verlobungsfest. Und wo Sie sich befinden? — Auf dem Landgute eines armen Doctors der Philosophie, mit Namen — Bernhard!"

Rosenhain brach in helle Thränen aus: „Was? auf Ihrem eigenen Landgute?" flüsterte er und faßte nach Bernhard's Hand. — „Nun werd' ich wohl keine Lehrerstelle nöthig haben," sagte der Doctor, „obgleich ich mein pädagogisches Talent zur Genüge an Ihnen selbst bewährt zu haben mir schmeichle. Nicht wahr? Das Materielle im Leben ist doch nicht zu verachten!"

„Ach, ich war recht überrascht," begann Aurora, „als ich erfuhr, daß Bernhard nicht arm sei, daß er sich aus guten Gründen nur so gegen uns gestellt habe!"

„Du hast in mir auch den Armen geliebt, mein Engel!" rief der glückliche Bräutigam mit begeisterten Blicken und küßte Ihre Hand; dann wendete er sich zu dem Vater seiner Aurora und sprach: „Verzeihen Sie, daß ich in Ihrer Noth oft den Theilnahmlosen, den Kalten spielte — es ist mir schwer genug geworden — aber es war zu Ihrem Besten — und die Bekanntschaft mit dem Rothmantel — setzte er leiser hinzu — wird uns, denk' ich, noch manche angenehme Erinnerung gewähren!"

„Benedict zog Bernhard an seine Brust; zugleich ergriff er Aurorens Hand und sagte halb lachend, halb weinend: „Gib Acht, Töchterchen, an dem da bekommst Du einen gescheidten Mann!" Die Anwesenden beglückwünschten die beiden Liebenden und Madame Klingen fragte Auroren mit lächelndem Triumphe: „Nun, wie gefällt Dir meine Entführung an diesen Ort? Du glaubtest schon von aller Welt abgeschieden zu werden —"

„Und nun dank' ich es Ihnen," ergänzte das Mädchen, daß Sie mich zu einer so glücklichen Vereinigung führten!"

In einem Seitengemache theilte Bernhard nun seinem Schwiegervater unter vier Augen mit, daß er Auftrag gegeben habe, alle dessen Gläubiger sofort zu bezahlen. „O, Du himmlischer Schwiegersohn!" rief Benedict freudenselig. „Nicht doch!" entgegnete Jener, „das kommt Alles auf Ihre eigene Rechnung!" Der Erstaunte sah ihn groß an, während Bernhard ihn daran erinnerte, die Brieftasche vom Rothmantel zu entfalten. „Ja, ja!" flüsterte Benedict gespannt und zog das Andenken schnell hervor. Als er es geöffnet, fand er ein zusammengeschlagenes Blatt Papier, ein Stück von einem belletristischen Journale darin, in welchem eine beißende Recension über eine Sammlung von Gedichten stand, die Rosenhain's Salongenossen gemeinschaftlich herausgegeben. „Lassen wir das jetzt!" sprach Bernhard, welcher die Recension geschrieben und sich nicht wenig wunderte, sie hier zu finden. „Sehen Sie, was das Blatt enthält." Benedict schlug es auseinander und sah nichts, als einen Zettel mit den Worten:

„Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe
Und wer steht, daß er nicht falle —
Eines schickt sich nicht für Alle!"

„Ah, das ist eine gute Lehre!" rief Bernhard lachend; „besser als tausend Banknoten!"

„O, ich verstehe Dich, satyrischer Rothmantel!" sprach Rosenhain, sich auf die Lippen beißend, „doch, ich will nicht mehr klagen — ich verdiene keine Schätze. Ja, jetzt wollt' ich, ohne mich zu schämen, Kleider verfertigen — es kommt mehr dabei heraus, als beim Dichten!"

„Ein vernünftiges Wort!" lobte Bernhard. „Der Schatz ist in gewissem Sinne zu Wasser geworden; da wird denn etwas Anderes dafür aushelfen müssen, um Ihnen Ihr Geschäft wieder einzurichten!"

„Was? Sie wollten?"

„Jetzt zu Tische! Unser Außenbleiben fällt den Gästen auf."

Diese hatten bereits Platz genommen. Bernhard und Benedict setzten sich unter musikalischer Begrüßung. Die ungetrübteste Heiterkeit beseelte bald den ganzen Kreis. Man sang gesellige Lieder, brachte scherzhafte Toaste aus, neckte sich mit harmlosen Späßen, und Benedict gestand, seit Jahren nicht so glücklich als heute gewesen zu sein. Beim Dessert wurden Bonbons in komischen Attrapen herumgegeben. Bernhard präsentirte dem vom Champagner freudig aufgeregten Rosenhain ein Kästchen in Form eines Päckchens von Lotterieloosen. Als der Ueberraschte den Deckel abnahm, erblickte er den Plan der letzten Ziehung und einen Brief. „Lesen Sie!" bat Bernhard und beugte sich über seine Schultern. „Der Collecteur zeigt Ihnen Ihre Gewinne an. Die fünf und siebzigtausend fünf hundert sieben und siebzig sind freilich unwiederbringlich verloren, aber Ihre andern Loose, deren Nummern ich zufällig noch zur rechten Zeit erfuhr, um sie in Ihrem Namen zu bezahlen, bringen Ihnen doch wenigstens so viel ein, als Ihr in Poesie aufgegangenes Vermögen betrug."

Benedict schlug die Hände zusammen und jauchzte laut auf. Rings um ihn klangen die Gläser. „Wem gilt's?" fragte Bernhard. „Allen Glücklichen!" antworteten die Anstoßenden von verschiedenen Seiten. „Allen Glücklichen!" rief Rosenhain in Thränen der Freude und erhob sein Glas. „Dem Bräutigam!" tönte es von neuem und das Orchester fiel mit einem schmetternden Tusche ein.

Notizen.

[Deutsches Liederbuch.]

Das deutsche Liederbuch der Herren Wolff und Banck ist in drei Heften bereits erschienen, Hamburg bei Cranz. Die Themata der 6 Lieder im ersten Hefte tragen den gemeinschaftlichen Titel: Gott und Vaterland, Heft 2: Liebe, Heft 3: buntes Leben, ein Gemisch von Stimmungen und lyrisch-musikalischen Situationen, wie sie der Tag in Lust und Leid bringt. Der Preis dieser werthvollen Gabe ist 1⅓ Thlr.; die Hefte einzeln respective zu 10, 14, 16 Gr. Der Componist, dem die Lieder leicht zu Arietten erwachsen, indem sie den Bezirk naiver Harmlosigkeit überschreiten und moderne Töne mit verschlungenen Weisen anklingen lassen, hat sich hier ganz ausdrücklich das Volksmäßige als Ziel gesteckt und die simple Würde des Volksliedes gar wohl erreicht. Professor Wolff's Virtuosität im Schaffen und Reproduciren der sprachlichen Tonweisen, wie sie das Lied im Munde des Volkes liebt, ist aus der „Halle der Völker" bekannt; dort gab er einen ganzen europäischen Liederschatz; hier bringt er eigene Lieder, aber im Sinne jener unbewußten Productionen, die sich gleichsam von selbst machen in der Stimmung der Menge. Zur Probe geben wir aus dem Hefte der Liebeslieder folgendes:

Das gefundene Herz.

Mein Büble ist ein Fischer,
Und fischt die lange Nacht,
Und hat zu guter Stunde
Manch hübschen Fang gemacht.
Ist dann zu mir gekommen,
Legt mir die Beute hin:
Als in das Netz ich schaute,
Da hüpft mein Herz darin.
Es zappelt und es quält sich,
Und möcht' sich gern befrein:
Bist du ins Netz gefallen,
Du armes Herzelein!
Da treibt der lose Bube
Mit mir noch seinen Scherz:
„Ich ging früh Morgens fischen,
Fand unterwegs Dein Herz!"

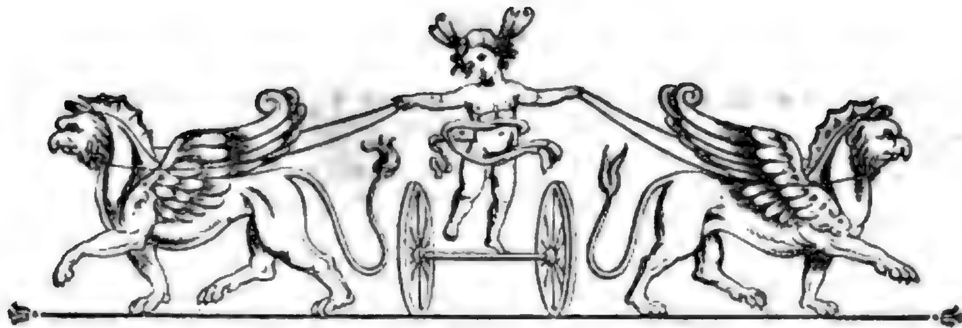
[Missionswesen.]

Die vier bedeutendsten britischen Missionsgesellschaften erhielten im Jahre 1837 an Beiträgen 253,528 Pf. St., nämlich die Mission der englischen Kirche 83,447, die Wesley-Mission 81,930, die londoner 70,255, die Baptisten-Mission 17,896 Pf. St.

In Leipzig (Hinrichs'sche Buchhandlung) erschien das zweite Bändchen der von Dr. Schmidt, Lehrer an der Domschule in Naumburg, herausgegebenen Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evangelischen Missionare. Von besonderem Interesse sind darin die Mittheilungen über den Judenbekehrer Stephan Schultz. Benutzt wurde dazu das von ihm selbst verfaßte ausführliche Werk: „Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf seinen Reisen durch Europa, Asien und Afrika." Ueber seine letzten Jahre und seinen Tod erhielt man aus Halle die gewünschten Nachrichten. — Ein anderer Artikel erzählt das Leben und Wirken des Missionärs William Carey. Ein dritter die Schicksale Doctor Schmid's, der in Ostindien lehrte und in Calcutta Vorsteher des Waisenhauses für europäische Mädchen war. Der Aufsatz über Schmid's literarische Thätigkeit ist von dessen Bruder, Bernhard Schmid, ebenfalls Missionär, seit kurzem aber aus Ostindien zurückgekehrt. Sehr willkommen ist der Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Ostindien und ein anderer über den Brahmaismus und Buddhismus, die beiden Religionen, welche der christliche Missionär dort zu widerlegen, oder — was zweckmäßiger scheint — in das Christenthum zu übersetzen hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 213. — den 30. October 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schottische Lieder nach Robert Burns.

Von W. Gerhard.

1.

Das Nest im Rosenstrauche.

Ein zartes Rosenknöspchen fand
Ich neulich, das im Lenzgewand
Auf schlankem Stengel glühend stand,
Bethaut vom frischen Morgen.
Zwei Frühlingsnächte schwanden kaum,
Seit ihm erblüht des Lebens Traum,
Und Duft es haucht am Wiesensaum
Bei himmelblauem Morgen.

Ein Hänflingsweibchen, das mit Lust
Sein Nest im Busch zu bau'n gewußt,
Saß neben ihm, die warme Brust
Benetzt vom thau'gen Morgen;
Bald sieht's vielleicht in Muttergluth
Wie Schwingen hebt die junge Brut,
Und zwitschernd über Wald und Fluth
Begrüßt den heitern Morgen.

So du, lieb Vöglein, zarte Maid!
Erblüht in holder Sittsamkeit,
Lohnst auch der Pflege, dir geweiht
An deines Lebens Morgen;
Ein Rosenknöspchen jung und schön,
Wirst du im Lebensgarten steh'n,
Und Segensduft den Lieben weh'n,
Die dich bewacht am Morgen!

2.

Tibbie Dunbar.

O willst du mir folgen
Süße Tibbie Dunbar?
O willst du mir folgen,
Süße Tibbie Dunbar?
Zu Wagen, zu Pferde,
Wie'n kleiner Husar,
Zu Fuß mir am Arme,
Süße Tibbie Dunbar?

Was kümmert dein Vater,
Sein Gold mich und Land,
Was deine Verwandtschaft
So vornehm von Stand?
Ich nehme dich, Liebchen,
Auch ohne Denar:
Komm, komm in deinem Röckchen,
Süße Tibbie Dunbar!

3.

Bänkelsänger Willie.

„O Bänkelsänger Willie!
Du ziehst zum Jahrmarkt aus;
Du willst deine Geige verkaufen: —
O Willie, bleibe zu Haus!"
Doch wie man für die Geige
Schon blanke Batzen ihm reicht,
Da wird dem armen Willie
Das Auge von Thränen feucht.

„O Willie, verkauf deine Geige,
Verkauf mir die Geige fein!
O Willie, verkauf deine Geige,
Und kauf ein Schöppchen Wein!"

Nein! nimmer verkauf ich die Geige!
Mich träfe zu harter Schlag:
Ich hatte mit meiner Geige
Schon manchen glücklichen Tag.

Jüngst lugt' ich in die Schenke;
Sie saßen um den Tisch;
Und oben an saß Willie
Und sang und geigte frisch.
Sie lauschten seinen Tönen;
Wie glühte jedes Gesicht!
„O Bänkelsänger Willie,
Verkauf deine Geige nicht!"

4.

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb, John!
Wir haben uns geseh'n,
Wie rabenschwarz dein Haar, John,
Die Stirne glatt und schön:
Nun Glätte nicht noch Locke, John,
Der schönen Stirne blieb:
Doch segne Gott dein schneeig Haupt,
John Anderson, mein Lieb!

John Anderson, mein Lieb, John!
Wir klommen froh bergauf,
Und manchen heitern Tag, John,
Begrüßten wir im Lauf.
Nun abwärts Hand in Hand, John,
Froh wie's bergauf uns trieb,
Und unten sel'ges Schlafengeh'n,
John Anderson, mein Lieb!

Briefe eines Deutschen aus Nordamerica.

2.

Bücher und Schriftsteller.

Daß die englische allgemeine Literatur überhaupt auch zugleich americanisch ist, braucht keine Erörterung; daß dies für das Land ein ungemeiner Vortheil ist, eben so wenig. Die 24 Millionen Engländer und die 17 Millionen Americaner, mithin mehr als 40 Millionen zusammen, sprechen dieselbe Sprache und können daher dieselbe Literatur haben. England ist aber vorzugsweise das Manufacturland derselben, und America — druckt nach. Das geschieht denn mit allem, was nur einigermaßen von Bedeutung in England erscheint. Selbst die besten literarischen Journale von Edinburg und London werden vollständig in den V. St. nachgedruckt; Beweis genug, wie sehr sich dort die Leser der ersten literarischen Producte vermehrt haben. Dazu liefern originale americanische Schriftsteller jährlich etwa 400 Werke, ohne Rücksicht auf die zahllosen Pamphlets, die außerdem noch erscheinen. Der Nachdruck der originalen englischen Bücher, wie der Umstand, daß eben deshalb die americanischen Verleger nicht leicht Honorare zahlen, oder doch nur sehr weniges, ist eine der Ursachen mehr, America von der Schriftstellerei abzuhalten. Ihre Arbeiten finden dort wohl Leser, aber keinen oder schlechten Lohn. Deshalb wenden sich auch americanische Autoren an Verleger in Europa; so der Whig Irving, der jetzt in England lebt, und selbst der Demokrat Cooper, der wieder nach America zurückgegangen ist. Es beginnt zwar allgemach sich eine eigenthümliche americanische Literatur zu bilden, allein sie wird schwerlich bei so vielen Hindernissen mit den Fortschritten der technischen Gewalt gleichen Schritt halten. Unter den verschiedenen Fächern der Literatur wird am besten das pädagogische angebaut. Von Monat zu Monat erscheinen eine große Menge Schulbücher aller Art, die zum Theil sehr gut sind. So glaube ich kaum, daß es gegenwärtig viele bessere Lehrbücher der Arithmetik in Deutschland gibt, als Adam's Arithmetics. Noch mehr publicirt man Belehrungs- und Unterhaltungsschriften für die Jugend. Der Lesekreis für alle Publicationen ist außerordentlich groß, gewiß größer, als für jedes einzelne Buch durchschnittlich, das in Deutschland erscheint. Deshalb werden dort eine Menge Bücher sofort stereotypirt, in Fällen, wo es in Europa keinem Verleger einfallen würde. So sind z. B. Cooper's Skizzen von der Schweiz stereotypirt, ein Buch, das doch gewiß seiner Natur nach nur von vorübergehender Geltung sein kann.

Hierin liegt denn der Grund, daß die Bücher in America vergleichungsweise ungemein wohlfeil sind, und bei dem wohlfeilen Transport sich viel allgemeiner durch alle Classen der Nation verbreiten, als wohl irgendwo in der Welt. Schul- und Lehrbücher aller Art, nicht selten mit vortrefflichen Bildern und Charten, findet man in allen Häusern. Es gedeihen daher auch dort Leihbibliotheken weniger, wiewohl es deren überall gibt, als vielmehr das Geschäft der Antiquare und Bücherauctionäre. In Baltimore gab es während meines Aufenthaltes fast täglich Auctionen, in welchen die Bücher oft zu den wohlfeilsten Preisen in die Hände des gemeinsten Volkes übergehen; denn hier kauft sich nur der Pöbel seine Bücher, oder Filze seltener Art.

Addirt man alle literarischen Producte in den V. St., die Journale, die Bücher, die Pamphlets und Tractätchen, so kann man zuversichtlich annehmen, daß

deren jährlich 2500 erscheinen, mithin mehr als in Italien, das 5 bis 6 Millionen Einwohner mehr hat, mehr auch als in mehrern andern europäischen Ländern, und beinahe die Hälfte der literarischen Erzeugnisse von Frankreich. Numerisch steht demnach die americanische Literatur der von Europa durchschnittlich gleich, wo sie dieselbe nicht übersteigt. Hierzu kommt, daß die großen Journale oft Artikel liefern, die in Europa als Broschüre erscheinen würden, weil sie wegen ihrer Länge in kein europäisches Continentaljournal passen würden. Wo wäre wohl die Allg. Zeitung von Augsburg im Stande, eine der Botschaften (messages) des americanischen Präsidenten, wie die letzte von Jackson, in Einer Nummer zu liefern? Das ist in den dortigen Blättern stets der Fall. Artikel von solcher Länge erscheinen aber öfter, und sogar mehrere über denselben Gegenstand, in einer Folge von Blättern, welche zusammen oft einen hübschen Octavband bilden würden. Mit einem Worte, nirgends in den V. St. fehlt es an tüchtigen Arbeitern für die Presse. Ihre Zahl wächst obendrein in einem mächtig ansteigenden Verhältniß, so daß man hier eben so wie bei Ihnen über die Sündfluth der schriftstellerischen Producte klagt, welche die Pressen mit Dampf, wie die der Gebrüder Harper in Newyork, die fast drei Viertheile aller americanischen Literaria produciren, oder ohne Dampf zur Welt bringen.

Wie übrigens für gewisse menschliche Erzeugnisse sich ein Land, ein Volk vorzüglich eignet, so ist das auch mit der Literatur, oder doch einzelnen Theilen derselben, der Fall. So rüstig und thätig die Americaner auch schon dieses Feld bearbeiten, so werden sie doch in gewissen wissenschaftlichen Fächern stets von Europa abhängig bleiben. Geschichte namentlich, in ihrer weitesten Ausdehnung, wird sich, so lange die Welt steht, nur in Europa und den ihm nächst liegenden Theilen Asiens und Africas studiren lassen. Lehren läßt sich diese Wissenschaft allerdings nirgends schöner als in America, wo der Geschichtslehrer durch keine politischen Rücksichten gebunden ist, wie allerwärts in Europa; aber forschen nicht so gut. Alle philologischen Studien werden ferner niemals so in America gedeihen, wo dazu, wie zur Geschichte, die Bibliotheken, hauptsächlich die Handschriftensammlungen, fehlen. So hat Mutter Natur überall wirklich dafür gesorgt, daß sich Völker so wenig entbehren sollen, wie einzelne Menschen. Mögen denn die beiden Welttheile, wie sie begonnen haben, fortfahren, ihre gegenseitigen guten Dinge auszutauschen. Beide können sich deren von bester Qualität zukommen lassen. America mag seine bessern politischen Ideen nach Europa senden, und Europa dafür seine soliden wissenschaftlichen Forschungen als Austausch geben.

Daß die Druckereien, so wie die Drucke, vortrefflich sind, versteht sich von selbst in einem Lande, wo alles Mechanische ausgezeichnet gut und schön geliefert wird.

Der Buchhandel wird nach englischer Weise betrieben. Die Verlagshändler drucken für die Sortimentshändler nach deren Verlangen und Bedürfniß. Das Geschäft rentirt sehr gut, und ist bereits über die ganze Union hin verbreitet. Auf dem großen Newyorker oder Erie-Canal befindet sich eine schwimmende Buchhandlung. Der Unternehmer führt sein Lager in einem Boote auf diesem Canale stets hin und her. Er wohnt darin mit seiner Familie, und versorgt auf diese Weise die an dem Canale wohnenden Literatusfreunde mit ihren Bedürfnissen. —

Romane von George Sand.

1) Mauprat. Uebersetzt von Fanny Tarnow. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

2) Der Geheimschreiber. Herausgegeben von Theodor Mundt. 2 Bde. Bunzlau, Appun.

3) Der Uskoke. Uebersetzt v. Dr. August Diezmann. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Diese drei genannten Werke der Madame Dudevant können sehr wohl als ebenso viele Abschattungen ihres eigenen Lebens betrachtet werden. Der erstgenannte Roman „Mauprat" deutet sogar auf eine völlige Umbildung ihres Innern hin, denn in ihm ist sie aus dem modernen Gesellschaftsleben in die Vergangenheit des vorigen Jahrhunderts zurückgetreten, und sucht nun, unterstützt von der Geschichte, an einem historischen Charakter ihre früher ausgesprochenen Grundsätze als wahr zu erweisen. Die Art, wie dies geschieht, ist nur zu billigen, da hier in der Darstellung des Ganzen nicht mehr ein gallsüchtiger Geist alle Institutionen der Gesellschaft begeifert, wie dies in den früheren Productionen der Dudevant geschah. Sie greift die Charaktere nicht mehr aus der ungesunden Atmosphäre heraus, in der sie selbst durch Verschuldung und Schicksalsfügung lebt, und so müssen von selbst die abstoßenden Flecken an ihnen verschwinden, die allen ihren früheren Gebilden anklebten. Mauprat ist ein im Umgange mit seinen völlig verwilderten Oheimen und Verwandten der gesitteten Welt entfremdeter Jüngling, roh, leidenschaftlich, zu jedem Abenteuer, selbst zu Verbrechen aufgelegt, dabei geistig begabt, freiheitslustig und nicht ohne natürliches Rechtsgefühl. Mit seinen Oheimen, verabscheuungswürdigen Räubern und Wüstlingen, erlaubt er sich gegen Schwächere Alles und läßt namentlich auch den Bürger und Bauer fühlen, daß er über

ihnen steht. Mitten in diesem lästerlichen Leben tritt ein schuldloses Mädchen, schön, muthig und mit ihm nahe verwandt, in seine Lebensbahn. Schönheit und Anmuth besiegen die unlauteren Eigenschaften in ihm, er flieht mit ihr und wirbt um Edme's Hand, da er ihrer Liebe gewiß zu sein glaubt. Edme aber zeigt sich ihm oft abgeneigt, immer schwankend und treibt ihn wiederholt beinahe zur Verzweiflung, Alles, um ihn zum Menschen zu bilden. Nach den wunderbarsten Verwickelungen, an denen ein philosophischer Bauer, Patience, ein Feind des Adels und halber Prophet, sehr betheiligt ist, und wodurch Mauprat selbst in Todesgefahr geräth, fälschlich des Mordes angeklagt wird und dergleichen mehr, lohnt ihm Edme seine Liebe und Treue durch ihre Hand, Mauprat besiegt die mehr durch bloßen Zufall in ihm entwickelte, als angeborene Rohheit und gelangt zu einem dauernden Glück.

Ganz anders der Geheimschreiber. Eine geniale, eitele, gefallsüchtige, freisinnige Frau, die Fürstin Quintilia, findet auf der Reise einen jungen Mann, Namens Julien, dessen jugendliche Keckheit und Anmuth ihr gefällt. Er wird ihr Geheimschreiber und empfindet bald eine heftige Leidenschaft für seine Gebieterin. Diese scheint ihm nicht minder gewogen und gibt sogar oft die auffallendsten Beweise davon, indem sie andere Günstlinge verbannt, ihm liebkost u. s. f. Dennoch erlaubt Quintilia ihrem Geheimschreiber nie die vollen Rechte eines bevorzugten Geliebten. Sie ist voll der wunderlichsten Launen, in denen sie Hrn. Julien oft als Kind behandelt und sich wie eine weise Frau über ihn stellt. Der arme Geheimschreiber weiß aus alledem nicht klug zu werden, klagt sein Herzeleid einem deutschen Studenten, der in der Nähe des Schlosses von Bier und Tabak lebt, und dieser versteht ihn aufs Beste zu trösten. Endlich erlaubt sich nach langem Harren, Hoffen und Getäuschtwerden der Geheimschreiber die Fürstin in Liebesverzückung zu verfolgen, Quintilia aber überwältigt den Drängenden, droht ihm mit dem Tode und verbannt ihn für immer aus ihrer Nähe, indem sie ihn über die Seltsamkeit ihres Betragens genügende Aufschlüsse ertheilt; dabei kommt denn heraus, daß jener deutsche Student, der eine so zweideutige Rolle spielt, Niemand anders ist, als der todtgeglaubte Gemahl der Fürstin, den politische Treibungen zur Verheimlichung seines Namens nöthigen. Der Geheimschreiber geht von Quintilia reich dotirt in seine Heimath zurück. — Theodor Mundt hat einige treffliche Worte als Einleitung gegeben, denen wir vollkommen beistimmen, und die füglich als eine Kritik des Büchleins gelten können.

Im legt genannten Werke erzählt Mad. Dúdevant die bekannten Gräuelthaten des Venetianers Soranzo, der aus Rache und Gelddurst die Republik verrieth und unter dem Namen Uskoke Seeräuber ward. Lord Byron behandelte denselben Stoff in seiner „Lara," unseres Bedünkens ergreifender als George Sand, obwohl sich der vorerwähnten Erzählung eine sehr glücklich erfundene Verwickelung, scharfe Charakterzeichnung und Glanz des Styles nicht streitig machen lassen.

E. W.

Notizen.

[Theilnahme der Frauen an der Politik.]

Das Petitionsrecht der Frauen — sagt Welcker im neuesten Heft des Staatslexikons — vertheidigt neuerlich mit Wärme ein kräftiger Redner in dem americanischen Congresse. Die Verhandlung fand Statt bei Gelegenheit einer Petition von Frauen zu Gunsten der Aufhebung der Sklaverei, dieses scheußlichsten aller Institute in menschlichen Gesellschaften. Mit welchem rechtlichen, mit welchem christlichen Grundsatze wollte man wohl christliche Frauen, die ja auch in der ersten Christengemeinde eine so würdige und bedeutende Rolle spielten, diese natürlichsten Vertreterinnen religiösen Sinnes und humaner Milde, selbst von dem Rechte der Bitte um Aufhebung eines solchen unchristlichen, Verderben bringenden Schandfleckes ihres Vaterlandes ausschließen! — Die Zulassung der Frauen zu den landständischen Versammlungen hat sich nun in Baden, in den beiden Kammern der Stände, seit achtzehn Jahren als völlig unschädlich und als heilsam bewährt. Nie habe ich auch nur den geringsten Nachtheil davon anführen hören. Wohl aber hat diese Theilnahme der Frauen auf würdigen, anständigen Ton und vorzüglich auf eine lebendige und würdige öffentliche Meinung — diese Seele aller freien Verfassungen — sichtlich wohlthätig eingewirkt. Die Frauen — gerade weil sie nicht an den leidenschaftlichen Kämpfen unmittelbaren entscheidenden Antheil nehmen, sich auch um keine Orden und Aemter bewerben, und da also ihre freie Meinungsäußerung nicht durch Leidenschaft und niedrige Motive der Furcht und der Interessen bestochen ist, wie die so vieler Männer — die Frauen mit ihrem feinen unmittelbaren Sinne und Tacte für das Würdige, mit ihrem schnellen Blicke, insbesondere für männliche Würdigkeit und Unwürdigkeit, haben zu allen Zeiten, so weit sie Antheil nahmen an der öffentlichen Meinung, dem Würdigen und Rechten ihre Beistimmung gegeben. Sie haben gewiß auch veredelnde Kenntnisse und Gefühle und höhere Gesichtspuncte in ihre häuslichen und gesellschaftlichen Kreise und Unterhaltungen und vor Allem in ihre mütterlichen Erziehungsbeschäftigungen aus dieser Theilnahme am Oeffentlichen zurückgebracht.

[Das Wigand'sche Conversationslexikon.]

Bei Otto Wigand erscheint ein Conversationslexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte, das ein umfassendes Gemälde der Jahre 1830—1838 verspricht. Es soll in kräftigen Zügen den Zustand der Staaten und ihre Beziehungen zu einander entwickeln, einen vollständigen Abriß von der gesammten physischen wie geistigen Cultur, von allen Wissenschaften und Künsten geben und eine Galerie von Lebensbeschreibungen aller bedeutenden Zeitgenossen enthalten. In letzter Hinsicht bietet das erste Heft bereits einen sehr interessanten Artikel über den preussischen Staatsminister v. Altenstein. Ein Blick in andere Artikel zeigt, daß Männer, welche die Bewegung der Zeit verstehen, Mitarbeiter sind. Das Heft von 9 Bogen kostet 6 Gr.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Dépuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

- Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.
- Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Petersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.
- Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.
- Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spicker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micromètriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensuras micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 192. Gutzkow's neueste Romane.
Correspondenz. Aus Mainz.

No. 193. Ludwig Tieck und sein Salon. Von L. Auquier.
Gutzkow's neueste Romane. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf.
Notiz.

No. 194. Ludwig Tieck und sein Salon. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 195. Ludwig Tieck und sein Salon. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 196. Gedichte von Theodor Creizenach.
Correspondenz. Aus Düsseldorf (Beschluß.)
Notizen.

No. 197. Der neue Rothmantel. Mährchennovelle von Julius Hammer.
Notizen.

No. 198. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mailand.
Notizen.

No. 199. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notiz.

No. 200. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 201. Seydelmann auf der leipziger Bühne.
Notizen.

No. 202. Ein Brief aus Tyrol. (Aus den Papieren des fahrenden Ritters.)
Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a M.
Notizen.

No. 203. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)
Notiz.

No. 204. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 205. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Kleine Züge aus der Künstlerwelt.

No. 206. Deutsche Stylproben aus neuester Zeit.
Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 207. Briefe eines Deutschen aus Nordamerica.
Dänische Romane.
Notizen.

No. 208. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Briefe eines Deutschen aus Nordamerica. (Forts.)
Dänische Romane. (Beschluß.)
Notiz.

No. 209. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Seydelmann auf der leipziger Bühne.
Notiz.

No. 210. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Der Freihafen und die Cotta'sche Vierteljahrschrift. Von Dr. Theodor Mundt.
Notizen.

No. 211. Der neue Rothmantel. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 212. Der neue Rothmantel. (Beschluß.)
Notizen.

No. 213. Schottische Lieder nach Robert Burns. Von W. Gerhard.
Briefe eines Deutschen aus Nordamerica. (Forts.)
Romane von George Sand.
Notizen.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und drei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung
für die
Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

November.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche rc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein=interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In= und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik= und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, rc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober=Post= und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober=Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof=Postamts=Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs=Comptoir in Berlin.
Die — — Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz=Postamts=Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober=Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober=Postamts=Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt=Postamts=Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn= und Taxische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober=Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags —— 214. —— den 1. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

Mich täuschet nicht des Volkes Jubelchor,
Es ist ein Irrwischtanz auf faulem Moor,
Lebend'ges Schattenreich! Und Klein und Groß
Ist selig hier — doch ist's ein Schatten bloß.

Karl Beck: der fahrende Poet.

Es kommt ein Tag, wo Du in Wehmuth an den Thurm von St. Stephan denkst, in dessen Weichbild wir so wohlig leben. Sieh, wie ein Engel über dem Lager der Frommen wachend, so ragt er unter unsern Wohnungen zum Himmel auf, und weithin über die friedlichen Giebel tönt seine Glockenzunge den geistlichen Segen: Genießet, Kinder, das junge Leben! Eßt, trinket und tanzt; denn Alles ist eitel. Arbeitet, schafft und vermehrt Euch nach Menschenart; doch verderbt Euch nicht die klaren Augen durch die trübe Brille grübelnder Wissenschaft. Schon der weise Prediger sagte: Zu vieles Studiren ermüdet den Leib, und des unnützen Büchermachens ist kein Ende. — Ein spottender Dämon raunte mir diese Gedanken ein, als ich auf dem Stephansplatze an einem nebligen Sonntagsmorgen reisefertig stand und unwillkürlich den finstern Thurm anstarrte, der sich drohend vor mir zu den Wolken hob. In meinem Gehirn lachte ich, doch bittere Schwermuth und banger Schwindel befielen mein Herz. Als ich einige Jahre früher aus der Provinz Böhmen in die Kaiserstadt kam, war mein Sinn noch ziemlich harmlos und gläubig; ich sprach noch zuweilen den alten Gott meiner Bibel; in guten Stunden konnt' ich noch für sein ganzes himmlisches Haus, für alle seine Engel und Erzengel schwärmen, die Welt hatte mir nichts zu Leide gethan, eine große und doch friedliche Zukunft lag vor meiner trunkenen Seele. Und nun, da ich wieder zurück über das dumpf ächzende Gebälk der Taborbrücke rollte, der Nebel über der traurig rauschenden Waldung hing und die kalten Wogen grimmig unter mir schäumten — ach, wie war mir da? Leichtsinnig, mit verzweifelndem Jubel stürzt' ich in die weite Welt hinaus, ohne Glauben, ohne Halt, ohne Zukunft. Ich sah in das Tagebuch der Menschheit, in die Weltgeschichte; die Lettern schwammen in roth und blauen Farben vor meinen Blicken. Mein Auge hatte nicht mehr süße Kinderthränen für scheintodt begrabene Völker, für all' die goldenen Hoffnungen der Erde, die ins Kloster gingen und eingemauert starben, wie liebeseufzende Nonnen — zornig seufzend verschlang es seine Zähren, und wie siedende Blutstropfen fielen sie mir auf das Herz zurück, daß es in rebellischen Schlägen Lebewohl sagte der Heimath, dem Frieden! Und wer trug die Schuld, wer hatte sich die Mühe genommen, mein armes Herz zum liberalen Ketzer zu machen? — Wien, das paradiesische, das kindliche, kindische Wien mit seinem gläubigen Rosenkranz, seinem jauchzenden Kettentanz, mit dem zauberisch-lügnerischen Lächeln in seinem Leben und Treiben. Wenn ich mich jetzt in einsamer Kammer an meinen Erinnerungen weide, wenn der Kerzenschein auf diese Blätter fällt, wo die Zauberspindel des Gedankens, die

Feder, träumerisch hinschwirrt: dann hör' ich wieder das heimliche Freiheitsgemurmel der Donau, doch dazwischen klingt, wie zum Spott in mein Ohr, das dumpfe Geläut vom St. Stephan.

1.
Ein Gang um die Basteien.

So oft am blauen Himmel Wiens ein hell goldener Mittag lacht, wallfahrtet die schöne Welt auf die Basteien. Am belebtesten ist die Partie vom Rothenthurm bis zum Franzensthore, am farbenreichsten ist das Gewühl an heiteren Sonntagen. Es ist kein Ort laut lärmender Fröhlichkeit, kein eigentlicher Belustigungsplatz; aber um die Zeit, bevor Messer und Gabel klingen, ist jede Minute heilig, süßer Erwartung, behaglicher Beschauung geweiht, und dafür sind die Basteien der passendste Ort. Alt und Jung, Geputzte und Ungeputzte, Alles was Wien an bunten Wundervögeln aus der Fremde aufzuweisen hat, bewegt sich hier in regelmäßiger Strömung auf und nieder. Höchst selten findet es Jemand gut, allein zu gehen. Da treffen sich einzelne Bekannte, so wie ganze Familien, sagen sich guten Morgen, wechseln Einladungen und Complimente. Man sonnt sich im glühenden Strahl schöner Augen, lavirt hin und her, um noch einmal einer Notabilität des Tages, oder den erlauchten Personen zu begegnen, die so schlicht unter dem Volke wandeln, als wären sie wirklich Menschen, wie andere; und hier treibt die böse Bonne ihre lebendigen Püppchen an, doch etwas lauter französisch zu plaudern. Minder belebt, doch um so vornehmer sind diese Spaziergänge zwischen vier und fünf Uhr des Abends. Besonders hohe Herrschaften bemühen sich hierher, frische Luft zu schöpfen, und einen Gran Appetit vor dem Diner einzunehmen. Dies nennt man die noble Bastei*). — Diese alten Wälle Wiens sind nicht überall von gleicher Höhe und Breite, auch wechselt die Anmuth der Aussicht sowohl nach innen als nach außen hin. An manchen Stellen ziehen sich junge Bäume durch den reinen Sandboden, lange, geschmackvoll vergitterte Gärtchen zieren die Façade der Basteihäuser, an andern Stellen jedoch waltet ein minder freundlicher Genius. Gern eilt man über dem Fischerthore an der schwarzen, hohen Gefängnißmauer vorüber; zwei oder drei, schießschartenähnliche Fensterchen blicken auf den schmuzigen Salzgries herunter; über dem Neuthore sieht man die Rückseite der Stadtkaserne, ungarische Soldaten putzen auf den Gängen ihre Gewehre, hier und da sitzt ein Bettler auf einer Bank an der Brustwehr, oder ein müßiger Träumer lehnt an der Mauer und lauscht dem Tambour, der im Stadtgraben die Trommel schlägt, das Glacis jedoch wird immer breiter und anmuthiger. Dieses ländliche Intermezzo zwischen Stadt und Vorstädten übt einen ungemeinen Einfluß auf die Launen und das Temperament der Wiener überhaupt aus; es erhält die ewig frischen Luftströme, welche so manche Städterwange röthen. In der That bemerkt man hier nicht jene dicke, schwüle Atmosphäre, die sich in großen Städten wie die Rauchwolke eines Vulkans bedeutungsvoll über den Thürmen lagert. Hier kommen, wie auf hohen Befehl, von allen Seiten sanfte und schneidende Winde über das offene Glacis gezogen, und zerstreuen den heißen Athem des Volks, die trüben Dünste, die aus so vielen Köpfen und Lungen emporsteigen. — Da führen die Promenaden hinab in den äußern Burghof. Ein ummauerter Winkel desselben bildet den Volksgarten. Eine kleine, ziemlich einsylbige Fontaine, ein Haufen von Bäumen und einige mit Hecken umpflanzte Wege zieren dies grüne Plätzchen, dem der Kaiser Franz den großen Namen Volksgarten schenkte; er hat wohl nur auf ein winziges, anständiges Völkchen gerechnet. Da klingen oft noch spät am Abend, wenn die Mondenstrahlen hoch über den Wipfeln der Bäume zittern, Arien aus beliebten Opern, oder Lanner'sche Walzer, und an hohen Geburts- oder Namenstagen beschließt ein kleines Feuerwerk die bescheidene Unterhaltung. Lanner's Walzer sind nicht so stürmisch glühend, nicht so sinnlich, wie die seines gefeierten Nebenbuhlers, aber dafür gemüthlicher; viele seiner Melodien stehlen sich in das Herz. Sein Genius bläst nicht das Geisterhorn Oberon's, man kann seine Walzer am Ohre vorbeihüpfen lassen, ohne von der Tarantel gestochen zu werden. Darum ist Lanner hier an seinem Orte. Vor dem halbmondförmigen Salon sitzen ehrsame Damen mit hoffnungsvollen Töchtern in dreifacher Reihe, schlürfen Eis, oder beschäftigen sich mit feierlicher Langeweile, wie die römischen Sena-

*) Von diesem hohen Standpuncte aus hat vermuthlich Miß Trollope jene tiefen Blicke in das innerste Leben Wiens und der Oesterreicher geworfen, womit sie ganz Deutschland in Erstaunen setzte. Sie skizzirt ungefähr so genau, wie der literarische Zuckerbäcker, weiland Florian in seinen Novellen, wo Juden, Baschkiren und Pariser in eine und dieselbe, wenn auch humane Uniform gesteckt werden. Die wiener Journalistik übrigens, welche ausländische Urtheile über Wien oft gegen ihre Ueberzeugung als schief und vorurtheilsvoll berichtigt, dürfte gerade mit den Leistungen dieser Torydame zufrieden sein.

toren, als sie auf dem Forum die Gallier erwarteten. Nun kommen die Gallier, Dandy's von allen Sorten. Die Musik beginnt und die Herren machen mit bewaffneten Augen hart an den Damen vorbei die Runde, und gehen nach dem Takte so lange im Kreise herum, bis sie müde werden. Selten besucht Jemand von diesem Publicum im Hintergrunde des Gartens den armen Theseus, der mit dem Centauren kämpft. Wenn die Thür zu seiner Behausung offen ist, stehen zwei kaiserliche Gardemänner am Eingange, auf daß der Zuschauer nicht die Kämpfenden störe. Dennoch kommt der Held nicht zum Ziele. Ewig schwingt sein Arm die Keule, sein Auge starrt ins Antlitz des tyrannischen Ungethüms, sein Busen scheint sich zu heben, seine jugendliche Wange sich zu röthen; der Centaur jedoch kauert auf seinen Knieen, nicht aus Demuth, er bittet nicht um Gnade; er ist ewig zum Sprunge bereit. In Wien hört' ich oft die Sage, Theseus habe ursprünglich ganz die Gesichtszüge des jungen Generals Bonaparte gehabt; die Censur habe die Aehnlichkeit gestrichen, und der feine Meißel eines fremden Künstlers die drohenden Züge verwischt. Wenn ich in der Dämmerung vor der wunderbaren Gruppe stand, da dachte ich nicht an den großen, unglücklichen Insulaner; den jungen, freiheitslustigen Geist des Jahrhunderts sah ich, wie er mit seinem Kerkermeister, dem Ungeheuer mit menschlichem Haupte und thierischem Herzen, ringt, und noch lange nicht ausgerungen hat. Dies will die krampfhaft geschlossene Lippe des Helden sagen, und darum, schien es mir, hat man das kühne Bild in diesen dämmernden Winkel, in dies unwürdige steinerne Gehäuse versteckt. Denn der Theseus schämt sich fürwahr dieses sogenannten Tempels, der nur ein großes Schilderhaus ist, um den theuren carrarischen Marmor vor Wind und Regen zu schützen. — Eilen wir hinaus, über den Burghof die Bastei hinauf. Welch ein heiteres Panorama fesselt das Auge hier! Dort die Karlskirche mit ihren zwei trajanischen Säulen, links die Kuppel des Belvedere, über die Wipfel des Gartens ragend. Zauberhaft, oder wie die Wiener sagen würden, wunderlieb gestaltet sich hier die Fernsicht in den ersten Frühlingstagen, wenn auf dem Glacis Bäume und Rasen grünen, während die Berge hinter Wien noch mit blendendem Schnee in den blauen Himmel tauchen. Spielende Kinder lassen ihre papiernen Drachen steigen, aber die Wolken segeln frei über steinerne und papierne, kindliche und männliche Spielzeuge fort. Am Horizonte verliert sich ein Meer von Häusern mit seinen Schornsteinen, Thürmen und Thürmchen in den Himmel. Wie gehorsame Töchter, bald vertraulich näher rückend, bald in bescheidener Entfernung verharrend, lagern sich die einzelnen Vorstädte um die alte Mutter Stadt; dort die stille Alsen-Vorstadt, die lustige Josephstadt, die stattliche Mariahilf und die reiche Wieden, und alle sind gesegnet mit hohen und niederen, frommen und demüthig-stolzen Kirchthürmen. Ueberall sonnige Heiterkeit; man glaubt das Füllhorn am Himmel zu sehen, wie es seinen Segen ausschüttet in lieblichen Strahlen. Wo aber ist die majestätische, großartige Miene der herrschenden Stadt? Das Auge sieht keine Triumphbogen, keine Säulen und Mausoläen. Wien hat keinen großartigen Zug in seiner Physiognomie; ohne Runzeln ist seine liebliche Wange, aber flach, ohne sinnige Falten seine Stirn. Der Stephansthurm spielt den erhabenen Sonderling, den finstern Einsiedler unter dem fröhlich-nüchternen Häuservolk. Selbst die Burg ist in ihrer äußern Erscheinung prosaisch-bürgerlich, und imponirt nur durch gewaltige, solide Massen, nicht durch Würde oder Grazie der Bauart. Wenn man die vielen, zu verschiedenen Zeiträumen zugefügten Seiten- und Nebengebäude sieht, glaubt man die Geschichte des Hauses Habsburg zu lesen. Habsburg trug nie den ritterlich-kecken Helmbusch der Bourbonen, nie den starren Eispanzer der Romanow's. Im Stillen und auf dem friedlichsten Wege von der Welt, nicht durch blutige Feldzüge, durch reiche Heirathen, glückliche Processe und geschickte Advocaten hat Habsburg all den kostbaren Staat und Schmuck, jene bunte Kette von goldenen und eisernen Kronen erworben, die es seiner vielgeliebten, rothbackigen Austria um den Nacken schlingt. Mit schmerzlichem Stolz, mit kindischer Schadenfreude dachte ich oft an Prags königlich erhabenes Angesicht. Kein lachender Zauber schwebt über seinen prophetischen Brauen; Prag ist finster, verschlossen — wie sollt' es anders? Der Cicerone darf dem Fremdling nicht erst die Sagen der Vergangenheit zuflüstern; sie sitzen auf allen Dächern und Altanen, die Erynnien des Jahres 1620, und verfinstern mit ihren Schatten die wiederhallenden Straßen, daß man kaum an die sonnige Gegenwart, an das Licht am Himmel denkt. Ganz Prag ist eine steinerne Chronik — lachend fährt der Sturmwind der Zeit vorbei; er wird nicht mehr in ihren Blättern wühlen; kein Auge, als das der alten Moldau, benetzt die starren Blätter mit seinen Thränen! Ja Prag ist majestätisch, sein Antlitz ist stolz; aber glücklich und lockend ist Wien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mundt's Komödie der Neigungen.

Den zweiten Jahrgang des Delphin ziert ein interessanter Stahlstich, der Kopf der Dame Dudevant in Mannskleidern, ein corpulentes, derbes Gesicht mit großen, geistvollen Augen und mit üppig geschwellter Lippe. — Von Mundt lesen wir: die Komödie der Neigungen, in vier Acten. Ein seltsames Product! Daß dies Drama im Repertoir der Bühne keinen Platz fände, wäre zu verschmerzen, wenn es um seines dramatischen Werthes willen von den Brettern ausgeschlossen bliebe; allein sein durchaus novellistisches Interesse macht hier alle dramatische Haltung unmöglich. Man kennt an Mundt den Hang zu psychologischen Experimenten, die er mit seinen Novellenfiguren anstellt; er bringt dadurch das Mährchen mitten in die blanke Wirklichkeit der socialen Gegenwart. Mährchenhaft ist allerdings alles Seelenleben, aber der Poet hat es zu deuten, und wo nicht zu deuten, doch so zur Erscheinung zu bringen, daß wir es glaublich finden. In diesem Gebiet der Wunder des innern Lebens hat Mundt so viel Erfindungsgabe, daß wir über seine Einfälle staunen, in diesen Geheimnissen der Neigung, diesem Suchen und Fliehen der Lebenstöne, hat er recht eigentlich sein Feld. Auch ist uns kein Wagniß zu keck, keine Eingebung zu verwegen, sobald nur die Brücke von innen nach außen gefunden ist, das Mährchen als Erscheinung in der Wirklichkeit gültig wird. Da liegt's; die zarteste, tiefsinnigste Intention kann wie eine Seele, die keinen Körper findet, herumirren und wirkungslos bleiben, weil sie keine Wirklichkeit findet. Inzwischen verträgt die Novelle noch viel. Aber im Drama rächt sich jede gewaltsame Zumuthung, oder sie müßte denn mit Shakspeare'scher Eroberungskraft uns bewältigen. Mundt hat das langgesponnene psychologische Gewebe einer Liebesgeschichte dramatisiren, einen spinnefeinen Roman voll Herzensintriguen in Scene setzen wollen. Die räthselhafte Treulosigkeit des Herzens, der Widerspruch im Blühen und Verwelken der Gefühle, diese ganz innere Boudoirgeschichte der Menschenseele wird hier aus der Novelle ins Drama übersetzt. Wir müssen den Versuch durchaus verfehlt nennen. Deutsche Dramen leiden sonst an der Lyrik, hier leidet ein Drama an dem ganz novellenhaften Charakter der Intrigue, ja hebt sich mit allen seinen Wirkungen auf. Wer diesen Hauptfehler durchschaut, erklärt sich auch alle übrigen einzelnen. Der Zufall will hier im Drama hundertfältig tyrannisiren, und er ist schon in der Novelle fraglich, obschon Tieck ihn dort einbürgern wollte. Auch der träge Fluß der Diction im Mundt'schen Drama rührt davon her, daß sich das Thema sträubt, sich dramatisch zu entfädeln. Und der schlaffe Geist der Indifferenz, der sich hier dieser modernen Reflexionsmenschen bemächtigt, steht zum Charakter des Dramas in einem so schreienden Contrast, als hätte Mundt das dramatische Element parodiren wollen. Daß sich im Einzelnen viel schöne, originelle Gedanken zu Tage fördern, läßt sich von einem Product von Mundt wohl erwarten; er thäte wohl, die ihm eigenthümliche Gestalt der Coralo in einer Novelle zu entwickeln, wo sie lediglich zu ihrem Rechte kommt. — Der Almanach bringt sonst noch: „Protestantische Bilder aus Böhmen," von Mundt, eine Reihe flüchtiger Studien zur böhmischen Geschichte, ferner eine interessante Novelle von Fräul. v. Wolf „Adele," Skolien, kleine Lieder von Mises, und eine sehr willkommene Uebersetzung des „Gefangenen am Kaukasus" von Puschkin. Der Uebersetzer ist Robert Lippert in Moskau.

Notizen.

[Mistreß Alfred Shaw.]

Wir haben die Sängerin aus England bereits zweimal im leipziger Gewandhause gehört, im dritten und im vierten Abonnement-Concert. Ich habe ihre Stimme einen Mezzosopran nennen hören und mag nicht über die Benennung streiten; mir ist sie selbst in den höheren Tönen wie Alt erschienen. Im dritten Concert — sie sang eine Rossini'sche Arie und eine Cavatine von Mozart — schien ihr Ton Anfangs von einem leisen Anflug von Heiserkeit verschleiert, in der Cavatine aber entfaltete sich die ganze Schönheit ihres kräftigen sonoren Organs; der Beifall war nicht stürmisch, aber solid; sie reißt nicht hin, aber belebt durch die Wärme ihres Gefühls, durch die Delicatesse ihres Vortrags. Im vierten Concert sang sie die Beethoven'sche Arie: „Ah perfido spergiuro," um einen Ton, oder um eine Terz tiefer, als sie gesetzt wurde. Anfangs hierdurch befremdend, fesselte sie doch bald durch die schöne Empfindung, womit sie dies ergreifende Tongemälde mannichfaltiger Liebesleiden entfaltete. Fragen möchte man die Sängerin, warum sie bei den Worten s'ei non è più qual era, son io — qual fui die musikalische Periode zweimal trennte, da der Text dies nicht erfordert! Es ist ein Verdienst der neuen Gesangsmethode, daß sie den Schlußnoten jeder musikalischen Periode mehr Aufmerksamkeit schenkt, als früher, wo sie oft so flüchtig verhallten: doch ist hier sicherlich Maß zu empfehlen, will man nicht die Wirkung durch Manier aufheben. — Mrs. Shaw sang noch die Cavatine von Mercadante: Ah s'estinto ancor etc. Sie lieferte hier den Beweis, daß sie mit figurirtem Gesang eben so vertraut ist als mit getragenem. Mit steigendem Wohlgefallen folgte man bis zum Schluß, den sie unter rauschendem Beifall wiederholte.

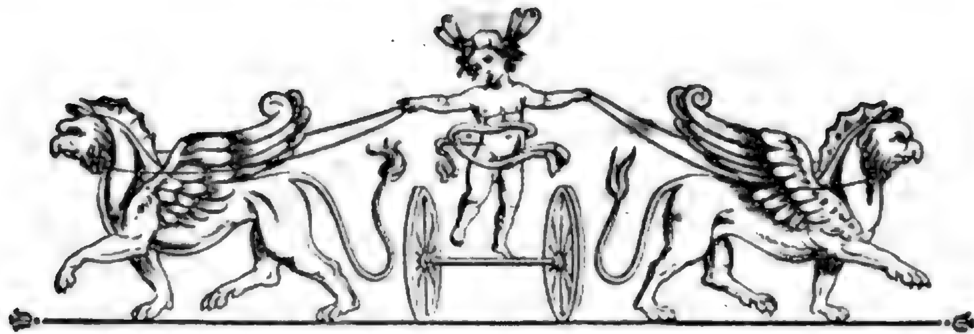
[Für Theater.]

Deutsche Theater, die sich mit französischen Kleinigkeiten groß füttern, mögen auf die „dramatischen Bilder für 1839" aufmerksam sein; die von Rudolph Mettler, Leipzig im literarischen Museum, erschienen sind, enthaltend eine Posse, ein dreiactiges und ein zweiactiges Lustspiel. Der Literatur gehört derlei nicht an.

[Politik.]

Das höchste Interesse zieht jetzt England wieder auf sich mit seinen energischen Maßregeln, um Handel und Civilisation zu verbreiten und den russischen Einflüssen in Europa und in Asien das heilsamste, entschiedenste Gegengewicht zu stellen. Englands Verbindung mit der Pforte, und sein Handelsvertrag mit Oestreich werden vielleicht einen Wendepunkt abgeben in der Geschichte der Cultur. Der Globe brachte einen Artikel, der die glorreich wiedererwachte Kraft Altenglands feiert. Eine Zeit lang schlief die Vorsicht!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 215. — den 2. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

Da steh' ich über dem Karolinenthore. Unter allen Thoren der Stadt schien mir dieses das freundlichste; es führt nicht erst auf die staubige Heerstraße, sondern geradezu auf das Wasserglacis. Hier sind die Alleen so schattig und dicht, daß sie zur Lieblingspromenade, wenn auch nicht der schönen, doch der hübschen Welt geworden sind. Alte Herren und eingeschränkte Familien, die nicht weit gehen wollen, arme Putzmacherinnen, Stuben- und Kindermädchen sitzen die langen Sommerabende da, strickend, plaudernd und seufzend, bis die Lampen an den Bäumen brennen, bis der Mond am Himmel und in ihrer Seele aufgeht. Hektiker, deren Lungen der Kalkstaub ruinirt hat, trinken da warme Ziegenmilch, und während die Eltern gegen ihren Husten die Nymphe Amalthea beschwören, besteigen die Kinder dressirte Ziegen und reiten eine Viertelstunde für einen Zwanziger. Diese Thierchen, ganz wie Pferde gesattelt und gezäumt, und die kleinen Ziegenritter, die sich bei drohender Gefahr an dem Barte ihres possierlichen Renners halten — so sehen die wiener Späße, die wiener Schelmenstückchen aus. Unter diesen Bäumen hat Morelly seine musikalische Tribune. Einst hatte Wien seinen Mozart, Haydn, und in gewissem Sinne auch Beethoven. Heut zu Tage rühmt es sich seines Strauß', Lanner's und Morelly's, Propheten, deren Orakel so verständlich sind, daß sie schon in der Heimath anerkannt wurden. Unter den drei Walzerkönigen hat Morelly den geringsten Enthusiasmus erregt, und wenn es wahr ist, daß die heilige Allianz der drei Walzermächte den guten Geschmack in Wien untergraben, so ist Morelly am meisten von der Schuld frei zu sprechen. Dennoch muß sein Fidelbogen etwas von der magischen Gewalt eines Scepters haben, daß man ihm zu Liebe die mephitischen Dünste ignorirte, die das nahe wiener Flüßchen über das trauliche Wasserglacis verbreitet. Man hat jenes Flüßchen oft mit einem Landmädchen verglichen, das in der Stadt seine Unschuld verliert. In der That ist es so. Ein unbekanntes, aber reines Bächlein, kommt die Wien in die Residenz. Man beehrt sie mit dem Namen Fluß; dafür schütten alle Canäle ihre Verderbniß in ihren Schooß, und aus Verzweiflung über ihre verlorene Unschuld stürzt sie sich in die Donau..... Comprate Signori, due fiorini, il gran Schillero, comprate! —

Unten auf beiden Seiten der Holzbrücke, die über den Stadtgraben führt, da stehen die braunen Kinder Italiens, Breter mit Gypsfiguren auf dem Kopfe. Hört man auch nicht die Musik ihrer Sprache, man erkennt sie an den sprühenden Augen, dem glänzenden Rabenhaar, und der Anmuth, mit der sie ihre Bürde tragen. Es sind gewöhnlich Knaben aus Parma, Lucca, Modena, oder Toskana. Welche sonderbare Bildergalerie tragen die arglosen Buben oft auf ihrem Kopfe. Die Götter Griechenlands und Roms, daneben einen bärtigen Capuciner, Papst Gregor und die Büste Luther's,

Schiller und Goethe, Napoleon und Kaiser Nikolaus befinden sich auf Einem Brete, Alles in bleichen, hohlen Gypsfiguren. Ach! Italien hat keine Götter und Cäsaren mehr. Wie die Juden verdammt sind, den Trödel und die Lumpen aller Welt auf ihre Schulter zu packen, so muß Italien von alten Münzen, verblichenen Erinnerungen leben, hervorgegraben aus den Schutthaufen einer alten Welt. Seine Kinder bieten das Letzte, was sie haben, die süßen Früchte und Melodien Hesperiens in der Fremde feil. Auch seine Reliquien sind bald dahin und verkauft. Seine Schmerzen und Ruinen selbst haben fremde Sänger ausgebeutet. Jede Gondel Venedigs ist besungen. Italien käme zu spät, wollt' es sich vor dem müden Ohr der Welt noch einmal selbst beklagen. Wer spräche von seinen stolzen Städten, wenn sie nicht zum flüchtigen Schimmer einer Kaiserkrönung in die Hände klatschten. Ach, Italien ist nichts geblieben, als die Amnestie, nicht den Ablaß politischer Sünden, mein' ich, jene Amnestie, die kein gekröntes Haupt verschenken, kein Schwert erzwingen kann: das Vergessen der Vergangenheit.... Lebt wohl, ihr bleichen Gypsfiguren! Ich stehe wieder über dem rothen Thurme. Der Abend legt seine rothe Hand auf den Kahlenberg. Träum' ich oder nicht? Da oben wohnten die romantischen Babenberger. Was ist aus Wien geworden! Wie groß, wie schön, und wie reich. Wohin das Auge sieht, Fremdlinge aus allen Zonen! Da drängt sich die lärmende, fleißige Leopoldsstadt heran; nur die Ferdinandsbrücke trennt sie von der Stadt. Vom Fleischmarkte herunter wandeln Gestalten des Orients, griechische Pfaffen mit unheimlichen Augen, schwarzen, gekräuselten Bärten, türkische Juden mit ungeheurem Turban. Draußen jagt am Thor ein wildes Gespann vorbei. Seht ihr den luftigen Wagen? Vier oder sechs durchsichtige Pferde, Thiere, wie Schatten, schleppen ihn kaum, und der bärtige Nowak mit der unendlichen Peitsche — das sind Haidebilder aus Ungarn. Links jedoch strömt friedlich und klar der Donauarm herunter, Schiffchen aus Baiern und Oberösterreich, beladen mit Obst, landen am Ufer, und manche naive Linzerin steigt aus, um in der Residenz ihr goldgesticktes Häubchen und ihre rothen Wangen bewundern zu lassen. Auf dem Schanzl zwischen der Donau und der Bastei sitzen die wiener Poissarden, man nennt sie Fratschelweiber, sie verkaufen Obst und theilen Flüche und Schimpfnamen aus, eben so gräßlich wie komisch. Dort hinten aber, scheinbar am Fuße des Kahlenberges, da liegen die ärmsten aller Vorstädte; kauernd in ländlichem Schmuz, fassen sie, wie Bettelkinder, die Schleppe ihrer reichern Nachbarn, um nur auch zur Kaiserstadt zu gehören. Da ist jedoch viel von dem Kern, dem eigentlichen Urstoff des alten wiener Volkes zu finden. Wenn ich durch die engen Gassen von Thury und Lichtenthal ging, wenn ich die Milchweiber mit den spitzigen Strohhüten sah, die selbst ihren kleinen Wagen regieren, wenn ich jene eigenthümlichen Gestalten mit dem spitzen Kinn und der noch spitzern Zunge erblickte: dann glaubte ich immer die eigentlichen Abkömmlinge der alten wiener Bürger aus dem Geblüt jener originellen Schuster zu erkennen, die unter dem tyrannischen Albrecht den Stadtgraben mit ihren Leisten füllten, um die Burg zu stürmen. —

2.

Dialekt und Volkscharakter.

So lebt dies Volk sein stilles Pflanzenleben,
Sein Herzchen ist geöffnet bis zum Grund,
Und leicht gestillt ist auch sein höchstes Streben.
Karl Beck: der fahrende Poet.

Ich kam nach Wien aus der Provinz Böhmen. Nur ein Wörtchen der Erinnerung, nur einen mitleidigen Blick verlangt meine Heimath hier. Böhmen ist unter allen Ländern des Kaiserstaates am meisten Provinz; schnappend und keuchend nach seinem täglichen Brot, hat es keine Zeit, an seine Vergangenheit, oder gar an seine Zukunft zu denken. Einige edle Jünglinge mit schwärmerisch bleichen Wangen sind hinausgerannt in die böhmischen Wälder; sie sangen kühne Lieder und rührende Sagen in der Sprache des Huß, um den alten slavischen Genius aus dem Grabe zu wecken; doch kein Echo antwortet ihrem verzweifelten Rufe. Ja, der Böhme hat das Recht, ein Kosmopolit zu sein; denn er hat nur eine Heimath, kein Vaterland! Er mag sich mit rührender Liebe, oder mit trotzigem Unmuth in die stillen, böhmischen Dörfer vergraben, wo er so wenig von einer Welt jenseit der Gränzen hört, wo ihm seine geliebte Slavenzunge elegisch, wie der Ton der Dorfglocke, aus dem Munde der Frauen entgegentönt: an einen vaterländischen Herd mit freiem Ruhm und glückbekränzten Laren denkt er wohl nimmermehr. Der Bewohner der Städte kennt oft die alte Sprache des Landes nicht, oder er verstößt sie, wie eine niedrige Sippschaft, in die Gesindestube zu den Knechten und Mägden: gebildet, civilisirt, ja höflich, ist er nur in deutscher Sprache. Dies wirft einen traurigen Schatten auf das Land, und der arme Bauer, der sogenannte Stockböhme, gilt für das Muster barbarischer Wildheit

und stumpfer Rohheit. „Ohne das Bischen Böhmisch müßtest Du bellen, wie ein Hund!" So hört ich manchen stolzen Herrn zu seinem Knechte sagen. Kränkt man dem französischen, irischen, ja polnischen Bauer auch sein Liebstes, die Sprache seiner Mutter, so? — Wenn ich aus meiner Geburtsstadt hinausging in die nächsten Weiler, so glaubte ich im fremden Lande, unter Indianern und Wilden zu sein, der harte Dialekt des Landvolkes stieß mich ab; wenn der Bauer die kargen, schweren Lippen öffnete, sah ich den unversöhnlichen Hussiten mit der furchtbaren Streitaxt vor mir. Ich gestehe, mein Sinn war zu kindisch, um das tragische Geschick der Czechen zu verstehen, und von böhmischem Patriotismus hatt' ich nie sprechen gehört; nicht mein Herz, mein Schulbuch der Geschichte war Schuld daran. Deutschland dagegen war Tag und Nacht meine Sehnsucht, ein Land, wo selbst Bettler und Bauern die Sprache Schiller's und Goethe's reden, schien mir ein Arkadien, ein Eden. Ich kam endlich nach Wien und glaubte in Deutschland zu sein. — Was des Fremdlings Ohr in Wien am meisten gefangen nimmt, ist wohl der jodelnde, geschwäzig possierliche Dialekt. Diese Mundart ist es auch, die Wien von Deutschland trennt. Damit ist nicht zu viel gesagt; denn in ihr finden sich die Töne für all' die Eigenthümlichkeiten und Schattirungen, die den geistigen Cordon zwischen Oesterreich und seinen Nachbarn ziehen. Auf die naivste Art von der Welt verräth die Mundart den österreichischen Volkscharakter, aus jeder Sylbe, aus jeder Betonung blickt der Schelm, der Spaßmacher, aber auch die Schlafmüze des Philisters hervor; diese Mundart ist der Volkscharakter selbst. Der österreichische Dialekt ist ein ziemlich naher Verwandter des tyrolischen, steyrischen und baierschen. Man sieht, er stammt von der Alpe, daher die Treuinnigkeit, die Herzlichkeit, die er mit dem gleichgültigsten Gruße, mit einem „Guten Morgen" auszudrücken im Stande ist, die tiefe Gemüthlichkeit, die in den österreichischen Volksliedern sich so warm und anspruchslos hingibt. Eines jedoch hat dieser Dialekt vergessen! Er hätte auch die gewaltige Kraft, die Freiheitslust mitnehmen sollen, die auf den Alpen zu Hause ist, als er vom Gebirge herabstieg, um sich in der Ebene niederzulassen. Statt dessen hat er hier ein behagliches Sichgehenlassen gelernt, Spuren von Kraft entwickelt nur die Grobheit der Fratschelweiber, und das schnippische Wesen, in der sich zuweilen das schöne Geschlecht gefällt. Ueber das Kindliche, Scherzhafte, Kluge und Pfiffige hinaus, in die höhere Gedankenwelt kann der österreichische Dialekt den menschlichen Geist nicht begleiten. Ein ernster Gedanke, ein Ausdruck glühender Leidenschaft, wird, ins Oesterreichische übersezt, lächerlich, als hätte er sich selbst parodirt. In der plattdeutschen Sprache gibt es eine eigene Bibelübersezung; wie sich das Buch der Bücher im berliner Dialekt ausnähme, kann man wohl nicht beschreiben, ohne etwas Impietät sich zu erlauben. Ich glaube, die Helden des alten und neuen Testaments würden sammt und sonders etwas renommistisch ausfallen. Aber auch der wiener Dialekt ist keiner Uebersezung der Bibel fähig, ohne Alles in das Komische, Spaßhafte zu ziehen. Nur die Weisheit Abraham a Sancta Clara's, die schon von Hause aus das komische Gewand trägt, kann durch den drolligen Ton der wiener Mundart gewinnen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beurmann's Deutschland und die Deutschen.

Ein willkommnes Werk, in welchem sich das Nationalbewußtsein der Deutschen concentrirt findet. Beurmann stammt geistig von Börne ab, er hat die Satyre geerbt, allein er verwendet sie wie ein guter Hausvater, ohne Leidenschaft, ohne Kampfbegier, ohne dem Eifer eine einseitige Schnellkraft nach irgend einer Richtung zu geben. Diese Ruhe des Verhaltens, die das Urtheil des deutschen Zwiespaltes überblickt, diese Reife des Bewußtseins imponirt; sie kann der Production keine neuen Quellen eröffnen, aber durch ihre nachhaltige Dauer das Erworbene schirmen, die Niederlage des Feindes erhärten. Ein verworrenes Jahrhundert, im Handgemenge mit sich selbst, das ist unsere Zeit im Wendepunkt zwischen Altem und Neuem. Ein Complex von Nationen, im Wirrwar mit sich selbst, das ist Deutschland mit seinem Norden und Süden, seinem Absolutismus und seinem Versuch zu liberalen Lebensformen, seinen religiösen Feindseligkeiten und seinem Versuch, im Menschen den Menschen anzuerkennen. Aus alle dem erlöst die productive Kraft, die für ein fernes Ziel begeistert, oder die Ruhe der Umsicht, die mit gehaltvoller Würde über die Spannungen hinweghebt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeit, sich selbst den Spiegel vorzuhalten. Beurmann gibt uns einen Spiegel; so weit, wie es hier in diesem leidenschaftslosen Abbild erscheint, ist Deutschland wirklich gekommen. — Man hat das deutsche Vaterland das Herz Europas genannt, während Frankreich für den Kopf, Rußland für den Theil gilt, aus dem die Unterleibsbeschwerden kommen. An diese Leibesbeschaffenheit Europas knüpft Beurmann den Beginn seiner Betrachtungen. Er sucht das natürliche Deutschland auf, das nationale, das historische, das politische. Eine treffliche Charakteristik der deutschen Flüsse und Stromgebiete bringt das zweite Capitel. Ihm folgt ein historischer Rückblick auf die Vergangenheit Deutschlands, aus der die camäleontische Gegenwart entsprang. Der Mangel an äußerer Einheit führt auf die innere Einheit, auf die Tugenden der Deutschen, und hieran schließen sich sehr

eng unsere Fehler, wie man von Tacitus leicht auf Hofrath Thiersch kommt, von Schiller, der mit den Völkerbewegungen seiner Zeit sympathisirte, auf Clauren, der den Befreiungskrieg in Novellen besang. Capitel 5. und 6. beschäftigen sich mit dem deutschen Adel, in seiner Vergangenheit, Gegenwart und muthmaßlichen Zukunft. Von der Geldaristokratie sagt Beurmann sehr richtig, sie gehöre den liberalen Interessen an. In Bezug auf das Junkerthum, das im Staatsleben zwischen Bürgerthum und Regierung eine politische Stellung einnehmen möchte, hebt der Verf. mit Recht hervor, daß die kurhessische Constitution mit Einer Kammer die durchaus zeitgemäße sei. Die nächsten Capitel gehören einem Thema, das Beurmann schon in seiner Schrift über Göttingen treffend erörtert hat, das deutsche Universitätswesen mit seinen Corporationsformen, die steife Abgeschlossenheit der deutschen Wissenschaft vom Leben, die Halbheit in dem Verhältniß des Gelehrten zum Publicum und zum Staat. Das 10. Capitel, mit welchem das vierte Heft schließt, erläutert den Zustand des deutschen Theaters, wie es ist und wie es sein sollte, um mit den Interessen des Zeitalters parallel zu gehen.

Notizen.

[Eine neue Symphonie von Spohr.]

Das vierte Abonnement-Concert im leipziger Gewandhause brachte uns Spohr's neueste Production, eine Symphonie in C-moll, noch Manuscript. — Spohr hat nie einen großen Kreis von Gedanken beherrscht; seit seinen letzten Opern, die nicht aus Cassel herauskamen, spinnt er sich immer mehr in seine begränzte Welt ein, und diese Symphonie beweist vielfach, wie er an sich selbst zehrt. Will man Spohr's merkwürdige Eigenthümlichkeit bezeichnen, und den Enthusiasmus begreiflich finden, den sein erstes Auftreten in Deutschland erregte, so muß man Azor und Zemire, Jessonda und den Faust zergliedern; hier hat sich die liebenswürdige Seite des zarten Meisters erschlossen und erschöpft. Das Adagio der neuen Symphonie, besonders der wunderschöne Schluß desselben, erinnert an die Frühlingsblüthen seines Geistes; die süße Schwelgerei elegischer Gefühle wird noch überall entzücken; auch das Scherzo ist bunt und kindlich schön. Dagegen ist der erste Satz zu gedankenleer, der letzte bleibt ohne Wirkung, weil der Symphonie fehlt, was der ganzen Spohr'schen Musik abgeht, Energie des Gedankens. Die Symphonie ist wie ein schönes, aber weichliches Bild, dem es an Schatten fehlt, an kräftigem Dunkel, wodurch sich auch das Licht erst hebt. Daß sich im Tonsatz der Meister bekundet, ist Sache der Beurtheilung von Seiten der technischen Musiker; hier ist die Rede von dem ästhetischen Eindruck.

[Geheime Gesellschaften.]

Im neuesten Heft des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons lesen wir von einer tüchtigen Feder einen Artikel über geheime Gesellschaften, Priesterorden, Freimaurer, Illuminaten, Carbonaria, Tugendbund, Hetäria, Propaganda, Volksfreunde, junges Italien und Europa. Wir geben die Schlußworte: „In den Vereinigten Staaten von Nordamerica läßt sich keine Spur von geheimen politischen Gesellschaften entdecken. (Weil hier die größte Oeffentlichkeit in der Verfassung und Verwaltung ist.) Wenn übrigens diese letztern an und für sich kein sehr taugliches Mittel für Erreichung politischer Zwecke sind, so ist doch immer ihre Entstehung als ein Symptom des Volkslebens sehr zu beachten. Geheime politische Verbindungen haben sich gebildet, wenn ein schwer empfundner und stets unerträglicher werdender Druck auf einem Volke oder einem Theil desselben lastete, und sie waren dann die Anzeichen einer wachsenden Opposition. Außerdem kommen sie zum Vorschein, wenn eine Partei im offenen Kampfe überwunden ist, und wie dort die Vorboten, so sind sie jetzt nur die Nachzügler einer allgemeinern Bewegung. In diesem Falle mag es leichter gelingen, endlich ihre letzten Spuren zu vertilgen. Aber damit ist nichts erreicht, so lange nicht die Quelle der Unzufriedenheit, woraus sie entsprungen sind, versiegt ist. Die politischen Parteien haben noch lange nicht aufgehört, wenn man auch alle geheimen politischen Gesellschaften gesprengt hat; und gegen den Sturm, welchen diese, wenn nicht erzeugen, doch häufig ankündigen, gibt es stets nur Ein sicherndes Mittel: die Popularisirung der Verfassungen und der Gesetzgebung unter dem freien Einflusse der öffentlichen Meinung."

[Anekdoten von Suwarow.]

Suwarow's Ausdruck war sehr einfach und lakonisch. Sein Losungswort vor der Schlacht hieß: „Gott mit uns, vorwärts, Hurrah!" Aus Polen benachrichtigte er die Kaiserin von seinem Siege durch ein Bülletin mit den Worten: „Hurrah, Warschau, Suwarow." Katharina schrieb zurück: „Hurrah, Feldmarschall Suwarow, Katharina."

Vor Warschau schickten ihm die Polen Abgeordnete vor die Stadt, um mit ihm zu capituliren. Kaum erblickt er sie, so jagt er halb entkleidet, wie er eben ist, ihnen entgegen, umarmt seine Feinde und ruft mit Thränen in den Augen: „Friede, Friede!" Die Abgesandten vergessen ihre Vorschläge anzubringen und öffnen ihm die Thore der Stadt.

Potemkin wollte nicht an Suwarow's eminenten Geist glauben. Katharina, um ihren Günstling davon zu überzeugen, erlaubte ihm, Zeuge einer Unterredung zwischen ihr und S. zu sein. Erstaunt von dessen Scharfsinn, fragte er ihn mit einem Vorwurfe: „Aber warum sprechen Sie mit mir nicht eben so?" — „Mit Herrschern," antwortete S., „führ ich eine andere Sprache, als mit Ihnen!"

Zu seinen Soldaten sagte er oft: „Die Kugel ist dumm, das Bajonett ist vernünftig!" und jederzeit waren sie siegreich, wenn der alte Feldherr rief: „Zum Bajonett, Kinder, Hurrah!" Er war ein Vater seiner Soldaten; stets wiederholte er sich den Grundsatz: „Man muß sich beeilen, Gutes zu thun!" Mehr, als das prächtige Denkmal in Petersburg, das ihm Alexander setzen ließ, ehrt ihn die einfache Grabschrift, welche er sich selbst gab: „Hier liegt Suwarow."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 216. — den 3. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Beschluß.)

Aber lächerlich wäre es, solche höhere Forderungen an eine Mundart zu machen, die in den niedern Kreisen des Lebens so viel liebenswürdige Unarten, so viel gesellige Späße und trauliche Wärme verbreitet, ohne etwa eine Welt- und Nationalsprache vorstellen zu wollen, wenn man nicht eben in Wien fast bemüht wäre, den Dialekt des Gamins zu hegen und zu pflegen, und ihm wirklich die Bedeutung einer nationellen, kaiserlich königlichen Sprache zu geben. Selbst die höhern und gebildetern Stände geniren sich nicht, ihre Gedanken in Schlafrock und Pantoffeln erscheinen zu lassen, Professoren auf dem feierlichen Dreifuß kleiden ihre Orakel in diese österreichische Haustracht, und nicht ohne Absicht sprach selbst der selige Kaiser Franz mit seinem Volke österreichisch. Es war ihm nicht blos um Popularität zu thun; er sprach damit den Gedanken der Isolirung vom übrigen Deutschland aus.

Die Mundart der Wiener unterscheidet sich aber dabei mehr als durch blos größere Feinheit von der Sprache des Landvolkes, so wie sich eben auch die Einwohner Wiens von den Oesterreichern auf dem Lande unterscheiden, die ja nicht die einzige Quelle sind, aus der Wien seine reiche Bevölkerung schöpft. So wenig als das kleine Erzherzogthum der großgewordenen Tochter Residenz den Riesenmagen füllen, oder allen nöthigen geistigen Flitter aufbringen kann, um mit Würde die Honneurs als Kaiserstadt zu machen, eben so wenig kann es die Zahl seiner 300,000 Einwohner immer voll erhalten. Seit jeher mündeten sich aus allen Provinzen Menschenströme von den buntesten Farben und den feindlichsten Elementen in den Schooß der Kaiserstadt, verloren bald ihr eigenthümliches Gepräge, tranken an den Brüsten Vindobonas die Milch der frommen Denkungsart, und wurden Wiener. Die verschiedenen Ingredienzien, Polen, Böhmen, Mähren, Italiener u. s. w. wurden mit den vorhandenen Urelementen zusammengeknetet und gemischt. Die Mischung ging unter hohen Auspicien glücklich und ohne zu gewaltsame Gährung vor sich. So erschien ein eigenthümliches Präparat von einem Volke, keinesweges ein Miniaturbild der Völkerschaften des Kaiserstaates, sondern das Ideal von einem loyalen Volke, wie es einer monarchischen Seele vorschweben mag, und wie es die feste Hand der weisen k. k. Regierung verwirklicht, und mit dem k. k. Stempel versehen hat. Dies ist das kleine Volk, man möchte sagen, die kleine Nation der Wiener. Nun, auch die Pariser sind eine Nation, doch mit einem kleinen Unterschiede. Paris ist stolz darauf, das gerüstete Haupt Frankreichs zu sein. Es denkt und dichtet für die ganze große Nation, so wie es sich einbildet, für ganz Europa zu denken. Mag man es das moderne Babylon schelten! Es weiß, daß es nicht nur das regenbogenfarbige Panier der Mode seinen Völkern voranträgt, daß Europa sich mit ängstlicher Neugierde auf die Zehen stellt, wenn seine souveraine Löwenklaue mit dem

Digitized by Google

Pflaster der Straßen spielt, und es bemüht sich, über das Dasein anderer Völker sich eine vornehme, fabelhafte Unwissenheit zu bewahren. — Wien hingegen ist ganz und gar nicht stolz; es ist viel zu eitel darauf, unter den Städten des Kaiserstaates die Sultanin zu sein, der die Macht das duftende Schnupftuch zugeworfen, um ewig in ihrem Harem zu leben. Wien maßt sich nicht an, für alle Provinzen, viel weniger für eine Welt zu denken, aber es gibt ihr das große Beispiel harmloser Gedankenlosigkeit, glücklicher Lebensweisheit. Diese kleine Nation sieht behaglich zu ihren Spiegelfenstern heraus, wenn draußen die tollsten Stürme um die Erde wüthen, lächelnd darf sie da ihre Neugierde befriedigen, wo sich Andere durch leidenschaftliche Theilnahme aufreiben; wenn ganz Europa in Krämpfen liegt, streichelt sie sorglich ihren Bauch; wenn die Welt in Flammen steht, und die Menschheit endlose, sorgenvolle Nächte verwacht, vergißt sie nicht, ihr Mittagsschläfchen zu halten. Dennoch ist sie nicht herzlos, nicht kalt; die Wiener sind mitleidig und gefällig, bei Wasser- und Feuersnoth sind sie wohlthätig bis zur Verschwendung. Sie können das Elend nicht sehen; ihre Nerven sind zu schwach, ihre Thränendrüsen zu reizbar. Nur deswegen meiden sie sorgfältig die Nähe jener Unglücklichen, die nicht Almosen, aber tiefes Mitgefühl heischen. Am liebsten heilen sie das zerrissene Herz bei Tische; ihr Wein und ihr Scherz soll der Balsam für alle Wunden sein, weil er es für die ihren ist. Wehe dem, der nicht mit ihnen zu lachen versteht; sie haben ihn bald aufgegeben. Diese kindlichen Tugenden, diese liebenswürdigen Schwächen werden ihnen auch leicht gemacht. Mit dem Fett und Mark der übrigen Provinzen werden ihre Rosenbeete gedüngt, mit dem Schweiße, den sie selbst nicht vergossen, werden ihre Blumen bethaut, ohne daß sie es wissen. Im Weichgebilde der Burg darf es nur fröhliche Augen geben, und die blassen Wangen, die man da etwa sieht, dürfen keine Cassiuswangen sein; die Farbe rührt nur von schlechter Verdauung her. Ach, gelänge es der Regierung, die ganze Monarchie in die Linien des gesegneten Wiens einzuschließen, dann gäbe es doch eine materielle Entschädigung dafür, daß die Nordlichter der Phantasie am Himmel Oesterreichs sich nur mit hoher Bewilligung und unter Aufsicht der Polizei zeigen dürfen, daß die Decrete, die in den Stadtthoren und an den alten Mauern der Universität hängen, zuweilen etwas zu wenig mit den Lehren der Geschichte, mit der Sprache menschlicher Herzen und Köpfe harmoniren. — Dieselbe luftdichte Blokade, die übrigens den Kaiserstaat von der Welt scheidet, trennt auch Wien, wenn auch nicht auf gewaltsame Weise, von den Provinzen. Von dem, was da draußen geschieht, hört man im Allgemeinen nur ein unbestimmtes, fernes Geläute. Nicht nur, ob das Gängelband kürzer angezogen werden soll, oder ob man den Zügel wird etwas schießen lassen, die unbedeutendsten Pulsschläge des öffentlichen Lebens, die unschuldigsten, fast officiellen Ereignisse in den einheimischen höhern Kreisen, erfährt der Wiener durch auswärtige Blätter; man will ihn nicht in seinem regelmäßigen Lebenslaufe stören. Dadurch gewöhnt sich der Wiener, wie ein Säugling, an den Brüsten der Gegenwart zu hangen, und nur manchmal einen harmlosen Blick auf seine nächste Umgebung zu werfen. In Wien wird darum meistens von Wien gesprochen, zuweilen nur von den Vorstädten, in denen man lebt, und es kommt bald dahin, daß gewisse Classen selbst das Ländchen Oesterreich nur zu Wiens malerischen Umgebungen zählen. —

Doch nicht in allen Adern rinnt der Ichor, jener göttlich phlegmatische Milchsaft statt des warmen, menschlichen Blutes. Es gibt Wesen, denen das Herz nach lautem Mitgefühl, nach der glühenden Umarmung der Freiheit pocht, deren Augen bei großen Gedanken aufblitzen, auf deren Lippen aber das Wort verglüht, deren Phantasien oft Jahre lang im Busen verschlossen bleiben. Ach, die Strebenden befinden sich bei der allgemeinen Behaglichkeit sehr unwohl, aber warum streben sie auch oft nach Dingen, die man nicht sehen, fühlen und riechen kann? Wenn der Geisterseher auf seine Erscheinung deutet, wenn sein Auge rollt, sein Haar sich vor Begeisterung bäumt, darf er zürnen, daß der Philister, der weder Geister sieht, noch Erscheinungen hat, ihn einen Narren nennt? — Wen das Loos des Schicksals zum Streben verdammt hat, der mache lieber seine Hände zu Sklaven, die um das schwarze Brot dienen, und lasse den Gedankenfrühling in seiner Seele nach und nach Blüthe für Blüthe verlieren, lieber, als daß er aus den Blumen seines Geistes Salat macht, das schwelgerische Mahl der Geldpfaffen zu würzen, die an nichts, als den goldenen Kelch glauben, und ihren Gott im Wein und im Fleische sehen. Und ihr wollt wissen, wo jene unglücklichen Seelen zu finden sind, verurtheilt, unter lauter Schläfern zu wachen, unter hungrigen Geschöpfen voll satten Ueberdrusses zu sein? Nicht immer in den Salons und den parquettirten Boudoirs, wo die Aristokratie auf ihren Privilegien sitzt, und mit mitleidigem Lächeln, mit gnädiger Herablassung den armen

Wurm betrachtet, der sich krümmt und mühselig zum Lichte kehrt, das sie aus den Sternen und Sonnen auf ihrem Rocke strahlen läßt. Nicht die Gebildeten machen hier die höhern Stände aus. Zu den höhern Ständen muß man durch seine Lebensweise sich erheben lassen. Nobel leben, ist die erste und letzte Bedingung. Wer diese nicht erfüllen kann, ist dem Gemeinen verfallen. Die Worte Nobel und Gemein spielen eine ungeheure Rolle in Wien; es sind die zwei Wagschalen, auf denen der Engel des Gerichts den Werth oder Unwerth von Individuen und ganzen Familien wägt. Wehe dem, der zu leicht befunden worden. Der Staub des Gemeinen hüllt ihn in seine prosaischen Wolken, und verwischt allen Glanz, der an seinem Leben strahlte. Im Hause der Gemeinen übrigens mag es solche trübselige Ausnahmen geben, welche in Wien Narren heißen, und die ich strebende Seelen nannte. (Wird später fortgesetzt.)

Correspondenz.

Aus Nürnberg.

[Charakter der Stadt und der Bewohner.]

Die ersten Tage des October haben der alten Stadt Nürnberg nicht nur trübes Wetter, sondern auch mit der Nummer 185 Ihrer vielgelesenen Zeitschrift einen Correspondenzartikel gebracht, welcher der Behaglichkeit ihrer Einwohner einen gewaltsamen Stoß gab. Alle Gemüther kamen in Aufruhr, selbst einige Schreibefinger setzten sich in Bewegung, theils um aus der Ferne Aufschluß über den Einsender zu erhalten, theils um contradicenda in die gähnenden Spalten einiger auswärtigen Journale zu bringen. Wo aber der Abend die Erhitzten beim Bierkruge zusammenführte, da fehlte es nicht an jenen rohen Gelüsten, nach dem Prügel zu greifen und dem den Rücken entzwei zu schlagen, der, indem er die Gefälligkeit hatte, dem Nürnberger den Bettflaum des Indifferentismus aus dem Auge zu streifen, nicht verhüten konnte, in dasselbe zu greifen und dadurch Schmerzen zu verursachen.

Dies allein schon könnte das, was der Verf. jenes Artikels über den Bildungszustand unserer Einwohner bemerkt, zur Genüge unterstützen, und er hat vollkommen Recht, wenn er von dem Nürnberger sagt: „Interessen der Cultur, wie z. B. literarische, sprechen nicht an."

Um wie viel lieber würden diese Zeilen jenem zwar in einer bittern Stunde geschriebenen, jedoch sehr wahren Artikel widerlegend entgegen treten, aber die Feder sträubt sich, wo die Erfahrung lehrt, daß die Interessen keine andern als 5, 6 und 17½procentige sind, daß das Feld der Literatur den meisten von denen, welche den Stand der Gebildeten repräsentiren, oder repräsentiren wollen, eine terra incognita ist. Man darf nur wenige Male die ersten Gesellschaften der Stadt besuchen, um die Ueberzeugung mit hinweg zu nehmen, daß, um nicht als λίθος ἐπὸ λίθον zu erscheinen, die genaue Bekanntschaft mit der Form eines Plattfußes nothwendiger ist, als die mit dem Zustande unserer neuern, ja selbst unserer älteren classischen Literatur. Wo sich die ganze Theilnahme am journalistischen Leben nur darauf erstreckt, in einem Localblatte nachzusehen, ob sich die betrübte Wittwe auch wirklich bedanke, daß die Freunde ihres seligen Mannes seine Leiche zur Ruhestätte begleiteten, da ist sich's wohl nicht zu verwundern, daß die Journalistik keine andere Bedeutung hat, als daß die Blätter in militairischer Ordnung die Posten beziehen und nach 8 Tagen unter dem Vortritt der würdigen „Münchner Landbötin" für immer zur ewigen Ruhe eingehen.

Was soll man auf den Vorwurf: „Die wenn auch noch so trotzige Hierarchie der protestant. Kirche ist dem Nürnberger ein süßes Joch. Er hört in der Regel nur den Geistlichen gern, der zu donnern versteht, denn seine Donnerworte treffen nur den Nachbar," was soll man auf diesen Vorwurf dem Ref. entgegenstellen? Ist es etwa nicht so? Und kann es da anders sein, wo man, um die wichtigsten Interessen der Gegenwart im Zustande materiellen Behagens unbekümmert, dahinlebt? Gibt es doch keinen Boden, auf welchem der Saame des Fanatismus mehr wuchern, diese Schlingpflanze schöner gedeihen könnte. Die Früchte davon sind aber allenthalben auftauchende Spuren von Verrücktheit. Ein talentvoller junger Mann ist vor noch nicht langer Zeit auf diesem Wege dem Wahnsinn und mit ihm dem Tode verfallen, ein anderer, der eben von den Stufen des Schelling'schen Katheders in unsere Stadt zurückkehrt, ist mit der gegenwärtigen Gestalt und Organisation des menschlichen Körpers nicht recht zufrieden und hoffte im Gegensatze mit dieser unvollkommenen auf eine künftige höhere Gestaltung, zu welcher — „der auf die Knie niedergeworfene Beter mit zum Himmel emporgestreckten Händen und verzückten Augen" das Vorbild sein werde.

Die Wuth zu „glauben" zeigt sich auch in bürgerlichen und personellen Verhältnissen und Zuständen und der Verfasser des Artikels hat hier einmal unrecht, wenn er industrielle Schlauheit, statt wenigen Einzelnen, der Gesammtheit zuschreibt, deren „gutmüthigem Vorgeben nicht zu trauen sei." — Daß der Nürnberger mehr vertraut und mehr glaubt als jeder Andere in der Welt, mögen Beispiele am nachdrücklichsten zeigen. Er glaubt z. B., daß es um seinetwillen geschehe und zu seinem Vortheil diene, wenn eine unbekannte Feder in einem öffentlichen Blatte sagt: man solle die Actien zurückhalten, man sei in dieser Sache nur auf den Nutzen der Bürgerschaft bedacht; er glaubt, daß er auf demjenigen Weg, welcher einen stumpfen Winkel bildet, schneller zum Ziele kommt, als auf dem geraden; er glaubt, daß seine Nürnberg-Augsburger Eisenbahnactien mehr Werth haben, als jeder gewöhnliche Papierschnitzel und daß die eingezahlten 1 pr. Ct. nächstens zurückbezahlt werden. — Wozu aber auch noch hunderte von Beweisen, daß der Nürnberger mehr glaubt, als je irgendwer, wo wenige genügen, den kränkenden Vorwurf mangelnder Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit zurückzuwerfen. Der kurze Aufenthalt des Kaisers Nikolaus ist treu und wahr erzählt. Daß bei dieser Gelegenheit Krähwinkler-Scenen zur Schau kamen, ist eben so richtig und nur die Schuld derer, welche solche gruppirten.

Die Kunstdarstellung, welche in dieselbe Zeit fällt, konnte der Ref. unserer Angelegenheiten nicht unberührt lassen. Er hat sie gewürdigt, wie sie gewürdigt werden muß, wenn eine Kritik ernst und streng auftritt, ohne Neben- und besonders ohne Local-Rücksichten. Es ist allerdings für den Vorstand oder Ausschuß eines Kunstvereins eine schwierige Sache und ein sehr delikater Punct darüber zu entscheiden, ob ein dargebotenes oder eingesendetes Bild zur Ausstellung kommen oder zurückgewiesen werden soll und der letztere Fall zieht oft die größten Unannehmlichkeiten nach sich, allein diese Schwierigkeit ist für den Kritiker ein unwesentlicher, nicht zu beachtender Umstand; er hat ohne alle Rücksicht auf die Motive des Vorhandenseins, welche bei uns in dem Streben, viele Nummern zu erzielen, gefunden werden mögen, das Gegebene zu überschauen und zu beurtheilen.

Ist nun auf der einen Seite nicht zu läugnen, daß die Intelligenz in Nürnberg noch nicht sonderlich um sich gegriffen hat, so daß wir zwar bei der niederen Volksclasse Witz ohne Bildung, bei der höheren Bildung ohne Witz, aber keine allgemeine scientivische Ausprägung finden, so darf auch auf der andern nicht vergessen werden, daß der Sinn für Musik sich sehr regsam zeigt und die Gesangvereine eine Zierde der Stadt sind.

Würde man die freie geistige Regung statt mit scheelen oder gehässigen Augen betrachtet, bald mehr und mehr gefördert und unterstützt sehen, dann könnte man hoffen, daß sich Nürnberg, auch seinem geistigen Leben nach, wieder dem Ruhme näherte, dessen sich diese Stadt schon vor 300 Jahren als die Wiege eines Pirkhaimer, oder eines Pfinzing in hohem Grade zu erfreuen hatte. ***.

Notizen.

[Das Parterre in den Theatern von Paris.]

Im Jahre 1798 gab man in Paris den Tartüffe. Nach Beendigung des Stücks verlangte das entzückte Parterre lärmend nach dem Autor. Der Director erschien und nannte einen gewissen Moliere als den Dichter. „Heraus!“ schrie das Parterre. — „Meine Herren, er ist schon länger als hundert und zwanzig Jahre todt!“ „Das bleibt sich gleich, heraus, heraus!“ wiederholte das fanatische Parterre.

Nach dem 9. Thermidor mußten sich diejenigen Schauspieler, welche sich in ihren politischen Meinungen als sehr extravagant bewiesen hatten, die größten Schmähungen vom Parterre gefallen lassen. So zwang man, als Robespierre gestürzt war, den Komiker Trial, auf der Bühne knieend und singend Abbitte zu leisten. Kurze Zeit darauf starb er; man sagte, er habe sich vergiftet. Aehnliche Schicksale erlitten Laïs, Dugazon, Fusil u. A. Selbst Talma konnte der Tyrannei des Parterres nicht entgehen.

Wie leicht dasselbe zu gewinnen, dafür bürgt folgender Vorfall. Ein Acteur aus der Provinz wurde stets ausgepfiffen, sobald er erschien. Eines Tages verläßt er die Bühne zornig, indem er sich an die Logen mit den Worten wendet: „Ich gehe, meine Damen, aber ich schwöre, das Parterre soll nur von meiner Hand sterben.“ Dieser Einfall rettete ihn, einige Tage nachher wurde er mit Applaus empfangen.

Bei einer Vorstellung im italienischen Theater (1789) befand sich ein Abbé in einer der ersten Ranglogen. Kaum bemerkt ihn das Parterre, als es ruft: „Nieder mit dem Herrn Abbé.“ Anfangs achtet derselbe nicht auf das Geschrei, als es aber fortdauert, steht er auf, nimmt sein Käppchen ab und spricht höflich grüßend: „Meine Herren, seit mir in Ihrer Gesellschaft eine goldne Uhr gestohlen ward, ziehe ich es vor, lieber mehr für einen Platz im Schauspiel zu bezahlen, als auch meine Dose zu riskiren.“ Wüthendes Beifallklatschen folgte auf dieses wenig schmeichelhafte Geständniß.

[Camoëns.]

Man hört aus Lissabon, daß sich unter den Manuscripten des Staatsarchivs mehrere auf Camoëns bezügliche Documente gefunden haben. Aus den Quittungen von seiner Hand soll sich ergeben, daß er vom Staate eine jährliche Pension von 1500 Realen (etwa 500 Thlr.) erhielt. — Am Ende findet man noch aus, daß jedes Genie, das, wenn nicht dem Hunger, doch den Chicanen seiner Zeitgenossen erlag, im Grunde noch von Glück zu sagen hatte, wenn man es nicht aufknüpfte. — Camoëns' Grabmal, welches sich allen Nachrichten zufolge in der Kirche Santa Anna befand, bei Gelegenheit des großen Erdbebens aber verschüttet wurde, ist von neuem Gegenstand eifriger Nachforschungen.

[Schwenk's Wörterbuch der deutschen Sprache.]

Dies werthvolle Werk, das in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung unseres deutschen Sprachschatzes so große Verdienste hat, erscheint in einer dritten, vielverbesserten und vermehrten Ausgabe, Frankfurt a. M. bei Sauerländer. Die erste Lieferung ist bereits ausgegeben. An gelehrter Sicherheit, Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit ist diesem Werke kein zweites an die Seite zu stellen, wie Kenner von Fach dies anerkannt haben.

[Ein chinesisches Diner.]

Ein holländischer Reisender sah ein chinesisches Festmahl, bei welchem folgende Speisen vorkamen: Potage von Vogelnestern und sechs andere Potagen von Hammelfleisch, Entenleber, Froschkeulen u. s. w.; Coteletten von Elephantenschwänzen mit Eidechseneiersauce; gedämpftes Schweinefleisch, das in Schildkrötenschalen herumgegeben und von mehreren Holländern sehr wohlschmeckend gefunden wurde; Fische mit Meerpflanzen; zuletzt Wasserschnepfen, mit Pfauenkämmen garnirt, eine Speise, welche nur bei großen Festins gegeben wird. Eine einzige Schüssel davon kostete 200 Dollars. Beim Dessert zeichnete sich ein Gelée von Rhinocerosshaut durch nicht eben vortheilhaften Geschmack aus. Die Früchte waren von Cochinchina herbeigeschafft und die verschiedenen Weine meistens von Europa.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 217. — den 5. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

1. Geschichte einer Bergung.

Das Gewitter hatte ausgetobt, das Meer schlummerte wieder. Es war Sonntag; kleine Nachen mit grün-roth-weißen Flaggen geschmückt schaukelten sich auf den langen, trägen Wellen und schwammen weit in die See hinaus, bis die Sonne unterging und das Leuchtfeuer auf Helgoland immer heller am dunkler werdenden Himmel aufblitzte. Eins jener Fahrzeuge war mit festlich geputzten Menschen beinahe überfüllt. Es ging so tief im Wasser, daß man die Fluth mit der Hand erreichen konnte. Da die Luft warm war und ein linder Südwind die Wellen kräuselte, so zeigte sich mit Eintritt der Nacht das zauberhafte Phänomen des Meerleuchtens. Am Bug des Schiffes glänzten die aufspritzenden Wogen, wie Diamanten im Dunkeln, wenn sie am Tage längere Zeit von der Sonne beschienen worden sind, und hinter dem fortgleitenden Fahrzeuge zog breit und leuchtend eine tiefe Furche, die nur langsam zusammenlief und vom Andrange der Fluth überdeckt ward.

Nahe dem Steuer saß ein junges Mädchen, das sein ganzes Augenmerk auf dies bezaubernde Glitzern und Sprühen der See gerichtet hatte. Ein einfacher Kranz halb aufgeblühter Rosen, der zierlich um den Halsturban gebunden war, welcher ein Kennzeichen jeder echten Helgolanderin ist, bezeichnete das Mädchen als Braut. Ihr zur Seite saß der jugendliche Gatte in seiner einfachen, netten Lootsentracht, heiter, muthvoll, glücklich. Er sang vereint mit den Uebrigen alte Schifferlieder, während seine junge Braut mit einem Stäbchen den Namen des Geliebten verstohlen lächelnd in die Wellen zeichnete und hocherfreut an dem unruhigen Aufflammen der Wasser sich weidete, die bald längere, bald kürzere Zeit die erlöschende Liebesschrift mit sich fortrissen.

Es ist auf Helgoland Sitte, daß nach vollzogener Trauung Braut und Bräutigam sammt allen Hochzeitgästen einen Spaziergang um die Insel, wie durch die breiteren Gäßchen des Ober- und Unterlandes halten. Erlauben es Wind und Wetter, so besteigt die Gesellschaft wohl auch ein Sloop und segelt aufs Meer hinaus, so weit Lust und Stimmung die fröhlichen Menschen verlocken. Einem solchen Brautzuge begegnen wir in dem Fahrzeuge, das unsere Aufmerksamkeit fesselt. Schon nähert sich die segelnde Barke mehr und mehr der Insel; man hört das Toben der Brandung am Fuß des Eilandes, das in dunklen Umrissen vor den Segelnden aufsteigt. Zur Rechten zieht sich ein seltsam blendend weißer Streif längs dem Horizonte hin, in dem der Unerfahrene gefahrvolle Nebel erblicken würde. Es ist aber nur der eigenthümliche Schimmer der weißen Sanddüne, die selbst bei düsterem Himmel wie von Mondlicht beschienen aus den dunklen Fluthen aufsteigt. Der Steuermann wendete, das Vorland, von funkelnden Lichtern überstreut, darüber die helleren Puncte des Ober-

Digitized by Google

landes, traten bestimmt aus dem Dämmern der Nacht hervor. Aus der Ferne hörte man ein dumpfes Rauschen. Die Schiffer achteten mit geschärfter Aufmerksamkeit auf das unentschiedene Geräusch, bis sie sich überzeugt hatten, daß es ein von den ostfriesischen Inseln herüberkommendes Dampfboot sei.

Die Ankunft eines Dampfbootes auf Helgoland gehört unter die Ereignisse von Bedeutung. Mit ihm setzt nicht allein die Cultur ihren Fuß auf das abgelegene Eiland, es kehrt auch das Leben ein auf der öden Klippe oder doch die Hoffnung desselben. Es gibt keinen Helgolander, der nicht mit der aufflatternden Flagge am Fallm sich erheitert fühlt. Alles drängt sich an die hölzerne Brustwehr bei der Treppe und sucht mit lichtem, freudefunkelndem Auge am Horizonte nach der heranschwimmenden Rauchsäule, um an ihr die Entfernung und die Dauer der Erwartung abzumessen, zu der jeder Insulaner von Natur schon verurtheilt ist.

Der Steuermann am Bord der Sloop war deshalb auch darauf bedacht, in möglichst kurzer Zeit anzulanden. Er setzte noch ein Segel auf und brachte das Fahrzeug so dicht an den Wind, daß es wie eine leichtbeschwingte Möve über die Wellen dahinglitt und mit dem herankeuchenden Koloß wenigstens zugleich in den Hafen einlief. Am Strande gibt es in einem solchen Augenblick immer ein dichtes Gedränge. Alle Badegäste eilen an die Küste, um die ankommenden Fremden landen zu sehen; mancher erwartet Freunde, Jeder, wenigstens in der Einbildung, Briefe. Auch die frische Seeluft und das eigenthümliche, monotone und doch immer mit wunderbarem Reize die Seele berührende Geräusch der Brandung lockt Viele in abendlicher Stille ans Ufer. —

Unter diesem Hin- und Herwogen Fremder und Einheimischer trieb sich auch der Brautzug so lange herum, bis das erste Boot vom Dampfschiffe herüberkam und neue Badegäste an die Insel setzte. Längeres Warten untersagte das eigene Bedürfniß, den alten Gewohnheiten treu, sich nur bei Gespräch, Gesang und Tanz im Innern des Hauses zu vergnügen. Man achtete daher auch nicht auf ein plötzlich entstehendes heftigeres Drängen und lautes Jauchzen, das vom Strande her die Zurückkehrenden verfolgte. Die helgolandische Jugend ist zu lebensmuthig und frisch, als daß sie nicht bei der geringfügigsten Veranlassung in ein freudiges Lärmen ausbrechen sollte. —

Im Hause des Bräutigams war schon die Tafel geschmückt, die Schwestern der Braut hatten zum Rechten gesehen, und der Vater des Bräutigams, ein greiser, achtzigjähriger Lootse, der seine sämmtlichen Söhne bis auf die beiden Jüngsten im Sturme verloren, überließ sich einer lauten Freude, da er jetzt doch Eins seiner Kinder als Pfleger seiner letzten Lebensjahre betrachten konnte. Nur der jüngste Sohn fehlte im frohen Kreise der Gäste. Er war schon vor mehreren Tagen nach Dänemark gesegelt und von widrigen Winden an der Rückkehr verhindert worden.

Eben wollten sich die Gäste zur Tafel setzen, als draußen ein auffallendes Lärmen und Rufen entstand, so verworren, daß Niemand den Sinn der jauchzend ausgestoßenen Worte fassen, noch weniger die Ursache des wilden Getümmels errathen konnte. Da ließ sich die bekannte Stimme des Ausrufers hören. Alles lauschte gespannt den gedehnten Sätzen der helgolandischen Fama, und gerieth dann in eine so zügellose Freude, als wäre der Welt ein unbeschreibliches Glück widerfahren. Selbst der greise Vater des Bräutigams schritt rüstiger als gewöhnlich durchs Zimmer und setzte mechanisch seinen bestäubten Südwester auf, den üblichen Lootsenhut, der von wachsgetränkter Leinwand in seiner wunderlichen Form vortrefflich gegen Wind und Wetter schützt. —

Der Ausrufer hatte die für jeden Helgolander erfreuliche Nachricht gebracht, daß einige Meilen in die See hinein ein großes Handelsschiff bei voller Fluth gestrandet sei. Eine solche Kunde ist auf Helgoland immer eine gute Botschaft. Die lebhafte Einbildungskraft der Schiffer spiegelt jedem die schönsten Bilder vor; Reichthum und Ueppigkeit umgeben ihn, des Lebens Sorgen fliehen verstört; er kann hoffen, gewinnen, glücklich werden!

Augenblicklich war der Zweck der Versammlung vergessen, jeder Lootse griff nach seinem Hute und eilte fort, um nach wenigen Minuten in See zu gehen. Das hochzeitlich geschmückte Zimmer stand leer, die Speisen unberührt, der Bräutigam selbst war auf einige Minuten verschwunden, und als er zurückkam, zeigte er sich in jeder Hinsicht zu einem weiten Seezuge gerüstet. Da trat die Braut an ihn heran. Sie allein konnte diesmal die Freude der Uebrigen nicht theilen.

„Erich," redete sie den jungen Gatten an, „Du wirst doch heute nicht in See gehen? Sieh nur, Liebster, wie hübsch Deine Doris die Rosen kleiden, die Du so mühsam für den heutigen Tag mit eigener Hand gezogen hast! Diese Knospen kannst Du so frühzeitig nicht brechen. — Nein, gewiß, Erich, heute gehst Du nicht von mir; es ist Deine Pflicht und Schuldigkeit,

heute bei mir zu bleiben, ich würde sonst an Deiner Liebe und Treue zweifeln und mich gar zu früh als Witwe beweinen." — Und Doris bemühte sich umsonst, das jungfräuliche Erröthen zu verbergen, das ihr feines Gesicht anmuthig überflog.

Erich war unschlüssig. Liebe zu seiner Braut und die trotzige Keckheit des Sohnes der Meere, die sichere Aussicht auf reiche Beute, die Lust, in Gefahren sich muthig zu erweisen, kämpften mit ungleichen Kräften in seiner Brust. „Ich muß, theure Doris," sprach der junge Mann. „Halte mich nicht, erschwere mir nicht den Abschied! Arm gehe ich, reich werde ich zurückkehren. Denke nur immer, daß ich für Dich das Wrack erklimme, für Dich mit den Elementen und den Menschen kämpfen werde."

„Und wenn Du unterliegst!" klagte Doris. „O Gott, Erich, wenn Sturm und böse Menschen Deine Kräfte überwältigen — wenn Du nicht wiederkehrst —!"

„Das sind düstere, unnöthige, schwermüthige Gedanken," versetzte Erich. „Wie magst Du nur so reden, Doris! Du, das heldenmüthigste unerschrockenste Mädchen „auf dem Lande!" hundert Mal hast Du mich bei stürmischem Wetter in See gehen sehen und nie geklagt, warum bist Du heute so ängstlich, so verzagt, so mädchenhaft kindisch?"

„Nenne mich nicht kindisch, guter, bester Erich," erwiederte die junge Gattin des Lootsen. „Ich spreche nur für Dich und für Deinen alten Vater. Und weißt Du, Erich, vor sechs Wochen, als wir bei heller Sternennacht auf dem Sathorn (der südlichsten Spitze der Insel) saßen und von unserer nahen Hochzeit sprachen, da hast Du mir versprochen, am Hochzeitstage mich auch nicht eine Minute lang zu verlassen! Ja, ja, besinne Dich nur! — Das mußt Du halten, Erich; ich lasse Dich nicht los! Ein feierlich gegebenes Wort darf Niemand brechen, sonst bringt es ihm Unglück. O, ich weiß schon, Du bleibst. Die erste Bitte schlägst Du Deiner Frau nicht ab. Gott behüte, das thust Du sicherlich nicht, da kenne ich Dich viel zu gut!" — Doris fiel dem Lootsen halb weinend, halb lachend um den Hals und umschlang ihn so fest, als wolle sie ihn ersticken. Erich schwieg und sah finster vor sich nieder. Seine Braut war in banger Erwartung zurückgetreten, das entscheidende Wort schwebte noch auf der festgeschlossenen Lippe ihres jungen Gatten.

„Der Vater soll entscheiden," rief jetzt fest entschlossen der Lootse. Doris schlug erfreut die Hände zusammen und sank mit einem so zärtlich flehenden Blick, wie er nur Liebenden eigen ist, vor dem Greise auf die Knie, daß die Entscheidung dem alten Manne nicht schwer werden konnte. Aber Matten war ein alter Seemann, ein Insulaner, ein Sohn Helgolands. Sein scharfes Auge wendete sich von der knieenden Braut nach dem geöffneten Fenster, durch das herein das Grollen der Brandung scholl. Auf der blitzenden Meeresfläche schwankten einzelne helle Lichter, Geschrei, Flüche, Gelächter drang vom Strande herauf. „Sie sind's, sie laufen schon aus, Gott verdamm' sie!" rief Erich und deutete mit drohend geballter Faust nach den Funken auf dem Meere.

„Bleib', bleibe bei Deiner Doris," bat abermals das knieende Mädchen, und mit beiden Armen umschlang sie die Knie des Vaters, wie des Sohnes. Da rief der Greis, ergriffen von der alten Seemannsleidenschaft: „Schnell an Bord, Erich, und das Glück Deines alten Vaters mit Dir!"

„Lebe wohl, süße Doris!" sprach der Lootse, beugte sich über die hingesunkene Gattin, küßte ihr Stirn und Haar und brach eine Rose aus ihrem jungfräulichen Kranze. Dann stürzte er hinaus in die stille, sternenhelle Nacht. Als Doris sich wieder aufrichtete, erblickte sie nur ihren stämmigen Schwiegervater, der am Fenster stand und mit wunderbar belebtem Auge die glänzenden Funken verfolgte, die in immer größerer Anzahl auf die hohe See hinauswankten.

„Vater, Du bist hart," sprach Doris, „es können Wochen vergehen, bevor Erich zurückkehrt."

„Mein Sohn ist ein Seemann," versetzte der Alte, „wolltest Du lieber einen bezahlten Schiffsknecht haben, als einen freien Lootsen?"

„Nein, nein, Vater! Ich liebe Helgoland und seine Sitten."

„Nun denn, sei ruhig. Gott wird ihn schützen, das Meer ihm dienen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.

Diese Briefe, welche die Urania bringt, versetzen uns zunächst in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es ist die Zeit, wo der Werther neue Auflagen erlebt und von der deutschen Welt verschlungen wird. Goethe, einige Zwanzig alt, ist äußerlich noch ganz der frankfurter Reichsbürgersohn, innerlich durch und durch jener Werther, der kindlich schwärmerische Mensch, der händeringend lacht und weint und Mühe hat, „all' das tiefe Leid der Welt" in seinem Busen zu herbergen. Diese liebenswürdige Zer-

stteutheit, diese naive Wollust, sich dem Strome des Lebens preiszugeben, dies unsagbare Drängen nach dem Herzen der Menschheit, kurz, was den Werther zum Werther macht, jenes Hangen und Bangen in Todespein aus Uebermaß im Lebensdrange, das ergießt sich hier in diesen Briefen in eine damals ihm selbst unbekannte Mädchenseele. Sie hatte aus der Ferne ihm die Hand gereicht zum geschwisterlichen Bunde, und die Schwärmerei eines kindlichen Herzens war eben so recht nach Werther-Goethe's Bedürfniß. Dies war die Schwester der beiden Stolberg, spätere Gräfin Bernstorff. Ihre Ergüsse, welche die seinigen erst hervorriefen, hat später der diplomatische Greis Goethe verbrannt. Dagegen kamen die Briefe des Dichters in die Hände der Frau von Binzer, deren Gatte sie hier veröffentlicht. Sie gehören zu den geheimen Schätzen des deutschen Seelenlebens. So liebenswürdig neckisch, so offen und harmlos, so kindisch-kindlich war Goethe nie wieder als hier in den Mittheilungen an ein liebendes Wesen. Er selbst hing an den Augen seiner Lilli, von der er sich losriß, weil seine bürgerliche Einfalt von damals sich nicht in die höhere Sphäre der Geliebten hinanwagen mochte, oder weil er fühlte, gebunden sein mitten in der Jugendlust hieße geknebelt sein. (Lilli verheirathete sich später mit einem Herrn v. Türkheim in Straßburg, und lebte bis zum J. 1815.) Um so hülfsbedürftiger ist sein Herz. Der Dichter in ihm setzt ab, was den Menschen quält und beseligt, aber sich an ein immer gleiches, immer warm erfülltes, weibliches Wesen zu flüchten, thut ihm unendlich wohl. Von den Briefen an die Gräfin Auguste ist selten einer ein eigentlicher Brief, so was die Deutschen Briefe nennen, zusammenfassende Darstellungen und compacte Erörterungen; vielmehr sind es Beichtzettel, oft unarticulirte Laute, bloße Ausrufungen; der Schreiber hat nicht Zeit, gründlich zu schildern, aber das Verlangen, sich mitzutheilen, spät in der Nacht, früh am Tage, nach Tische, vor Schlafengehen, ist unverwüstlich, ein Gedankenstrich genügt, um seinen Zustand anzudeuten, kindisches Gewäsch läuft dazwischen, aber durch alles, ungesucht, unerfleht, blitzt der helle Feuerstrahl des Genius, der sich hier in aller lieblichen Einfalt, ohne die Zungen, ohne die Augen, die Ohren der Welt zu fürchten, frisch und frei öffnet. Die neun ersten Briefchen sind aus dem J. 1775. (In diesem erschien die zweite Ausgabe von Werther's Leiden, Leipzig, Weygand'sche Buchhandlung.) Es ist die Zeit, wo Egmont entstand; der zweite Brief hat ganz den Styl, in welchem dieser Liebesheld sich seinem Clärchen schildert. Mit dem Auftreten Goethe's in Weimar hört seine Beichte nicht auf, allein sie wird spärlich. Mit dem neunzehnten Briefe beginnt das Schweigen, das die Gräfin Bernstorff erst im J. 1822 wieder bricht. Sie ist Pietistin geworden, d. h. eine Strenggläubige, die nur auf die Eine, ihr bequeme Weise das Heil des ewigen Lebens für erreichbar hält. Sie hat den Geliebten ihrer Jugend, den sie nie gesehen, stets mit treuen Augen verfolgt, sein Wachsthum als Mann und Dichter beobachtet, den weltweiten Geist im Stillen angestaunt, aber den Glauben an sein Seelenwohl verloren. Sie fühlt sich dem Tode nahe: soll sie den, den sie geliebt, im Lande jenseits nicht wiederfinden? Sie beschwört ihn bei den Gefühlen seiner Jugend, er möge sein Heil bedenken, sie wolle ihm beten helfen. Darauf erfolgt dann mit Goethe's letztem Briefe des Weltmanns ebenfalls tief religiöser Trost für sie und für ihn: „In unsers Vaters Reiche sind gar viele Provinzen! Bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit!"

Dies ist das große Document der Goethe'schen Religion, auf das die Klagestimme der frommen Gräfin verstummte.

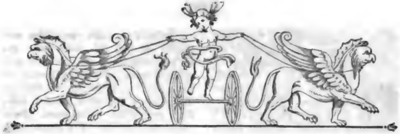
Noch einzelne Aussprüche aus den siebziger Jahren mögen hier den Briefen Werther-Goethe's enthoben sein. Einmal schreibt er: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt doch wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein kleines Kind, weiß Gott!" — Ein anderes Mal: „Mir ist's wieder eine Zeit lang her so wohl und weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch, als wär' ich im Himmel!" — — „O, mein Herz, soll ich's denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken?" — Ein anderes Mal: „Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen, oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung." — Aus all' dem spricht und glüht das tiefe Glück eines großen harmlosen Menschen. — Merkwürdig ist auch, was er aus Weimar schreibt: „Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein würkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte!"

Notiz.

[Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.]

Man schlägt die Kosten dieser Bahn auf 16 Mill. an. Bis Brünn ist dieselbe sehr weit in der Arbeit vorgerückt, und bei Lundenburg wird der Arm derselben, der nach Bochnia führt, von 8000 Arbeitern angefangen. An der March hat das Wasser mehrere Dämme, welche man zur Sicherheit der Bahn anlegen mußte, öfters wieder hinweggerissen, so daß man diesem Flusse stellenweis ein eigenes Bett graben mußte. Eben so erfordert die Bösartigkeit der Taya 14 Brücken. Auf der fertigen Strecke von Wien nach Gänserndorf, 7½ Meilen, fährt man in 30 Minuten. Die ganze Bahn wird erst in zwei Jahren fertig. — Der Bau einer Eisenbahn zwischen Warschau und Krakau und die Einmündung der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn in dieselbe scheint ebenfalls beschlossene Sache zu sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 218. — den 6. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Es war noch tiefe Nacht, als die kleine Bergungsflotte der Helgolander das gestrandete Schiff entdeckte. Die Sinne der Seemänner sind scharf, wie die der amerikanischen Wilden und anderer Naturmenschen. Die Brandung stürzte aber mit so furchtbarer Gewalt über das Fahrzeug hinweg, daß nur Muth und Geschicklichkeit allein die Gefahr, selbst zertrümmert zu werden, glücklich überwinden konnten. Rings umher, so weit ein geübtes Seemansauge sehen konnte, waren schwarze Puncte zu erkennen, die zahllos immer näher herankamen. Es waren Lootsen von Cuxhaven, Husum, Tönningen, von allen der Küste nahegelegenen Fischerorten. Jeden trieb die Lust nach Beute auf das ungestüme Element hinaus, Habsucht, Kampfeslust, Mangel daheim, eine hungernde Familie und der mächtigste Abgott aller Menschen, die Sitte, hatten nicht minder ihr Theil daran.

Das Wort **Bergung** klingt dem Lootsen immer wie eine Einladung zum höchsten und gewissesten Glücksspiele, aber auch wie der Ruf in die Schlacht. Die strenge Moral kann gegen diese Sitte ohne Mühe ihre Verdammungsformeln ausstoßen, man wird ihr Recht geben und sie dennoch tadeln müssen. Denn es gibt Gewohnheiten im Leben, die durch ihr bloßes Vorhandensein schon eine weit sicherε moralische Basis haben, als das Gesetz, die für gültig geachtete Formel. Darunter gehört das Strandrecht. Was bei Ausübung desselben als Ausartung der menschlichen Leidenschaft verdammenswerth sein mag, das trifft nicht die Sitte, sondern ihre zeitweiligen Vertreter. Und hier mag der Menschenfreund wohl mit Recht wünschen, es möge lieber diese Sitte gänzlich abgeschafft, als die Greuel geduldet werden, die bei Bergung jedes Wracks vorkommen müssen, wenn nicht außerordentliche Glücksumstände dabei eintreten.

Das Handwerk der Bergung bringt es mit sich, daß jeder Lootse in seinem Nächsten einen Feind, einen Räuber erblickt. Dies allein schon reicht hin, oft jedes Band der Verwandtschaft zu lösen, jedes Freundschaftsrecht als nicht vorhanden zu betrachten, so lange der Kampf um das herrenlos gewordene Gut dauert. Es gibt unter Bergenden einen blutigen Krieg auf Leben und Tod mitten im Frieden, wie ein Waffenstillstand in Kriegszeiten auf wenige Tage mit dem Segen des Friedens die erbitterten Kämpfer höhnt. In diesem Aufheben aller Menschenrechte, diesem völligen Freigeben aller niedrigen Leidenschaften, diesem Waltenlassen der bloßen rohen Gewalt liegt allein die Immoralität des Strandrechtes.

Wir gehen zurück unter die Flotille der Helgolander. Erich hatte ein schnell segelndes Fahrzeug, er war Einer der Ersten im Brandungsstrich des Wracks. Die Dunkelheit ließ wenig erkennen; man sah nur die weißen Schaumsäulen an den Borden hinaufrasen, hörte dann und wann eine Planke krachen, ein Stück der Takellage in See stürzen. Von nah und fern Ruderschlag, wüstes Geschrei, Flüche und Drohungen. — Auf dem

Digitized by Google

Wrack wimmerten die zurückgelassenen Hausthiere, dichte Schaaren von Möwen schwärmten um den Rumpf des Schiffes und zerstreuten sich mit dem eigenthümlich klagenden Geschrei, das diesen Vögeln eigen ist, in der Luft, wenn einer der Lootsen ein Gewehr unter den Schwarm abfeuerte. — Mit Gewalt drangen jetzt die verschiedenen Parteien gegen das Schiff vor. Es war Halbebbe, die Brandung weniger heftig, auf einzelnen Stellen leuchtete der weiße Sand der Watten. Erich mit Tauen, Aexten und Messer bewaffnet, trieb sein Boot mit langen Ruderschlägen durch die zischenden Schaumberge. Alles wogte durch einander, Keiner konnte Freund und Feind unterscheiden. Auch die beinahe ganz gleiche Kleidung aller Lootsen trug viel zu der immer ärger werdenden Verwirrung bei.

Erich hatte eben sein Boot mittelst eines Kabels befestigt, und wollte nun das Fallreep hinaufklettern, als ein paar dunkle Gestalten auf dem Deck sichtbar wurden und mit wildem Jubelruf ihren Triumph den später Kommenden verkündigten. Voll Muth, seiner Kraft gewiß und dem Kampfe nie abgeneigt, erwiederte Erich das Siegesgeschrei, mit schnellem Sprunge die Schiffsleiter hinanrennend. Lautes Hohngelächter und einige pfeifende Axtschläge antworteten auf den Jubelruf des Unvorsichtigen, die Leiter schwankte und stürzte unter Erich's Füßen mit ihm hinab in die Brandung. Ueber ihn hinweg trug die nächste Woge ein Boot der Seinigen. Er stand unbeschädigt auf und drang, vereint mit einigen Befreundeten aufs neue vor gegen die furchtbare Festung. Die kurze Versäumniß hatte indeß den Schauplatz schon bedeutend verändert. Mehrere der Bergenden waren durch die losgerissenen Planken in das Innere des Schiffes eingedrungen, rollten Tonnen, Kisten und Kasten durch die gewonnene Bresche und empfingen nebenbei unter Flüchen und Gelächter neue Eindringlinge mit lebensgefährlichen Schlägen. In wenigen Minuten entspann sich im finstern Raume des Wracks ein vollständiges Gemetzel, dem die See durch das Geheul der Brandung accompagnirte. Erich kletterte an den Planken hinauf, sein Messer zwischen den Zähnen, mit der Axt sich festhaltend und emporschwingend. Schon war er an der Oeffnung angelangt, die ihm Gut in Menge versprach. Mit beiden Händen an eine Planke sich anklammernd, wollte er sich eben vollends hinaufschwingen, als von innen eine drohende Stimme ihm zurief, er möge von seinem Vorhaben abstehen. Der junge Helgolander aber verlachte die Warnung und gab die Drohungen zurück. Da glitzerte ein Beil in der ungewissen Dämmerung, zwei sicher geführte Schläge drangen ins Holz, das eigene heiße Blut überströmte den Unglücklichen und laut jammernd stürzte er kopfüber in die Fluthen. Die Nächststehenden fingen den Verstümmelten auf, trugen ihn ins Boot und sorgten für ihn, so gut es Eile und Erbitterung, verbunden mit dem Durst nach Beute, es erlaubten. Dann begann eine vollständige Schlacht. Das Bergungsgut ging von einer Hand in die andere über, bis der Anbruch des Morgens dem wilden Toben ein Ende machte. Mehrere der Helgolander setzten beim Aufgange der Sonne schon die Segel auf, um das Erbeutete sicher ans Land zu bringen, bevor die Habgier Fremder es ihnen abermals streitig zu machen suchte. In einer der schwerbeladenen Schaluppen lag bleich, mit Blut bespritzt, dem Tode fast nahe, der unglückliche Erich.

Doris hatte sich unterdeß in das Unvermeidliche gefügt und zeigte nach glücklicher Bekämpfung des ersten Schmerzes mehr Fassung, als im Anfange zu erwarten stand. Sie brachte zwar die Nacht schlaflos zu; doch wußte sie die Unruhe ihres Herzens dadurch niederzuhalten, daß sie ernstlich darüber nachdachte, wie sie den zurückkehrenden Gatten wohl am heitersten empfangen könnte. Das Nachsinnen darüber gab ihr Ruhe und Munterkeit wieder, und ehe noch der Morgen recht ordentlich graute, war Doris schon in dem kleinen Hause auf das rührigste beschäftigt. Nur wenn sie an dem unberührt tief in die Wand hineingeschobenen Brautlager vorüberging und den Kranz erblickte, den sie am Abend vorher darauf niedergelegt hatte, entschlüpfte ihrem Busen ein tiefer Seufzer.

Ihr Schwiegervater war sehr zufrieden mit diesem Benehmen seiner Tochter. Er zeigte sich freundlicher, leutseliger als gewöhnlich, und ward am Frühstückstische, der einfach aus hartem Schwarzbrot und einigen Anschobes, kleinen heringsartigen Fischen, bestand, sogar gesprächig.

„Es war eine schöne Nacht," sprach der Alte, „und unsere Lootsen können eine glückliche Ernte halten, wenn sie früh genug am Schaarhörns angekommen sind."

„Wäre nur nicht so viel Unglück dabei möglich!" versetzte Doris. „Ihr glaubt es nicht, Vater, was ein armes Frauenherz bei einer Trennung, wie die gestrige, fühlt! Ihr Männer habt nur Sinn für den möglichen Gewinn und einen kühnen Kampf, nach dem, was wir dabei leiden, fragt ihr nicht. Aber ich sage doch, es ist nicht Recht! Gott gebe, daß bald einmal eine

Zeit kommen möge, in welcher dieses unselige, todesgefährliche Bergen gestrandeter Schiffe nicht mehr nothwendig sein wird!

„Darüber wäre Vieles zu sagen, Kind," erwiederte Matten, „Gegründetes und Ungegründetes, Wahres und Falsches. Ein Lootse hat ein schweres, mühsames Leben, das sich ihm nur selten bezahlt macht. Da ist er denn von der Natur darauf angewiesen, das, was anderwärts das hungrige Beamtenvolk Sporteln nennt, sich mitten auf dem Meere trotzig und kühn zu erstreiten. Und glaube mir, liebe Tochter, was er im Sturm und Wetter dem wilden Elemente und oft noch wilderen Menschen abgewinnt, ist eben so segensreich und rechtlich verdient, als der Beichtgroschen, den manche Christen dem Pfarrer geben müssen. Solche Beichtgroschen sind auch nur geborgenes Gut von einer armen Menschenseele, die Schiffbruch gelitten hat am Glauben, weil sie ein unvorhergesehener Sturm gegen verborgene Klippen warf. Eine Menschenseele hat aber mehr Werth, als ein Schiff, und wäre es vom Kiel bis zu den Speigaten hinauf mit Goldstaub angefüllt! Dessen ungeachtet, liebes Kind, wirst Du die Pfarrer auf dem Festlande doch alle Sonntage beten und ihre Zuhörer sogar ermahnen hören, recht oft im Beichtstuhle zu erscheinen. — Gut, sag' ich, es ist ihr Geschäft; irdisch oder himmlisch, man lasse sie dabei, aber für uns mache ich Anspruch auf eine gleiche Vergünstigung! Bittet der arme Lootse um Strandsegen, so hat er moralisch so viel Recht dazu, als der Pfarrer, wenn er von der Kanzel herab um öfteres Erscheinen am Beichtstuhle mahnt. Nimm Dir das aber nicht zu Herzen, Doris! Es ist nur so meine Meinung."

Matten sprach noch Mancherlei mit seiner jungen Schwiegertochter über Lootsenrechte und Schifferangelegenheiten, und wußte selbst schwer zu entschuldigende Gewohnheiten, vornehmlich Helgolands, mit kluger Umsicht zu vertheidigen. Hätte nur Doris mehr Aufmerksamkeit gezeigt! Das unruhige Weib fühlte sich aber nirgends behaglich und suchte deshalb durch eine gesteigerte Geschäftigkeit die quälende Unruhe so viel wie möglich zu besänftigen. Matten ließ sie gewähren und ging nach seiner Gewohnheit auf den Vorsprung des Fallm, um von dort herab Meer, Himmel und Segel zu beobachten. —

Doris eilte an den Strand, um für die Bedürfnisse ihrer kleinen Häuslichkeit Sorge zu tragen. Torfschiffe waren angekommen und luden ihre Vorräthe aus. Eine große Anzahl helgolandischer Mädchen und Frauen umringten die Schiffe mit Körben und Säcken. Die Hafenschiffer zogen die schwerbeladenen Fahrzeuge an die Küste, und sahen dann, ihren Tabak kauend, müßig dem emsigen Kommen und Gehen der arbeitsamen Frauen zu.

Dieses Müßiggehen der Lootsen am Lande, das sich wirklich als geregeltes Faullenzen darstellt, kann sie bei den Continentalen als arbeitsscheue Menschen verschreien, und jeden Fremden gleichgültig machen gegen die Armuth, welcher die Meisten, namentlich im Alter, ausgesetzt sind. Ein längerer Aufenthalt unter ihnen wird dagegen die anfängliche Strenge eines solchen Urtheiles bald mildern. Ist nämlich der Lootse nicht auf dem Meere, dem eigentlichen Terrain für all' sein Thun und Wirken, so fehlt es ihm, wenigstens auf einer Insel wie Helgoland, an jeder Gelegenheit, sich mit etwas zu beschäftigen. Land- und Feldbau gibt es nicht, zu feineren Handarbeiten fehlt ihm die leichte Hand, und was noch wichtiger, die Aussicht des Vertriebes. So bleibt ihm zuletzt nichts übrig, als geduldiges Ausharren, ein Seufzer, vielleicht auch ein Fluch nach Sturm und Unglück Fremder zur See, damit er mit der Kraft seines Armes Andere retten, sich selbst aber und seiner Familie das Leben fristen könne. Das Land ist dem Lootsen nur die Stätte, wo er sich ausruht von seinen gefahrvollen Seezügen. Daher sein faules, herumschlenderndes Leben an der Küste, das mit phlegmatischer Gleichgültigkeit auf die nie rastende Betriebsamkeit der Frauen herabsieht, denen alle Arbeiten am Lande allein überlassen bleiben. Die Geduld, die Ausdauer und Munterkeit der Helgolanderinnen bei ihren oft sehr schweren Beschäftigungen ist rührend und erscheint beinahe ehrwürdig. Die helgolandische Hausfrau schafft von früh bis Abend, verliert nie ihre muntere Laune, trägt die schwersten Lasten allein oder zu zwei, oft sogar zu vier die breite Treppe herauf und wird doch nie dem müßigen Mann, der am Fallm lehnt und seine kurze Thonpfeife raucht, den geringsten Vorwurf machen über sein Müßiggehen. Denn sie weiß es, daß, rast der Sturm um die zerbröckelnde Klippe und ruft das Nothzeichen verschlagener Schiffer, der kühne Mann bei Tag und Nacht unerschrocken sich auf das stürmische Element hinauswagt, oft ohne selbst eines kärglichen Lohnes sicher zu sein. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

[Die kriegerischen Artikel in der Allgem. Zeitung.]

Ein jedes Ding, sagt ein arabischer Dichter, der in einer französischen Uebersetzung vor mir liegt, was ich hinzufüge, damit Sie mich nicht für gelehrt halten, — ein jedes Ding, wenn man es oberflächlich betrachtet, wird etwas zum Lachen bieten; betrachtet man es hingegen genauer, so wird es viel Weinen erregen. Nun wissen Sie, daß ich lieber lache als weine, deswegen bitte ich Sie und Ihre lieben Leser, mir dann und wann zu verzeihen, wenn ich irgend ein Ding oder besser alle Dinge nur oberflächlich betrachte. Meine Schuld ist es nicht, der arabische Dichter behauptet, es sei besser, ein jedes Ding nur so obenhin zu betrachten, da das Lachen weit gesunder als das Weinen ist. — Sie haben gewiß auch die orientalischen Correspondenzen in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Nun muß ich Ihnen sagen, daß ich selbst außerordentlich kriegerischer Natur bin, obschon ich mit keinem politischen Blatt correspondire. Wie groß war also meine Freude, als ich jene Artikel aus Alexandrien, Constantinopel und dann das würdige Echo aus London las, mir tanzte das Herz im Leibe, und ich war fest entschlossen, bei dem ersten Trompetenstoß nach dem Orient abzusegeln, nur wußte ich nicht, ob ich in dem Heere des Paschas oder in dem der Pforte mein Glück machen sollte. Doch hatte ich die Wahl. Da erhielt ich einen Wink der Wahrheit und alle jene kriegerischen Correspondenzen zersprangen, wie Flachs, wenn er Feuer riecht. Ich kenne nämlich einen Diplomaten, der ziemlich gut unterrichtet ist, dem erzählte ich jeden Abend, was ich in der Allgemeinen Zeitung gelesen. Zuerst von der Erklärung des Paschas, daß er es aufs Aeußerste kommen lassen wolle. Der Mann lächelte und antwortete nicht. Ich dachte, die Allgemeine Zeitung wird es so gut wissen als der Mann, der blos lächelte, und machte meine Pläne. Wieder las ich in der A. Z., Rußland rüste sich zum Kriege, um seinen Einfluß in der Türkei zu behaupten. Rußland, dachte ich, wäre ein Narr, doch kann ich etwas dabei gewinnen. Ich änderte meinen Plan mit dem Pascha, schliff meinen Säbel für Rußland und erzählte es dem diplomatischen Herrn. Er lächelte wieder. Es war zum Verzweifeln. Endlich aber hielt ich es nicht mehr aus. Die Allg. Zeitung brachte jetzt breitgedruckt, England hätte mit der Pforte ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß geschlossen. Jetzt geht's los! rief ich, jetzt oder nie! Im Sturmschritt lief ich durch die Küche, verschlang im ersten Eifer zwei Cotelettes, die noch nicht fertig waren, umarmte in der Hitze das Kammermädchen und lief zu dem Mann, um ihm die große Nachricht und meinen enormen Entschluß zu hinterbringen. Aber der Mann lächelte schon wieder. Was konnte ich thun? Dies Lächeln brachte mich zur Verzweiflung. Ich hätte weinen mögen, hätte ich nicht lachen müssen. Doch damit Sie mitlachen sollen, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Ihr geschätztes Blatt ist zwar kein politisches, doch ist die Sache jetzt auch nicht mehr zur Politik zu rechnen. Es ist nur die Wahrheit. Sechs Linien reichen hin, nun vielleicht 50 Bogen Zeitungen zu widerlegen: In Teplitz erklärten die fünf Mächte, sie wollten Frieden haben und die Unabhängigkeit des Paschas nicht anerkennen. Diese Erklärung kam nach Alexandrien. Weder der Pascha noch die Pforte glaubten ernstlich an eine Erklärung von England und Rußland gemeinschaftlich unterschrieben. Daher das Zaudern. Endlich unterwarf sich der Pascha und die Pforte drückte öffentlich England die freundschaftliche Hand. Daher alle jene Gerüchte. Das ist die Wahrheit und nun bitte ich Sie, jene Correspondenzen noch ein Mal zu lesen, ohne zu lachen. Gestehen muß man doch, daß der Correspondent in Alexandrien viel Phantasie hat, und daß der in Constantinopel sich mit einer Lüge aus der andern heraushilft. In jedem Falle sind diese Correspondenzen doch weit interessanter als die persönlichen Nachrichten, die die Allg. Zeit. von Frankfurt aus enthält.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Tieck und Fouqué.]

(Eingesandt.)

In dem Aufsatze „Ludwig Tieck und sein Salon" von L. Auquier (s. No. 193—195 dieser Blätter) heißt es unter anderm: „Als wir auf seine Nachahmer und Schüler, Achim von Arnim und Fouqué, übergingen, sagte er: Beide haben mich in meinem Wirken unterstützt und begleitet, zumal Arnim. Fouqué war mir weniger treu." Diese Worte jedoch kann Tieck wohl schwerlich gesagt haben, hier hat der ausländische Hörer ihn wohl mißverstanden und irrige Beziehungen eingemischt. Weder Arnim noch Fouqué waren Tieck's Nachahmer und Schüler, haben ihn weder unterstützt in seinem Wirken, noch konnten sie ihm treu sein. Arnim's Dichtungen stehen auf ihrem ganz eignen Boden, sind, was man sehr gut selbstgewachsene Erzeugnisse nennt. Wenn Fouqué Jemanden nachgeahmt hat, so war es A. W. Schlegel, und auch nur in der frühesten Zeit; er war, unseres Wissens, nie mit Tieck näher befreundet, und Tieck seinerseits von Anfang an, nicht ohne persönliche Gründe, Fouqué's Widersacher. —

[Sagoskin.]

Von Sagoskin ist besonders der eine Roman: „Roßlawlaw, oder Rußland im J. 1812" in Deutschland bekannt. Kürzlich erschien in Moskau von seinem „Jurij Miloslawsky, oder die Russen im J. 1612" die fünfte Auflage. Der Verf. arbeitet jetzt, wie die nordische Biene berichtet, an einem Romane: „Die Versucher."

[Leipzig-dresdner Eisenbahn.]

Am 3. November wurde die Fahrt bis Oschatz eröffnet. Mithin ist jetzt die Hälfte des Weges, $6\frac{1}{2}$ M., fahrbar. Man legt diese Strecke in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurück. Bei Oschatz gewähret die Ueberbrückung des Zschöllauthales einen höchst imposanten Anblick. Bis Riesa ist die Bahn bereits fertig, obschon man die Strecke noch nicht so weit benutzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 219. — den 8. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Beschluß).

Während Doris mit andern Frauen und Mädchen den herkömmlichen Arbeiten sich unterzog, blitzten am Horizonte einzelne Segel auf. Die zurückgebliebenen Alten am Fallm holten ihre Fernröhre, knieten nieder, um einen sichern Halt zu haben, oder ließen sich auch von einem lockigen Enkel die weittragenden Dollonds halten, da Alter und langjährige Strapazen ihre Kräfte zu sehr geschwächt hatten und ihre Hände zitterten. Unter mehreren fremden Segeln erkannte man bald auch heimische Fahrzeuge. Die nächsten Stunden vergingen in ungeduldigem Harren. Endlich liefen einige Schaluppen in den Hafen, mit geborgenem Gut reichlichst beladen. Auf Helgoland gab dies Anlaß zu lautem, übermäßigem Jubel. Die kleinen Knaben, kaum neun bis zehn Jahre alt, schrien und jauchzten in wildem Uebermuthe in die blaue Luft hinein, nur um ihre Freude zu erkennen zu geben. Andere streiften sich die Beinkleider auf und patschten durch die sumpfigen, wallartigen Kreise, welche der vom Meere ausgeworfene Seetang um die niedrigen Ufer des Unterlandes zieht, nach den Schiffen, schwangen sich an den Tauen an Bord und erfüllten abermals die Luft mit ihrem Freudengeschrei.

Einer der Ersten unter den Ankommenden war Erich's Bruder Franz. Im Begriff, nach „dem Lande" zurückzusteuern, hatte ihn die Kunde, ein Schiff sei gestrandet, augenblicklich in See getrieben, um wo möglich Theil zu nehmen an der Bergung. Das Glück war ihm außerordentlich günstig gewesen. Beinahe der erste am Wrack, brachten schnelles Zugreifen, Gewandtheit und trotziger Wille einige Tonnen Oel und Wein in seine Gewalt, die Franz auch bei dem Andrängen neuer Bergungsgehülfen zu sichern verstanden hatte. Der junge Seemann, in seiner rascheInden Theerjacke zwar keineswegs reizend anzusehen, und außerdem noch von Schmuz und blutigen Striemen bedeckt, die ein ehrenvolles Zeichen seines Muthes waren, gab sich einer ausgelassenen Freude hin über diesen außerordentlichen Glückswurf. Kaum ans Land getreten, eilte er zu seinem alten Vater, um diesem die Freudenbotschaft selbst anzusagen. „Und nun, Doris," wandte sich der stürmische Jüngling zu der Eintretenden, „rufe Deinen jungen Mann, meinen Bruder, daß er mir die Güter ans Land schaffen hilft. Armes Ding, Du siehst ordentlich noch blaß aus von zu heißem Küssen!"

„Erich? — lieber Franz — mein Gott, Erich ist draußen," stotterte am ganzen Körper zitternd die erschrockene Doris.

„Draußen? wo?" fragte Franz abermals.

„Mein Sohn," fiel Matten ein, „Erich ist ein eben so echter Helgolander, wie Du. Die Nachricht von dem gestrandeten Schiffe entzündete sein helgolandisches Blut. Er ist mit den Andern auf Bergung ausgegangen."

„Sahst Du ihn nicht? wirklich nicht?“ rief Doris und ihre Hände legten sich in ahnungsvollem Bangen gekreuzt auf den ängstlich wogenden Busen.

„Bei meiner Seligkeit, nein!“ versetzte Franz und warf unruhig seinen Südwester auf den Tisch. „Das hätte er bleiben lassen können, der vorwitzige Narr. Hochzeit und Bergung? Bei allen Seehunden, die beiden Dinge passen nicht zusammen! Und warum ließt Ihr ihn gehen, Vater?“

„Weil ein armer Helgolander das Glück halten muß, wenn es ihn streift.“

„Nun, das ist freilich auch wieder wahr,“ sprach Franz, „und hat er sich dazu gehalten, so kann er wohl ziemlich eben so viel als ich selbst mit fortnehmen. Es ward zwar etwas lebhaft, der Andrang groß — 's setzte Püffe — indeß, Erich ist ein kräftiger Bursche, er wird sich nicht haben kielholen lassen.“

Doris war hinausgegangen und kehrte jetzt zurück, die Axt des Bruders in der Hand mit trübem, strafendem Blick. „Was ist das?“ sagte sie, furchtsam mit leisem Finger die von Blut geröthete Schneide des Instrumentes berührend. „Hast Du einen Seehund erschlagen, oder — Franz, Franz, Du erbleichst! Du wirst doch gegen Niemanden Deiner Nebenmenschen die tödtliche Axt geschwungen haben!“

Franz bemühte sich zu lächeln. Er nahm seiner jungen Schwägerin die Waffe mit sanfter Gewalt aus der Hand, indem er sagte: „Beruhige Dich, liebes Kind. Auf der See lebt man nicht immer so ruhig und friedlich, wie im Hause. Da kämpft oft Jeder für seinen Herd, für sein eigenes Leben, und wer nicht schlägt, wird geschlagen. Das Blut an dieser Axt, gute Doris, will ich verantworten vor jedem Richter, also auch vor Dir. Ich habe Niemand erschlagen, aber daß ein übermüthiger, hämischer Bursche heute nicht ein paar Finger weniger haben kann, das will ich gerade nicht bestreiten. Je nun, so können unsere jungen Haifische doch auch einmal Menschenfleisch kosten.“

Während Doris ihrem Schwager noch einen vorwurfsvollen Blick für diesen unzeitigen Scherz zuwarf, entstand draußen ein wehklagendes Geschrei, das sich schnell dem Hause näherte. Matten sah hinaus, ein Trupp junger Männer, von Frauen, weinenden Mädchen und in wilder Zornesaufregung schreienden Buben umgeben, schritt langsam näher mit einer Tragbahre. Noch einige Secunden, und der greise Lootsen brach, von Schmerzgefühl überwältigt, fast leblos zusammen. Sein Sohn Erich, todesmatt und von einem heftigen Fieber geschüttelt, konnte dem Vater nicht einmal die Hand reichen. Sein rechter Arm endigte sich nur noch in einem unförmlichen Stumpfe, verunstaltet durch das brennende Eisen, womit die zur Hülfe Bereiten dem Blutverlust Einhalt gethan. — Als die arme Doris ihren verstümmelten Gatten dem Tode so nahe erblickte, überwältigte der furchtbare Schreck nicht, wie man hätte erwarten mögen, ihre Lebensgeister, vielmehr erreichte der Muth des Weibes, wie so oft in entscheidenden Augenblicken, seinen höchsten Grad. Sie ergriff den verstümmelten Arm und rief mit der Stimme eines entschlossenen Richters dem jetzt ebenfalls herantretenden Franz zu: „Kannst Du auch jetzt noch vor jedem Richter verantworten, was Du gethan hast? Unglücklicher, Du hast Deinen Bruder erschlagen!“

Ein banges, drückendes Schweigen ergriff bei dieser Beschuldigung die Umstehenden. Dem jungen voreiligen Helgolander schlotterten die Kniee, seine Zähne schlugen hörbar an einander. Die unselige That zu läugnen verboten ihm angestammte Redlichkeit, Reue und der augenblicklich in ihm heranreifende Entschluß, von Stund' an der treueste Beschützer und Vater des ganzen Hauses zu sein. Nicht Worte, nur Blicke, flehten den todesmatten Bruder um Verzeihung, die ihm der Versöhnliche mit sanftem Druck der Linken zusicherte.

„Doris, arme Doris,“ redete Franz jetzt seine Schwägerin an, „der tödtlich Verwundete hat mir vergeben, wirst Du mich nun noch fliehen als einen mit Bruderblut Befleckten? Ich habe Erich verstümmelt, aber nicht erschlagen. Und, bei dem ewigen Licht der Sonne, es geschah inmitten des wildesten Gedränges, in tiefer, finsterer Nacht, unter dem stürmischen Andrange der empörten Wogen.“

Doris weinte. Die heißen Thränen linderten ihren Schmerz und machten ihr so tief verwundetes Gemüth jedem sanfteren Gefühle wieder zugänglich. Sie erwiederte den Händedruck des Jünglings und bemühte sich sogar, den niedergesunkenen Greis durch ein freundliches Wort wieder aufzurichten.

„Vertheidigt Ihr auch jetzt noch die unselige Bergung gestrandeter Schiffe?“ fragte sie mit mildem Vorwurf.

„Armes Kind,“ versetzte der Greis und entblößte sein greises Haupt, „Du hast ein Recht, jammernd und anklagend zum Himmel aufzublicken, verdamme aber nicht in Deinem Schmerz die Segnungen, von denen Deine Vorfahren Jahrhunderte hindurch gelebt haben! Die

Sitte ist mir heilig, ihre Mißbräuche bedaure ich, doch nie werde ich für Aufhebung eines Gebrauches stimmen, der uns stark, muthig und frei erhält. Ohne geborgenes Gut, liebe Tochter, müßten wir Fesseln tragen, und Fesseln schmerzen mehr als die tiefsten Wunden!"

Doris schwieg. Franz sorgte mit brüderlicher Liebe für jede Bequemlichkeit des durch seinen Eifer Verstümmelten und hielt gewissenhaft sein Wort. Erich, von Natur stark, genas bald; seine Liebe zu Doris verschönerte sein Leben, das er, zum Seedienst unfähig, vielleicht mehr genos, als hundert Andere. Nach einigen Jahren umspielten ihn heitere Kinder, denen er oft die Geschichte der unglücklichen Bergung erzählen mußte, wenn sie den handlosen Arm ihres Vaters neugierig betrachteten. Matten lebte auch noch ein paar Jahre, und als er starb, schärfte er noch mit lallender Zunge Kindern und Enkeln ein: „Stimmt nie für das Abschaffen der Bergung! Es ist ein altes Recht, ein ehrwürdiges — gut und sicher. Aber wenn eins Eurer Kinder gerade seine Hochzeit feiern sollte, und es strandete auch die ganze Handelsflotte Englands, so bleibt auf dem Lande und seid froh. Solche Trennung bringt kein Glück, aber die Bergung ist gut."

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)

[Lessing; eine neue Judenzeitung; Museum, Theater, Journalistik.]

— Lessing der geniale Maler war hier. Er hielt sich nur einen Tag hier auf und reiste schnell nach Düsseldorf. Lessing ist ein schöner, schlanker, blonder Mann, der wie ein Jäger gekleidet geht. Er trägt einen Schnurrbart und aus seinen Augen sprüht ein dunkles, poetisches Feuer. Lessing hält, wie es scheint, nicht viel auf den Ruhm, dergleichen soll ihm sogar lästig sein. Die hiesigen Maler wollten ihm zu Ehren ein Fest veranstalten, er aber soll erklärt haben, daß wenn sie ihn mit solchen Sachen belästigten, er nie mehr hierher kommen würde. Nun wollten diesem zum Trotz einige Maler ihn fetiren, doch stießen sie auf unaussprechbare Hindernisse. — Lessing arbeitet an einem historischen Bilde: „Huß in Constanz vor dem Concilium." Er gesteht es offen, daß er für seine Ueberzeugung, für seinen Glauben arbeite und deswegen wählt er solche Sujets. Nur so aber wird ein Künstler groß. Welches Sujet er auch bearbeiten mag, protestantisch oder katholisch, es muß die Liebe mitarbeiten, wenn ein Meisterwerk herauskommen soll. Sein neuestes Bild: „Ezzelin im Gefängniß*)," wurde von dem hiesigen Institut für 2000 Gulden angekauft. — Blechen aus Berlin, Decorationsmaler, hat hier einige sehr merkwürdige Landschaftsmalereien aufgestellt. Der Ton dieser Gemälde ist ganz neu und überraschend, besonders aber ist eine Ansicht von Neapel ausgezeichnet. Wie verlautet, ist Blechen geisteskrank und diese Bilder sind zum Kaufe für die Kosten zu seiner Genesung ausgestellt. — Man erwartet hier Thorwaldsen, den der Goethe-Comité fetiren wird. Man ist allgemein gespannt auf die Ankunft dieses Meisters. Sie wissen doch wohl von dem Kampfe, der hinsichtlich dieses Monumentes hier ausbrach. Der Comité weiß nicht, wie man einen Goethe würdig repräsentire, Thorwaldsen hat ein besonderes Modell vorgeschlagen, das nicht allgemein gebilligt wurde. Bei seiner Ankunft wird die Sache wohl ins Reine gebracht werden, da es hier an Geld zu dem Monumente nicht fehlt.

*) Ich weiß nicht, wie ich mich in meiner vorigen Correspondenz verschrieben habe; dort stand Enzio, statt Ezzelin.

Hier ist eine neue Zeitschrift: „Israelitische Annalen" angekündigt. Hr. Dr. Jost ist der Redacteur, Hr. Sauerländer der Verleger. Ein Prospectus, der bereits erschienen, bezeichnet ungefähr die Tendenz dieses Blattes, die nichts weniger als dem Geiste der Geschichte entsprechend ist. Eine jede Schrift, sie mag heißen wie sie will, die nur für eine gewisse Classe des Volkes ist, die für eine rechthabende Partei gelten will, ist unnational und ohne heilsamen Erfolg. Die Juden besonders sehen sich in neuester Zeit als „unter sich" an, besonders hier, und dies muß ihnen früh oder spät schädlich sein. Da sie nirgends für ihr Religionssystem einen Haltpunct haben, so tappen sie auf allen Seiten umher, ohne den Muth zu haben, die Wahrheit auszusprechen. Sie würden gern das Christenthum anerkennen, wenn es nicht schon existirte. So aber wollen sie jüdische Gelehrte, jüdische Schulen, jüdische Wissenschaften haben, sie wollen ein besonderes Volk bilden, während sie dahin streben sollten, sich mit dem Christenthum zu verschmelzen. Ich werde Schritt vor Schritt dieser neuen jüdischen Schrift folgen und zwar auf ihrem jüdischen, wissenschaftlichen Boden, denn ich glaube, daß es die Pflicht einer jeden bessern Zeitschrift ist, dieses System mit allen erlaubten Kräften zu bekämpfen. Die Zeit verliert nichts durch einen solchen Kampf und die Zukunft wird beweisen, auf welcher Seite das Recht war.

Vergangene Woche wurde hier das Museum wieder eröffnet. Ehe dies geschah, lieferten die Jahrbücher einen heftigen Artikel gegen das Museum, in welchem wahrscheinlich ein Mitglied des Museums selbst deutlich auseinandersetzte, was das Museum ist und was es sein könnte. Dies Institut besitzt viele Mittel und in literarischer Hinsicht könnte es allerdings mehr leisten, indeß sind die Mitglieder des Museums mit dem Vorstande zufrieden und die Kritik außerhalb dieses Kreises kann bescheidentlich schweigen. Das neueste Museum bot gewöhnliche Genüsse, eine Symphonie von Beethoven, einige literarische Sächelchen, ein Concert für Violoncello, sehr gut von Herrn Waldteufel, einem Elsasser, gespielt, und eine Ouvertüre. Es thut einem ordentlich wohl, eine Symphonie von Beethoven von dem hiesigen Orchester ausgeführt zu hören; in musikalischer Hinsicht ist das Museum vortrefflich. Es besteht bereits 31 Jahre und wird hoffentlich noch lange bestehen. Folgende Anekdote, die ich verbürgen kann, fiel übrigens das vorige Jahr im Museum vor. Man hatte eine Ouvertüre von Schnyder v. Warten-

ſee als Eröffnung und eine Beethoven'ſche Symphonie zum Schluſſe einer Sitzung angezeigt. Da die Symphonie alle Kräfte des Orcheſters in Anſpruch nahm, ſo beſchloß der Capellmeiſter Guhr die Symphonie zuerſt und die Ouvertüre zuletzt zu geben, ohne es beſonders noch ein Mal anzuzeigen. Als die Symphonie geſpielt wurde und zwar mit Auslaſſung eines Satzes, zuckte das Publicum die Achſeln. Hie und da ſagte einer, Schnyder hätte in etwas Beethoven nachgeahmt. Am Schluſſe aber, als die Ouvertüre gegeben wurde, klatſchen alle, nur meinten ſie, Beethoven hätte noch nie eine ſo kurze Symphonie geſchrieben.

Auf unſerm Theater gaſtirt Hr. Pökh von Braunſchweig und Dem. Mejo von Breslau. Letztere ſoll neuerdings in Braunſchweig engagirt worden ſein. Hr. Pökh iſt bis jetzt noch immer heiſer, man kann alſo wenig von ihm ſagen. Deſto lieber berichte ich Ihnen, daß bei zwei Vorſtellungen von Kabale und Liebe und Fiesko das Haus überfüllt war. Fiesko wurde ſo beklatſcht, als wäre es zum erſten Mal gegeben worden. Auch tanzen in dieſem Stücke die Leidenſchaften wie Sirenen einher und ſingen den Wanderer zum Todesſchlafe ein. Schiller bleibt doch immer neu, immer jung, er iſt der ewige Jüngling Deutſchlands. Bei dem Stücke „Kabale und Liebe" beklatſchten einige die Stelle: „Was iſt ein Eid?" Dies geſchah nicht ohne Abſicht, beſonders da man ſich hier die Anekdote von Hannover erzählt. — Wir haben hier drei Tenoriſten und können faſt keine Oper geben. Hr. Klein hat eine wunderſchöne Stimme, doch tritt er bis jetzt nur in wenigen Rollen auf, Hr. Dobrowsky iſt ſchlecht und Hr. Neſſen ſchlechter, wenn es überhaupt etwas ſchlechteres als ſchlecht geben kann, eine Frage, die wir gern den hieſigen literariſchen Blättern überlaſſen. Das Converſationsblatt hat nur Einen Fehler, den ein rechtlich gerader Mann ihm nicht verzeihen kann. Es hat die Frechheit, beſcheiden und naiv zu ſein. So fragt es neulich: Wird die Elegante dem Telegraphen eben ſo elegant antworten? — Aber um Gottes Willen, was geht dergleichen das Converſationsblatt an, das doch in der Literatur durchaus keine Stimme hat und nur den Redactoren droht, dieſen oder jenen Artikel gegen ihn nachzudrucken. Das Converſationsblatt, das ſeit dem Eingange des Phönix beſtändig nachdruckt, hat nur Ein Gutes, nämlich dies, daß der Redacteur das ganze Jahr nichts daran ſchreibt.

Dr. Auerbach hat ein Luſtſpiel: „Der Ultimo" geſchrieben, das er auf die Bühne bringen will. Er arbeitet außerdem an einem neuen Roman: „Dichter und Kaufmann." Er wird das Luſtſpiel in einem literariſchen Zirkel vorleſen und dann werde ich Ihnen darüber berichten. Es wird hier überhaupt etwas lebhafter unter den Literaten, und unſere Stadt, die ſo viel Schönes beſitzt, iſt am Ende der beſſern Literatur nicht ſo abgeneigt, als man gewöhnlich glauben möchte.

Notizen.

[Ein radicaler Frauenverein in England.]

Am 1. October hielten die Frauen aus Bath eine Verſammlung unter freiem Himmel. Es war eine Anzahl von 4000 beiſammen. Ein Ausſchuß hatte die Anordnung des Feſtes mit großer Sorgfalt getroffen; Miſtreß Balwell wurde zum Präſidium berufen. „Was uns hier verſammelt, begann ſie, iſt eine Sache von der höchſten Wichtigkeit für Männer, Frauen und Kinder: der Verſuch, die geiſtigen und politiſchen Fortſchritte des Volkes zu fördern. Ich wünſche, daß die Frauen durch ihre Theilnahme den gegenwärtigen Kampf unterſtützen mögen, da ich überzeugt bin, daß das Glück des Weibes von der Freiheit und Bildung des Mannes abhängt." Darauf ſprach Hr. Vincent, der Abgeordnete des demokratiſchen Vereins, und machte eine Schilderung von den Unbilden, welche die Frauen zu erdulden hätten. Er tadelte heftig das Benehmen des reformirten Unterhauſes; er ſagte, wenn von einer Verminderung der Ausgaben der Krone, von einer Veränderung des Erſtgeburtgeſetzes, von einer Verminderung der Penſionen, von der Aufhebung der Getreidegeſetze, von der Beſchützung der armen Kinder in den Fabriken, gegen die gewiſſenloſen und hartherzigen Baumwollenlords die Rede ſei, ſo erhebe ſich ein allgemeines Geſchrei von verliehenen Rechten und die reformirten Geſetzgeber vereitelten alle Hoffnung auf Gerechtigkeit; wenn aber die gleichfalls verliehenen Rechte des Armen aufgehoben werden ſollten, ſo höre man die Schreier für das verliehene Recht ihren Ton ändern, und die Rechte des Armen würden bei Seite geſchoben, ohne daß von einer Entſchädigung die Rede ſei. Darauf ſprach er von den ungeheuern Summen, die das Volk der Krone zahle, und machte eine ſo ergreifende Schilderung von der Wirkung des Armengeſetzes und von dem Zuſtande der Kinder in den Fabriken, daß die ganze Verſammlung während ſeiner zweiſtündigen Rede in Thränen ausbrach.

[Die Eiſenbahn zwiſchen Aachen und Cöln.]

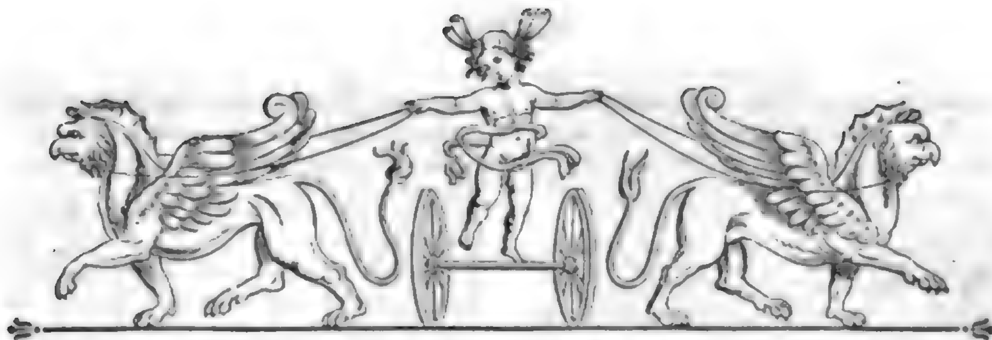
Statt des frühern projectirten Dammes ganz nahe bei Aachen wird ein Viaduct auf 16 Bogen conſtruirt, ein Werk, das in Hinſicht der Maſſe ſowohl als des Styls mit allen Bauwerken neuerer Zeit wird in die Schranken treten können. Am 22. Octbr. wurde feierlich der Grundſtein zu dem Rieſenwerk gelegt. Im nächſten Jahre werden bei Cöln und Aachen kurze Strecken ſo weit beendigt ſein, daß man Luſtfahrten unternehmen kann, wozu die Locomotiven ſchon bereit ſtehen. Im J. 1840 glaubt man die ganze Bahn bis auf die beiden bedeutenden Tunnel, an welchen fortwährend ſtark gearbeitet wird, vollenden zu können.

[Proteſtantiſches oder preußiſches Salz.]

In Bezug auf Raupach's „Vor hundert Jahren" ſchrieb unſer frankfurter Correſpondent: „Das Converſationsblatt nannte dies Stück preußiſches proteſtantiſches Salz ꝛc." Allein das gedachte Blatt ſprach nur von preußiſchem Salz, und Herr Dr. Schuſter, Redacteur deſſelben, verſichert uns brieflich, daß ihm nur böslicher Weiſe eine Inſinuation gegen den Proteſtantismus aufgebürdet werden könne.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 220. — den 9. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Heine über Shakspeare.

Eben noch zu rechter Zeit, um seine Rolle bei den deutschen Weihnachtsgaben und den étrennes der Pariser mitzuspielen, wird in den nächsten Tagen ein glänzend ausgestatteter Band: „Shakspeare's Mädchen und Frauen, mit Erläuterungen von H. Heine" in Paris und Leipzig von Stapel laufen. Die Bildnisse der Frauen und Mädchen, die aus Shakspeare's Dramen hervorblühen, sind in den vortrefflichsten englischen Stahlstichen darin vereinigt, und Heine hat sie mit Wortarabesken geistreich, keck und zierlich eingerahmt. Er macht den Cicerone und läßt sich bei dem Eintritte in die Bilderhalle folgenderweise vernehmen. Wir verdanken diese Mittheilung aus Paris einer besondern Vergünstigung.

Ich kenne einen guten hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen mußte, daß der Mann, der ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippschaft jener ungeschnäuzten Langnasen gehört, die er auf der Straße als Trödler herumhausiren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer ist und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne geschaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte. Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt.

Und in einem solchen Lande, unter einem solchen Volke hat William Shakspeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordischen Bethlehem, welches Stratford „upon Avon" geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakspeare'schen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen sehr verschieden; auch nannte man es merry England und es blühte in Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narrethei, sprudelnder Thatenlust, überschwenglicher Leidenschaft. Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürdigen Ritter in Schimpf und Ernst die Hauptrolle spielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erschütterte. Und statt des dicken Biers

trank man den leichtsinnigen Wein, das demokratische Getränk, welches im Rausche die Menschen gleich macht, die sich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterschieden.

All' diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der schöne Rausch.... Und das Buch, welches dramatische Werke von W. S. heißt, ist als Trost für schlechte Zeiten, und als Beweis, daß jenes merry England wirklich existirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, daß Shakspeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeth's und Jakob's war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keinesweges in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört, aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen, und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum zu S's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tages unter dem Namen constitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karl's I., des großen, wahren, letzten Königs Englands, floß auch alle Poesie aus den Adern Englands, und drei Mal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnte, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. S. ward in unsern Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, daß sein Zukunft schauendes Dichterauge, aus bedeutenden Wahrzeichen, schon jene nivellirende Puritanerzeit voraussah, die mit dem Königthume, so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit der Name Shakspeare's, und es dauerte fast ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, und gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, das der wirklichen Sonne fast während zwölf Monat im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammniß, jenes Botanybai ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlechtbesoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern alles, was schön und lieblich ist, versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang, noch Sinne zum Genuß verlieh, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen, statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein großes Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare. Dieser ist die geistige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdesten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakspeare, und wie verklärt erscheinen uns dadurch die gewöhnlichsten Gegenstände. Ueberall umrauscht uns dort der Fittig seines Genies, aus jeder bedeutenden Erscheinung grüßt uns sein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu sehen, leise nicken, leise und lächelnd.

Diese unaufhörliche Erinnerung an Shakspeare und durch Shakspeare ward mir recht deutlich während meines Aufenthaltes in London, während ich, ein neugieriger Reisender, dort von Morgens bis in die späte Nacht nach den sogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder lyon mahnte an den größern lyon, an Shakspeare. Alle jene Orte, die ich besuchte, leben in seinen historischen Dramen ihr unsterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von frühester Jugend bekannt. Diese Dramen kennt aber dort zu Lande nicht blos der Gebildete, sondern auch Jeder im Volke, und sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rocke und rothen Gesichte im Tower als Wegweiser dient, und Dir hinter dem Mittelchor das Verließ zeigt, wo Richard seine Neffen ermorden lassen, verweist Dich an Shakspeare, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der Dich in Westminster herumführt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Conterfei auf ihren Sarkophagen

ausgestreckt liegen und für einen Schilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Er selber, die Bildsäule des großen Dichters, steht dort in Lebensgröße, eine erhabene Gestalt mit sinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle. Es stehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beschwört, die dort in den Grabmälern ruhen: so steigen sie hervor mit ihren verrosteten Harnischen und verschollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Rose, und auch die Damen heben sich seufzend aus ihren Ruhestätten, und ein Schwertergeklirr, und ein Lachen und Fluchen erschallt. Ganz wie zu Drurylane, wo ich die Shakspeare'schen Geschichtsdramen so oft tragiren sah, und wo Kean mir so gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rann:

A horse, a horse, my Kingdom for a horse!

Ich müßte den ganzen Guide of London abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah dies im Parlamente, nicht sowohl deshalb, weil das Locale desselben jenes Westminsterhall ist, wovon in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einige Male von Shakspeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakspeare in England nicht blos als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht sei, wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakspeare's die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem blos die Poesie und ihre künstlerische Einkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakspeare's war nicht blos die Poesie, sondern auch die Geschichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereignisse und Charaktere nach Laune gestalten, und eben so wenig wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Interesses für eine einzige Person oder für eine einzige Thatsache beobachten. Dennoch in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder selbst erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunst, namentlich aber in dem enchainement des scenes den armen Shakspeare übertreffen. (D. B. f.)

Deutsche Lyrik.

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funk. Leipzig, Brockhaus.

Wetzel's Gedichte, gedruckte und ungedruckte, waren wohl werth, in möglichst vollständiger Sammlung herausgegeben zu werden, wenn auch Z. Funk nicht eben ein allzustrenger Wahlherr gewesen ist. Wir wollen indeß mit ihm nicht hadern; wenn sich auch hier und da ein Gedicht eingeschlichen hat, welches zu sehr die Spuren der Unreife und einen auffallenden Mangel an nachhelfender Kritik verräth und leicht durch ein viel trefflicheres aus den „Schriftproben" und anderen Schriften des Verstorbenen ersetzt werden konnte, so ist doch kaum eines, welches nicht aus frischem und vollem Herzen gesungen und somit für die Kenntniß der Individualität des Dichters von einiger Bedeutung wäre. Funk's Begeisterung für seinen verstorbenen Freund spricht sich auf eine beinahe überschwänglich warme Weise in der Vorrede aus; er sagt geradezu, daß in Wetzel's Gedichten die Romantik in ihrer universellen Bedeutung den Culminationspunkt erstiegen habe — ein Lob, in das wir deshalb nicht einstimmen möchten, weil wir fürchten müßten, andere Dichter unserer Nation dadurch herabzusetzen; Funk nennt ferner Wetzel's Romanzen und Balladen eine Apotheose auf dies Genre der Poesie selbst; endlich preist er ihn als den glücklichen Dichter, welcher Novalis' blaue Wunderblume aufgefunden und im Heiligthum seines reinen Dichtergemüths aufbewahrt gehalten habe. Solche mystisch verschleierte Modeblumen helfen doch in der That zu nichts und erwecken durch ihre Ueberschwänglichkeit nur zu leicht den Geist des Widerspruchs. Der Herausgeber hat vollkommen Recht, die Kräftigkeit der Wetzel'schen Dichtweise zu rühmen und daß sie von aller Hypersentimentalität frei sei, aber er hätte, da er eine so glänzende Rangliste der Vorzüge der Wetzel'schen Muse angefertigt hat, auch die Mängel derselben nicht unbeachtet lassen und als einen Hauptmangel anführen sollen, daß diese Poesieen freilich nicht an einer Ueberweichheit, aber je zuweilen an Ueberkräftigkeit leiden. Wetzel war, was ihm zum Ruhme gereicht, ein echt deutscher, biederer, treuherziger und gottgläubiger Mann, begeistert für die gemeinsamen Interessen unseres Vaterlandes, ein entschiedener, fest ausgesprochener Feind fremdländischen Wesens — Eigenschaften, welche durch die politische gedrückte Lage Deutschlands zur Zeit der französischen Invasion noch genährt wurden — aber diese an sich rühmliche Deutschheit seines Gemüths hat ihn verhindert, seine reinen, flammenden Gedanken überall in ein schönes, ungebrochenes Gewand zu kleiden und sie auf eine graziöse Weise auszudrücken. Seine Sprache ist, besonders in den patriotischen Gesängen, nicht selten rabbiat und schlägt wie die pommersche Landwehr am liebsten mit der Kolbe drein, weil das besser „flutscht." Diese Wuth ist indeß für jene ungeheure Zeitperiode in den Ausfällen der

Deutschen auf Franzosen und Franzosenherrschaft gäng und gäbe, und in dieser Rücksicht sind Wetzel's Kriegs- und Siegeslieder von hohem Interesse, weil sie die damalige Stimmung unseres Volkes der spätern Generation deutlich vorführen. Man könnte an diese Wahrnehmung eine Reihe eben so erbaulicher als trauriger Gedanken knüpfen, wenn man dazu die Gelegenheit vom Zaune brechen wollte. Unsre jetzige Generation hat mit der damaligen uns vorkämpfenden kaum ein gemeinsames Merkmal mehr und die Aenderung, die in der Gesinnung des geistigeren Theils unserer Nation seit nicht mehr als zwanzig Jahren vorgegangen ist, dürfte kaum bei einem Volke in demselben Maße und in so kurzer Zeitfrist Statt gefunden haben. Der Brite blieb Brite und der Franzose, trotz der Julirevolution, immer noch mehr Franzose, als der Deutsche Deutscher geblieben ist. Unser deutsches Nationalgefühl als solches ist offenbar abgeschwächt; man that alles Mögliche, um daran seine Dämpfer anzubringen; nur verallgemeinert haben wir uns, aber welch ein Ersatz ward uns für die Dahingabe jenes Nationalgefühls? Woran soll sich unsre jüngste Generation halten und erbauen? — Kaum daß wir jetzt uns selbst verstehen, wie sollten wir für die stürmischen Kriegslieder Wetzel's das rechte Verständniß gewinnen können?

Die erste Liedergruppe in dieser Sammlung trägt den Titel: „Leben und Liebe." In diesen Liedern herrscht überwiegend eine kräftige Empfindung vor, ein edles Gemüth, ein inniger Anschluß an die Umgebungen der Natur und eine dem gemäße kornige Sprache. Die Form ist, auch abgesehen von Reimen wie „gehn" und „Genien" und sehr vielen ähnlichen, nicht überall von gleicher Vollendung. Die Anschauungen sind klar und ursprünglich genug, um an das Herz des Volkes zu sprechen. Schön z. B. ist das Gedicht „Frühgeburt" mit den Schlußstrophen:

„Könnten wir den großen Vorhang lüpfen,
Wir beneideten vielleicht dein Loos,
Hinterm Leben still so wegzuschlüpfen
Wieder in des rechten Daseins Schooß!

Schlaf denn wohl, bis Nacht und Schatten schwinden,
Schlafe, hast du auch noch nicht gewacht;
Wirst doch endlich Luft und Sonne finden,
Armes Menschlein, gute Nacht!"

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Sophie Albrecht.]

Die beklagte nothleidende Freundin Schiller's, zu deren Unterstützung Clemens Gerke in Hamburg aufforderte, ist höchst wahrscheinlich Josephine Albrecht, einst eine Zierde der deutschen Bühne. Dafür spricht unter andern Umständen auch der: daß Herr Gerke sie „die Wittwe eines berühmten Arztes nennt." Dieser Arzt war der im Jahre 1816 zu Altona verstorbene Dr. Ernst Friedrich Albrecht, der Anfangs ein Lehramt zu Erfurt bekleidete, dann als Leibarzt des Grafen v. Manteuffel nach Reval ging, späterhin abwechselnd zu Erfurt, Leipzig und Dresden privatisirte und sich als Verfasser mehrerer Romane und Schauspiele bekannt machte, dann Buchhändler in Prag und hierauf Theaterdirector in Altona ward, wo er seine irdische Laufbahn als praktischer Arzt beschloß. Bereits in ihrem vierzehnten Jahre war Sophie Baumer, geboren im December 1757 zu Erfurt, eine Tochter des dortigen Professors J. P. Baumer, seine Gattin geworden. Erst nach dem Tode ihres Vaters, der ihre früh erwachte Neigung zur theatralischen Laufbahn hartnäckig bekämpft hatte, betrat Sophie (1782) zum ersten Mal auf einem Privattheater die Bühne. Mit Bewilligung ihres Gatten engagirte sie sich im Jahr 1783 bei der Großmann'schen Gesellschaft, die in Mainz, Frankfurt am Main und Pyrmont Vorstellungen gab, und ging im Jahr 1785 nach Leipzig zu der ehemaligen Bondini'schen Gesellschaft. Dort war es, wo Schiller ihre schon früher gemachte Bekanntschaft erneuerte. Er erwähnt sie einigemal in seinen Briefen. Im September 1796 ging sie nach Altona, wo sie das von ihrem Gatten dort mittelst Abonnement errichtete Nationaltheater mit einer von ihr verfaßten Rede eröffnete. Nach dem Tode ihres Gatten (1816) zog sie sich von der Bühne zurück und ging nach Hamburg, wo sie noch in den von Clemens Gerke geschilderten drückenden Verhältnissen lebt. Als Schauspielerin erwarb sie sich zu ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf. Sie übernahm die Rollen der ersten Liebhaberinnen, Damen von Stande und naiven Mädchen, sowohl in der Tragödie als im Schauspiel und Lustspiele. Der Ruf, den sie sich erworben, trug dazu bei, auch ihren Schriften eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Herzlichkeit und Wärme des Gefühls sind ihr eigenthümlich. Wir erwähnen unter ihren Schriften, die man in Meusel's gelehrtem Deutschland verzeichnet findet, nur ihre Gedichte und Schauspiele, Erfurt 1782—1785 und ihre Gedichte und prosaischen Aufsätze. Dresden, 1791. Seit dem Jahr 1808, in welchem noch romantische Dichtungen von ihr gedruckt wurden, scheint nichts mehr öffentlich von ihr bekannt worden zu sein.

Jena, im October.

Dr. Heinrich Döring.

[Nicolaus Jósika.]

Am 9. September — berichtet Glaser's Ost und West — hielt die ungarische Gelehrtengesellschaft in Pesth, deren Präsident Hr. Joseph Graf von Teleki ist, ihre siebente öffentliche Sitzung. Unter den im J. 1837 erschienenen magyarischen Werken wurde als das beste anerkannt: „der letzte Bátori," Roman von Baron Nicolaus Jósika, wofür der Verf. 200 Ducaten und einen Pokal erhielt.

[Ole Bull.]

Ole Bull hat nach seiner Rückkehr von Bergen in Christiania zwei Concerte unter rauschendem Beifall gegeben. Seine letzte Composition: „Das Echo des Gebirges" wird eine höchst gemüthliche Verschmelzung norwegischer Nationalmelodien genannt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 221. — den 10. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Heine über Shakspeare.

(Beschluß.)

Ja, das ist es, der große Brite ist nicht blos Dichter, sondern auch Historiker; er handhabt nicht blos Melpomene's Dolch, sondern auch Klio's noch schärfern Griffel. In dieser Beziehung gleicht er den frühesten Geschichtschreibern, die ebenfalls keinen Unterschied wußten zwischen Poesie und Historie, und nicht blos eine Nomenclatur des Geschehenen, ein staubiges Herbarium der Ereignisse lieferten, sondern die die Wahrheit verklärten durch Gesang, und im Gesange nur die Stimme der Wahrheit vernehmen ließen. Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der sogenannte objective Geschichtschreiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Jene sogenannte Objectivität, die, mit ihrer Leblosigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatsachen thront, ist schon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht blos die genauen Angaben des Factums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Factum auf seine Zeitgenossen hervorbrachte, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht blos eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakspeare sagt: „das Wesen und der Körper verschollener Zeiten" sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht blos die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrsten Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen, und ihnen befohlen, das tiefste Wort ihrer Seele auszusprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poesie zu erheben und sogar die gemüthlosen Römer, das harte, nüchterne Volk der Prosa, diese Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advocatensinn, diese casuistische Soldateska, wußte er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine römischen Dramen muß Shakspeare wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören, und sogar ein höchst begabter Schriftsteller nannte sie „poetisch verzierte Chroniken", wo aller Mittelpunct fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden sei. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker! Nicht sowohl die

Digitized by Google

letzte Einheit, sondern auch die von Ort und Zeit mangelt keineswegs unserm großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns. Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit, und beiden angemessen ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunct strahlt und die Einheit des Interesses repräsentirt. Die Menschheit ist jener Held, jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Riese, der homöopathisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Scham.

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakspeare in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irre leitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur, sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhange begreifbar: denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam oder auch gar nicht begriffen werden.... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleine Fragment eines Kreises gibt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunct desselben angeben kann, so auch der Dichter. Wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstückes; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfange und tiefsten Mittelpunct. Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceß der Weltergänzung in ihm Statt finden kann; dieses Wahrnehmen eines Stückes der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne und ist gleichsam das äußere Ereigniß, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer die letztern, desto neugieriger sind wir auf die Bekanntschaft mit jenen äußern Ereignissen; wir forschen nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters, aber diese Neugierde ist um so thörichter, weil, wie aus dem Obengesagten schon hervorgeht, die Größe der äußern Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, welche dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsameren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders, wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O, laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, daß man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde,... daß man glauben sollte, sie seien Diamanten und Smaragden, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergessen,... daß man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt.... Ach! suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst Du ein armes, mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, dessen Anblick Dich anwidert, und das Dein Fuß dennoch nicht zertreten will aus sonderbarem Mitleid!

Gotthold Ephraim Lessing war der Erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakspeare erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter und, was noch preisenswerther ist, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, welche sich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perrücke, daß

ganz Leipzig erbebte und die Wangen seiner Gattin vor Angst oder auch von Puderstaub erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Lessing'sche Dramaturgie sei im Interesse Shakspeare's geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Uebersetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerkennung desselben in Deutschland. Sonderbar, der Dichter des Agathon, der tändelnde Cavaliere-Servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzosen: er war es, den auf einmal der britische Ernst so gewaltig erfaßte, daß er selbst den Helden aufs Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakspeare in Deutschland erklang, gehörte unserm lieben, theuren Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetentusch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, einer nach dem andern, ihre Stimme in die Urne warfen und den William Shakspeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten und aller Welt versicherten: jetzt erst sei das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des großen William.

Deutsche Lyrik.

F. G. Wetzel's gesammelte Gedichte und Nachlaß ꝛc. ꝛc.

(Beschluß.)

Kaum minder schön ist das Gedicht „Jugend," worin der Dichter, wie Börne auch that und jeder Unbefangene einräumen muß, der Jugend zugesteht, daß bei ihr allein die wahre Begeisterung, die echte Schöpferkraft zu finden sei; denn: „ein Jüngling ward das Heil der Welt, und Gottes ew'ge Jugend hält das große All zusammen." Des Dichters wackre, alle Heuchelei auf den Tod hassende Gesinnung spricht sich besonders stark in dem Gedichte „der Pharisäer" aus; seine Religiosität und gottgläubiger Sinn bekunden sich aller Orten. Viel Gluth ist auch in den Liedern der Liebe, wenn gleich der Dichter den Gegenstand seiner Liebe zu oft unter der Form von Naturbildern symbolisirt und dadurch monoton wird. In dem Liede „Sehnsucht" sieht er seine Geliebte im Grün des Waldes, im Blau des Himmels, hört ihre Stimme im Gesang der Lerche; Mond- und Sternenschein führen ihm ihre Aeugelein, der Nelkenduft ihren Odem vor; in einem andern Liede „Sommer-Abendlied" wird ihm die Luft zum Odem seiner Geliebten, der Blumenboden (was sich auf Odem reimen muß) zu ihrer schwanenweißen Brust, ein sich regender Zweig ihr Arm, das Lied der Nachtigall ihre Stimme, sogar das Johanniswürmchen ihr Blick; und in dem echt lyrischen, schönen und auch der Form nach reizenden Liede „Dahin" ist abermals das Weben des Windes der Athem seiner Geliebten.

Die zweite Liedergruppe wird von Legenden, Sagen und Romanzen gebildet — die vorzüglichste Partie der Sammlung. Mehrere sind echt volksthümlich, tief ergreifend, objectiv einfach, sprachlich schön, von einer Form, wie sie ihrem Inhalte entsprechender nicht gedacht werden könnte. Dagegen reicht bei anderen der magere Inhalt nicht hin, um die mißgünstige Form zu entschuldigen; so in den Gedichten: „Die alte Burg," „das Paradies der Thiere," „ein Traum" und anderen. Zu den trefflichsten dürften gehören: „Trauerweide," die choralmäßig gehaltene Legende vom großen Christoph, „Graf Ulrich von Würtemberg," „Kaiser Friedrich Rothbart," „Tongesicht," „Frauensand," „die Untrennbaren" und — besonders der Süße der Sprache wegen — die Romanze „der Schmetterlingskönig." Die meisten der zuletzt genannten verdienten, mehr als bis jetzt geschah, in Anthologieen aufgenommen zu werden und bekannter zu sein, als sie sind.

Die dritte Liedergruppe besteht aus Kriegs-, Siegs- und Feuerliedern, in denen Gluth der Begeisterung und Gewalt der Sprache nicht zu verkennen sind. Aber nicht selten mischt sich in den lautersten Kriegs- und Volkston der Bierbaß eines betrunkenen deutschen Patriotismus ein, welcher sich in den maßlosesten Schimpf- und Schmähworten Luft macht und den großen Kaiser und die große Armee im vollsten Sinne des Wortes mit Koth bewirft. Das ist der Patriotismus der Straßenjungen zu Berlin und Hamburg und nimmt sich unangenehm aus in dem Munde eines sonst so anerkennenswerthen Dichters, wie Wetzel. Einige ganz vortreffliche Lieder, neben einigen unbedeutenden epigramatischen Verseleien und Faseleien, bringt noch die vierte Liedergruppe, die Gruppe der vermischten Gedichte. Zu den schönsten Liedern dieser Abtheilung gehören: „rechter Sinn," „auf den Wiener Congreß," „an die alten Herrn." Ihr thut, redet der Dichter die alten Herrn an, Ihr thut:

Als wär' mit Euch die Welt zu End',
Beschlossen Alles und vollend't,
Und für des Menschen Geist, da wär'
Kein Höh' und keine Tiefe mehr.
— — — — — — — —
Mit euch soll Alles stille steh'n,
Mit euch die Welt zu Grabe geh'n.
O nein, die Welt bleibt ewig jung,
Ihr aber sterbt an Verknöcherung;
Ihr scheltet, keift und widerstrebt,
Bis euch die jüngere Zeit begräbt.

Eine eben so wackere, freie, die alten Thorheiten der modernen alten Welt keck geißelnde Gesinnung bekundet sich in dem Schlußgedicht der Sammlung, in dem von einem Aufklärer und modernen Nützlichkeitsmenschen gehaltenen

Prologe zum großen Mengen, worin der deutsche Knittelvershumor eine treffliche Rolle spielt. Die Hauptliebschaften des Dichters sind eben seine Liebe und sein Vaterland, aber er ist umfassender als unsere jüngsten Dichter, es entgeht ihm kaum eine thörichte Erscheinung des modernen Lebens, welcher er seinen Satyr- oder Berserkerblick nicht zuwendete. Wetzel, der übrigens in seinen Liebesliedern voll Zartheit und Süße sein kann, ist seinem Totalanblick nach ein deutscher Mann von altem Schrot und Korn, und es thut Einem wirklich wohl, auch einmal in solcher Gesellschaft zu sein, in der Gesellschaft eines Mannes, der, wie Dr. Luther selbst, zuweilen auch ein Zötlein liebt und Herz und Zunge offen und auf dem rechten Flecke hat.

H. M.

Notizen.

[Ludwig XIII. als Bartier und Poet.]

Dem Sohne des großen Heinrich in Frankreich, setzte man folgende Grabschrift: „Er hatte tausend Bediententugenden, und nicht eine einzige Herrntugend." Während die Königin Mutter und der Cardinal Richelieu regierten, beschäftigten sich S. Maj. auf andere Weise. Ludwig XIII. strickte Netze, verfertigte Schnürsenkel für Damen, Kanonen von Leder, schlug eigenhändig Geld, war Büchsenmacher, Conditor, Gärtner, Gemüsehändler — als solcher schickte er einst die ersten grünen Erbsen des Jahres auf den Markt zum Verkauf — und mit Leidenschaft Koch. Unter dem Namen Georges sah man ihn oft, umgeben von hübschen Mädchen, einen großen Kalbsstoß spicken; denn auf das Spicken verwendete er ganz besonderen Fleiß. Nebenbei war er aber auch ein ausgezeichneter Bartscheerer. Eines Tages rasirte er alle Officiere seiner Leibgarde und ließ ihnen nur einen winzigen Knebelbart stehen. Auf dieses Ereigniß machte der königliche Figaro ein Gedicht, das er auch selbst in Musik setzte und das wir in der Uebersetzung wiedergeben:

„O weh, o weh, mein armer Bart,
Wer hat denn so verstümmelt dich?
Das that der große Ludewig,
Der machte eine Lust sich draus
Und schor sein ganzes Haus rein aus!"

„Kommt her, mein lieber Herr La Force,
Ich thu' euch, wie ich Andern thät!"
„„O nein, o nein doch, Majestät,
Thut's nicht, bedenkt, kein einz'ger Mann
Von eurer Garde kennt mich dann!""

„So lassen wir denn unberührt
Den Vetter unsres Cardinals;
Ein Wagestück wär's jedenfalls.
Wer hätte, traun, den Muth dazu
Und ließ nicht solchen Bart in Ruh!"

[Oesterreich. Fürst Metternich.]

(Eingesandt.)

Ein vieljähriger Beobachter der Literatur kann nicht unterlassen, es als eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung anzumerken, wie sehr seit einer Reihe von Jahren die Urtheile über manche Personen und Verhältnisse sich geläutert und gehoben haben. Diese Bemerkung betrifft besonders Oesterreich und den großen Staatsmann, der seit mehr als einem Vierteljahrhundert dessen Politik leitet. Immer zahlreicher werden die Anerkennungen und Huldigungen, und dies nicht nur in deutschen Schriften, sondern auch in französischen und englischen. Die Indiscretionen des Portfolio haben den Geist und die Haltung des Fürsten von Metternich in ein so günstiges und helles Licht gesetzt, daß auch die entschiedensten Gegner ihr Staunen und ihre Bewunderung nicht verbergen konnten. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes, dieser leidenschaftlichen Französin und Bonapartistin, sind voll gerechter Würdigung und Dankbarkeit für den Fürsten. Dieselbe Huldigung wird ihm durch die Memoiren des italienischen Staatsgefangenen Andryane dargebracht. In deutschen Schriften ist überall, wo von Gentz die Rede ist, zugleich der Ruhm des hohen Chefs verkündet, unter dem jener den größten und glücklichsten Theil seiner Laufbahn zurückgelegt. Der von nicht befreundetem Standpuncte gegebene Abriß von Gentz, in Rotteck's und Welcker's Staatslexikon, lenkt unwillkürlich doch ebenfalls in dieses Geleis ein. Die jetzt eben von Schlesier herausgegebenen vermischten Schriften von Gentz sind nach Inhalt und Richtung auch für Oesterreich und dessen Staatskanzler ein Ehrendenkmal. Wir dürfen diese Erscheinungen mit Recht als merkwürdige und erfreuliche begrüßen; sie bezeugen eine steigende Bildung und Einigung in der politischen Denkart, wobei insbesondere die Deutschen an Kraft und Bedeutung nur gewinnen können. —

[Kritik aus Instinkt.]

Molière pflegte bekanntlich bei seinen Komödien seine alte Haushälterin zu Rathe zu ziehen. Er las ihr Stellen aus denselben vor und merkte genau auf den Eindruck. Worüber die alte Laforet lachte, das wurde vom Dichter als gelungen beibehalten. Eines Tages wollte er ihren Kennerblick auf die Probe setzen und las ihr einige Scenen von Brecourt, einem Schauspieler aus seiner Gesellschaft, vor. Noch war er mit der Vorlesung nicht zu Ende, als die Alte ausrief: „Nein, nein, das ist nicht von Ihnen, das hört man gleich, daß hat ein Anderer gmacht!" — Solche Kritik aus Instinkt wäre jedem Recensenten zu wünschen; wenige können sagen: ich bin ein Kritiker aus Instinkt, aber mancher kann mit Fallstaff sagen: ich bin eine Memme aus Instinkt. — Auch von Cimarosa weiß man, daß er seine Compositionen zuerst von seinem Bedienten Friedrich beurtheilen ließ, eh' er sie dem öffentlichen Urtheile übergab.

[Heckscher auf der leipziger Bühne.]

Mit lebhaftem Verlangen erwartet man Hrn. Heckscher zu Gastrollen auf der leipziger Bühne. Das Talent dieses Mannes wird in Dresden offenbar zu wenig benutzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 12. und eine Beilage von Hammerich in Altona.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 12. — den 10. Novbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Neues, höchst elegantes Taschenbuch für 1839, welches sich vorzüglich zu Geschenken für Damen eignet.

Im Verlage der Carl Haas'schen Buchhandlung in Wien ist so eben ganz neu erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Immergrün.

Taschenbuch für das Jahr 1839.

Dritter Jahrgang.

Mit Erzählungen von

Wilhelm Blumenhagen, Ludw. Bein, Franz Dingelstedt etc.

Nebst einem Anhange von

Gedichten, Balladen und Romanzen,

von

J. N. Vogl, F. Dingelstedt, J. G. Seidl, Filsinger, L. A. Frankl, Günzburg u. a. m.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen.

nach Originalgemälden und gestochenem Titel von Axmann, Geissler, Doebler, Langer und Krepp.

16. Auf schönem weissem Maschin-Velinpapier elegant gedruckt.

Ausgabe in fein gepresstem Pariserband mit Goldschnitt und Etui 4 fl. C. M. oder 2 Thlr. 20 Gr.

Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken elegant gebunden in Seide mit reichvergoldeten Decken 8 fl. C. M. In englischem Mosaiklederband 12 fl. C. M. In Sammet mit Silberverzierungen 16 fl. C. M.

Von den Jahrgängen 1837 und 1838 ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem wir beide Jahrgänge, wenn sie zusammen genommen werden, um den Preis von 1 Thlr. 20 Gr. ablassen können.

Bei Eduard Meißner in Leipzig sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Elba und Waterloo.

Ein historischer Roman,

von

Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung von „1813" von demselben Verfasser.)

3 Theile. 8. Velinpap. Geh. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes Gemälde, die Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 in höchst ansprechender Form darstellend, schließt sich an den im vorigen Jahre von demselben Verfasser bei mir erschienenen und mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommenen historischen Roman „1813" (3 Theile 4 Thlr. 12 Gr.) an und wird sich ebenfalls einer gleich günstigen Aufnahme zu erfreuen haben.

Camelien.

Novellen, Erzählungen und Genrebilder,

von

Ferdinand Stolle.

2 Theile. 8. Velinp. Geh. 2 Thlr. 12 gr.

Novellen

von

St. Nelly.

Dritter Band. 8. Velinp. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

welche als höchst ansprechende Lectüre gleichfalls bestens empfohlen werden können.

In meinem Verlage sind neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kaiser und Papst.

Roman

von

Eduard Duller.

Vier Theile.

8. Geh. 5 Thl. 18 Gr.

Interessante Monatsschrift für das gebildete Deutschland.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und an diejenigen Handlungen, welche Nova annehmen, versendet worden:

ATHENAEUM

für

Wissenschaft, Kunst und Leben.

Erstes Heft.

Alle Monate erscheint ein Heft in der Stärke von 6—7 Druckbogen in gr. 8.

Preis eines halben Jahrgangs:
3 Thlr. 16 gr. sächs. oder 6 fl. rhein.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nichts gescheut, um in der Form von Monatheften eine Zeitschrift zu begründen, welche in Folge ihrer Anlage und Intention mit der Zeit als ein erwünschter Vereinigungspunkt der anerkanntesten Gelehrten und tüchtigsten Literaten Deutschlands erscheinen dürfte, und welche sowohl in keinem Lesezirkel fehlen darf, als auch für jede Privatbibliothek ein Werk voll Werth und Inhalt seyn wird.

Unter der großen Anzahl der schon gewonnenen oder noch zu hoffenden Mitarbeiter zählen wir die Namen:
Bacherer. Beck. Bensen. Beurmann. Carove. Daumer. Dingelstedt. Duller. L. Feuerbach. Gambihler. Gans. Ghillany. Gutzkow. Heine. Hotho. Kühne. Laube. Lunkd. Lützelberger. Marggraff. Fr. Mayer. Mügge. Münch. Ottokar. Riedel. Rosenkranz. Schlemmer. Schlesier. Söltl. Stich. Strauß. Vischer. Werner. Wienbarg. Willkomm.

Inhalt des ersten Heftes:

Form und Tendenz der Zeitschrift.
Mittheilungen über Kasp. Hauser. Von Prof. G. F. Daumer.
Mein häusliches Leiden als Erklärungsgrund meiner gewordenen Ueberzeugung und meines gethanen Schrittes. Eine Entgegnung von E. C. J. Lützelberger.
Die Frauencharaktere in Goethe's Werken. Von D. W. Stich.
Ueber Justinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen. Von D. Amadeus Ottokar.
Aus einem Divan orientalischer Gedichte. Von Prof. G. F. Daumer.
Uebersicht der neuesten und interessantesten literarischen Erscheinungen.
Feuilleton.

Das zweite Heft wird in wenigen Tagen folgen und unter anderm enthalten:
Deutsche Culturzustände Von D. Karl Riedel.
Die Repräsentativ-Verfassungen in Deutschland und der Fürst Ludwig von Solms-Lich mit seiner politischen Schule. Von D. G. Bacherer.
Ueber den Zusammenhang der amerikanischen Indianer und der alten Hebräer. Von D. A. Ottokar.

Bauer & Raspe.

Elegantes musikalisches Weihnachtsgeschenk.

Bei F. Hofmeister in Leipzig ist so eben erschienen:
Album musical des jeunes Pianistes, ou Recueil de Airs variés et Rondolettos, composés pour le Piano par **Adam, Chaulieu, Lemoine** et **Levasseur**. Mit einer sauber lithographirten Vignette. Eleg. broch. Preis 1 Thl. 8 gr.

So eben ist folgende Schrift erschienen:

Die untrüglichen

Heilkräfte der Natur,

Dargestellt in
Auszügen aus den medicinischen Geheimschriften
der
Königlichen Leibärzte, Ober-Staatsräthe
Drs. Le Roy und **St. Pierre Le Clerc,**
extrahirt durch
Heinrich Carl Rudolf Huch
in Braunschweig.

1. Band. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. $1^1/_2$ Thlr.

Dies interessante Werk enthält nicht nur die Krankheits- und fast wunderbare Heilungsgeschichte des Herausgebers, welcher durch seltsame Fügungen des Schicksals in den Besitz der handschriftlichen Ueberlieferungen der beiden auf dem Titel angegebenen berühmten Männer gelangte, und diese nun — der leidenden Menschheit zum Nutzen und Troste — den Aerzten aber zur reiflichen und unparteiischen Prüfung — dem Druck übergeben hat; sondern auch höchst interessante Skizzen aus dem Leben der beiden genannten Veteranen der Arznei-Wissenschaft, woraus wol hinlänglich erhellt, auf welchen dunkeln und unrichtigen Wegen die meisten practicirenden Aerzte bisher zu ihrem Ziele strebten.— Der geneigte Leser wolle das kurze Vorwort nicht überschlagen!

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands rc. haben Exemplare vorräthig.

So eben erschienen in Ernst Klein's literarischem Comptoir in Leipzig:

Das kalte Wasser.

Wo ist es anzuwenden, wo nicht?

Geschichte der Wasser-Heilkunde, diätetische Benutzung des kalten Wassers, Darstellung der wichtigsten Krankheitsformen nach ihren charakteristischen Erscheinungen, nebst ihrer zweckdienlichen Behandlung. Als zweckmäßiges Haus- und Hülfsbuch für alle Stände; nach den besten und neuesten Quellen und nach eigener mehrjähriger Erfahrung bearbeitet von D. K. A. Koch. Nebst systemat. Inhaltsverzeichniß und alphabet. Register. 20 B. gr. 8. brosch. 1 Thl. 8 gr.

Classische Denksteine.

Sammlung ausgewählter Gedanken und Sentenzen über Welt und Menschenleben, aus den Werken der Griechen und Römer. In den Originalsprachen mit deutschen Uebersetzungen, herausgeg. von D. Heinrich. Brosch. 9 Gr.

Nächte.

Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit von Herrmann Goedsche. 1. Theil. Velindruckpap. Brosch. 1 Thlr.

Musterung, oder Grund-Elemente äußerer weiblicher Schönheitstheile. Mit Anhang: Podoskopie. Frauenspiegel. Herrenspiegel. Deutung der Schönheitsmäler. 2. Aufl. 16. Brosch. (In Comm.) 3 gr.

Panorama und Schilderung des Reiches der Liebe. Herausgegeb. von Ritter Ed. v. Schaul. Mit einem lithogr. Kärtchen. 2. Aufl. (in Commiss.) Brosch. 4 Gr.

Achmed Bey.

oder: der Harem und die Erstürmung von Constantine im Jahre 1837. Historisches Charakter- und Völkergemälde aus Nord-Afrika. Vom Herausg. des Schobri. 1 Thlr.

Die drei Hauptbrände

des Winters 1837—38.

I. Der Brand des Winterpalastes in St. Petersburg, oder Wohlthun und Vergeltung. II. Der Brand der Börse in London. III. Der Brand des italienischen Opernhauses in Paris. 21 Gr.

Der Glückspilz,

oder: Hans kommt durch seine Dummheit fort. Komischer Roman von D. L. Glockentreter. Verf. von Casanova's II. Liebschaften und Abenteuern in Frankreich und Italien. 1 Thlr.

Neugriechischer Dolmetscher

nebst türkischem und albanesischem. Enthaltend: Kleine neugriechisch. Sprachlehre, systematisch geordnete Wörter und kurze Redensarten. Mit überall beigefügter Aussprache. Von M. J. A. E. Schmidt. Zweite Ausgabe; vermehrt mit allen auf die neue Gestaltung Griechenlands bezüglichen Ausdrücken, auch einer Valvations- und vergleichenden Tabelle. Geheftet. 10 Gr.

Zweites Heft, zur 1. Ausg., vorzüglich Ausdrücke in Bezug auf die neue Gestaltung Griechenlands enthaltend. 4 Gr.

So eben erschien (zu haben in allen Buchhandlungen):

Trollope, Mrs. Frc., **Vater, Mutter und Sohn,** ein Roman aus Wien. Deutsch von D. G. N. Bärmann. 3 Bde. 12. Velinp. geh. 3 Thl. 12 Ggr.

Der Herzlose. Nach dem Engl. des **H. Rankin,** von D. G. N. Bärmann. 2 Bde. 8. Velinp. geh. 2 Thl. 16 Ggr.

Boz, Oliver Twist, oder die Laufbahn eines Waisenknaben. 1. und 2. Bd., mit 6 Federzeichnungen. 12. Velinp. geh. 2 Thlr.

Boz, Leben und Abenteuer des Nicolaus Nickleby. 1. und 2. Bd., mit 12 Federzeichnungen. 12. Velinp. geh. 2 Thlr.

Braunschweig, 20. Oct. 1838.

George Westermann.

Bei Hinrichs in Leipzig ist neu erschienen:

Schiller's Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von D. H. F. W. Hinrichs (ord. Prof. der Philos. zu Halle). 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 3 Thlr. 10 Gr.

Inhalt. I.: Einleitung; Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don Carlos. — Die 2te Abtheilung, Schiller's übrige dramatische Originaldichtungen umfassend, erscheint bis Ostern künftigen Jahres.

Das Ganze, sich in der äußern Erscheinung der schönen Octavausgabe von Schiller's Werken vollkommen anschließend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Nationaldichters.

Rosen.

Bei Arnz und Comp. in Düsseldorf ist erschienen: die 5te Lieferung der neuesten nach der Natur gezeichneten und colorirten Rosen. Preis 1 Thaler. Diese und die frühern Lieferungen sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Zugleich empfehlen wir unsere gegen 2000 Varietäten zählende Rosen-Sammlung, von welcher Kataloge durch die Buchhandlungen gratis bezogen werden können. Die abgebildeten Rosen und die in den nächstfolgenden Heften erscheinenden, sind darin besonders angemerkt. Für den Garten empfehlen wir die Hybriden und gallischen Rosen als die vorzüglichsten. Zum Herbst und Frühling können wir eine große Anzahl meist wurzelächter Rosen abgeben.

Ferner ist in unserm Verlage erschienen:

Sonderland's Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtungen. Zweite Lieferung. gr. Folio. Subscriptionspreis 2 Thlr., auf chinesisch Papier 4 Thlr.

Sie enthält: die Theilung der Erde von Schiller. Der Wirthin Töchterlein von Uhland. Das gestörte Glück von Körner. Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel von Langbein.

Lessings Hussiten-Predigt

nach dem Carton gez. von Sonderland, gestochen von Hoffmann. 9 Zoll hoch, 11 Zoll breit. Preis auf chinesisch Papier mit der Schrift 2 Thlr., vor der Schrift 3 Thlr.

Druck von Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 222. — den 12. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe der Malibran.

Die Gräfin Merlin hat ein Buch über die Malibran herausgegeben, dem wir einige Briefe der großen Künstlerin entnehmen. Sie sprudeln von Uebermuth und Laune; hier und da spielt ein Dämon dazwischen. Die Malibran selbst sagte: „Ein böser Geist, mit einem guten Herzen verbunden, ist das Köstlichste im Leben!" Welch ein Contrast zwischen diesem Ausspruche und dem einer andern Frau, die behauptete, zum Glücke sei nichts weiter als ein böses Herz und ein guter Magen nöthig!

Der erste Brief ist aus London datirt. Sie sollte die Cenerentola singen, und zwar nach der Lalande, die als Prima Donna im Piraten auftrat.

Mein bester Freund, — ich wollte Ihnen eigentlich nur dann schreiben, wenn ich etwas Interessantes für Sie gefunden, aber ich zerhaue das Eis des Stillschweigens und schreibe aufs Geradewohl, jedoch in der Absicht, Sie zu zwingen, mein Geschmiere zu lesen, was — ich zweifle nicht daran — Ihnen so viel Freude verursachen wird, daß Sie auf vierzehn Tage genug haben. Ich sage dies, weil ich andere Menschen nach mir beurtheile. Ich sehe Sie, wie Sie mit der rechten Hand Ihrer Stirn und dann dem Schenkel Eins versetzen, indem Sie sagen: Mein Gott, ist sie — — Aber nur die Frauen sind gut, ja nur die Frauen und abermals die Frauen. Und wenn Sie dies sagen, so antworte ich: wahr, hundert Millionen Mal wahr! — Sie verstehen dies nicht. Ich auch nicht. — Lassen Sie sehen, ob ich Ihnen eine Nachricht auftischen kann. Sprechen wir von dem Debüt der Madame Lalande. — Ich sitze im Theater mit Lady Flint, ihrer Tochter und ihrem Manne. Da sitze ich, meine Lorgnette auf die Leuchter gerichtet, ohne mich zu mucksen, bis der Pirat erscheint. — Die Ouverture — hm! — so so, sie bringt keine große Wirkung hervor. Der Vorhang geht auf: eine hübsche Decoration. Man klatscht der Ouverture Beifall. Ein guter Decorationsmaler ist der wichtigste Künstler für die Cloture einer Ouverture. Der Pirat erscheint. Eine geschriene, geheulte und gemurrte Arie wird unverdienterweise beklatscht. Der Pirat macht Knickse bis in die Coulissen hinein. Die Arie ist nicht übel, sie ist originell sogar. Veränderung der Decoration. Venga la bella Italiana!*) sagte mein kleines Ich, das sich langweilte. Endlich. Stellen Sie sich eine Frau vor, die an die Vierzig streift, blond, ein Gesicht wie eine Tagelöhnerin, ohne irgend einen Ausdruck, ohne hübschen Wuchs, der Fuß ein Extrem von Häßlichkeit, wie der meinige, sie aber eben so häßlich gekleidet: da haben Sie Madame Lalande! Das Recitativ beginnt. Ihre Stimme zittert so heftig, daß ich nicht weiß, ob sie sauer oder süß ist. Ich warte bis zur Cavatine. Endlich. Sie schwellt einen Ton an und verliert den Muth. Ich bedaure sie schon. Sie endigt ihre sehr schöne Arie immer mit einer wellenhaften Stimme und wird mit Beifall bedeckt. Man hat ihr gesagt, die Verbeugungen gefielen in London, nun

*) Madame Lalande war weder hübsch noch eine Italienerin.

Digitized by Google

hört sie gar nicht mehr auf. Nun das schöne Duett, das Sie kennen; sie singt es kalt und ohne Seele, immer zitternd. Endlich, um Sie nicht mehr länger zu langweilen, sage ich Ihnen, daß Sie endigte, wie Sie anfing. Sie hat am Schluß eine schöne Arie zu singen, wo sie toll ist. Man hat so eben ihren Gefährten und ihren Geliebten getödtet, sie kommt mit einem kleinen Kinde, welches gähnt, weil es lieber mit den Händen vor dem Munde spielt, als ein Lacrimoso hört, das gesungen und gespielt werden muß. Elle recueillit les applaudissemens les plus anonymes, je veux dire unanimes, denn man sagte, sie wäre gut. Ich urtheile nicht wie die Welt, und bin unparteiisch, wie Sie wissen.

Nun vien il meglio, wie Susanne sagt. Ich habe bemerkt, daß diese Art zu singen und den Ton anzuschwellen, eine ewig unveränderliche Manier bei ihr ist. Sie begreifen also schon, daß unsere beiden Stimmen nicht mit einander gehen, so wenig wie drei Ziegen, denn sie hat zwei Stimmen. Ihre Mitteltöne sind wie der Ton auf einem gespannten Draht, das heißt, ziemlich rostig. — Die Oper ist nicht schlecht, hat aber viele Schwächen ꝛc.

Am 29. April 1830. Ich trete endlich auf, weil Laporte ein wenig im Schlamme steckt. Madame Lalande hat ihm den Glauben genommen; mich, sagt er, erwartet er wie einen Messias. Sie wissen, daß die Schornsteinfeger am Ersten des Monats Mai immer in den Straßen debütiren, indem sie geschminkt und vermummt herumtanzen; ich bin froh, daß ich nicht an diesem Tage debütire. Es gibt so viele Gleichnisse im Leben! Nun müssen Sie wissen, daß ich eine solche Furcht habe, daß — daß ich krank bin. Ich muß frühstücken. Heute Abend sage ich Ihnen, wie ich gewesen bin.

Den 30. April 1830. Das heißt man gefrohnt! Ich bin gestern Abend in der Cenerentola aufgetreten. Lieber Freund, ich habe Furore gemacht, das heißt für England; denn in Paris hätte ich meinen Erfolg doch für eine halbe Niederlage angesehen. Ich wurde jedoch am Schlusse noch ein Mal gerufen, und Logen sowohl als Parterre haben fürchterlich geklatscht. Man findet meine Stimme stärker, als das vorige Jahr. Man war entzückt von meiner kleinen Figur — was mir ganz gleichgültig ist — Ihnen sage ich dies, weil ich Ihnen Alles sage. Man fand mich gesund und voller Mittel, und das ist wahr. Ich habe eine Probe von der größten Gefälligkeit abgelegt, daß ich an einem Donnerstage aufgetreten bin, wo Niemand ins Theater geht. Dennoch war das Haus besetzt, wenn auch nicht voll; da man also mir zu Gefallen gekommen ist, so bringt mich dies schrecklich in die Mode. Ich habe, indem ich über das Theater ging, meinen Freund Louchard gesehen, dem ich einen herzlichen Gruß zusandte, einen Gruß, wie ich ihn mache, wenn ich keinen zweiten machen will. Morgen singe ich dasselbe noch ein Mal, wahrscheinlich aber besser. — Soll ich Ihnen aufs neue sagen, daß Sie mir Alles ersetzen? Sie wissen es besser als ich. Ihnen verdanke ich das Bischen Glück, das ich genieße. Sie sind so gut. Auch trage ich einen Ring, welcher das vollkommene Sinnbild unserer Freundschaft ist. Ein Kopf, den man nicht aufmachen kann; je mehr man daran zieht, je enger verknüpft er sich. Ist das nicht das vollkommenste Bild der wahren Freundschaft? Ja, je mehr ich daran denke, je mehr begreife ich durch die Freundschaft die Ewigkeit, denn es scheint mir, ich müßte Ihnen auch nach dem Tode begegnen, als müßte ich Sie auch dann noch lieben. Ach, wie schön ist die Ewigkeit in diesem Falle! Aber es gibt in dieser Welt so viel Tod und Elend, das ewig dauert. — Ich hatte in meiner Verzweiflung an Viardot geschrieben, der alles zu meinem Troste that*). Ich war so unglücklich, daß ich es meiner Freundin Flint erzählte. Diese sprach mit einem ihrer Freunde, einem vortrefflichen Manne, der mir sagte, daß er in einem ähnlichen Falle einem seiner Freunde, durch einen andern seiner Freunde geholfen hatte, — jener Freund sei alt, 70 Jahr alt, und kenne die Gesetze, wie seine Hosentaschen. — Diesen Morgen wird Georg Warender — der alte Freund des ältern Freundes — zu mir kommen. Da ich nichts dabei zu verlieren habe, so werde ich ihm das Nöthige, nicht mehr, mittheilen. Wenn Sie bei mir wären, wenn ich Sie sprechen könnte, so würde ich Niemand fragen, so würde ich nirgends anderswo Heilmittel für meine Schmerzen suchen. Aber, mein Freund, ich bitte Sie, überraschen Sie mich nicht. Wenn der glückliche Tag, wo ich Sie sehen soll, heranrückt, so sagen Sie es mir lange vorher, damit ich in langen Zügen zum voraus das Glück einschlürfe, dessen Quelle mir dann sprudeln soll. Ja, Sie sind dessen reinste Quelle, Sie allein können das Haupt der gebückten Blume erheben, Sie geben ihr neues Leben, Sie geben ihr durch Ihren Geist neue Kraft, neue Stärke, das heißt den Gedanken, wieder. Und diese Blume wird Sie nie verlassen, wird ganz die Ihrige sein, weil Sie gut sind, weil Sie die betrübten Her-

*) Dies bezieht sich auf ihre Scheidung von ihrem ersten Gatten.

zen trösten, weil Sie die Armen lieben, weil Sie ihnen väterlichen Rath geben, weil Sie ihr Bruder und der Meine sind, weil — ach, ich habe noch so viel weil, daß ich nicht endigen würde. Nun verlasse ich Sie. Ich muß mich ankleiden, um meinen Mann zu erwarten — den alten Freund des ältern Freundes nämlich. —

Den 1. Mai. Ich habe den ganzen Tag Probe gehalten. Ich konnte Ihnen nicht schreiben, mein guter Freund. Der Wagen steht unten und erwartet mich, um ins Theater zu fahren. Wenn ich zögere, wird mein Kutscher zu einer großen Ratte, mein Lakai ein Eichhörnchen, und meine Pferde ein paar schöne Mäuse. Ich schreibe Ihnen diesen Abend. —

Ich habe so eben gespielt. Nie, mein Bester, war ein solcher Andrang. Die Hälfte wurde wieder zurückgeschickt. Ich habe besser als am Donnerstag gesungen. Alle meine Kameraden sind entzückt und scheinen mich zu lieben. Nach der Oper gratulirten sie mir alle in meinem Zimmer und sagten: „Das heißt gesungen, das heißt eine Künstlerin!“ Dies ergetzte mich sehr. Jedoch thut es mir leid, daß es so ist, weil es den Collegen im Grunde Verdruß und Schaden verursacht. Es ist aber so.

An den Baron von D.

Calais, den 10. April 1830. Kein Arm hält es aus, kein Schmerz vermag etwas, ich muß meinem Freunde schreiben. Wissen Sie, daß Sie der gefährlichste Mensch von der Welt wären, wenn Sie den kleinsten Theil von Falschheit besäßen? Sie haben einen so überzeugenden Ton, sie sagen die Dinge mit einem so innigen Wesen, daß Sie Jedem die Pillen, die sie ihm darreichen, versüßen. Hätte ich je eine Person mit Ihrem Charakter angetroffen, ich wäre verrückt geworden. — Sprechen wir von etwas Anderem. Ich liebe Sie. Das ist der Generalissimus aller meiner Gedanken, sie fangen alle mit diesen Worten an. Gott weiß, ob Sie mein Geschmiere verstehen. Mein Arm ist krank. Ich werde ihn schlafen legen. Melden Sie mir doch, ob ich Ihnen nichts besorgen soll, große oder kleine Commissionen!

Calais, den 11ten. Ich bin noch nicht abgereist. Das Wetter ist zu schlecht. Morgen ist es vielleicht besser. Jedoch reise ich noch nicht ab, denn ich habe versprochen, hier zu bleiben und zu singen, mit der Bedingung, daß man mir erlaubt, Almosen für die Armen zu sammeln. Ich habe dies voraus bedungen, damit den Leuten keine Ausrede bleibt, etwa kein Geld in der Tasche zu haben. Ich denke, die Armen verlieren nichts dabei. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Gemäldeausstellung. Die französische Schule.]

Ein Bericht über die Ausstellung der königlichen Akademie der Künste dürfte der Zeit nach verspätet erscheinen, wenn nur der Beginn derselben eine lohnendere Besprechung zugelassen hätte! Am 16. September ward die Ausstellung eröffnet, begünstigt durch ein heiteres Herbstwetter; allein der Zudrang der Besuchenden war nur sehr sparsam; die Menge mittelmäßiger, unbedeutender Bilder, aus denen wenige geistvolle Repräsentanten der Kunst hervortraten, war nicht geeignet, dem Gebildeten einen häufigen Besuch zur Pflicht zu machen, und das gewöhnliche Publicum, welchem durch sinnliche Wirkung auch in der Malerei imponirt sein will, fand sich gleichfalls nicht wohl befriedigt. Erst jetzt glaube ich über den Höhepunct der diesjährigen Ausstellung, über die Bedeutsamkeit der einzelnen Richtungen mich ohne gewagtes Vorgreifen aussprechen zu können. Die Räume füllten sich allmälig, wiederholte Sendungen trafen aus Düsseldorf ein, aus den Provinzen; hiesige Künstler hatten ihre Werke vollendet, Paris steuerte Treffliches bei, und so eben sind uns aus Rom vortreffliche Arbeiten zugekommen. Auch britische Künstler, und zwar mehrere der ausgezeichnetsten, wie uns der Katalog versichert, beabsichtigten ihre Arbeiten für die berliner Ausstellung einzusenden; allein bis heute ist diese Hoffnung eine vergebliche gewesen, und was wir jetzt von londoner Malern hier erblicken, ist der Erwähnung kaum werth. Wiener, Brüßler, Kopenhager versprachen gleichfalls ihre Beisteuer, ohne dies Versprechen bis jetzt in Erfüllung zu bringen. Am meisten aber müssen wir die unvollkommene Vertretung der münchner Schule bedauern, die sich in den Bestrebungen der deutschen Kunst einen so ausgezeichneten Platz errungen hat. Der Katalog, der mehr denn je in quantitativer Hinsicht reichhaltig erscheint (er zählt an 1500 Nummern, von denen einzelne wiederum mehrere Bilder bezeichnen), wird durch die anströmende Masse nicht angemeldeter Bilder noch weit überboten, allein man kann diese Mehrleistung kaum dankenswerth nennen, und wohl sollte die größte Strenge über die Befähigung des Einzelnen, hier einen Platz zu finden, vorwalten.

Es wird meinem deutschen Gemüthe schwer, zu bekennen, daß uns die Künstler Frankreichs in der Bedeutsamkeit der aufgestellten Leistungen übertroffen haben, und jene großartige Schöpfung, welche allein hinreichen würde, das Gleichgewicht der Schalen zu halten, ich meine Lessing's Ezzelino, fehlt uns und wird, obgleich im Kataloge angezeigt, doch nicht zur Ausstellung gelangen. Ich werde nun versuchen, die angegebenen Richtungen, wie sie sich meinem subjectiven Gefühle darstellten, welches bei der Betrachtung von Kunstwerken doch immer wohl nicht weniger Einfluß übt, in raumgemäßer Kürze vorzuführen.

Ich beginne mit der französischen Schule, und in dieser mit Le Poittevin, ihrem geistvollsten Vertreter, welcher uns vor zwei Jahren den bewunderten Vengeur gab, und uns diesmal mit zwei Werken von seltenem Werthe wiederum zu einer außerordentlichen Anerkennung nöthigt. Ich würde diesen Künstler um seiner meisterhaften Technik willen allein noch nicht als einen der ersten Maler unserer Gegenwart bezeichnen, wenn nicht der Geist die Linien und das Colorit beseelte, und ein Geist, der sich im Aufschwunge zu der gediegenen classischen Zeit der alten Niederländer emporhebt. Die praktische Richtung der französischen Kunst hat in Le Poittevin eine Vollendung erhalten, die keinen Tadel zuläßt, während Biard, Perrot und Andere, phantasiereich, aber ohne die Phantasie durch die Schranken sittlichen Gefühles zu begränzen; geistvoll, aber, um ihren Geist in einer beklagenswerthen Pointe gewaltsamen Effectes bewundern zu lassen, die Kunst durch eine sehr gefährliche Krisis treiben. — Contrebandirende Fischer, die an einer Küste zu landen und ihre Ladung zu bergen suchen, sind der Vorwurf des einen Bildes von Eugen Le Poittevin. In diesen kräftigen Gestalten ist keine Spur einer falschen Sentimentalität, die ihnen Züge von Romanhelden leihen würde. Der Künstler hat sie in ihrer frischen, derben Naivetät bezeichnet, so daß wir augenblicklich fühlen, er hat nichts Anderes gewollt, als die Wahrheit. Bei einem unruhigen Wellenschlage suchen die zwei mit Ladung bepackten Boote an der felsigen Küste zu landen. Schon zeigt auf dieser sich eine rege charakteristische Bewegung, mehrere Leute stehen am Ufer und rufen durch ein Sprachrohr den Schmugglern zu, die ihre Hüte ihnen entgegenschwenken; Andere sehen wir in weiter Entfernung hereilen; dort und hier ist die Erwartung, das Unruhige dieses Momentes bedeutsam ausgedrückt. — Betrachten wir die Ausführung dieses in Anordnung und Erfindung meisterhaften Werkes, so wird uns diese nicht minder durch ihre Trefflichkeit überraschen. Der durchsichtige Ton des Wellenschlages, die Färbung des Himmels, an welchem der Sturm sich heraufwälzt, die in schönster Perspective zurücktretende Küste und die vollendete naturwahre Behandlung der Boote mit den Schmugglern zeigen einen Künstler, der sich in Lösung technischer Schwierigkeiten vollkommen sicher fühlt. Dieses so eben erwähnte Bild hat bereits in dem Kaiser von Rußland einen Besitzer gefunden. Ein zweites Bild dieses Künstlers, eine große Winterlandschaft, entzückt nicht minder. Poittevin, der den Effect nie anders zu erreichen sucht, als durch die Wahrheit seiner Darstellungen, hat die Natur in ihrer einfachen Großartigkeit mit begabtem Blick und mit einem Geiste, der seinen Stoff harmonisch zu ordnen weiß, aufgefaßt. Es ist eine flache Gegend, die er uns vorführt, die Eisfläche eines Stromes, mit charaktervoller Staffage, zwischen niedrigen Ufern, auf denen uns einige Mühlen mit altem Bauwerk entgegentreten; in der weitesten Entfernung läßt uns die klare durchsichtige Luft die Massen einer Stadt wahrnehmen. Die Wahrheit des winterlichen Tons muß jeden Beschauer durchdringen; und doch ist Alles nur mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht und ein pastoser Pinsel selbst nur dann angewendet, wo er für den Charakter des Details nothwendig erschien. — Wie anders tritt uns Perrot entgegen! In seinem Schiffbruch des amerikanischen Schiffes Herkules sucht er das Grausen bis auf eine ekelhafte Spitze zu steigern. Ein Wrack, nur noch mit Tauen aneinander befestigt, wird von den Wellen hoch emporgeschleudert. Halbnackte Leichen, zwischen verzweiflungsvollen Lebenden, die sich emporreißen, um einem Fahrzeuge, welches sie fern segelnd erblicken, Kunde zu geben! Ein heller Blick der Sonne, die im Untergehen ist, setzt diese grausenhafte Masse noch in ein widerliches, grelles Licht, während der Himmel mit den schwärzesten Wolken dazu contrastirt. Allein auch abgesehen von dem Geiste dieser Behandlung, gibt sich die Unnatur dieser gewaltsamen Effecte wohl auch der kürzesten Betrachtung kund. Der Ton des Himmels ist von einer Schwärze, wie ihn nur Perrot erfunden hat, und der dürftige, niedrige Wellenschlag stimmt nicht zu solchem Orkane. Eben so muß es das Nachdenken ohne Resultat lassen, wie wohl in solchem Wetter die Befestigung des elenden Wracks vorgegangen sei. Und doch weiß eben dieser Künstler in einem andern Bilde, Neapel, von Capo di Monte genommen, durch einen zarten duftigen Pinsel, durch den höchst lieblichen Charakter seiner Darstellung auf das angenehmste festzuhalten, so daß wir jene verwerfliche Richtung seines großen Talentes um so mehr beklagen müssen. Eine solche herrscht auch theilweise noch in zwei andern Bildern neapolitanischer Schiffer im Golf von Neapel, und Ansicht von Genua mit einem Theil des Hafens. Die Klarheit und die Ruhe des Tons, der gewandte geistreiche Vortrag müßte dem Künstler unsere Liebe gewinnen, wenn nicht ein so absichtlicher Effect, der überdies doch nie erreichbar ist, in beiden den vollen Abglanz der Sonne im Wasserspiegel darzustellen, uns ganz zurückstieße. — Der treffliche Gudin wird uns diesmal durch ein kleines werthvolles Cabinetsstück vertreten, es stellt eine Felsenküste der Normandie dar, und so einfach der Gegenstand erscheint, so macht sich doch auch hier die glühende, schöpferische Phantasie des Künstlers in bewunderungswürdiger Weise geltend. Ein zweites kleines Bild von Gudin ist nicht bedeutend, obgleich es seine Pinselführung verräth. (D. B. f.)

Notiz.

[Das Königreich der Musik.]

Bei der Errichtung eines musikalischen Staates vertheilte man die Rollen folgendermaßen. Mozart wurde König, Händel Cultusminister, Gluck Premierminister, Mehül erster Secretär des dirigirenden Ministers, Haydn Kanzler und Staatsrath, Beethoven Generalissimus, Cherubini Minister der öffentlichen Angelegenheiten und Director der schönen Künste, Bach Justizminister, Spontini General der Artillerie, Spohr Director der königl. Capelle, Weber Generalintendant der deutschen Oper, Paer Vorsteher des Antikencabinets und Rossini — Hofzuckerbäcker. Die Constituenten dieses neuen Königreichs waren die Redacteure der Berliner musikalischen Zeitung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 223. — den 13. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lyrik.

Karl Beck, Ferdinand Freiligrath.

Ein träumerisches Kind des Orients, mit heißem Ungarblut und mit jenem Hange zu üppiger Bilderpracht, zu rauschender Janitscharenmusik und zum betäubenden Duft morgenländischer Gewürze — so war mir Beck's Muse in den „Nächten" erschienen. Aus der Welt der germanischen Intelligenz pflückte er sich den verbotensten Apfel, ohne Furcht, das Paradies der Traumwelt dafür einzubüßen, ohne Besorgniß, vor dem stechenden Geruch dieser Frucht vom Baume der Erkenntniß möchten die Unschuldsblumen erbleichen. Er sang Börne's Grablied. Alles Andere, was er gab, war schönes Farbenspiel, bunte Musik, üppig wucherndes Kraut; das Gedicht, das „seinen Tod" feiert, war Kern und Frucht zugleich. Hier war der Genius des Jahrhunderts über ihn gekommen und bediente sich seiner als eines Werkzeuges. Es gehört zu den Geheimnissen des Talents, sich überraschen zu lassen, und genau genommen sind in jedwedem Menschenleben diejenigen Momente gar wohl herauszufinden, wo sich von unbekannten Händen ein Altar auferbaut und ganz plötzlich eine reine Flamme lodert, die oft eben so schnell erlischt, und die sammt dem Altar vom Schutt der Alltäglichkeit verschüttet wird. Dies war bei Beck nicht der Fall. Ein frisches Burschenleben tönte mit Freiheitsruf und Becherschall in die Elegie seiner Träume, und sein weiches Herz suchte sich einen zweiten großen starken Geist, um in Stunden der Anfechtung zu ihm beten zu können. An Schiller erwuchs sein Sinn zu einem idealen Lebensernst, von ihm lieh er den Schwung, der seiner Stimmung und seiner dichterischen Rede die ersten Flügel gab. Nicht Christ, nicht Jude, nicht Muselmann, der Mensch in ihm gewann Sprache, ein junger Sohn der Zeit war fertig. Die Radicalen vom hamburger Berge mögen es mir verzeihen, daß ich mich damit befasse, die Regungen der jungen deutschen Lyrik zu deuten; die Seichten und Stillen im Lande mögen nicht zu stark Aergerniß an mir nehmen, daß ich einen lyrischen Enkel vom Stamme Börne's nicht mißachte, die vielen pietistischen oder schulmäßigen Griesgrams werden um Verzeihung ersucht, wenn ich in einem Dichter den Menschen nachweise, der keiner Schule, keiner Heimath, keiner Nation, keinem Winkelpatriotismus angehörig, sich eben nur als Mensch im Strome des Jahrhunderts zurechtzufinden sucht. In frühern Zeiten, als ungenirte, freie Dichtungen aus großen deutschen Herzen strömten, da war es hergebracht und gläubig eingeräumt, im Dichter nur den Menschen zu erwarten und hören zu wollen. Wie hätten sich auch damals aus nationalen Zerwürfnissen, aus zerspaltenen Religionswirren, aus hundertfältigen Hemmnissen, die der deutsche Zopf und die deutsche Perrücke boten, wahrhaft große Menschen, wie Schiller, Goethe, Jean Paul, herausleben können! Endlich aber muß doch, auch in heutiger Zeit, die kleinere Naturen, obschon größere Ideen auf den Tummelplatz des Lebens führt, der freie Mensch den Durchbruch gewinnen, nicht um seiner selbst, sondern um des Sieges

willen, den der freier gewordene Gedanke des Jahrhunderts sich nicht entwinden läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe der Malibran.

(Beschluß.)

Calais. Montag. Es ist heute das schönste Wetter, um sowohl zu Pferde auf dem Lande als auf dem Wasser zu promeniren. Diesen Abend findet das Concert Statt. Wir werden lachen. Unterdessen bereitet sich der Präsident der Gesellschaft vor, um mir zum voraus für den Gesang und für die milden Gaben, die ich einsammeln will, zu danken. Gestern Abend hatten wir ein sogenanntes Vergnügen, eine Singerin — Verzeihung — Sängerin, Künstlerin will ich sagen, zu hören, die auf der Straße uns einen Ohrenschmaus gab. Engländer ließen sie kommen und zwei englische Damen erstürmten geradezu mein Zimmer, um sie zu hören. Da ich ein Piano hatte, glaubte ich der Straßenkönigin, einer wahren Ohrenschinderin, einen Gefallen zu thun, wenn ich sie begleitete, so daß dieser Mischmasch mir wie ein fernes Echo vorkam, und sie kam mir vor wie eine Katze, wenn man ihr Fell streichelt. Es war ein herrlicher Abend und eine Erinnerung an die Vergangenheit. Diesen Abend geht's los! Wie freue ich mich, diesen Armen ganz allein Brot zu verschaffen. Sie haben so viel gelitten. —

Eben komme ich nach Haus. Sie hätten die braven Leute in ihrem Enthusiasmus sehen sollen. Ich habe ohne die Einnahme 387 Francs gesammelt. Das ist erstaunlich viel. Nach der ersten Abtheilung sammelte ich. Der Bürgermeister kam und überreichte mir mit Pomp einen Kranz, dann einen Blumenstrauß, dann eine Rede, dann Gedichte, alles zu meinem Lobe. Und das Publicum schrie, klatschte, stampfte mit den Füßen, — es wollte gar kein Ende nehmen. Ich freue mich herzlich, den Armen geholfen zu haben; sie erhielten Alles. Nur bedaure ich den Bürgermeister. Adieu. Es ist kein schönes Wetter und ich schiffe mich nicht ein.

Bristol. Sie sind ein garstiger Mann. Ich schreibe Ihnen von Gloerster aus, von Chester, von allen ster der Welt, und Sie antworten nicht. Es scheint, als sei dieses Jahr der Literatur und den schönen Künsten nicht günstig, wenigstens den Leuten nicht, die sich dem Briefstyl ergeben. Hm, keine Thorheiten! Genug, ich hoffe, Herr Laurant ist mir gut und verzeiht mir, daß ich ihn a la porte*) gesetzt habe. Wissen Sie, was mich immer genirt? Daß ich gezwungen bin, unter solche Thorheiten den Namen Maria Malibran zu setzen.

Morgen kommen wir an. Verstehen Sie, morgen. Oeffnen Sie Ihre kleinen großen Augen — Motus. Ich trete in der Gazza auf. Mein Herz hüpft mir vor Freude, ich bin so lustig und aufgelegt, wenn ich denke, daß ich all das Gezeugs wiedersehe. Ich war krank wie — ein Hund. — Was suche ich auch Vergleichungen. Meine Wohnung ist herrlich, bravo oder brava, wie Sie wollen. Ich wollte, meine Schwester wäre hier. Ich werde Ihnen sagen, warum? Sagen Sie aber nichts weiter. Hören Sie Motus. Wollen Sie die Knicse der demüthigsten und närrischsten Mimiband haben? So heiße ich, wenn ich lustig bin. Ich schreibe Ihnen Briefe, gerade wie Sie mir. Wenn man ein Wort davon versteht, so hole mich — hole uns — dixi.

O, welch ein Glück ist doch das Wiedersehen!
tra la la la la la la la

M. J. Malibran.

Morgen speise ich bei Madame zu Mittag. Eine drollige Frau das! Ich bringe ihr einen Empfehlungsbrief von ihrer Tochter, sie erzählt mir, wie sie vier Concerte geben will, und weiß sich nicht zu helfen, woraus erhellt, daß ich ihr meine Dienste umsonst anbieten muß. Nur die Engländer sind wahrhaft grob, denn ihre Grobheit besteht in ihrer Feinheit.

Sie wissen doch, welche Wirkung Milch auf Austern hervorbringt? Sie löst sie auf. Ich glich einer unglücklichen Auster, als ich in den Speisesaal trat. Ich ward aufgelöst durch die Milch der widerlichen Schloßdame. Sie blieb immer kalt und stolz mit ihrem elfenbeinernen Blick. Morgen soll ich wieder bei ihr speisen. Ein schönes englisches Vergnügen. Mit Essen wollen sie Einen stopfen.

Man hat mir eine fürchterliche Furcht eingejagt. Man sagt, wir bekämen eine neue Ausgabe der französischen Revolution **). Man müßte den jungen Leuten verbieten, die alte zu lesen. Ich bin sehr neugierig, ob die neue Correctur gut ausfällt, und da ich in England ein Exemplar davon erhalte, so brauche ich nicht nach Frankreich zu gehen. Ich will ja nur Gedanken.

Bath, den 11. August. Ja, es ist wahr, ich habe Ihnen in zwei Monaten nicht geschrieben. Ich will Ihnen auch sagen warum? Erstens habe ich nie so viel

*) Der Director des Theaters hieß Laporte.
**) Die Julirevolution.

geschrieben als seit Ihrer Abreise; ich bin ferner sehr faul, übe mich nur im Schreiben, und ich müßte Ihnen tausend Versprechungen der Art machen, um nur eine davon zu halten. Ein Mal in Toulon, in Algier, dachte ich, erhalten Sie ja doch meine Briefe. Dies, mit meiner Faulheit verbunden, machte mich schweigen, jedoch gab ich Madame Sevestre den Auftrag, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Ich hätte beinahe den Voreltern der Kraftbrühe einen Besuch abgestattet, aber der Teufel sagte: sie ist gefühlvoll, folglich unglücklich, folgeich mag sie leben. Vivat donc! Er hat die Bettlade herumgestellt und hat den Tod betrogen. Der glaubte mich am Kopfe zu packen, und kriegte mich bei den Füßen; auch habe ich zeither Fußschmerzen. So hat mir der alte Behörnte die Ewigkeit an das Ende der andern Welt gesperrt. Ich habe heute an Lamartine einen acht Seiten langen Brief geschrieben. Das Vergnügen, mit ihm zu schwatzen, hat mich immer mehr hineingebracht, aber er ist nachsichtig und wird ein junges Herz entschuldigen, das sich so wie es ist zeigt. Meine Finger thun mir vom Schreiben weh. Bringen sie mir so ein kleines Geschmeide mit, so klein wie ein Beduinenkopf, oder sonst etwas der Art, um meine Malibran'sche Hoheit damit zu schmücken.

Birmingham, den 1. October. Wenn ich bedenke, theurer Freund, daß ich in 24 Stunden mein edles Land wiedersehe, so klopft mir das Herz vor Freude. Es scheint mir, als müßten alle Franzosen anders aussehen, ich stelle sie mir von Freiheit strahlend vor, die Augen voll jener feurigen Blicke, worin sich die Ueberzeugung des Guten abspiegelt. Alles dies ist deutlicher in mein Gehirn geschrieben als auf das Papier. Ich möchte die Freiheit spielen. Mein Freund, besorgen Sie mir eine Wohnung. Ich bin viel unerschrockener geworden, seitdem Frankreich die Blüthe seiner Jugend in den Tartarus geschickt, um die Freiheit zu holen. Nun sind sie zur Erde wieder heraufgestiegen und steigen wieder bis hinauf zu dem Vater und Schöpfer im Himmel. Man sagt mir, alles wäre noch nicht fertig. Wenn ich für die vaterländische Sache, für eine solche Sache einen Arm verloren hätte, ich glaubte zwei dadurch gewonnen zu haben, die Kraft der Ueberzeugung zu fühlen, etwas gethan zu haben, und nun noch gar für das Recht der Natur! — Adieu, ich erhitze mich.

Endlich noch einen unübersetzbaren:

A Monsieur le baron Perignon, le 11. Juin 1836. Je vous défens de mêler la gnognotte à mon amitié pour vous. Je ne connais pas cette dame là, ni ne veux la connaitre. Cette farce! Je vous pulveriserai si jamais vous me reparlez de cette megère là, entendez vous, homme anthropophage et faucille, carnassier et pantecniconique, bucéphale et vermifuge, justifuge et toquifuge. Ainsi telle que Semiramide sur son trône je j u r e que ce n'est pas de la gnognotte que mon amitié pour le père de tous les ignons du monde et de l'autre partie de l'univers et de beaucoup d'autres faubourgs. Je trouve que je ne suis pas mal bèle comme ça et vraiment je suis si bèle que je ne risque rien d'être encore trop bèle.

Je vous — non, je n'ose pas, mais c'est tout comme, car, encore, bien, si cependant par hazard, nonobstant, peut-être, tout de même, néanmoins.

Maria de Beriot.

Schließlich noch einen Ausspruch von ihr. Man fragte die Sängerin einst, warum sie in den ersten Scenen oft so kalt sei auf der Bühne. Das Publicum, erwiederte sie, kommt mir wie ein Korb voll ausgelöschter Kerzen vor. Fährt man gleich mit einem großen Brande darüber her, so schmelzen sie, zündet man sie nach und nach an, so gibt das allmälig eine prächtige Beleuchtung. Ich zünde mein Publicum nach und nach an.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

(Französische Bilder.)

Ein Bild von Mozin, eine Ansicht Cölns, verfolgt die gediegene Richtung Le Poittevin's. Die Stadt ist von der Westseite aufgenommen und wir sehen den ruhigen Strom durch eine charaktervolle Staffage belebt. Die Sonne ist schon im Untergehen, und an dem klaren Himmel, auf dem nur einzelne Luftwellen treiben, ist der abendliche Schein mit dem kalten bläulichen Tone des aufgegangenen Mondes meisterhaft verschmolzen. Die vollendete Harmonie der ganzen Darstellung ist von höchst malerischer Wirkung. In einem anderen Bilde, Taufe einer normännischen Fischerbarke, hat uns der Künstler die geschickte Anordnung reichhaltiger Bewegtheit mit kräftigem Pinsel vorgeführt. Auch noch in einigen kleineren Bildern, Marinen, schlägt er mit Glück einen naturgetreuen lebensvollen Ton an.

Roqueplan, der uns eine pariser Ballscene gab, löste die schwierige Aufgabe mit jener meisterhaften Gewandtheit, welche wir jederzeit an ihm bewundern müssen, der als Marinenmaler, als Landschafter, Genre- und Historienmaler gleich groß erscheint. Für eine Charakteristik des Einzelnen würde die Feder kaum zureichen, denn es ist das lebensvolle Gewühl der Massen, dessen sich ein so gewandter Pinsel bemächtigt hat, und doch ist jedes einzelne näher tretende Ge-

sicht mit scharfer Bestimmtheit aufgefaßt. Freilich entbehren wir eines Hauptinteresses, der Portraitähnlichkeit. In der Anordnung der Massen ist der Künstler mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Umsicht verfahren, daß weder die Gruppen aneinander kleben, noch in der Bewegtheit das Raumverhältniß jedes Einzelnen gestört werde. Ueberall zeigt sich in der Behandlung des Details die höchste technische Fertigkeit.

Betrachte ich eine große Landschaft Coignet's, so weiß ich kaum für eine so kühne gewaltige Poesie Worte zu finden. Mit einer Fülle großartiger, aber auch lieblicher Gedanken, tritt uns der Künstler entgegen. Anmuthige, felsendurchbrochene Waldung wechselt mit alterthümlichen vorspringenden Baulichkeiten, und mit den riesenhaften Formen naher Gebirgsmassen. Unser Blick irrt bald in dem geheimnißvollen Dunkel einer Waldschlucht, bald schweift er mit den schlanken überhohen Pinien in die weiterschlossene Ferne duftiger Bergzüge. Ein warmes, lebendiges Licht hat die charaktervolle Wolkenbildung des Himmels durchströmt und spielt über die Landschaft, der ein pastoser Pinsel seine ganze Kraft gegeben hat. —

Auch eine Gegend aus den französischen Alpen von Girour ist mit Geist aufgefaßt. Waldbewachsene Höhen, zwischen denen ein Gebirgsbach herabschießt, leiten das Auge bis hinauf zu den schneebedeckten Alpen, welche ein warmer Sonnenblick trifft. Der Auftrag der Farben ist fast plastisch zu nennen, aber im Charakter der wildkräftigen Gegend.

Von Architekturstücken hat Balan in Rouen ein Meisterwerk geliefert, welches in imposanter Erscheinung alles Andere dieser Art überbietet; es stellt die Kathedrale von Rouen dar. Auch Villeret in Paris gab uns zwei treffliche Bilder, den Quai des Tanneurs in Amiens und eine Ansicht der Kirche in Tours. Eben so Duvier den Canal St. Georgio in Venedig und Garneray einen alten Hafen. Nicht minder verdient Morel-Fatio mit einer Ansicht eines Theils von Algier, in einem klaren, ruhigen Vortrag, lobende Erwähnung. Im Genrefach tritt am bedeutendsten Biard in einem größeren Bilde auf: „eine herumziehende Springerbande, welche zugleich Wachsfiguren zeigt, wartet wegen anhaltenden Regens vergeblich auf Zuschauer." Die Phantasie Biards ist nicht durch jene classische Erhabenheit Le Poittevin's geläutert; ihr schöpferischer Pinsel ruft die Wollust, den Mord, die Lüge, die Niedrigkeit in lebendiger Gestaltung vor des Beschauers Auge, nur um feindselig die Menschheit ihres Adels entkleidet zu zeigen; allein ist dies ein Weg, das Ideal der Kunst zu erreichen? Und wenn die Richtung eines Perrot, Biard, Nachahmer weckt, was für ein Resultat darf von den Jüngern dieser Schule erwartet werden, die wohl noch überdies des Geistes ihrer Meister entbehren! In dem Bilde Biard's ist Alles von drastischer Wirkung, in jedem Pinselzuge ist der Effect fest gehalten, und meisterhaft für einen Totaleindruck berechnet; aber der Scherz ist unbehaglicher Natur, es ist mehr Hohn, als naive Gemüthlichkeit in ihm. Ferner empfingen wir von Collin ein kleines Bildchen, der Retter und seine Braut, trefflich in seiner geistvollen, überaus kräftigen Behandlung. Von zwei kleinen Stücken des genialen Decamps, „Jagdaufseher" und „bernische Bäuerinnen," ist namentlich das erstere frei von Manier und ansprechend durch seine naturwahre Auffassung. Der Abritt zur Jagd, von Swebach, ist ein zierlich gemaltes Bildchen, weniger bedeutend sind zwei Genrebilder von Elbot. Noch ist mir aber eine der trefflichsten Leistungen französischer Künstler zur Erwähnung übrig geblieben: Lepaulle's Morgenandacht einer jungen Spanierin. Die Andacht freilich ist nur in geringem Maaß vorhanden, auch das Gesicht lockt nicht durch Schönheit oder Lieblichkeit, aber es ist das Leben, welches ihm die Kraft eines Meisters einhauchte, das hier die Blicke nicht wieder abwenden läßt. Vollendet ist auch die Technik des Gewandes. Ich dürfte wohl noch einmal zu der französischen Malerei zurückkehren müssen, wenn jene Meisterwerke eintreffen sollten, die uns der Katalog noch versprochen hat: von Roqueplan, eine Marine, von Watelett, Blick auf Paris von der Colonnade des Louvre, von Winterhalter, dolce far niente, von Beaume, von Ary Scheffer u. a. m. Ein großes Seestück von Eugen Isabey ist leider schon in Paris verkauft und wird demnach auf keinen Fall zur hiesigen Ausstellung gelangen.

Die beiden vortrefflichen Landschafter Calame und Diday in Genf kann ich wohl nicht geeigneter als meinem diesmaligen Berichte anschließen. Beide zeigen sich in ihren Arbeiten als geistreiche Künstler, deren technische Fertigkeit einen ungewöhnlichen Grad der Meisterschaft erreichte. Sie verschmähen einen Effect auf Kosten der Wahrheit; allein ihr gediegener Vortrag und die poetische Anordnung einfacher Mittel erreichen nichts desto weniger eine volle hinreißende Wirkung.

Unter den Landschaften Calame's möchte ich fast sein kleines bewunderungswürdiges Bild „ein Sturm auf dem Lande," oben anstellen; obgleich sich auch eine zweite größere Landschaft, „Gegend bei Thun im Kanton Bern," den besten unserer Ausstellung anschließt. Nicht minder bedeutend erscheint Diday in seiner „Tränke," einem Bilde von vollendeter Harmonie und behaglichster Ruhe. Zwei andere Bilder, „die Mühlen von Sallenches in Savoyen," und „ein leichter Sturm auf dem Genfersee," sind, wenn nicht in gleichem Maaße, doch auch einer hohen Auszeichnung würdig.

Notiz.

[Eduard Wedekind.]

Ein Correspondent aus Hannover in No. 81 der trefflichen prager Zeitschrift „Ost und West" berichtet über Ed. Wedekind, den Verf. der beiden Tragödien „Abälard und Heloise" und „Prometheus." Jenes Drama erschien vor sechs Jahren und erregte, wie das bei ungewöhnlichen Werken der Fall, eben soviel Anfeindung als Beifall. Prometheus soll die großen Erwartungen, die man vom Dichter hegte, durchaus erfüllen. Das Stück erschien im Druck zum Ertrag für das Hermannsdenkmal. Hr. Wedekind ist Staatsdiener im Ostfriesischen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 224. — den 15. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche Lyrik.

Karl Beck, Ferdinand Freiligrath.

(Beschluß.)

In den „Nächten" war an Karl Beck das Kind des Jahrhunderts fertig, das Kind mit seinem hoffnungsvollen Traume, mit seiner Wehklage um gefallene Helden, mit seinem Gebet um Erlösung der leidbedrückten Menschheit. Seine Sprache war im bilderhaften Nebel befangen, seine Gedanken hatten etwas Schwimmendes, die Hand tappte vergebens nach gestaltenfester Form. Er brachte nun „den fahrenden Poeten"*) zu Markte, womit er eine lyrisch empfindsame Reise durch die Welt beginnt. — Hat sich nun die orientalische Kindheit noch heimischer gemacht im Leben der germanischen Welt? Wie stellt sich der fahrende Poet zu ihr, und welches Antlitz trägt nun der Jüngling Gewordne zur Schau? — Das Gedicht bietet sich in vier Gesängen dar. Der erste führt uns Ungarn vor. Auf dem Zuge der Wolken trägt sich der Dichter in sein Heimathland, in die enge Gasse seines ersten Daseins, nach der Wiege seines Lebens, an das Herz der elterlichen Liebe. Ewig alte, ewig neue Gefühle der Menschenbrust, hier so patriarchalisch rein, fromm und innig, wie sie von denen kaum noch gefühlt werden, welche die Regungen der jugendlichen Jetztwelt vom Haß genährt, vom Gram zerrissen und karg an Liebe schelten. Zugleich nimmt uns eine bunte Magyarenwelt auf. Das Gewühl des Trinkgelags in der Schenke, der ungarische Tanz mit den klirrenden Sporen, das tritt in freien Gruppen, in beweglichen Gestalten ziemlich fest und elastisch vor uns. Hierin ist ein nicht unbedeutender Fortschritt in Beck's Poesie ersichtlich, der schwirrende Bildernebel fällt, das Wandgemälde, auf das seine Phantasie bunte Linien hinstreut, hebt sich gemach heraus, die Figuren treten mit festen Gliedern wie Basreliefarbeit aus der Tafel hervor. Es ist ein glücklicher Anfang zu objectiverer Gestaltung dieser seiner üppigen Lyrik, ein fester Schritt vom Traume zu lebendig gegliederter Wirklichkeit. Es ist der Lyrik überhaupt nicht die Beschränkung auferlegt, sich selbst oder die Welt zu besingen, sie vermag es, einen gewissen Grad plastischer Gestaltung zu erreichen; es ist dies derselbe Fortschritt, welcher das Lied zur Ballade macht. Mich dünkt, Karl Beck sei auf dem Puncte, wo er mit großem Glück die Balladenpoesie anbauen müßte. Der Schritt von der Ballade zum Drama ist dann noch ein weit größerer, er ist ein förmlicher Sprung. Die Persönlichkeit des Dichters muß sich hier ihrer selbst entäußern können, sie schweigt und verbirgt sich ganz und gar hinter die frei stehende Gruppe einer in sich selbst getragenen objectiven Welt.

Der zweite Gesang gilt Wien. Jener Fortschritt, der im ersten Gesange ersichtlich geworden, ist hier weniger festgehalten. Ungarn wurde uns nicht als ein Wandgemälde vorgeführt, wo die Phantasie herumflattert und der Dichter wie mit dem Zeigefinger der Verse auf die Linien deutet; wir treten da wirklich mit ihm in seine

*) Der fahrende Poet, Dichtungen von Karl Beck. Leipzig, Engelmann.

Welt, er malt uns nicht den Tanz vor, er tanzt selbst, und der tobende Reigen schlingt sich um uns; er beschreibt uns nicht die Gestalten seiner Lieben, er führt uns mitten unter sie, wir klopfen an ihre Thür, schauen selbst in ihre Züge, und auch jenes ungarische Schenkenleben umlärmt uns so energisch und lebensvoll, daß wir in ihm heimisch sind. Die bloße Schilderung, die Wien erlebt, ist zu passiv, wir sehen stückweise ein Panorama, wir schauen und werden müde, die Dichtung hat hier weniger die Kraft, uns in die Scene hineinzuführen, damit wir die Welt, die sie darstellig machen will, selbst erleben. Die Kraft zur Gestaltung der Scenen ist hier schwach, die Elegie der Stimmung waltet vor. Setzen wir aber die Anforderung herab und lassen uns genügen an einer Poesie, die blos schildert und beschreibt, so wird doch ohnedies noch die Beschränkung der gewählten Versart hier fühlbar. Der Dichter hat für das ganze Gedicht die Sonettenform gewählt. Er hat ihr allerdings die Freiheit gegeben, oder vielmehr gelassen, die sich schon das Shakspeare'sche Sonett mit Glück herausnahm; allein der Uebelstand, den ich meine, wird dadurch nicht gehoben. Das Sonett kann nicht schildern. Das Sonett ist ein Liebesstrauß, oder es hat, wie bei Shakspeare, den Charakter eines lyrisch ausgeführten Epigrammes. Es kann mit seiner knappen Taille Liebe oder Haß zum Ausspruch bringen, elegisch weich sein oder scharf gezüngelt. Es ist ein Flammenstrahl, der aufrauscht und eben so schnell wieder erlischt, es hat seiner Natur nach nicht den langen Athemzug, um zu malen und episch zu beschreiben. Schon daß sich mehrere zu einem Faden zusammenknüpfen, hebt seine Eigenthümlichkeit auf, kraft der jedes an sich mit Bild und Gedanken ein geschlossenes Ganzes und mit seinem künstlich verschlungenen Spiele eine kleine Welt für sich ist. Zur Zeit der Schlegel, als man die südlichen Versweisen mit Vorliebe anzubauen begann, schilderte man unter anderm Raphaelische Gemälde in Sonetten, auch charakterisirte man Personen in dieser Form; es war eine Ausweitung der lyrischen Gränzen, aber man wählte sich doch leicht begränzbare Stoffe, eben nur einzelne Gestalten und Objecte, für das beschreibende Sonett, nicht umfassende Zustände von Volk und Land. Wenn Beck seine lyrische Subjectivität ausspricht, ist er meist dithyrambischer, als es das Sonett in seinen Gränzen gestattet, bei alle dem ist ihm die zusammendrängende Form für seine schwellende Gefühlswelt durchaus heilsam, sie hindert ihn, zu weit auszuschweifen; allein zur Schilderung von Volk und Land in einem lyrischen Gemälde wären die Terzinen eine weit mehr zusagende Form gewesen.

Im dritten und vierten Gesange, Weimar und die Wartburg überschrieben, tritt der Dichter ganz in die Gedankenkreise und unter die Gestalten der germanischen Welt. In Weimar ergeht sich die lyrische Emphase, um die großen Persönlichkeiten der Vergangenheit an Ort und Stelle heraufzubeschwören. Goethe und Schiller steigen vor ihm auf, und er hält sehr glücklich die Parallele zwischen beiden fest. Besonders verliert sich die poetische Betrachtung in der Schilderung des kargen Arbeitszimmers, in welchem jener gewaltige Mann den größten Theil seines Dichterlebens verbrachte; das ärmliche Holz des Tisches, an welchem er stand und sann, verführt sogar zu übertriebenen Ausschweifungen der herumirrenden Phantasie. Plötzlich bevölkert sich der Raum, wo der fahrende Poet altem Denken und Dichten sich träumerisch hingibt, durch eine Gestalt, die in das glückselige Traumleben der Deutschen die Brandfackel der wachen Zwietracht schleuderte; Börne's Geist steht vor ihm auf und will, noch als Abgeschiedener mit dem alten Zorn und dem alten Schmerz der Rache bewaffnet, den glückseligen Frieden des großen Dichterfürsten stören. Der junge Dichter kämpft nun mit beiden Gestalten des Geisterreichs und sucht sich gegen die Anlockungen Beider, die wie stahlgepanzerter Haß und weiche milde Liebe verschieden auf ihn eindrängen, gewandt und rednerisch auszugleichen. So liebenswürdig die Dichtung hier erscheinen mag, wir müssen doch sagen, daß mit solchem musikalischen Bilderspiel der große Dialekt jener Gegensätze im deutschen Geistesleben nicht erledigt wird; auch die Stellung des jungen Dichters zu beiden bleibt dunkel oder führt weiter nicht zu einer neuen Entwickelung seines Naturells. Dergleichen ist auf ganz anderm Boden auszufechten, der lyrische Dichter kann darüber träumen und brüten, aber die Elegie der Empfindsamkeit führt es nicht zu Ende. Hieraus vielleicht erwächst die steigende Verstimmung, die sich wie ermattende Melancholie der Dichtung Beck's immer mehr bemächtigt, die elegische Schwermuth schleicht oft wie Nervenkrankheit in das Herz seiner Poesie, eine Monotonie wird fühlbar im Klange seiner Saiten, nur die oft Shakspeare'sche Bilderschöpfung der Sprache erhält die Verse lebendig. Diese Herabstimmung der Nerven, die über den trägen Strom der Gegenwart klagt, ist ja selbst nicht blos Product der Zeit, sondern hilft diese träge Zeit erst recht miterzeugen. Beck bedarf einer höheren Form der Poesie, um sich zur Größe des Gedan-

kenlebens heranzugestalten; was an Schönheit, an Wärme und Lieblichkeit der Gefühle in der dichterischen Brust lebt und waltet, das hat seine Dichtung bereits in glücklichen Weisen erklingen lassen.

Auf der Wartburg besingt der Dichter jene Margarethe, das duldende Frauenherz, und es gemahnt uns hier wieder an Beck's Befähigung zum Balladenstyl. Sehr ergreifend, belebend und in sich beglückt sind die Lebensanschauungen, zu deren Ausspruch ihn der Besuch in Luther's Zelle veranlaßt. Ein weiches, liebevolles Herz öffnet sich hier den Offenbarungen der Menschheit und nimmt Theil an allem Reichthum der geistigen Welt, obschon das Gefühl der Heimathlosigkeit der Seele auch hier seinen Schleier über die Stimmung des Dichters breitet. Er weiß um den Triumph der Wahrheit, den die Geschichte erringt, aber die Trauer um die Opfer, die der Sieg erheischt, hält die Elegie der Empfindung als vorherrschend fest. Anastasius Grün, wenn er von der Freiheit einer lichtern Zukunft spricht, hat nicht soviel hingebende Herzenswärme, freilich aber mehr geschlossene Kraft und Charakterstärke.

Mit Ferdinand Freiligrath führe ich einen entschiedenen Gegensatz zu Karl Beck vor. In Beck ist ein herumschweifender Sohn des üppigen Ungarblutes zum bleichen germanischen Jüngling geworden, den die gedankenvolle Wehklage zu verweichlichen droht. In Freiligrath ist ein still besonnenes Gemüth, das sich sogar mit Behagen seinem befangenen Geschäft ergibt, zu einem herumflatternden Singvogel geworden, der alle Zonen der Welt erträgt, über das Eismeer schwärmt, mit dem Kameele durch die Wüste zieht, Krokodileier ausbrütet und um alle tropischen Gewächse schwirrt. Es ist wirklich etwas übertrieben Lärmendes in den Versen dieses Strichvogels. Isländisch Moos und Ammonium, die irische Witwe und der Sheik am Sinai, die Wassergeusen und das Negerleben am Kongo, die seidene Schnur des Paschas und Scipio's Römerkraft, der Wecker in der Wüste und das Zwitschern der Schwalben, Schiffbruch und Binnensand, — für das alles schwärmt diese Muse, die immer auf der Flucht vor deutschen Zuständen, wenigstens immer auf der Auswanderung begriffen ist. Sie hat mit allen Nationen gebuhlt, aber nicht aus Genußsucht, sondern aus Drang nach gesundem frischem Leben, aus Thatenlust und aus Wohlgefallen am bunten natürlichen Menschenverkehr. Dies hat Freiligrath's Dichtung gesund erhalten, frei, derb und hell, während an Beck's Muse, die nach Deutschland einwanderte, wirklich etwas Hinschmachtendes, etwas Verzehrendes ersichtlich wird. Gesunde, robuste Frische und physische Kraft ist aber freilich das Einzige fast, was man an Freiligrath als hervorstechend bezeichnen kann. In sich vollendet, äußerlich fertig und von geistiger Reife getragen ist kein einziges unter seinen Gedichten, so weit sie der erschienene Band (Stuttgart bei Cotta) zusammenstellt. Wie viel dieser Kraft, die immer frische Stoffe auffindet und sich im entlegensten Elemente so wohlgemuth herumtummelt, noch zu erreichen möglich, steht zu erwarten. Mit erstaunlicher Sicherheit bemächtigt Freiligrath sich auch fremder Dichtungen, um sie deutsch wiederzugeben; auffällig dabei bleibt nur, daß bei so viel Gewandtheit im Uebertragen die Diction seiner eigenen Verse nicht mehr Weichheit und geschmeidige Vollendung erreicht hat. Fast die Hälfte des starken Gedichtbandes besteht in Reproductionen aus dem Französischen und Englischen. Von besonderm Werthe sind die englischen Uebertragungen, ihrem reichern Gehalte nach. Lieder von Burns, von Thomas Moore, Southey, Felicia Hemans gewähren in solcher Wiedergeburt den Genuß poetischer Selbsterzeugnisse.

Oliviero's Alamanna*).

Die deutsche Verskunst verdankt ohne Frage die schönsten Formen, deren sie sich zu poetischen Erzeugnissen neuerer Zeit bediente, italienischen Dichtern des 13ten und 16ten Jahrhunderts. Wer weiß nicht, wie viel Schönes die Italiener jener Glanzperioden im Sonett, in der Terzine, Canzone, den Ottaven und andern noch immer beliebten und imitirten Versmaaßen der Welt gegeben? Das obige aus 24 Gesängen bestehende Epos des Oliviero ist in sogenannten versi sciolti, oder fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben, eine Form, die zwar von andern Nationen zu Heldengedichten eben nicht häufig, desto häufiger aber für das Theater benutzt worden ist. Der Stoff zu dem Gedichte bot dem Verfasser der Religionskrieg Karl's V. gegen den Landgrafen Philipp. Der Schauplatz ist das Schwabenland. Auch an Maschinerie fehlt es in diesem politisch-religiösen Epos nicht. Luther selbst erscheint als böser Geist. Oliviero hatte sich ohne Zweifel den Trissin zum Vorbild genommen, und wollte der Welt etwas der „Italia liberata" Aehnliches geben. Daß er hierzu befähigt war, und die Kunst verstand, seine Leser durch anmuthige Verse zu erfreuen, davon mag sich jeder Kenner italienischer Dichtkunst durch folgende kleine Probe, die ersten Zeilen des ersten Gesanges, überzeugen:

Muse al cui canto il ciel s'aggira intorno,
E dal cui nume i santi colli e i fonti
Son di Parnasso e d' Elicona illustri;
Chieggiovi, o dee, se 'l sacro ingegno e l'arte

*) La Alamanna di M. Antonio Francesco Oliviero. Parte I. e II. Lipsia, 1838.

Al vecchio Omero, al gran Virgilio deste,
Ch'al mio giusto pensiero, al mio desire
Non sia vostro voler benigno avverso:
Ond' io narrar possa in che guisa oppressa
La setta fosse di Lutero iniqua,
E di Smelcado la gran lega estinta,
Che dall' Vistula al Ren, dal mare all' Alpe
Avean la chiesa, e l'almo imperio spento.

So sehr indeß das Vaterland des Oliviero bei den Religionskriegen, die die Reformation hervorgerufen hatte, betheiligt war, das Bestreben des Dichters der Alamanna, den Sieg des Katholicismus poetisch zu feiern, fand dennoch nicht die Würdigung, die sich der Poet von seinem Werke versprochen hatte. Verwöhnt durch die einschmeichelnde Bildersprache und den freien Phantasieflug eines Bojardo und Ariost mochten seine Zeitgenossen vielleicht den Stoff zu ernst oder zu modern für ein Heldengedicht finden. Genug, Oliviero und sein Werk waren bald vergessen und blieben es zum Theil bis auf unsere Zeiten, so daß nur wenige deutsche Bibliotheken Exemplare desselben aufweisen können. Wer aber überhaupt Freund der Literaturgeschichte ist, wer ein Monument des goldnen Zeitalters italienischer Poesie mehr zu besitzen wünscht, wer endlich wißbegierig ist zu erfahren, mit welchem Kunstgeschmack der welsche Dichter seinen Stoff verarbeitete, während in dem Lande, wo in Glaubenssachen die Flamme der Aufklärung loderte, in poetischen Dingen noch Alles in der Barbarei des grassesten Ungeschmacks lag; der wird es Hrn. Grafen Hohenthal-Städteln — einem Kenner und eifrigen Verehrer italienischer Literatur — unendlichen Dank wissen, daß er die Alamanna des Oliviero nach gegenseitiger Completirung zweier unvollständiger Exemplare der Dresdner und Göttinger Bibliotheken, durch einen neuen correcten und höchst saubern und eleganten Abdruck, das in vieler Hinsicht interessante, höchst selten gewordene Werk wieder ins Leben rief. — W. Gerhard.

N o t i z e n.

[Die Backenbärte der Schulmeister in Rheinbaiern.]

Sämmtlichen Lehrern und Schulmeistern in Rheinbaiern ist es kraft königlich baierscher Verordnung nunmehr verboten, Backenbärte zu tragen. Wenn die Ausrottung der Wälder, warum sollte nicht auch die Ausrottung der Backenbarte zur Cultur- und Sittengeschichte unseres großartigen Zeitalters gehören! Das königliche Mandat wurde am 13. Oct. in Speyer erlassen; wir heben eine Stelle daraus hervor, wie sie alle politischen Zeitungen bereits gebracht haben: „Die Lehrer sollen sich zwar reinlich, aber einfach und ihrem Stande entsprechend kleiden; jeden lächerlichen Aufwand vermeiden und das rechte Maaß halten. Sie sollen sich keiner besonderen Abzeichen an Kappen, Uhrbändern &c. &c. bedienen, am allerwenigsten, wie es in diesem Jahre während der Prüfungen am Schullehrer-Seminar zu Kaiserslautern geschehen, sich in Backen- und Halsbärten zeigen, welche eher alles, als einen Jugendbildner verrathen, und an einem Schullehrer, Verweser und Gehülfen in keiner Weise mehr geduldet werden sollen. Das königl. Landcommissariat hat demnach sämmtlichem Schullehrer-Personale des Bezirks diese Bestimmungen bekannt zu machen und daß dies geschehen, sich von jedem bescheinigen zu lassen. Wer aber unter den Lehrern sich diesen Anordnungen nicht fügen, insbesondere die gedachten Abzeichen und Bärte nicht ablegen will, ist vom Schulamte, das ihm anvertraut gewesen, ohne Weiteres zu suspendiren und Anzeige anher zu erstatten, worauf, was das Interesse einer wahren Jugendbildung erheischt, verfügt werden wird. — Königl. baierische Regierung der Pfalz. Kammer des Innern."

[Herculanum und Pompeji.]

In Hamburg bei Meißner erscheint, schön ausgestattet, eine vollständige Sammlung der bis auf den heutigen Tag in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Malereien, Bronzen und Mosaiken, gestochen von dem älteren Roux und von Bouchet in Paris, mit erläuterndem Text von Dr. A. Kaiser in Leipzig. Diese Sammlung bringt sämmtliche in der Antichità di Ercolano, dem Museo Borbonico und den übrigen bisher erschienenen Werken beschriebene Antiken, und verspricht noch neuere, bisher unedirte Gegenstände. Der Text macht das Werk besonders geschickt zum Gebrauch für Künstler und Gelehrte. Der geheime Theil der Sammlung wird möglichst anständig zu geben versprochen. Von den 200 Lieferungen, welche das Ganze umfassen soll, liegen 12 vor uns, jede von 4 Tafeln Abbildungen und einem Viertelbogen Text, à 5 gGr. Der Antheil an diesen berühmten Ueberresten einer untergegangenen Culturwelt, welche Kunst und Wissenschaft noch immer ausbeuten, ist groß genug, und die früheren großen Sammlungen viel zu kostspielig, um das Erscheinen der obgedachten nicht willkommen zu heißen. Die 1762 von der Akademie zu Neapel herausgegebene Antichità di Ercolano in 8 Fol. Bdn. ist nur für sehr hohe Preise aufzutreiben, von dem noch unvollendeten Museo Borbonico kosten die bis jetzt erschienenen 18 Quartbände 720 Frcs., die Ruinen von Pompeji, von Mazois in 4 Fol. Bdn. gegen 200 Thlr., Gell's Pompejana in 2 Octav Bdn. 40—50 Thlr. Die neue Sammlung umfaßt alle diese zerstreuten Schätze.

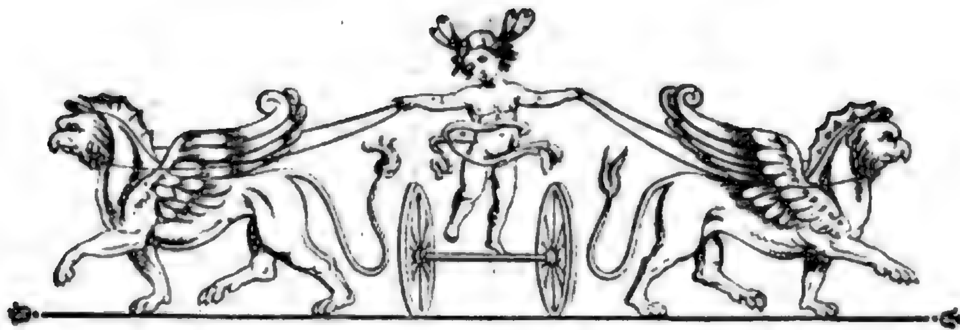
[Joël Jacoby.]

Vor kurzem zeigte der Buchhändler Cranz in Berlin das nahe Erscheinen eines neuen Buches von Jacoby, dem Psalmisten, an. In gewissen Correspondenzartikeln aus Berlin, z. B. im hamburger Correspondenten, erläßt man nun gewaltige Fingerzeige in der bekannten Manier; als: Man sieht mit hohem Erwarten einer neuen Erscheinung &c. &c. entgegen, oder: Es heißt, man werde binnen kurzem die Wirren der Gegenwart in einer neuen Beleuchtung &c. &c., oder: Allem Vermuthen nach steht zu hoffen, daß der geistreiche &c. &c. — —

[Eduard Mörike.]

Dieser schwäbische Lyriker und Verfasser des Romans: „Der Maler Nolten" ist Pfarrer in Sulzbach im Würtembergischen, wie Rudolph Glaser in „Ost und West" berichtet. Vor kurzem erschienen Mörike's Gedichte gesammelt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 225. — den 16. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

(Fortsetzung.)

3.

Nobel und Gemein.

Hier im Angesicht aller Welt citire ich die öffentliche Meinung Wiens vor mein Gericht! Gottvergessene, sinnliche Dame, Sie sollen einen pedantischen, puritanischen Richter an mir finden. Ich will Sie bei Ihrem Schutzpatron, beim heiligen Leopold verklagen, bei St. Liguori will ich Ihre Frivolität denunciren. Hat die Moralphilosophie, die bei St. Anna erscheint, solche Früchte getragen? Sagen Sie mir Ihr Glaubensbekenntniß! Was ist gut und was ist böse, was ist nobel und was ist gemein? — In der That, mit einigem Aufwande inquisitorischer Logik könnte man den Kindern Wiens auf das Haar beweisen, daß sie eigentlich sammt und sonders Heinianer und Goethianer, kleine und große Heiden, eingefleischte Pantheisten und Spinozisten sind.

Der Pariser zittert vor dem Fluche des Lächerlichen: der Wiener faßt allen Abscheu, dessen sein Herz fähig ist, in das nasenrümpfende Wort: gemein. Gemein nennt er zwar jede unedle oder kleinliche Gesinnung, aber auch Alles, was die Misere des Lebens, das Laster der Armuth ahnen läßt. Nobel nennt er die Leitsterne, die Ideale, die seiner Phantasie in der Gestalt einer diamantenen Busennadel, einer brillanten Equipage vorschweben, die als hohe Stellung und Anstellung, Reichthum an Connexionen, Bekanntschaft mit der Haute-Volée vor ihm das blendende Pfauenrad schlagen. Nun braucht man eben nicht erst nach Sodom und Gomorrha zu wandern, fast in jedem Dorfe des alten Europa, wo der Baum der Erkenntniß nur einigermaßen gedeiht, hört man dies Evangelium predigen, aber nirgends, weder auf dem Markte der Welt, noch in der verrufenen Lutetia spricht sich die Huldigung vor Allem, was auf dem Throne der Macht und der Freude sitzt, so offen und unumwunden, so naiv und scherzend aus, wie in Wien. Nobel und gemein ist ein Losungswort, das durch alle Stände klingt. Der Schusterbube und die Wäscherin, das gnädige Fräulein und das verlorene Kind, der solide Bürger und der Roué, Jeder hält die seine Goldwage in der Hand, mißt und wägt die an ihm vorüberkommenden Erscheinungen, späht nach dem Zünglein der Wage, nobel, gemein,... gemein, nobel,... rechnet er in seinem Innern, bis er das Urtheil fällt, und für den, der die ganze Bedeutung dieser Worte kennt, liegt wirklich eine vollendete Kritik, ein Urtheil darin. Dies führt uns natürlich auf den Unterschied zwischen den höhern Ständen und dem Volke.

Höhere Stände! Welche zahllosen Abstufungen von dem Unterbeamten, dem Praktikanten, der im Staube der Bureaus seine Laufbahn beginnt, der die Bürgersfrau gnädige Frau titulirt, und bei dem Banquier, der ihn zum Diner geladen, sich mit „ergebenster Knecht" empfiehlt, bis hinauf, hinauf, wo die Excellenzen schal-

len, eine Jakobsleiter, wo keine Engel, aber gute und schlechte Menschen, Röcke mit Sternen und Bändern, glänzende Uniformen auf- und niedersteigen, und deren oberste Sprosse in den irdischen Himmel führt. Doch wollen wir einige dieser Stufen besteigen, um einen Ueberblick zu gewinnen.

Der Adel hat sich in Wien noch jenen Nimbus erhalten, den er im westlichen Europa theils durch eigene Ueberhebung, theils durch die Unbill der Zeiten, und das stechende Licht einer schonungslosen Aufklärung verloren hat. Aber natürlich verschwinden unter einer Masse von dreihunderttausend Menschen, welche das einstige Vorrecht der Hochgebornen, den Luxus, üben, jene unzähligen Barone, Grafen und Herren von, die, außer ihrem Pergamente, keine sichtbaren und blendenden Attribute besitzen. Der moderne Adel, der sich seine Diplome selbst aus Banknoten und Kremnitzern schafft, hat die guten Wiener verführt, und sie bücken sich nur noch vor jenen Patriciern, denen ihre Ahnen Paläste in der Herrengasse, oder gesegnete Güter auf dem Lande hinterlassen haben. Doch ist der Adel in Wien, durch das Bewußtsein seiner Unverletzlichkeit und seiner Macht, weder so lächerlich großthuend, wie es oft in kleinen deutschen Staaten der Fall ist, wo der Stammbaum die spannenlangen Gebiete seiner Eigenthümer weit überschattet, noch tritt er mit hochmüthiger Stirn und geballter Faust dem Volke entgegen, wie der Hochtorysmus Altenglands; denn kein O'Connel kann ihn hier zwingen, für seine Privilegien zu fechten; darum ahmt er das Beispiel des Hofes nach, und zeigt seinen Stolz blos durch gnädige Herablassung, während das Volk seine Demuth durch den Stolz zeigt, mit dem es sich dieser schmeichelhaften Herablassung rühmt. Dennoch kann der Adel es nicht zu jener Schlichtheit und scheinbaren Anspruchslosigkeit bringen, welche an den Gliedern der kaiserlichen Familie so allgemein auffällt und entzückt; es ist schwerer, Zutritt beim Fürsten von Lichtenstein, als eine Audienz beim Kaiser zu erhalten. Diese stolze Zurückhaltung aber verschafft ihm das Recht, vorzugsweise den Ton anzugeben; die adeligen Damen, die sich am ersten Mai im Augarten, die Cavaliere, die sich reitend und fahrend am Ostersonntage im Prater sehen lassen, werden zu lebendigen Modebildern, die Masse bildet sich instinktmäßig nach dem Muster derjenigen, die alle Erfordernisse besitzen, um irdische Götter darzustellen, hohe Abkunft, Geld, Rang, und — was von selbst verstanden wird — die höchste, umfassendste und feinste Bildung. Dabei ragen viele Häupter des Adels als Leuchtthürme in den Stürmen der Zeit, sie stehen am Steuerruder, besehen den Compaß, und bewahren die Schlüssel der Pulverkammer. Grün freilich hat sein adeliges Blut verläugnet und mag der wappengestickten Windeln nicht gedenken, die seine Wiege schmückten, aber ein Fürst von Lichnowsky schreibt eine loyale Geschichte des Hauses Habsburg, verweist Tell und Geßler in die Fabelwelt, um selbst im Sinne Geßler's die Schweizer von Sempach für undankbare, frevlerische Rebellen zu erklären, und Graf Sedlenitzky steht an der Spitze der Polizei und führt die Scheere der Censur, unerbittlich und streng, wie die dritte Parze. Nächst dem eigentlichen Adel spielt die Geldaristokratie die glänzendste Rolle. Zum Theil emancipirt sich die Geldkiste selbst, und der Banquier oder Großhändler, dessen Thron sie ist, wischt sorgsam den bürgerlichen Staub, die Spuren der Mühseligkeit und des Fleißes, von ihrem Rücken, ohne ihr jedoch etwas von ihrem Inhalt für ein Adelspatent zu entziehen. Seine Salons werden trotz dem mit hohen Besuchen beehrt, und die schmeichelnden Gäste sind in Verlegenheit, um ihrem gnädigen Gastwirth keinen zu wenig klingenden Titel zu geben. Andere Herren von Mammons Gnaden geben den Forderungen einer zwar alten, aber noch immer mächtigen Zeit nach, und bewerben sich um die Nobelsprechung ihrer unbekannten Ahnen; man kommt ihnen herablassend entgegen, um ein an Verdiensten und Erworbenem reiches Mitglied des Staates nicht länger in der niedern Sphäre des Bürgerstandes schmachten zu lassen, der unwürdig ist, ein solches Kleinod zu besitzen. Auf diese Art entstehen die Grafen und Barone von gestern oder vorgestern, deren Urahne irgend ein verschimmelter Rechenpfennig ist, der auf dem Boden in einer vermoderten Truhe liegt, wenn er nicht längst an einen Bettler verschenkt wurde, er, von dem so viele goldene, silberne oder papierne, strahlende Enkel abstammen. Dieser neue Adel bemüht sich dann theils, eben so wie der alte, den verschlossenen, zurückhaltenden Genius der Kaste zu vertreten, theils thut er populair, oder, wie die Wiener sagen, er macht sich gemein, spielt den Mäcen, das heißt, er ladet Schauspieler und Sängerinnen an seine Tafel, nimmt Widmungen an, läßt seine Geburts- und Namenstage besingen, und hört selten, was der Schmarotzer seinem Cameraden zuflüstert, wenn er berauscht und überladen die breite Treppe seines Palastes herabsteigt. Doch ist es dem größten Theile des Volkes ernst mit der Anbetung dieser „Großen", zumal Einer derselben, der Gegenstand des Neides und der Bewunderung, Rothschild, eine Macht unter den Mächten Eu-

ropas, die ein eigenes finanziell-politisches Cabinet bildet. Unter dem Volke gehen Sagen von der abenteuerlichsten Gestalt über die Art um, auf welche Rothschild die Heerscharen seiner Millionen aus dem Boden emporgerufen. Man erzählt sich mit derselben Miene, die man bei Hofanekdoten annimmt, wie Baron Rothschild gekleidet gehe, wie er sich an der Tafel Metternich's ausnehme, daß er mit Kaisern und Königen keinen andern, als den possierlichen Judendialekt der Frankfurter spreche, ohne daß sich Jemand ein Lächeln erlaubt, und daß er in Stunden guter Laune seine ohnmächtigen Rivalen, die Sina's, die Eskeles u. s. w. über das winzige Häuflein ihrer paar Millionen verspottet. —

Das Ansehen, in welchem die Beamten stehen, hängt sehr von ihrer Stellung ab. Die Beamten sind, die rühmlichen Ausnahmen ausgenommen, im Allgemeinen eine sehr nichtssagende Menschenclasse. Servil, im eigentlichen Sinne des Wortes, das heißt, gut kaiserlich königlich von außen und innen, ohne darum im Herzen loyal zu sein, zahlreich, wie einst die Familiares in Spanien, baden sich die protegirten und protegirenden obersten Häupter des Beamtenstandes, die Hof-, Regierungs-, Staats-, Studien- und andere Räthe im Sonnenglanze des Nobeln, während die untersten, meist unschuldigen Glieder, deren Füße fest im Staube des Gemeinen stehen, manches beißende Bonmot, manchen bittern Ausruf über ihre furchtbare Heuschreckenzahl stillschweigend anhören müssen.

Der Militairstand, in den kleineren Provinzialstädten der auserwählte Liebling jugendlicher Phantasieen und schwärmerischer Mädchenherzen, verliert in der volkreichen Residenz seine ritterliche Nonchalance, seine romantische Glorie. Ach, in den Provinzialstädten machen die jungen Jäger- und Husarenofficiere in ihrer blendenden, geschmackvollen Uniform die Honneurs, mit gestickten Kappen auf dem Kopfe, in Schlafröcken und lange Pfeifen im Munde, wandeln sie, wie die deutschen Studenten, in den Gassen herum, lassen sich ehrfurchtsvoll von den Vätern, den Schülern, den Professoren grüßen, und erobern die Herzen der Töchter des Landes; in Wien jedoch gehen sie gern in der Civilkleidung, wenn es nicht eben zugleich Adelige von hoher Abkunft, Feldmarschälle und Generäle sind. Nur im Parquet des Burgthor-Theaters sieht man zahlreiche Officieruniformen, weil der Rock des Kaisers, wie die Uniform in der Soldatensprache heißt, bedeutend weniger als der Frack des Bürgers zahlt. Bei der Artillerie, wo das Avancement durch wirkliche Bildung und Sachkenntnisse bedingt ist, findet man die humansten, oft auch die liberalsten Officiere. — Ihr fragt, ob denn die Gebildeten nicht zu den höhern Ständen gehören? — Bildung allein ist ein bloßes Mittel, sich als nobelfähig geltend zu machen, aber die Gebildeten sind zu wenig unabhängig, um den Ton anzugeben, ihr Talent ist eine Nebensache, eine bloße Folie, auf den der Diamant erst gelegt werden muß. Kurz, die blos Gebildeten gehören nicht geradezu zu den noblen Ständen, aber die noblen Stände sind gebildet.

Was der gewöhnliche, noble Menschenschlag in Wien unter Bildung versteht, gibt der Sprachgebrauch am deutlichsten zu erkennen. „Dieser Mensch," heißt es, „ist ein geschickter Kopf, er spricht drei, vier Sprachen." Geschicklichkeit, Brauchbarkeit, Routine, Takt, das sind einheimische, österreichische Worte, Genie, Talent, Geist sind ausländisch, oder gelten auf Wienerisch gleich mit den frühern Benennungen. Deutschland ist zwar das Land der Uebersetzer, der Grammaire- und Dictionnaireschreiber, aber man kann sich selbst da keinen Begriff von der abgöttischen Verehrung machen, mit der man in Wien menschliche Papageien belohnt, wenn sie eine und dieselbe Albernheit in drei, vier Sprach-Variationen hervorbringen können. Die höhern Stände gehen natürlich mit der Leuchte voran, und die Jugend wird auf die unmenschlichste Weise im Parliren abgerichtet, aus den Gehirnkammern werden Vocabulaires, der ganze geistige Organismus wird zur Maschine, und die Zunge zum Mühlrade, die sich mit bedeutungslosem Geräusche bewegt. Die Speicher des Gedächtnisses werden so angefüllt, daß die todt darin liegenden Schätze, wenn es auch Schätze sind des geistigen Geldes, nicht hervorgelangt werden, nicht circuliren können, um dafür Gedanken zu kaufen. — (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Classiker und Romantiker, Rabel.]

Aufs neue ist der alte Kampf zwischen Classikern und Romantikern ausgebrochen, seitdem die Schauspielerin Rahel in einigen alten Rollen auftrat, besonders seitdem sie die Monime spielte. Herr von Cassagnac bewies aufs neue in einer Recension, im Journal la Presse, daß das classische Drama „Mithridat" von Racine ein abgeschmacktes und anachronistisches Machwerk sei. Man möchte sagen, er habe die Schlegel darüber gelesen. In diesem Stücke ist wirklich nicht ein Charakter richtig gezeichnet, beständig spricht Mithridat vom Altare, wohin er die Geliebte führt, dann reciteren die Leutchen lauter bombastische französisch-christliche Phrasen, woran weder die Römer noch die kaukasischen Be-

wohner dachten. Noch mehr. Cassagnac hat den Muth, Racine ungefähr auf jeder Seite einige grammatikalische, viele logische und ungeheuer viele ästhetische Fehler an den Kopf zu werfen, er citirt ihn dergestalt, daß blutwenig an ihm übrig bleibt. Da mit einem Male fiel ein ganzes Heer von classischen Weisen über den Kritiker en gros, wie sie ihn heißen, her, aber sie widerlegten ihn nicht; sie schalten ihn Dummkopf, geschmacklosen Menschen, Romantiker, Ungeheuer, einen Anhänger von Hugo und Dumas, aber sie widerlegten ihn nicht. Cassagnac geht nebenbei Voltaire zu Leibe, der erst Racine's Ruf begründete und gibt ihm tüchtige Seitenhiebe, immer mit Beweisen bewaffnet. Da nun die hitzigsten Classiker gewöhnlich eifrige Legitimisten sind und nur deswegen pro aris et focis kampfen, weil Racine unter Ludwig dem XIV. schrieb, so kann man sich denken, daß diese Literaturfehde tief ins Blut geht. Unterdeß gefiel Rahel selbst nicht allgemein in diesem Stück und wird auch sobald darin nicht mehr auftreten. Ein Auszug ihrer Biographie, die das Journal de Paris zuerst mittheilte, mag auch für deutsche Leser von Interesse sein.

Rahel ist von sehr armen Eltern geboren. Sieben Jahre alt, wanderte sie, eine Leier in der Hand, in den Straßen von Paris umher und sang Lieder für einige Sous, ohne immer so viel zu erringen, um ihren Hunger stillen zu können. An einem Wintertage, als sie, fast vor Kälte erstarrt, ein Lied auf dem Boulevard sang, ging Choron, Duprez's Lehrer, vorüber. Ihre reine engelgleiche Stimme drang ihm ins Herz, er blieb einige Minuten stehen und als das arme Kind seine Hand nach einem Sou ausstreckte, fragte er die Kleine, wer es singen gelehrt? Niemand, antwortete sie. — Aber woher kannst du diese Lieder? — Ich weiß nicht. Ich höre sie auf der Straße singen und singe sie nach. — Choron betrachtete das Kind genauer. Du frierst, sagte er endlich, willst du mit mir gehen? — O, ja, war die Antwort. Ich habe Hunger und mich friert. Mamma schlägt mich, wenn ich kein Geld bringe. Aber — hier stockte das schöne Kind — Nun? — Werden Sie mir das Singen verbieten? — Ei, im Gegentheil, ich will dir's erst recht beibringen. Komm, gib mir die Hand. — Diese Frage der Kleinen belohnte schon den guten Willen des Wohlthäters. Choron nahm sie also mit sich nach seinem Hause, wo sie Alles wie eine Prinzessin fand. Drei Jahre blieb sie bei ihm, und oft sagte er zu seinen Freunden, dieses Kind wird einst Aufsehen in Europa machen. Choron starb und Rahel nahm wieder die Leier unter den Arm und sang, diesmal aber nur Trauerlieder, wobei sie immer weinte. Aber sie bemerkte, daß sie ein Mädchen geworden war, sie zählte 13 Jahre und schämte sich, singend zu betteln. Sie hatte bei Choron von einem Manne oft sprechen hören, der Unterricht im Declamiren gab, ihr einziger Gedanke war das Theater und sonderbar, mit den schönsten Anlagen zu einer Sängerin begabt, wollte sie nur Schauspielerin werden. Zu diesem Manne ging sie, er nahm sie auf und unterrichtete sie zwei Jahre lang; aber aus dem Lehrer ward ein Liebhaber, er erklärte ihr eines Morgens seine Liebe und seine Absicht. Rahel antwortete nicht, schnürte ihr Päckchen und verließ mit thränenden Augen das Haus. Sie ging zu St. Aulaire, einem andern Declamator. Dieser, weniger verliebt, nahm sie sehr gut auf, verschaffte ihr ordentliche Kleider und unterrichtete sie einige Wochen hindurch. Sie aber fühlte einen Widerwillen gegen die trockenen Regeln des Präceptors und bat ihn, nach ihrer Art declamiren zu dürfen. Zugleich hatte sie den Muth, beim Theater um ein Debut in der Tragödie anzuhalten; man ließ sie eine Prüfung bestehen und schlug es ihr ab; die Herren fanden, daß sie mit ihrer Kühnheit die ganze Tragödie über den Haufen stoßen würde. Jedoch erlaubte man ihr, im Conservatorium eine Rolle in einer Komödie zu spielen, wozu sie Talent hätte; diese Rolle war zugleich sehr unbedeutend. Das arme Mädchen war in der größten Verzweifelung und weinte sich die Augen roth; sie hatte von Ximene und Hermione geträumt und sollte jetzt die Kammerkätzchen in der Posse spielen. Da erschien ein rettender Engel. Monval, Regisseur vom Theater Gymnase, hatte sie anders beurtheilt. Er nahm sie sogleich auf sein Theater und ließ sie, freilich für einige wenige Thaler, alle ersten Rollen in den Vaudevilles spielen. Da ihr die Tragödie versperrt war, so spielte sie die kleinen Sachen. Nach einigen Leistungen trat eines Tages Herr Poirson, der Director des Theaters, in ihre Kammer und sagte zu ihr: „Mein liebes Mädchen, Gewissensbisse drücken mich, ich kann Sie nicht länger behalten." — Rahel erblaßte. — „Erschrecken Sie nicht, mein Theater ist es nicht werth, Sie zu besitzen, ich verspreche Ihnen den ersten Platz im Theater français und zerreiße hiermit den Contract, der Sie bindet." Rahel weinte vor Freude. Poirson hielt Wort. Rahel debutirte und — nach drei Vorstellungen erhielt sie eine Gage von 20,000 Franken.

Rahel ist jetzt 16 Jahre alt. In Deutschland würde sie noch heute auf der frankfurter und leipziger Messe als Harfenmädchen herumziehen. Wer erzieht in Deutschland noch Künstler? Wo ist ein Choron, der den Duprez ebenso von der Straße weg zu einem ersten Sänger bildete? Wo unter den Theaterintendanten gibt es einen Poirson? Nichts als elende Intriguen, kleinstädtisches Gewäsch statt des künstlerischen Eifers neben Anforderungen, die täglich wachsen und bald nicht mehr zu befriedigen sind. Ich habe in Deutschland Schauspielerinnen gesehen, die nirgends in Frankreich je die Bühne betreten dürften, so ohne allen Beruf waren sie, dennoch spielten sie, irgend ein Regisseur war ihr Vetter, oder der Vater war Schauspieler und so erbt sich das Handwerk fort; die Kunst ist aber kein Handwerk, sie erbt sich nicht fort, sie fordert Beruf, eigenen inneren Drang und Bildung.

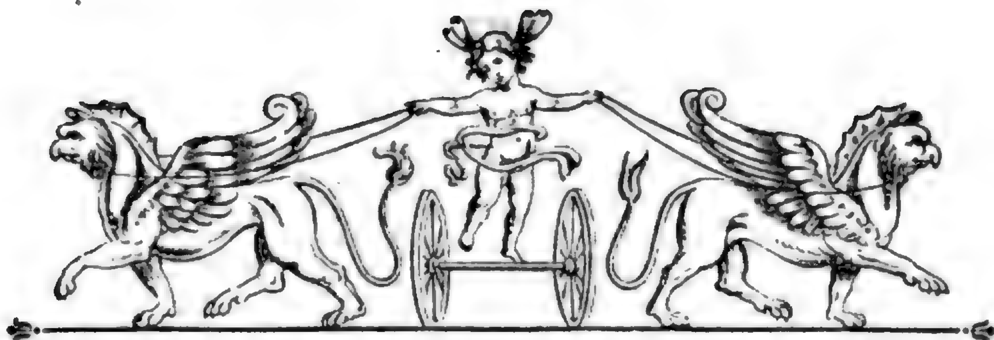
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Die nächste Composition, die von ihm zu erwarten steht, ist eine Symphonie, an welcher er bereits im Sommer arbeitete.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 226. — den 17. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

Habt Ihr nie von jenem Sicherheitsventil gehört, durch welchen man den Rauch, den schädlichen Dampf entweichen läßt? So nannte Börne die Nachsicht, die man in Wien vorsichtigerweise mit den höhern Ständen in Beziehung auf die verbotenen geistigen Genüsse hat. — Es ist aber dies kein Sicherheitsventil, denn ließe man es weg, so wäre doch keine Explosion des Kessels zu befürchten. Eine Quelle ist es, aus der die höheren Stände aristokratisches Weihwasser zur Taufe und Firmelung ihrer Seelen schöpfen. Ein stillschweigend zugestandenes Privilegium läßt Börne's, Heine's und Lamennais' Brandfackeln auf den Toiletten der noblen Welt liegen, wo man mit der Flamme spielt, und sie endlich mit Eau de Cologne, oder besser mit gewöhnlichem, prosaischem Wasser erstickt. Der Vorzug, den man der noblen Welt vor der gemeinen gibt, ist zugleich ein Präservativ gegen die etwaige Ansteckung und Verführung durch das gestohlene, süße Wasser. Der noble Alltagsmensch in Wien prahlt damit, daß er verbotene Bücher lese; daß man ihm die Lectüre gestattet, hält er für die größte Liberalität, sich für den liberalsten und freiesten Menschen der Erde, weil er lesen könne, was er wolle, und es kann nicht der mindeste Keim eigener Denklust in ihm entstehen. Ja, er bildet sich seine kleine Weltansicht ungefähr so aus, daß es gut sei, gewisse Beschränkungen bestehen zu lassen für den, dessen Wiege in ärmlichen Umgebungen stand, und er kann die Klage des sogenannten Sprudelkopfs, des Demagogen, über geistige Unterdrückung, über Sklaverei des Gedankens nicht begreifen, weil ein ordentlicher Mensch*), wie er, keine Fessel trage. Außerdem mangelt es dieser Classe von Menschen an allem Glauben. So wie es Juden und Türken gibt, die den Genuß verbotener Speisen zwar für eine Sünde halten, aber für eine Sünde, die ein geistreiches Wesen, gleich ihnen, nicht zu begehen fürchtet, so halten diese Leute oft die Apostel und Märtyrer der Menschheit für tollkühne Verbrecher, für Sünder, deren Geist aber wahrhaft aufgeklärte Wesen, wie sie sind, nur ergetzen, nicht verlocken und verführen müsse. Viele sind auch der Meinung, daß bloße Sucht, berühmt zu werden, die Muse dieser verfolgten Heroen gewesen. — Andere Motive verstehen diese kleinen Herzen nicht.

Doch lassen wir dieses Waten in den Sümpfen nobler Gemeinheit. Das gemein genannte Volk der Wiener ist unverdorben, sein Herz ist ein südlich fruchtbarer Boden für alle edlen Keime, so indolent, so phlegmatisch es in seinen Gehirnkammern zugeht. — Ich führe Euch in eine der entlegensten Vorstädte Wiens. Ein Löwe zeigt seine rothe Zunge an einem Wirthshausschilde, hier kommen täglich die Spießbürger der Vorstadt zusammen, nicht um zu conspiriren, nicht um verbotene Bücher zu lesen; sie trinken den herben öster-

*) Man verzeihe mir diesen trivialen Ausdruck. Unter dieser Menschenclasse in Wien ist er gäng' und gebe.

reichischen Wein und halten fromme Gespräche über Gott und die Welt, über Napoleon und Franzosen, zuweilen auch über St. Liguori und den Engel Abadonna. Die Wirthin steht am Kamine und hört zu; ein blasser Winkeladvocat, mit spitzem wienerischem Kinn, und etwas abgenützten Aermeln, macht den Sprecher; ein Erzphilister mit weinrothem, breitem Antlitz thront in seinen Hemdärmeln am Ehrenplatze und stemmt die dicken Fäuste auf den Tisch. Jede Woche wird einmal die Geschichte Napoleon's von Anfang bis zu Ende studirt, Montag Abends beginnt man mit Robespierre, dem in die Unterwelt ein furchtbares Pereat nachgerufen wird, Dienstag kämpft Bonaparte schon gegen den Erzherzog Karl, Donnerstag feiert man die Hochzeit mit Marie Louise, Sonntag endlich landet man, berauscht und betäubt vom Wein und den blutigen Thaten, auf St. Helena. Die theologischen Abhandlungen werden jeden Abend bei schicklicher Gelegenheit in die historischen Debatten eingeschaltet, und ich hörte einst einen ernsthaft werdenden Streit über die Hörner und Klauen des Teufels, wobei sich der blasse Winkeladvocat lachend die Hände rieb. Der Zweifel an der Existenz eines leibhaftigen, Horn und Klauen tragenden Teufels und lebhafte Sympathieen für Napoleon, gegen den Viele gekämpft, die jetzt ihren Kohl bauen, sind unter dem gemeinen Volke, trotz der Mechitaristen-Congregation, allgemein verbreitet, und die ersten Symptome freisinniger Ansichten. Was übrigens unter den höhern Ständen das Lesen verbotener Bücher und Zeitungen, das ist unter dem gemeinen Volke das Bonmotisiren. Die wiener Bonmots sind nicht immer harmlos; sie führen oft einen scharfen, doppelt spitzigen Stachel. Woher sie kommen, wer sie erfunden, wer sie verbreitet, weiß Niemand zu sagen. Ueberall werden sie mit Beifall aufgenommen und weiter geschickt, und diese stachelnden Insekten verlieren sich oft bis in die Gemächer des Kaisers, wo man sie zu belächeln scheint, weil man weiß, daß es wiener Fabrikate, bloße Kinder der Bonhommie sind. Ja, diese Bonmots ersetzen bei dem gemeinen Volke Brochüren, Zeitungen, Caricaturen und verbotene Bücher. Oft sind es die Leuchtkäfer, die einigen aufklärenden Schein durch die Finsterniß tragen. Viele sind in den ärmsten Vorstadthütten erfunden und zeigen, daß der gesunde Verstand des gemeinen Volkes mehr noch wagt, als an der Existenz des Teufels zu zweifeln; viele sind kecke Improvisationen, die dem Munde der wiener Komiker auf der Bühne des Leopoldstadt- und Wiedner-Theaters entfuhren; die wiener Komik wagt oft, mit lachendem Munde Wahrheiten hinzuwerfen, die Wurzel schlagen, und für die sie mit einer Woche Hausarrest abgebüßt hatte.

Gibt es nun unter dem gemeinen Volke viele Tausende, die noch aufgeklärter, freisinniger und kühner sind, als die Gäste jenes Gasthauses zum rothzüngigen Löwen; so findet man noch hier und da ehrwürdige Exemplare von Loyalität, Raritäten, die man in die Schatzkammer stellen sollte, Gestalten, an denen man nichts als den Zopf und die bepuderte Perrücke des vorigen Jahrhunderts vermißt, Charaktere, die einen Panzer von rostigen Vorurtheilen um Hirn und Busen tragen, wie der Block am Stockameisenplatz. Dies ist ein abgebrochener Stamm, vielleicht von einer deutschen Eiche, mit Nägeln aus vergangenen Jahrhunderten über und über beschlagen, so daß unsere Zeit keinen Platz auch nur für den kleinsten Votiv-Nagel fände. Einer dieser Philister wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Andreas, bei dem ich länger als ein Jahr in einer entlegenen Vorstadt Wiens wohnte, war ein kleiner Graubart, und anzusehen, wie ein eckiger Holzschnitt vor einer alten Reichschronik. Vormittags Amtsdiener, Nachmittags Flickschneider seines Hauses, erhob sich sein Wesen erst am Feierabend zu seiner vollen Größe; da war er Solon und Lykurg, Metternich und Talleyrand in einer Person, Gesetzgeber, Redner und Historiker, — was will man mehr von einem unschuldigen Kannegießer, der sich zum Heil der Welt und zum eigenen Vergnügen über Europas Zukunft den Kopf zerbricht? — Die Schlafmütze über dem grauen Haar, die Riesenbrille auf der Nase, so saß er im Lehnstuhl, und gab mir Lehrstunden in der Staats- und Lebensweisheit. Den Anfang machte er damit, daß er mich die lange, löschpapierne wiener Zeitung vorlesen ließ, dabei sah er mich mit erhobener Nase an, und seine verglasten Augen blinzelten, wie der räthselhafte, orakulöse Genius der wiener Zeitung. Dies Blatt ist für den großen Haufen berechnet, und führt daher einen Kanzleistyl, der die Begebenheiten der argen Welt in ein heilsames Dunkel hüllt; die Weisheit des Andreas mußte deswegen oft meinem tappenden Verstande zu Hülfe kommen. Da begann er die Faust zu ballen, seine Wangen rötheten sich gelinde, und er sprühte wie ein Phosphorstängel das Licht aus, das er Vormittags, als Amtsdiener aus den staubigen Akten eingesogen, die er unter dem Arme trug. Ach, es gibt auf dem mäuschenstillen Minoritenplatz, im Herzen der Burg selbst gibt es keine loyalere Haut, keinen zärtlicheren Freund des Don Carlos, und all der armen, abgebrannten Ma-

jestäten, die am patriarchalischen Heerde des österreichischen Hofes ein Asyl gefunden. Auch glaube ich, daß Andreas als Franzosenfresser weit über Menzel stand, nur hatte Andreas eine schwere Zunge, und seine dicken Lippen hatten kein prunkenderes Wort, als: Menschheit, gelernt. Napoleon nannte er eine Memme, die Menschheit aber solle sich die Haare ausraufen, daß man 1815 nicht Frankreich in 989 Stücke zerschnitt oder wenigstens viertheilte; diese Nation, die französische nämlich, hätte, nach Andreas, gar nicht sollen geboren werden. Auch Italien machte dem guten Andreas schlaflose Nächte. Kam er vollends auf Oesterreich zu sprechen, so wurde er rebellisch, schüttelte den Kopf und ergoß sich in schauervolle Weissagungen, daß die Schwarzwälder-Uhr in der Ecke vor Schrecken stehen blieb. Ich hatte alle Mühe, die Festigkeit der Regierung gegen seine Anklage in Schutz zu nehmen; sie sei so nachsichtig, großmütterlich milde, schalt er, die Jugend werde mancherlei gefährlichen Reizungen ausgesetzt; daher komme es, daß die Wiener vom alten Schrot und Korn nach und nach schlafen gingen, und daß die Menschheit verfälschten, verschwefelten Wein trinken müsse.

Eine Freude hatte Andreas in seinen alten Tagen. Ein Gimpel und ein Kanarienvogel hingen in einem Käfig am Fenster, und auf dem Kasten stand eine kleine Drehorgel, Werkel genannt. Die Maschine spielte ganz allerliebst die Volkshymne, und einige Walzer; wenn nun die Thierchen einige Fortschritte in den Liedern machten, die er ihnen Morgens und Abends vorleierte, so hatte er wie die Wiener sagen eine unsinnige Freude. Eines jedoch konnte ich dem Alten nicht vergeben. Lächelnd stand er oft vor dem Käfig und sagte: „Was sich die Menschheit mit einem solchen Viech plagen muß, bis es etwas lernt." — Erst später erfuhr ich, daß eine gewisse Classe der Wiener jene zarten, poetischen Wesen, Nachtigallen, Lerchen und Kanarienvögel, Viecher oder liebkosungsweise Viecherl nennt.

Aber Andreas wäre kein Minister geworden, wenn er statt der Nadel die Feder ergriffen hätte; denn Andreas hatte den Fehler, zu glauben, was er sprach. Sein Patriotismus war kein österreichischer, er wäre seinen Gönnern damit lästig geworden. Zur Willenlosigkeit eines maschinenmäßigen Staatsdieners hatte er es nicht gebracht! — Guter Andreas! Keuchst Du noch früh auf das Rathhaus und den Minoritenplatz zur Regierung, schwere Acten unter dem Arme, dicke Schweißtropfen in den Runzeln Deiner Wangen? — Oder hast Du schon Deine unterirdische Zelle auf dem währinger Kirchhofe bezogen? — Dann, heiliger Andreas, bitt' für mich. — (Wird fortgesetzt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Dumas, Lamennais über Börne, Lerminier.]

Alexander Dumas, von seiner Reise in Deutschland zurück, arbeitet an einem Drama, Ludwig Sand betitelt. Dumas soll sich absichtlich einige Tage in Mannheim aufgehalten haben, um die Lokalfarbe zu treffen. Ja, er soll sogar lange mit dem Scharfrichter sich unterhalten haben, der Sand enthauptete. Allen Respect vor dem dramatischen Talent des Hrn. Dumas, aber hier, glaube ich, ist durchaus kein dramatischer Stoff zu finden. Die That Sand's war nicht rein politisch und alle literarischen Schwindeleien bei Seite, dürften die Deutschen froh sein, einen zweiten Lustspieldichter wie Kotzebue zu besitzen. In Frankreich steht er sogar wegen seines „Menschenhaß und Reue," das oft über die Bühne ging, ziemlich in Ansehen. Dumas müßte also sonderbare Accessorien zu diesem Drama erfinden. Inzwischen ist er zuvor, ehe er das Drama liefert, seinem Buchhändler noch einige Bände Romane schuldig.

Auch die romanenhafte Geschichte des Richard Savage ist hier zu einem sehr mißlungenen Drama umgestaltet worden. Der Stoff aber ist so glücklich, daß es fast nicht möglich ist, ihn ganz zu verderben. Ich setze voraus, daß die Biographie des englischen Dichters, der von dem Schicksal und seiner Rabenmutter so hart verfolgt wurde, und als zweiter Hans Sachs erst Schuster war, ehe er Dichter ward, in Deutschland eben so gut als hier bekannt ist. Das Stück bot nichts Neues.

Von Lamennais sind wieder zwei Bücher erschienen, jedoch sind sie schon früher bekannt, es sind dies seine zerstreuten Kritiken und das Buch les affaires de Rome. Lamennais lebt beständig isolirt, denn auch die Dudevant-Sand meidet er jetzt wegen des bösen Geschwätzes der Müßiggänger *). Dennoch liebt der Abbé die Gesellschaft und seine jetzige Einsamkeit macht ihn verstimmt. Bekanntlich verkehrte Börne viel mit ihm in letzter Zeit. Man erzählt sich noch ein Wort Lamennais' aus seinen Unterhaltungen mit Börne. Man sprach vom Glücklichsein. „Sie müssen glücklich sein, sagte der Abbé, denn Sie haben nie Ihre Meinung geändert, ich hingegen kann dies nicht von

*) Soviel wir wissen, ist Mad. Dudevant-Sand jetzt in Spanien, unter den Constitutionellen, wahrscheinlich um sich zu einem neuen Roman die Staffage zu holen. Mendizabal, jener Jude, der es im altkatholischen Spanien bis zum Minister gebracht hatte, macht den Cavalier bei der heldenmüthigen Mannsdame. Schreibt sie wirklich noch einen Roman, so wird der Verleger ihres letzten Werkes ihr einen Proceß anhängen müssen. Sie steigerte ihn unter dem Vorgeben, es solle ihr letztes Buch sein und bleiben.

Die Red.

Digitized by Google

mir sagen.“ Lamennais macht kein Hehl daraus, daß er Irrthümer gehabt, seine Meinungen geändert. Allein es geschah ohne Charakterveränderung, und auf keine Weise ist er jenen Achselträgern beizugesellen, die über Nacht die Fahne ändern. Da hat man jetzt unter Andern Hrn. Lerminier, der bereits an allen Oppositionsblättern arbeitete, der eben den Abbé Lamennais in die Wolken hob, als sein Buch des Volkes erschien, kurz, der alle Phasen der politischen und literarischen Opposition durchgemacht hat: er hat sich zu einem maitre des requêtes ernennen lassen. Diese Sache an und für sich wäre nichts so Auffallendes, da dergleichen Geschichtchen mehr vorfallen, wo sich Jemand sein Stillschweigen bezahlen läßt. Allein es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn der Lerminier von gestern Abend schnurstracks den Lerminier von heute Morgen mit beredter Zunge öffentlich wiederlegt, wenn es nur einiger Stunden der Ueberlegung bedarf, um zur bessern Einsicht zu gelangen. Lerminier, der Staatsrath, wundert sich, wie Lerminier, der Journalist, je so habe denken können, er bricht den Stab über sich selbst, reicht aber nicht mit den Armen bis über den Kopf. Auch ist die ganze Presse über ihn, diesmal mit Recht, hergefallen und sogar die ministeriellen Journale konnten nicht umhin, öffentlich darüber zu lächeln. Am witzigsten geißelt ihn der Charivari, der ihm den Namen l'air-mi-niais gibt, das heißt, der Mann mit einem halbalbernen Aussehen. (D. F. f.)

Notizen.

[Bulwer's Dame von Lyon auf der leipziger Bühne.]

Der Name Bulwer füllte das Haus, ein neuer Beweis, daß die Schaulust auch für das Drama noch immer groß genug ist, und die deutsche Literatur thöricht handelt, das Theater aufzugeben, dies Terrain von so eingreifender Wirksamkeit. Was uns bei der ersten Vorstellung des Stückes außerdem beschäftigte, war die eben so gerechte Verwunderung, wie ein geistvoller Autor, der im Roman so Ausgezeichnetes geliefert hat, auf dem dramatischen Felde so fehltappen konnte. Diese zehnfach verwickelte Romangeschichte, die Bulwer hier in Scene gesetzt hat, schlägt mit ihrer empfindsamen Dialektik fast ins Lächerliche über. Der Hauptheld trug mit dem weichlichen Vortrag seiner Gefühle nicht wenig dazu bei, die Seltsamkeit seiner Situationen ridicüle zu machen. Zwei reiche Laffen, welche von der Dame ihrer Neigung mit Körben heimgeschickt sind, entwerfen einen Racheplan. Ein junger Gärtner, der trotz seiner niedrigen Herkunft einen Liebesantrag wagte und ebenfalls verschmäht war, wird das Werkzeug ihres Plans. Er wird als Prinz in dem Hause der Dame eingeführt und erwirbt in dieser Maske schnell die Hand derselben. Nach der Trauung entdeckt er seine Abkunft, tritt aber reuig zurück, weil er ein ehrlicher Junge ist, den der Betrug schmerzt. Mit Paulinens Hand hat er aber zugleich ihr Herz gewonnen. Verletzter Stolz und Neigung kämpfen in ihr, endlich siegt die Liebe, und sie will sein Weib bleiben. Allein ihn drückt das Gefühl der Schuld, er tritt zurück, obwohl es ihm schwer wird. Dies Hin und Wider der Gefühle kann nur der Roman entwickeln. Endlich entschließt er sich, Soldat zu werden. Mit Ruhm gekrönt will er zurückkehren, auf dem Felde der Ehre will er ebenbürtig werden und der Geliebten Stand und Rang bieten. Nach mehreren Jahren kehrt er als Oberst nach Lyon zurück und findet Paulinen auf dem Punct, dem reichen Nebenbuhler die Hand zu reichen, weil sie nur durch diese Verbindung ihrem Vater, dessen Verhältnisse zerrüttet sind, zu retten weiß. Natürlich wird der Obrist nun doch ihr Retter und der ehemalige Gärtnerbursch bleibt ihr Gatte. Daß die Geschichte in die Revolutionszeit verlegt ist, macht es wohl glaublich, daß der niedere Gärtner sich aufschwingt, nimmt ihm aber nicht das Lächerliche, das ihm die verunglückte Prinzenrolle gibt. Einmal dem Lächerlichen verfallen, hilft dann dem guten Jungen alle Sentimentalität nicht wieder auf und die Rührung, die Bulwer mit dem Kampf der Gefühle in ihm bezweckt, bleibt komisch. Die Nebenfiguren sind sehr matt gezeichnet, und sämmtlich Engländer von der Beefsteaksart, kein Zoll französisch an ihnen. Dies vermehrt wider Willen die komischen Effecte, die das Stück gar nicht machen soll.

[Fräul. Katwinka von Dietz.]

Diese Claviervirtuosin aus Paris feierte bekanntlich in Baireuth große Triumphe. Schon erwartete man sie in Dresden, als die Nachricht anlangte, daß sie auf der Reise plötzlich erkrankt ist, und zwar so, daß man glaubt, sie werde nicht sobald öffentlich auftreten. Selbst von einer Rückkehr nach Paris ist nicht die Rede; heftige Nervenanfälle bedrohen ihr Leben. Man meldet uns dies brieflich, da sie auch in Leipzig spielen wollte.

[Carlyle über Goethe.]

Thomas Carlyle, der Verkündiger deutscher Literatur in England, spricht in seinem neuesten Werke, dem humoristischen Roman „Sartor resartus“, überall seine Vorliebe für das Deutsche aus, und an einer Stelle finden wir sogar eine Vergötterung Goethe's, die merkwürdig genug ist, um aufbewahrt zu werden. Wir lesen:

„Aber es gibt dort keine Religion?“ wiederholt der Professor. „Thor! ich sage Dir es gibt eine. Hast Du wohl überlegt, was Alles der unermeßliche Schaum-Ocean enthält, den wir Literatur nennen? Fragmente einer ächten Kirchen-Homiletik liegen darin zerstreut umher, welche die Zeit sondern wird: ja ich könnte darin schon Spuren einer Liturgie andeuten. Und kennst Du keinen Propheten selbst in der Umhüllung, der Umgebung und der Sprache dieses Zeitalters? Keinen, dem der Gott-Aehnliche sich offenbart hat, in den niedrigsten und erhabensten Formen des Allgemeinen und dadurch wieder seinerseits prophetisch geoffenbart worden; in dessen begeisterten Gesängen, selbst in dieser lumpen-sammelnden und lumpen-verbrennenden Zeit, das Leben des Menschen wieder beginnt göttlich zu werden, wenn auch das Ende uns noch weit entfernt liegt? Weißt Du von keinem solchen? Ich aber weiß von ihm und nenne ihn: — Goethe.“

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 13.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **13.** — den 17. Novbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.
Herausgegeben
von
Dr. Franck.
Dritter Jahrgang.
Mit drei Kupfern.
8. Elegant cart. 2 Thl. 12 Gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten, von Albini. — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten, von Bauernfeld. — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Immermann. — IV. **Der Gascogner in Paris.** Lustspiel in einem Act, von Franck.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vergißmeinnicht,
Taschenbuch für das Jahr 1839.
Herausgegeben
von
C. Spindler.
Zehnter Jahrgang.
Mit 7 Stahlstichen von Beyer, Burckart und Schuler, nach Zeichnungen von Faber du Faur und Fellner.
12. Gebund. mit Goldschnitt und Futteral.
2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Dieses Taschenbuch enthält zwei Erzählungen von der Meisterhand des berühmten Herausgebers, als: Der Sklave Cäsar und seine Familie. — Flammen unter Schnee, — die den Ruf des Taschenbuchs, dessen es sich bis jetzt erfreute, nur erhöhen werden.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.
Taschenbuch auf das Jahr 1839.
Neue Folge. Erster Jahrgang.
Mit dem Bildnisse Lamartine's.
8. Auf feinem Velinpap. Elegant carton. 1 Thl. 12 gr.

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830—38, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Thl. 12 gr.,
einzelne Jahrgänge aber für 16 gr. ablasse.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

Bei N. G. Elwert in Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die falsche Idealität.
Von
Geheime Hofrath **Ed. Platner** zu Marburg.
Gr. 8. br. 2 gr. oder 9 kr.

Suabedissen, Hofrath und Professor, die Grundzüge der philosophischen Tugend- und Rechtslehre. gr. 8. 13 Bogen. br. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Früher ist bei uns erschienen und ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Grundzüge der Metaphysik von Hofrath **Suabedissen.** gr. 8. br. 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.

Das so eben erschienene 4te Quartalheft von dem

Freihafen,

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen von

den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands.

8. Altona. Hammerich. geh. 1½ Thl.

enthält: 1) Zum Gedächtniß Adelbert's von Chamisso. Von **K. A. Varnhagen von Ense.** 2) Der neue Hyacinth, Novelle von **Friedrich v. Heyden.** 3) Shakspeare als verlorner Sohn. Von **H. Koenig.** 4) Ueber Goethe's Verhältniß zur Tonkunst. Von **Dr. Aug. Kahlert.** 5) Die neuesten Schicksale der Hegel'schen Schule. 6) **Ungedruckte Beiträge** zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken. 7) Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel, die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrsschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes noch besonders hinzuweisen.) 8. verschiedene kleinere Artikel in den Literatur- und Correspondenzblättern.

Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermuthigt die Redaction auf die begonnene Weise fortzufahren. Das erste Heft des **Freihafens** für **1839** befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den Freihafen vorräthig.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und als ein schätzbares Bildungs- und Gesellschaftsbuch zu empfehlen:

Galanthomme,

oder der Gesellschafter wie er seyn soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben.

Ferner enthaltend: 40 musterhafte Liebesbriefe, — 28 poetische Liebeserklärungen, — eine Blumensprache, — eine Farben- und Zeichensprache, — 24 Geburtstagsgedichte, — 40 declamatorische Stücke, — 28 Gesellschaftslieder, — 30 Gesellschaftsspiele, — 18 belustigende Kunststücke, — 24 Pfänderlösungen, — 93 verfängliche Fragen, — 30 scherzhafte Anekdoten, — 22 verbindliche Stammbuchsverse, — 60 Sprüchwörter, — 45 Toaste, — Trinksprüche und Kartenorakel. — Herausgegeben vom Professor S . . . t.

broch. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

☞ Dieses Buch enthält Alles das, was zur Ausbildung eines guten Gesellschafters nöthig ist, weshalb wir es zur Anschaffung bestens empfehlen, und im Voraus versichern, daß Jedermann noch über seine Erwartung damit befriedigt werden wird.

Ernst'sche Buchhandl. in Quedlinburg.

Interessante Neuigkeit für Theologen.

So eben ist erschienen:

Predigten

über

den ersten Brief des Johannes

in seinem

innern Zusammenhange

Von

J. C. G. Johannsen,

Doctor der Theologie und Philosophie, Hauptprediger an der deutschen St. Petrikirche zu Kopenhagen, Ritter des Dannebrog-Ordens.

2 Bände. gr. 8. Altona, Hammerich. 1838. 3 Thlr.

Die geistreichen Schriften des gelehrten und als Kanzelredner **hochberühmten** Hrn. Verfassers haben auch in Deutschland die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Die vorstehende Predigtsammlung wird um so mehr dazu beitragen, den hohen Ruf des, mit seltenem Geiste ausgestatteten, Herrn Dr. Johannsen noch mehr in Deutschland zu verbreiten und zu befestigen, als dieses Werk den glänzendsten Beweis von den außerordentlichen Talenten desselben liefert, welches wir daher nicht dringend genug allen Theologen zur gefälligen Beachtung empfehlen können.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks haben Exemplare vorräthig.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen:

Adelbert von Chamisso's Werke.

4 Bände in gr. 12.

Velinpap. In Umschlag geheftet.

Mit **Chamisso's** Portrait und vier radirten Blättern von Adolph Schroedter.

Preis 4½ Thl.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung von A. D. Geisler in Bremen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Daeves, A., Gedichte.

Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Nur durch den allgemeinen Wunsch hat sich der Herr Verfasser bewegen gefunden, seine zerstreuten Gedichte zu sammeln und herauszugeben. Möge man sie auch auswärts freundlich willkommen heißen;

dann wäre dem der schönste Lohn bereitet
der diesen Kranz bescheiden dargebracht.

Empfehlungswerthe Festgeschenke.

Bei Scheld u. Comp. in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weihgeschenk
für deutsche Jungfrauen,
in Briefen an Selma
über höhere Bildung.
Von
Chr. Oeser.
Gr. 8. Elegant carton. Preis 1 Thl. 12 gr.

Von demselben Verfasser:

Die guten Mädchen,
oder
Der Pfarrer von Lindenheim und seine Kinder.
Ein Lesebuch
für Mädchen von 12 bis 15 Jahren,
mit eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten.
Mit 1 Kupfer.
Elegant cartonirt. Preis 1 Thl. 8 gr.

Polytechnisches Centralblatt,
4. Jahrg. f. 1838. No. 56—61. mit 31 Abbildungen.

Berry's patentirte Register-Gasometer. — Sullivan's Gasmesser. — Karmarsch Beschreibung einer Bohrvorrichtung für solche Stellen, die man mit den gewöhnlichen Apparaten nicht erreichen kann. — Karmarsch, Metallbohrer von verbesserter Form. — De Boer, Beschreibung eines Bohrers, um in Ecken zu bohren. Ueber das Kämmen der Wolle mit Maschinen und mit der Hand. — Ueber einen von Combes angegebenen Ventilator. — Eine Eisenbahn von Halle über Cassel nach Lippstadt. — Baring's Wollkämm-Maschine. — Hoyau's Maschine zum Drehen ebener, sphärischer, cylindrischer Flächen u. s. w. — Fehuret's Regulator für Gebläse. — Margary's Mittel zur Conservation von Holz, Tauwerk u. s. w. — Frankreichs Brücken. — Ueber den Chausseebau in England, nach Hamilcar, Freiherrn von Paulucci. — Verfahren beim Sprengen der Felsen mit Pulver, von Fournet. — Castel, über die Ausgussmenge der Pumpen. — Combes, über die Reactionsräder. — Literarische Nachweisungen. — Stack's Verfahren, einen Obelisken ohne Rüstung zu bauen. — Ueber die Construction wasserdichter Bühnen in Schächten. — Die Eisenbahn von Paris nach St. Germain. — Die München-Augsburger Bahn. — Die Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. — Eine Eisenbahn von Warschau nach der Ferdinands-Nordbahn. — Ueber den Woltmann'schen Flügel, als Anemometer, von Combes. — Voizet, über die Explosionen der Dampfkessel. — Poncelet, über Fourneyron's Kreiselrad. — Aulas' patentirtes Sicherheitspapier. — Combes, über das Windrad als Ventilator. — Eisenbahn-Chronik. — P. Barth. Guinibert de Bac, Verbesserungen an Eisenbahnen. — M. Chevalier, über die Dampfschifffahrt. — Zustand und Fortschritt der Arbeiten am Ludwigscanal. — Mittel zur Verhütung des Kesselsteins, von Chaix und John. — Untersuchung einiger Pfälzer Weine, nach Fuchs's Methode, von Zierl. — Th. Wicksteed, über die Holzkeilverbindung bei eisernen Röhrenleitungen. — Davenport's elektro-magnetische Maschinen. — James Buckingham's Vorrichtung zur Wetterlosung von Gruben. — Ueber die Stubenöfen, von Harper und Joyce. — Versuche über das Kupfergaarmachen mit kalter und heisser Luft, von Heine. — Ueber die Anwendung des Kalks bei der Runkelrüben-Zuckerfabrication, nach Kuhlmann. — Lemercier's Farbe für ächte und unächte Goldarbeiten (couleur a bijoux). — Ueber die gefrornen Kartoffeln, nach Payen, Girardin und Pouchet. — Decaisne, über den Krappfarbestoff. — Preise von Dampfmaschinen. — Die Verhältnisse der elektro-magnetischen Kraft, als Triebkraft. — M. Poole's patentirte Verbesserung in der Buchdruckerkunst. — Sam. Mill's verbessertes Walzwerk. — Personalnotiz. — Arthur Wolf. — Hunter's Maschine zum Ebenen und Bohren von Grundsteinen für Eisenbahnen. — Curtis's Schraubenpresse. — Ueber den Gebrauch des Beaumé'schen Aräometers in Runkelrüben-Zuckerfabriken, von Treviranus in Blansko. — Ueber den Dampfverbrauch in Runkelrüben-Zuckerfabriken, von Schubarth. — Die Brücke über die Donau zwischen Pesth und Ofen. — England's Dampfschiffe. — Patente.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich nur 3 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, den 1. Nov. 1838.

Leopold Voss.

So eben ist im Verlage von Appun's Buchhandlung in Bunzlau erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Tarnow, Fanny, Heloise von Sault, oder der päpstliche Hof im 14. Jahrhundert. 8. 3 Theile. Elegant brosch. 3 Thl. 6 Ggr.

Weber, C. H. C., Echostimmen des Lebens. Gedichte. 8. Geh. 18 Ggr.

Dessen, Sonnenblicke der Gottheit. Gedichte. 8. Geh. 21 Ggr.

Appun's Buchhandlung.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emilieus
Stunden der Andacht
und
des Nachdenkens.
Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände
von
Dr. C. W. Spieker.
Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.
Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und als sehr werthvoll zu empfehlen:

Der neue Hausarzt.

Ein treuer Rathgeber bei allen erdenklichen Krankheitsfällen in jedem Alter,

vorzüglich für diejenigen, welche an Magenübel, — fehlerhafter Verdauung, — Verschleimung, — Schnupfen, — Husten, — Hypochondrie, — Gliederreißen, — Krämpfe, — Fieber, — Hämorrhoiden, — und Hautkrankheiten leiden,

nach

Hufeland, Rust, Richter und Tissot,

nebst einer Hausapotheke. — Bearbeitet für Nichtärzte.

Für den Preis von ⅔ Thlr., oder 1 fl. 21 kr. erhält man durch dieses sehr hülfreiche Buch die Anweisungen, 220 Krankheiten ohne ärztliche Hülfe zu behandeln und möglichst zu heilen, wie auch eine für Jedermann nützliche Hausapotheke, welche die heilsamen Wirkungen und die Anwendung der vorzüglichsten Kräuter, Wurzeln und ähnlichen Medicamente beschreibt, so z. B. gegen welche Krankheiten Baldrian, Enzian und Kalmuswurzel, — Senf- und Fenchelsamen, — Flieder, Kamillenblüthe und Wachholderbeeren, — Cremortartari, — Rhabarber, — Glaubersalz u. s. w. heilsam anzuwenden sind.

(Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg.)

Bei Hinrichs in Leipzig sind fertig geworden:

Pölitz, Geh. Rath, Prof. K. H. L., die Weltgeschichte, für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verb. und verm. Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. Gr. 8. 8te bis 14. Lief. Geh. à ⅙ Thl.

1ste—7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te u. 15te Lief., die neueste Geschichte, einschließlich der Julirevolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Bülau, ist auch als selbstständiges Werk zu betrachten.

Zeittafeln zur Geschichte von Spanien und Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. Gr. Fol. à 4 gr. — 20 gr. od. 25 sgr.

Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) Gr. 8. (40 Bogen.) Auf schönes Velinp. 3⅓ Thl.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Genrebilder,

Nach dem Leben gezeichnet,

von

Junia Romana.

2 Bände. Brosch. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 kr.

N. G. Elwert in Marburg.

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuere Gedichte

von

Nicolaus Lenau

(Nic. Niembsch von Strehlenau).

Auf schönem Velinpap. 8. brosch. 1 Thl. 21 gr. od. 3 fl.

Inhalt: Gestalten. — Reiseblätter. — Liebesklänge. — Sonette. — Vermischte Gedichte. — Anna — Literarisches.

Gewiß eine sehr willkommene Gabe des ersten unserer jetzt lebenden Dichter, nicht allein für die Besitzer des früher in der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Bandes, sondern auch für jeden Gebildeten, jeden Freund der schönen Literatur. Wir übergeben dieselbe in einem ihrem inneren Werthe würdigen Gewande.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten fünf Jahrgänge, von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschneidekunst, wenn solche zusammengenommen werden, vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Thlr. 12 Gr.

auf 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Thl. 8 Gr.

herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden sechsten, so wie des mit 1839 beginnenden siebenten Jahrgangs 2 Thlr.

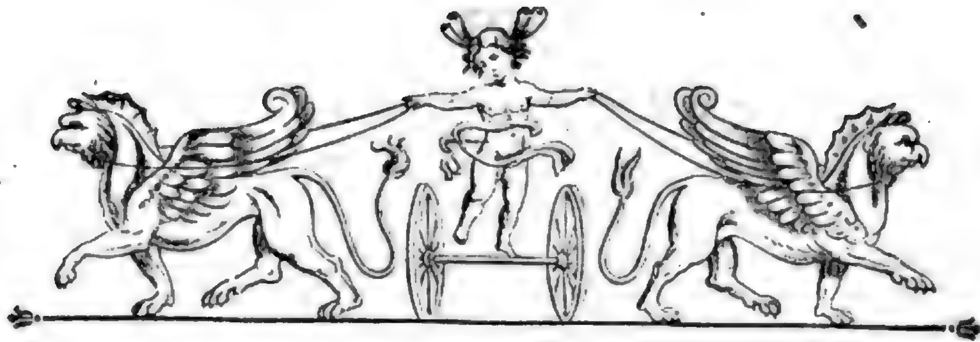
Von dem früher schon im Preise herabgesetzten
Sonntags-Magazin, Drei Bände,
National-Magazin, Ein Band,
sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1. November 1838.

F. A. Brockhaus.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 227. —— den 19. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

2. Selge Hörn. (Des Seligen Horn.)

In der Schenke „zum rothen Wasser" vergnügten sich die jungen Leute beim Tanz. Die Gesellschaft war überdies zahlreich, da Jedermann der Zutritt gestattet wird und belästigende Formalitäten und Ceremonien die gesellige Heiterkeit nicht stören. Rings an den Wänden des niedrigen Zimmers auf roh gezimmerten Bänken saßen die schlanken Helgolanderinnen, die Haare von den kleidsamen Halbturbanen umwunden, nach alter Sitte im rothen nationalen Rock mit dem grünlich-gelben Saume und darüber die blendend weiße Schürze. Einen Unterschied der Stände kennt man auf Helgoland nicht; dort gilt mindestens an Orten, wo jeder Eingeborne des kleinen Eilandes sich einzufinden pflegt, der Arme noch eben so viel als der Reiche, und daher kommt es, daß bei den wöchentlich zwei Mal Statt findenden Tanzvergnügungen im rothen Wasser die wohlhabende Tochter des handeltreibenden Helgolanders ohne Anmaßung mit der neben ihr sitzenden des ärmsten Fischers freundlichst verkehrt. Diese Natürlichkeit im Umgange, die noch so ganz ungetrübt nur das Wohlwollen gegen den Nächsten vorherrschen läßt, weckt eine Traulichkeit, von der wir etwas wähligen Festländer keine Vorstellung haben. Und dabei entwickelt die dortige Jugend so viel natürliche Grazie, einen so angenehmen Anstand, der frei von aller Geziertheit ein reines Ergebniß ihres kecken Lebens auf dem Meere ist.

Mitten im Tanzzimmer standen dicht gedrängt die tanzlustigen Schiffer und Lootsen, selbst Knaben, der Schule noch nicht entwachsen, hatten sich eingefunden, um im glücklichen Falle mit den schönen Töchtern des Landes einen Helgolander zu wirbeln. Denn einen Tanz kann man jene auf Helgoland übliche Art sich zu drehen nicht füglich nennen. Die Paare umfassen sich und wirbeln taktlos und doch nach einem gewissen Rhythmus in elastischen Schwingungen stürmisch wild im Kreise herum. Wie immer, so prägt sich auch in diesem Tanze die Gesinnung der Nationalität aus. Er ist keck, gewagt, ungestüm, und doch nicht ohne Anmuth — ein treuer Abdruck des Helgolanders, — der in seinem Wesen eine imponirende Selbstständigkeit mit wohlanständiger Tournure ungezwungen zu verschmelzen weiß.

Das Orchester war etwas schlecht besetzt. Eine verstimmte Baßgeige, eine heisere Violine und eine fistulirende Klarinette bildeten das den Forderungen der Harmonie nicht ganz entsprechende Musikchor. Mit dieser Dürftigkeit des musikalischen Theils der Unterhaltung correspondirte gewissermaßen auch die Beleuchtung. Eine Art Kronleuchter schwebte von der Decke herab, vier dünne Talglichter an dürren grauen Armen über die zahlreiche Gesellschaft ausstreckend. Hin und wieder schimmerte auch an den Wänden ein Lichtstümpfchen. Diese Beleuchtung war aber bei dem verhältnißmäßig ziemlich geräumigen Locale nicht zureichend, um die in der That

zahlreich vorhandenen Schönheiten in ein günstiges Licht zu stellen. Nichts desto weniger zeigte sich überall ein heiterer Frohsinn. Jeder Lootse bezahlte seinen Tanz, nahm ein Mädchen in Arm und legte im Vorübergehen Hut oder Mütze aufs Orchester, was nach Beendigung jeder Tour immer einen kleinen Tumult verursachte, indem die Meisten unwillkürlich zu unrechtem Gut gelangten.

Zu den bereits Versammelten kamen immer noch Mehrere, das Zimmer war überfüllt, die neuen Ankömmlinge mußten bei dem Wirthe hinter dem Schenktische unterzukommen suchen. Nur die älteren Männer setzten sich zusammen in das kleinere Gastzimmer, das dem Tanzsaale gegenüber liegt. Die etwas vorlaute junge Brut, immer da, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, trieb sich lärmend vor der Thür der Schenke herum, balgte sich zuweilen, neckte die später kommenden Mädchen und versuchte einen Schilling von ihnen zu erpressen, wenn sie unangefochten die Thür zum rothen Wasser erreichen wollten.

Während die Jüngeren immer lebhafter und tumultuarischer im Tanzzimmer wurden, unterhielten sich die älteren Lootsen im Nebenzimmer bei einem Gläschen Portwein nach Seemannsart von Wind und Wetter. Das Letztere war schon seit einigen Tagen für Insulaner sehr ungünstig. Ein dicker, schwerer Nebel lag auf dem Meere und machte jeden Ausflug unmöglich. Dabei pfiff der Wind stoßweise so unheimlich um die Klippe, daß selbst die unternehmendsten Fischer ihre Boote wieder ans Land zogen und mit erzwungener Geduld in ihre niedrigen Häuser zurückkehrten.

„Rede was Du willst, Hakers," versetzte auf die Darlegung eines alten Lootsen ein Anderer, dessen Körperbau eine ungemeine Muskelkraft verrieth. Sein Gesicht war durch eine schlecht oder gar nicht geheilte Hasenscharte entsetzlich verunstaltet und gab ihm, wenn er lachte oder durch ein lebhaftes Gespräch heftig aufgeregt wurde, ein wahrhaft satanisches Ansehen. Dabei trank er fortwährend Grog oder Portwein und kaute Tabak, wodurch seine Stimme rauh und unverständlich klang. „Rede, was Du willst, die alte Meerkatze macht doch einen krummen Buckel. Tausend Seehunde, Hakers, hast Du sie denn nicht schnurren und knurren hören den ganzen Tag? Und das Nebelgespinnst unten und oben — sapperment, ein blankeneser Krummschnabel will ich sein, wenn's nicht 'nen derben Ruck setzt!" Und der etwas derbe Seemann trank grinsend sein Spitzglas aus und heftete die kleinen funkelnden Augen prüfend wieder aufs Fenster, um das der Nebel gleich dichtem Rauche auf- und niederwogte.

„Du brauchst nicht so zu schimpfen, Jans," erwiederte der Alte, „ein Bischen Wind bei neblichter Luft könnte uns Arbeit und Gewinn bringen. Und der wäre zu gebrauchen, Gott weiß es!"

„Ja, der weiß nichts von Dir und mir," lachte der mit der Hasenscharte, „ich bitte Dich also, laß mich das Händefalten nicht sehen. Und was sollen wir denn anfangen mit dem Wetter? Tausend Seehunde, das ist ja ein Nebel, man könnte sich Hosen d'raus schneide! Bei solchem Wetter geh' ich nicht in See, und wenn alle Krämergotter Ostindiens auf die Klippen rennen."

„Wenn Du zu faul bist, Jans, so thun es Andere. Es gibt noch wackere Jungen genug auf dem Lande, die sich nicht scheuen vor fauler See und dicker Luft."

„Daß sie der Roche stäch', die Glattbacken! Den will ich sehen, der's dem wilden Jans zuvorthut; mit eigener Hand reiß' ich ihn aus der tobendsten Brandung, wenn ihn der Sturm packt, eh' er zurück in den Hafen kommt!"

Die Umsitzenden lachten, und Hakers bedeutete den Verwegenen, er solle nicht so gottlose Reden führen, Jans aber trieb es immer toller, trank ein Glas nach dem andern, und zuletzt ließen ihn die Uebrigen ungestört bramarbasiren und schimpfen, da er in dem Rufe stand, gern Händel anzufangen, und überhaupt Gerüchte über ihn gingen, bei denen ein unbescholtener Helgolander immer die Stirn runzelt. Dennoch war Jans ein wackerer Seemann; er hatte wiederholt sein Leben gewagt, um Andere zu retten, und that auch noch im Fall der Noth vielleicht mehr, als die ruhige Ueberlegung eines vorsichtigen Lootsen streng genommen gutheißen konnte.

Ein dumpfer, in der Luft lang verhallender Schall unterbrach das Gespräch der Männer und ließ eben so schnell Spiel und Tanz aufhören. „Die See seufzt," sprach Hakers, „morgen wird's Sturm geben."

„Meerkätzchen ist falsch," sagte Jans, „'s hat Appetit nach einem Paar Landratten."

„Habt Ihr's gehört, das war ein Nothschuß!" rief einer der jüngeren Männer, die sich aus der Schenkstube drängten, den Alten zu.

„So!" versetzte Jans, „und Du hast Ohrenbrausen, Peter. Ich will Dir aber einen guten Rath geben, damit Du unterscheiden lernst. Theile Ohr und Auge, wenn Du mit Gretchen walzest, so stechen Dich meine Witze nicht."

„Ihr habt sie sicher einzustecken vergessen," erwiederte der junge Lootse, „lauf, Kleiner, da hast 'nen Schilling, geh', sag's Jans' Frau, sie solle ihrem Mann seinen Witz nachschicken. Geschwind, sonst kann er sich nicht vertheidigen."

„Tausend Seehunde!" fuhr der mit der Hasenscharte auf und drohte dem Spötter mit der geballten Faust — da drohnte es abermals dumpf wieder in der Luft, der Nebel schien zu zittern, die Knaben schrien laut auf vor Freude, alles drängte aus der Schenke ins Freie.

„Gehst Du mit in See, Jans," fragte jetzt ernst und entschieden der junge Lootse.

„Ein Nothschuß!" — „Ein Schiff in Gefahr!" — „An den Strand!" riefen tumultuarisch eine Menge Stimmen durch einander. — Die Schüsse fielen ziemlich rasch in kurzen Zwischenräumen, ein Zeichen, daß die Verirrten eine drohende Gefahr fürchten mußten. Die Nacht war trotz des Mondscheines abschreckend düster, ohne eigentlich finster zu sein. Alle Gegenstände verschwammen in ein ruhelos hin- und wiederzitterndes Grau, man konnte nicht sechs Schritte weit deutlich sehen, selbst das Licht auf dem Leuchtthurme schimmerte nur wie ein heller Kreis durch die dichten Wolken, und konnte vom Meer aus sehr leicht für den heraufsteigenden Mond gehalten werden.

Dieses Schwanken zwischen Nacht und Dämmerung mußte ein Auslaufen zur Rettung eilender Lootsen außerordentlich erschweren, und schreckte auch wirklich die Meisten von dem Unternehmen ab. Jans schwur hoch und theuer, es sei vermessen, bei diesem Nebel in See zu gehen, denn er sehe es am Schwanken und Ziehen desselben, daß in sehr kurzer Zeit ein „heftiges Wehen" sich noch dazu gesellen werde. Indeß sprachen die wiederholten und immer schneller auf einander folgenden Nothschüsse bei Mehreren die Menschlichkeit an. Peter erklärte entschieden, er gehe in See, verunglückte er, so sterbe er in seinem Berufe. Bald sprangen noch zwei junge Männer ihm bei, es gab ein kurzes Abschiednehmen, das einigen Mädchen bittere Thränen kostete, und dann stießen die wackern Männer mit ihrem festgebauten Boote kräftig in See. Nach wenig Augenblicken waren sie im Nebel verschwunden, man hörte nur ihren gleichmäßigen Ruderschlag und sah noch kurze Zeit die Lampe wie einen verhüllten Stern schimmern, die sie am aufgerichteten Mast befestigt hatten. Das Schiff mußte, dem Schalle der Nothschüsse zufolge, westlich vom Südhorne der Insel liegen. Dorthin richteten die Lootsen den Lauf ihres kleinen Fahrzeuges, während beinahe die ganze Tanzgesellschaft an der Westküste der Klippe in einzelnen Gruppen sich vertheilte, um von dort herab wo möglich Schiff und Lootsenboot nach und nach zu entdecken. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Forts.)

[Philosophie, Luther, Hegel in Frankreich, G. Sand.]

Droz hat in seiner Geschichte Ludwig des Sechszehnten eine philosophisch historische Einleitung geschrieben, wo er untersucht, inwiefern man hätte der Revolution vorbeugen können. Das heißt doch leeres Stroh gedroschen, da bekanntlich, als Lehre, keine Epoche der Geschichte für eine andere dienen kann. Die Geschichte schreitet mit der Menschheit fort, so wie aber jeder Mensch, obschon er vieles mit seinen Vormenschen gemein hat, ein besonderes Wesen ist, das sich blos nach sich innerlich herausbildet, ohne sich nach einem Beispiele zu richten, so hat jede Epoche der Geschichte ihre besondere eigenthümliche Entwickelung, die ohne Beispiel ist. Es wird kein Stein vom andern hart, sie müssen alle ins Feuer, dasselbe Feuer, das den Einen aber hart gebrannt hat, brennt den Andern nicht mehr. Neues Feuer ist nöthig. Das neue Feuer aber ist die neue Zeit. Eins nur sei erwähnt. Droz untersucht bei dieser Gelegenheit, wer Recht hat, Plato oder Friedrich der Große. Jener behauptete, die Könige müßten alle Philosophen sein, oder die Philosophen Könige. Plato war kein Dichter, denn, irre ich nicht, so verbannte er die Dichter aus seinem idealen Reiche. Man könnte zwar sagen, dies selbst sei ein poetischer überspannter Gedanke, wenigstens eine poetische Licenz. — Friedrich der Große jedoch soll gesagt haben: Wenn ich eine Provinz recht strafen wollte, so gäbe ich ihr einen Philosophen zum Gouverneur. Letzteres glaube ich nicht, denn warum suchte denn Friedrich keinen andern Gouverneur für Schlesien, das ihm so ans Herz gewachsen war? Friedrich mag dies gedacht haben, gesagt hat er es gewiß nicht, er war viel zu viel Philosoph dazu.

Nächstens wird hier eine Geschichte Luther's von Herrn Audin, dem Verfasser der Geschichte der Bartholomäusnacht, erscheinen. Der Constitutionnel gibt einstweilen einen Auszug davon. Zum voraus kann man dreist behaupten, daß dieses Buch einige Zeit das Gespräch aller Salons und den Stoff aller Feuilletons ausmachen wird. Audin ist kein trockener Erzähler, er dringt bis ins Mark seines Objects und deckt schon in der Biographie den Kern der Reformation mit ihren Tugenden und Fehlern auf. Er beweist sehr gut, daß Luther, trotz seinem eminenten Genie, das sich überall eine neue Bahn brach, nie gewagt hätte, die katholische Religion und den Papst an der Gurgel zu packen, wäre er nicht selbst in Rom gewesen, wo er Schwelgerei, Heuchelei und alles, nur keine Religion, antraf. Im Vorübergehen aber zeigt der Verfasser sehr gut, wie Luther mit seiner Ascetik kalt für jede Poesie blieb, wie er über Raphael, Dante, Angelo und Ariost stolperte, wie er das Gesicht abwendete, wenn er die Schultern der italienischen Wel-

der sah — woraus schon die Wurzel der protestantischen Prüderie entstand, die in England und zum Theil auch in Deutschland herrscht — und wie er überhaupt mehr Denker als Dichter war. In Manchem hat der Verfasser sehr recht. Die Poesie hat durch die Reformation keinenfalls gewonnen, auch die Liebe nicht. Sie mußte sich aufs neue in die heidnischen Symbole hüllen; bis man das katholische Mittelalter ausbeutete, und nur den groben Fehler beging, das Mittelalter selbst mit seinem Wahne wieder aufdringen zu wollen. Unsere Zeit hat eine andere Aufgabe. Sie soll die Poesie mit der Philosophie verschmelzen, sie soll die Poesie im Katholicismus mit der Philosophie des Protestantismus ehelich verbinden, und dies keinenfalls durch einen rückgängigen Schritt, sondern beide müssen sich einander entgegenkommen. Das eben aber ist das Haupthinderniß für den Eingang der deutschen Philosophie in Frankreich. Hegel findet das Heil der Menschheit nur in dem Protestantismus. Seine philosophische Untersuchung, sein Genie, seine Arbeiten, seine Terminologieen werden immer für die Franzosen ein Räthsel bleiben, weil man das Resultat zum voraus kennt und nie mit Ernst an ihn gehen wird. Wie anders waren unsere Philosophen im 18. Jahrhundert. Zwar nicht zu ihrem Vortheil, auch nicht zu dem des Volkes, aber sie waren doch weit entfernt, irgend ein System zur Grundlage des philosophischen Gebäudes zu legen, weil es in der Philosophie auch nie ein bestehendes System geben wird, aber wir Deutschen wollen immer bauen, und bauen immer einseitig. Die Philosophie muß es dahin bringen, daß sie mit der wahren Theologie in Eintracht leben kann, ja, daß sie sich sogar verschwistern. Hegel hatte diese Absicht, vergaß aber, daß für Preußen allein eine Philosophie zu etabliren nicht räthlich sei. Gut ist es aber, wenn die Geister in Frankreich von vorn anfangen, statt gleich das Ende auffassen zu wollen, und wirklich ist Hegel, ohne seine Vorgänger, ungenießbar. Diese Biographie aber ist so zu sagen eine Einleitung zur deutschen Philosophie und Theologie, und es scheint, als habe der Verfasser an deutscher Quelle selbst geschöpft.

George Sand hat wieder einen neuen Roman in die Welt geschickt. Er führt den sonderbaren Titel: l'Uscoque. Dies Wort bedeutet schlechtweg Pirat oder Corsar. Auch ist die Geschichte einfach, aber mit der gewohnten Energie erzählt, im Ganzen jedoch nur eine prosaische Auflösung des Corsars von Lord Byron. Sonderbar ist es mit dieser Frau, sie faßt die Gegenstände immer auf eine originelle, wenn auch rein subjective Art auf. Trotz Byron hat der Uskoke noch Interesse, und zwar in dem Genre von Leone Leoni. Wieder ist eine Nebenfigur darin, ein türkisches Frauenzimmer, Naam, die die Rolle eines Mannes, und zwar eines der kühnsten und entschlossensten spielt. Die Verfasserin denkt immer an sich. Diesmal jedoch fehlen die starken männlichen Striche, die sie gewöhnlich als Bemerkungen hinzufügt. Man sieht, George Sand fürchtet sich zu wiederholen, und zieht das objective Erzählen vor. Ihr Styl hat an Weichheit zugenommen, aber an Ausdruck verloren; bald wird sie sich Madame de Dudevant nennen müssen. Woher kommt dies, daß der Styl des Mannes mit dem zunehmenden Alter gedrängter und fester wird, während der der Weiber — und der besten — weitschweifiger wird? Freilich gibt es auch Männer, die in dieser Hinsicht Weiber sind, aber nie Weiber, die in ihrem Alter noch die Rolle eines Mannes spielen können. Sie werden sehen, die Sand ahmt noch die Sevigné nach! —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

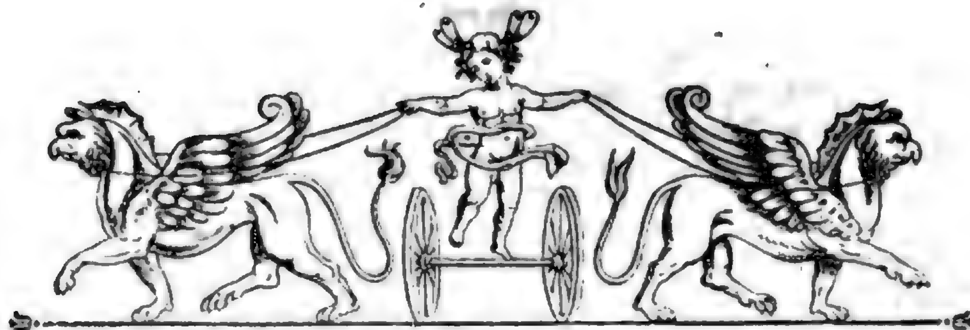
[Friedrich von Gentz und seine erste Liebe.]

Dorow, in seiner Sammlung von Denkschriften und Briefen, theilt einen Brief von Gentz mit als ein merkwürdiges Gegenstück zu den Briefen, welche Varnhagen von Ense im 2ten Theile der Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgange bekannt machte. Lasen wir von ihm den Ausspruch einer beinahe verzehrenden Liebe zu Fanny Elsler in einem Alter von 66 Jahren, so haben wir in den hier mitgetheilten Briefschaften die Liebe des 20jährigen Jünglings. Diese Briefe sind die wahrscheinlich ältesten, bis jetzt bekannt gemachten schriftlichen Denkmale des berühmten Mannes und stammen aus der Zeit her, in welcher Gentz seinem Namen noch ein e anhing. Der erste Brief zeigt uns Gentz als Bräutigam, erfüllt mit glühender Liebe zu dem geliebten Mädchen, der zweite Brief, zwei Jahre später geschrieben, stellt ihn uns getröstet über das wahrscheinlich durch seine Schuld aufgelöste Verhältniß dar. Besonders anziehend ist, was Gentz von seinen anfänglichen Zweifeln über das Gelingen seiner Liebeswerbung äußert: einmal sei er, als er sich verliebte, von einer Aussicht auf Versorgung noch weit entfernt gewesen, und dann habe ihm auch seine Jugend Hindernisse in den Weg gelegt. „Daß man," schreibt er, „im zwanzigsten Jahre in einem gewissen Verstande eben so viel Erfahrung und weit mehr gedacht haben kann, als andere Menschen im vierzigsten, das glauben die meisten Menschen nicht, und lassen sich daher nicht träumen, daß ein sehr junger Mann bessere Lebensprincipien und bessere Ehestandsgrundsätze haben könne, als einer, der acht oder zehn Jahre älter ist, d. h. acht oder zehn Jahre länger gegessen und getrunken hat." — Der Name seiner Jugendgeliebten war Bernardine.

[Nur Patienten sprechen wahr!]

Vor kurzem starb in Frankfurt a. M. der ältere regierende Bürgermeister, Ehrn Thomas. Noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er den Ausspruch gemacht, das Christenthum werde doch nicht untergehen, trotz Strauß. Hofrath Berly berichtet diese letzte Willensmeinung des älteren regierenden Bürgermeisters. Als ob nur die Patienten Wahrheit sprächen! Als ob es noth thäte, mit ihrem letzten Willen ins Feld zu rücken! Ja, als ob Strauß hiermit der letzte Stoß gegeben würde!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 228. — den 20. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Die Nacht war unheimlich bis zum Grausenhaften. Am Fuße der Klippe hörte man die wachsende Fluth brüllen, rings auf dem öden Felsen blökten eintönig, ängstlich die einsam angepflöckten Schaafe durch den Nebel. Die Möwen klagten wehmüthig und schossen so dicht am Rande des Felsens hin, daß ihr schneeweißes Gefieder auf dem schwarzen Nebelgrunde wie ein plötzlich entstehender Lichtfunken erglänzte. Aus weiter Ferne glaubte die Erwartung der Lauschenden rufende Stimmen zu hören, obwohl in Wahrheit nur die Schüsse vernehmbar waren.

Nach einiger Zeit setzte der Wind aus Südwest nach West um, in der Luft zeigte sich eine merkliche Bewegung, das Meer begann zu stöhnen und gipfelte über den verborgenen Klippen in emporstrudelndem Schaume. „Sie kriegen doch 'nen Hieb weg," sprach Jans, „wenn nur der Nebel zuvor aufflackerte, sonst treiben sie auf Möhrmersgatt zu, ehe sie die See klammern. Tausend Seehunde, da oben wirbelt's schon, wie im Trichter!"

Ueber dem Leuchtthurme rollten die Nebel in dunklen Ballen, so daß secundenlang das Licht der Laterne in hellem Glanze erschien, dann dämmerte es wieder wie zuvor unheimlich durch die Dünste. Hakers schlug in Uebereinstimmung mit einigen andern erfahrenen Lootsen vor, dicht am Absturz der Klippe Feuer anzuzünden. „Die Flammen verscheuchen die Nebel," sprach er, „und wenn die Gefährdeten nur einen Feuerschein entdecken, so können sie den Cours schon eher danach nehmen."

„Ja," erwiederte der mit der Hasenscharte, „wenn der Wind stätig und steif blieb, aber sieh mal da nach Hamilton Point! Das sind Zeichen von einem rasenden Windstoße."

Alle Lootsen richteten ihre Blicke nach dem angegebenen Puncte. Die Nebel stürzten in Masse über die Klippe ins Meer, der Leuchtthurm goß sein magisches Licht über die Insel und das noch düstere Meer, aber am Himmel blinkten hell die Sterne, und der Mond, von eilenden Wolken überflogen, wankte am dunklen Horizonte. Bald darauf heulte es in den Klüften, der Wind stieß von unten herauf mit so furchtbarer Gewalt, daß seinem Andrange dicht am Felsen Niemand wiederstehen konnte.

„Da, da!" riefen ein paar Mädchen, deren Viele mitgegangen waren, und deuteten auf die Fluth. Ein heller Stern hüpfte über die Wogen, und verschwand bald in der Tiefe, bald erschien er wieder in bedeutender Höhe, als sei er in die Luft geschleudert worden.

„Es ist Peter mit Andres und Work," sprach Hakers. „Sie haben ein schwer Stück Arbeit. Aber wo ins Sturmes Namen mag das Schiff herumtreiben! Sieht Niemand ein Fahrzeug?"

„Tausend Seehunde!" fluchte Jans, „ich will gleich mit einem Wallfische Billard spielen, wenn ich 'nen Fetzen von Segel fliegen sehe."

Es trat eine ängstliche Pause ein. Man hatte Feuer angezündet, und nährte die hochauflodernde Flamme mit Stücken einer Theertonne, daß die Felszacken, von Natur schon roth, noch röther erglühten, und der Wiederschein im hochgehenden Meere sich spiegelte. Eine Zeit lang konnten die Harrenden, gewohnt, in jedem Wetter weiter als Andere in die Ferne zu sehen, das Boot der Lootsen in dem gaukelnden Lichte verfolgen; auch die Schüsse wurden noch immer fortgesetzt, ein Zeichen, daß die Schiffer dringend Hülfe wünschten. Endlich aber verschwand das Licht im Boote auf längere Zeit. „Es muß eine Nebelschicht übers Meer streifen," meinte Hakers. Jans aber schüttelte den Kopf, legte sich auf den Bauch und kroch, so gegen den Sturm geschützt, auf die äußerste Klippe hinaus, um schärfer das Meer beobachten zu können. Als er wieder zurückkam, sagte er hohl in sich hineinlachend: „'s wird Arbeit geben, Jungens. Peter muß scheitern." —

Die Männer traten einen Schritt zurück, die anwesenden Frauen und Mädchen stießen einstimmig einen Angstschrei aus. Sie kannten die Gefahr und wußten wohl, daß an der Westküste Helgolands scheitern, unrettbar zu Grunde gehen heißt. Eins der Mädchen trat mit erkünsteltem Gleichmuthe zu den Lootsen. „Könnt Ihr sie retten?" fragte sie mit zitternder Stimme. „O, versäumt nichts! Strengt all' Eure Kräfte an, um die kühnen, aber unglücklichen Jünglinge zu retten! Wir Mädchen wollen Euch unterstützen, so gut wir können. Nicht wahr, das wollen wir?" —

Die letzten Worte richtete Marie an die Gruppe der Helgolanderinnen, die ängstlich lauschend die Mienen der Männer beobachteten. Sie selbst war, ohne es zu wissen, vor Jans auf die Kniee gesunken, und glich jetzt, da der brausende Wind ihr den Turban entführt und die loose geschlungenen Flechten aufgelöst hatte, einer schönen Büßenden, die mit liebevollem Blicke um Gnade fleht.

„Tausend Seehunde," fuhr der Lootse halb scherzhaft das schöne Mädchen an, „was sind das für unnütze Reden! Sind wir denn wilde Heiden, daß Ihr junges Blut unsere Barmherzigkeit erst durch Thränen und Händeringen flüssig machen müßt? Beim Grundhai, wenn Dein Peter zu retten ist, so soll er nicht umkommen! Hab' ich's doch selber geschworen, ihm beizuspringen, und was der häßliche Jans einmal verspricht, das hält er auch, troz dem, das er verschrieen ist als ein unbändiger Gesell, an dessen Händen Blut kleben soll. Heda, Mädel, steh' auf und fort aus dem Wege! Ihr aber, Jungens!" rief er einem Paar Nebenstehenden zu, „lauft rasch nach Hause und kommt gleich wieder mit Tauen, eisernen Rammen und haltbaren Pfosten. Nur vergeßt mir die Aexte nicht!"

Seeleute sind gewohnt, schnell und blindlings zu gehorchen, da der geringste Verzug unsagbares Unglück herbeiführen kann. Aus diesem Grunde fand Jans' Befehl bereitwillige Vollstrecker, so wenig er im Allgemeinen gern gelitten war. Seine Entschiedenheit imponirte und rasches Handeln that Noth, wenn überhaupt noch irgend eine Möglichkeit vorhanden war, zu retten. Die See, vom Sturme aufgewühlt, stieß Töne aus, die dem blutgierigen Brüllen gereizter Bestien glichen, wenn der Hunger sie quält. So weit das Auge in der Dunkelheit sehen konnte, zeigte sich eine rollende Fläche schneeweißer Hügel, die oft zu senkrechten Wänden emporsteilten und dann zerspringend mastenhoch ihren silberweißen zischenden Gischt gen Himmel schleuderten. Auf einer dieser gegen die Insel herandonnernden Wasserlawinen flimmerte zuweilen die Lampe des Lootsenkahnes, der mit unwiderstehlicher Gewalt vom Sturme und dem Strome der Brandung ergriffen gegen die zerklüfteten, gigantischen Felsenwände Helgolands getrieben ward. Am Fuße der Insel konnte man bei dem Scheine des Leuchthurmes und dem unstet wirbelnden Auflodern des angezündeten Feuers deutlich die einzelnen Klippen erkennen, von silbernem Meeresschaum umstrudelt, der von größeren Wogen nicht selten noch über sie hinweggepeitscht wurde, und dann in hundertarmigen Wasserbüscheln gleich lodernden Flammen in dem festeren Gestein der Insel selbst hinaufraste.

Die Lootsen schwankten, geschickt gegen die Windstöße balancirend, dicht an der Klippe hin, um einen Platz zu gewinnen, von dem aus ihr Rettungsapparat am glücklichsten gehandhabt werden konnte. Das Boot der Lootsen trieb immer schneller gegen die Insel; der Richtung zufolge, in der die Brandung gegen den Felsen schlug, mußte es in der Gegend scheitern, wo jetzt das Bellevue steht. Dorthin lavirte das ganze Lootsenchor, sich gegenseitig durch Taue haltend und dem Sturme trotzend. Die angezündeten Fackeln warfen ein grelles Licht auf die wilde Gruppe, und erhöhten noch das furchtbare Schauspiel der empörten Elemente, zu denen das unaufhörliche Klagen der Möwen, die scheu und ängstlich um die Flammen kreisten, eine passende Musik war.

Unweit des Bellevue sprang die Klippe in einer schmalen Abdachung sehr weit ins Meer vor und senkte

sich lothrecht in die Tiefe. Dies war der Punct, von dem aus am sichersten eine Rettung der Scheiternden möglich ward. Die ganze Länge der Insel vom Nord- zum Südhorn konnte man von jener schwindelnden Klippe aus übersehen, und bei den zahlreich angezündeten Feuern auch jede niedriger gelegene Klippe ohne Mühe erkennen. Da sich der Nebel durch den Sturm fast gänzlich zerstreut hatte, so entdeckten die geübtesten Lootsen jetzt auch eine Galeasse, die mit ungeheurer Anstrengung gegen die Wellen kämpfte, und mit völlig gerefften Segeln dennoch vom Sturme gejagt auf die Insel zutrieb.

„Die Galeasse fährt in des Teufels Rachen, wenn nicht ein Wunder geschieht," sprach Jans und trieb mit gewaltigen Axtschlägen eiserne Rammen in den felsigen Boden, daß ringsumher die Klippe zitterte.

„Du hast doch die Loose vermieden?" fragte besorgt Hakers und legte sich platt auf die Erde, um vor jeder Täuschung sicher zu sein.

„Unsinn!" versetzte Jans mit abschreckendem heisern Lachen, „denkst Du, ich habe so großes Verlangen, mit den Nixen mich herumzulangweilen? Tausend Seehunde, zuvor will ich noch ein Oxthoft Portwein saufen, und zwar mit eigener Hand geborgenen. Zum Ersaufen im Salzwasser ist's immer zu zeitig. Doch gebt Acht, Jungens, unsere drei Abenteurer fliegen da auf den Schneebergen heran, als machte ihnen dieses Schaukeln ein absonderliches Vergnügen."

Die Lootsen traten so nahe, als es der Sturm erlaubte, an den Absturz der Klippe, schwangen die Fackeln, riefen in langzitternden hohen Tönen den Schiffern zu und gaben ihnen dadurch zu erkennen, daß man sie erblickt hatte. Jans sah, platt auf die Erde gelegt, in die tosende Brandung hinab, den Kabel in der Hand, um ihn den drei Jünglingen zuzuschleudern, im Fall sie glücklich genug sein sollten, im Aufwogen der Brandung eine der Klippen zu erreichen.

„Satweg, satweg!" (südlich) rief mit vorgehaltener Hand Hakers hinunter.

„Auf die Kirche!" „Nach Modrisstak!" „Zum Thurm!" „Speathörn, Speathörn!" schrien zwanzig Stimmen noch lauter als das Heulen des Sturmwindes in den Abgrund. Die Schiffenden suchten die Weisung, so gut ihre Lage es erlaubte, zu benutzen. Scheinbar unthätig überließen sie sich ganz dem Zuge der langen, hohen Wogen. Peter, der am Steuer saß, richtete das Boot hart auf die am östersten durch den Schaum der Brandung schimmernde Klippe. „Vork, Andres!" befahl er seinen Gefährten, „laßt das Boot schräg auf die „Kanzel" rennen, und klammert Euch wie Tiger fest in das Erdreich. Die Brandung spült den zertrümmerten Kahn gleich wieder zurück in See."

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschl.)

[Salons, Cercles u. s. w.]

Merkwürdig bleibt es für Paris, daß die Salons Gefahr laufen den kleinen Cercles weichen zu müssen. Sei es aus Sparsamkeit oder Gemüthlichkeit, man zieht die kleinen Zirkel den großen Salons vor. Es ist bekannt, daß es nie Salonsfreunde gibt und neulich erst soll eine sehr geistreiche Dame ihren Gatten gefragt haben: „Was für Freunde werden wir den Winter haben?" Deswegen baut man auf die Kränzchen, wo sich vielleicht eher Freundschaftsverbindungen anknüpfen. Die artistischen Zirkel sind immer die interessantesten. Die Feuilletonisten geben nämlich der Reihe nach den Herren Künstlern und den Damen Künstlerinnen solche Soiréen und da soll es lustig und sehr witzig zugehen. Von solchen Zirkeln ist nur Gutes zu erwarten und ihr Zweck ist sehr lobenswerth. Bis jetzt trug der Constitutionnel die Krone davon und seine Soiréen sind die glänzendsten. Könnten Sie in Leipzig nicht auch solche artistische Abendzirkel veranstalten, wo die bessern Literaten, Künstler und Buchhändler sich geistig und körperlich amüsirten? Ich bin überzeugt, es gibt dort Verleger, die es so gut als Herr Véron können. An so etwas dachte Cotta nie, er, der 100 Thlr. für ein Lustspiel aussetzte und an dem er gewiß nichts verlor, so schlecht es auch sein soll. Die hiesigen Verleger und Buchhändler stehen in enger freundschaftlicher Verbindung mit den Künstlern, und ich könnte Ihnen Beispiele nennen, daß Schriftsteller — freilich berühmte, z. B. Dumas, — schon 10,000 Franken Vorschuß erhielten. — Der Proceß mit der Nachdruckergesellschaft ist noch nicht aus. Einige Schriftsteller haben appellirt, ein neuer Bericht wird an das Ministerium ergehen und es ist alle Hoffnung da, daß in dem Jouralismus kein Artikel, wenn er nicht in das Fach der Nachrichten schlägt, nachgedruckt werden darf. Das gäbe eine ganze Revolution in dem Journalismus. Aber in Deutschland erst, wie müßte es da aussehen! Wie auf einem Schlachtfelde, wo Soldaten von allen Nationen zerstreut und den letzten Athem aushauchend umherliegen *). Der Bericht übrigens erwähnt auch das deutsche Bundesgesetz vom December.

Ganz Paris wandert jetzt in ein anderes Paris aus. Schon seit einigen Jahren bemerkt man, daß der Kern von

*) Seit dem Eingehen des Phönix wird in Frankfurt am Main wieder mit aller Schamlosigkeit nachgedruckt. Das Conversationsblatt gab neulich ganz naiv den Aufsatz über den Maler Lessing, das rechtmäßige Eigenthum der hallischen Jahrbücher.

Die Red.

Paris, der sich sonst um das Palais-royal rangirte, auf die Boulevards zieht. Das „Journal de Paris" lieferte schon 25 Artikel über diesen Gegenstand, worauf die „France" die ganz einfache Antwort gab, daß ehemals die Leute alle gern in der Gegend der Hauptkirche wohnten, damit ihr Segen auf sie herabfiele, jetzt aber sich um den neuen Tempel unsrer Zeit schaaren, und dieser neue Tempel ist die Börse. In der That ist diese Bemerkung richtig und treffend. Unsere Zeit ist rein materiell, besonders hier in Paris, und die Börse ist der Tempel, in dem Jeder sein Heil sucht, obschon in neuster Zeit Viele ihr Verderben darin fanden.

Bei der neulichen Preisvertheilung der Skulptur erlaubten sich einige Zöglinge zu zischen, als die Namen der Gekrönten vorgelesen wurden. Diese Thatsache gab zu einer wichtigen Untersuchung Anlaß. In der That ist es merkwürdig, daß, obschon es bei einer solchen Anstalt nicht zu erwarten ist, daß Gunst vorherrschen soll, man allgemein bei den angehenden Künstlern Klagen über die Jury hört. In der Musik ist dies nicht ungegründet. Denn seitdem Cherubini seinen Liebling Halevy als ersten Componisten ausposaunte, scheint die Mathematik in der Musik Mode geworden zu sein. Halevy ist aber, was man auch sagen mag, nicht einmal ein bedeutendes Talent, obschon er vielen Lärm in der musikalischen Welt macht.

Eine sonderbar romanhafte Geschichte erzählt man sich hier. Schon seit Jahren macht man in Guilleboeuf Versuche, den Wrak von dem Schiffe „Telemaque," auf dem alle Kostbarkeiten Ludwigs des Sechszehnten sich befanden und das dort unterging, wieder aufzufischen. Nun sah man eine alte Dame auf jenem Quai beständig spazieren gehen, die sich mit der größten Sorgfalt nach dem Gelingen des Unternehmens erkundigte, ohne daß Jemand erfahren konnte, welches Interesse diese Frau am Telemaque habe. Endlich erfuhr man die Wahrheit. Dieses Frauenzimmer, Dem. de Bonnaire, war vor der Revolution mit einem gewissen Hrn. v. Thermes verlobt, der sich auf dem Schiffe befand und dort seinen Tod fand. Dem. Bonnaire trägt seit dieser Zeit Trauerkleider und hat alle Partieen ausgeschlagen. Nun als sie erfuhr, das Schiff werde wieder aus den Fluthen erscheinen, reiste sie schnell ab, um vielleicht ein Kästchen zu erhalten, das Hr. von Thermes auf der Brust trug und worin ihre Schwüre niedergelegt waren. Das heißt doch noch wahre Liebe, von der Jedermann wie von Geistern spricht, die aber in unserem Jahrhundert von Wenigen noch gesehen werden.

P. S. — Cassagnac ist ein wackrer Recke. Er haut nach allen Seiten, wie der deutsche Volker, mit der einen Hand um sich und hält in der andern die Leier. In seiner neuesten Replik beweist er, daß die so gepriesene Tragödie Racine's, „Athalie," die Alle als ein echtes biblisches Meisterstück betrachten, nichts als eine travestirte Copie des Jon von Euripides ist. Cassagnac stellt Euripides und Racine dicht neben einander und läßt sie selbst sprechen. Was werden die sogenannten Classiker stutzen, denn Cassagnac ist zwar kein Hugo, kein Dichter, aber ein tüchtiger gefährlicher Kritiker, der viel Sprachkenntnisse besitzt.

Eine Anzahl deutscher Jünglinge haben hier einen Gesangverein gebildet. Ein junger Componist aus Frankfurt am Main, Herr Neeb, ist der Director dieses vaterländischen Vereins.

Notizen.

[Wieland gegen die Deutschen als Nation.]

Hofrath Dorow theilt im zweiten Bande seiner interessanten Denkschriften und Briefe einen Brief von Wieland mit, der einen merkwürdigen Widerwillen gegen Deutschland ausspricht. Man hat in unserer Zeit jedes strafende Wort gegen deutsches Wesen, so ehrlich, so schmerzlich tief, so echt deutsch es auch aus dem Herzen kam, als Verrath und als Bosheit bezeichnet; mag man nun hören, was ein Mann der alten guten Zeit, freilich als jugendlicher Tollkopf, über uns äußerte im Moment gerechten Unwillens. Es ist derselbe Wieland, der sich später lächelnd im Fürstensalon so wohl gefiel; er schreibt im Jahre 1753 aus Zürich: „Meine Entfernung von den Deutschen (gegen die ich aus guten Ursachen so viel Widerwillen und Verachtung trage, als man, ohne gegen die wenigen einzelnen guten und schätzbaren Personen derselben ungerecht zu sein, gegen eine ganze Nation tragen kann) ist mir bisher so lieb gewesen, daß ich nicht gedacht habe, ihnen jemals näher zu kommen." Weiterhin erklärt Wieland, daß ihm die Schweizer-Freiheit, so unscheinbar und Manchen sogar verächtlich sie auch bedünken möge, ihm unentbehrlich geworden sei, und daß er ungern nach Deutschland, dem „hellen, geräumigen, angenehmen Gefängnisse" zurückkehre, welches eben nur durch einzelne treffliche Freunde erträglich werden könne.

[Mozart's Zaide.]

Noch im December d. J. soll endlich die längstverheißene Oper Mozart's im Clavierauszuge erscheinen, in Offenbach bei André. Laut eines gedruckten Circulars hatte der bekannte Capellmeister A. André im J. 1799 von Mozart's Witwe sämmtliche hinterlassene Manuscripte an sich gekauft, worunter sich auch die Partitur der obgenannten Jugendarbeit des großen Tonkünstlers befand.

[Kalliwoda.]

Wir hörten im siebenten Gewandhausconcert in Leipzig eine Symphonie von Kalliwoda, die F-moll, die erste von den dreien, die er schrieb. Das herrliche Adagio gehört vielleicht zu dem Schönsten, was in neuester Zeit gesetzt ist, so rund, voll, zart und kräftig, wenngleich ohne gewagte Neuheit. Der dritte Satz ist nachlässig gearbeitet und steht gegen die übrigen sehr zurück. Jedenfalls aber ist diese erste seiner Symphonien die beste; an der dritten, die contrapunktisch sehr durchgearbeitet ist, klagt man über abstruse Härte. — Kalliwoda ist gegenwärtig noch immer in Hechingen. Lebte er an einem frequenteren Puncte, man machte weit mehr Lärm von ihm.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags. — 229. — den 22. November 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rußland und die Ostseeprovinzen.

Von Megas Basileus.

Wir fühlen es Alle, daß unserm Jahrhundert in der Reihe der Geschlechter eine große Bestimmung geworden ist. Wir stehen voll Schauer vor der Zukunft, die Ereignisse gebären wird. Dunkle Mächte nahen; wir fühlen das Wehen der Schatten, die ihnen voranschreiten. Was ist die Geschichte gegen das, was werden wird? Während das westliche Europa in vulkanischen Gebilden stürzt und steigt, schwellen zu beiden Seiten jenes alten Vaterlandes aller Wissenschaft und milder Sitte zwei riesenhafte Massen des Ostens und Westens in stiller Macht immer wunderbarer an, das freie America und die slavische Völkervereinigung, welche Rußland heißt. Beide sind Geschöpfe des Geistes der neuern Zeit, beide waren lange Jahrhunderte hindurch ohne Leben, beide wurzeln nicht im Mittelalter.

Seit einem halben Jahrhunderte sind große Geschicke über Europa hereingebrochen. Aber einen so mächtigen Wendepunct in der innern Geschichte des Menschengeistes sie auch bezeichnen, ihre Wichtigkeit wird vielleicht von dem stillen Werden der Dinge übertroffen, deren dunkle Geburt in Osten vor sich geht. Das Alterthum wurde von Rom überfluthet; später gründeten die germanischen Völker eine Weltherrschaft; man hat den slavischen eine gleich große Rolle geweißagt.

Erstaunen und Schreck ergreift uns, wenn wir den Gang zunehmender Größe verfolgen, den Rußlands Ländergebiet bisher gewonnen hat. Nach Norden hat es keine Gränzen, als „die lebend'ge Zeugungskraft der Erde." Dort in unwirthbaren Landstrichen, wo der Kornbau kaum mehr möglich ist, besitzt es ein Meer und einen Hafen, und bis an jene Mauer hat es sich gewagt, die von eisiger Erstarrung aufgethürmt wird. Die rauhen Hochebenen des innern Asiens, der unwegsame Kaukasus mit seinen leicht zu schließenden Pforten, die Sümpfe des caspischen Meeres, das schwarze und baltische Meer, jene beiden eben so leicht zu schließenden Binnengewässer, zu welchen sogar feindliche Länder den Zugang sperrten, alle diese natürlichen Fesseln hat Rußland gesprengt. Es drang in die Schneewüsten jenseit des Ural, bis zum Altai und stillen Ocean, es legte dort Häfen an, es trat mit China in Berührung, es setzte nach America hinüber, am Ufer des weißen Meeres, wo das Quecksilber friert, gründete es einen blühenden Hafen; es überstieg den Kaukasus, an dessen Fuße Cyrus umgekommen; wie einst die Mongolen ist es bis Schlesien vorgedrungen; das Volk der unendlichen Ebene gewann zwei neue Meere für sich, die es emsig benutzt, und über die es sichtlich hinausstrebt. Rußland besitzt die deutschen Ostseeprovinzen, wo einst das Mittelalter war, wo Ritter, Bischöfe, Fehden, städtische Gemeinden, Klöster und Dome gewesen, wo noch Burgtrümmer auf den Bergen von jenen vergangenen Zeiten zeugen. Durch Lieflands und Kurlands Besitznahme trat Rußland in das Gebiet der Länder des Mittelalters, durch Eroberung der Krimm in das Gebiet des Alterthums; auf Kosten Persiens und der Tür-

Digitized by Google

kei nahm es das Morgenland in sich auf. Rußland besitzt jene Halbinsel, wo einst Iphigenia Priesterin war, wo milesische Pflanzstädte blühten, die von Mithridates, von den Römern, von den Genuesern beherrscht wurde. Wie die Küstenländer der Ostsee dem Kreise germanischen Lebens angehörten, so gehörte die Krimm zu Griechenland und Italien. Rußland eroberte mit ihr ein Weinland; der Wein ist eins seiner Producte; es verfertigt orientalisches Rosenöl in Tiflis; es hat den besten Thee aus China; es besitzt Kurland, welches Kurland eine der Antillen besaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lootsenerzählungen.

(Beschluß.)

Ein stummes Nicken bezeichnete die Zustimmung seiner Gefährten. Eine haushohe Welle hob den Kahn in kühnen Bergen über die gefährlicheren niedrigen Klippen, ein furchtbarer Stoß zerbrach ihn, das gefährliche Manöver gelang vollständig. Die Lootsen waren augenblicklich gerettet, schwebten aber jetzt in nicht minder großer Gefahr, von den nächsten Wellen entweder hinweggeschwemmt oder durch das Heranstürzen der losgerissenen, oft centnerschweren Felsstücke zerquetscht zu werden. Eine Zeit lang hingen sie wie Möwen zusammengekrümmt auf der abschüssigen Klippe, von Schaum überdeckt und von Seetang abenteuerlich umkränzt, wie Opferthiere, die man zum Tode führen will. Indeß verließ die glücklich Gestrandeten ihre Geistesgegenwart keine Minute. Sie erwiederten mit lautem Rufen das Halloh und Hurrah ihrer Landsleute und sahen nun schon den rettenden Kabel über die Klippe herabrollen. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen, das Tau zu erhaschen, kam es endlich mit lebensgefährlichem Wagen in ihre Hände. Jubelnd glitt nun ein zweites und drittes an der dünnen Brücke herab, dem eben so viele gewichtige Stöcke folgten. Mit gewandter Hand schlangen sich die Jünglinge in künstlicher Verschürzung die Taue um Leib und Brust, jeder ergriff einen der Stöcke und ward so, vom Sturme oft wie ein Kreisel hin und her geschüttelt, glücklich auf die Insel heraufgewunden.

Ein allgemeiner Ruf der Freude empfing die Ermatteten, Halbtodten. Marie gebehrdete sich wie närrisch. Sie kniete neben Peter nieder, legte seinen Kopf in ihren Busen, weinte, lachte, sprang auf, betete und bedeckte den Geliebten dann wieder mit den heißesten Küssen.

„Jetzt fort!" sprach Hakers, „greift zu, Jungens, und reißt die Rammen wieder aus, denn die Mannschaft dieses unglücklichen Schiffes ist nicht zu retten. Es treibt gerade auf die Insel zu und muß untergehen mit Mann und Maus."

„Noch nicht!" rief Jans. „Tausend Seehunde, denkt Ihr denn, wenn ich einmal ans Retten Hand lege, ich werde mich mit drei Helgolandern begnügen? Noch ein Paar Rammen her und frisch zu sie immer eingekeilt in die Felsspalten. Heut' Nacht trägt uns die Klippe noch allesammt. Ich aber bleibe hier liegen, schreie meine Befehle den Schiffern zu, so gut es gehen mag, und kann es nicht steuern, wie ich rathe, so ist es doch immer möglich, daß beim Scheitern Einer oder der Andere am Leben bleibt. Tausend Seehunde, und die will ich heraufwiegen, als wären's ein Paar Ballen Zucker!"

Mehrere der Lootsen riethen von diesem Vorhaben ab, die Unwahrscheinlichkeit der projectirten Rettung ihm vorstellend. „Wirthschafte nur wenigstens nicht wie ein Toller auf dem Horne herum," sprach Hakers. „Du weißt, unsere Insel hat auch ihre heimtückischen Launen. Vorm Jahre erst brach nahe am Trichter eine ganze Wand zusammen, auf der Tages zuvor noch ein lustiges Brautpaar mit einander gescherzt hatte. Sieh her! die Loose sind weit und tief. Dieses Einschlagen von Keilen erschüttert den trügerischen Fels, und wenn der Brocken inwendig hohl sein sollte, so könnte das ein gräßliches Unglück geben."

Jans aber hörte nicht auf die Vorstellungen der Umstehenden. Wie bei Allem, was er trieb, thätig und ganz dafür eingenommen, hatte er auch jetzt nur Sinn für das heranschwimmende Schiff. Er traute sich etwas zu; denn noch immer waren ihm auch die schwierigsten Unternehmungen dieser Art geglückt, mochten sie nun zur Rettung oder zum Verderben Andrer von ihm vorgeschlagen worden sein. Vielleicht war es auch der Kitzel nach Ruhmsucht oder Aussicht auf möglichen Gewinn, wenn ihm das unerhörte Wagstück gelang.

„Schiff ahoi!" rief er mit Donnerstimme von der Klippe hinab. „Halt Backbord, hart an Backbord! Immer Nord bei Nordost!" Dann zu den Helgolandern gewandt: „Keilt die Taue fest, denn ohne Knax kommt die Donna doch nicht fort. 'S ist ein Spaniole, tausend Seehunde, ein gewürzduftender Spaniole!" Und der kolossale Lootse sprang jauchzend auf, tanzte, sang und lärmte auf dem Felsen herum, als hätte er schon tausend Dublonen in der Tasche.

Mittlerweile wendete sich der Wind um ein Weniges nach Süden. „Immer härter Nord bei Nordost!“ schrie abermals Jans von der in blutrothem Wiederschein der Fackeln schimmernden Klippe. Dennoch war die Gewalt der Wogen zu mächtig, das Schiff gehorchte dem Steuer nicht, es trieb immer mehr auf die Insel zu. Die Helgolander standen sprachlos, ohnmächtig in ihrem Drange zu retten, und starrten in die weiße Fluth hinab, die nach wenigen Minuten das Fahrzeug rettungslos verschlingen mußte. Noch einmal dröhnte dumpf durch das Geheul des Windes und der Wellen ein Schuß, wie der letzte Angstruf der Verzweiflung; die Möwen klagten und umflatterten in zahllosen Schaaren die Galeasse, als wollten sie der Mannschaft Trost zusprechen bei dem gewissen Untergange. Da sprang Jans wieder an den äußersten Rand der schmalen Felsenwand. „Noch drei Keile in den Boden!“ befahl er, „und Taue darunter geschlungen, rasch! Mir die Enden! Ihr schwingt die Fackeln, ich rufe und schleudere die Taue hinunter. Wer dann geschickt zu scheitern versteht, der kann noch wie eine Meerkatze zu uns heraufkriechen.“

Jans' Anordnungen wurden abermals befolgt, aber während die Keile den felsigen Boden durchbohrten und die geschwungenen Fackeln ein wüstes, grelles Licht weit umher verbreiteten, scholl von unten herauf, wie aus dem Schooße der Erde, ein dumpfes Krachen. Instinctmäßig sprangen Alle mehrere Schritte zurück, der alte Hakers schrie mit verzweifelndem Rufe: „Jans, rette Dich!“ Aber die Mahnung kam zu spät. Die ganze Klippe, schon längst morsch und nur locker noch mit dem Rumpfe der Insel zusammenhängend, trennte sich, durch die wiederholten Schläge der eingerammten Keile erschüttert, mit einem Male krachend von dem übrigen Felsen. Jans sprang zwar auf, aber schon neigte der Fels sich zum Sturze, und riß den Lootsen hülflos mit sich in die Tiefe hinab. Eine Zeit lang sah man nichts, als einen Dunst von röthlichem Staub, von unten herauf brüllte die See, daß alle Anwesende ein namenloses Grauen ergriff, die Fluth schäumte berghoch auf und schleuderte, vom Druck der ungeheuren Felsmasse erfaßt, Woge auf Woge zurück ins offene Meer. — Dieses Ereigniß rettete die Galeasse. Die rückwärts rollende Brandung gab dem Schiffe eine andere Wendung und brachte es aus dem Bereiche der Klippen. Schnell setzte der Kauffahrer ein Paar Segel auf, da der Sturm etwas nachgelassen hatte, und zog, obwohl in seinem ganzen Bau erzitternd, stolz an Helgoland vorüber.

„Armer Jans,“ sprach Hakers nach der ersten Bestürzung, „Dir ist nicht mehr zu helfen. Dein Andenken soll aber nicht vergessen werden. Kinder und Kindeskinder sollen sich Deiner erinnern und Deines Muthes. Fortan heiße diese Klippe Selge Hörn.“

Alle Helgolander bestätigten die Klippentaufe, und wenn ein Fremder sich um die Insel fahren läßt und die zerborstenen Felszacken auf sich herabdrohen sieht, so legt der Lootse sein Ruder in den Nachen, deutet nach der steilen Klippe und spricht: „Dat is Selge Hörn,“ zu deutsch: „des Seligen Horn.“ Und wer den Helgolandern, ohne neugierig oder zudringlich zu erscheinen, beizukommen versteht, dem wird der Grund dieser Benennung nicht lange verschwiegen; denn auch der Helgolander ist eitel. —

Correspondenz.

Aus Hamburg.

[Physiognomisches, neue Bauten.]

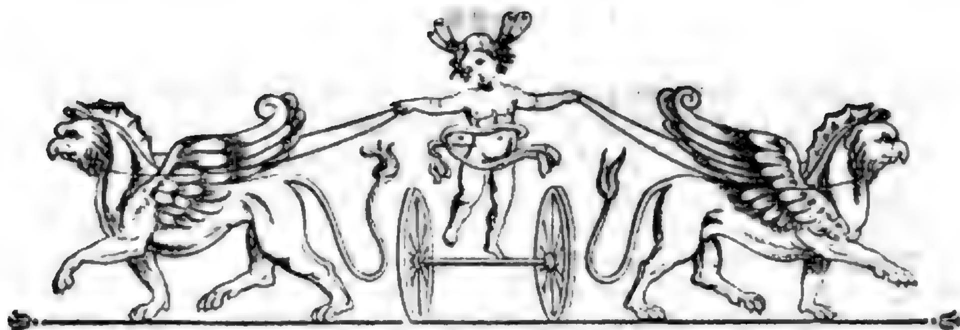
Immer mehr und mehr streift diese alte Hansestadt ihr ehemaliges, mit niederländischen Elementen so stark gefärbtes, reichsstädtisches Gewand von ihren Gebäuden wie von ihren Bewohnern ab, obwohl sie wohl nie ganz diesen durch eine Reihe von Jahrhunderten ihr so tief eingedrückten Charakter verlieren und das Prädicat einer schönen Stadt jemals für sich in Anspruch nehmen möchte. Aber Hamburg ist doch ohne Widerstreit in einem lebhaften und erfolgreichen Streben nach einer heiteren Form und einer größeren geistigen Lebendigkeit und Regsamkeit begriffen, das schon gegenwärtig schöne Früchte getragen hat und in Zukunft noch ein Mehreres verheißt. Zahlreiche finstre Häuser der Vorzeit, ja selbst ganze Straßen, weichen, wie die Perrücken der hiesigen Geistlichkeit, diesem Streben und machen freundlicheren, dem lichten Geschmacke unserer Zeit mehr entsprechenden Gebäuden Platz. Betrachtet man alle diese Neuerungen und wie nicht allein die Steine, sondern auch die Menschen sich hier verändern, so muß man wirklich befürchten, jene alte so originelle hamburgische Race unter den mächtigen Einflüssen der unsere Zeit erregenden Ideen und der hier unausgesetzt Statt findenden Einwanderung neuer Bürger bald gänzlich dahinschwinden zu sehen. Mit dem Aussterben dieser Menschengattung geht freilich für die hiesige Gesellschaft viele Solidität und Ehrlichkeit, viele Geradsinnigkeit und Frömmigkeit mit verloren, aber auf der anderen Seite wird auch wiederum eine solche Masse von Geistesdumpfheit und Geistesrohheit, von Phlegma und Materialismus dadurch zu Grabe getragen, daß man im Ganzen wegen dieses Verlustes ihr nur Glück wünschen kann und die hiesige Civilisation sich dadurch einer großen widerstrebenden Macht endlich entledigt sehen möchte. Nur sehr wenige ganz ungetrübte Elemente der reichsstädtischen Vorzeit dürften sich hier noch bemerklich machen, und nur die Verfas-

fung, für die der Hamburger im Allgemeinen, sei es aus alter Dankbarkeit und aus historischen Erinnerungen, oder weil er wirklich an ihre absolute Vortrefflichkeit glaubt, eine große Vorliebe zeigt — ist hier noch rein traditionell und hat ihre Formen fast noch treuer zu bewahren gewußt, als die chinesische Verfassung die ihrigen. Sinecuren im Gewande von öffentlichen Aemtern, Aristokratismus der Geburt wie des Geldes in Besetzung der wichtigsten Staatsstellen, und vor allem ein den Vatican fast beschämender Nepotismus, sind hier noch immer sehr beliebt und erfreuen sich einer allen Glauben übersteigenden Toleranz. Ich könnte zur Erhärtung des Gesagten viele Belege beibringen, und wie ein sehr hochgestellter Mann durch seine Erhebung zugleich die Versorgung seiner zahlreichen Verwandten begründete. Man lachte, man witzelte, aber man nahm keinen Anstoß daran, und auch Ersteres wäre wahrscheinlich unterblieben, wenn nicht zufällig dieser Mann eine etwas zu ausgebreitete Vetterschaft gehabt und die verwandtschaftliche Camaraderie fast die Hälfte der öffentlichen Bedienungen für gute Prise erklärt hätte. Zwischen Alt- und Neu-Hamburg bildet die französische Occupation, oder wie man hier a potiori dieselbe benennt, die Belagerung, die Scheidewand. Die Belagerung ist für die Geschichte Hamburgs ungefähr dasselbe, was für die Universalgeschichte der europäischen Menschheit die Völkerwanderung ist. Gleich dieser begrub auch jene eine alte Welt, um eine neue aus ihren Trümmern entstehen zu lassen. „Vor und nach der Belagerung" sind daher zwei zur Bezeichnung der hiesigen Verhältnisse höchst nothwendige Worte. Vor der Belagerung war der Charakter Hamburgs ein mit vielen niederländischen Ingredienzien versetzter reichsstädtischer, nach der Belagerung bietet es uns das Schauspiel eines gegen diesen Charakter vornehmlich unter den Feldzeichen Englands geführten Kampfes dar, der gegenwärtig, wie gesagt, wenig mehr von den alten Zuständen übrig gelassen hat. Die Anglomanie geht hier so weit, wie sie außer England überhaupt nur ein Volk treiben kann, wenn es nicht ganz seine Nationalität dabei einbüßen will, und Hamburg gibt noch um vieles mehr einen Stapelplatz für englische Sitten, als für englische Waaren ab; es gehört zur Hälfte England und über dessen Sprache wird zuweilen die einheimische vergessen, wenigstens habe ich mehrere Engländer gekannt, die sich darüber beschwerten, in Hamburg nicht deutsch lernen zu können, weil sie überall in ihrer Muttersprache angeredet würden, und sich deshalb nach einem andern Aufenthaltsorte umsehen mußten. Noch in weit größerem Maaßstabe, als Hamburg sich verjüngt, vergrößert es sich, und ein großer, um nicht zu sagen, der größte Theil dieser Stadt, liegt schon außerhalb der Wälle, wenn anders dieser sterile Name für den Raum paßt, der sich mit seinen Bäumen und Blumen wie ein grünes Eden um jene gewaltige, in Dünste eingehüllte Steinmasse der eigentlichen Stadt schlingt. Hamburg scheint ein ungeheurer Steinpolyp zu sein, der seine aus Häusern gebildeten Fangarme weit in die Gegend hineinstreckt, um alles Nahgelegene damit zu packen und zu einem Theile seiner selbst zu machen. Chausseen sind die Approchen und Laufgräben, der es sich zu diesem friedlichen Eroberungen bedient, ihnen folgen bald Häuser nach, eine Straße bildet sich, und die Vereinigung sieht sich bewerkstelligt. —

Hamburg hat bekanntlich eben so wenig einen Ueberfluß an schönen öffentlichen Gebäuden, wie an derartigen öffentlichen Plätzen, und nehmen wir das riesige, seiner Bestimmung gewiß so sehr entsprechende Krankenhaus außerhalb der Stadt etwa davon aus, so scheint die schöne Baukunst es gerade nicht zu sein, die hier die öffentlichen Gebäude in neuerer Zeit aufgeführt hat. Das Schauspielhaus ist eine längst besprochene und abgesprochene Erscheinung, und ich will nicht auf selbiges hier wieder zurückkommen, und seine äußerliche Verdammung aus ästhetischem Gesichtspuncte abermals aussprechen, wie es schon früher so häufig von andern einsichtsvolleren Leuten geschehen ist. Jetzt gerade beschäftigt man sich wiederum mit zwei öffentlichen Bauten, mit dem Bau einer neuen Börse und dem einer gelehrten Schule, des sogenannten Johanneums; wovon der erstere erst recht begonnen, der letztere bereits vollendet ist. Der Bau einer neuen Börse, die diese opulente Handelsstadt in allen ihren Einzelnheiten würdig vertrete, stieß gleich anfangs auf kaum zu beseitigende Schwierigkeiten, da man durchaus keinen schicklichen Platz für sie auffinden konnte. Endlich mußte die öffentliche Dankbarkeit den materiellen Interessen der Gegenwart weichen, und der mit dem erst vor wenigen Jahren unter vielen Reden und Feierlichkeiten eingeweihten Denkmale des Grafen Adolph von Holstein geschmückte, so unansehnliche Adolfsplatz wurde als der Raum bezeichnet, der diesen Markt des Lebens statt seiner früheren Kirche tragen sollte. Diesen kleinen Platz schlossen nämlich vormals die in Folge eines Gelübdes des gedachten Grafen errichteten Mauern der alten Maria-Magdalena-Kirche ein, worin derselbe nach glücklich vollbrachter Befreiung Holsteins und Hamburgs von der dänischen Herrschaft seine erste Messe las. Wenn nun auch diese an sich so unschickliche und einen kaum begonnenen Act der Dankbarkeit so rasch unterbrechende Wahl durch die so beengte Localität Hamburgs eine hinreichende Entschuldigung findet, und dieser mit ehemaliger Frömmigkeit und Theologie gedüngte Boden gewiß die kaufmännischen Speculationen im geringsten nicht beeinträchtigen wird, so dürfte trotz aller Abbrechungen der benachbarten Gebäude doch dieser Platz noch immer viel zu klein bleiben, um auf diesen Bau eine genügende Fernsicht zu eröffnen. Ueber die Beschaffenheit des Gebäudes selbst, kann man sich noch keine rechte Vorstellung machen, und es muß daher bei dem Uneingeweihten noch dahingestellt bleiben, ob diese neue Börse sich aus dem Plane eines einzigen Baukünstlers, oder, wie es früher hieß, aus einer Compilation mehrerer desfalls eingesandter Risse erheben wird; möchte auch ersteres aus leicht ersichtlichen Gründen entschieden den Vorzug verdienen, und nur so dieses Gebäude befähigt werden, ein harmonisches, eine einzige große Idee repräsentirendes Ganze abzugeben und mit dem Auge des Beschauers eine deutliche steinerne Sprache zu sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 230. — den 23. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rußland und die Ostseeprovinzen.

(Fortsetzung.)

Und überall wundergleiche Erfolge! Im unwirthbaren Norden, unter Sümpfen, mitten in einer Wüste, wo die Natur alle Bedingungen der Größe versagte, entstand Petersburg; unter dem 60sten Grade gelegen, in der Nähe feuchter und kalter Seen, von unfruchtbaren, ungesunden Moorstrecken umgeben, wo kein Frühling ist, wo die Sonne nicht scheint, wo kein Apfelbaum fortkommt, wo ewige Winde blasen, wo das Leben eine Last war und nur elende Fischer ein sieches Dasein fristeten, ist Petersburg eine prächtige, genußreiche Weltstadt geworden. Petersburg hat dazu nur ein Jahrhundert gebraucht, Odessa ist seit Menschengedenken angelegt worden. Odessa hatte keinen Hafen; er mußte erst künstlich geschaffen werden; kein Fluß, der es mit dem Innern verbände, die Gegend eine verbrannte Steppe, wo ewiger Staub wirbelt, wo kein Baum grünt, wo die Heuschrecken in verwüstenden Schaaren nahen. Odessa ist durch die Dardanellen geschlossen, Petersburg durch den Sund. Einen großen Theil des Jahres ist die Schifffahrt auf dem gefährlichen schwarzen Meere wegen der Stürme, auf dem baltischen wegen der Stürme und des Eises unmöglich. Und dennoch und trotz all dem, welcher Handel, welche Pracht, welcher Reichthum! Dampfwagen gleiten über Eisenbahnen, Linienschiffe laufen von Stapel, Paläste und Magazine strahlen von Gasflammen, die Sontag singt, die Taglioni tanzt, Humboldt reist. In der Eremitage hängen Claude Lorrain und Murillo, Sanskrit und mongolische Literatur finden ein eifriges Studium, tropische Pflanzen blühen in botanischen Gärten, in reichen Sternwarten stehen Refractoren. Garden zu Fuß und zu Pferde glänzen in Scharlach, Gold und Silber, russische Schiffe umsegeln die Welt, russische Maler studiren in Rom, alle Höfe umzieht die russische Diplomatie mit feinem Gewebe, russische gelehrte Reisende bestimmen die Barometerhöhe des caspischen und schwarzen Meeres. Und in demselben Lande hetzte Iwan II., der Zeitgenosse Heinrich's IV. von Frankreich, Bären unter das versammelte Volk, und ließ den Vätern oder Söhnen der Zerrissenen Geld austheilen, mit dem tröstenden Zusatz, der Czar und sein Hof hätten sich an dem Anblicke recht wohl ergetzt. In demselben Lande war es vor anderthalb Jahrhunderten bei Lebensstrafe verboten, sich ins Ausland zu begeben. Im demselben Lande befahl Katharina I. durch einen Ukas den russischen Damen, sich des Branntweins zu enthalten, den russischen Herren, sich nicht vor 9 Uhr Abends zu betrinken!

„Die Gesittung," sagte Peter der Große in einer Rede, die er 1714 in Petersburg auf der Schiffswerft hielt, „die Gesittung ist von Griechenland ausgegangen. Vielleicht wird sie aus Deutschland, Frankreich und England, wo sie jetzt wohnt, einst zu uns Russen herüberziehen, um von hier wieder nach Griechenland zurückzukehren." — Nach Griechenland zurückkehren! Vielleicht im Gefolge der russischen Waffen! — Wer möchte nicht das schöne Constantinopel besitzen? Drei Welttheile hal-

ten es huldigend auf ihren Schilden, und wenn der Monat Mai, wie Logau singt, ein Kuß ist, den Himmel und Erde sich geben, so ist Constantinopel der Kuß Asiens und Europas, denn in dem Bosporus, dem lieblichen Flusse, spiegeln sich die Platanen des Serails und die Cypressen Skutaris. Dorthin führt die Strömung der Wasser von den Küsten Tauriens; dorthin segelten schon im 10. Jahrhundert Oleg und Igor mit verwüstenden Flotten; und dort wird einst, wie eine türkische Sage lehrt, ein nordischer Eroberer auf die Gräber der Gerechten seinen unheiligen Fuß setzen.

Eine allgemeine Sehnsucht zieht die nordischen Völker nach Süden. In Constantinopel sind die Schätze, die Genüsse, die wollüstigen Bäder des Morgenlandes. Dort ist das milde Land des Oelbaums, des Mais, der Seide, der Baumwolle, des Weines, der Waffen und Rosse, der Perlen und Rosen.

Russische Officiere haben in der Morgenfrühe Boden und Befestigungen Constantinopels aufgenommen; andere Officiere haben nach Wegen durch die Tatarei forschen müssen; Karten Persiens hängen im auswärtigen Cabinet zu St. Petersburg. Wenn die Pläne reifen, wenn Constantinopel russisch ist, dann hat eine neue Offenbarung der Geschichte begonnen.

Es ist eine ernste Angelegenheit, dies russische Volk und seinen geistigen und sittlichen Zustand zu begreifen. Deutschland hat die Russen nur auf kriegerischen Durchzügen in der Nähe gesehen, und doch gibt es, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, keine für die Völker weniger ehrenvolle Repräsentation, als durch ihre stehenden Heere. Rußland besitzt einige deutsche Provinzen, und hier lassen sich lehrreiche Beobachtungen über den großen Unterschied der russischen und deutschen Volksthümlichkeit anstellen. Liefland, Esthland und Kurland sind deutsche Ansiedelungen, gleich allen Ländern jenseit der Elbe, welche ebenfalls erst später durch Unterjochung der Slaven für Deutschland gewonnen wurden. Deutschlands Mittelpunct rückte immer weiter nach Osten; Lothringen, Elsaß, Niederlande und Schweiz rissen sich ab, und wenn jetzt eine Reichsversammlung zu Speier oder Worms gehalten werden sollte, an welchem Ende, in welcher Ecke des Landes wäre es! Die Bevölkerung Schlesiens und Preußens, die zur Hälfte slavische Bestandtheile enthält, ist nicht so reinen Blutes, als die Bewohner der russischen Ostseeprovinzen, die mit unterdrückten Ureinwohnern nicht zusammenschmolzen. Aber eben weil sie blos herrschten, fehlte ihren Staaten die Grundlage. Inmitten streitender Nachbarn gelegen, wurden diese Länder der Schauplatz verwüstender Kriege; sie wurden die Beute des Einen und des Andern. Walter von Plettenberg, der große liefländische Heermeister, schlug zwar mit geringem Volke in zwei gefeierten Schlachten den Moskowiter, aber diese vorübergehende Kraft rieb sich um so mehr auf, als Ritterschaft, Bischöfe und Städte in Zwietracht und Fehde standen. Nachdem Liefland lange in verzweiflungsvollen Kämpfen mit den Russen, von diesen unmenschlichen Feinden mit Feuer und Schwert war durchzogen worden (Iwan Wasiljewitsch schleppte z. B. sämmtliche Einwohner Dorpats ins Innere seines Reiches), nachdem es polnisch und schwedisch gewesen, wurde es mit Esthland endlich durch Peter I. eine bleibende Eroberung Rußlands. Kurland erhielt sich bis vor einem halben Jahrhundert unabhängig, und hat noch jetzt eine bestimmtere Physiognomie. Es blühte unter seinen Herzogen durch Wohlstand, Handel und Verbindungen. Herzog Jakob, Pathe Jakob I. von England, Schwager des großen Kurfürsten, stiftete eine Colonie auf Tabago, und hielt zu Mitau einen glänzenden Hof mit Marstall und italienischer Oper. Kurland besaß eine Seemacht, und ein blühender, weise gepflegter Handel gab dem Ländchen einen Reichthum, der noch jetzt nicht ganz zerflossen ist. Leider war das Band mit Brandenburg nicht innig genug, leider hatte der deutsche Orden, als sich die Schwertbrüder in Liefland mit ihm vereinigten, selbst nicht stützende Kraft genug, als daß sich die Ostseeprovinzen, einem würdigen Geschick entgegengeführt, dem großen deutschen Staate an der Ostsee, der sich allmälig bildete, und dem sie naturgemäß angehörten, hätten anschließen können. Deutschland, im Westen seine edelsten Glieder aufgebend, innerlich zerrüttet, that nichts zur Erhaltung seiner Glieder im Osten.

Die Ostseeprovinzen haben sich unter russischer Herrschaft keineswegs gehoben. Die Leibeigenschaft, ein Erbstück mittelalterlichen Glaubenseifers, hielt bis vorgestern den Ackerbau zurück. Sie wurde unter Kaiser Alexander aufgehoben, und hier zeigte sich, daß die allmächtige Selbstherrschaft zuweilen höchst wohlthätig werden kann. Die Aristokratie wagte gegen eine Maßregel der Befreiung und Menschlichkeit, die sie verabscheute, keinen Widerstand; sie gab lächelnd selbst die Hand dazu, und scheinbar einverstanden, suchte sie so viel zu retten und so wenig zu gewähren als möglich. Die Leibeigenen wurden kopfsteuerpflichtige Fröhner. Die Befreiung hat bis jetzt nicht die auffallenden Früchte getragen, die man erwartete. Denn welches Geschlecht empfängt die Freiheit aus den Händen der Unterdrückung, die Jahrhunderte gedauert? Und welches Unheil muß es bringen, zwei Bevölkerungen

verschiedenen Stammes, neben oder vielmehr unter und über einander bestehend? Auch die Städte haben keinen grossen Aufschwung nehmen können. Der Ostseehandel überhaupt hat seine Bedeutung verloren, seitdem die Schifffahrt immer mehr die ganze Welt umfaßt. America und Australien liefern, was sonst die Ostseeländer ausgeführt. Vor allem aber hat die Vergrößerung und unverhüllte Begünstigung Peterburgs, das jetzt ein mächtiger Anziehungspunct wurde, Riga und die kleinern Ostseehäfen im Innersten verwundet. Indem die Provinzen zu Rußland kamen, mußten sie in der Zoll- und Handelsgesetzgebung, in Beschränkungen und Verboten dem Interesse Rußlands dienen; es gibt Artikel, die Riga wohlfeiler über Petersburg bezieht. Der Handel Revals wurde systematisch nach der Hauptstadt geleitet, und der dortige schöne Hafen für die Kriegsflotte benutzt. Petersburg zog nicht blos den Reichthum an sich, es saugt auch alle edlen geistigen Kräfte, das Salz und Mark aus den Provinzen, die an Erwerb und Aussichten so arm sind, und versetzt sie in seine Nähe und verwendet sie. Der dortige Adel sendet seine Söhne frühzeitig in die Garde, in die Armee, der Bürgerstand liefert drei Viertheile seiner männlichen Jugend als Aerzte und Gelehrte an ganz Rußland. Jene kehren oft, des Kriegsdienstes müde, nach Hause zurück, und widmen sich dem Landbau auf ihren Gütern. Aber wie kehren sie zurück! Die schönsten Jahre der Jugend und das Geld der Heimath sind verschwendet. Das russische Heer war eine schlimme Schule: arm an wissenschaftlicher Bildung und diese verachtend, führten sie dort in geistiger Oede oder gedankenloser Genußsucht ein unstetes und äußern Obliegenheiten gewidmetes Leben. Eine kostbare und mühselige Erziehung zu sparen, werden viele der adeligen Knaben in russische Cadettencorps gesteckt: diese werden in Sprache und Sitten, Meinungen und Neigungen völlige Russen, und eignen sich die Grundsätze der Dienstbarkeit, des Zwanges und der Menschenverachtung schon früh an. Das Knabenalter ist biegsam, und in den Corps ist alles Zwang, alles äußere Form; geheime Laster schleichen unter den Knabenregimentern, die im zartesten Alter, im Alter harmloser Freude, wo die Phantasie so beweglich ist, und das eine so herablassende Behandlung verlangt, in Uniformen stecken, in geschlossenen Gliedern aufmarschiren und seelenlosen militairischen Unterricht empfangen. Die deutsche Ueberlegenheit bewährt sich im russischen Staatsdienste aufs glänzendste. Schon das Ausland hat die große Zahl deutscher Namen in den Reihen der russischen Generale, in allen Ministerien, im diplomatischen Personal u. s. w. bemerkt. Die meisten Aemter, wo es auf Kopf und Wissen, auf ehrenfeste Gesinnung ankommt, sind von Deutschen besetzt. In der Hauptstadt sind alle Aerzte, die meisten Lehrer, fast alle Handwerker, ein großer Theil der Kaufleute Deutsche; der russische Kaufmann weiß seine Waare nicht besser anzupreisen, als indem er versichert: Deutsche Arbeit; die Großen wählen selten Russen zu Hauslehrern, von deren gründlichem Wissen und treuer Pflichterfüllung sie nicht die beste Meinung hegen; sogar deutsche Mägde und Kinderwärterinnen werden aus den Ostseeprovinzen verschrieben, weil recht- und willenlose Leibeigene nicht einmal taugliche Bedienten abgeben. Trotz dieser Anerkennung der deutschen Ueberlegenheit, die sich auch durch Aufnahme zahlreicher deutscher Wörter in die russische Sprache bethätigt, gibt es in Rußland eine starke nationale Partei, die das Ausland und also besonders die Deutschen anfeindet. Der alte Moskovitismus, den Peter der Große starken Geistes besiegt, hat in der letzten Zeit sein Haupt erhoben. Es ist merkwürdig, wie wenig Peter der Große eigentlicher Volksheld im Gemüthe und auf den Lippen der Russen ist, eine Ehre, die z. B. Suwarow viel mehr widerfahren ist. Noch Katharina II. setzte ihrem großen Vorgänger ein Standbild; unter Alexander, diesem milden europäischen Fürsten, wurden die Deutschen nach Verdienst gewürdigt, aber die russische Partei regte sich und äußerte verschiedentlich ihr Mißvergnügen. Schon unter der Kaiserin Anna hatte eine Verschwörung zum Zweck, alle Deutschen in Rußland zu ermorden, die in einem ähnlichen Verhältniß standen, wie die Griechen zu den Römern in den letzten Zeiten der Republik. Jermolow, ein roher Mensch, aber von den Russen hochverehrt, derselbe, der als Befehlshaber in Tiflis bei jedem Spaziergang, den er Abends aus den Thoren machte, einen Tscherkessen hängen sehen mußte, sagte dem Kaiser Alexander, als dieser ihm eine Gnade gewähren wollte: „Herr, macht mich zum Deutschen!" Ein anderes Mal trat er ins Vorzimmer des Kaisers, wo eine Menge Officiere versammelt waren, und wandte sich zu diesen mit der Frage: Spricht einer der Herren Russisch? — Die russische Partei ist jetzt am Ruder, sie ist es, die jetzt die Regierungshandlungen eingibt. Noch vor der Julirevolution wurde von der Liste mehrer Personen, die zum Gesandtschaftsposten in Konstantinopel vorgeschlagen wurden, ein Name, unter dem unwilligen Ausruf: ein Deutscher! gestrichen. Die Wirkungen des ausländischen Liberalismus furchtend, begann man die altrussischen Elemente hervorzuziehen, weil diese den Gegensatz dazu bildeten. Man begünstigte die griechische

Kirche und den altslavonischen Geisteszwang. Gottlosigkeit bildete den Namen für manches schwerbestrafte Verbrechen. Es erschien das Gesetz, jeder Knabe solle wenigstens bis zum 18ten Jahre im Inlande erzogen werden, wenn er nicht die Befähigung zum Staatsdienst verlieren wolle. Dieses Gebot kann nur gewürdigt werden, wenn man den Zustand der russischen Unterrichtsanstalten in Erwägung zieht. Es ist jetzt jedem Adeligen verboten, länger als fünf, jedem Bürgerlichen länger als drei Jahre im Auslande zu bleiben, wenn nicht im Uebertretungsfalle auf das Vermögen Beschlag gelegt werden soll. Ferner ist das Gesetz eingeschärft, daß keiner über seinen Stand hinaus Kenntnisse erwerben solle. Das Heer ist mehr wie je die Stütze der Macht und Inhaber aller Ehre. Die Begünstigung der Wissenschaften war immer nur ein Luxus, der zum Glanze des Hofes und der Residenz beitrug.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Hamburg. (Beschl.)

[Neue Bauten, der Sommer.]

Noch weit weniger, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, dürfte der für das Schulgebäude auserkorene Platz ein geeigneter sein, und diese gelehrte Anstalt scheint ganz ihrer unbewußt, einen wahren Vandalismus gegen alle historischen Erinnerungen auszuüben und einen Vernichtungskrieg gegen sie begonnen zu haben. Mußte nämlich, ihr vornämlich zu Gefallen die dem Mittelalter angehörige und in ihren gothischen Formen so ansprechende Johanniskirche vor einigen Jahren abgebrochen werden, weil sie dem Schulgebäude alle Luft und Sonne entzog, so nimmt sie jetzt sogar auf ihrem neuen Standorte den an alten Erinnerungen so reichen Domplatz ein und verstümmelt so auf eine unbarmherzige Weise diesen in mancherlei Beziehung schönsten Raum der Stadt. Ueber diesen großen, luftigen Platz wölbten sich einst die weiten Hallen der ehrwürdigen Domkirche, der Kathedrale des Nordens, und von diesem Puncte gingen die Sendboten des Christenthums aus und verbreiteten die Lehren desselben über den heidnischen Norden. Hier waren die ersten Anfänge der Stadt, um diesen Platz herum stand Hamburgs Wiege, in der es den Traum seiner nachmaligen Größe und Herrlichkeit träumte, und keine leere Phrase ist es, sagt man, daß jeder Fuß Landes hier eine Geschichte enthält und man bei jedem Schritte auf eine Begebenheit der Vorzeit tritt.

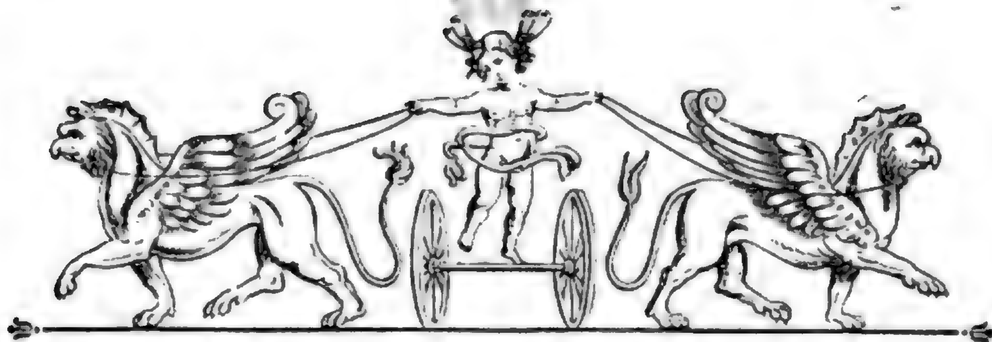
Es wäre gewiß erfreulich gewesen, wenn dieser freie Raum unverkümmert Hamburg erhalten wäre, wenn Baumreihen ihn durchzögen und ein passendes Monument an seine ehemalige Bedeutsamkeit erinnert und seine Geschichte der Nachwelt überliefert hätte! Wie jetzt die Sachen stehen, können wir nur den frommen Wunsch hegen, daß diese gelehrte Anstalt eben so kräftig und entschieden den veralteten Ansichten vergangener Zeiten entgegentrete, wie sie durch ihre Lage den alten historischen Erinnerungen entgegengetreten ist, und daß in ihren Mauern die große Unterrichtsfrage der Zeit zu Gunsten einer gemäßigten Reform sich beantwortet sehe.

Der Sommer pflegt Hamburg stets mit vielen interessanten Novitäten zu beschenken und das schaulustige Publicum findet dann immer seine Rechnung, aber der vergangene Sommer zeichnete sich durch die Menge und Güte seiner derartigen Gaben vor seinen Vorgängern sehr vortheilhaft aus. Die treffliche Tourniaire'sche Kunstreitergesellschaft mit ihren africanischen Bestandtheilen, den Beduinen; die van Aken'sche Menagerie, die Wandsbeck-Hamburger Rennen, und ganz vorzüglich das Auftreten der Taglioni auf hiesiger Bühne gaben der diesjährigen Sommersaison viel Ausgezeichnetes. Was den noch tief in den Herbst hinein hier weilende van Aken mit seiner exotischen Gesellschaft betrifft, so wäre diese reiche Sammlung gewiß manchem viel interessanter und sehenswürdiger gewesen, wenn nicht so viele wilde Mitglieder derselben einen zu großen Firniß von Dressur und selbst von einer gewissen Civilisation an sich getragen hätten. Statt die Natur in ihrer Kraft und Wildheit zu bewundern, mußte man hier oftmals nur die Macht und die Kunst seiner eigenen Gattung anstaunen. Einige seinsollende Repräsentanten der africanischen Wildniß erblickten selbst das Licht der Welt in Hamburg und zeigten uns aus ihrer Löwenhülle gar alte wohlbekannte Gesichter. Sie glichen nur wenig jenem „Wüstenkönig" der Freiligrath'schen Muse und sahen eben so wenig die Palmen und den heißen Sand der tropischen Zone, wie jener Tiger dort mit seiner affectirten Wildheit jemals im Gangesschilfe zum Morde niederkauerte. Jack ist die Miniaturausgabe eines Elephanten, er würde sich nur schlecht und hülflos in dem Banianenwalde ausnehmen und die engen Räume einer hölzernen Bude grenzten die armen Begebnisse seines Lebens ab. Die Mitglieder einer solchen Menagerie gleichen nur zu sehr Treibhauspflanzen, die als verfärbte und verkrüppelte Exemplare der Wirklichkeit nur ein sehr schwaches Abbild zu geben vermögen von den Gestalten, die draußen wandeln.

„Von all' dem glänzenden Geleite, wer harret liebend hier noch aus?" Demoiselle Löwe, und es heißt sogar, daß diese gediegene Künstlerin für die hiesige Bühne auf längere Zeit gewonnen ist, und ihre beabsichtigte Kunstreise nach Paris, vorläufig wenigstens, noch aufgeben wird. Sollte dies der Fall sein, so müßte man zu dieser schätzbaren Acquisition der an scenischen Talenten eben nicht überreichen hiesigen Bühne sogleich Glück wünschen. Der schon in die Nebel der Vergangenheit sich verlierenden Erscheinung der fingirten Bajadere wird wahrscheinlich bald die der ächten folgen, und wenn ein bekannter sehr achtungswerther Literat trotz der eigenen Begeisterung über die ihr beigelegten „welthistorischen" Beine stolperte und dafür orientalische Ausdrücke verlangte, so werden selbige bei dem zu erwartenden Auftreten dieser heiligen Leiber gewiß auch nicht mangeln und dann recht an ihrem Platze sein.

E. C.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 231. — den 24. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rußland und die Ostseeprovinzen.

(Beschluß).

Sogar den Unterrichtsanstalten, den Universitäten und Schulen wurden Soldaten vorgesetzt, alle Behörden, alle Schulen bis auf die jüngsten Zöglinge hinab, sogar die Hauslehrer wurden in Uniform gesteckt. Strenge Kriegszucht, die Beobachtung der Form gilt bis in die Aeußerung jeder geistigen Thätigkeit, bis in die Hallen der Wissenschaft, bis an den häuslichen Heerd, bis in das Kindesalter. Die militärische Subordination, in dem Heere selbst aufs Aeußerste getrieben, erstreckt sich auf jedes Abhängigkeitsverhältniß, der Niedere ist des Obern willenloser Knecht und es bleibt ihm kein Mittel rechtmäßigen Widerstandes. Dies ist an Rußland ganz orientalisch. Auch geht das Bestreben dahin, die ganze Völkermasse des Reiches durch Unterdrückung der Volksthümlichkeiten zur Gleichförmigkeit zu bringen oder mit andern Worten alle Provinzen russisch zu machen. Dies geschah nicht blos in Polen, sondern auch in den deutschen Ostseeländern. Die Erlernung des Russischen wird überall unerlaßliche Bedingung. Die Zahl der Unterrichtsstunden für diese Sprache auf den Schulen dieser Länder wurde vermehrt, ja es wurde von jedem Lehrer verlangt, daß er in einer bestimmten Frist seine Wissenschaft russisch vortragen könne. Mehrere Schulen erhielten russische Officiere zu Vorstehern. Die Universität Dorpat, die liberale Stiftung Alexander's, die durch Pflege der Wissenschaft auch in Deutschland in Achtung steht und in Rußland mit einer gewissen ehrenvollen Scheu genannt wird, und die das alles nur ist, weil sie deutsch ist, wurde einem Generallieutenant übergeben, unter dessen Leitung die militärische Abrichtung Schritt für Schritt vor sich ging. Auch die lutherische Kirche lief Gefahr, von der griechischen überflügelt zu werden. Auch die griechische Kirche hat das eigensüchtige Gesetz aufgestellt, daß die Kinder jeder gemischten Ehe griechische Christen sind. Daraus folgt, daß viele liefländische Familien, sonst deutsch geblieben, russischer Religion sind. Die Regierung sah dies gern. Es wurde mit großem Aufwand ein griechischer Bischof in Riga eingesetzt und die lutherische Kirche erhielt durch eine Commission in Petersburg eine neue Agende, durch die sie der griechischen genähert wurde. Diese Kirchenordnung wurde aus dem Russischen übersetzt und Russen hatten Bestimmungen daran gemacht. An die Stelle des alten Rechtes, der alten germanischen Geltungen trat der Swod, ein ungeheures Gesetzbuch, das eine noch etwas verwirrte Sammlung kaiserlicher Ukasen enthält.

In jeder Hinsicht treten sich das germanische und das russische Element scharf entgegen; selbst in der Physis. Die russischen Ebenen können kein selbstständiges, nicht einmal ein eigenthümliches Volk dulden; Oesterreich vermag es, Rußland nicht, nicht einmal die Verschiedenheiten der Provinzen bleiben hier gültig. Gebirge nähren den Sinn der Unabhängigkeit, den kühnen Trotz und Stolz; Felsen, Abgründe und Schluchten sind die Zukunft der Unterdrückten und dort stählt sich die Kraft des Mannes.

In Rußland, wie in China, auf unendlichen, von trägen Flüssen durchzogenen Ebenen, sank die Bevölkerung in weiter Ferne unter die Monotonie der Alleinherrschaft und wie die Natur gleichförmig ist, schmolz auch das Volk zu einer großen Masse in der Hand eines weitreichenden Gebieters zusammen, die Deutschen verehrten von jeher die Unabhängigkeit und freie Absonderung des Einzelnen und vielleicht zu sehr; Deutschland zersplitterte sich; die Slaven, leicht zu unterjochen und zusammen zu häufen, bildeten selbst da, wo sie mit Deutschen vermischt waren, das Gebiet eines Gewaltigen. Slave und Sklave sind zwei Wörter desselben Ursprungs. Diese Bestimmung zur Knechtschaft, die durch lange Jahrhunderte der Geschichte geht, zeigt sich bis in die kleinsten Züge des Charakters und hat ihr den Stempel aufgedrückt. Tacitus erzählt uns von der hohen Leibesgestalt der Deutschen, magna corpora, sagt er; der Russe ist meist von kleinem stämmigem Wuchse, es ist als ob er das Haupt nicht frei zu tragen wage, als ob er seit lange gelernt, den Nacken zu beugen. Die russische Gesichtsbildung ist unschön und plattgedrückt: es ist als ob sie durch Faustschläge ins Gesicht, die diesem Volke eigenthümlich sind, so geworden. Betrügerische Schlauheit, ausweichende Wendungen und Windungen der Falschheit, sind dem Russen in hohem Grade eigen, gleich dem Griechen und Juden, gleich allen lange in Sklaverei gehaltenen Völkern. Denn wie der freie Mann die offene That und das zürnende Selbstgefühl der Beleidigung entgegensetzt, so bleibt dem Unterdrückten kein Hilfsmittel gegen die Gewalt, als List und Umwege. Schon die römischen Sklaven waren listig; Davus und Syrus erinnern oft an den heutigen gemeinen Russen. Damit in Uebereinstimmung besitzt der Russe viel Gewandtheit, aber auch viel wegwerfende Freundlichkeit; Gerechtigkeit und Rechtlichkeit sind unter diesem Volke meist leere Klänge; und so wie selten Einer Treu und Glauben übt, so setzt man sie auch bei Keinem voraus. Die allgemeine Mißachtung des Rechts, Unredlichkeit und Bestechlichkeit ist keine Schuld der Regierung, sondern liegt tief im Charakter des Volkes, dem das Rechtsgefühl noch völlig mangelt. In keinem Lande wird stilles Verdienst weniger Glück machen und marktschreierischer Dünkel mehr Erfolge erringen. Der Sklave lebt nur für den Genuß des Augenblickes; ohne Besitz und Rechte, ohne gesicherte Zukunft, auf langsamen Erwerb verzichtend, bleiben die Tugenden geordneten Fleißes, weiser Voraussicht und Mäßigung von ihm fern. Daher bei den Vornehmen Genußsucht und Verschwendung, Sucht nach augenblicklichem Gewinn, bei den Geringen Uebertäubung des Elends durch den Branntwein. Das Laster des Trunkes ist selbst unter Beamten und Officieren der Armee unglaublich allgemein.

Was die russische Sitte anbetrifft, so wird man oft an Mirabeau's Ausspruch erinnert: la Russie est pourrie avant d'être mûre. Während einerseits die Rohheit noch unbezwungen ist, herrschen andrerseits alle Laster und alle Unsittlichkeiten einer verfeinerten, auf Abwege gerathenen Civilisation. Rußland hat das Unglück gehabt, mit dem Christenthum die griechische Kirche anzunehmen, wodurch es außer Verbindung mit dem westlichen Europa kam. Schon Spittler hat auseinandergesetzt, wie viel die lateinische Kirche vor der griechischen voraus hatte. Letztere besteht ganz aus illiberalen Satzungen und äußerem Formdienst. Während der leibeigene Russe in Aberglauben versunken ist, sieht in Rußland fast alles, was sich zu einiger Bildung gelangt glaubt, mit Verachtung und Spott auf die Gebräuche und Glaubenslehren der Kirche herab. Ein gläubiger Russe in den höhern Ständen ist höchst selten. Ohnehin herrscht hier der Kriegerstand und diesem sind in jedem Lande Priester und Kirche verhaßt. Damit hängt die treulose Lockerkeit der Familienbande in Rußland zusammen. Die Familie, die Grundlage aller Sittlichkeit, besteht in Rußland nicht, denn sie ist ohne Treue und Innigkeit.

Mann und Weib wohnen abgesondert; die Kinder kommen frühzeitig der leibeigenen Dienerschaft in die Hände, sie fürchten und scheuen die Eltern, und treten nur zuweilen ehrerbietig vor ihr Antlitz. Die Keuschheit des Weibes, ohnehin selten, würde als Mangel an Verstand, stilles Familienglück als langweilig verspottet werden. Das weibliche Geschlecht, voll eitler Leerheit und ohne weibliche Würde, hat weder die Anmuth der Französinnen, noch die Gluth der Italienerinnen, noch die Sittsamkeit der Deutschen. Weibliche Schönheit ist selten in Rußland, ist sie vorhanden, so welkt sie frühe. Die russische Frau kämpft den Tag über mit der Langenweile; nichts thuend, auf dem Divan sitzend, wird sie gewöhnlich starkbeleibt und die Gesichtszüge quellen zusammen. Unter den niedern Ständen muß die Befugniß des Herrn, seine Leibeigenen nach Gutdünken zu verheirathen, und die unbeschränkte Macht über den Leib seiner weiblichen Unterthanen, die verderblichsten Folgen für die Sittlichkeit haben. Selten ist in Rußland einem Ehebunde schwärmerische, glühende Liebe vorhergegangen: der Gefahr der Schwärmerei sind die Russen überhaupt nicht ausgesetzt, und so sind es auch in diesem Falle meist die Eltern, die nach asiatischer Sitte die Braut oder den Bräutigam aussuchen.

Fragt man nach der Stufe der Bildung, die einige Classen in Rußland erreicht, nach der Befähigung der Russen zu tiefern wissenschaftlichen Studien, so kann die Antwort nicht allgemein gegeben werden. Da die Russen, wie schon gesagt, viel Geschick und Gewandtheit besitzen, und da sie nur dem äußern Leben zugewandt sind, so finden diejenigen Wissenschaften, die unmittelbaren Nutzen bringen, und die den Verstand beschäftigen, Technik und Mechanik, Mathematik, Physik und Chemie, hier einen günstigen Boden, obgleich auch ihnen bis jetzt in Rußland keine großen schöpferischen Kräfte entgegengekommen sind. Der Mangel höherer Seelengaben, die den Menschen zum Gott erheben, ihn mit großen Gedanken berauschen, eine heilige Flamme in ihm entzünden, hat den Russen gehindert, die Ideen der Geschichte, der Philosophie, des Rechtes u. s. w. zu begreifen und freudig zu ergreifen. Von der deutschen Philosophie geht ein Gerücht in Rußland, ja es scheint, als ob eine befreundete Richtung und ein unbefriedigtes Bedürfniß die vielfache Erkundigung nach ihr eingäbe. Aber es ist nichts als die Neugier, als die Lust an der Sonderbarkeit dieser Unbekannten. Ein Russe, der zu denen gehört, die man dort gebildet heißt, fragte einst den Schreiber dieses, welchen Einfluß Cuvier's urweltliche Entdeckungen auf die Hegel'sche Philosophie geübt hätten? — Sehr merkwürdig ist, wie wenig Anlage die Russen zur Erlernung der alten Sprachen haben; das Studium derselben, besonders der griechischen, ist ihnen lächerlich und verhaßt; selbst bei denjenigen russischen Knaben, die nach den Ostseeprovinzen geschickt werden, um dort ihre Schulbildung zu empfangen, zeigt sich in dieser Hinsicht der Unterschied des Blutes. Allerdings trägt die classische Bildung nicht zunächst Früchte für das Leben; ihre unmittelbaren Wirkungen beschränken sich auf den Kreis gelehrten Wissens. Man findet sonst, daß gerade die in Sklaverei versunkenen Völker, sobald sie zum Bewußtsein kommen, sich mit glühender Haß den Ideen der Freiheit in die Arme werfen. Nicht also bei den Russen. Ein gewisser gemeiner Sinn begleitet sie bis auf die Stufen höherer Bildung. Dann sinnen sie oft mit Bewußtsein nach Gründen der Knechtschaft: so wahr ist es, daß die Gedanken aus dem Herzen kommen. Sich dem Gebote der Kirche zu entziehen, gelingt ihnen mit leichter Anstrengung, denn dazu ist kein edles Gefühl nöthig; aber unter allen Classen herrscht eine Anbetung des weltlichen Gebotes, vor dem das Volk sich kreuzigt und auf den Bauch wirft, eine blinde Unterwerfung unter den Herrendienst, die in merkwürdigem Gegensatze zu der Nachahmung des Auslandes und zu dem Verlangen steht, sich ein feingesittetes europäisches Ansehen zu geben. Das Leben der europäischen Völker, dieses wogende Meer, hat nur die leichteste Oberfläche und die Flecken des Schaums nach Rußland hinübergesandt: die geselligen Formen des Gesprächs und Benehmens, das Rauchen, das Kartenspiel, die Kleidung, die Wagen, die Brillen und Uhren, Bayonnette und Uniformen, ja selbst Eisenbahnen und Zeitschriften. Solcher Dinge hat sich der russische Geist mit vielem Erfolge bemächtigt; fremde Sprachen spricht der Russe mit bewunderungswürdiger Aneignung; zur Nachahmung fremder Industriezweige, zur Erlernung jeder äußern Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit zeigt er die empfänglichste Anlage. Eigene Erzeugungskräfte, die erobernde Macht des Genius, scheinen ihm versagt. Man konnte in manchen dieser Züge eine gewisse Aehnlichkeit mit dem französischen Volksgeiste finden wollen. Aber mag dieser auch noch so sehr dem deutschen entgegengesetzt sein, seine Grundlage ist liebenswürdig, ist edel. Das französische Volk besitzt Großmuth und Gutmüthigkeit in hohem Grade, die naive Anmuth des Provençalen ist aus seiner Sitte nicht verschwunden. Es hat Empfänglichkeit für hohe Gedanken, schon in den Kreuzzügen berauschte es sich in dem regen Streben nach Ideal n. Wenn es die innere Gemüthswelt nicht kennt, wenn Verderbniß herrscht, wenn es oft stille Tugenden und bescheidenes Verdienst über Glanz und Gewandtheit vergißt, und das alles bei den Russen sich wiederfindet, so ist doch nicht, wie bei den Russen, Gemeinheit die Quelle.

Die Polen, diese zweite große slavische Nation, haben in ihrer Ritterlichkeit und schwärmerischen Gluth, in ihrer Phantastik und Freiheitsliebe einen vielfach entgegengesetzten Charakter. Die hohen Gedanken und der glühende Schwung des Mickiewicz hätten in keiner russischen Seele Raum gefunden. Polen war von jeher durch die nähere Lage, durch die katholische Kirche, durch den Geist des Volkes in Europas Geschick und Bildungsgang verflochten. Es blieb frei vom Joche der Mongolen, die Rußland mehr als ein Jahrhundert daniederhielten und sich vielfältig mit russischem Blute mischten.

Mag dies alles aber auch die Bewunderung für die Russen schwächen, die Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit wird um so größer, ihre welterobernde Bestimmung nicht unwahrscheinlicher. Wie oft hat die Geschichte sich unwürdiger Werkzeuge zu großen Ereignissen bedient? Der Russe hat im Verkehr mit Fremden immer das Glück auf seiner Seite; das Glück ist ihm angeboren, wie Jeder finden wird, der ihn beobachten kann. Auch das russische Volk im Ganzen hat Glück. Es hat oft schwache Heerführer gehabt, die größten Fehler sind im Felde begangen worden, Gefahren und Schwierigkeiten häuften

sich, und dennoch ist es aus jedem Kriege siegend hervorgegangen. Der türkische und polnische Feldzug wurden durch den Zufall des Glücks, durch ein günstiges Fallen der Würfel, an denen Tod und Leben hing, für Rußland entschieden. Derselbe Zufall sandte den harten Winter von 1812. Unaufhaltsam, von innerer Bestimmung getrieben, ging der Strom der russischen Vergrößerung fort. An der dunkeln Hand des Schicksals scheiterte jede Berechnung und die Rathschlüsse Gottes überwanden jedes Hinderniß und den Widerstand der mächtigsten geistigen Kräfte. Die friedliebendsten Fürsten, wie Alexander, der seinen Ehrgeiz nicht in kriegerischen Ruhm setzte, sahen sich durch dieses Geschick gezwungen, Eroberungen zu machen. Spittler sagte von dem glänzenden türkischen Kriege, der mit dem Frieden von Kutschuk Kainardsche endigte: man kann sich der Verwunderung nicht erwehren, wenn man den Zustand der russischen Heere und ihre Fehler ansieht, und damit das Resultat des Krieges vergleicht. Diese Worte passen auf alle folgenden Kriege. Sollte es zu einem großen Entscheidungskampfe zwischen Rußland und Europa kommen, welches wäre der Ausgang dieses furchtbaren Naturschauspiels? Auf welcher Seite würde das jugendliche Geschlecht, die neue Zeit und die mit Sprüchen des Geschicks bewaffnete Zukunft kämpfen? Sind die Völker der Civilisation alt und entnervt und gehen sie dem Untergange entgegen? Ist Rußland wirklich dem alten Rom vergleichbar, das über alle Niederlagen weg unwiderstehlich wuchs, und dessen Geschick sich fortwälzte, bis es erfüllt wurde?

Bemerken wir noch Folgendes. Die Alten sind uns noch jetzt Vorbilder in der Kunst, der Poesie, der Geschichtschreibung, dem philosophischen Denken; die unendliche Ueberlegenheit der neuern Völker besteht besonders in der Ausbildung des Verstandes. Gerade hierin zeigen sich die Russen als dem modernen Geiste aufs innigste verwandt, und alle eigentlichen Wissenschaften, die großen Erfindungen der Mechanik, der Naturkunde u. s. w., alle Grundsätze der Industrie haben in Rußland leichten Eingang und ein rasches Verständniß gefunden. Von dem Geiste des Alterthums nicht berührt, seine Kräfte nicht im Kampfe gegen die Fesseln des Mittelalters aufreibend, saugt es als ein geschicktes Gefäß das unterscheidende Wesen der neuern Bildung in schroffer Reinheit ein, und stößt alles zurück, was dieser nicht unauflöslich anhängt. Seine Kraft wird dadurch furchtbar, und gerade zur Zeit seines Wachsthums ist Europa gespalten und von Ideenkämpfen zerrüttet. Es ist ein schauerliches Gefühl, mit dem wir die immer höher anschwellende Größe Rußlands ahnen. Vor uns über der Zukunft liegt ein Nebel, aber ihre großen Umrisse gestalten sich, erkennbar und riesenhaft, dem spähenden Geiste. Der Zug der Zeit geht dorthin, diesem Zuge ist alles dienstbar, jedes Verhältniß und jede Lage der Dinge wird ihm günstig, und gegen die einmal dunkel rollende Weltgeschichte ist menschliche Macht und Voraussicht ohnmächtig.

Wir haben den russischen Charakter aus der Eigenthümlichkeit der Masse, der niedrigen Stände, hervorzuholen versucht, denn immer wird man sich an den gemeinen Mann zu halten haben, will man das Fundament eines Volkscharakters verstehen. Bei alle dem entging uns nicht die Eigenheit der höhern Stände. Mag folgendes Bild, aus dem Leben gegriffen, dies bezeugen; es entwickelt uns die Gegensätze der deutschen und russischen Natur in ihrer Unversöhnbarkeit *).

Notizen.

[Ein neues Drama von Zahlhas.]
(Briefliche aus Berlin.)

Auf der königl. Bühne in Berlin steht demnächst die Aufführung eines neuen Lustspiels von dem bekannten dramatischen Dichter J. B. von Zahlhas zu erwarten, das den Titel führt: „Ein Tag aus dem Leben Karl Stuart's II." und bereits vor einiger Zeit von der Intendantur angenommen wurde. Es ist ein größeres Stück in 4 Acten, das den ganzen Abend füllen und bei glücklich zu treffender Besetzung von großem Erfolg begleitet sein wird, da es einige sehr originelle Situationen aufzuweisen hat. Bei dieser Gelegenheit sollte man auch einige der früheren Arbeiten des Verfassers wieder hervorziehen.

[Goethe's Verhältniß zur Tonkunst.]

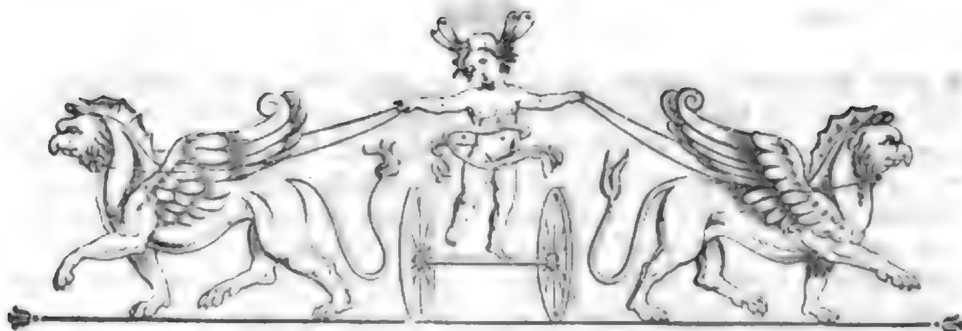
Von Dr. August Kahlert lesen wir im neusten Heft des Freihafens einen interessanten Aufsatz über Goethe's Verhältniß zu musikalischen Dingen, zur Oper, zu Tonkünstlern u. s. w. Kahlert ist eben so belesen als gewandt im Arrangement der Ausbeute. Sein „Tonleben", eine Reihe musikalischer Novellen und Aufsätze, besprechen wir nächstens.

[Professor Gans.]

Von Professor Gans befindet sich in Berlin eine sehr piquante Streitschrift gegen Savigny unter der Presse, die von der bekannten Streitfrage „über den Besitz" handelt: ob derselbe nämlich ein Factum oder ein Recht sei?

*) Wir lassen dies Lebensbild nächstens folgen.
D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 232. — den 26. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England *).

Es ist bekannt, daß in England die größte persönliche Freiheit herrscht. Dem steht nicht entgegen, daß viele der dortigen Gesetze sehr streng, viele veraltet, andere so verworren sind, wie das in keinem andern Staate gefunden werden möchte. Die Freiheit der Engländer datirt nicht von dem Erlasse der Magna Charta, welche die Barone, nicht das Volk jenem Johann ohne Land, dem verschwenderischen, treubrüchigen und feigen Bruder des löwenherzigen Richard im Jahre 1215 abtrotzten; nicht von der unter Karl II. errungenen Habeas-Corpus-Acte, die das Palladium der englischen Freiheit wohl genannt, deren Inhalt aber kaum bekannt und nie executirt ward — sie datirt von Wilhelm III., dem Oranier (Februar 1689), der gegen innere und äußere Feinde, gegen die vertriebenen Stuart's und deren Anhang sich zu behaupten hatte, und dazu des Volkes Beistand und seiner Schätze bedurfte: mit Wilhelm beginnt die Aera der Freiheit für Altengland (Schottland trat erst 1707, Irland 1800 in die Union), die von Wilhelm und Maria bestätigte bill of Rights, in welcher ältere und neuere Gerechtsame der englischen Bürger niedergelegt, und von nun an nicht blos Worte waren, sicherte den Engländern volle persönliche und politische Freiheit. Dieselbe genießt nicht blos der Engländer, sondern Jeder, der den englischen Boden betritt und den dortigen Gesetzen sich fügt. Es ist nicht blos sehr schwierig, die englischen Gesetze alle kennen zu lernen, es ist das sogar unbedingt unmöglich, heißt es doch, daß ein Mensch, und brächt er sein Leben noch so hoch, nicht im Stande wäre, alle englischen Gesetze durchzulesen! Dies gilt aber nur von den partiellen und localen Bestimmungen, die in den Parlamentsbeschlüssen niedergelegt und, obwohl neuere oft den ältern widersprechen, Rechtskraft haben; das gewöhnliche, das Naturrecht, lernt Jeder bald kennen, weiß Jeder schon, da es mit wenigen Abweichungen überall dasselbe. Wer sich nach dem alten und wahren Worte: „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das thu' auch einem Andern nicht" richtet, wird in jedem Lande und in jedem Staate ungehindert leben können, in England hat er außerdem noch die Vorurtheile der Bewohner, die freilich oft lächerlich und barock sind, zu schonen, und die Feier des Sonntags strenge zu beobachten: wer dem nachkommt, genießt der uneingeschränktesten, vollkommensten Freiheit. Nur der große Verbrecher, der in England eine Zufluchtsstätte sucht, ist von dem Genusse derselben ausgeschlossen, da man ihn im Requisitionsfalle ausliefert; der politische Verbrecher dagegen, wie derjenige, welcher in Folge eines unglücklichen Duells, oder geringerer Vergehen, wie Schulden, Englands freie

*) Vom Verf. des deutschen Studenten und des kürzlich in zwei Bänden (Altona, bei Hammerich) erschienenen trefflichen Buches: „Der Deutsche in Paris." Der Verf. ist Dr. A. Jäger, gegenwärtig in Leipzig. Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, jetzt in Straßburg, der eine Zeit lang Secretär des Fürsten Pückler war. D. Red.

Küste betritt, ist jeder Nachstellung entrückt, ist frei, wie es ein englischer Bürger sein kann. Und selbst der grobe Verbrecher möchte lange Zeit in Großbritannien unentdeckt bleiben, obwohl die dortige Polizei, zumal in den größern Städten vortrefflich ist. Denn der Ankömmling wird nicht nach Paß — wie leicht könnte er sich auch mit einem falschen versehen haben! — nicht nach Ausweis, nicht einmal nach seinem Namen befragt, er kann sich daher einen beliebigen Namen und Charakter beilegen, entlegene Gegenden und Ortschaften aufsuchen und, wenn er nicht von neuem sündigt, oder durch Zufall entdeckt wird, bis an das Ende seiner Tage dort verweilen, keinen andern Richter fürchtend, als das eigene Gewissen.

Aus Gesagtem ist erklärlich, daß Flüchtlinge aller Arten und aller Nationen in England Schutz und Zuflucht gesucht haben, es würden sich deren noch mehr dort einstellen, wenn der Lebensunterhalt nicht so theuer und der Verdienst für Fremde nicht so sehr erschwert wäre. Die Engländer fühlen nur wenig Sympathie für politische Flüchtlinge, für Fremde überhaupt, für fremde Noth und fremde Leiden insbesondere; sie haben dessen im eigenen Lande genug, in Irland, in den nördlichern Gegenden Englands und Schottlands, in Wales und endlich in London selbst, wie in jeder größeren Stadt. Sollte man glauben, daß in Londons Straßen zur Winterzeit halb nackte Weiber mit frierenden, verschmachtenden Kindern, mit Säuglingen umherziehen, es glauben, daß im reichen London Hunderttausende nicht wissen, woron morgen leben, wo sich heute betten? Es sind Irländer, sagen die religiösen, mildthätigen Engländer, es sind Katholiken und Fremde!

Die Zahl der politischen Flüchtlinge in England — denn nur von diesen sprechen wir hier, Duellanten, Banquerotteurs, Börsen- und Wechselschuldner, Betrüger en Gros und en Detail, die in England eine sichere Stätte gesucht und gefunden haben, wollen wir nicht berücksichtigen — die Zahl der politischen Flüchtlinge in England hat sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Vor der französischen, belgischen und polnischen Revolution, vor den partiellen Aufständen in Italien, in Deutschland, gab es dort nur wenige politische Flüchtlinge, es fanden sich deren wohl aus Spanien, aus Portugal und aus Italien ein, sehr wenige jedoch aus andern Ländern. Die größere Mehrzahl wanderte nach der unglücklichen polnischen Revolution, 1832 und in den folgenden Jahren, ein; aus Frankreich flohen Viele nach den verschiedenen Emeuten in Paris, Lyon nach dem rettenden England, Viele wegen Preßvergehen, Andere als Verdächtige, wieder Andere als Mitglieder geheimer Verbindungen, letztern Theils aus Furcht vor Untersuchung und Strafe, theils der Propaganda wegen. Dasselbe gilt, mit wenigen Ausnahmen, von den italienischen und deutschen Flüchtlingen: die genannten zumal haben wegen republicanischer Tendenzen, wegen constitutioneller Bestrebungen, wegen Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in den heimischen Ländern, wegen Preßvergehen und als Mitglieder geheimer, unerlaubter Verbindungen flüchten müssen. Anders verhält es sich mit den spanischen und den wenigen portugiesischen Flüchtlingen: jene sind Karlisten, oder doch mit der dermaligen madrider Weiberregierung unzufrieden, diese Miguelisten, oder wie jene, Pfaffenknechte, religiöse Sektirer und Propagandisten für ihre Sache. Ob religiöser Unduldsamkeit in ihren Ländern wanderten vordem viele Familien nach England, zur Zeit mögen dieser Ursache wegen nur wenige nach England kommen und dort überhaupt verweilen. Nordamerica, und in jüngsten Zeiten Australien sind die Welttheile für freisinnige und aufgeklärte Männer sowohl, als für Sektirer aller Art, für Kopfhänger, Mystiker, Mucker 2c. 2c.

Polen.

Betrachten wir zuvörderst die polnischen Emigrirten, die sich in England aufhalten und dem größern Theile nach eine Unterstützung von dem englischen Gouvernement, theilweise auch von dem englischen Volke auf dem Wege der Subscription u. s. w. erhalten. Wir erwähnen in der Kürze, wie nach dem Falle Warschaus, nach der Capitulation und Zerstreuung der polnischen Heere, die Ueberreste derselben im Triumphzuge durch Deutschland zogen, von dem deutschen Volke fast überall mit Begeisterung aufgenommen wurden, aber nach dem Willen der deutschen Regierungen nicht auf Deutschlands Boden weilen durften. Nur Wenigen ward letzteres gestattet, Andern mag es gelungen sein, das Verbot umgangen und sich heimlicher Weise in Deutschland aufgehalten zu haben, oder stillschweigend geduldet worden zu sein. Auf gleiche Art gelang es Manchem in Gallizien, in Ungarn, Krakau und selbst in den österreichischen Erbstaaten sich niederzulassen. Der bei weitem größte Theil aller Emigrirten zog nach Frankreich, sechs- oder siebentausend Köpfe, wo sie mit Enthusiasmus als alte Kriegsgefährten, als Geistes- und Sinnverwandte, endlich als Unglückliche bewillkommnet, gast-

lich aufgenommen, und von Privaten, wie von der Regierung, großmüthig unterstützt wurden. Kleinere Abtheilungen wandten sich nach der Schweiz, nach Belgien, andere nach England und America, wieder andere nach Africa (Algier und Aegypten), nach Kleinasien (Tscherkessien, Syrien und nach andern türkischen Provinzen) und sogar nach dem Innern Asiens. Ueber alle Länder und Reiche sind die unglücklichen Polen zerstreut, bisweilen gelang es ihnen, fern vom heimischen Boden eine zweite Heimath und eine Zukunft zu finden; oft aber mußten sie in Noth und Elend darben, unter Thränen fremdes, hartes Brot essen, oft wurden sie aus diesem oder jenem Lande von neuem vertrieben — aber überall und unter allen Umständen hielten sie in der Liebe zum Vaterlande zusammen, betrauerten tief und innig und ohne Unterlaß den Fall desselben, und fanden nur Trost in der höchsten, süßesten Hoffnung, das Vaterland dereinst frei zu sehen und in das freie Vaterland heimkehren zu dürfen.

Anfänglich war die Zahl der Polen, die sich nach England wandten, sehr gering, zumal das Leben in Frankreich gastlicher, angenehmer und wohlfeiler war, als dort, und das französische Volk mit den Einwanderern sympathisirte, sich mit ihnen verband und Alles that, um ihnen das unendliche Wehe vergessen zu machen. Von Seiten der Regierung erhielt jeder polnische Subalternofficier monatlich 75 Franken, die Stabsofficiere je nach ihrem Range mehr, ein commandirender General 300 Fr. monatlich. Das Leben in Frankreich ließ nichts zu wünschen übrig, und viele Polen ließen sich häuslich nieder, verbanden sich mit Französinnen, traten in Geschäftsverkehr und widmeten sich diesem oder jenem Stande. Einige studirten und hatten in dem Falle die Collegia, Examina, den Doctorgrad, alle wissenschaftlichen Anstalten u. s. w. frei; Andere besuchten die polytechnische Schule oder Collegien in den Provinzen; Viele wurden Lithographen, Feldmesser u. s. w. Ein polnischer Fürst, der vor der Revolution unermeßliche Güter in Polen besaß, sich der Revolution anschloß und später Alles verlor, hat das Buchbindergeschäft in Frankreich erlernt, in Paris sich niedergelassen, viel Aufträge, selbst vom Hofe, erhalten, und lebt dermalen zufrieden und im Wohlstande. Die Sympathie des französischen Volkes, noch mehr der Regierung für die Polen, ließ jedoch im Laufe der Zeit nach; jeder Rausch verfliegt, jeder Enthusiasmus verraucht mit der Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Eisenbahn, Räuberromantik.]

Man mag es betrachten, wie man will, so ist es nicht zu läugnen, daß der lethargische Zustand, in welchem wir uns seit längerer Zeit befinden, noch immer im Zunehmen begriffen ist. Politik, Kunst, Wissenschaft, Theater, journalistische Polemik, das: Kreuzige! welches aus Halle über die junge philosophische Partei Berlins erschallt, das Rabengeschrei des politischen Wochenblattes und der evangelischen Kirchenzeitung nach Inquisition und Scheiterhaufen, wie die einzelnen Feuerzeichen des Fanatismus, die von allen Seiten am Rhein, in Westphalen und Posen auflodern, nichts kann den trägen Körper dauernd beleben. Wenige Tage reichen hin, um das Neue alt zu machen und zu vergessen; nur das großartige industrielle Moment an unseren Thoren, die Eisenbahn, ist vermögend, unser deprimirtes Nervensystem nach und nach zu heben.

Unzweifelhaft ist die Bahn nach Potsdam in diesem Augenblicke das wichtigste, woran man denkt, und der Gegenstand aller Gespräche. Es ist ein merkwürdiges Zeichen, mit welchem richtigen Instinct die Menge dies Wunder der Industrie verfolgt, von welchem selbst der beschränkte Verstand die unermeßlichen Folgen ahnet. Man begreift, welchen wichtigen Stützpunct die Ideen der Zeit in dieser realen Manifestation des Geistes finden, wie gewaltig die Veränderungen sein müssen; und wie wichtig für die untern Gesellschaftsclassen die Grundlage einer Erfindung ist, welche unterschiedslos Jedem mit derselben Kraft dient, Alle gleich schnell befördert, und in ihrer Vollendung die Interessen Europas geistig wie materiell unauflöslich vereinen und ausgleichen wird. Bis dies geschieht, begnügen wir uns mit den Anfängen und betrachten es fürs Erste vom Standpuncte des Vergnügens, welches es gewährt, in vierzig Minuten aus unserer Sandsteppe in die Umgebung von Potsdam versetzt zu werden. Es leben noch Viele, welche es erzählen können, wie man einst sich zu einer Fahrt nach Potsdam stärker rüstete, als jetzt zu einer Reise nach Paris. Abwechselnd durch Sand, Moor und Wasser brauchte man zehn bis zwölf Stunden, und betrachtete als ein Wunder fast, als die Kunststraße erbaut war, auf welcher man kaum vier brauchte, bis endlich bei der Umgestaltung des Postwesens durch Herrn von Nagler diese Zeit sich abermals auf die Hälfte fast abkürzen ließ.

Wie viele Zweifel ließen sich gegen die neue Erfindung der Eisenbahn hören, und wie Mancher war ihr Gegner, entweder aus dem Grunde, weil er als guter Bürger gar nicht glauben konnte, daß das ausgezeichnete preußische Postwesen an Schnelle übertroffen werden könnte, oder überhaupt aus Liebe zur guten Sache des alle Zeit besonnenen deutschen Vetter Michel's. Diese Alle sind nun plötzlich ausgesöhnt, der Erfolg hat alle Zweifel besiegt, alle Furcht vernichtet, und selbst ein kleiner Unfall, der erste, welcher vor einigen Tagen Statt fand, hat den Besuch nicht vermindert, obwohl dabei eine Nase zerquetscht ward und ein Paar offene Köpfe mehr in der Welt entstanden und einige

Zähne zerbrochen wurden, die jedoch glücklicher Weise zur Ergänzung nur eines Goldschmieds und einiges Elfenbeins bedurft haben sollen. Der Grund aller dieser Leiden war, daß eine Locomotive hart gegen den Wagenzug rannte, und die Personen, welche aufgestanden waren, heftig zusammenwarf. Solche Intermezzos sollten freilich vermieden werden, und wie man hört, hat die Direction der Bahn auch wirksame Maßregeln dagegen getroffen; allein den Besuch der Bahn würde auch ein ähnlicher Unfall nicht vermindern, denn man ist durch Beispiele schon geneigt, dergleichen als unzertrennlich von der Eisenbahn anzunehmen, und darf um so weniger ungerecht sein, wenn man bedenkt, wie häufig Unglücksfälle beim Transport mit Pferden vorkommen. — Offenbar aber fehlt es unserer Gesetzgebung noch an einer Bestimmung gegen die boshaften Versuche, welche einzelne Nichtswürdige gegen die Bahnen verüben, und dadurch ein Attentat gegen Leben und Gesundheit von Hunderten begehen. Auch auf der potsdamer Bahn sind schon einige Fälle dieser Art vorgekommen, welche glücklicher Weise entdeckt und beseitigt wurden, oder der Kraft der Maschine erlagen, und nächstens dürfte ein Gesetz erfolgen, welches die härtesten Strafen gegen die Urheber solcher Verbrechen verhängt. — Indem ich der Verbrechen erwähne, fällt mir ein, daß viele zaghafte Gemüther seit einigen Wochen in nicht geringe Angst durch drei Mordanfälle gesetzt worden sind, welche im Raume weniger Tage auf der belebten Chaussee nach Potsdam vorfielen. Die Räuber hatten es zwei Mal auf die Brauerknechte abgesehen, welche jetzt fast täglich aus Potsdam ein beliebtes Getränk herüberschaffen, welches man baiersches Bier getauft hat, und dafür mit voller Geldkatze zurückkehren. Der eine dieser mörderisch Angefallenen ist an der erhaltenen Schußwunde gestorben, den Andern schützte sein ledernes, dickes Schurzfell vor der Gewalt der Schroten, und er kam mit leichten Verletzungen davon. So lange der Freibeuterkrieg nur den Brauerknechten galt, beruhigte sich Mancher noch, der mit leeren Taschen nach Potsdam ging, allein vor einigen Tagen ist nun auch ein altes, armes Weib mit einem Beilhiebe erschlagen worden, und der letzte Rest der Sicherheit um so mehr verschwunden, als auch abgeschnittene Koffer und andere Raubversuche von der Existenz einer Räuberbande zeugen, die unserer poesielosen märkischen Sandebene plötzlich einen italienischen Anstrich von Abenteuerlichkeit verleiht. Indeß möchte derselbe nicht lange währen, da man äußerst thätig ist, diesen Romantikern ein kurzes Ziel zu setzen. Nachforschungen haben bis jetzt zwar wenig gefruchtet, und in öffentlichen Blättern bietet die Regierung eine Belohnung von hundert Thalern für den Entdecker der Räuber, allein es ist ziemlich unglaublich, daß eine solche Reihe verbrecherischer Thaten bei uns unenthüllt bleiben sollte. Vorläufig macht der berliner Witz seine gewöhnliche Spottlust auch daran geltend, indem er behauptet, daß Eisenbahnspeculanten einige italienische Banditen verschrieben hätten, um durch Unsicherheit der Chaussee die Bahn zu heben und die gesunkenen Actien zum Steigen zu bringen. — Uebrigens möchten die hundert Thaler Belohnung nicht leicht zu verdienen sein, denn alle diese Raubanfälle geschehen zur Nachtzeit und zeugenlos; wird es doch selbst bei geringeren Gegenständen, bei Diebstählen und dergleichen, sehr schwer, Zeugen zu bewegen, sich vor Gericht zu stellen. Es herrscht eine allgemeine Scheu vor der Weitläufigkeit des Verfahrens, vor den Terminen und der ganzen langsamen Procedur, und wie angelegen es sich die Gerichtshöfe auch sein lassen, stets zu bemerken, daß unter keinen Umständen Kosten entstehen, so ist aus früheren Zeiten die Furcht vor dem Gesetz fest in das Volk gedrungen. Es sind die Folgen von Mißbräuchen und der von aller Oeffentlichkeit entfernten Rechtsprechung hinter verschlossenen Thüren. Wie wenig die Rechtsgelehrten zuweilen thun, um das Mißtrauen gegen sie zu versöhnen, mag ein kleiner Vorfall beweisen, der vor einiger Zeit hier vorkam. Jemand hatte eine Erbschaft in Holland gethan und ging zu einem Justizrath, um diesen zu fragen, ob er durch dessen Vermittelung nicht das Erbe aus Amsterdam erhalten könne. Der Rechtsgelehrte ließ sich darauf nicht ein, sondern gab ihm den Rath, sich direct an irgend einen holländischen Advocaten zu wenden, am nächsten Tage aber schickte er dem Frager eine Liquidation über zwei Thaler für gehabte Consultation. Empört darüber, eilte der Bürger zu einem andern Justizbeamten und bat, ihm zu sagen, ob er diese zwei Thaler zahlen müsse? Allerdings, versetzte dieser, die Forderung ist vollkommen gesetzlich, und indem Sie mich consultiren, geben Sie mir das Recht, dieselben Ansprüche zu machen. —

In wissenschaftlicher und belletristischer Hinsicht ist es lange nicht so ärmlich hergegangen, als jetzt. Wenige neue Erscheinungen unterbrachen die Stille, und bei der herrschenden Theilnahmlosigkeit ist es schwer zu sagen, was in dieser Beziehung geschehen müßte, um allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daß viel und in allen Classen gelesen wird, und der Drang, müßige Stunden durch Bücher auszufüllen, in der Hütte wie im Palaste sich stets bemerkbarer macht. Allein Niemandem fällt es ein, sich darum irgend ein Buch zu kaufen, und die englische und französische Sitte, wo es zum guten Tone gehört, die neuen Erscheinungen stets auf dem Toilettentische zu finden, ist leider bei uns, selbst in den höchsten Kreisen, völlig unbekannt. Fürstinnen und Minister lesen aus Leihbibliotheken, und was kann von der Masse geschehen, wenn diese Beispiele ihr als Vorbild dienen!

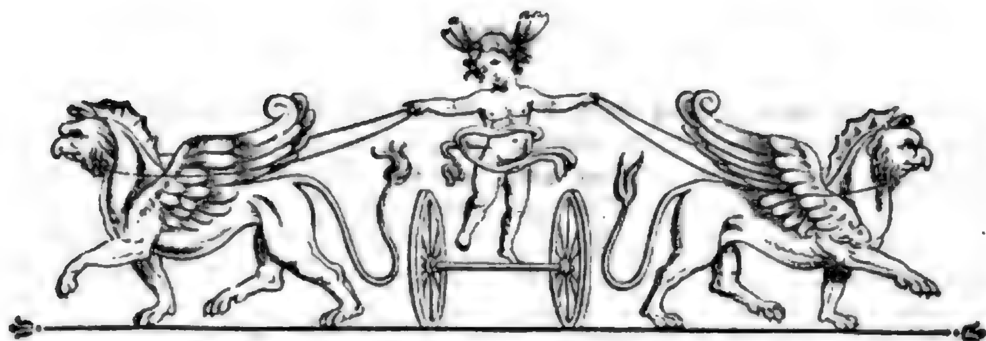
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Julius Mosen.]

Die Literaturblätter des neuesten, des vierten, Freihafenheftes enthalten einen ausgezeichneten Aufsatz über Mosen's „Ritter Wahn" und „Ahasver", beide Dichtungen auf tiefsinnige Weise deutend. Ebenfalls ausführliche kritische Erläuterung erlebten Mosen's großartige Dichtungen in den Blättern für literarische Unterhaltung. Gegenwärtig ist Mosen mit einem neuen Drama beschäftigt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 233. — den 27. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Manche von den Polen verletzten überdies das Gastfreundschaftsrecht, Einige durch excentrische politische Ideen, durch Begünstigung und Mitwirkung bei den verschiedenen Emeuten, durch Theilnahme an verbotenen Verbindungen, wodurch sie vornehmlich in den Augen der Regierenden und actuellen Machthaber Frankreichs verloren, — Andere durch ihren Privatcharakter, indem sie theils verschwenderischer lebten, als ihre Mittel erlaubten und in Folge dessen Schulden contrahirten oder Schwindeleien begingen, theils durch ihre Arbeitsscheu, die den Polen im Allgemeinen, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden, vorgeworfen wird. Sowohl diejenigen Polen, die dem französischen Gouvernement mißfällig waren, als auch die, welche sich entehrende, oder allzuleichtsinnige Streiche hatten zu Schulden kommen lassen, wurden aus Frankreich verwiesen und wählten größtentheils England zu ihrem künftigen Aufenthalte. Lobend ist hier zu erwähnen, daß die Polen selbst Gerechtigkeit übten, schlechte Subjecte aus ihrer Mitte stießen, und im Nothfalle selbst die französischen Behörden zur Verbannung der Frevler aufforderten.

Im Laufe der Zeit kühlte sich die feurige Sympathie der Franzosen für die polnischen Flüchtlinge ab: es ward etwas Altes, der Reiz der Neuheit schwand, wie bei der Regierung, so beim Volke. Jene bewilligte die anfänglichen Hülfsgelder immer spärlicher, that aber nichts, um den Polen anderweitigen Ersatz zu bieten, denn kaum können wir theilweise Anstellungen bei den Heeren in Africa, bei den spanischen Hülfstruppen als solchen bezeichnen; die französische Nation mißbilligte zwar das Verfahren der Regierung, that aber im Ganzen — unbeschadet vieler ehrenvollen Ausnahmen — auch nur wenig, um das Loos der Verbannten zu mildern. Noch jetzt leben in Frankreich gegen fünftausend flüchtige Polen, von denen wohl nur die Hälfte sich selbst ernährt und sich eine Zukunft gegründet hat; gegen tausend mögen in Algier und Spanien für ihre Existenz als Miethlinge fechten, weshalb sie von ihren Brüdern in Frankreich und England getadelt werden, da sie, nach diesen, ihre Kräfte, ihr Leben für einen höhern Zweck sparen sollten.

Ungefähr achthundert polnische Flüchtlinge leben in Großbritannien, über die Hälfte davon in London, die übrigen, größtentheils frühere Soldaten und Unteroffiziere, in Portsmouth und Plymouth, in andern Städten Englands, in Schottland, besonders in Edinburgh, und eine geringe Zahl auch in Irland. Im Ganzen stehen die Polen in England bei ihren eigenen Landsleuten nicht im besten Ansehen, sie werden sogar von diesen, wie wir das häufig hörten, als Auswurf bezeichnet, jedenfalls jedoch mit Unrecht, denn wenn allerdings viele schlechte Subjecte der polnischen Emigration sich in England befinden, wohin sie theils freiwillig, um unentdeckt zu bleiben und ein neues Terrain für ihre Schwin-

deleien zu gewinnen, auswanderten, theils durch Gewalt von Frankreich aus geschafft wurden: so befinden sich unter ihnen auch treffliche, tüchtige Männer, und gewiß in der Mehrzahl. Viele excentrische Köpfe (die demokratische Partei) wurden gezwungen, in England ein Asyl zu suchen, Andere folgten ihnen, Andere glaubten in England besser durchzukommen, wieder Andere sehnten sich nach dem freien Lande, und so müssen wir gar wohl unter den Polen in England unterscheiden, die guten von den schlechten sondern, und wohl bedenken, daß Wenige der Letztern einen Makel auf Alle geworfen haben. So rücksichtsvoll Fremde, und die Polen insbesondere, anfänglich von den englischen Behörden behandelt wurden, mußte doch endlich Strenge angewendet werden, und geschah dieses selbst auf Antrieb des bessern Theils der Flüchtlinge, die nicht länger unter dem Treiben, unter den Schlechtigkeiten ihrer bethörten und verderbten Landsleute leiden wollten: viele Polen sind bereits hart bestraft, viele durch Gefängniß, andere durch Deportation nach Botani-Bay.

Frankreich zahlte jährlich den ausgewanderten Polen mehrere Millionen Franken Hülfsgelder, das reiche England bewilligte erst spät und nach langen Debatten zu gleichem Zwecke 10,000 Pf. St. jährlich. Diese Summe ward unter den fünfhundert, damals in England weilenden Flüchtlingen folgendermaßen vertheilt: der Stabsofficier, vom Major bis zum commandirenden General, erhielt monatlich 3, der Subalternofficier 2, und der Unterofficier und Gemeine 1 Pf. St. In dieser Art reichte das Geld für fünfhundert Hülfsbedürftige aus, aber wie kann in England ein Mann monatlich mit 2 Pf. St., wie gar mit der Hälfte leben? Der geringste Tagelöhner erhält täglich 3 Schillinge, wöchentlich also fast 1 Pf. St., macht monatlich 4, und dennoch lebt er erbärmlich; der Handwerker, wenn er einigermaßen geschickt, verdient das Doppelte, das Dreifache, der Künstler das Vier- und Fünffache. Es ist geradezu unmöglich, mit einem halben Pf. St. die Woche in London zu leben, wenn man nicht auf der Straße schlafen und nicht trockenes Schwarzbrot essen will. Arbeit erhält aber der Fremde in England nur sehr schwierig, der Corporationsgeist der englischen Arbeiter steht dem schroff entgegen: sie verlassen die Werkstatt, das Geschäft, wenn ein Fremder angenommen wird. Die in Plymouth und Portsmouth lebenden polnischen Soldaten verdingten sich für geringeres Tagelohn, als in England üblich, Pächtern und Bauern in der Umgegend, für Straßen- und Wasserbauten, als Handlanger und Tagelöhner: als englische Arbeiter dies erfuhren und sahen, quittirten sie ihren Dienst und zwangen ihre Brotherren, die unglücklichen Fremdlinge zu verabschieden. Bei den Eisenbahnbauten in der Nähe Londons wurden Polen nach langem Bitten beschäftigt und als gemeine Tagelöhner mit drei Schillingen täglich bezahlt; Stabsofficiere, hohe Adlige, selbst ein Fürst drängten sich zu dieser Arbeit: da entstand eine Emeute unter den englischen Arbeitern, ein Aufseher, der sich der Polen annahm, ward beinahe erschlagen, die Polen mußten abziehen, und erst nach langen Debatten, nach Bitten und Drohungen ließen sich die englischen Arbeiter dahin bewegen, einer limitirten Anzahl unglücklicher Polen (einigen und sechzig) fernerhin zu gestatten, mit ihnen zugleich die Erdarbeiten an der london-manchester Eisenbahn fortzusetzen. Diesen Corporationsgeist der englischen Arbeiter, noch mehr der Handwerker und Künstler, werden wir später in Bezug auf die deutschen Flüchtlinge noch genauer kennen lernen und in einem noch grelleren Lichte sehen.

Glücklich aber waren diejenigen Polen in England zu preisen, welche auf der Parlamentsliste standen, nämlich die Fünfhundert, welche zur Zeit der Bewilligung der 10,000 Pf. St. jährlicher Subsidien von Seiten des Unterhauses in England gegenwärtig gewesen und in die Listen getragen waren. Die später Kommenden erhielten nichts, nichts vom Staate und nichts von den Privaten, ihr Loos war daher in der That bejammernswürdig, und deshalb richte man nicht zu streng, wenn Noth, höchste Noth zum Aeußersten trieb, wenn der Selbsterhaltung wegen Sachen vorfielen, die sonst nie zu entschuldigen, höchlich zu tadeln und streng zu bestrafen gewesen wären. Wie wir schon früher erwähnten, arbeitet ein polnischer Fürst, ein naher Verwandter der vormaligen polnischen Königsfamilie, als Buchbinder in Paris, einen andern sahen wir unter rohen Engländern bei den Erdarbeiten einer Eisenbahn, ebendaselbst einen frühern polnischen Ingenieurobersten, und fügen noch hinzu, daß wir einen würdigen alten Capitain, der unter Napoleon mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt worden, an einem Waschfasse erblickten, wo er mit andern Unglücklichen seiner tapfern, ehedem so stolzen Nation einer englischen Wäscherin für Geld wusch. Sollte da der fühlende Mann, und wenn er der Thränen entwöhnt wäre, nicht blutige Thränen weinen? Waren es diese Männer, die den Aufstand im Vaterlande erregten, die das Vaterland verriethen und verließen in der Zeit der Noth? Sehet und zählet ihre Wunden.—

Feige waren es nicht, Verräther noch weniger — die Verräther suchet unter den Höchsten des unterdrückten Volkes, sie erregten den Aufstand, durch ihren Kleinmuth, durch ihre Herrschsucht, durch ihren Stolz und ihre Kabalen ward die Sache des heroischen, unschuldig hingeschlachteten Volkes verdorben; sie leben in Saus und Braus, sie wußten zu bergen und zu retten, oder den Sold des Verraths sich zu sichern — ihnen fluchet, nicht den Braven, die in der Verbannung, im reichen England zumal, ein elendes Dasein fristen. Achtung diesen, Schimpf und Schande und Verderben jenen — und kommt einst die Stunde der Rache, wie wird da die so lange gehegte und genährte Rache entsetzlich sein, wie muß sie es sein, denn den Unglücklichen ist nichts geblieben, nichts vermag sie zu trösten, zu kräftigen, als das Gefühl der Hoffnung und der — Rache!

Doch Ehre dem oft angefeindeten Manne, dem englischen Tory, dem edeln Lord Dudley Stuart, dem Verwandten der alten schottischen Königsfamilie, und dem Kaiser Napoleon durch seine Gemahlin verwandt, der sich der unglücklichen Polen kräftig annahm, im Volke und im Parlamente deren Interessen vertrat. Und gelang ihm sein menschenfreundliches Vorhaben nicht ganz, konnte er das Mitgefühl des Parlaments nicht für die Unglücklichen erregen, war seine politische Parteiansicht dem einen Theile im Volke verhaßt, dem andern seine Sympathie für Rebellen, für Rußlands Feinde: so hat Stuart dennoch für England und das kalte englische Volk das Mögliche geleistet, den armen Polen bedeutende Unterstützung verschafft, sich ihrer als Freund durch die That und als eifriger Verfechter ihrer Sache bewiesen. Er stiftete zu dem Ende eine Gesellschaft, welcher untadelhafte Männer aller Nationen und von allen politischen Farben, und was mehr sagen will, von jeder Religion beitreten durften, und gab derselben, um keiner Partei zu nahe zu treten, wissenschaftlichen Namen und Zweck: Literary society of the friends of Poland. Die Mitglieder zahlten je nach ihren Mitteln und ihrem guten Willen Beiträge, Subscriptionslisten circulirten im Publicum, besonders unter den höhern Ständen und unter dem schönen Geschlechte, Bälle, Concerte und Theater wurden zum Besten der Polen veranstaltet, Alles in Bewegung gesetzt, um ihnen zu helfen. Es gelang, aber nicht für lange Zeit, denn die Zahl der neuen Ankömmlinge vermehrte sich zu schnell, und bald sprachen dreihundert Flüchtlinge den Beistand der literarischen Gesellschaft an. Daher mußte dieselbe ihren Satz, den sie eben so hoch angesetzt hatte, wie das Parlament, ermäßigen, anfänglich um ein Drittel, dann um die Hälfte, endlich waren gar keine Fonds mehr da — die unglücklichen Polen schmachteten im tiefsten Elende, von dem selbst die torystischen Blätter berichteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Journale, Lesekabinette, Ausstellung, Ballet, Musik.]

Von den Journalen Berlins wird zu Neujahr wahrscheinlich der „Freimüthige“ ganz eingehen, da sich kein Verleger mehr für ihn finden will. Dies älteste Tageblatt Berlins hat Schicksale erlebt, und eine ruhmvolle Vergangenheit voller Erinnerungen heftet sich an seinen Namen. Die Ursachen seines Verfalles wollen wir im Augenblick nicht weiter erörtern, aber schade bleibt es, daß das Journal nach seiner Trennung vom Conversationsblatte nicht in Hände kam, die geschickt genug waren es vortheilhaft zu gestalten, und nach und nach durch richtiges Eingehen in das bewegliche zeitgemäße Element des journalistischen Lebens, die alte Anerkennung zu erreichen strebten. Von neuen Journalen hört man wenig. Es ist sehr schwer jetzt die Erlaubniß zu erhalten, da in dieser Beziehung die Gewerbefreiheit völlig aufgehoben ist. Ob das politische Blatt, welches mit dem neuen Jahre in Potsdam erscheinen soll, unter Redaction des bekannten Joel Jakoby stehen wird, wie man sagt, lassen wir unerörtert, jedenfalls aber kann es, der Verkündigung nach, einiges Aufsehen machen, da es raisonnirende Artikel im Sinne des strengsten Monarchismus enthalten soll, ohne gerade den pietistischen Tendenzen des berliner politischen Wochenblattes beizutreten.

Für den Gebildeten ist das Entstehen eines Lesekabinets, nach Muster der Pariser, welches ebenfalls zum Neujahr eröffnet werden soll, von Interesse. Wir haben seit Jahren mehrere Conditoreien, welche zugleich Depots der Tagesliteratur sind, und in denen man siebzig oder achtzig Tageblätter findet; eben so gibt es Lesekabinette, in welchen man gegen ein halbjährliches Eintrittsgeld alle Neuigkeiten findet und obenein nach Jahresschluß für den vollen Betrag des Erlegten Bücher entnehmen kann; dies neue Institut aber soll den ganzen Kreis der Literatur umfassen, und ebensowohl alle Journale, Monats- und Vierteljahrsschriften, wie sämmtliche Novitäten enthalten. Der Plan ist umfassend und wohl überlegt. Ein großes Lokal von mehreren Zimmern enthält Raume zum Lesen und Notizenschreiben, wie zur lauten Unterhaltung. Mit dem Lesecabinet ist eine Leihbibliothek verbunden, aus welcher man auch ältere Bücher erhalten kann und auch für leibliche Nahrung ist neben der geistigen gesorgt. Wer pränumerirt, zahlt jährlich zehn Thaler, wer dies nicht will, für einen Tag zwei Groschen, oder im Fall er nur ein einzelnes Journal oder Buch zu durchblättern wünscht einen Groschen. Diese Einrichtung ist das eigentlich Neue, aber um allgemein zu werden, ist der Preis ein wenig zu theuer, namentlich was ein einzelnes Journal betrifft. Der Unternehmer dieser ziemlich gewagten

Digitized by Google

Speculation ist Herr Rebenstein, der selbst Literat und seit Jahren von dem Professor Gubitz für die Redaction des Gesellschafters engagirt war. Rebenstein ist durch diese Verbindung mit mehreren anderen Männern in Berührung gekommen, namentlich mit Dr. Häring-Alexis und dem Criminaldirector Hitzig, von welchem, wie man hört, der erstere das Geld zum Ankauf der Bibliothek und der Einrichtung des neuen Lesekabinets hergab, während der Einfluß des letzteren dem Unternehmen Pränumeranten sicherte. Es läßt sich nicht bestimmen, welches der Erfolg sein wird, denn obgleich bei so vieler Aufopferung und Mühe das Beste zu wünschen ist, bleibt die rege Theilnahme doch zweifelhaft, da für den Bedarf der großen Menge die Journalkreise der Conditoreien ausreichen, und jene Menge doch jedenfalls theilnehmen muß, um die bedeutenden Kosten zu decken.

Unsere Kunstausstellung, die nun dem Ende naht, hat diesmal im Allgemeinen weit weniger befriedigt als die vergangene, und der beste Beweis dieser geringeren Theilnahme ist die beträchtlich kleinere Summe des Eintrittsgeldes. Es soll einen Ausfall von sechs bis siebentausend Thalern geben und die Gratificationen der Professoren werden daher diesmal wohl spärlich ausfallen müssen, da der größte Theil für Transportkosten der Gemälde hingeht. Der Grund der Klage liegt wohl vornehmlich darin, daß trotz eines Reichthums an guten Gemälden doch eigentlich kein sogenanntes Zugbild vorhanden war. Der historische Theil der Ausstellung ist wahrhaft ärmlich zu nennen, denn viele der vorzüglichsten Meister, wie Lessing, Bendemann, Hildebrandt, Begas, hatten nur Portraits und einzelne Kleinigkeiten geliefert. Das Landschaftliche und die Marinen waren überwiegend und hierin besonders haben die Franzosen das Beste gegeben. Ohne die herrlichen Sachen von Matelet, Calame, Coignet, Roqueplan, Diday, Lepoittevin, Mozin, Perrot u. s. w. würde die Ausstellung an eignem Gute sehr dürftig sein, und dies stellt ein trübes Prognosticon für die jährlichen Genüsse, welche wir zukünftig zu erwarten haben.

Das meiste Neue hat in den letzten Monaten die Bühne geliefert. Zuerst ein Ballet „der Seeräuber," nach Byron's Corsaren. Der geschickte Solotänzer Taglioni, von dem vor einiger Zeit Jules Janin sagte, er sei erst, nachdem er ihn gesehen, überzeugt worden, daß der Tanz in der That wahre Kunst sein könne, ist der Verfasser desselben. Wunderschöne Tänze und Gruppen voller Charakteristik, eine lebhafte Handlung und Massen des Effectes, zu welchen auch eine Seeschlacht gehört, zeichnen es aus. Ueberall auf der Erde herrschen Neid und Mißgunst und am meisten unter den Künstlern. Da das Ballet, dessen Musik von Gährich, ungemein gefallen, so hat man versucht den Verfasser zu verdächtigen und behauptet, daß nicht Taglioni, sondern sein Vater, der petersburger Balletmeister Philipp Taglioni, der Autor sei. Einige bekannte mauvais sujets der Literatur haben dies in Journalen verbreitet; es ist jedoch so wenig wahr, wie die enormen Kosten von 18,000 Thlr., welche man diesem Ballet aufbürdet, da ich als sicher weiß, daß es nicht ein Drittheil dieser Summe kostet, welche es durch zwölf überfüllte Vorstellungen längst mehr als vollkommen gedeckt hat.

Unsere Oper ist durch die zweimonatliche Urlaubsreise der Löwe ein wenig verödet. Die ausgezeichnete Künstlerin wird von Hamburg nach Paris gehen. Vorläufig um dort zu sehen und zu hören, oder wie sie selbst bescheiden sagt, um zu lernen. Wahrscheinlich aber wird sie nach Ablauf ihres Contractes sich ganz dahin wenden, und unzweifelhaft mindestens denselben Enthusiasmus erregen, den einst die Sontag erweckte. An Neuigkeiten erhielten wir jüngst eine kleine Operette „die Doppelleiber" mit Musik von Thomas welche wenig ansprach, und gestern eine andere, „der Laborant," Musik von Karl Eckert, gedichtet von Hofrath Friedrich Förster, dem Pflegevater dieses oft schon erwähnten Wunderkindes. Die Oper mißfiel. Der junge Eckert, ein liebenswürdiger und talentvoller junger Mann, wird als Virtuose auf der Geige und dem Klavier eine ehrenvolle Stellung behaupten, vielleicht auch als Liedercomponist genannt werden, allein für Größeres in diesem Reiche scheint er nicht bestimmt zu sein. Die kleine Oper wimmelte von den handgreiflichsten Reminiscenzen zehn verschiedener Meister, und ermangelte fast jeder Spur eines selbstständigen Talents. Es ist seltsam mit diesen Wunderkindern. Die Natur scheint sich später an ihnen zu rächen, denn von den mancherlei Erscheinungen, welche großes Aufsehen erregten, ist im reiferen Alter selten etwas Außerordentliches geworden, sie verloren sich stets in der Gewöhnlichkeit, so in Kunst wie in Wissenschaft. Zum guten Theile hat übrigens auch Herr Förster Schuld, an dessen Gedicht der größte Componist wahrscheinlich gescheitert wäre. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Hannover und die Eisenbahnen.]

J. Meyer, der Chef des bibliographischen Instituts in Hildburghausen, ist der Mann, von dem der Gedanke einer hanseatisch-süddeutschen Central-Eisenbahn, welche eine directe und kürzeste Verbindung der Hansestädte mit Central- und Süddeutschland bezweckte, ausgegangen ist. Die definitive Weigerung Sr. Maj. des Königs von Hannover, die Leitung der Bahn „durch sein Königreich" zu gestatten, macht dies Project unmöglich, zu dem bereits viele Städte getreten waren und das von den Großherzogl. und Herzogl. sächsischen Regierungen bereits concessionirt war. Die Zurückerstattung der bereits geschehenen Einzahlungen von einigen Millionen erfolgt jetzt baar und vollständig.

[Ferdinand Freiligrath.]

Die Mitternachtzeitung, die so manches Treffliche bietet, brachte im October einen Bericht über Freiligrath in Barmen. Wir machen nachträglich auf Freiligrath's Aeußerung über sich selbst aufmerksam. „Was nehmt ihr den Mund nur so voll," sagt er, „wenn ihr von mir redet! Ich fühle nur zu sehr, daß Geist und Gemüth noch ganz anders in meinen Versen zu Wort kommen müßten; ich bin zu sehr Maler." Keineswegs ganz richtig. Zum Maler ist er zu unruhig; er ist weit mehr Musikant, ein musicirender Vagabund durch die Welt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 234. — den 29. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Bedenkt man aber, daß dreihundert und fast ohne Ausnahme frühere Subaltern- und Stabsofficiere unterstützt werden mußten, und daß sonach die dafür benöthigte Summe monatlich mindestens 600 Pf. St. betrug, abgesehen, daß die zur literarischen Gesellschaft zählenden Mitglieder mit Journalen, Schreibmaterial versorgt wurden, und das theure Briefporto für sie aus der Casse der Gesellschaft bestritten ward, so wird man Gesagtes erklärlich, und berücksichtigt man den Charakter der Engländer, deren geringe Sympathie für fremde Nationen, für fremde Leiden sogar natürlich finden. Die Subscriptionslisten, anfangs so reichlich bedacht, brachten nur noch geringe Zuschüsse unter den frühern Namen, einige Geber steuerten unverdrossen bei, wir nennen — und dürfen es wohl wagen, da sie sich selbst nannten — in dieser Beziehung Sir Francis Burdett, den Apostaten, wie ihn die Whigs und Radicalen, den Bekehrten, wie ihn die Tories bezeichnen, der stets 50 Pf. St. unterzeichnete, obwohl er der Sache der Polen Feind war und nur das Unglück achtete; wir nennen ferner den Herzog Wellington, der einst — ob öfter, wissen wir nicht — 100 Pf. St. unterzeichnete und dabei die Worte setzte: „Ich verachte die Rebellen, aber ich achte die Braven." Die Mitglieder der Gesellschaft, der reiche Beaumont, Stuart selbst u. A. m. steuerten nach Kräften bei, aber was vermögen so Wenige, wo so Viele leiden und darben! Daher veranstaltete man Bälle, Concerte und Theater zu Gunsten der Polen, man tanzte und weidete sich an Musik, Gesang und theatralischen Vorstellungen, während die Unglücklichen, für die man sich so opferte, im wahrsten Sinne des Wortes hungerten. Auch das reichte nicht aus, daher neue Vorstellungen an das Unterhaus, neue Bitten und Schilderungen des entsetzlichsten Elends. Und endlich scheint das Unterhaus erweicht worden zu sein und den angesprochenen Zuschuß von 5000 Pf. St. jährlich bewilligen zu wollen, wenigstens sprachen die englischen Journale aller Farben sich dahin aus, das in der nächsten Session jenen Vorstellungen Gehör gegeben werden würde; und es thut wahrlich Noth, wenn das hochherzige England seinen Gästen keine Arbeit geben, und sie auch nicht verhungern lassen will. —

Wenn wir über die politischen Ansichten und in deren Folge über die politischen Parteien und Fractionen unter den vertriebenen Polen hier Einiges beifügen, so geschieht dies unsererseits nur mit Widerstreben. Wären die Polen je einig gewesen, wären sie es nur in der letzten Revolution gewesen! Aber von jeher war Polen das Land politischer Intriguen und Machinationen, das Land der Parteiungen, deshalb nie stark gegen äußere, nie sicher vor innern Feinden. Ein polnisches Sprichwort sagt: wenn **zwei** Polen über Politik sprechen, ist **Einer** zuviel! Und es ist viel Wahres an diesem Worte, denn wollte man die verschiedenen Ansichten der verschiedenen Parteien, Fractionen und In-

Digitized by Google

dividuen über Staatsform, über Regierung, über Adel, Leibeigenschaft, über Religion, über Krieg und Frieden anführen, so müßte man fast jede Meinung des Einzelnen, wenigstens derjenigen, die Bildung und Einfluß haben, hersetzen. Wir beschränken uns daher nur auf die Hauptparteien, auf die aristokratische, die gemäßigte (Justemilieu, Whiggismus) und auf die demokratische (radicale, oder republicanische). Jede dieser Parteien hat ihre Führer, ihren Anhang, ihre Gesetze und ihre Journale. In Frankreich befinden sich die Centralpuncte, die Comités und die größte Anzahl der Mitglieder aller Parteien, eben weil in Frankreich die Mehrzahl der ausgewanderten Polen lebt. Für Frankreich ist wiederum Paris der Hauptsitz der genannten Parteien, außer der demokratischen, die aus der Hauptstadt verbannt worden und sich auf die Depots, nach Pau, Troyes, Avignon u. s. w. zurückgezogen hat. Das Haupt der aristokratischen Partei ist Czartorisky, der zukünftige König Polens — wie er von seinem Anhange genannt wird und sich gern nennen hört. Dieser Partei wird in Frankreich am meisten Vorschub geleistet, und nicht in Frankreich allein, sondern auch in England, und selbst von russischer Seite. Diese Partei ist sehr zahlreich und wird in Frankreich nur von der demokratischen an numerischer Zahl übertroffen, nicht aber an Macht und Einfluß, denn ihr stehen weder gleiche Mittel, noch der Schutz der Regierung zu Gebote. Die polnischen Demokraten haben sich dagegen mit französischen, italienischen, deutschen und den Republicanern und Liberalen anderer Länder verbunden, das „junge Polen" stand im genauesten Verbande mit dem „jungen Europa", dem jungen Frankreich, Italien, Deutschland, der jungen Schweiz u. s. f. Die gemäßigte Partei, wie die demokratische unter vielen Führern, aber unter keinem definitiven Oberhaupte, gleich wie die aristokratische, ist wohl zahlreich, zählt aber weder hervorragende Talente, noch thatkräftige Mitglieder: laue Anhänger, die es mit Niemand verderben, nichts wagen wollen, sondern wie diese oder jene Partei sich hebt oder fällt, der stärkern sich anschließen. — Noch könnten wir die religiöse, die katholische Partei anführen, eine mystische, zahlreiche Congregation, die von polnischen und französischen Pfaffen geleitet wird, die katholische Religion streng mit der Politik einigt und mit andern Verbindungen wenig Gemeinschaft pflegt.

Für England ist London der Hauptsitz der Polen, ihrer politischen Bestrebungen, geheimen Gesellschaften, der Unterstützungsfonds, der leitenden Comités für England, und der Druckort einiger Journale in polnischer und, wenn es zeitweise die Mittel erlauben, auch in englischer und französischer Sprache. Die Czartorisky'sche Partei hat auch in England einen großen Anhang und wird hier theils durch die literarische Gesellschaft, insbesondere durch deren Secretair, den übel berüchtigten polnischen Professor Szyrma, vertreten, theils durch das englische Ministerium beschützt, und durch Czartorisky, durch dessen und seines Anhangs Mittel unterstützt. Die gemäßigte Partei sammelt sich in London um den alten General Dwernicky, der wohl ein besserer Cavallerieanführer, als ein politischer Führer sein möchte. Die demokratische, in England sehr wenig zahlreich, in London selbst nur ungefähr dreißig Mitglieder stark, steht ohne entschiedenes Oberhaupt, in ihr macht sich nur das Talent, oder, wie überall, die Intrigue geltend. Es ist behauptet, der General Uminsky sei Chef der polnischen Demokraten in England, dem müssen wir durchaus widersprechen, Uminsky gehört keiner Partei an, er ist Pole und Soldat. Zugleich nehmen wir die Gelegenheit wahr, über diesen so häufig verschrienen Mann einige Worte zu sagen, dies um so mehr, da seine eigenen Landsleute ihn einem großen Theile nach verdammen, nachdem sie vordem vergeblich versucht hatten, den größten noch lebenden Feldherrn ihrer Nation in ihr Interesse zu ziehen. So hat die demokratische Partei in Frankreich den General Uminsky aus ihrer Mitte gestoßen — ob er jemals ein wirkliches Glied dieser Gesellschaft ausmachte, wissen wir nicht —; die Demokraten in London nennen ihn das Haupt der Gauner und Diebe, die Aristokraten einen excentrischen, unzuverlässigen Kopf, die Gemäßigten einen Spieler und ausschweifenden Menschen. Wir führen nur Gehörtes an, und maßen uns kein eigenes Urtheil in einer fremden Sache an, halten jedoch nach unserer individuellen Meinung, die durch längern Umgang erzeugt und begründet ist, den General Uminsky für einen tapfern Mann, für den einzigen Anführer unter der polnischen Emigration, wir halten ihn ferner für einen Soldaten, und verzeihen ihm deshalb viele Fehler des Soldaten.

Franzosen.

Frankreich kannte unter der Kaiserzeit, nachdem den während der ersten Revolution Emigrirten gestattet worden, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, es kannte unter Ludwig XVIII. und Karl X., wenn wir die Regicides, die jedoch fast alle begnadigt wurden, ausnehmen, keine politischen Flüchtlinge; erst seit der glorreichen

Julirevolution, seitdem Louis Philipp, der Bürgerkönig, Frankreichs Krone trägt, hören wir von französischen politischen Flüchtlingen, sehen wir deren in Deutschland, in der Schweiz, in Belgien, England und America. Seit 1831, seit dem ersten Aufstande in Lyon, verließen viele Einwohner Frankreichs, wegen Theilnahme an Emeuten, wegen Preßvergehen, wegen geheimer Verbindungen, oder aus Unzufriedenheit mit der dermaligen Regierung, ihr Vaterland, viele freiwillig, viele gezwungen. In jüngster Zeit ward auch in Frankreich die Deportation, aber nur für politische Vergehen, üblich, wir erinnern an die Debatten in der Deputirtenkammer, bezüglich der Deportation der in Doullens und auf Mont St. Michel inhaftirten Demagogen, wir erinnern an Meunier und an Louis Napoleon. Obwohl, wiederum in jüngster Zeit, viele der politischen Verbrecher begnadigt sind, so erstreckte sich doch einmal die Amnestie nicht unbedingt auf Alle, dann wollten auch Manche die Gnade des ihnen verhaßten Königs nicht annehmen, und endlich hatten Andere bereits in fremden Ländern sich eine Existenz gegründet, denn der Franzose acclimatisirt sich überall. Wir sprechen überdies nicht von der Gegenwart, sondern von den Jahren 1836—1837, und im Besondern von den französischen Flüchtlingen in England, vorzugsweise in London.

Die Zahl derselben war in England nie beträchtlich, wohl aber befanden sich unter ihnen einflußreiche, talentvolle und bemittelte Männer, und wirkten demzufolge von England aus sehr nachdrücklich für ihre Sache. Man kann annehmen, daß wie alle französischen Flüchtlinge, die legitimistischen ausgenommen, so auch die in England lebenden der streng republikanischen Partei angehörten, und selbst nicht verschmähten, durch den Untergang des dermaligen Machthabers in Frankreich eine Umgestaltung der dortigen Verhältnisse herbeizuführen. Sie standen mit allen politischen, patriotischen und demokratischen Gesellschaften des Vaterlandes in Verbindung, schrieben für die Oppositionsblätter und für republikanische Journale, übten, wo nur immer möglich, durch ihre Talente, ihre Geldmittel und ihre Verbindungen auf die Flüchtlinge anderer Nationen einen entscheidenden Einfluß aus, und waren, was ihr Verhältniß zu letztern sowohl, als zu dem englischen Volke betrifft, unter den politischen Flüchtlingen aller Nationen die angesehensten, eben weil sie eigene Mittel besaßen, von den Freunden und Gleichgesinnten aus Frankreich reichlich unterstützt wurden, oder sich durch Geschäftsverbindungen, durch Handelsspeculationen, oder durch literarische Arbeiten Erwerb zu verschaffen wußten, und demzufolge nicht nöthig hatten, die Milde der englischen Regierung und des englischen Volks in Anspruch zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Miß Clara Novello, Karl Eckert, Löwe, Seydelmann, Rott.]

Eine ärgerliche Streitigkeit mit der anwesenden Sängerin Clara Novello macht hier viel Aufsehen. Karl Eckert, der zu seiner Ausbildung nach Italien reisen will, gab vor einigen Tagen ein Concert. Eckert ist arm, eine Waise, wie Jeder weiß, und der Referent der Voß'chen Zeitung, Hr. Rellstab, forderte das Publicum auf, dies Concert zur Unterstützung eines jungen berliner Talents zahlreich zu besuchen. Dies geschah, aber nach einigen Tagen hörte man, daß der Ertrag für den jungen Musiker doch nur gering gewesen sei, da Miß Clara Novello, deren Mitwirkung nur gegen ein Honorar von 400 Thlr. zu erkaufen gewesen sei, den größten Theil der Einnahme empfangen habe. Hr. Rellstab machte dies öffentlich bekannt, und seine Worte verriethen die Absicht, der Sängerin den Beifall des Publicums zu entziehen. Ein deutsches Publicum ist von selbst geneigt, auf Ruhm und Geld neidisch zu sein, und als Miß Novello im Opernhause gegen die Hälfte der Einnahme einige Lieder sang, gab ein Theil des Publicums laut seine Mißbilligung zischend zu erkennen. Nun gab es Erklärungen von Seiten der Mutter der Sängerin, des Hofraths Förster und Hrn. Rellstab's in der Zeitung. Aus Allem geht hervor, daß allerdings das Factum ganz richtig ist. Die Argumente der Mutter sind die einfachsten; sie sagt: Wir reisen, um Geld zu verdienen, und zwar so viel als möglich; wir haben Hrn. Förster unsere Bedingungen gestellt, er hatte nicht nöthig, sie anzunehmen, jetzt aber hat Niemand ein Recht, sich zu beklagen, am wenigsten aber ein Referent Privatangelegenheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. — Kleinlich war es jedenfalls, den Unwillen des Publicums anschüren zu wollen. Dazu kommt, daß die Sängerin kaum wußte, daß das Concert zum Besten eines armen Musikers veranstaltet war! Hofrath Förster bot ihr gleich Anfangs dreißig Friedrichsd'or, allein diese genügten der Mutter der Sängerin nicht, die überhaupt als einziger handelnder Theil betrachtet werden muß. Die Sache ist nun abgethan, aber besser für beide Theile wäre es gewesen, daß sie überhaupt nie vorgekommen wäre.

Das Schauspiel hat bei uns, seit dem Engagement Seydelmann's einen unverkennbaren Aufschwung genommen. Die Bühne hatte mit Wolf, Devrient und Lemm ihre besten Stützen verloren, sie bedurfte einer Regenerirung und bei den unbeschränkten Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen, war es die fortgesetzte Klage des kunstverständigen Publicums, daß so wenig gethan würde, das Fehlende zu ersetzen. Seydelmann's Engagement gab Hoffnungen zu weiteren Ergänzungen, ganz vorzüglich mußte daran gedacht werden, einen ersten jugendlichen Liebhaber und einen anderen für das Lustspiel zu engagiren, denn das mittelmäßige Gut, welches wir

an den Herren Grua und Krüsemann besitzen, kann kaum einem Mäßigkeitsvereine genügen. Aber seltsamer Weise hat die Direction bis jetzt mehrere junge Künstler von größeren Fähigkeiten und Hoffnungen zurückgewiesen, unter welchen wir besonders den jungen Hendrichs beklagen, der jetzt beim Burgtheater in Wien engagirt ist. So steht Seydelmann bis jetzt bei uns ziemlich allein, und wir harren noch immer der Dinge, die kommen sollen. Wie rege jedoch der Antheil sein könne, bewiesen die Gastspiele Ludwig Löwe's. Zwar ist Herr Löwe kein Künstler ganz nach unserem Geschmack, und die Begeisterung der Wiener für ihn steckte nicht an, aber der lebhafte Beifall war ein gerechter und wohlverdienter, und seine Darstellungen zogen stets ein gewähltes Publicum herbei. Löwe ist der directe Gegensatz Seydelmann's. Er ist ein Künstler, der ganz aus der Gefühlswelt schöpft, indem er sich ihr hingibt, und er würde sich Devrient anreihen, wenn er genial sein könnte, wie dieser. Es ist ein ursprüngliches Talent, das sein inneres Leben auf die Bühne bringt und sich selbst empfindet, Mensch und Schauspieler mit demselben warmen Herzen voll freudiger Begeisterung und Lebenslust. Darum aber wird er nie ganz die verschiedenartigen Charaktere durchdringen und durch tiefe Studien, wie Seydelmann, dies große Talent des Verstandes, mit eiserner Consequenz, jede Aufgabe lösen. Nicht durchweg wollen wir behaupten, daß Seydelmann unangreifbar sei, aber er ist es überall, wenn man sich mit der Art seiner Auffassung verständigt hat. Die charakteristische Gediegenheit ist seine Stärke, und das Bild, welches er uns zeigt, ist so ganz aus einem Gusse, daß selten wohl ein kleiner Mangel zu entdecken wäre.

Von dem Neuen, welches die Bühne brachte, erwähne ich zum Schlusse Einiges. — Nach langer Ruhe wurde Heinrich der Vierte, erster Theil, nach einer Bearbeitung Fouquet's gegeben, vornehmlich weil Hr. Rott sich als Falstaff gefällt. Nie vielleicht haben die Annalen des Theaters eine bedauerungswürdigere Darstellung dieses großen Meisterwerkes gesehen. Hier zeigte es sich ganz, wie gering die Mittel der Bühne sind, wenn es darauf ankommt, ein Werk zu geben, in welchem so viele tüchtige Kräfte vereint sein müssen. Die ganze breite Mittelmäßigkeit bildete einen Phalanx, der undurchdringlich genannt werden muß, und ohne irgend einen Namen zu nennen, können wir nur sagen, daß auch nicht Einer von Allen der Aufgabe gewachsen war. Am wenigsten aber Hr. Rott, denn dieser in mancher Beziehung ganz tüchtige Schauspieler, quälte sich mit dem Humor des unvergleichlichen Taugenichts, bis er zum Ueberdruß für die Zuschauer wurde. Ein Stück von C. Blum „die zweite Frau," war ein Werk, das nach der ersten Darstellung verschwand; besser gefiel dessen Bearbeitung von Gozzi's öffentlichem Geheimnisse, obgleich wir eigentlich nicht begreifen, warum man das Calderon'sche Original, dessen poetischer Gehalt unstreitig weit höher steht, und von welchem sehr gute Uebertragungen vorhanden sind, diesem nachstellte. Auch Mad. Birch-Pfeifer hat im Geschmack der Prinzessin von Sachsen ein Stück unter dem Namen „Onkel und Nichte" geliefert, das getheilten Beifall fand. Der sentimentale Ton ist in dieser Nachahmung fast bis zur Carikatur gesteigert, und neben den verderbtesten Leichtsinn gestellt, der liebenswürdige französische Koquetterie sein soll, aber, wie vieles Andere in dieser schlechten Copie, Unnatur ist. — In der nächsten Woche erwartet man Raupach's längst angekündigte „Marie von Schottland," das Trauerspiel „Clotilde von Montalvi," und Anderes, über welches ich Ihnen später berichten werde.

°•

Notizen.

[Ungedrucktes von Lessing.]

In dem neuen, dem vierten Heft des Freihafens finden wir unter dieser Ueberschrift eine Mittheilung von Dr. Kahlert, die jetzt bei Herausgabe der Gesammtwerke des großen Autors von doppeltem Interesse sein muß. Lessing's handschriftlicher Nachlaß kam an seinen Bruder, der Münzdirector in Breslau war, nach dessen Tode theils an die Universitätsbibliothek, theils an den Geheimrath Oelsen daselbst. Unter diesen Schätzen ist nun in der That manches noch unbenutzte, theils in Fragmenten, theils in Umarbeitungen, vorhanden. Dr. Kahlert spricht speciell von Lessing's Studien zur deutschen Lexikographie und theilt diese Randglossen im Freihafen mit. In diesen kleinen gelehrten Gedankenblitzen liegt mancher bedeutende Sprachgewinn angedeutet. Alte gute Wendungen gehen oft verloren; wer aber wollte z. B. folgendes, was Lessing empfiehlt, nicht aufnehmbar finden!

Ueberhöhen. Ein gutes altes in architectura militari zu brauchendes Wort. „Ein Haus wird von einem Berge überhöht."

Krank. Krank sein nach Einem; sich so heftig nach Einem sehnen, daß dies schon eine Art Krankheit wird. Flemming sagt: „Ich bin, Schatz, krank nach Dir."

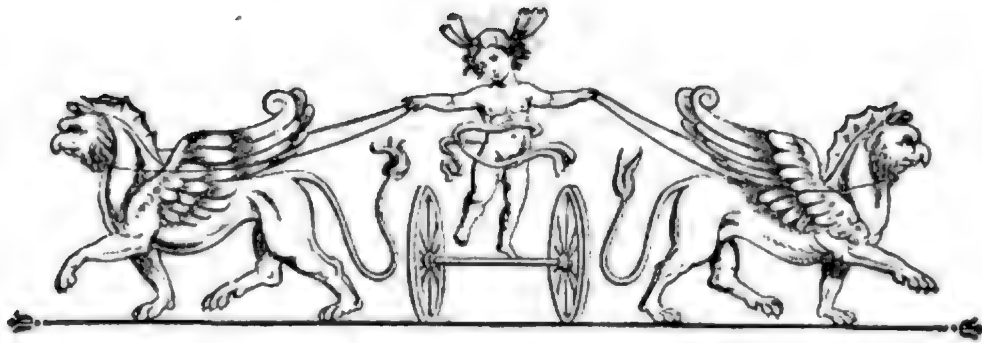
Allenthalbenheit. So übersetzt Zinckgref den theologischen terminum: Ubiquität, wenn von den Leiden Christi die Rede ist.

Gänge, für geläufig. Logau sagt: „Eine gänge Zunge," während wir es blos in der Wendung „gäng und gebe" gebrauchen u. s. f.

[Deutsche Eintracht.]

Die Elberfelder Zeitung berichtete, daß Katholiken und Protestanten zum Ausbau des Cölner Doms beitragen und ermahnt zur fortgesetzten Eintracht. Die Münchner politische Zeitung weist diese Mahnung zurück und schürt das Feuer des Hasses. Sie erinnert an den Spruch Virgil's, die Danaer seien zu fürchten, auch wenn sie Geschenke bringen. Erst übet Gerechtigkeit, sagt sie, dann bringet Opfer, nicht der Katholicismus hat den Zwiespalt in die Entwickelung des deutschen Lebens gebracht! — Diese Zwietracht, die man von neuem predigt, — möchten wir hinzufügen, — endet vielleicht in Deutschland erst dann, wenn barbarische Horden aus dem Osten in die Gauen des theuern Vaterlandes hereinbrechen, und der germanischen Entwickelung Stillstand gebieten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 235. — den 30. November 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung.)

Keiner andern Nation wird es überhaupt so leicht, sich in fremden Ländern durchzubringen, als der französischen, dies gilt auch in Bezug auf England: der Franzose ist alsbald versorgt, sei es durch Connexionen, durch Zungenfertigkeit oder durch Geschick in diesem oder jenem Fache. Nicht so leicht ward es andern Fremden; Polen, Deutsche und Italiener, vielleicht mit eben den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, vielleicht mit größern als die Franzosen begabt, darbten in London, während diese lustig und in Freuden lebten, eine Folge ihres festen Zusammenhaltens, ihrer gegenseitigen Unterstützung und der aus Frankreich einlaufenden Beiträge.

Die hervortretendsten Charaktere unter den französischen politischen Flüchtlingen in London waren Cavaignac, Marast und, wenn wir ihn einen Franzosen nennen dürfen, Beaumont. — Cavaignac, ein Mann von imponirendem Aeußern, ein strenger Republicaner in Wort und That, ein Braver, der dem Feuer und den Bayonnetten der gegenüberstehenden Truppen getrotzt, der seine Meinung mit der Waffe in der Hand dem einzelnen Gegner gegenüber vertheidigt hat, — Cavaignac genoß einer allgemeinen Achtung, die ihm weder Freund noch Feind versagte; er war ein treuer, theilnehmender, helfender Freund, der seine beträchtlichen Mittel niemals Gleichgesinnten vorenthielt, niemals zur Förderung seiner Sache sparte. Marast, ein talentvoller gebildeter Kopf, vieler Sprachen mächtig, war der Mann der Feder, wie Cavaignac der des Wortes und des Schwertes; es ward jenem sogar vorgeworfen, daß er, wenn es einst gelte, nicht in den Reihen der Brüder mitkämpfen möchte, daß er persönliche Beleidigungen nicht ganz so, wie der Franzose und jeder Mann von Ehre es will und thut, gerächt habe. Marast war Mitredacteur des National, und nach Armand Carrel's Tode eine Hauptstütze jenes Journals, bis später Trelat dessen Leitung übernahm. Der kleine feine Marast, dessen südliches Vaterland man an Teint und Haaren erkennt, hat sich mit einer wohlhabenden Engländerin vermählt und soll sich von der Zeit an dem politischen Treiben mehr und mehr entfremden. Beaumont, dessen Vorfahren französischen Ursprunges waren und sich nach America übersiedelten, ist naturalisirter Engländer, ein äußerst gewandter, thatkräftiger Mann, der auf weiten Reisen sich gebildet und, da er unabhängigen Vermögens, in der Wahl seiner Studien mehr seinem Geschmacke, als einem bestimmten Fache nachgeht, obwohl er ein tüchtiger Mediciner sein soll. Er war bei dem Aufstande in Lyon, wo er sich gerade aufhielt, einer der kühnsten Kämpfer, ward gefangen, vor den Pairshof gestellt und zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Englische Blätter, Whigs und Radicale, seine höchst angesehene Familie opponirten gegen den Spruch der französischen Pairs, gegen französisches Gericht überhaupt, sie wollten den Engländer in England gerichtet wissen. Nichts destoweniger wurde Beaumont mit seinen Kampf- und

Leidensgefährten nach dem Gefängniß in Doullens abgeführt und so lange dort verwahrt — ein Versuch zum Durchbruch und zur Flucht gelang ihm so wenig wie mehreren, die wieder eingefangen wurden; Andere entkamen dagegen glücklich — bis er in die Amnestie von 1836 eingeschlossen nach seinem Heimathlande sich begeben durfte. Er ist ein rigoroser Republicaner, nicht ein Republicaner im heutigen Sinne, wie wir deren in der Schweiz, in Nordamerica sehen, sondern ein Republicaner nach dem Vorbilde Spartas und Roms in der frühesten Periode dieser Staaten. Ueberall, wo ein Volk sich erhebt, wo eine Republik zu gründen, wird Beaumont hineilen, und mit Gut und Blut, mit Wort und Feder die Bewegung unterstützen und fördern. Das Aeußere des Mannes ist unscheinbar und entspricht keineswegs seinem kolossalen Geiste.

Eben so wie die Polen an gewissen Tagen und in gewissen Localen; je nach ihren verschiedenen politischen Ansichten und Gesellschaften vereinigt, zusammenkamen, wie es da Versammlungen der Aristokraten, der Gemäßigten und Demokraten gab, hielten auch die Franzosen eine wöchentliche Zusammenkunft, welche jedes Mitglied einer andern demokratischen oder republicanischen Gesellschaft beiwohnen durfte. Es ward in jenen Versammlungen disputirt, politisirt, Länder wurden abgetheilt, Staaten errichtet, Könige entthront, Gütergemeinschaft eingeführt, das Erbrecht abgeschafft u. s. w. Es kam neben viel Unsinn manches Gute und Zweckmäßige zum Vorschein. Die Franzosen sind eifrige, lebendige Redner, die von der republicanischen Partei vor Allen. Man hätte einen solchen declamiren, schreien und gesticuliren sehen sollen!

Die italienischen Flüchtlinge hielten unseres Wissens in London keine öffentlichen Versammlungen, sie existirten dort nur in geringer Zahl und wohnten theils den Zusammenkünften der Franzosen, theils denen der Polen und selbst der Deutschen bei. Von den Italienern halten wir, hinsichtlich ihrer Reformationsversuche, ihrer Aufstände mit gewaffneter Hand, mit einem Worte, von ihrem Muthe nicht gar viel; wir könnten da manche Belege anführen, wohl auch bisweilen vom Gegentheile, denn keine Regel ohne Ausnahme. Unter den Italienern in London waren die bekanntesten Mazzini und de Pratti, jener mit den deutschen, französischen und italienischen Flüchtlingen im Sommer 1836 zu gleicher Zeit aus der Schweiz vertrieben, dieser schon lange in London ansässig, seit der ersten Verfolgung der Demagogen und Carbonari im Jahre 1822. Mazzini, einer reichen piemontesischen Familie entsprossen, trieb lange Zeit sein Wesen in der Schweiz und im südlichen Frankreich, ward in Folge seines großen Vermögens oft geduldet, wenn Andere, die weniger als er verbrochen, ausgewiesen wurden, und war, wie er Stifter des jungen Italiens gewesen, Veranlassung zu dem Bunde des jungen Deutschlands. Er redigirte längere Zeit ein republicanisches Blatt in der Schweiz, nahm an allen abenteuerlichen Plänen und Zügen Theil, vertheilte Geld und hatte sonach einen großen Anhang. Kenntnisse und Phantasie sind ihm nicht abzusprechen, ob ihm aber Klugheit und Scharfblick im hohen Grade eigen, möchten wir bezweifeln. — Der alte Carbonaro de Pratti, aus einer italienischen Familie in oder an der Gränze von Tyrol, ist der Zeit Wunderdoctor und Redacteur des Penny-Satyrist in London; er verkauft Pillen, heilt die Syphilis in drei Tagen und schreibt nach seiner Meinung witzige Artikel gegen das englische Ministerium, gegen die Königin Victoria und gegen andere Potentaten, hauptsächlich aber seine eigene Lebensgeschichte, die theilweise in Deutschland spielt und voll pikanter Liebesabenteuer ist, was man dem alten Pavian kaum ansehen möchte. Gäb' es viele solcher Leute, aufgeblasen, wahnwitzig und feige: die Sache des Liberalismus wäre für immer verloren!

Von den spanischen und portugiesischen Flüchtlingen ist schon oben gesprochen und hier nur wenig zuzufügen. Sie halten sich von den übrigen durchaus gesondert, und dies in Folge ihrer von jenen ganz verschiedenen Grundsätze und Gesinnungen. Wie jene der liberalen Sache wegen geflüchtet, so sind sie es des Absolutismus oder der Legitimität und des Pfaffenthums wegen. Don Carlos, Dom Miguel und die Herrschaft des Klerus, das sind ihre Idole, für deren Wiedereinsetzung sie leben und wirken. Theilweise gehören sie reichen Familien an, oder haben Geld und Gut gerettet, oder werden endlich von den englischen Tories wirksam unterstützt, denn sie leben ganz à leur aise, das beweist ihr Aeußeres, ihre Wohnungen, ihre Equipagen und ihre Vergnügungen.

Wir könnten noch von russischen und brasilianischen, von türkischen, indischen und persischen Flüchtlingen sprechen, aber einestheils sind es keine politischen, anderntheils darf man nicht Jedem unbedingt glauben, der sich für einen solchen ausgibt. Prüfet die Leutchen näher und Ihr werdet ersehen, daß Jener, der des Republicanismus wegen geflohen und verfolgt sein will, betrogen, ein Anderer falsche Wechsel gemacht hat; dieser will sich duellirt haben, und ist wegen eines Kassende-

fectes entwichen; der alte Schiller — durch den Hubert'schen Proceß bekannt geworden und in Journalen besprochen — wollte auch ein politischer Flüchtling, wollte adlig und Oberförster sein! Dasselbe gilt von dem in vorhergehenden Blättern erwähnten Jakob, er ist eben so ein aus dem Leben genommener Charakter, wie seine Gefährten Emil, Franz und Conrad; Discretion gebot uns bezüglich der deutschen Flüchtlinge die Namen zu verschweigen, Jeder jedoch, der mit der Sache vertraut ist, wird auch die bezeichneten Individuen erkennen.

Ehe ich auf die Schilderung der deutschen Flüchtlinge in London näher eingehe, halte ich es für nöthig, einige Bemerkungen vorauszuschicken. Nachdrücklich muß ich mich gegen den Vorwurf verwahren, als ob ich gewillt gewesen, die Flüchtlinge überhaupt zu persifliren und ihre Sache lächerlich zu machen; unter ihnen zähle ich liebe Bekannte, wackere, tüchtige Männer, und kenne deren unter ihnen noch viele, aber nicht minder gibt es schlechte Subjecte, lächerliche, hohle Tröpfe, aufgeblasene, verdrehte Leute unter den Flüchtlingen, die der Sache unendlich viel schaden. Hätte irgend ein Staat, der absoluteste, sich einige Exemplare der letzterwähnten Sorte verschrieben, angestellt und reichlich salarirt: er hätte kein besseres Mittel ausfindig machen können, um alle liberalen und revolutionnairen Ideen in seinen Landen blos durch den Anblick und die verworrenen Reden und verrückten Handlungen jener Demagogen zu ersticken. —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Düsseldorf.

[Firmenich.]

In dem von Adolph v. Schaden herausgegebenen Werke „Gelehrtes München," finden wir folgende biographische Notizen über den dramatischen Dichter und Sprachforscher Dr. Firmenich. Da von hier aus Mittheilungen über Firmenich ausgingen, zum Theil auch in Ihrem Blatte, so sei dieser Mann das Thema meines Briefes. „J. M. Firmenich, Sohn eines geachteten Fabricanten in Cöln am Rhein, geboren 1808 am 5. Juli. Schon frühzeitig zeigte sich bei demselben ein unwiderstehlicher Hang zur Dichtkunst und eine brennende Wißbegierde, die ihn halbe Nächte hindurch über Büchern zu sitzen antrieb. Gleichsam mit einer Art von Heißhunger verschlang er die Werke unserer vaterländischen Dichter und studirte außerdem mit unermüdetem Eifer die römischen und griechischen Classiker. Nicht minder machte er sich mit den englischen, italienischen, französischen, spanischen und holländischen Schriftstellern in der Ursprache bekannt, und verwendete zudem vielen Fleiß auf die Erlernung der neugriechischen und schottischen Sprache. Als 17jähriger Jüngling, als derselbe noch das Gymnasium besuchte, übersetzte er den Klaggesang des caledonischen Barden Ryno auf den Tod Oskar's, Ossian's Sohn, welchem er zum bessern Verständniß viele Anmerkungen zufügte, und der die Aufmerksamkeit aller Freunde der gälischen Muse auf sich zog. (Gedruckt in dem Beiblatt der Cölner Zeitung.) Dadurch aufgemuntert ließ er bald viele seiner Gedichte folgen. In der Kenntniß der englischen Sprache brachte er es zu einer solchen Fertigkeit, daß er eine große Anzahl Gedichte in derselben verfaßte, die in deutschen und englischen Blättern eine günstige Aufnahme fanden und Aufsehen erregten. Ebenso schrieb er Lieder in der neugriechischen Sprache. Am bekanntesten wurden seine Lieder in der cölnischen Mundart, welche gleich ins Volk übergingen und stets von Alt und Jung in Cöln gesungen werden. In demselben Dialekte schrieb er auch ein Lustspiel in 4 Acten, welches am 1. März 1832 in Cöln bei überfülltem Hause aufgeführt wurde. Auf der Universität Bonn, auf welcher er dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften oblag, wurde er mit August Wilhelm von Schlegel bekannt, dem er im Jahre 1830 ein großes Gedicht, die damaligen politischen Verhältnisse betreffend, zueignete, und welcher ihn besonders zu poetischen Arbeiten aufmunterte. Darauf begab er sich nach München, wo er während seines zweijährigen Aufenthaltes außer vielen Gedichten und Romanzen eine Tragödie „Regina Dovagno" nach einem alten englischen Stücke verfaßte, welche aber wegen ihres etwas anstößigen Sujets von allen Theatern zurückgewiesen wurde, weshalb sie der Dichter in seinem jugendlichen Unmuthe vernichtete. Außerdem beschäftigte sich derselbe mit der Herausgabe einer Sammlung der schönsten neugriechischen Volksgesänge und Dichtungen in der Ursprache, nebst Erläuterungen und Wörterbuch mit stetem Rückblick auf das Altgriechische." — So weit Adolph von Schaden.

Durch Mittheilungen von vertrauten Freunden des Dichters, welcher gegenwärtig in Cöln lebt, sind wir in den Stand gesetzt, Obiges ergänzen zu können. Im Jahre 1834 begab sich Firmenich nach Rom, wo er fast 2 Jahre verweilte, da ihn der Umgang mit Thorwaldsen, Reinhardt (Schiller's ältestem Freunde), Horace Vernet und andern ausgezeichneten Künstlern an diese Stadt fesselte. Die deutschen Künstler in Rom hatten ihn zu ihrem poëta di corte ernannt, wodurch es ihm oblag, bei feierlichen Gelegenheiten Lieder für dieselben zu dichten. (Gedruckt in Rom.)

Ebenso mußte der Hofdichter bei dem großen Cervaro-Zuge, welchen die Künstler ohne Unterschied der Nation alljährlich im April nach den Sibyllenhöhlen bei Rom, meistentheils zu Esel, machen, das Orakel abgeben und die an dasselbe in einer wild romantischen und magisch beleuchteten Höhle gestellten Fragen aus einem verborgenen Winkel in Versen beantworten. Daß die Antworten des Orakels meistens komisch waren, versteht sich von selbst. Eine dieser Impromptu-Antworten theilte uns Firmenich während seines Aufenthaltes in Düsseldorf selbst mit. Ein vorlauter münchner Künstler stellte nämlich die Frage: Wie Viele werden heute nüchtern bleiben? worauf das Orakel unter dem schallenden Gelächter der übrigen Künstler antwortete:

Willst Antwort Du auf diese Frag',
So zähle nur die Esel nach,
Die heute mit hierher gekommen,
Und die ihr klüglich mitgenommen.
Sie bleiben nüchtern, weiſ' allein,
Ihr werdet heut die Esel sein,
Denn Alles, was zwei Beine hat,
Kehrt wie das Vieh zurück zur Stadt,
Und gäb' Verstand den Vorrang hier,
So ritt Dein Esel heut auf Dir,
Und Roma würd' es staunend seh'n,
Wie Esel über Künstlern steh'n.
Doch weiche, Naseweis, von mir,
Nicht länger steh' ich Rede Dir!

Als Firmenich von Rom abreiste, ward ihm zu Ehren von den Künstlern ein großes Fest veranstaltet, wobei man ihm zum Andenken einen Dichterkranz verehrte und ihn mit dem römischen Künstlerorden, dem Bajocco, schmückte. Von Rom begab er sich nach Neapel und durchreiste ganz Italien. In Genua entwarf er seine Tragödie „Clotilda Montalvi" und machte sich zu diesem Zwecke mit den Sitten und Gebräuchen dieser Stadt, wo das Stück spielt, bekannt. Von dort begab er sich nach Wien, um mit seinem Freunde Anastasius Grün eine Zeit lang zu verkehren. Nach zweimonatlichem Aufenthalte jedoch ward Firmenich ohne allen Grund aus dieser Residenz verbannt und kehrte nach seiner Vaterstadt Cöln zurück, wo der beliebte Volksdichter in einer großen Versammlung seiner Landsleute unter Pauken und Trompeten freudig empfangen wurde. Auf eine Einladung seines vertrautesten Freundes G. Franken, eines jungen angesehenen Gutsbesitzers, welcher sein steter Begleiter auf allen Reisen gewesen war, kam Firmenich nach Düsseldorf, wo er seine Tragödie „Clotilda Montalvi" vollendete. Dieselbe kam im Januar 1838 auf der hiesigen Bühne zur Aufführung und wurde, wie bekannt, mit seltenem Beifalle aufgenommen. Hierauf bereiste der junge Dichter Frankreich und Belgien und langte vor kurzem aus Paris in seiner Vaterstadt Cöln wieder an. Seine jetzigen literarischen Arbeiten sind uns unbekannt. E.

Notizen.

[Musik in Leipzig.]

Wir hörten in letzter Zeit manches vom Vater Haydn. Sein kindlich frommer Genius bleibt immer ein gesegneter und beglückender. Wie erquickt man sich in dieser Fülle von Unschuld und Witz, wie heiter ist Haydn bei aller Frömmigkeit, und wie fromm bei aller Lebenslust! Der moderne Anakreon in der Musik! — In der Thomaskirche erlebte die Schöpfung seit einem halben Jahre eine zweite Aufführung, die man gelungen nennen muß. Die Chöre gingen sicher und waren richtig aufgefaßt. Von den jungen Solosängern verdienen der Bassist und der Sopranist Auszeichnung. Jener trug mit klangreicher Stimme recht verständig vor; doch ist seine Intonation noch nicht fest, sein Recitativ mangelhaft. Der Sopranist der Thomaner hat die schönste Stimme, die man hören kann. Seine Intonation ist meist rein, der Vortrag so gut, als man billig bei so zarter Jugend fordern darf. Wollte der junge Sänger sich abgewöhnen, sich von einem Ton zum andern hinzuschleppen, und sich vornehmen, jeden gleich ganz bestimmt zu fassen, so würde sein Gesang gewinnen. — Das sechste Abonnementconcert (am 8. Nov.) brachte uns den schönen Chor von Haydn: „Des Staubes eitle Sorgen," das siebente (am 15. Nov.) Haydn's Sturm, beide Stücke ebenfalls von den Thomanern gesungen. Mrs. Shaw sang eine Hymne von Cherubini: „O salutaris hostia," Crescentini's Arie zu Zingarelli's Romeo und Julia, ein Gebet von Händel, eine Arie aus Rossini's Italienerin, ein schottisches Lied von Mendelssohn-Bartholdy und ein Heine'sches Reiselied, von demselben gesetzt, der Text leidlich englisch wiedergegeben. Die Cherubini'sche Hymne, die seit vielen Jahren hier nicht gehört wurde, trug die Sängerin meisterhaft vor; im Adel des Vortrages, in der gleichmäßigen Haltung der Töne sucht sie Ihresgleichen; dagegen erschien für die Rossini'sche Arie mehr Feuer wünschenswerth. Die kleine Händel'sche Arie bewies, wie sie im Kirchenstyl an ihrem Platze ist, obschon ihre Stimme an dem Abend etwas verschleiert war; erst beim Vortrag der Arie aus der Italienerin in Algier entwickelte sich der volle Glanz, ich möchte sagen, die strahlende Glorie ihres schönen Tons. Sie faßte die Arie anders als der Componist sie gedacht hat, indem er der Sängerin Gelegenheit gegeben, Witz und Laune walten zu lassen; allein bei italienischer Musik, die so dehnbar ist wie Gummi, mag der Persönlichkeit ein freies Spiel eingeräumt werden. In beiden Pièçen hörten wir auch von ihr einen echten, trefflich gehaltenen Triller.

[Schelling und Baader. Brieflich aus München.]

Zu den neuen Universitätsverordnungen in Baiern gehört auch das Verbot, daß Laien Vorlesungen über theologische Gegenstände halten. Dies trifft besonders Schelling und Baader. Franz von Baader, ein entschiedner Gegner des Papstthums, der noch neulich die Existenz eines papstlosen Katholicismus für möglich und für heilsam erklärte, las bisher speculative Dogmatik. Dieser felsenfeste Kämpe unterläßt auch in geselligen Kreisen und höhern Ortes nicht, seine Ansichten dreist auszusprechen und seine Meinung wie einen Fehdehandschuh darzubieten. Mit Schelling ist er seit lange zerfallen, dessen weichliche Vornehmheit ist ihm zuwider. — Beide werden fortfahren zu lehren und ihre religiösen Ansichten vom Katheder zu verbreiten, obschon sie keine theologischen Collegien dem Namen nach ankündigen.

[Zschokke.]

Der alte Zschokke ist noch immer auf das erfreulichste thätig. Das neueste Heft des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons (Bd. 7. Lief. 1.) bringt zwei Artikel von ihm über Glarus und Graubündten. Früher gab er eine Monographie von Freiburg, wegen der dortigen Zustände des Jesuitismus wichtig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum taturice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Petersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Droge, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836. 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tab. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 214. Erinnerungen an Wien. Von J. Kaufmann.
Mundt's Komödie der Neigungen.
Notizen.

No. 215. Erinnerungen an Wien. (Fortsetzung.)
Beurmann's Deutschland und die Deutschen.
Notizen.

No. 216. Erinnerungen an Wien. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Nürnberg.
Notizen.

No. 217. Lootsenerzählungen. Von Ernst Willkomm.
Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.
Notiz.

No. 218. Lootsenerzählungen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 219. Lootsenerzählungen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschl.)
Notizen.

No. 220. Heine über Shakspeare.
Deutsche Lyrik.
Notizen.

No. 221. Heine über Shakspeare. (Beschluß.)
Deutsche Lyrik.
Notizen.

No. 222. Briefe der Malibran.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 223. Deutsche Lyrik.
Briefe der Malibran. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 224. Deutsche Lyrik.
Oliviero's Alamanna.
Notizen.

No. 225. Erinnerungen an Wien. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 226. Erinnerungen an Wien. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 227. Lootsenerzählungen. Von Ernst Willkomm.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 228. Lootsenerzählungen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 229. Rußland und die Ostseeprovinzen.
Lootsenerzählungen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Hamburg.

No. 230. Rußland und die Ostseeprovinzen. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschl.)

No. 231. Rußland und die Ostseeprovinzen. (Beschluß.)
Notizen.

No. 232. Die politischen Flüchtlinge in England.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 233. Die politischen Flüchtlinge in England. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 234. Die politischen Flüchtlinge in England. (Forts.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 235. Die politischen Flüchtlinge in England. (Forts.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf.
Notizen.

(Hierbei zwei Intelligenzblätter und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

December.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein=interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In= und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik= und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Kriegspolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von $1\frac{1}{2}$ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober=Post= und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober=Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof=Postamts=Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs=Comptoir in Berlin.
Die — — Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz=Postamts=Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober=Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober=Postamts=Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt=Postamts=Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn= und Taxische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober=Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober=Postamts=Zeitungsexpedition in Cassel.

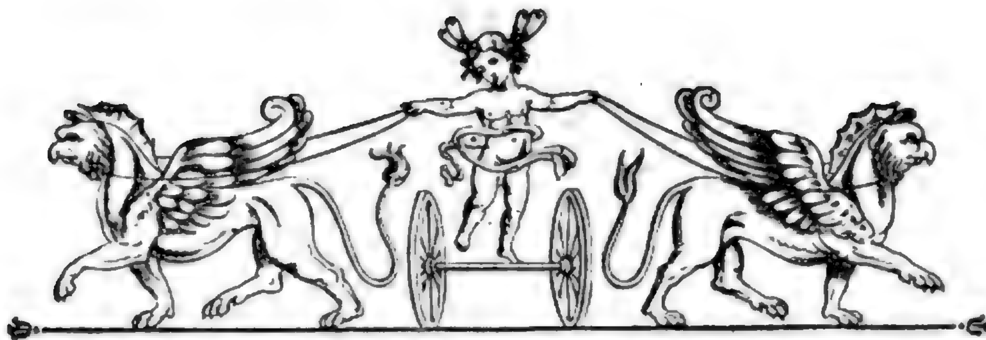
Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 236. — den 1. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Kritische Winke.

Shakspeare.

„Shakspeare als verlorener Sohn" ist der Titel eines novellistischen Fragments von H. Koenig, im vierten Hefte des Freihafens. Tieck's Darstellung des großen britischen Dichters kann nicht erschöpfend genannt werden, sein „Dichterleben" hat uns in Shakspeare eine timide stille Schreiberseele vorgeführt, die ganz weiblich die großen Stoffe, Personen und Ideen des Lebens auf sich walten läßt und ihr Gefäß wird, wie etwa Eckermann für Goethe. Die dämonischen Elemente des Poetenlebens hat Tieck von Green und Marlow gleichsam absorbiren lassen, er hat sie in diesen beiden Gestalten, die er als hoher Meister darstellt, abgesetzt, so daß für William nur das traumbefangene, ruhig milde Kind übrig blieb. Was dieser Einseitigkeit, die in der That sehr liebenswürdig und einschmeichelnd ist, einigen Vorschub gibt, ist der Umstand, daß Tieck den Dichter in der Periode von Romeo und Julie schildert, wo auch die Komödien in Liebesleid und Lust die Seligkeiten eines kindlich großen Menschen übermüthig austönen. Allein Shakspeare war auch Green, auch Marlow, er hatte Theil an diesen Verirrungen des Genies, hatte ihnen Tribut gezollt, bevor er sie überwand und den Dämon in sich bändigte. So ihn als Mensch, in der Blüthe bacchantischer Leidenschaft, erscheinen zu lassen, ist eine Aufgabe besonderer Art. H. Koenig hat sich diese gestellt. Schon früher setzte er dazu an, jetzt gibt er abermals nur ein Bruchstück. Er zeichnet Shakspeare in der Ankertaverne, in dem lärmenden Getöse jener Weltkneipe, wo die Mährchen des Reiselebens, die Abenteuer der Erdumfahrer ertönen, wo der sinnende Dichter sitzt und lauscht, aber zugleich von vielfachen Intriguen und Liebeshändeln umgarnt, mit den Raufbolden und Komödianten aus der „Rose" die Nachtstunden durchschwärmt. Diese Scenen, hochwichtig für Shakspeare als Mensch und Dichter, höchst nöthig für die Combination, die uns die Geburt und die Art und Weise seiner Dichtungen deuten will, diese Scenen im „Anker" hat Koenig ganz vortrefflich gezeichnet. Sehr geschickt ist die Intrigue entwickelt, die der übermüthige William seinem Kumpan Burbadge, dem Helden seiner Stücke, spielt. Während der Vorstellung am Tage — man gab König Johann — erschien ein Bursche am Eingange zum Garderobenzimmer, der nach Burbadge verlangte. Er bringt von einer unbekannten Dame eine Bestellung, gibt ihm den Ort zum Rendezvous an und zugleich das Losungswort: „Johann ohne Land!" Shakspeare fängt die Bestellung auf und begibt sich an den anberaumten Ort. Der Laden öffnet sich auf seine Parole, eine zarte Frauenhand leitet ihn durch den Flur des Hauses in ein mäßig erhelltes Zimmer. Hier erfolgt die Wahrnehmung des Irrthums, aber auch eben so schnell die Verständigung des Paares. „Sie küßte nicht schlecht!" versichert Shakspeare, als er den Genossen das Abenteuer erzählt. Aber in der Hast war die Thür unverschlossen geblieben. Man klopft, und auf

den Schrei der Dame wird das Losungswort: „Johann ohne Land!“ gegeben. Es ist Burbadge, der Heldenspieler, dem sein listiger Poet zuvorgekommen. Shakspeare öffnet und ruft lachend: Johann ohne Land? Nun gut, ich bin Wilhelm der Eroberer! — Triumphirend eilt er fort, aber Burbadge stürmt ihm nach; in der Ankertaverne schüttet er seinen Groll gegen ihn aus. Aus dem Scherz wird zwischen den Uebelgelaunten Ernst; es muß Blut fließen, und vor eben dem Fenster, wo Burbadge verhöhnt wurde, soll das Werk der Rache vor sich gehen. William ist glücklich in Führung der Klinge und stößt im Dunkeln heftiger, als er gewollt, den Gegner zu Boden. — Diese Scene ist wie aus dem Leben und der Zeit des Dichters entwendet; dieser wilden Romantik in Lust und Leidenschaft war Shakspeare als Mensch verfallen, erst mit dem Erwachen aus wüstem Rausche, in den ihn das üppige Lebensblut gestürzt, erfolgte das tiefere Besinnen des Genius. Auch diese Scene schildert Koenig; Shakspeare erwacht auf seinem Lager und fühlt bittere Reue über die verworrene Trübsal, die er um sich häuft. Seine Wirthin, die gute Nelly, spricht ihm liebreich zu, wie er an sich verzweifelt; aber das Maß des Unbills wird übervoll, seine Mutter erscheint aus Stratfort und mahnt ihn an die stille Einfalt eines glücklichen Daseins, sie straft seinen Lebenswandel und lähmt mit aller ihrer Liebe den Fittig seines hochstrebenden Geistes, der aus allem Umsturze sich immerdar von selbst als Phönix befreit. Die Häscher kommen, um ihn nach Newgate abzuholen; der im Duell Verwundete zog die Augen der Behörde auf sich. Die Drangsal häuft sich; Graf Heinrich Southampton erscheint und rettet ihn. Diese Scenen stehen jedoch den ersten weit nach, Koenig's Farben sind hier matt; die Begegnung des Dichters mit der Mutter und mit dem Freunde läuft zu sehr in Declamation aus.

Die Beschäftigung mit Shakspeare ruht in Deutschland nirgends; wir trinken aus diesem Born Gesundheit und Kraft. Es sind zu gleicher Zeit vier Uebersetzungen angekündigt, Reimer bringt die Tieck-Schlegel'sche in neuem Abdruck; die übrigen beweisen blos, daß man sich eben mit Shakspeare beschäftigt. Die bei Georg Wigand in Leipzig erscheinende gibt auch einen Supplementband, der von großem Interesse ist. Er enthält das Leben des großen Dichters von Chalmers und die Charakteristik der Dramen von William Hazlitt, beides übersetzt von A. Jäger, in der That, für deutsche Leser eine werthvolle Gabe. Die 37 Umrisse zu den Dramen und des Dichters Portrait in Stahlstich sind weniger willkommen.

Dagegen müssen wir auf den genialen Ruhl aufmerksam machen, von dessen Skizzen das zweite Heft erschien (Kassel und Leipzig, Krieger'sche Buchhandlung). Die erste Lieferung brachte den Kaufmann, die zweite den Sturm, in 9 Blättern. Diese geistvollen Zeichnungen spiegeln in Gestalt und Gesichtsbildung der Figuren die Shakspeare'schen Charaktere auf das glücklichste ab. Besonders gelungen sind die Gestalten Ferdinand's, des alten Zauberers Prospero und der drei komischen Gesellen Kaliban, Trinkulo und Stephano; die Scene, wo Ariel in den Lüften diese Würmer der Menschenwelt mit seinem Gesange bewirthet, ist meisterhaft.

Hermann Marggraff über Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche.

Ein 450 S. starkes Buch (Leipzig bei Engelmann), das die Entwickelung der deutschen Zustände zum Gegenstand hat. Es schildert den Norden und Süden, die katholischen und protestantischen Lebenselemente, das Zerwürfniß beider seit der Reformation, die Zerstückelung des politischen Nationaldaseins; wobei es natürlich weit ausgreifen und im westphälischen Frieden die Anknüpfungspuncte suchen muß, um den Stand der Gegenwart historisch zu erläutern. Die literarische Vergangenheit wird dann ebenfalls umschrieben, hier und da, mehr nach Lust und Neigung, als nach Nothwendigkeit, treten Excursionen ein, um diese oder jene Persönlichkeit mit nachdrücklicher Ausführlichkeit zu erörtern. Erst gegen die Mitte des Buches hin eröffnet sich mit dem J. 1830 der Schauplatz für die Thaten und Leiden der jüngsten Epoche. Vorläufer und Propheten neuer Richtungen werden auch in außerdeutschen Zuständen aufgesucht, Byron, Shelley, Puschkin werden leicht und nebenbei herangezogen, dann treten Rahel, Börne, Heine, Bettina, Menzel und die Späteren in den Kreis der Betrachtung. — Marggraff hat die Zustände seiner Zeit auf das sorgsamste mitdurchlebt, er hat, ein fleißiger Notizensammler, ein emsiger Zuschauer, memoirenartig seine Gedanken und Gefühlsmeinungen zusammengetragen, und das Aneinandergeheftete durchschießt er nun mit der Compilation von Belegstellen. Es war so viel Mißliebiges hinausposaunt, so viel edler Wille war geknickt, so viel Misere ist frech geworden über Zustände und Personen einer kämpfenden und in ihren Kämpfen sich selbst verwundenden Zeit, daß es wirklich erwünscht sein konnte, nun einmal den Common sense, wie er kritisch in England ruhig und solid

neben den Ereignissen der Leistungen und der Leidenschaften herläuft, als eine parteilose Stimme des Allgemeinen zu vernehmen. Von der Art ist das Verdienstliche in der Marggraff'schen Beschaulichkeit, und ein Buch von solcher Abfassung könnte dem langsam käuenden und verdauenden deutschen Publicum wohlthätig nachhelfen. In England, wie gesagt, dem nutzbaren Beefsteakslande, gibt es in den Reviews solche Kritik ohne Prätension, solche leidenschaftlose Treue, solche subjectlose Naivetät, und wenn Willibald Alexis neuerdings den verstorbenen Wilhelm Neumann für den letzten deutschen Kritiker hält, so war dieser eben eine solche Natur, in welcher sich das Gutachten der Gesellschaft fast ohne Selbstwillen, ohne Eigensinn ruhig ausprägte. Was Marggraff von der Ehrlichkeit seiner Kritik wiederholt versichert, erscheint mir, obwohl die Wiederholung der Versicherung bedenklich wird, darauf hinzudeuten, sein Urtheil erziele solche Stellung zur Literatur und zum Publicum. Welchen Beifall das Buch in der Lesewelt haben wird, er entspringt aus des Verfassers Bestreben, Organ der allgemeinen Stimme zu sein, zu welchem sich gesunde Bildung, Kraft des Herzens, guter Wille und Ruhe des Verstandes vereinigen, um die Erscheinungen der Zeit vor den Sinn des Jahrhunderts als den allgemeinen Richterstuhl zu ziehen. Ob dies Erstrebte überall erreicht, ist eine zweite Frage. Ich muß mich auf Einzelnheiten beschränken; denn eine Kritik über Kritik nochmals zu kritisiren, fällt schon aus dem Bereiche der Nutzbarkeit für das Allgemeine und für die Gesellschaft. Ueber Berlin, diesen einen, allerdings einseitigen Focus deutscher Entwickelung, wird eine Schilderung geliefert, die auch nicht einmal in der Ahnung die Perspective einer Umgestaltung aufkommen läßt, und die nächste große Vergangenheit, wie die unerschöpflichen Quellen des Geistes, die dort unversiegbar bleiben, gar nicht zur Gültigkeit bringt. Marggraff's Verhalten zu den einzelnen Persönlichkeiten der jüngsten Literatur nach 1830 ist ebenfalls nicht ungetrübt, d. h. nach Absicht oder Zufall gestempelt. Absicht nenne ich hier den gesteigerten Grad des Eifers, der an sich lauter und rein ist; Zufall persönliche Sympathie oder Abstoßung. Namentlich läuft durch das ganze Buch gegen eine, früher von Marggraff selbst vielfach gefeierte Literaturkraft eine offenbare Gereiztheit, welche die allgemeine Stimmung keineswegs theilt. Von der einen Persönlichkeit frei, bedarf Marggraff vielleicht des Anschmiegens an eine andere, woraus sich denn noch auf keine Weise die feste Selbstständigkeit des Geschichtschreibers seiner Zeit ergibt. Alles zu Allem gerechnet: unsere Epoche ist noch gar nicht reif zur Geschichtschreibung. War Marggraff nun einmal dieser Meinung, so mußte er mehr thun, als die Stichwörter der Zeit zusammenfügen. Mit wie vielem Eifer und Glück dies geschehen könne, ist eine andere Sache, aber ein Gesammtbild entsteht nicht aus Conversation und Reflexion solcher Art. Nicht einmal einzelne Bilder. Marggraff nennt das Buch seines Raisonnements Charakteristiken; allein diese finden sich eben nicht, kein einziges literarisches oder culturwichtiges Leben ist fertig zu einem Bilde ausgezeichnet, der Verf. hat die verschiedenen Linien rasch und übersichtlich zusammengezogen, ohne doch auch förmliche Geschichtschreibung gegeben zu haben.

Zu dieser nämlich ist erforderlich, daß man dem Jahrzehend nicht blos den Puls und den Zahn befühlt, der Zeit nicht blos das Wasser besieht, — um beides ist Marggraff umständlich bemüht, — man muß als Arzt den Geheimpunct des Uebels, den Centralsitz der Krankheit, aufstören. Nun findet sich in dem Buche wohl allerdings sehr vieles, das eine Kenntniß des Nervenleidens unserer Zeit verräth. Marggraff eifert kräftig gegen die Erbärmlichkeit mancher Sünden des Jahrhunderts, er wehrt sich mit Hand und Fuß gegen Pedanterie, Philisterthum, Egoismus, er straft die Kleinstädterei, geißelt die Kleinzanksucht und die Persönlichkeitswuth, polemisirt gegen die grämliche, verblichene Stubenvegetation, die „in Töpfen und Scherben wächst," aber gleichwohl, wie er sagt, „alle zehn Finger nach dem Leben leckt." Gegen alles dies wehrt er sich mit allen Gliedern, und der Sieg wird zweifelsohne auf seiner Seite sein. Man soll aber nicht dieses Ringen mit schlechten Gewalten, sondern — will man mit Macht einwirken — den Sieg selbst darstellen. Wenn uns Börne geißelte, so war er Godegiesel, aber ein hoher Mensch, ein strafender Prophet, nicht dem Kampfe mit den Schwachheiten der Zeit verfallen, sondern über ihn gestellt. Will man aber dem Jahrzehend mit liebendem Gemüth aufhelfen, ihm beispringen mit hülfreicher Hand, so gehe man, wie gesagt, an die Quellen des Uebels. Was hilft im Ganzen und Großen eine Polemik gegen die Emancipationsrichtungen in der Socialnovelle der Franzosen und Deutschen! Man ergründe den Saintsimonismus. Was hilft das Abfertigen einzelner Hegelianer, die den Verfasser verletzten! Man erläutere den Kern des Hegel'schen Systems, dann überhebt man sich der kleinen, frostigen Debatte und erreicht den Wärmepunct, wo die Kritik Darlegung der innern Zeitgeschichte wird. Was hilft das gemüthliche Achselzucken über die vorwaltende Herausbildung der materiellen Gewalten! Seht näher

zu, wie sich die Zeit von dieser Seite zu helfen beginnt, und seid doch nicht bange, euch möchte der Geist so schnell entgehen, wenn sich die Materie allmächtig entfaltet. Seid ihr besorgt um das Heil des Christenthums, so geht nur kräftig ein auf Strauß und begnügt euch nicht mit den gemächlichen Anforderungen der Gemüthlichkeit, die nie forscht, immer nur beschwichtigt und überdeckt oder wehklagt. Marggraff sieht sogar in David Strauß nichts als Voltaire, und meint, ich huldigte ihm nur aus Wehmuth. Gott soll mich strafen um solcher Wehmuth willen!

Man kann von dem Buche nicht sagen: moutarde après dîner, es ist zu ausführlich geschrieben. Man kann nur sagen: Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!

Dr. Bacherer gegen den Fürsten Ludwig von Solms-Lich.

Das Augustheft des in Nürnberg erscheinenden „Athenäums" brachte einen Aufsatz von Bacherer über die Schrift und die politische Partei des Fürsten von Solms-Lich. Ich wünschte, Bacherer wäre weniger persönlich leidenschaftlich geworden, denn es handelt sich hierbei nicht um den Sprecher einer Partei, das Organ einer Ansicht, sondern um Princip und Ansicht selbst. Was der Fürst von Solms-Lich ausspricht, ist ein weit verzweigtes Glaubensbekenntniß, dem der Erbe des großen niederdeutschen Staates Leben und Wirklichkeit verleihen wird, die Meinung einer Partei, die das echt Germanische in deutschen Landen festzuhalten strebt, um weder französisch noch russisch zu werden. — Die Begriffe ständischer und repräsentativer Verfassungsform sind in neuester Zeit vielfach verwischt. Das Repräsentativ-System beschränkt den Herrscher, indem es die gesetzgebende Macht an ihn und zwei Kammern vertheilt und so eine Art Gleichgewicht hervorzurufen vermeint, während das ständische Verfassungssystem die gesetzgebende Macht nicht theilt, aber den Ständen, den Corporationen, das Recht der Selbstbesteuerung einräumt, indem es den Satz aufstellt, wieviel der Staat braucht, muß die Regierung wissen, aber wie es beizutreiben, müssen die Unterthanen wissen. Nur dies System ist echt germanisch, jenes ist nach Calcul gemacht und der Glaube an ein Gleichgewicht der drei Gewalten ist nur ein Mißverständniß. Ein solches Gleichgewicht, wie es auch Raumer docirt, ist nie dagewesen, ist nie vorhanden, immer greift nach dem Sinn des Jahrhunderts, nach dem Geist der Zeit, die Eine Macht hervor. So auch in England. Die Aristokratie drängte sich lange Zeit vor, Irland ist das Opfer geworden; jetzt arbeiten sich die Elemente des Volks in die Höhe, während das Ueberwiegen des Königthums früheren Zeiten angehört. Die Lehre vom präsumirten Gleichgewicht ist eine leere Illusion; in den deutschen Constitutionsländern ergibt sich hier und da trotz aller papiernen Verfassung das Uebergewicht des königlichen Willens. Dagegen ist das ständische Verfassungsrecht nur scheinbar absoluter, das Recht, sich selbst zu besteuern, gibt weniger glänzende, aber materielle, solide Theilnahme an der Machtvollkommenheit. — Uebrigens muß es in Deutschland genügen, Dingen dieser Art zuzusehen, da das öffentliche Wort sich genirt fühlt.

Heine's Schwabenspiegel.

Im Jahrbuch der Literatur, das bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen, steht Heine's „Schwabenspiegel." Wie soll man dies Stück Humor nennen? Heine gibt hier mit lächelnder Grazie ein lustiges Autodafé seiner Feinde. Oder soll man sagen, es sei ein Frühstück à la fourchette? Er spießt die Schwabensänger fein auf, tranchirt sie und verspeist sie lächelnd. Jocus und Phantasus wechseln die Teller, die Grazien binden ihm die Serviette vor, Mephistopheles aber sitzt mit zu Tisch.

Notiz.

[Adolph Adam's neue Oper auf der leipziger Bühne.]

Eine komische Oper in drei Acten: „Zum treuen Schäfer," der Text zum Theil von Scribe, wahrscheinlich, wie er es zu thun liebt, während des Billardspiels von ihm entworfen und von St. Georg, einem jungen aufmerksamen Schüler und Anhänger des Vaudevillemeisters, ausgearbeitet. Die ersten beiden Acte sind ermüdend, der dritte desto pointenreicher und voll witziger Situationen. Die ganze Gestalt des süßen verliebten Zuckerbäckers aus alter Zeit, der wegen einiger Bonbondevisen, welche die Pompadour für Sottisen nahm, in die Bastille gesteckt, aber von einem hohen Schützling, der seine Braut verführen will, gerettet wird, ist für ein pariser Publicum jedenfalls ein Nationalgenuß; die Erinnerungen an die Zeit der Bastille und die ganze alte liederliche Weiberherrschaft unter dem funfzehnten Louis werden dem Humor und der Satyre preisgegeben. Schriebe man in Deutschland ähnliche Operntexte, sie müßten ebenfalls lebhaft aufgenommen werden. Solche Stoffe wie Raupach's „Vor hundert Jahren" sind durchaus von Erfolg. Wir Deutschen wissen das theoretisch, aber die Franzosen verstehen es zu machen. — Die Musik der Adam'schen Oper hat nur Stoff für eine kleine lose Operette, in dem süßlichen Zuckerbackwerk dieser drei Acte ist kaum so viel Erfindung wie in einem Strauß'schen Walzer, lauter Kitzel, kein Schwung, wenig Einfälle, nur eine einzige französische Nationalmelodie läuft ergötzlich durch, sonst meistens Tanzrhythmus, Harmonie nirgends, wie sie die altfranzösische Oper allerdings hat. Von Ensemblestücken ist das Terzett im dritten Act sehr hübsch erfunden und ausgeführt. — Was die Darstellung betrifft, so gehört französische Grazie dazu. Hr. Schmidt, der besonders durch seine treffliche Leistung als Masaniello ein Liebling des Publikums geworden ist, gibt den verliebten Zuckerbäcker mit sehr glücklichem Humor; zart, fein und gewandt, trifft er durchaus die Naivetät, in der diese Komik zu halten ist. Auch Hr. Bertholo wirkt erfreulich durch die gesunde Derbheit seiner Laune. Das obenerwähnte Terzett wird von Hrn. Schmidt als Coquerel, Mad. Düringer als Frau Bergamotte und Dem. Günther als Caroline sehr gelungen ausgeführt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei d. Intelligenzblatt No. 14. u. eine Beilage von Carl Cnobloch in Leipzig, „empfehlenswerthe Jugendschriften" betreffend.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — **14.** — den 1. Decbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünktlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Die beliebte Zeitschrift

Das Dampfboot,

Blätter für Scherz und Ernst.

Redigirt von

Julius Sincerus (Dr. J. Lasker).

Verlag von Fr. Sam. Gerhard in Danzig.

erscheint auch für das Jahr 1839.

Wöchentlich werden drei Nummern in gr. 4. auf schönem Maschinen-Velinpapier ausgegeben, der Preis des Jahrgangs ist 4 Thlr., wofür dieselbe durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann und dürfte diese seit dem 1. Jan. zuerst in den Buchhandel getretene und bereits von vielen Journalzirkeln gehaltene, mit Geist und Humor redigirte und von vielen andern Blättern fortwährend ausgebeutete Zeitschrift ihrer Reichhaltigkeit und Wohlfeilheit wegen für jeden Journallesezirkel ein willkommenes Blatt seyn. Gratis wird mit dem Dampfboote eine Beilage „die Schaluppe" ausgegeben, welche Lokalia aller Orte der Provinz Preußen enthält, aber nur dahin mit gesendet wird, wo man sie besonders verlangt. — Ausführliche Anzeigen und Probeblätter sind durch jede gute Buchhandlung zu erhalten.

In demselben Verlage erschien so eben:

Taschenbuch der Novelletten und Humoresken, von Julius Sincerus, f. d. J. 1839. 8. br. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Ungeheure Heiterkeit; Taschenbuch des Frohsinns und der heitern Laune, herausgegeben von Julius Sincerus, 1stes Bdch. 16. br. Preis 6 gr.

ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Heinrich Döring's

poetische Werke.

Vom Verfasser selbst gesammelt und herausgegeben. 2 Bände. 8. geh. Preis: 3 Thlr.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Daniel, Dr. H. A. (Lehrer am Königlichen Pädagogium zu Halle), Hülfsbuch für den Gottesdienst der Gymnasien, nebst einer einleitenden Abhandlung. gr. 8. 1 Thlr. 16 Sgr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Inhalt.

I. Poetischer Theil. Geistliche Lieder und Dichtungen. Seite 1—138. II. Prosaischer Theil. Erster Abschnitt. Schulgebete. Seite 141—282. Zweiter Abschnitt. Längere und kürzere religiöse Vorträge für höhere Schulen. Seite 283—528. 1) Ohne nähere und specielle Beziehung auf Verhältnisse der Natur, Kirchen- oder Schuljahr. 2) Vorträge für besondere Zeiten des Naturjahres. 3) Vorträge für besondere Zeiten des Kirchenjahres. 4) Vorträge für besondere Verhältnisse des Schullebens.

Lucian's Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. F. G. Schoene (Oberlehrer am Domgymnasium zu Halberstadt). Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1 Thlr.

Schmid, Dr. B. (Missionar). Ueber Sprachen- und Völkerverwandtschaft. gr. 4. geh. 10 Sgr. (12½ Sgr.)

Gebete für christliche Volksschulen, nebst einem Anhange von C. Heinrich (Schullehrer in Helbra bei Eisleben). Mit einem Vorworte vom Consistorialrath Prof. Dr. Tholuck. 8. 9 Sgr. (11¼ Sgr.)

Inhalt: 1) Gebete bei dem Anfange der Schule. 2) Gebete zum Beschluß der Schule. 3) Gebete bei öffentlichen Schulprüfungen. 4) Festgebete. Anhang. 1) Morgengebete. 2) Tischgebete. 3) Abendgebete. 4) Einige Lieder bei dem Tode und Begräbniß.

In der Creutz'schen Buchhandlung zu Magdeburg erschien:

Der Thurm am See; nach dem Französischen von F. Wesenfeld, 2 Theile 2 Thlr.

Der überraschende Gang der Begebenheiten, blühende Sprache und die moralische Tendenz machen dieses Werkchen zu einem der interessantesten für die deutsche, gebildete Lesewelt.

Jedem gebildeten Deutschen,

sowie

Ausländern, welche die deutsche Sprache erlernen wollen, wird empfohlen:

Kritisch-erklärendes

Handwörterbuch

der

deutschen Sprache

mit Hinzufügung

der gewöhnlichen in der Umgangssprache vorkommenden

Fremdwörter

und

Angabe der richtigen Betonung und Aussprache

nebst einem Verzeichnisse der unregelmäßigen Zeitwörter.

Von

F. A. Weber.

Stereotyp-Ausgabe.

Lex.-8. elegant carton. Preis 2 ℛ 8 gr. = 3 Fl. 30 Kr. Conv.-M.

Verlag von **Bernh. Tauchnitz** jun. in Leipzig.

Wenn das Streben nach gebildeter Erkenntniß überhaupt, so auch besonders in Betreff der Sprachkunde in der neuern Zeit in allen Ständen sich immer sichtbarer an den Tag gelegt hat, so durfte wohl erwartet werden, daß die Aufgabe des rühmlichst bekannten Verfassers, ein **erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache** zu liefern, der Theilnahme und Anerkennung nicht entbehren werde, da richtiges Verständniß der Muttersprache und sicherer Ausdruck in derselben ja weit unentbehrlicher als die Erlernung fremder Sprachen ist!

Wenn das hiermit gebotene Werk, bei dessen Ausarbeitung der Verfasser zwar die besten und neuesten Werke im Gebiete der deutschen Sprachforschung zu Rathe zog, dennoch aber den Weg eigener Forschung nie verließ, mit all der mühvollen Berücksichtigung vollendet wurde, welche ein seinem Zwecke entsprechendes Handwörterbuch der deutschen Sprache erfordert; so ist dasselbe auch mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen worden, denn kaum sind wenige Monate seit dem vollständigen Erscheinen unsres „Handwörterbuchs“ verflossen und schon wurde ein

zweiter Stereotypenabdruck

nöthig.

Der Verleger hat durch einen äußerst billigen Preis die Verbreitung des Werkes zu fördern gesucht, dasselbe aber dessenungeachtet so elegant ausgestattet, daß es sich namentlich auch zu **Weihnachts-** und anderen **Geschenken** trefflich eignet.

In unserm Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Credner, Dr. K. A., Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. 2ter Band. (Das alttestamentliche Urevangelium.) gr. 8. 1 Thlr. 16 Ggr. (1 Thlr. 20 Sgr.)

Der 1ste Band (Die Evangelien der Petriner oder Judenchristen) erschien 1832, und kostet 2 Thlr. 6 Ggr. (2 Thlr. 7½ Sgr.)

Von demselben Verfasser erschien ebenfalls in unserm Verlage:

Der Prophet Joel, übersetzt und erklärt. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 12 Ggr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Einleitung in das Neue Testament. Erster Band, in zwei Abtheilungen. gr. 8. 1836. 3 Thlr. 6 Ggr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Tuch, Dr. Fr., Kommentar über die Genesis. gr. 8. 3 Thlr. 6 Ggr. (3 Thlr. 7½ Sgr.)

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Bei J. J. Christen in Aarau und Thun ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alpenrosen.

Schweizer Taschenbuch für das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Fröhlich, Wackernagel & Hagenbuch.

Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen.

Mit Futteral und Goldschnitt. 2 Thlr. 6 gr.

Auch in diesem Jahre sind die der Lesewelt schon hinlänglich rühmlichst bekannten **Alpenrosen** erschienen, und werden sich gewiß auch wieder derselben guten Aufnahme erfreuen, da sie sowohl hinsichtlich der künstlerischen Bearbeitung, als auch ihres Inhalts wegen den frühern Jahrgängen nicht nachstehen, sondern sie mit jedem Jahr noch zu übertreffen suchen.

So eben ist der 2te Band von den

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder

für

Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von

F. von Tennecker,

Königl. Sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt, des Königl. Sächs. Civilverdienst-Ordens Ritter ꝛc.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1½ Thlr.

erschienen.

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Herrn Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen,** die alle Bezug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter andern die Geschichte des alten Stallmeisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack eines Romanlesers genügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen haben dies interessante Werk vorräthig.

Neueste belletristische Literatur.

Bei G. Basse in Quedlinburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisebilder
aus den Pyrenäen,

nebst Bemerkungen über Languedoc, die Provence und la Cornice. Von der Verfasserin der „Reminiscenzen vom Rhein." Aus dem Englischen von F. Bauer. 2 Bände. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Erzählungen und Skizzen
des Schäfers von Ettrick.

Aus dem Englischen von A. v. Treskow. 2 Bde. 8. geh. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

Soeben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl Aug. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine **„Biographische Skizze Böttiger's"**, von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die Weinpest.

Seitenstück zu Heinrich Zschokke's „Branntweinpest." Von A. B. M. Länzer. gr. 8. geh. Preis 6 Gr.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Joh. Aug. Mencken:
Der Spiegel für Liebende und Neuvermählte.

Oder:

Liebe und Ehe
in physischer, sittlicher und diätetischer Hinsicht.

Eine allgemein faßliche, auf Christenthum, Vernunft und Erfahrung gegründete, theoretisch-praktische Anweisung, das Glück des häuslichen und ehelichen Lebens ungetrübt und im möglichst hohen Grade zu genießen, die mit dem Ehestande verbundenen Unannehmlichkeiten zu beseitigen oder zu mildern, glückliche Eltern hoffnungsvoller Kinder und geachtete und geliebte Familienhäupter zu werden und zu bleiben. Ein unentbehrliches Handbuch für Liebende, Verlobte und Verehelichte beiderlei Geschlechts und jeglichen Standes. Zweite, neu umgearbeitete Auflage. 8. geh. Preis: 20 Gr.

In einer zehnten verbesserten Auflage ist erschienen und allen jungen Leuten zu empfehlen:

Neues Complimentirbuch,

oder Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen, und sich anständig zu betragen, enthaltend: Wünsche, Anreden und kleine Gedichte bei Neujahrs-, Geburts-, und Hochzeitstagen; Glückwünsche bei Geburten und Gevatterschaften; Heirathsanträge; Einladungen; Anreden beim Tanze und bei Gesellschaften, nebst den nöthigen Anstands- und Bildungsregeln, als: 1) Ausbildung des Blicks und der Mienen, 2) die Haltung und Bewegung des Körpers, 3) Gesetztheit, 4) Ausbildung der Sprache, 5) Wahl und Reinlichkeit der Kleidung, 6) Verhalten bei Tafel, 7) Höflichkeitsregeln im Umgange mit dem schönen Geschlecht und 8) eine Blumensprache und Stammbuchsaufsätze. 8. broch. Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Unter allen bis jetzt erschienenen Complimentirbüchern ist das obige, in der Ernst'schen Buchhandlung herausgekommene das beste, vollständigste und empfehlungswertheste.

André, Jul. Christ. Heinr., Universitätsstallmeister zu Halle, Ritter rc., Ansichten, Grundsätze und Belehrungen über die **zweckmäßige Behandlung und Dressur des Campagnepferdes** von der Aufstallung bis zur Vollendung. Für Offiziere und alle Reiter, welche sich mit der Dressur ihrer Pferde selbst befassen wollen. Mit 1 lith. Abbild. gr. 8. (25 B.) 1838. Leipzig, Hinrichs, Velinp. 2 Thlr.

Klare Darstellung der Lebenserfahrungen eines der ausgezeichnetsten Kenner und Lehrer der edlen Reitkunst.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Das Schloß Rougemont.
Historisch romantische Erzählung
von
M. Döring.

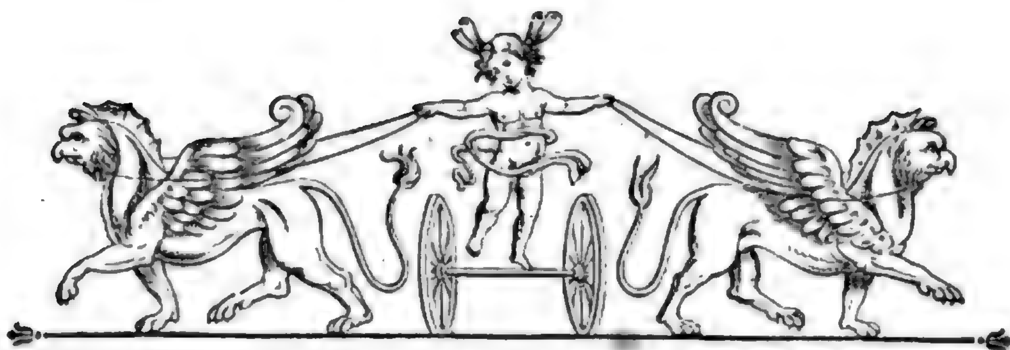
Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Freunde einer gebildeten, sittlichen, geistreichen und zugleich unterhaltenden Lecture werden auf obige Erscheinung aufmerksam gemacht.

Leipzig, im Novbr. 1838.

Ch. E. Krappe.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 237. — den 3. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

Von Ernst Willkomm.

3. Die Jagd nach dem Bräutigam.

„Warum so trüb, Katharina?" sprach theilnehmend ein junger Fischer zu seiner Schwester, die vor der Thür des kleinen Häuschens auf einem Steine niedergekauert war und mit von Thränen verschleiertem Auge nach der See hinausblickte, die im Morgenroth wie ein Purpurmantel sanft auf- und niederwogte. Zu ihren Füßen lagen zerrissene Netze, die der Ausbesserung warteten, auch hatte ihr ein kleiner klaräugiger Junge schon wiederholt einige Makrelen geben wollen, ohne von dem Mädchen gehört oder beachtet zu werden.

„Immer zu, Claus, versetzt ihr eins," nahm dieser jetzt das Wort. „Katharina wird alle Tage stolzer, seit sie mit dem Fremden in der Kartoffelallee herumläuft, und jetzt will sie nicht einmal die hübschen Makrelen annehmen, die ich doch selber auf meinem ersten Fischzuge gefangen habe. Und ich meint' es recht schön angedreht zu haben, um ein freundlich Gesicht dafür zu sehen."

„Ach ja!" seufzte das Mädchen, nahm dem Knaben die Makrelen mit dankendem Kopfnicken ab und legte sie auf das zerrissene Netz. Dann schlug sie die Hände gefaltet über die Stirn und fing laut an zu schluchzen.

„Höre, Schwester," sprach der junge Fischer, „ich gehe nicht in See, bis Du mir Deinen Kummer anvertraut hast. Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich nur das Geringste versäumte, was meiner Schwester nützlich sein könnte. Bist Du krank? Nicht? Hat Dir gestern Abend beim Tanz Jemand etwas zu Leide gethan? Auch nicht? Nun dann weinst Du gewiß, weil Du verliebt bist und Dein Auserwählter mit einem andern Mädchen gescherzt hat."

„Ach, nein, lieber Bruder," wehklagte das arme Mädchen, „es ist viel schlimmer — so entsetzlich, daß ich wollte, ein furchtbarer Orkan stürzte mich von Hamilton's Point hinunter in die See! Ich Unglückliche, Verlassene!"

„Fluth und Sturm!" sprach der Fischer und runzelte bedenklich die Stirn, „das klingt ja fast, als habe sich etwas ganz Außerordentliches, Unheilvolles zugetragen." — Er schwieg und fixirte mit forschendem Auge seine Schwester. Katharina senkte die weißen, durchsichtigen Augenlider, an den langen braunseidenen Wimpern zitterten einzelne Thränenperlen, die jetzt beim Aufblitzen der Sonne in farbigem Spiel erglänzten. Nur verstohlen wagte sie zuweilen ihre Blicke nach dem Meere zu richten, wobei sie tiefe Seufzer ausstieß. Claus, umsichtig und nicht leicht zu hintergehen, wie selten ein tüchtiger Seemann, beobachtete scharf die Bewegungen seiner Schwester, ohne sie durch neue Fragen zu stören. Er folgte ihren Blicken und sah jetzt ebenfalls nach dem Meere, das in jenem zauberhaften Farbenspiel vom Horizont her gegen die Insel heranzuwogen schien, an dem sich das Auge immer von neuem mit gleichem Entzü-

cken labt. Mehrere leichte helgolander Fischerboote wippten über die fast ruhige Meeresfläche, die Segel bald blutroth aufflammend wie magische Feuerzeichen, bald in hellem Silberweiß glänzend, daß sich das Auge von dem plötzlichen Licht beinahe geblendet fühlte. Auf der offenen See lavirte eine schlank gebaute Snigge gegen den Südwind, ein Fahrzeug mit zwei Masten ohne Stangen. Die Snigge hatte alle Segel aufgesetzt, schien aber nicht von der Stelle zu kommen.

„Nun," sagte Claus, „der Andersen hat auch einen schlechten Wind; alles Luf, daß die Backbord-Reiling mit dem Schaume spielt. Wenn der Wind stetig wird, so braucht er vier bis fünf Tage bis Husum."

„Ach ja!" seufzte Katharina und folgte mit ihren verweinten Augen so sehnsüchtig dem fremden Segel, als wolle sie es zurückhalten.

„Ein hübscher Mann, der Andersen, schade um ihn," sagte Claus und biß ein Stückchen Tabak zum Frühstück ab, den Rest sorgfältig in der blechernen Büchse, die jeder Seemann bei sich führt, wieder verschließend.

„Schade?" wiederholte die Schwester und sah ihren Bruder von der Seite ängstlich und doch auch schelmisch an.

„Nun ja, ich meine, das Land würde nichts verlieren, wenn es einen so braven Burschen, wie den Andersen, zu seinen Bewohnern zählen könnte."

„Ach ja!" seufzte abermals Katharina und trocknete sich mit der Schürze die Thränen ab, die sich in den Grübchen ihrer Wangen, wie Perlen in der Muschel, festsetzten.

„Bist Du ihm gut?" fragte der Bruder. „Mir sollt' es lieb sein, Andersen wird nur nicht zu uns aufs Land ziehen wollen. Du weißt aber, Katharina, daß es heiliges, strenges Gesetz ist bei uns, keinen Fremden zu bevorzugen, wenn er nicht ernsthafte Absichten mit seinen Anträgen verbindet. Also —"

„Bruder, lieber, guter Bruder," fiel ihm Katharina ins Wort und schlang ihre weichen Arme um den Hals des jungen Mannes. „Vergib mir, schicke mich fort, stürze mich in die See — ich kann nicht anders!"

„Mädel, was gibt's? Hast Du Dich mit Andersen versprochen?" Katharina nickte weinend mit dem Kopfe. „Und er will Dich heirathen?" Die Schwester schluchzte und verneinte. „Warum nicht? Der Schuft!" examinirte der Bruder weiter.

„Weil — —" — „Weil? Heraus mit der Sprache!" — „Weil er nicht darf," sagte Katharina. — „Nicht darf! Fluth und Sturm, will ein Mann sein und darf nicht! Wart', Bursche, wenn ich Dich wiedersehe, will ich Dir Dein leckes Gewissen kalfatern, daß es halten soll bis zum jüngsten Tage! — Verdammter, platter Seehund! Hat sich der Kerl eine Jacke vom feinsten Tuch angezogen, einen prächtigen Sonntagshut aufgesetzt, um unsern ehrlichen Mädchen zu gefallen, und nun 's ihm gelungen ist, eins zu fangen, lichtet der Schleichhändler im Morgennebel die Anker und geht ins Weite! Aber komm mir nur wieder vor die Augen, so sollst Du einen Stachelrochen in mir finden, bei dem Dir nicht wohl sein wird! — Still, Käthchen, vergiß den Laffen; es gibt noch viele tüchtige Bursche auf dem Lande."

Katharina aber schüttelte fortwährend ihren Kopf, daß die schönen braunen Flechten unter dem Halbturban sich auflösten und über die Schultern herabfielen. Sie weinte, ergriff des Bruders Hände und betheuerte wiederholt, sie werde und könne den Fremden nimmer vergessen, und ein ehrlicher Helgolander werde sie künftig gar nicht mehr ansehen.

Nach dieser Aeußerung genügten wenige Fragen des bestürzten und auch entrüsteten Bruders, um die allerdings mißliche Lage seiner Schwester vollends zu erfahren. Das arme Mädchen bat mit gefalteten Händen den Bruder, doch ja barmherzig zu sein und sie ihres Fehltritts wegen nicht zu verstoßen. Claus aber blieb einige Minuten stumm, finster, verschlossen, gedankenvoll mit gekreuzten Armen vor ihr stehen. Sein Blick schweifte unruhig über das funkelnde Meer, die Snigge tanzte noch immer auf der nämlichen Stelle.

„Still, Katharina!" sprach er zu seiner Schwester und reichte ihr sanft die Hand. „Ich bin kein Barbar und werde Dich nicht hart oder nur unbrüderlich behandeln. Verhalte Dich ruhig, weine nicht mehr, sei ein frommes, hoffendes Kind. Mich aber nenne einen Schuft, der werth ist, an der ersten besten Fockraa aufgeknüpft zu werden, wenn ich Dir Deinen rechtmäßigen Mann nicht zur Stelle schaffe."

Claus befahl dem Knaben, der neugierig lauschend dem Auftritte zugesehen hatte, er solle so laut als möglich alle Freunde Helgolands zu augenblicklicher Zusammenkunft am Strande aufrufen, was der kleine Schreihals sich nicht zwei Mal heißen ließ. Wenn irgendwo, so erfreut sich die Jugend auf Helgoland an übermäßigem Schreien. Alles jubelt und jauchzt in die freie, blaue Luft hinein aus purem Wohlbehagen, und kann man den oft sehr unnöthigen Freudenausbrüchen irgend einen Zweck unterschieben, so wird man sich nicht lange besinnen. Der kleine angehende Fischer lief daher in die

erste enge Gasse, und begann in helgolandischer Mundart sein Stückchen abzuschreien. Dabei warf er die Mütze in die Luft, johlte und lachte von Herzensgrunde. Ihm schlossen sich schnell eine Menge herbeispringender Knaben an, die ohne zu fragen in das Gekreisch ihres Kameraden einstimmten. War es doch eine neue Unterhaltung, die Frische in das monotone Leben der abgeschiedenen Insulaner brachte. Zuletzt erschien der Ausrufer selbst, ein apathischer Mensch, der größte Philosoph und der einzige Säufer auf Helgoland. Lang, schmal, dünn, immer halb betrunken, schritt er, seine ungeheuren Hände, die einige Aehnlichkeit mit Bärentatzen hatten, auf den Rücken gelegt, durch die junge Brut. Seine Gesichtsmuskeln waren in immerwährender Bewegung, was ihm ein verschmitzt-komisches Ansehen gab. Er grüßte links und rechts in die niedrigen Häuser und trompetete mit heller Stimme in abgemessenem Takte und bewundernswürdiger Sicherheit im Tone folgende Aufforderung an seine Landsleute unermüdlich ab: „All ian go wöll in shee and moke jagges up ehn rover, i mot come glik up strand!“ Diese Worte, für deren grammatikalische Richtigkeit ich eben so wenig einstehen mag, wie für die etwaigen Fehler in der dabei angewandten Orthographie, bewirkten Wunder. Aus allen Häusern stürzten die Lootsen herbei mit ihren rauschelnden Theerjacken, Einer fragte den Andern nach der Ursache des plötzlich entstandenen Lärmens, Keiner wußte Auskunft zu geben. Man lief dem Ausrufer nach, der in seiner apathischen Sorglosigkeit langsam weiter schritt, zuweilen etwas schwankte, fortwährend grüßte und seinen Satz wieder absang. Viele bestürmten ihn mit Fragen, die Antwort lautete aber immer nur dahin: „Ich rufe, was mir gesagt wird, ich weiß nichts!“ — „Dummer Esel,“ versetzte einer der Neugierigsten, „da wär's ja zuletzt möglich, daß Du den größten Unsinn bekannt machtest! Ich glaube gar, Du riefst aus, das Land sei ins Meer versunken.“ — „Recht, Sir, ich rief's aus,“ versetzte der Gefragte, „wenn's nicht träfe, so würden's die Leute ja wohl sehen.“ Und weiter taumelte der Ausrufer und schrie abermals seine aufgetragene Redensart vor den Häusern ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Die politischen Gefangenen; Haake auf der Bühne.]

Unsere Festung (Hardenberg) wird bald keinen politischen Gefangenen des ominösen frankfurter Attentats mehr aufbewahren. Theils sind sie nach und nach auf freien Fuß gesetzt, theils sind sie kürzlich nach Nordamerica ausgewandert (acht Personen), und der kleine Rest wird wieder nach Frankfurt wandern; denn diese haben nur noch ganz kurze Strafzeit auszuhalten, und es ist nicht zu befürchten, daß sie wegen weniger Monate davon laufen! So wäre denn, Gottlob, die ganze Geschichte bald abgethan. Möchten sich eben so bald die übrigen Gefängnisse ihrer politischen Jugendschwärmer entladen! Wem fällt hier nicht die mailändische Krönung und Kaiser Ferdinand's hochherzige Amnestie ein? Das schöne Italien ist nun um manche Thräne ärmer, um manche Freude reicher! Und wir in Deutschland, dem Lande der Ruhe, des Friedens und der Gesetzlichkeit, wir, die es uns schaudert, wenn wir einen Diener der Nemesis sehen, wir sollten noch politische Gefangene und politische Gefängnisse haben, da Italien keine mehr hat? — Ich darf hier die Scenen nicht unerwähnt lassen, die bei dem Weggehen der nach America auswandernden Gefangenen vom Hardenberg sich ereigneten. Sie bestanden in dem schmerzlichen Abschiede von den Leidensgefährten, und in den Ausbrüchen des rührendsten Dankes gegen unsere Festungsbehörden. Ehe der Wagen sich entfernte, nahm einer der Uebersiedler das Wort und erklärte, daß sie sämmtlich von Dank erfüllt seien für die loyale und menschenfreundliche Behandlung, die ihnen durch die Gunst des Festungsgouvernements geworden sei, sie richteten specielle Grüße an die einzelnen hohen Militairbehörden, die ihre Lage so viel möglich zu lindern gesucht haben, und eben so erklärten sie sich dankbar verpflichtet dem frankfurter Senat, der diese günstige Veränderung ihres Schicksals bewirkte, und sogar noch Sorge für die künftige Existenz in der neuen Welt trägt. In der That kostet diese Uebersiedlung der acht Gefangenen der reichen Nachbarstadt eine ansehnliche Summe, die ihr freilich nicht schwer fällt, und für die sie den Dank der Menschheit ernten mag. —

Haake's Gastrollen mögen den Schluß meines heutigen Berichtes machen. Sie wissen, daß Haake der vielverschriene breslauer Theaterdirector ist (früher war er auch Director des hiesigen Theaters), dessen Fehler aber, genau betrachtet, nur darin besteht, daß er überall, wo er einer Bühne vorsteht, zur Hebung derselben unverhältnißmäßig mehr ausgibt, als er einnimmt. Diesen Fehler, bei einem Speculanten unverzeihlich, sollte man einem Künstler, wie Haake einer ist, nicht zu hoch anschlagen. Schulden sind dabei unvermeidlich, und im gegebenen Falle soll es sogar ein hübsches Pöstchen Schulden sein, die Haake in Breslau, nach den Zeitungen zu urtheilen, gemacht hat. Allein er hat das Geld gar nicht verschwendet, er hat es nur zur Lust der Breslauer, und um ihnen echte Kunstgenüsse zu verschaffen, verwendet. Wie dem sei, Haake hat nun die „Last der Krone“ von sich abgewälzt, und ist jetzt nichts als Künstler, der freie und freischaffende Künstler — er hätte nie etwas anderes sein sollen! Als solcher kam Haake kürzlich nach Mainz, nach der Stadt, worin er Jahre lang gewirkt hat, und wo seine dramatischen Leistungen noch in der Erinnerung Aller leben. Haake wurde hier begrüßt, wie ein alter lieber Freund, sein Gastspiel machte Epoche, und

er hatte die Freude, die alte, lebendige Theilnahme für seine geniale Darstellungsweise wieder zu finden. Haake trat hier auf als „Correggio", „Hamlet", „Magister Bambetto" (im lustigen Rath), „Valentin" (Verschwender), „Kean" u. s. w. Es ist nicht nöthig, seine einzelnen Rollen zu analysiren; es ist überall dieselbe Wahrheit und Natur, dieselbe echte Charakterzeichnung, dieselbe künstlerische Weihe, die uns entgegentritt, und ich habe nur zu bemerken, daß Haake, weit entfernt, in seiner breslauer Periode als Künstler eingebüßt zu haben, vielmehr jetzt noch weit abgerundetere und vollendetere Leistungen gibt, obwohl er sich jetzt mehr in einem andern Genre, in Charakter- und komischen Rollen, bewegt.

Notizen.

[Professor Rötscher über Raupach's Hohenstaufen.]

Endlich von ganz unbefangener Seite ein gründliches Wort über den Cyklus von 16 historischen Dramen, mit welchen Herr Raupach laut der Vorrede zu den 8 Bänden den Charakter eines Nationaldichters in Anspruch nahm. Ueber die einzelnen Stücke, für den Theatercoup und brillante Augenblicke berechnet, konnte das vereinzelte Urtheil sich irren, Herr Raupach selbst verachtete die Journalstimmen, die sich über die Trivialität seiner Muse erhoben; jetzt liefert Herr Rötscher, Professor in Bromberg, in Nr. 81 fg. der berliner Jahrbücher einen ausgezeichnet ruhigen und ausgezeichnet sichern Bericht über diese Machwerke einer aufgespreizten Bühnentäuschung. Wer noch kein Einsehen hat in die abgestandene Dürftigkeit dieser Dramen, lese diesen leidenschaftlosen Artikel. Raupach soll in der Reflexion seine Force haben. Von welcher platten Art diese ist, ersehe man unter andern aus folgenden Stellen, die wirklich als Musterstücke der Jämmerlichkeit aufbewahrt bleiben sollten.

In König Manfred sagt einmal der mißvergnügte Held:

Die Seele gleicht dem Krämer, der am Abend,
Wenn er sein Kaufgewölbe zugeschlossen,
Erst anfängt wahrhaft, heißt: sich selbst, zu leben.

In Friedrich im Morgenlande sagt der Kaiser:

Es ist gar schwer, das Leben recht zu seh'n,
Das Leben selbst und nicht den Widerschein,
Und doch kann nur die rechte That gescheh'n,
Ist klar erkannt das Werden und das Sein.

In Friedrich und Gregor ergießt sich der Kaiser beim Anblick einer Leiche:

Sie nennen's Schlaf. O, wär' es doch ein Schlaf!
So — eine Weltgeschichte voller Wahn
Und Missethat und Elend zu verschlafen
Und dann am Morgen nach der Erdennacht,
Wenn sich am Ziel die Menschheit aufgelöst,
Genesen von dem Kopfweh dieses Lebens,
Verjüngt, vergeistigt wieder zu erwachen —
Es wär' ein Götterloos.

In König Enzio philosophirt Filippo über den Tod:

Was ist der Tod? Ein Nichts, doch ist dies Nichts
Im Stande jeglich Etwas zu vernichten:
Ist nun ein Nichts schon mächt'ger als ein Etwas:
Wie nichtig muß dann jedes Etwas sein.

Wird das gebildete Berlin nicht bald aufhören, diese geschmückte Lüge erträglich zu finden? — Warum schrieb Glaßbrenner keine Parodien auf Raupach?

[Zum Gedächtniß Adalbert's von Chamisso.]

Varnhagen von Ense stellte im vierten Hefte des Freihafens eine Reihe von Chamisso's Briefen, 34 der Zahl nach, zusammen, die des verehrten Dichters ruhmwürdige, liebenswerthe Persönlichkeit getreulich abzeichnen. Die einleitenden Worte Varnhagen's sind eben so herzlich als zart. „Chamisso," sagt er unter anderm, „ist in allem Betracht eine der merkwürdigsten Gestalten unserer Zeit, eine höchst eigenthümliche, wie sie auch einzig in diesen Zeitumständen entstehen konnte. Der Franzose, der emigrirte Franzose, der ein deutscher Dichter wird und ein deutscher Gelehrter und Bürger, und der in allen diesen Eigenschaften doch wieder so sehr Franzose bleibt, — der ist wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dagewesen, auch in dieser Weise kaum wiederkehren wird. Aus solchen ursprünglich auseinander liegenden und doch hier unlösbar zusammengefügten Gegensätzen entspringen Widersprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Innern des Gemüths, bald in äußern Ereignissen sich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der sturmbewegten Welt entsteigen, schlagen hier an, treffen ganz oder theilweise, reißen fort, hemmen, und indem sie den Menschen umherwerfen, ihn ganz zu beherrschen oder zu bedingen scheinen, haben sie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; sie geht aus ihnen rein und selbstständig hervor, mit ihren ungeschwächten, ja befriedigten Ansprüchen und wackern, preiswürdigen Leistungen." Die Briefe sind zumeist aus den Jahren **1804—1810**, vor der Weltreise des Naturforschers. Sie offenbaren die frühen Anfänge seines eigenthümlichen Geistes- und Gemüthslebens. Wir sehen den preußischen Offizier, den emigrirten und wieder heimischen Franzosen, so wie den deutschen Dichter in den traulichsten Freundschaftsergüssen, wie er das angeeignete Deutsch nach eigener Weise zerarbeitet, im unsichern Ausdruck schon schöpferisch wird, Reimen und Sylbenmaßen nachgeht, und neben Exerciren und Wachtdienst den schwersten Sprachübungen obliegt. In einigen Briefen kündigt sich schon die Laune an, aus der später der berühmte Schlemihl hervorging.

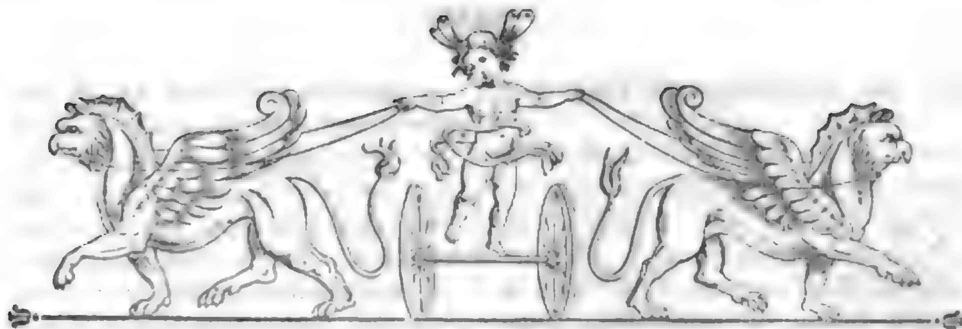
[Fürst Ludwig von Solms-Lich.]

Der fürstliche Verfasser der Schrift über die Repräsentativverfassungen in Deutschland, Standesherr in Hessen-Darmstadt, ist ein Mann von etwa zweiunddreißig Jahren. Er hat auch Besitzungen in Preußen und ist Mitglied des Staatsrathes. Der Artikel über die Schrift des Fürsten, den wir in Nr. 171. unsern Lesern brachten, war nicht von Dr. Bacherer, obschon von einer süddeutschen Feder.

[Hannover und das Bürgerthum.]

Endlich ist in Hannover auch der letzte bürgerliche Landdrost, Hr. Oehlrich zu Aurich, von seinem Posten abberufen, um einem „Mann von Familie," wie man zu sagen pflegt, zu weichen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 238. — den 4. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Fortsetzung.)

Unterdeß war Claus erhitzt, zornsprühend, schimpfend und tobend an den Strand gekommen. Mit lauter Stimme und bündigen Worten erzählte er den Versammelten das Vorgefallene, und forderte sie auf, als redliche Männer sogleich mit ihm in See zu gehen, um den treulosen Flüchtling wo möglich mit freundlichen Worten oder durch gewaltsame Maßregeln zu fangen. „Fluth und Sturm," schrie der junge Lootse, „meine Schwester ist ein braves, ehrliches Mädchen, sie soll es bleiben, sie soll den Mann ihrer Wahl besitzen und müßte ich ihn aus Spitzbergen holen! Halloh, hurrah, Jungens, kommt, holaho! Greift zu! „Den König von Preußen" zuerst in die Fluth; dann „Helgoland for ever," „the sun," „die Meerfei" u. s. f. Holla ho! — Hol' ab, hol' ab, ho — o —, hao — o — !"

Ein lautes Jubelgeschrei gab die Einwilligung aller Lootsen zu erkennen. In wenig Minuten waren die genannten Schaluppen vom Strande in See gestoßen unter dem eintönigen, melancholischen, eigenthümlichen Aufmunterungsgesange, den die Schiffer bei allen ihren Arbeiten anzustimmen nie vergessen. Lustig tanzten die Schiffer über die schwankenden Breter, die Anker wurden befestigt, Segel aufgezogen trotz des widrigen Windes, und nach Verlauf einiger Minuten war die kleine Flotte bereits außerhalb des rothen Wassers. Hier ward ein Ree*) gemacht, der Cours bestimmt und mit nochmaligem Hurrah wippten die Fahrzeuge über die von der Fluth gehobene Meeresfläche. Am Horizonte schimmerten noch immer ganz deutlich die Segel der Snigge, wiewohl sie seit Kurzem schneller segelte, da der Wind kaum merklich um einen Strich nach Westen abgewichen war. Die Helgolander aber sind die kecksten und verwegensten Segler; der ungünstigste Wind muß ihnen noch dienen, und so steuerten sie, ihrer guten Sache und ihren gesunden Kräften vertrauend, mit jubelnder Heiterkeit ins Meer hinaus, die wunderliche, abenteuerliche Hetzfahrt beginnend. —

Mit ganz eigenthümlichen Gefühlen hatte Katharina vom Fallm herab diesen außerordentlichen Anstalten zugesehen. Es ward ihr wohl und wehe dabei, sie mußte ihrer eigenen Neigung wegen der wunderlichen Expedition den glücklichsten Erfolg wünschen, zitterte aber auch vor Angst, wenn sie des möglichen Widerstandes gedachte, den ihr entflohener Geliebter den verfolgenden Helgolandern entgegensetzen konnte. Ernsthafte Besorgnisse stiegen deshalb in ihr auf, und wiederholt machte sie sich selbst ihres Geständnisses halber Vorwürfe. Mit dem Verschwinden der Segel ging sie seufzend zurück in ihre enge Wohnung, verriegelte die Thür, um jeden lästigen Besuch von sich fern zu halten, und ver-

*) „Ein Ree machen" sagt der Helgolander, wenn er den Wind zu fangen die Segel herumwirft, und so das Schiff zu einer halben Wendung zwingt.

trieb sich die Zeit mit Ausbesserung der Netze ihres Bruders.

Andersen lavirte indessen mit seinem Schiffe ohne die geringste Ahnung des ihm Bevorstehenden nach der Küste von Schleswig hinüber, zwar langsam, doch sicher. Die See war beinahe ganz ruhig, selten nur sprang eine ordentliche Welle auf, die Fluth rollte in gleichmäßigen, langen Wogen, in prachtvollstem Dunkelgrün schwellend auf- und nieder. Andersen stand am Steuerrade und sah oft zurück nach dem rothen Felsen Helgolands, wobei er tiefer als gewöhnlich Athem holte. Sein scharfes Auge bemerkte die Bewegung am Strande der Insel, die so zahlreich in See gehenden Schalüppen entgingen ihm nicht; doch war dies keine Erscheinung, die ihm Besorgnisse hätte einflößen können. Er benutzte sorgfältig die leichte Brise, die bald darauf aus Südwest aufsprang, brachte die Snigge unter den Wind und durchschnitt mit größerer Schnelligkeit das funkelnde Meer. Die Helgolander verstanden aber auch den sanften Wind zu ihren Gunsten zu benutzen, ihre Fahrzeuge waren außerdem leichter gebaut, und so verging keine halbe Stunde, als der Däne schon den Rumpf der Sloops ganz deutlich über der Meeresfläche unterscheiden konnte. Sie hielten gerade auf ihn zu und segelten offenbar schneller als er. Andersen rief seinen Leuten: „Heda, Jungens, was haltet Ihr von den Segeln am Lee?"

„Sind helgolandische Sloops, Herr, was beiläufig jede Ratte merken kann, wenn sie nicht stockblind ist."

„Behalte Deine Bemerkungen für Dich, Bursche! — Ist das ein Wind zu gutem Fischfang?"

„Glaub's nicht, Herr."

„Segel herein!" rief Andersen, „Südsüd bei West!"

Die Matrosen gehorchten dem Befehle, die Schooten schwirrten, die Segel flappten ein paar Mal heftig gegen die Masten, und das Schiff, dem Steuer nachgebend, wendete sich gerade auf die Mündung der Elbe zu. Andersen hatte ein scharfes Auge auf die Helgolander, erwartungsvoll verstrichen einige Minuten, dann glänzten die Segel der Helgolander im Sonnenlichte — sie hatten ebenfalls gewendet und segelten wieder in seinem Striche. Der junge Däne schwieg, seine Hand griff abermals heftig in die Speichen des Rades, das Schiff ward wieder in den alten Cours gebracht. Die Helgolander nahmen kurz darauf dasselbe Manöver vor, bis auf zwei, die halb gegen den Wind auf die Elbe zuliefen.

Andersen konnte sich den Grund davon nicht recht klar machen. Er sah wohl, daß die Helgolander offenbar ihm nacheilten, er dachte auch an sein mißliches Verhältniß zu Katharina, der er unbesonnen und von Leidenschaft hingerissen, Liebe und Treue geschworen hatte, das Alles mußte aber doch, seiner Meinung zufolge, noch ein undurchdringliches Geheimniß geblieben sein. Während seine Unruhe immer mehr wuchs, waren die Helgolander nahe genug gekommen, um ihm zuzurufen. Es wurden einzelne Worte gewechselt, umschwärmt von Sloops, hörte er Drohungen, ohne ihren Sinn zu verstehen, die Fahrzeuge kamen immer näher, Andersen befand sich wirklich in einer schlimmen Lage. Er fragte durchs Sprachrohr nach dem Begehr der Helgolander, und was diese beinahe feindselige Begegnung zu bedeuten habe? Man antwortete aber nur, er solle die Segel reffen und augenblicklich beilegen.

„Schön Dank!" sprach Andersen. „Ihr seht mir ganz darnach aus, ab ob Ihr Lust hättet, mir eins zu versetzen."

„Sehr möglich, wenn Ihr unserm Wollen nicht unbedingt Folge leistet."

„Jungens, spannt die Segel straff, rasch! Die Hungerleider sollen sehen, was ein Däne kann."

„Hurrah!" schrieen die Helgolander und schwenkten ihre Hüte und Mützen. „Jetzt gilt's! Drauf und dran! — Hetzt ihn, daß ihm die Rippen brechen! — Schneid' ihm den Wind ab, Beuling, ich sauf' ihm's Kielwasser. — Ja, lüf' nur, lüf, Du Hallunke! — Wenn d' ein ehrlicher Kerl bist, so streichst d' die Flagge und hältst Dein Wort! — Für die Ehre Helgolands drauf und dran, Hurrah!"

„Ein Bischen Diebsgelüst, ein Bischen Rammelei," für Beides zeigt der Helgolander jederzeit eine sehr ausgebildete Anlage. Daher sahen die Verfolger auch in der nun beginnenden Jagd offenbar ein Vergnügen, das sie zu ihrer eigenen Lust sehr gern etwas verlängert wünschten. Ihrer Ueberlegenheit im Segeln gewiß, konnte der gejagte Däne ihnen durchaus nicht entrinnen. Sie gestatteten ihm aber einen kleinen Vorsprung und setzten ihm dann unter fortwährendem Hurrahrufen eiligst nach. Andersen schrie sich fast heiser, seine Leute rannten hin und wieder, um alle Manöver möglichst schnell zu vollziehen, aber die Snigge schien festgenagelt zu sein, denn die Helgolander kamen mit jeder Minute näher heran; schon schwammen sie auf Luf- und Leeseite, kaum noch zwei Schiffslängen von ihm entfernt. Andersen stand der Angstschweiß in großen Tropfen auf der Stirn, er

sah keine Möglichkeit, zu entkommen und sich gutwillig den triumphirenden Helgolandern zu überliefern, dazu konnte sich sein redliches Seemannsherz auch nicht entschließen.

„Jungens!" rief er den Seinigen zu, „laßt die Strandläufer herankommen, und wollen sie an Bord, so schlagt sie auf die Nase, daß ihnen das Niesen vergeht. Dann wollen wir Prosit rufen. — Ueber das verdammte Mädel!"

„Hurrah!" schrien die Helgolander. „Sperrt Euch nicht, ehrlicher Däne! Ihr könnt uns als Freunde und als Feinde an Bord haben, ganz nach Belieben." — „Heda, guter Freund, wie viel Schiffsladungen Torf bringst Du mit zur Aussteuer?" — „Daß ihn das Wetter, den Ehrenräuber!" — „Drauf und dran, Jungens, Hurrah!"

Der Lärm nahm mit jeder Secunde zu. Die meisten Helgolander, ihres Sieges gewiß, machten sich die Gefangennehmung oder gewaltsame Aufhebung des Bräutigams offenbar zum Vergnügen, nur Claus blieb fortwährend düster und rief nicht gerade die schmeichelhaftesten Begrüßungen seinem zukünftigen Schwager entgegen. Die Schaluppen legten sich an Bord der Snigge, augenblicklich schwangen sich vier Mann an den Tauen aufs Deck, und obgleich Andersen wie ein gehetzter Löwe um sich schlug, er ward augenblicklich lachend überwältigt, Claus bemächtigte sich des Steuers, und ehe der Däne sich recht besinnen konnte, war das Fahrzeug bereits gewendet und segelte direct wieder auf Helgoland zu.

Andersen saß finster und schweigend auf der Schiffswinde, die Helgolander machten es sich bequem, tranken Grog, lachten, scherzten und sangen. „Wie wird die hübsche Katharina sich freuen, wenn wir so unvermuthet ihren Bräutigam ans Land setzen? Ihr sollt leben, Andersen! — In acht Tagen ist Hochzeit! Auf Euer Wohlsein im Oberlande!" —

Claus weckte durch einen kräftigen Händedruck den Dänen aus seinen düstern Betrachtungen. „Andersen," sprach der junge Lootse, „Ihr habt nicht redlich gehandelt an meiner Schwester; Ihr habt die Unerfahrenheit des Mädchens und ihre Liebe zu Euch unedel gemißbraucht. Das müßt Ihr wieder gut machen, indem Ihr Katharinen die Hand vor dem Altare gebt."

„Claus, ich kann nicht!" sprach seufzend der Däne. „Verdammt mich nicht, laßt mich aber ruhig meine Straße segeln. Es geht nicht, Claus, bei Gott es geht nicht!"

„Nicht!" versetzte gedehnt und mit zornglühenden Augen der Helgolander. „Das möcht' ich doch sehen. Meint Ihr, wir Helgolander ließen unsere Schwestern von Fremden verführen und sähen dann ruhig zu, wie die Betrüger sich aus dem Staube machen? Ei, da kennt Ihr unsere Rechte, unsere Ehre wenig! Es ist ein unerhörter Fall bei uns auf dem Lande, wenn ein Mädchen sich einen Fehltritt zu Schulden kommen läßt; ist's aber geschehen, so macht ein braver Bursche das Uebel wieder gut, gibt der Verführten die Hand und es ist vergessen. Diese Sitte darf nicht in Verfall kommen; wir armen Lootsen sind stolz auf die Keuschheit unserer Frauen und Mädchen, die weit in der Welt gepriesen wird. Ihr habt uns foppen wollen, Andersen — Gott vergeb's Euch — aber wir verstehen keine dänischen Scherze mehr. Seid also vernünftig, bringt meine Schwester wieder zu Ehren, und ich geb' Euch mein Wort, Ihr sollt die Uebersiedelung von Husum nach Helgoland nicht bereuen!" — (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Paris.

[Kohlrausch französisch. Ansichten über Deutschland. Gelehrte Schulen.]

Wenn ich Ihnen schon wieder schreibe, so geschieht dies weder um meine Schreiblust noch um Ihre Leselust zu befriedigen, sondern durch den vielen zum Theil für Deutschland sehr interessanten Stoff gezwungen, greife ich zur Feder, besonders da ich seit meinem Hiersein bemerkt habe, daß die deutschen Correspondenten, die mit deutschen literarischen Blättern correspondiren, immer nach Neuigkeiten haschen und über das Gewöhnliche, das vor ihnen liegt und für Deutschland von höchster Wichtigkeit ist, nämlich die Meinungsentwickelung Frankreichs über Deutschland, hinausstolpern. Ohne die französische Presse wäre dies eine der schwierigsten Aufgaben, da es nicht so leicht ist, das Ohr an das Herz der Völker legen zu können, um die geheimen Schläge zu belauschen, da aber die Presse mit ihren Indiscretionen, ihrer Polemik und ihren verschiedenen Parteien einmal existirt, so ist es leicht die Wahrheit aus so vielen Organen herauszufischen, vorausgesetzt, daß der Richter selbst vorurtheilsfrei ist und die Wahrheit sogar der Nationalität vorzieht.

Die deutsche Geschichte von Kohlrausch ist in das Französische übersetzt. Für den Deutschen ist die Uebersetzung selbst nicht so interessant als die kritischen Urtheile der französischen Blätter darüber. Fast alle Blätter, mit Ausnahme einiger wenigen, die noch nicht darüber berichtet haben und wahrscheinlich auch nicht darüber berichten werden, suchen die Quelle des Verfalls der Einheit Deutschlands in dem Protestantismus. Am merkwürdigsten aber ist das Urtheil der Gazette de France. Dieses Blatt ist bekanntlich royalistisch legitimistisch und predigt republikanische Grundsätze aus Jesuitismus, um desto eher seinen Zweck zu erreichen. Um

sich das Wohlwollen der Plebs zu erschmeicheln, träumt dieses Blatt oft von den Rheingränzen; in dem Aufsatz über Kohlrausch aber beweist es lächelnd und sich die Hände reibend, wie die Reformation in Deutschland Frankreich Anlaß gab, sich in dessen Angelegenheiten zu mischen, wie der Elsaß durch die Reformation in die Hände Ludwig des 14ten gekommen sei und wie überhaupt das katholische Frankreich sich auf Kosten seiner protestantischen Nachbarn bereichert habe. Dennoch lobt es Ludwig den 14ten und belächelt den Historiker Kohlrausch, der Karl den fünften lobt und jenen tadelt. Es verargt das dem Verfasser nicht, legt ihm aber seine eigene Meinung unter und zeigt seinen Lesern, wie die deutschen Gelehrten selbst dies einsehen. Einen höhergetriebenen Jesuitismus gibt es nicht, aber gestehen muß man, daß er mit sehr vielem Geist durchgeführt ist. Weiter beweist die Gazette, daß Napoleon Deutschland nie unterjocht haben würde, wenn ein Sieg über Oesterreich nicht dasselbe Vergnügen in Berlin wie in Paris und umgekehrt ein Sieg über Preußen in Wien ein so großes Wohlgefallen wie in Paris erweckt hätte. Das Blatt gleicht freilich einem Greise, der sich eher seiner Jugendjahre als der letztverflossenen Jahre erinnert. Sahen jene beiden deutschen Mächte ihre früheren Fehler nicht selbst ein? Stürzten sie nicht zusammen den Koloß und ist das neuere Verhältniß nicht ein anderes geworden? Ich will hoffen, daß trotz der neuesten Vorgänge in Cöln dieses Blatt Lügen verbreitet, oder besser es verrieth durch das schnelle Abbrechen seines merkwürdigen Conclusums über Deutschland selbst die bessere Wahrheit, die es absichtlich verschwieg, weil sie nicht für seinen Kram paßt. Indeß muß es für Deutschland höchst interessant sein, solche Stimmen in Frankreich zu hören, das sich mit jedem Tage mehr Mühe gibt diese terra incognita gründlicher kennen zu lernen. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß Coquerel eine Replique auf Guizot's Religionsverschmelzungssystem gegeben hat. Es ist unmöglich, sagt der evangelische Priester, daß mit der Zeit der Protestantismus neben dem Katholicismus bestehe, die Wahrheit allein wird einzig bestehen und der Zukunft bleibt es anheimgestellt, was von beiden Religionsformen Stich hält. Sagte dies doch Luther in Worms schon, eine Antwort per anticipationem, die immer noch die einzige und die beste ist. Guizot hat indessen schon seinen frühern Aufsatz vergessen; er schrieb eine Skizze der historischen Psychologie, unter dem Titel: de l'état des ames. Es ist höchst merkwürdig, daß Dr. Strauß in Stuttgart in seinem Aufsatz, den ich neulich hier im „Freihafen" las, mit einigen Worten kräftig andeutete, was Guizot in langen Phrasen mit vielem Wortumschweifen beweist. Nur mit dem Unterschiede, daß Guizot die Deification des Menschen in dem vorigen Jahrhundert erblicken will und in unserm einen Rückgang zu Gott demonstrirt, während Strauß von der jetzt in Deutschland herrschenden Monumentensucht zu demselben Facit und zwar für unser Jahrhundert gekommen sein will. In diesem geheimen aber in chronologischer Hinsicht ungleichen Zusammentreffen zweier bedeutender, den beiden Völkern angehörender Geister liegt das ganze Räthsel, die ganze Sphinx der deutschen und französischen Zukunft. Unterdessen machen sich die Franzosen über das Ausbleiben des Mozartsmonuments in Salzburg und die Frau von Nissen lustig. Die ehemalige Constanze, sagen sie, die in dem Wahne war, der Name Nissen trage sich noch mit Ehre nach dem Namen Mozart, kann jetzt nur ihre wahren Gefühle gegen den frühern Geliebten an den Tag legen. Stirbt sie nämlich gleich, damit das Monument zu Stande kommt, so hat sie ihn sehr geliebt, stirbt sie in zwei Jahren, so liebte sie ihn ein Bischen, stirbt sie aber erst in 10 Jahren, so war sie nie würdig, diesen europäischen Namen zu tragen.

Der Streit über die Universitätsstudien wird hier immer heftiger aber auch belehrender. Die Einen behaupten: nicht zu Viele studiren, aber die Vielen studiren zu Vieles! Sie verlangen daher etwas mehr Freiheit der Universität gegenüber und viel weniger Mathematik und Chemie. Es sollte, fahren sie fort, besondere Schulen geben für die sogenannten sciences usuelles. Jeder Vater könnte also seinem Kinde schon von Jugend auf eine besondere Erziehung für ein besonderes Fach geben. Das Genie wird sich so wie so Luft machen und trotz allem Zwang selbst wählen. Da aber die meisten Menschen keine Genies sind, so müßte auch die Erziehung nur für mittelmäßige Spießbürger eingerichtet werden. Diesem entgegen antworten die poetischen Pädagogen, man müsse den Menschen zu etwas Höherem erziehen, als zur gewöhnlichen Maschine. Wenn er auch Griechisch und Lateinisch kann, so kann er doch andere Arbeiten versehen, wenn er muß. Worauf die Andern bemerken, daß jedes Handwerk allein schon 10 Jahre Zeit erfordert. Diese Letztern scheinen Recht zu haben. Wer Griechisch und Lateinisch lernt, sagen sie, der lerne viel Griechisch und Lateinisch, weit mehr, als sie bis jetzt gelernt haben, doch lerne dies nicht Jeder. Wie aber, fragt es sich, gerade die herausfinden, die Anlagen haben? Da liegt's eben! denn jedes Väterchen glaubt, sein Kind sei ein Sprachgenie und hat er Geld, so muß es ein Gelehrter werden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

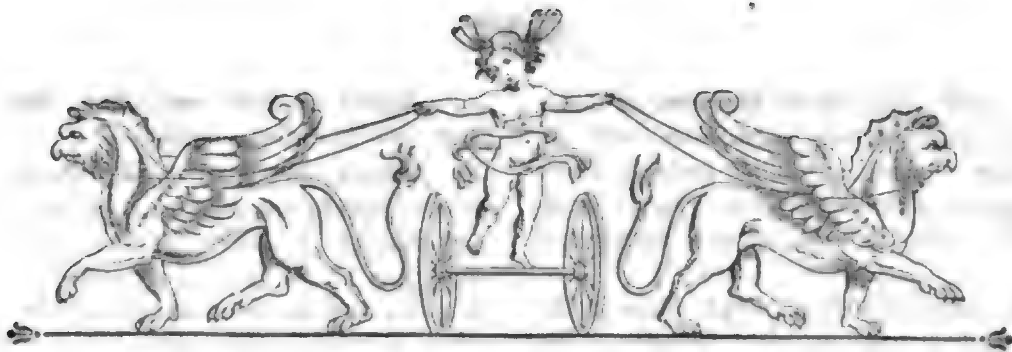
[Dr. Bacherer.]

Dr. Bacherer, dessen „Salon deutscher Zeitgenossen" mit vielem Antheil aufgenommen wurde, hält sich den Winter über in Dresden auf. Er ist mit einer Geschichte der ständischen Versammlungen in Deutschland beschäftigt, eine Arbeit, die ihn eben auch nach Dresden führt.

[Duller.]

Duller gedenkt seine Thätigkeit der Bühne zu widmen, er projectirt eine Reihe von Dramen, die hoffentlich bühnenfähig sein werden. Auch vieles in seinen Romanen hat dramatischen Styl, in seinem „Kaiser und Papst" ist sogar manche theatralische Partie; ich sollte denken, selbst in seinen Romanen sei Beruf zum Drama.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 239. — den 6. December 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lootsenerzählungen.

(Beschluß.)

Andersen schwieg, die Schiffe liefen im Hafen ein und wurden mit unbeschreiblichem Jauchzen empfangen. Die halbe Bevölkerung Helgolands hatte sich am Strande versammelt, vom Fallm herab sahen die alten Lootsen und die Schüchternsten der unverheiratheten Mädchen. Unter ihnen befand sich auch Katharina, die einen freudigen Ausruf des Dankes nicht unterdrücken konnte. Sie ging aber doch schweigsam nach Hause und harrte klopfenden Herzens auf die Zurückkunft des Bruders mit dem erjagten Bräutigam. Die seltsame Situation, in der sich Andersen nothwendig befinden mußte, entlockte ihr ein heimliches Lächeln, daß die Regelmäßigkeit ihrer feinen Züge zur malerischen Schönheit erhob.

Das Lärmen am Strande wollte gar kein Ende nehmen. Die liebe Jugend schrie ausgelassen und tobte förmlich im Uebermuthe der Freude. Sie bläuten sich aus purer Lust mit den Wurzeln des ausgespülten Seetanges, umringten die Lootsen und tanzten vor dem schweigenden Andersen her, der jetzt in dem wunderlichsten Triumphzuge, umgeben von den lachenden Helgolandern, nach der Wohnung seiner rechtmäßigen Braut geführt ward.

Claus hielt es für diplomatisch, die auf so seltene Weise Wiedervereinigten allein zu lassen. Katharina erröthete, reichte dem Dänen ihre Hand, sah ihm in die Augen, bog ihm den Kopf zur Seite und umschlang endlich seinen Nacken, indem sie herzlich lachend rief: „Nun hab' ich Dich ja doch, Du böser, lieber Ausreißer."

„Käthchen," versetzte Andersen sehr niedergeschlagen, „ich habe da eine sehr dumme Geschichte angezettelt, die im Leben kein gutes Ende nimmt! Ich muß Dich wieder verlassen."

„Verlassen! O, das wirst Du schon bleiben lassen! Vom Felsen herab kannst Du Dich nicht stürzen und das Unterland ist schon so stark bewacht, daß Du nicht zum zweiten Male von Deiner Braut laufen kannst — Pfui doch, Andersen, fort mit diesen Runzeln! Du sahst sonst ganz anders aus. Weißt Du, als wir zusammen des Abends auf der Klippe saßen und dem Funkeln des Meeres zusahen? O, wie umschlangst Du mich da so liebevoll, wie glühend, wie versengend waren damals Deine Küsse? Hast Du das Alles schon vergessen? Oder ist es Sitte bei Euch Männern, immer nur dem Augenblicke zu leben, und mit Euren Betheurungen die Zukunft zu belügen? Pfui, schämt Euch! Wir Frauen halten unsern Gefühlen ewige Treue, wir sterben eher für sie, als daß wir sie aufgeben. — Aber warte nur, Du lieber Krauskopf, ich will Dich so lange liebkosen, bis Du Deinem Käthchen wieder gut bist und nicht mehr von ihr laufen willst."

„Ich bin Dir immer gut gewesen, bin es noch — Tausend Wetter, ich wollte, der Klabautermann hätte mich schon längst in Grund gesegelt!"

Katharina redete indeß ihrem Geliebten so lange zu, bis er ruhiger, still, endlich heiter ward, und als der Abend anbrach, saß er vertraulich zwischen Claus und dessen Schwester und machte dem Ersteren Eröffnungen, worüber dieser in nicht geringe Verlegenheit versetzt wurde.

„Das ist ja ganz verzweifelt," sprach Claus. „Wie könnt ihr aber auch so leichsinnig sein, Andersen! Ein Seemann und so leichtsinnig."

Der Däne zuckte die Achseln und schloß Katharina in seine Arme. „Ihr liebt also meine Schwester?" fragte Claus.

„So aufrichtig als mein Schiff."

Claus ging im engen Zimmerchen unruhig auf und nieder und kratzte sich im Kopfe. „Da fällt mir 'was ein," sagte er plötzlich, vor den Liebenden stehen bleibend. „Zum Scherz und mit langer Nase Euch nachzusehen, haben wir die heutige Jagd nach Euch nicht angestellt. Fluth und Sturm, ich will beim nächsten Seezuge Salzwasser trinken, wenn ich's dulde! Meine Schwester wird Eure Frau, aber Ihr, Andersen, müßt morgen mit mir vor Gericht!"

„Bruder," bat Katharina.

„Still, hilft nichts! Was ist denn auch auf dem Lande viel zu verheimlichen. Ihr habt Euch verlobt, seid also Braut und Bräutigam und — schon gut, das muß gehen. Hurrah, Ihr sollt leben, Andersen!"

Claus stieß an mit dem Dänen, alle Schwierigkeiten, die einer Verbindung der Helgolanderin mit dem eingefangenen Fremdlinge im Wege stehen konnten, wurden vergessen, und Katharina ward, als man sich endlich trennte, von den heitersten Träumen umschwebt, die ihr ein Leben voll paradiesischer Wonnen vorgaukelten.

Die Rathmänner Helgolands, einfache Lootsen, wie alle Bewohner der Felseninsel, hatten sich am andern Morgen von Claus und Andersen den Zusammenhang der Dinge vortragen lassen. Es trat eine erwartungsvolle Pause ein, in welcher die Rathmänner sich berie then. Dann nahm der Aeltrste unter ihnen das Wort und sprach zu dem Dänen:

„Ihr seid also schon mit einem Mädchen in Schleßwig versprochen?"

„Das weiß Gott, Herr."

„Habt Euch auch ordentlich mit ihm verlobt?"

„Na und wie!"

„Würde sie Euch wohl Euer Wort zurückgeben, wenn Ihr sie darum anginget?"

„Kann's nicht sagen, Herr! So viel ich mich aber erinnere, hat sie einen harten Kopf, und was ihr Mundwerk anlangt, so kanzelt sie Euch jeden Pfarrer herunter. Auch ist sie gut bei Stimme. — Ihr seht also, Herr, der Fall hat seine Schwierigkeiten, und die Aussichten auf Erfolg sind nicht besonders günstig."

Es trat abermals eine Pause ein, die Rathmänner steckten wieder die Köpfe zusammen und nach kurzer Berathung fuhr der Sprecher fort:

„Andersen! Da der vorliegende Fall eine schnelle Entscheidung erheischt, und diese bei Menschen von gesunden Sinnen nicht gar schwierig ist, so haben wir Rathmänner von Helgoland mit Beobachtung der Gesetze und Herkommen des Landes beschlossen, daß Ihr, Jarl Andersen, Lootse und Schiffer aus Husum, von Stund' an bei uns bleibt, das Mädchen, dem Ihr die Ehe versprochen habt, heirathet, und in unsere Lootsengemeinschaft aufgenommen werdet. Es ist ein altes, von Ewigkeit her gültiges Recht, daß wer im Besitze ist, auch im Rechte sei. Gut! — Wir besitzen Euch gegenwärtig, haben Euch in ehrlicher Jagd errungen und wollen Euch behalten, bis ein Gewaltigerer Euch uns wieder entreißt. Außerdem ist es einleuchtend, daß wir, als Rathmänner, die Sitten, die Tugend, die Gerechtigkeit auf dem Lande rein zu erhalten bemüht sein müssen. Wir können also nicht zugeben, daß eine unserer Töchter von einem Manne verlassen werde, der ihr ewige Treue gelobt hat und sie auch zu lieben behauptet. Demnach ist es unser Wunsch und Wille, daß Ihr Katharina Claus heirathet. Eure erste Braut wird sich schon einen andern Mann suchen. Meint Ihr nicht, und seid Ihr's zufrieden?"

„Hurrah, es lebe Katharina!" rief Andersen, schwenkte seinen Hut und schüttelte die Hand des Sprechers. „Ich bleibe bei Euch und werde Helgolander." — „Claus," sagte er zu seinem zukünftigen Schwager, „ich bin, beim mächtigen Element, recht vergnügt, daß ich Deine Schwester kriege! Jenken's Lore ist ein gutes Mädel, aber voll Launen, wie die See im Herbst!"

Ehe noch die beiden Männer nach Hause kamen, war die Kunde der seltsamen Entscheidung schon ringsum verbreitet. Die Jungen schrien, lachten, warfen die Mützen in die Luft, balgten sich, die Erwachsenen lachten minder laut, aber nicht weniger herzlich, und als acht Tage später das so wunderlich zusammengewürfelte

Paar getraut wurde, begleitete die ganze Bevölkerung das junge Ehepaar auf ihrem Spaziergange um die Insel. Andersen und Katharina wurden glücklich, und Jenken's Lore soll lachend eine lange Rede gehalten haben, als sie die Kunde von der Untreue ihres ehemaligen Geliebten erfuhr.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Balzac in Verlegenheit; Ruy Blas.]

Eine der größten Neuigkeiten, wichtig für die ganze Literatur, habe ich Ihnen dies Mal zu melden. Balzac beklagt sich in der Vorrede seines neuesten Romans „la femme supérieure,“ daß er schreiben **müsse**, da es ihm an Geld fehle. Hört, Ihr deutschen Literaten, und staunt! Ihr glaubt vielleicht, Balzac habe einige tausend Gulden verdient und habe sie in spanischen Papiern verloren? O, nein. Man hat die Berechnung gemacht, daß er bereits 500,000 Franken verdient hat und daß — er wirklich nicht reich ist. Balzac lebte während dieser Zeit wie ein Fürst, er hatte französische, holländische, deutsche und englische Zimmer, Gemälde und Pferde, er reiste wie ein Graf und dachte, es würde immer so gehen. Während dieser Zeit gingen mit dem Gelde auch die Gedanken fort und deswegen klagt er, daß er für Geld schreiben müsse. Hätte je ein deutscher Schriftsteller so viel als Balzac verdient, er würde fragen, ob die Cotta'sche Buchhandlung zu kaufen sei. Wie anders der arme Béranger, der jedes Geschenk ausschlägt und wie ein Landmann von Kartoffeln lebt. Balzac ist gerade das enfant gaté der französischen Literatur. Er glaubte an den Ausspruch des Dichters: „Es soll der Dichter mit dem Fürsten gehen,“ vergaß aber, daß seine Civilliste nicht jedes Jahr neu votirt wird. Man könnte zu ihm sagen: Vous avez chanté, dansez maintenant. Im Grunde muß der Literat auch Philosoph sein und sich begnügen können, keinesfalls aber ein Dandy; denn nichts Gefährlicheres gibt es für Kunst und Literatur, als wenn man auf die Quantität statt auf die Qualität zahlt und von allen Romanen Balzac's gibt es nur drei vorzügliche, die seinen Ruf für immer sichern werden, vier mittelmäßige und eine Unzahl von wässerigem oder, was noch schlimmer, von verderblichem Zeug. Jene drei sind Eugénie Grandet, ein Meisterstück, la Peau du chagrin, und l'histoire d'une femme de Paris. Der in Deutschland so beliebte Père Goriot ist oft sehr gemein, unwahr und verderblich. Uebrigens hat sein neuester Roman durchaus nicht Stich gehalten und obschon Balzac, einer der größten grammatikalischen Neologisten, immer auf die Kritik schimpft und sie eine Metze schilt, so that sie ihm doch nie Unrecht und hat ihm mehr gehuldigt, als er verdiente. Wenn sie sich aber lustig macht, daß er einem Freunde die Feder schenkt, mit der er einen schlechten Roman geschrieben, so hat sie ganz recht.

Das schon so lange angekündigte Drama von Victor Hugo wurde endlich gegeben. Der Erfolg war eben so groß, als das Stück schlecht und abnorm ist. Meines Erachtens ist — einige höchst poetische Scenen ausgenommen — dies das schlechteste Stück, das Hugo noch geschrieben. Doch urtheilen Sie selbst. Don Salluste hat eine Dienerin der Königin Maria von Neuburg, Gemahlin Carl's des Zweiten verführt. Die Königin verlangte die Ehe, um den Schimpf zu decken, und verbannte auf die Weigerung Salluste's denselben aus dem Reiche. Salluste will sich rächen: damit beginnt das Stück. — Er tritt auf mit seinem Lakaien Ruy Blas und mit seinem Vetter Don Cesar de Bazan, einem liederlichen adeligen Schuft, der ehemals Schulden hatte und jetzt das Handwerk eines Straßenräubers spielt. Salluste versucht den Vetter durch eine Geldsumme zu gewinnen, um ihn an der Königin zu rächen. Dieser besitzt trotz seiner prahlerischen Verworfenheit noch Delicatesse genug, um galant gegen Frauen zu sein und das Anerbieten auszuschlagen. Hierauf entfernt sich Salluste. Ruy Blas, ein niais, erzählt Don Cesar, daß er eine hohe Dame liebe, ihr jeden Tag eine blaue, deutsche Vergißmeinnichtblume auf die Gartenbank lege und in Liebe vergehe. Ruy Blas ist, wie man sieht, ein Candidat des Tollhauses von Anfang an. In Victor Hugo's Zimmer haben die Wände Ohren. Salluste hat dies gehört, er erräth die Liebe seines Bedienten zur Königin, läßt seinen Vetter an Corsaren verkaufen, um ihn zu entfernen und wählt sich Ruy Blas zu seinem Werkzeug. Er gibt ihm feinere Kleider und den Namen Don Cesar, er läßt sich ferner ein Billet von ihm schreiben zum schriftlichen Beleg, daß er sein Diener ist, und ein anderes an die Königin. Die Königin tritt auf. Blas fragt, was er thun soll und Salluste antwortet, de plaire à cette femme et d'être son amant. Dies der erste Act.

Im zweiten Akt hat die Königin spanische Langeweile und deutsches Heimweh. Hier kommt eine herrliche Romanze vor, die ich in der Schnelligkeit übersetze. Hier ist sie in beiden Sprachen.

A quoi bon entendre
Les oiseaux du bois,
L'oiseau le plus tendre
Chante dans ta voix.

Que Dieu montre ou voile
Les astres des cieux,
La plus pure étoile
Brille dans tes yeux.

Qu'avril renouvelle
Ce jardin en fleur,
La fleur la plus belle
Fleurit dans ton coeur.

Cet oiseau de flamme,
Cet astre du jour,
Cette fleur de l'ame
S'appelle l'amour.

Wozu auch noch länger
Belauschen der lieblichen Vögel Gesang?
Ein süßerer Sänger
Ist in deiner Stimme melodischem Klang.

Mag auch in der Ferne
Erbleichen des Himmels Gestirn oder nicht,
Der reinste der Sterne
Glänzt in deiner Augen strahlendem Licht.

Wozu auch das Kosen
Im Frühling mit Blume und Blüthe?
Die schönste der Rosen
Wächst in deinem schönen Gemüthe.

Das lieblichste Kosen
Der süßeste Sang, der Stern so rein,
Die Krone der Rosen
Ist Liebe nur Liebe allein!

Ruy Blas, der neue Don Cesar, ist bereits Adjutant des Königs. Er bringt von diesem der Königin eine Botschaft folgenden Inhalts: Madame, il fait grand vent et j'ai tué six loups. Welch ein Contrast. Ruy Blas, der jetzt die Königin sieht, wird verwirrt und fällt in Ohnmacht. Die Königin erkennt an einer zerrissenen Spitze von ihr, die sie einst liegen ließ, ihren Blumenbringer. Ein gewisser Don Guritan nimmt diese Ohnmacht übel auf und fordert Ruy Blas. Die Königin jedoch schickt den Gecken nach Deutschland, um ihrem Vater ein Kistchen zu überbringen, und das Duell ist aufgeschoben. So weit der zweite Act.

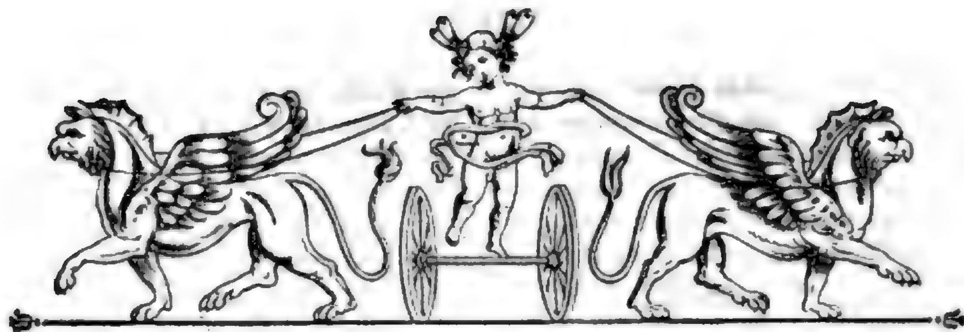
Im dritten Act ist Blas, ein schlechtes Seitenstück zu Gilblas, Minister. Er tritt ins Kabinet, schilt die Dummköpfe von Collegen aus, sagt Spanien derb die Wahrheit und jagt jene fort. Die Königin, die schon wieder gehorcht, ist entzückt, stürzt hervor und ein Liebesgeständniß erfolgt. Aber in diesem Augenblicke tritt Salluste, den man verbannt glaubte, in den Kleidern seines Dieners ein. Ruy Blas ist vernichtet. Doch Salluste schweigt noch, er befiehlt nur seinem Bedienten-Minister, die Königin in sein Haus zu bestellen; das heißt immer ohne Namen, blos an eine Dame ist das Billet. Ruy Blas weiß nicht, warum dies, er gehorcht mechanisch, hebt eben so mechanisch das Taschentuch seines Herrn wie im ersten Acte auf und verzweifelt, aber der Zuschauer kann nicht umhin, ihn einen Dummkopf zu schelten. Dies der dritte Act. Der vierte ist blos da, um das Stück aufzuhalten. Der wirkliche Don Cesar fällt zum Kamin, sage zum Kamin herab, durch den er sich gerettet hatte. Dieser Act ist zum Lachen. Don Cesar ißt Pasteten, spielt den rechten Mann, tausend Quiproquos wie im Doppelpapa, und endlich kommt der alte Guritan und fordert sein Duell. Was liegt ihm daran? er nimmt's an und tödtet ihn. Die Sache kommt heraus und Salluste läßt den rechten Vetter aufknüpfen. In diesem Act kommen passable Zoten vor. Im fünften Act kommt die Königin zu Ruy Blas verschleiert, aber auch Salluste ist da mit seiner Rache. Er sollte eine Magd heirathen, nun braucht er nur die Thür zu öffnen und die ganze Welt weiß, daß die Königin einen Lakaien liebt und zu ihm kommt. Endlich gehen dem dummen Jungen die Augen auf, er sieht woran er ist, ersticht den Salluste und vergiftet sich selbst, weil die Königin ihn nicht mehr liebt. Jedoch verzieh sie ihm noch und das Stück ist zu Ende. Was auch das pariser Publicum sagen mag, das Stück ist schlecht. Nicht eine Ahnung von Wahrheit und Natur, lauter Fratze, eine historische Lüge und so innerlich hohl, daß ein erzwungner Effect den andern verdrängt, um den Zuschauer hinzureißen. Man muß freilich gestehen, daß die Lüge mitunter brillant ist und einen Moment hindurch täuscht. Will diese Poesie nichts weiter, so hat sie erreicht, was sie wollte. Schlimm aber, daß der Hang zum Effectuiren ein an sich schönes Talent verführt, sich förmlich in Unnatur und Geschmacklosigkeit zu baden.

Notiz.

[Eine Wieland'sche Akademie.]

Wieland, in seiner Jugend äußerst freisinnig und oppositionär, sein Lebelang human und von philanthropischer Gesinnung, ging in seinem zwanzigsten Jahre mit dem Plane einer Akademie, eines Gymnasiums im höheren Sinne, um. Die Wissenschaften, die da gelehrt werden sollten, waren Philosophie, Geschichte, Mathematik, vor Allem Moral, Politik und Kenntniß des Menschen, welche Wieland die nöthigste Kunst nennt. In dieser Akademie sollten die Schulformen gänzlich abgethan sein. Die Lehrer, wenigstens die ersten, sollten alle Genies (Genien, wie Wieland schreibt), alle von gleicher Wahrheit und Tugend beseelt sein. Freiheit und bon sens sollten hier ihren Sitz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer sollte sein, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen und zuvörderst ihre Herzen zu bilden. Die Schüler sollten ausgewählt werden, ihre Zahl nicht über dreißig sein. Der Plan war gewiß köstlich und des Schweißes eines Edlen werth; Wieland selbst nennt ihn zu vernünftig und menschenfreundlich, als daß er ausgeführt werden könnte. Er brauche dazu, fährt er fort, einen großen Herrn, der zwanzigtausend Thaler dafür verwenden wollte. „Aber unsre Auguste," heißt es weiter, „brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern, Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten, und die kleineren Seigneurs wollen nach Proportion keine kleinern Herren sein. Wenigstens möchte ich nicht, daß mein Plan irgend einem Minister bekannt würde. Diese Art von Anthropomorphis, welchen man mehr Weihrauch streut, als die Heiden ehemals den Teufeln streuten, in deren Händen es steht, die Wissenschaften zu verbreiten, die Verdienste zu erkennen, die guten Köpfe aufzumuntern und alle Arten der guten Anstalten ins Werk zu setzen — werden alles dieses so lange bleiben lassen, als man sie um Tugenden willen, die sie nie gehabt haben, um Thaten, die sie nie gethan haben, um Gnaden, die sie nie, wenigstens wissentlich keinem, der sie werth war, gegeben haben u. s. w. vergöttert und anbetet. Ehe ich einem solchen Sünder etwas zu danken haben wollte, will ich von der Vorsehung und mir selbst Freiheit, Zufriedenheit, selbstgewählte Armuth eines Timon oder Sokrates annehmen." S. Dorow's „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur." Heft 2.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 240. — den 7. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

Von J. Kaufmann.

4.

Der Sonntag in Wien.

Norddeutscher Leser! Willst Du nicht auch einmal fröhlich und sorglos sein? — Ich führe Dich auf einen Sonntag nach Wien. Dies ist keiner von Deinen nebligen Sonntagen, wo der stille Genius des Sabbaths auf offenem Markte gähnt, wo in den Straßen die Tauben ungestört wie verliebte Betschwestern promeniren, und pietistische Kater sich auf den Dächern dehnen, die grünen Augen in zärtlicher Andacht zum Himmel kehrend. Nein, dies ist wirklich ein Tag der Sonne, der Lust; da springen die Späße, die Witze, die Küsse aus allen Thüren und Thoren, und halten mit den bunten Fähnlein geselliger Freude ihren Triumphzug durch Gärten und Gassen, und nur von Weitem zieht die ewig wachsame Göttin der Ordnung, die Polizei, ihre unsichtbaren Kreise, daß aus den fröhlichen Chören keine Saturnalie wird! Heute seien dem Wiener alle Sünden vergeben; heute ist er ganz das liebenswürdige, harmlose, gastliche Kind. Ach, er erhebt sich früh von seinem weichen Pfühl, und siehe, über den Kahlenberg lacht das blaue Auge des Himmels so lebenslustig herein, und selbst der alte, finstere St. Stephan ist mit freudigem Rosenglanz übergossen, als könnt' er die tausend Kinderspiele nicht erwarten, mit denen die fröhlichen Massen zu seinen Füßen heute tanzen und springen. Ja dem Wiener schwimmt es dann vor den Augen, wie goldene Mücken im Sonnenstaub, wie ein unendliches, strahlendes Meer mit unzähligen, seligen Inseln. Schon hört sein Ohr das Rollen der Fiaker, der Gesellschafts- und Zeiselwägen. Wohin werden ihn nicht noch die Räder entführen, was steht seinen fünf Sinnen nicht Alles bevor! Augarten und Prater, Hitzing und Grünzing, Penzing und Schönbrunn, Sperl und Dommayer, Strauß und Lanner, Nestroy und Stuwer, o und er weiß es schon jetzt — darum lacht er so schlau vor sich hin — ein still-seliges Räuschchen beschließt den seligen Tag, und verklärt mit goldenen Sommerwölkchen, wie mit hängenden Gärten, seinen Freudenhimmel bis tief in den blauen Montag hinein — und vor dem nordischen Katzenjammer bangt seiner tapfern Seele nicht. Doch nehmen wir erst ein calmirendes Pulver, um mit nüchternem Auge die bunten Gruppen und Processionen der Freude zu mustern. Zaubern wir uns einen ersten Mai auf dies Blatt. Dann wird nach alter Sitte Vormittags der Augarten besucht. Eine breite, schattige Kastanienallee, die Hauptallee genannt, ist das Stelldichein für die fashionable Welt, die auf vier Rädern kam, und deren glänzende Equipagen im Vordertheil des Gartens, vor dem Tanz- und Speisesalon, in zwei Reihen aufgestellt, die Herrlichkeit ihrer Eigenthümer verkünden. Aber auch gewöhnliche Menschenkinder, die ihre Beine in Bewegung setzen, um fortzukommen, dürfen diese grüne Gasse betreten, wo die

Schönheiten Wiens ihre liebreizenden Formen, ihre türkischen Shawls, ihre Sammt- und Seidengewänder zeigen, wo die adelig bleichen Gesichter der blühenden Natur ihre Glückwünsche zur Geburt des Frühlings bringen. Doch, ach — es war nur ein Staatsbesuch, sie haben dem Volke feierlich den Augarten eröffnet, und nun sagen sie ihm Lebewohl bis zum künftigen Mai. Kaiser Joseph eröffnete diesen Garten, so wie den früher verschlossenen Prater dem Volke, warf einige Nachtigallen hinein, und schrieb auf das Thor: „Der Menschheit geweiht von ihrem Verehrer und Freunde. Joseph." Ich weiß nicht, ob die sonderbare, ehrwürdige Schrift noch über dem Thore zu lesen ist, aber alle Erinnerungen und Nachtigallen halten den Wiener nicht ab, kurze Zeit nach dem ersten Mai dem Augarten treulos zu werden; er betreibt seine Belustigungen, besucht seine Promenaden wie ein fleißiger Student seine Collegien, systematisch, nie außer der bestimmten Zeit; selbst bei seinen Vergnügungen waltet das historische Recht. Instinktmäßig folgt er den Spuren der noblen Welt; wenn in den Sommermonaten die hohen Herrschaften ins Bad reisen, dann, stolzer Prater, ceremoniöser Augarten, sind Eure schönen Tage vorbei; einsamen Betrachtungen mag der Wiener nicht nachhängen, ohne glänzende Staffage, ohne Tanz- und Speisesalon wäre ihm die herrlichste Alpenlandschaft ein leeres Opernhaus. Daher die in Wien gebräuchlichsten Redensarten: Heute war Bastei, heute war Augarten oder Prater. Vor der feierlichen Einweihung durch die Fahrten am Ostersonntage oder Montage existirt der Prater noch gar nicht, und man spricht von ihm als von einem Dinge, das zum Heil der Welt erst entstehen soll. Ostern aber, das ist für ihn der Tag der Auferstehung, des Triumphes. Seht Ihr über dem Rothenthurmthore das zahllose, festlich gekleidete Volk sich an die Brustwehr drängen, athemlos lauschend, die Augen starr auf die Ferdinandsbrücke geheftet, als wäre der Einzug eines österreichischen Columbus zu erwarten, als käme die Nachricht von der Entdeckung einer neuesten Welt, eine Kunde vom Himmel, eine Proclamation des jüngsten Gerichts? Aber kein Engel hat in die Posaune gestoßen, noch steht der Stephansthurm, ohne zu wackeln, eine treue Schildwache auf ihrem Posten; der Prater ist's, der das Volk der Wiener zum Aufstande bringt, daß es sich, Mann an Mann, mit Weibern und Kindern auf den Wällen zusammenrottet. Vom Stephansplatze aus windet sich, wie eine gespaltene, buntbäutige, ungeheure Riesenschlange, ein doppelter Zug von glänzenden Equipagen durch die Straßen der Stadt über die Brücke, durch die unendliche Jägerzeile bis tief in die Alleen des Praters, eine Strecke von einer starken halben Stunde weit. Ringsum wogt und brandet ein lustiges Menschenmeer; da gibt es Augenweide, Wagen, Rosse und Leute. Wie ein Krämer prahlend seinen weiten, langen Teppich entfaltet, so entrollt die Kaiserstadt mit einem Male all ihren Glanz, all ihre Pracht. Da kann man die Götter und Göttinnen Wiens von Angesicht zu Angesicht sehen, an den bebilderten Kutschenthüren, an den gemalten und ungemalten Wangen kann man Genealogie und Heraldik studiren. Da fährt oder vielmehr segelt die Gesandtschaft Albions, und die leichten Jockeys hüpfen auf den flachen Sätteln der schlanken Renner auf und nieder, da kommt das gewaltige Rußland gefahren, wilde, bärtige Gesellen, mit sibirischem Pelzwerk geschmückt, schwingen triumphirend über die edlen polnischen Rößlein die Peitsche, hier naht der kaiserliche Gallawagen, ein breiter, geräumiger Kasten, über und über mit Gold geschmückt, aber die sechs wohlgenährten Schimmel scheinen heute nicht die feurigen Sonnenrosse zu sein; langsam, wie Schnecken, ziehen sie ihre reiche kostbare Bürde; ein armseliger Fiaker vor dem Wagen des Kaisers zwingt sie gleichen Schritt zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Beschluß.)

Ich liebe Deutschland vor allen Ländern, die Deutschen vor allen Völkern: eben deswegen muß ich auch die Fehler der Deutschen rügen, und sie haben deren viele und arge. Während einer siebenjährigen Abwesenheit aus Deutschland, auf langen weiten Reisen und durch längern Aufenthalt in der Schweiz, in Paris und London hatte ich Gelegenheit, die Deutschen außerhalb ihres Vaterlandes, im Vergleich mit andern Nationen, und namentlich die deutschen politischen Flüchtlinge kennen zu lernen. Ihre guten Seiten wollen wir nicht verkennen, aber ihre schlechten eben so wenig, wollen jene nicht überschätzen und übermäßig loben — denn welches Gute erreicht man durch Lob allein? — diese dagegen beleuchten, und, verdienen sie Tadel, rücksichtslos tadeln. Mit Unwillen und Wehmuth muß ich gestehen, daß unsere Landsleute im Allgemeinen und die Flüchtlinge im Besondern, in Vergleich zu denen anderer Nationen sehr weit nachstanden, dies sowohl, was das Aeußere und die Bildung, als auch was ihre po-

litischen Ansichten und ihren Charakter betraf. Ehrende Ausnahmen weiß ich gebührend zu würdigen, es gab deren viele, aber auf die Mehrzahl der deutschen Auswanderer, Reisenden und Flüchtlinge findet Gesagtes vollkommene Anwendung. Betrachte man nur das Aeußere eines deutschen Handwerkers dem eines französischen und englischen gegenüber. Wie linkisch, wie täppisch, wie ungebildet und roh! Und dann die politische, die sociale Bildung! Franzosen und Engländer wissen seltener zu schreiben und zu lesen, als die Deutschen, das ist vollkommen wahr, hängt aber von diesem sogenannten Volksunterrichte soviel, Alles ab? Seht auf die Resultate, auf das praktische Leben, vergleicht einen französischen Ouvrier mit einem deutschen Handwerker!

Ein bekannter Gelehrter in Paris behauptete, daß unter den heutigen Republicanern die russischen unbedingt den Vorzug hätten, sie wären denkende, strenge Republicaner von einer unbeugsamen Consequenz, wären in einem absolutistischen Staate, durch das Gegentheil von ihren Ansichten (e contrario) gebildet, und deshalb wäre diese Bildung eine tiefe, ins Leben übergegangene. In wie weit jene Behauptung wahr, wollen und können wir nicht untersuchen, betraf sie allein nur die höhern und gebildeten Classen, so mag sie Anwendung finden, keineswegs aber, wenn von dem Volke die Rede ist. Da kann nur öffentliches Leben, Oeffentlichkeit aller Verhandlung, eine unbeschränkte Preß- und Redefreiheit den politischen Charakter bilden; es kommt wenig darauf an, ob so viel mehr oder weniger in diesem, als in jenem Staate lesen und schreiben können, es kommt darauf an, was sie lesen und schreiben dürfen. Welcher Deutsche aus dem Handwerkerstande, welcher Landmann kümmert sich denn um Zeitungen, um Politik, wo fände sich auch viel Stoff für ihn; das Ausland interessirt ihn nicht, weil er es nicht kennt, das Inland bietet ihm in politischer Hinsicht zu wenig, weil es eben des öffentlichen Lebens ermangelt. Kornpreise, Reisen hoher Herrschaften, prinzliche Geburten, Taufen und Todesfälle, Illuminationen, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Manövres füllen die Spalten deutscher Blätter bezüglich Deutschlands — wie soll sich da der Deutsche politisch bilden, zumal jede politische Schrift, die nicht strenge den Grundsätzen der Regierungen huldigt, verpönt ist und confiscirt und als schändlich und schmählich verschrieen wird?

Oft haben wir die Meinung äußern hören, das deutsche Volk sei noch nicht reif. Es ist hier nicht die Rede von einer Reife für den Republicanismus, obwohl ein neuerer sehr bekannter Schriftsteller, Lerminier, der Ansicht ist, daß die deutsche Nation unter allen europäischen in Folge ihrer häuslichen Tugenden die einzige sei, welche für republicanische Institutionen sich eigne — sondern nur von einer Reife für freiere, für constitutionelle Verfassungen im weitesten Sinne des Wortes. Aber wie soll eine endliche Reife werden? Durch Wort und Schrift? Die Welt soll sechstausend Jahre stehen, sie könnte noch sechstausend stehen, und wenn die Verhältnisse, die Regierungen und die Regierten sich nicht änderten, würde auch jene Reife nimmer gedeihen. Waren die alten Spartaner, die alten Römer für Republiken reif? Verfielen in spätern Zeiten dieselben Völker nicht in Stumpfsinn und Indifferenz? Es steht also noch sehr dahin, ob mit der Zeit, ob mit vorgeschrittener Kenntniß, durch Vermehrung der Schriften und Schriftsteller ein Volk in politischer Beziehung reife, eine solche Reife kommt nach unserm Dafürhalten plötzlich, muß plötzlich kommen, wie ein Gewitter, wie ein warmer Regen. Welche Nation lag in tiefern Banden der Unwissenheit, des Knechtsinnes, des Pfaffendienstes, als die französische vor 1789? und wie schnell gedieh jene Nation zu einer politischen Reife! Auswüchse, durch zu schnelles Wachsthum entstanden, wollen wir jener Reife nicht absprechen, die Frucht war eine Treibhauspflanze mit Blut gedüngt, der Wurm saß im Innern. Auch erstreben und wünschen wir keine Reife durch solche Mittel herbeigeführt, obwohl nur durch Reibung Funken entstehen. Bieten uns nicht andere Völker erfreulichere Bilder, bot uns deren nicht das französische 1830? Civilisation und Humanität sind fortgeschritten, eine französische Revolution von 1789 haben wir nicht mehr zu befürchten, am wenigsten in Deutschland, wo Recht und Sitte und Liebe für gute Regenten nie erstarb, nie ersterben wird. —

Vorstehende Abschweifung schien uns nothwendig als Einleitung zu dem Folgenden, zugleich auch, um den Standpunct festzustellen, von welchem aus wir die politischen Verhältnisse überhaupt und die Ansichten der Liberalen und das Treiben der politischen Flüchtlinge ins Besondere betrachten. Es ist unser Streben, so unparteiisch und frei als möglich die Ansichten und Bestrebungen der verschiedenen Parteien, das Annehmbare und Gute sowohl, als das Verkehrte und Ueberspannte zu besprechen, ohne Scheu, diesem oder jenem Theile zu mißfallen, ohne Furcht, verdächtigt, geschmäht und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Nicht die politischen Verhältnisse des Vaterlandes überhaupt sind es, die

wir hier zu verhandeln wagen, sondern die politischen Beweggründe und Meinungen, welche den deutschen Flüchtlingen inne wohnen, welche so viele wackere Jünglinge und Männer aus dem Vaterlande vertrieben, in alle Welt zerstreut und in unabsehbares Elend gestürzt haben. Wir achten die Bessern, die Edlen dieser Unglücklichen, die frei von egoistischen Zwecken und falschem Ehrgeize ihrer Ueberzeugung Alles opferten, was in den Augen der Welt Reiz hat: Gut, Ehre und Freiheit; wir verachten aber eben so diejenigen, die sich den Namen Patrioten, Liberale, Radicale, politische Flüchtlinge u. s. w. beilegen, und die Sache nur als Speculation, als Mittel zu ihrer Existenz betrachten; aus niedriger Selbstsucht auf Namen Anspruch machen, die Niemandem weniger als ihnen gebühren; die, des Vortheils halber, jede andere Meinung bekennen, zu jeder Fahne schwören würden; Feiglinge, die nur hinter dem Bierkruge und in sogenannten demokratischen Versammlungen Muth haben, unsinnige Reden halten und Andere verleiten und berücken; träge, unfähige Menschen, die auf keine andere Weise etwas verdienen können, daher Demagogen spielen, von Beiträgen, Subscriptionen und der Milde der Bessern ihrer Partei leben — vor diesen warnen wir und halten sie für gefährlicher, als alle Schergen des Absolutismus, als Verräther, Abtrünnige und Spione.

Es ist unglaublich, wie einsichtsvolle Männer häufig von solchen politischen Charlatans betrogen wurden. Wir könnten viele Beispiele anführen, wir lebten gerade zur Zeit der Handwerkervereine und des Savoyerzuges in der Schweiz, später mehrere Jahre in Paris und dann ein Jahr in London, zur selbigen Zeit, als in genannten Ländern und Oertern das regste Leben der politischen Vereine sich entwickelte; wir kennen daher Alles sehr genau, die Führer, wie die Mitglieder und die verschiedenen Pläne; wir waren selbst nie in einer politischen Verbindung, deshalb dürfen wir sprechen, ohne als Verräther, als Spion bezeichnet zu werden, denn wir haben schon damals häufig unsern Unwillen über Thorheiten und Unsinn zu erkennen gegeben und mitten unter den Flüchtlingen und „Verschwornen" uns nicht gescheut, unsere Meinung auszusprechen und dieselbe auf jede Weise zu vertreten und mit dem Leben zu vertheidigen: wir fürchten uns heute eben so wenig, eben so wenig vor einem in geheimer Sitzung ausgesprochenen Todesurtheile — welches bereits über mehrere Verdächtige, Abtrünnige und Gefährliche verhängt worden ist, wie z. B. über Herold, über Mazzini, und wie es heißt auch über Lessing, — als vor einem offenen Kampfe Mann gegen Mann.

Notizen.

[Musikalische Neuigkeiten in Leipzig.]

Zu Ende November im achten Abonnementconcert eine Symphonie von Möhring, mich dünkt einem jungen berliner Musiker, der selbst zugegen war. Wir urtheilen nach einmaligem Hören, geben also nur den ersten Eindruck. Der Anfang war gefällig, auch der Anfang der folgenden Sätze. Manche hübsche Motive scheinen in der That neu und verrathen das Streben, den classischen Vorbildern gerecht zu werden, im dritten Satze scheint Beethoven's Einfluß unverkennbar. Ermüdend aber ist ein gewisses unstätes Wesen, ich will nicht sagen, Verworrenheit, nicht minder die Länge mancher Passagen, deren Wiederholung mit dem ewigen Hinundherwenden desselben musikalischen Gedankens fast Erschöpfung herbeiführt.

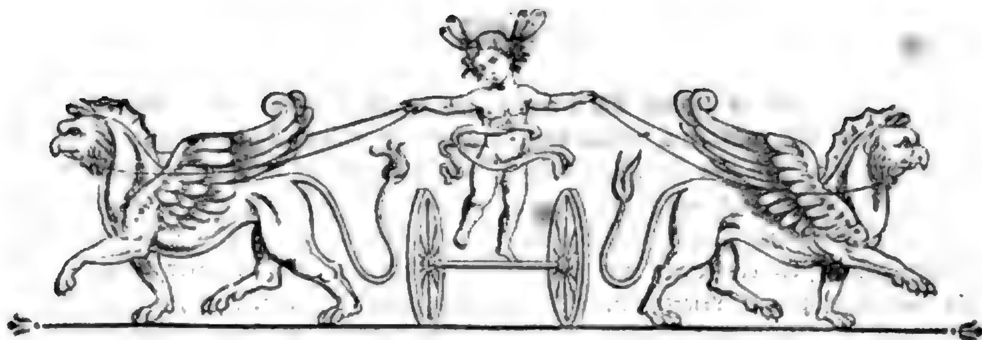
An demselben Abend ein schönes neues Concert von Ferdinand David, das der Componist meisterhaft vortrug. Es ist nicht blos gesetzt, um die Technik brilliren zu lassen, sondern ein interessantes Musikstück, in welchem die Solostimme nichtsdestoweniger eine glänzende Rolle durchführt. Besonders gilt dies vom ersten Satze (der das Andante übergeht), der letzte vernachlässigte mehr die Orchesterpartie. Aber schon das Streben, das Soloconcert mit Gedankeninhalt zu füllen, ist nicht genug zu rühmen. Die bloße Technik ist fast zum Kinderspiel herabgesunken, Virtuosität ist wohlfeil geworden wie Brombeeren, welche die Knaben suchen und oft sogar finden. Um so besser, wenn der coquette Kitzel, zu dem ein einzelnes Instrument hinneigt, in Solostücken verschwindet, und Hr. David bewies mit der Composition, daß er nicht blos Geigenkünstler, sondern Musikus ist.

Sodann hörten wir auch einen Flötisten. Wann wird man aufhören, einem gemischten Publicum, das die Musik blos ästhetisch treiben will, Milchpappe vorzusetzen! Der Flötenton ist ein Seufzer, mehr nicht, ein Seufzer bei Mondschein in Sommernacht, wenn er gut ist. Wenn nun ein vernünftiger Mensch fünfhundertmal hintereinander seufzen wollte, würde man seine Vernunft in Abrede stellen. Aber Soloflötenblasen ist keineswegs vernünftiger, es ist sogar weniger spaßhaft, obschon es ans Spaßhafte grenzt. Ein ehrlicher Mensch und ein gesunder Mensch hält kein Soloflötenblasen aus, selbst wenn es aus Glaucha kommt und dort hoffähig ist.

[Frau von Wollzogen.]

Frau von Wollzogen, erfahren wir aus Jena, schreibt jetzt ihre Memoiren, die jedoch erst nach ihrem Tode dem Publicum überliefert werden sollen. Jedenfalls werden sie über Schiller Werthvolles bringen. Die Freundin des großen Dichters ist hoch in den Siebzigen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 241. —— den 8. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Fortsetzung.)

So geht der Zug in den Prater, und wenn man sich satt gesehen hat, kehrt man zurück, um noch einmal zu sehen, zwei bis drei Mal machen Fahrende, wie Fußgänger denselben Weg, bis der Inhalt einer Kutsche sich deutlich vor dem der andern gezeigt hat; da wehen die batistenen und seidenen Taschentücher, da drehen sich die reizenden Lockenköpfe vor und zurück, grüne und weiße Schleier heben und senken sich, wie es der Frühlingswind und coquettirende Laune befehlen. Pure Schaulust ist es, was die Wiener zu diesen Fahrten in solchen Massen zieht, und man kann ihnen die Freude nicht verdenken, alle Zauber ihrer paradiesischen Vaterstadt in dieser beweglichen Kunst-, Industrie- und Menschenausstellung so lieblich vereinigt zu sehen. Doch welch ein babylonisches Concert schallt von der einen Seite in die Alleen herüber! Pauken und Trompeten, näselnde, rieselnde Geigen, gellende, trunkene Stimmen, Geschrei und Gelächter scheinen die stolze, anständige Freude der noblen Welt hier verhöhnen zu wollen. Das ist der Wurstelprater, der weltberühmte, ein Garten der Hesperiden für das gemeinere Volk. Springen wir doch über den Alleegraben hinüber in dies kleine Schlaraffenland. Das Terrain ist eine weite, wellenförmige Haide, mit grauem und grünem Moose oder frischem Rasen gepolstert, am Rande bald mit schattiger Waldung, bald mit dunklem Gehölze verbrämt, mit knorrigen alten Eichen und Linden besetzt, dazwischen ein demokratisches Durcheinander von Buden, Schenken und breternen Gerüsten für Possenreißer und Bänkelsänger. Ihr Maler, hierher wandert mit Pinsel und Palette, das sind echte niederländische Gruppen! Hier ist noch der leibhafte Hanswurst zu sehen, noch nicht von der Civilisation beleckt, einen ganzen Farbentopf auf den Backen; vor seinem Publicum macht er ungenirt Toilette, alle Metamorphosen, die er mit Rock, Hosen und Weste vornimmt, darf der Zuschauer mit keckem Auge verfolgen; die Lerchenfelder, die Gumpoldskirchner, und die von Erdberg haben eine zähe Einbildungskraft, und wenn Hanswurst mitten in seinem Stückerl die Mundwinkel aufreißt und ein halbes Würstel blicken läßt, das er mit Taschenspielerfertigkeit zwischen die Zähne geschmuggelt, und gleich darauf die rührende Romanze von Eduard und Kunigunde anstimmt, und die guten Leute mit käuendem Munde versichert, daß er der Lumpacivagabundus sei, so beben einige funfzig Zwerchfelle vor Gelächter, und dicke Thränen rollen dem ausgedienten Fiaker über die ledernen Wangen. Nebenan dreht sich das Ringelspiel, bausbackige Dirnen vom Lande, böhmische Köchinnen und zierliche Stubenmädchen sitzen auf der hölzernen Bank, die den Wagen vorstellt und schreien, wenn bei der schwindelnden Bewegung Hauben und Schürzen flattern; voran aber reitet ihr schmucker Paladin, ein Schneider- oder Schustergeselle, wie ein Doctor in schwarzem Frack und Hosen; er hat vielleicht schon lange

die Kinderschuhe ausgezogen, aber er schämt sich seiner kindischen Freude nicht, und stolz auf seine chevalereske Positur dreht er sich zu seinen Schönen um, als wäre er der ungarische Graf Chandos, der nach der Sage einst im Prater über einen Heuwagen setzte. Zehn Schritte davon sitzt ein verkrüppelter, blinder Alter mit seinem Hunde, und dreht unermüdlich den Leierkasten. Sein Instrument hat keinen Ton, keinen Athem mehr, dennoch läßt er nicht ab, wie ein alter Dichter, der nicht mehr singen sollte. Armer Narr, wer hat Dich hieher geführt? Der wilde Lärm übertäubt vollends das leise Stöhnen seiner Drehorgel, und kaum ein kupferner Kreuzer fällt in seinen durchlöcherten Hut. Dort im Gebüsche aber geht es lustig zu. Ungarische Husaren lassen sich aufspielen, und tanzen oder springen vielmehr zur wiener Musik ihren klirrenden Sporentanz. Eine Hand an den Tschako, die andere an die stählerne Säbelscheide geheftet, so hüpfen sie im Grase auf und nieder, bis die Wangen flammen und die gewichsten Schnurrbärte sich vor Begeisterung sträuben; ringsum stehen die Gaffer im Kreise, und seitwärts liegt ein dickbäuchiger Musikant am Boden, der sich auf Kosten der Soldaten ein Gutes thut. Schmunzelnd blickt er auf ein Fasserl Wein, das seine bloßen Arme über dem Kopfe wiegen, und zehn Mal in der Minute setzt er die Lippen daran. O Prater, o Wurstelprater! Wenn du nicht bestehst, was soll denn auf Erden bestehen? Wo hat die alte Erde dann ihr Arkadien, ihr Utopien? Wohin blickt dann Homer's Jupiter, der sonst auf die Thracier schielte, auf die unschuldigen Naturkinder, um sich seiner Schöpfung zu freuen? — Und doch, erfahrene Wiener habe ich die grauen Köpfe schütteln gesehen, fromme Seelen habe ich seufzen gehört und klagen, daß der Glanz des Wurstelpraters von Jahr zu Jahr mehr erlischt. Die gute alte Zeit ist nicht mehr, da ganze Familien mit ihren Haupt- und Seitenlinien im Prater saßen von früh bis Abend und Nüsse knackten, wo sie unter freiem Himmel, bei Trompeten- und Paukenschall ihr Mittag- und Abendbrot verzehrten, das sie in großen Körben von Hause mitgebracht; jeder Bekannte, den man ersah, wurde zum patriarchalischen Mahle geladen. Aber das Volk wird immer aufgeklärter und allerhand Reizungen ausgesetzt, wie mein Andreas sagte; es geht zur Birn' und zum Sperl, liest den Storch und den Spindler, und die Fluren des Wurstelpraters sind jährlich verödeter anzusehen. Es klagt die Welt so oft, daß es keine Kinder, keine Kindlichkeit mehr gebe. So lange der Wurstelprater besteht, glaub' ich es nicht; aber einst, wenn auch er verlassen wird an einem Ostersonntage, dann schreibt Elegieen, ihr Dichter; wenn ihr die Weltgeschichte versteht, so wird sie Euch sagen, daß die Stunde des Weltgerichts naht. — Besondere Bedeutung hat der Prater außerdem durch den Feuerwerker Stuwer, der seine gluthvollen Ideen als Raqueten, grüne, blaue und andersfarbige Sterne zum Himmel steigen läßt. Ein freier Wiesenraum im Prater ist der Schauplatz seiner flammenden Offenbarungen, an denen sich die Wiener so sehr ergötzen. Nicht leicht wäre Jemand in Wien zu finden, der solcher Popularität genießt, wie Stuwer. Sein Ruf ist in die Salons, in die Barbier- und Schulstuben gedrungen, Kinder, die noch auf den Armen der Amme wohnen, lernen schon seinen Namen lallen. Geht nur an Abenden, wo Feuerwerk ist, auf die Basteien, an die Ufer der Donau, in die Gassen der Roßau, oder überallhin, wo es eine Aussicht auf den Prater gibt, und ihr seht das Volk in zahlreichen Gruppen stehen, dem Krachen der Pöller und der Raqueten lauschend, die kleinen Sansculotten, die Schuster- und anderen Gassenbuben breiten sich in langen Scharen aus, und begrüßen jede Leuchtkugel bei ihren Farbenveränderungen, bei ihrem Aufsteigen und Niedersinken mit einem lauten Ach!, das dann wie ein Pelotonfeuer durch alle Vorstädte läuft. Ja Stuwer ist ein wunderbarer Mann! Die Götter aber beneiden ihn, und die Sterne zetteln gegen ihn Verschwörungen an; so oft seine Feuerwerksannoncen in großen Lettern an den Stadtmauern hängen, nimmt man schnell den Regenschirm zur Hand. Selten gelingt es dem modernen Prometheus, die List des alten Himmels zu vereiteln, und den rechten Tag zu treffen, wo er sein Manöver nicht aufschieben muß. Es geht sogar unter dem Volk die Sage um, daß wer zufällig in der Tasche nur ein abgerissenes Fragment von Stuwer's Ankündigungszettel trägt, unfehlbar den Zorn des Himmels auf sich ladet; Wolkenbrüche und Regengüsse bedrohen sein unschuldiges Haupt. —

Ein Wurstelprater in großartigerem Styl ist die Brigittenau am Kirchweihsonntag und Montag. Die Brigittenau ist eine weite Ebene auf der Leopoldstadtinsel, vom Augarten, der Donau, und reicher Waldung umgeben. Da feiert das Volk seine Kirmes in ungeheuerem Jubel. Tausende von Menschen strömen von Früh bis Abend durch die Leopoldstadt über die lange, und die Ferdinandsbrücke, weiterhin fahren Viele auf Kähnen aus der Roßau, selbst aus Nußdorf über die Donau, um schneller an Ort und Stelle zu sein. Da

ziehen sie, die lustigen Karavanen, in Reih und Glied, wie die Wallfahrenden nach Maria-Zell; mit knotigen Stöcken gehen sie über den Jordan, Jacken und Röcke tragen sie über die Schultern geworfen, und den Hut gebrauchen sie als Sonnenschirm. Noch spät am Abend schallt der Jubel der Volksmassen, wie die brausenden Stimmen eines Feldlagers nach errungenem Sieg aus der Au in die Stadt herüber. Die höhere Welt fährt oder wandelt hinaus, um in der Brigittenau den harmlosen Zuschauer, oder den Beobachter zu spielen; nobler ist es, erst am Montag zu kommen, wenn der dickste Schaum des Pöbels verronnen ist, und das Volksleben vor den spröden Blicken sich nicht mehr in natürlicher Nacktheit und Offenheit zeigt. Aber großartig in seiner Art ist das Gewühl und der Tumult am Sonntag Abend; aus einem Strudel wird man in den andern gerissen, ein zauberisches Helldunkel liegt über manchen Partieen, aus dem Gehölze leuchtet es, wie der Schein von Irrlichtern und Johanniskäfern. Da sitzt der Schwarm der Schmausenden und Zechenden an langen Tischen, die Schüsseln rauchen, die Bier- und Weinkrüge klingen, und unwillkürlich kränzen sie ihre Gläser mit dem rauschelnden Eichenlaub, das ihre trunkenen Häupter, an die Bäume anstoßend, herunterschütteln. An den Zweigen auf den Tischen und in den Mündungen leerer Flaschen brennen Lampen, Kerzen und Wachsstöcke, damit in der Finsterniß kein Unheil geschehe. Dort drängt sich ein Haufen um den Guckkasten, da wird auf echt Idyllisch im Grase getanzt, Arm in Arm zieht eine Bande junger, muthwilliger Buben daher, und mitten durch den Kreis der langröckigen Tänzer. Aus manchem Winkel läßt sogar der verschollene Dudelsack seine Bodmer'schen Töne hören. Eine eigenthümliche Erscheinung sind die musicirenden Zigeuner, die sich aus ungarischen Wäldern hierher verlieren. Sonst sieht man sie nie in der Kaiserstadt, diese räthselhaften Kinder der Wildniß, die mitten in der Gesellschaft sich ihre Nester bauen, ihre Schlupfwinkel, wo sie ungehindert in asiatischer Freiheit hausen, glücklicher, als ihre Doppelgänger, die Juden; aber die Brigittenau emancipirt alle Sklaven. Da sitzt er, der braune Geiger auf seiner Bank, ein rothes Schnupftuch um den Krauskopf gewunden, ein knopfloser, einschößiger Frack ohne Kragen ziert seinen schlanken, hindostanischen Leib, weite, weiße Hosen schlottern um seine Beine, und der eine Fuß, mit dem er taktmäßig den Boden stampft, trägt einen geborstenen Schuh. Aus dem linken Mundwinkel ragt ein hölzerner Pfeifenkopf, krampfhaft hält er zwischen den Zähnen das kurze Rohr, stolz wirbelt er um sein Haupt einen dicken Nimbus von Tabaksqualm, und mitten durch die Wolken fährt sein gewaltiger Fiedelbogen, wie das Schwert des Huniady, oder die Lanze Ossian's. — Wenn man bedenkt, daß sich eine Masse von vierzig bis funfzigtausend Personen, also ein ansehnliches Stück Menschheit hier so eng beisammen befindet, so wird man den Lärm und den Jubel noch immer sehr kleinlaut finden. Excesse werden höchst selten begangen; kaum daß ein Sonntagskind seinen Rausch auf der Wachtstube ausschläft. Fremdlinge haben darum schon oft ihre freudige Bewunderung über den Anstand ausgedrückt, mit dem es in Wien selbst bei den öffentlichen Belustigungen des gemeinen Volkes hergehe. Ich mag nicht behaupten, daß der Wiener immer das schüchterne Kind ist, das selbst in den Mußestunden auf die warnende Ruthe schielt, die sein Lehrer hinter den Spiegel gesteckt, aber gewiß ist, daß das Mittelmaß, wenn auch nicht immer das richtige, in seinem innersten Wesen liegt, oder durch die öffentliche Erziehung ihm eingeimpft wird. Von Extremen, von Excentricität oder Sprudelköpfigkeit, wie er es nennt, hält ihn seine Natur zurück. Seine Sinnlichkeit wird eben so selten zur zügellosen Bachantin, wie seine geistige Lust sich je zur wahren Begeisterung versteigt. Das Phlegma, die niederländische Grazie, zähmt seine südliche Leidenschaft, und verwandelt die Ausbrüche seiner Freude in stillseligen Erguß und süßschmunzelnde Behaglichkeit. —

Wie tödtet aber die noblere Welt den Nachmittag, wenn sie nicht eben in den Prater fährt, in der Brigittenau die Capriolen des Volks belächelt, oder nach Baden, Ischl, Salzburg gereist ist? — Ach, die Vorsehung Gottes und der Menschen ist so reich an wohlthätigen Erfindungen und Auswegen, daß mich ein Schwindel ergreift, soll ich aller Gärten, Salons und Landpartieen gedenken, wo die Wiener, gleich summenden Bienenschwärmen von Blume zu Blume fliegen, naschend und singend. Man kann im Park von Laxenburg mit den Schwänen auf dem Teiche um die Wette rudern, in der Brühl, einer Schweizerlandschaft in Miniatur, künstlichen Wasserfällen lauschen, und kleine moderne Ruinen besteigen, überall steht der unentbehrliche Speisesalon im Hintergrunde, und lange bequeme Gesellschaftswagen nehmen zu bestimmten Stunden die müden Pilgrime auf.

Wie die Rauchwolke den Kindern Israels in das gelobte Land, so wandelt ein ewiger Staubwirbel dem Wiener auf der Straße nach Schönbrunn voran, und führt ihn nach Hitzing zu Dommaier's Salon, aber nur Handwerksburschen oder verschrobene Philosophen, die den

Seneca lesen und keine Handschuhe tragen, können die Gemeinheit so weit treiben, auf dieser Straße zu Fuße zu gehen; in der That gehört einiger Stoicismus dazu, eine mannhafte Festigkeit, wenn man mit dem Staube bedeckt, den aristokratische Equipagen, Cabriolets und Fiaker dem armen Fußgänger muthwillig zwischen die Zähne und auf die Kleider blasen, wenn man mit diesem Zeugniß gemeiner Schuld behaftet, der hohen, geputzten Welt gerade in das Gesicht sehen soll. Aber es gibt ein Rettungsmittel für den pauvre honteux; an der Linie hält eine Menge Zeiselwagen, eine Art Droschken oder Britschken, mit einem Leinwandzelt bedeckt, das vor Wind und Sonne, vor den Blicken der besser Fahrenden, doch nicht vor dem Alles durchdringenden Kalkstaub schützt; da hinein steigt nun der Stoiker, verbirgt sich in eine Ecke, hält das Taschentuch vor das Antlitz, und läßt sich still und lautlos durch das Gewühl schleifen; in zehn Minuten ist er am Ziele, schnell springt er aus dem Armensünderkarren, zahlt seinen Obolus, und kann nicht erwarten, daß die Helfershelfer des Schwagers für ein Trinkgeld seine Kleider abgebürstet, um sich unbemerkt fortzustehlen. —

Das kaiserlich Lustschloß Schönbrunn hat in seinem Aeußern jene majestätische, ritterliche Miene, die der Burg in der Stadt mangelt. Mit adeliger Anmuth breitet es seine zwei leichtgebauten Flügel aus, zwei schlanke Spitzsäulen halten Wache vor dem Eingange, die breiten, mit Eisengeländern gezierten Treppen, die geschmackvollen Altane, die auf allen Seiten vorspringen, die grünen, langen Jalousieen geben dem Ganzen ein romantisches Gepräge, hinter dem Lustschlosse aber erblickt man den mit der französischen Scheere gestutzten Garten, überragt von einer steinernen Warte, Gloriette genannt, die eine reizende Fernsicht auf Wien und seine Umgebungen bietet, und sich von weitem wie das Diadem in den Locken einer schönen Frau ausnimmt. Wie reich ist nicht Schönbrunn an historischen Erinnerungen! Doch fürchtet nichts, ich rede nicht von dem kleinen Hute, nichts von dem Herzoge von Reichstadt und der rührenden Romanze: Im Grabe zu Schönbrunn, da liegt der König von Rom u. s. w. Wir sind Wiener heute, Sonntagskinder, und müssen der Geschichte aus dem Wege gehen, ob sie nun, wie eine Bettlerin am Kreuzwege sitzend, tausendjährige Lieder anstimmt, oder großäugig aus den Spiegelscheiben kaiserlicher Schlösser blitzt, eine Sage von gestern und vorgestern singend, die zu schnell vergessen ward. — Hitzing und Penzing, zwei Dörfer, wo manches Haus einer niedlichen Villa gleicht, schmiegen sich eng an Schönbrunn, bilden die Antichambre der kaiserlichen Sommerresidenz, und wenn der Hof nach Schönbrunn zieht, zieht die noble Welt nach Hitzing und Penzing, um seine Atmosphäre zu athmen; dabei genießt man, wie es heißt, das Land, steht früh um 10 Uhr auf, begegnet im schönbrunner Garten Personen, die nichts weniger als Prinzen, Gesandte, Cavaliere, oder doch Hofräthe sind, und Nachmittags hat man Dommaier's Salon in der Nähe, der brillanter und vornehmer ist, als alle Tanzsäle Wiens; auch erfährt man Hof-, so wie Stadtneuigkeiten, kurz, man gehört mit zu der Elite der Gesellschaft, und saugt den Geist der Vornehmheit und den feinsten Ton mit allen Poren ein. (D. W. f.)

Notizen.

[Rudolph Willmers aus Kopenhagen.]

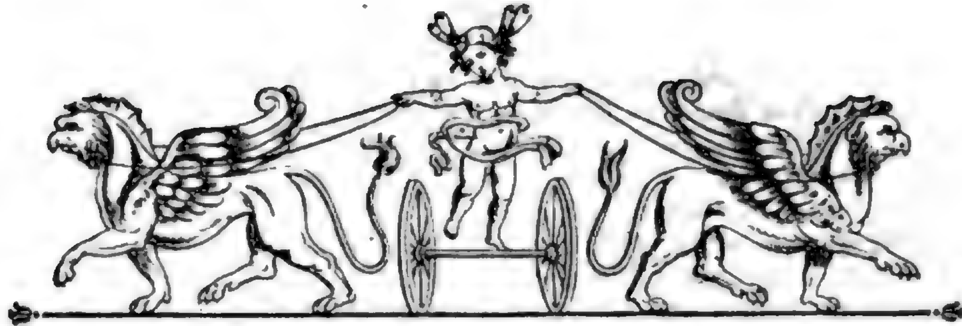
Der junge Pianist aus Kopenhagen (geb. in Berlin, gebildet unter Schneider in Dessau) hatte in Dresden ein sehr glänzendes Concert gegeben und ließ sich auch in Leipzig hören. Er spielte einen Concertsatz von Chopin, zwei Schubert'sche Lieder nach Liszt's Uebertragung auf das Piano, die Vöglein-Etude von Henselt, eine eigne Etude, eine eigne Romanze, endlich eine „freie Phantasie" über aufgegebene Themata. Der Virtuos hatte non più andrai (aus Mozart's Figaro) und das Spinnerlied aus der weißen Dame gewählt. Die Etude eigner Composition war voll stürmischem Jugendlärm, aber ohne klare Melodienentwickelung. Was die „freie Phantasie" betrifft, so war allerdings viel Freiheit und Willkür in seiner Durcharbeitung der Themata, aber weniger Phantasie und Erfindung. Aus diesen beiden Thematen ließe sich von einem fühlenden Herzen ein ganzer musikalischer Roman entwickeln; Hr. Willmers gab jedoch mehr eine bloße Variirung, die ihm Gelegenheit bot, seine Technik zu entfalten. In dieser ist er bedeutend, besonders was die schmetternde Force betrifft. Sein Spiel ist äußerst kräftig, kühn, derb; er ist eigentlich nicht Pianist, sondern blos Fortist; wenn ich sein Instrument wäre, ich ließe mich nicht so behandeln.

[Friedrich von Heyden.]

Friedrich von Heyden, dessen neuestes Product, „der neue Hyacinth," Novelle, wir im vierten Heft des Freihafens lesen, ist nicht zu verwechseln mit Emerentius Scävola, der allerdings denselben Familiennamen (mich dünkt: von der Heyden) führt, aber als Autor nur pseudonym aufgetreten ist. Friedrich von Heyden, Regierungsrath in Breslau, ist durch mehrere interessante Novellen und besonders durch sein treffliches Drama: Der Kampf der Hohenstaufen, bekannt. (Die Katastrophe dieses Dramas ist Friedrich's II. Kampf gegen seinen Sohn Heinrich.) Auch einige Lustspiele, noch ungedruckt, stehen von dem Verf. zu erwarten. Es thäte noth, seine zerstreuten Leistungen gesammelt dem Publicum zu übergeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von F. Volckmar in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags —— 242. —— den 10. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

Novelle von Th. Mügge.

1.

Es schlug neun Uhr und der junge Doctor Stern legte mit einem Seufzer die Feder aus der Hand und stand von seinem Schreibtische auf. „Es will heute nichts werden," sagte er und strich über die gefaltete Stirn, „meine Heilmittellehre der Kinderkrankheiten hier fände die beste Anwendung auf mich selbst. Ich bin ein Kind und bin krank, und bin ein Arzt und habe keine Hülfe für mich. — Zum Wetter! warum habe ich keine Hülfe?" fuhr er ärgerlich fort. „Ein rascher Entschluß, ein einziger, rascher Entschluß und ich schwimme wieder in der lebendigen Fluth und lasse den faulen Sumpf thörichter Empfindungen hinter mir."

Es klopfte an die Thür und ein junger eleganter Mann trat herein. Die ernste Geschäftsmiene des Arztes erheiterte sich, als er den Fremden sah, und mit dem freundlichsten guten Morgen ging er ihm entgegen. „Wie erscheinst Du, Forstberg," sagte er, „als Freund oder Feind, als Patient oder Besuch?"

„Eigentlich als Beides," erwiederte der Andere, „aber das Zweite mehr als das Erste."

„Dann mach' es kurz," versetzte Stern; „setze Dich, laß uns plaudern, während ich mich ankleide. Mein Wagen muß sogleich hier sein."

„Welche Eile!" sagte Forstberg lachend. „Du thust plötzlich, als wäre Dein Krankenzettel sechs Bogen lang und die halbe Stadt schmachtete nach dem Rettungsengel in Gestalt eines blonden Zöglings des Aeskulap, vor dem alle Todtengräber ehrerbietig die Mützen ziehen."

„Was weißt Du davon," entgegnete der Doctor. „Du bist ein junger Finanzrath, der nichts zu thun hat, der täglich pflichtmäßig seine drei Federn zerkaut, die Finanzen des Staates Gott anheim stellt und über die eigenen nicht weiter nachzudenken braucht; denn der Herr hat in seiner Weisheit dafür gesorgt, daß dies ein für alle Mal nicht nöthig ist."

„Da irrst Du sehr," versetzte der Rath lachend, „denn eben komme ich, um Dir mein Glück zu verkündigen. Meine Tante, die Oberhofmeisterin, ist gestorben und hat, wahrscheinlich aus Furcht vor dem Tode, trotz alles Hasses gegen mich, den Verschwender und Bonvivant, kein Testament hinterlassen. Ergo bin ich ihr nächster und einziger Erbe, ergo habe ich ein schönes Haus und ein Vermögen von siebzig bis achtzig tausend Thalern, ergo habe ich künftig für sehr anständige Finanzen zu sorgen, und ergo kann ich jetzt wohl Ansprüche auf eine reiche, liebenswürdige Finanzräthin machen, welche mein Herz, meine Hand, mein Haus und alle die alten mit Silber, Glas, Kupfer, Leinen und Betten vollgepfropften Schränke in Empfang nimmt."

Der Doctor seufzte leise, indem er seinem Freunde gratulirte. „Ich wollte wohl," sagte er, „daß der Himmel mir auch solche Tante beschert hätte; aber meinetwegen kann die ganze Welt sterben, und ich erbe keinen Pfennig."

„Dafür," versetzte Forstberg, nicht ohne einigen Spott, „bist Du auch der Sohn Deiner Thaten, Deiner eigenen Tugenden, und hast eine glänzende Praxis, welche keines Vermögens bedarf."

„Spotte immerhin," erwiederte Stern, „dennoch sagst Du die Wahrheit, und diese ist der Stolz meines Lebens. Ich habe es niemals geläugnet, daß meine Eltern ganz mittellose Handwerker sind; daß ich aus der Armenschule durch glückliche Zufälle in eine milde Stiftung kam, aus deren Fond ich studirte und durch Stundengeben und Dissertationenschreiben mir das Geld zur Promotion verschaffte. Nun habe ich nach mancher trüben Zeit mein Brot, und sogar eine Praxis, die hinreicht, Equipage zu halten, ein theures, aber nothwendiges Uebel bei einem Arzte, eine Albernheit, zu welcher uns die flachköpfige Menge zwingt, welche das Vertrauen weit mehr in Pferde und Wagen, als in den Mann setzt."

„Ich weiß recht wohl, wie Du Fuß- und Armendoctor warst," sagte Forstberg lachend, „und bei jedem Bilderladen eine halbe Stunde standest, um nur die Zeit auszufüllen; bis endlich mit einem Male der Geheimerath von Pinzer Dich mitten in der Nacht rufen ließ und seine Empfehlungen Dir eine Reihe von Häusern öffneten."

Stern erröthete leicht und stimmte dann in das Lachen seines Freundes ein. „Ich habe dem würdigen Herrn viel zu danken," sagte er, „aber sieh hin, bin ich etwa besser daran? Ich habe jetzt eine Praxis, die einige tausend Thaler einbringt, aber ich muß Pferde halten, besser wohnen, besser leben, mich in großen Gesellschaften bewegen, und habe so viel mit Anderen zu schaffen, in so viele Launen mich zu schicken, um weiter zu gelangen, daß ich, mit diesen Plackereien beschäftigt und geärgert, wenig mehr an mich selbst denken kann."

„Ein Arzt soll nur für die Menschheit leben," erwiederte Forstberg, „das ist sein Beruf; allein man hat mir gesagt, daß Du Deine Zeit doch nicht ganz so uneigennützig verthust, als Du vorgibst."

„Wie meinst Du das?" fragte Stern verlegen.

„Je nun," erwiederte der Rath gerade heraus, „man sagt, Du seist seit einiger Zeit so nachdenkend, so zerstreut, so sentimental gestimmt, mit einem Worte: verliebt bis über die Ohren und zum Heirathen aufgelegt."

„Wer sagt das?" erwiederte der Doctor.

„Die ganze Welt," rief der Rath. „Warum verstimmt Dich das? Du hast Deine Dreißig auf dem Nacken, warum solltest Du nicht daran denken, Hausvater und Eheherr, Pantoffelheld und Kinderzüchter zu werden."

„Und welche Schönheit bürdet mir denn diese alberne Welt als Königin auf?" sagte Stern.

Forstberg war aufgestanden und ergriff seine Hand. „Nun kommt die ernsthafte Seite des Scherzes," sagte er. „Ich weiß, mein Freund, welche lange und theure Bande Dich an die arme Rosalie knüpfen; ich weiß, daß Du diesem Mädchen vielleicht Alles schuldig bist, was Du geworden. Du hast Jahre lang an ihrer Eltern Tisch gesessen, sie hat Dich aufgerichtet, wenn Dein Muth sank, und Dich getröstet, wenn Du verzagen wolltest. Alles in der Hoffnung einer Zeit, die ihre Liebe belohnen sollte."

„Ich habe ihr nie ein bindendes Versprechen gegeben," sagte Stern rasch.

Forstberg sah ihn durchdringend an. „Ich glaube," sagte er dann, „dessen bedurfte es nicht, bei einem so innigen Verhältniß als das Eurige und bei Deinem Charakter. Ich bin mein Leben lang ein Mensch gewesen, dem das heiße Blut Streiche gespielt hat, ich habe unbesonnener Weise mich zwanzig Mal verliebt, mit dem festen Vorsatze, zu heirathen, und wenigstens sechs Mal dies meinen verschiedenen Geliebten feierlich erklärt. Aber nach vier Wochen wußten wir Beide immer mit positiver Gewißheit, daß nichts daraus werden könnte. Du bist dagegen ein ernster und ordnungsliebender Mensch, ein Mann, dessen Blick mehr gilt, als meine Jugendschwüre, und Deine Liebe kann nicht durch Versprechungen sicherer gemacht werden. Rosalie hat Dir fest vertraut, auch ohne Erklärung, und Niemand setzt vier Jahre lang eine Bekanntschaft fort, ohne ein Ziel zu haben, das Ziel des Besitzes, eine Heirath, die Lösung aller Liebesknoten."

„Man sagt also, daß ich Rosalien heirathen werde?" fragte der Doctor.

„Das sagt man eben nicht," erwiederte der Rath. „Das zärtliche Verhältniß des armen Fußdoctors mit der Tochter eines wenig bemittelten Malers, der den Professortitel führt, ist nicht bekannt genug. Wenige nur erlauben sich, zu bemerken, daß, seit Du seit einem halben Jahre Equipage hast, Du sehr selten bei der Familie erscheinst, die meisten aber schwören darauf, Du habest Deine Augen auf Fräulein Sidonie von Pinzer geworfen und würdest nächstens ihr Ja empfangen!"

„Erfindungen, Lügen!" rief Stern und drehte sich zum Fenster um, dem Freunde sein verlegenes Gesicht zu verbergen.

„Sieh mich an," sprach Forstberg, „Auge in Auge und heraus mit der Sprache. Sidonie ist ein schönes Mädchen, und ich verdenke es Dir nicht, wenn Du etwas für sie empfindest; ich glaube, daß ihr Herz vortrefflich ist, aber sie ist vornehm erzogen, ihr Vater ein wichtiger und einflußvoller, aber kein reicher Mann, und dies Kind ein wenig launenhaft, verzogen im Genuß, und durchaus nicht passend für Deinen einfachen Charakter, für Deine Strenge, Deinen Sinn für Ordnung und Häuslichkeit. Sidonie muß einen reichen Mann haben, einen Mann, der eine Dame will, welche den Honneurs seines Gesellschaftskreises mit bewunderungswürdigem Geschmacke vorsteht. Hier steht dieser Mann, Stern."

„Du!" sagte der Doctor verwirrt.

„Ja, ich!' erwiederte der Finanzrath, „ich bin plötzlich reich geworden, und kann diese Launen, die Verzogenheit des Genusses ertragen. Ich liebe Sidonien, und wenn es wirklich wahr ist, daß die Welt Erfindungen gemacht und Lügen berichtet hat, so bin ich entschlossen, um ihre Hand zu werben."

„Und ist dieser Entschluß," sagte der Doctor ruhig, „auch so schnell gekommen, wie Dein Geld?"

„Mit dem Gelde kam er," rief der Rath. „Arm, wie ich war, hätte ich sie weder bekommen noch genommen, denn wer Sidonien will, muß Geld haben. Aber, wie es jetzt steht, ist sie ein kostbarer Schatz für mich. Geistreich, fröhlich, fein gebildet, und der Papa von Einfluß, das ist eine Partie für mich, die eben so glücklich ausfallen muß, wie Deine Verbindung mit der liebenswürdigen, häuslichen, ernsten Rosalie; die gerade so ihre sichere Verständigkeit zu der Deinen hinzubringt, wie mein leichter Weltsinn zu Sidoniens Flüchtigkeit paßt. — So ist denn Alles abgethan," fuhr er fort und ergriff die Hand seines Freundes, der ernst und stumm vor ihm stand, „und es kommt nur darauf an, das Herz meiner Sidonie zu gewinnen."

„Darin, fürchte ich, kommst Du zu spät," sagte Stern kalt.

„Und wer soll mir zuvorgekommen sein?" fragte Forstberg.

„Ich," sagte der Doctor ruhig.

Der Rath sah ihn erstaunt an. „Also doch," rief er. „Du strafest die Welt Lügen und logst selbst."

„Weil Du mich drängst, hörst Du nun die Wahrheit," versetzte der junge Arzt. „Ich werde das Fräulein von Pinzer heirathen." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Die diesjährigen düsseldorfer und berliner Bilder.]

Noch schließlich ein Wort über die Gemäldeausstellung. Unter den Landschaften der düsseldorfer Künstler behauptet diesmal ein Winterstück in schottischem Charakter von Adolph Lasinski den Preis. Ihm zunächst verdient Scheuren Erwähnung, einer der Wenigen, welche einen originellen, kraftvollen Ton anschlagen; denn der größte Theil klingt zur Ermüdung in erheuchelter Trauer Lessing's Weise nach. Schirmer, jedenfalls in Zeichnung einer der ersten Landschafter Deutschlands, ließ sich in seiner Waldeinsamkeit zur Unnatur im Colorit verleiten. Manches Ansprechende gaben in der Landschaft noch Hilgers, Happel, Pose, Dielmann, Langen, Lange, Ahlert, Koch u. s. w. In Darstellung nordischer Gegenden war Achenbach wiederum ausgezeichnet. Für die Historie traten von Düsseldorfern am bedeutendsten auf: Hübner, Schadow, Deger, Steinbrück, Sohn. — Hiob und seine Freunde, von Hübner, enthält vorzügliche Schönheiten in der Gewandung, Farbe und Charakteristik der Köpfe; doch wird der Composition, wohl nicht ganz mit Unrecht, Mangel an Einheit vorgeworfen. Im Bilde Schadow's, die Tochter der Herodias, ist angenehmer Farbenschmelz, allein wenig Charakter, und der Kopf des Johannes sieht aus, als ob er bereits lange Zeit vom Rumpfe getrennt wäre. Daran ist aber die übergroße Süßigkeit Schuld, die kein Blut sehen lassen will, und lieber den grausenhaften Anblick einer halben Verwesung gibt. Eine Madonna mit dem Christuskinde, von Deger, ist großartig, von hoher Anmuth und demüthiger Weiblichkeit. Sie ist in dem Style van Eyk's, das Christuskind aber minder gelungen in der Vereinigung göttlichen Bewußtseins und kindlicher Naivetät. Die Anbetung der Hirten und Könige, von Steinbrück, ist von durchdachter Composition, ausdrucksvoll und zart; indeß dürften Overbeck'sche Motive nicht unbenutzt geblieben sein. — Sohn, der mit Romeo und Julie (Abschiedsscene) bei den Damen außerordentliches Glück machte, befriedigt den, welcher Shakspeare kennt, mindestens in dem krankhaften, unbedeutenden Romeo nicht. Die Julia ist dagegen schön, und die Ausführung ist meisterhaft, mit der einzigen Ausstellung, daß sich die Beleuchtung nicht rechtfertigen läßt. Wallenstein und Seni, von Hermann Kretschmer, ist nur im Seni bedeutend, doch die Ausführung lobenswerth. Der Künstler, welcher sich gegenwärtig in Rom befindet, hat uns von dorther noch Mehreres zugesendet, indeß nichts Hervortretendes. Eine Judith von Mengelberg, theatralisch in der Composition, zeigt ein schönes, aber noch unklares Talent. Jakob, nachdem er mit dem Engel gerungen, von Zimmermann, läßt, geschmacklos, die verwendete technische Fertigkeit bedauern. Der Täufer und seine Jünger, von Ittenbach, ist gefällig mit Streben nach Ausdruck. Volkhart's verwundeter Tancred hat Verdienstliches, entbehrt indeß einer warmen Belebung. Scenen aus Käthchen von Heilbronn, von Nerenz, waren größtentheils schon früher ausgestellt. Sie zeigen das Aeußerste zierlicher Pracht, und empfangen durch die Portraits düsseldorfer Künstler noch besonderes Interesse; allein es ist Alles mit einem Ueberguß

von Süßigkeit bedacht worden, den wir hinwegwünschten. Auch müssen wir dem Goldschmied und seinem Töchterlein vollkommen darauf wieder begegnen. Ein Bild von Plüddemann, Conradin auf dem Schaffot, war vor der Ausstellung nach Rußland verkauft und abgesendet worden. Walter und Hildegunde, von Lessing, nur skizzirt und auch sonst nicht bedeutend, hätte ich lieber nicht gesehen, da ich Lessing als den ersten deutschen Maler verehre. Christian Köhler gab eine Poesie, in technischer Beziehung sehr schätzenswerth, aber nicht frei von Affectation und viel zu körperlich, so daß sie der Flügel wohl bedurfte. Sie ließ kalt und verdiente nicht das außerordentliche Lob, welches ihr von Einigen zu Theil ward. Für dergleichen Darstellungen ist die Behandlung Köhler's nicht geistig genügend. — Von Hildebrandt sahen wir nur Portraits, das eine, das des Hauptmann van Reutern, Maler in Düsseldorf, vortrefflich; ein zweites, den Meister nicht als solchen repräsentirend. Auch Bendemann gab nur ein, aber meisterhaftes Bildniß. Für das Genre waren die bedeutendsten Leistungen der Düsseldorfer von Schrödter, Hasenclever, Jordan, Sonderland, Wilmms, Jakob Becker. Schrödter hat sich in seinem: Falstaff, die Recruten musternd, theilweise zur Caricatur hinreißen lassen; auch sind die Recruten in ihrer Räumlichkeit viel zu beschränkt; die rechte Hälfte des Bildes, Falstaff mit der Bureaugruppe, athmet jedoch einen reichen Humor und ist trefflich im Tone. Wenig bedeutend ist der Don Quixote dieses Künstlers, auch hart in der Malerei; Münchhausen aber, seine Abenteuer erzählend, eine kleine Farbenskizze, würde, ohne Nachahmung Ramberg's, viel Lob verdienen. Leichter noch und gewandter in der Behandlung der Farben zeigt sich Hasenclever in einer Scene aus der Jobsiade, welche zugleich glücklich aufgefaßt ist. Jordan ermüdet durch helgolandsche Motive; sein Sturmläuten auf Helgoland entsprach nicht den Erwartungen; aber anmuthig war der heimgekehrte Lootse, in dem er sich selbst portraitirte. Sonderland gab ein paar allerliebste kleine Bilder von vorzüglicher Ausführung, Wilmms einen lustigen Doctorschmaus; in poesiereicher Tiefe der Erfindung gab aber Jakob Becker in seinem heimgekehrten Krieger ein Meisterwerk, welchem in gleicher Art kaum ein zweites der Ausstellung an die Seite zu setzen ist. Auch seine ländliche Idylle war ein werthvolles Bild, etwas willkürlich jedoch in der Beleuchtung. Ein Betsaal im Gefängniß, von Heine, beleidigt durch unästhetische Auffassung das Gefühl; der Vorwurf eines Zuchthauses ist wohl kein großer Gewinn für die Malerei! Auch ist der mehlige Ton dieses Bildes nicht glücklich. Ebers fesselte die lachlustige Menge durch eine Revolution in einer kleinen Stadt; doch der Humor ist ein wenig gesucht, es fehlt auch an der nothwendigen Räumlichkeit für die verworrene Menge, und in der Zeichnung von Pferden ist der Künstler sehr unglücklich. Durch Pracht und Ueppigkeit reizt eine Sultanin in ihrem Kiosk, von Schrader; wäre nur mehr Geist in der verschwenderischen Aeußerlichkeit. Aegyptische Mädchen, von Blanc, sind gut gezeichnet, aber echte Berlinerinnen und sehr geziert im Ausdruck. Ich schließe für die Düsseldorfer mit einem schönen Stillleben von Jakob Lehnen. — Für die Historie ist von berliner Künstlern wenig zu erwähnen. Wach gab eine Judith mit dem Kopfe des Holofernes. Das Gesicht der Judith ist von großer Bedeutsamkeit, doch fast zu ideal; auch wird an der Judith nicht mit Unrecht das zu Geputzte getadelt, eben so an der ganzen Composition, daß sie den Charakter des Vorwurfes nicht festhält. Man möchte wünschen, die ganze Figur der Judith ganz allein zu sehen und nicht als Judith. An der Malerei ist viel Verdienstliches. — Huon unter den Hirten Arabiens, von August von Kloeber, hat einen angenehmen Ton, doch sind einige Figuren manierirt; weit bedeutender ist die Ernte dieses Künstlers, ein treffliches Bild, ausgezeichnet in der Stimmung und Lebendigkeit der Handlung, so wie Behaglichkeit der Ruhe ist in durchdachter Composition vereinigt. Hopfgarten läßt sein bedeutendes Talent in Costümbildern untergehen. Tasso's Krönung, gefällig geordnet, verdienstlich in der Gewandung, entbehrt eines großartigen historischen Styls und ist ohne sonderliche Tiefe des Ausdrucks. Die vier Concurrenzbilder der diesjährigen Preisbewerbung in der Malerei, von Cretius, Rosenfelder, Kleine, Bender, haben, namentlich die drei Erstgenannten, obgleich keins vollendet, manches Schöne. Cretius gewann den Preis; außerdem ist von ihm Richard Löwenherz, in Palästina erkrankt, in Farbe und Composition beachtenswerth. Eben so ein Bild Rosenfelder's, das Ablassen Hubert's von der Blendung des Prinzen Arthur, durch schönes Costüm und Streben nach Ausdruck und historischer Auffassung. Auch Esperstedt, Holbein, Cords waren versprechend in ihren Leistungen. — Im Genre erwarb sich ein Bild von Magnus, zwei spielende Kinder, von reizendem Helldunkel und seelenvoller Naivetät, allgemeine Liebe. Mit gehaltvollen Darstellungen, bestimmt in Zeichnung und Farbe, erfreute Däge, eben so Rabe; Kleine gab ein höchst anziehendes Bild, zwei Mädchen in der Sylvesternacht, schön in Beleuchtung und Composition. Mönche und Ritter in einer Schenke Karte spielend, von Schorn, erregten durch lebendige und heitere Charakteristik viel Aufsehen; nur ist eine Ueberfülle an der sonst genialen Schöpfung zu tadeln. Außerdem enthielten reichen Lachstoff, Meyerheim's Currendeschüler, Hosemann's drei Musikanten, ein Bild von Hogart'schem Humor, Rentzell's Visitation an der böhmischen Gränze, Menzel's Familienrath, dem wir nur weniger Manier wünschten. —

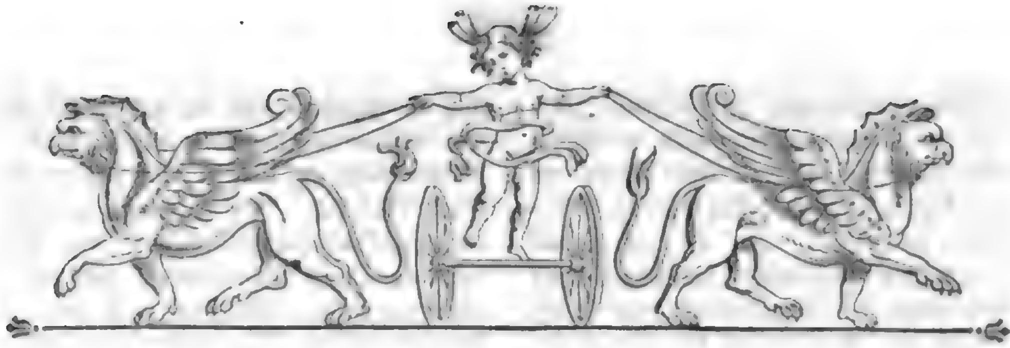
(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Beurmann's Deutschland und die Deutschen.]

Mit dem eben erschienenen fünften Hefte beginnt der zweite Band des rühmlichen Werkes, und mit ihm die monographischen Darstellungen einzelner Theile des deutschen Vaterlandes. Cap. 11—13. enthalten eine Darstellung der mecklenburger Lande, Charakteristik der Natur und Menschenwelt; die Geschichte der Universität Rostock ist von besonderem Interesse. Mit dem 14. Cap. beginnt das Bild, das Beurmann von Pommern, der deutschen Bretagne, entwirft. In all diesen Darstellungen ist eben so viel Scharfsinn als Ruhe der Beobachtung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags. — 243. — den 11. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen an Wien.

(Beschluß).

Wenden wir uns von dieser Region des feinsten Kalkstaubes und der vornehmen Welt auf die andere Seite, an die Ufer der Donau, wo die lachenden Dörfer, Döbling, Heiligenstadt, Nußdorf und Grünzing zwischen Weinhügeln und Obstgärten versteckt liegen. Wohlhabende Familien haben da ihre Sommerwohnung, und ertragen mit Geduld und Fassung die Langeweile des Landlebens. Uebrigens sind sie nicht zu weit von ihrer Heimath entfernt; aus dem Fenster sehen sie ihren traulichen Stephansthurm, sie hören das ewige Rollen der Fiaker, und selbst den Trommelschall von den Exercierplätzen auf dem Glacis. Sonntag aber werden sie von den Städtern besucht, da werden die Dörfer selbst kleine belebte Residenzen; ein leichter Regen hindert die Gäste nicht; wenn der Wiener einmal ausgeht, um lustig zu sein, setzt er auch seinen Willen durch, und im ärgsten Falle winken ihm zahlreiche Gasthäuser, die ohnedies früher oder später das Ziel seiner Wallfahrt sind. Von Grünzing gehen ganze Karavanen, Reiter und Reiterinnen, auf Eseln und Eselinnen, den Kahlenberg hinauf; viele machen den Weg nur, weil das Reiten auf den Rossen Bileam's ergötzlich und bequem ist; die Führer, kleine Buben, müssen hingegen manchen Sonntag zwanzig bis dreißig Mal zu Fuß hinauf und herunter steigen, und die Pfade sind oft sehr steil. Zuweilen bleibt der müde Führer eine weite Strecke zurück, die klugen Thiere aber kennen das Ziel, das Wirthshaus, wo sie mit ihrer Bürde halten. Da oben auf dem Berge nämlich, wenn ich nicht irre, 800 Fuß über der Meeresfläche, findet man noch eine Kirche und — ein Wirthshaus. Nur aus dem Garten des Gasthauses kann man übrigens die herrliche Aussicht genießen; anderswo ist der Berg von allen Seiten mit dickem Walde gesperrt. Rechts sieht man die blauen Bergketten um Baden, selbst der Schneeberg an der Gränze Steiermarks zeigt sein silberstrahlendes Haupt, links zeichnen die ungarischen Berge um Preßburg leichte, blaue, romantische Linien an den Himmel, in die Donau mit ihren drei verschiedenen Armen wirft die Sonne glühende Küsse, und dort, wo sich die Donauarme wieder vereinigen wollen, liegt Wien mit seinem Thurme, wie ein Steinhaufen anzusehen, aus dem ein langer, schwarzer Dorn hervorragt. Unbehinderter ist die Fernsicht auf dem nahen, etwas niedrigeren Leopoldsberge. Da spiegelte sich einst die Burg der Erzherzöge in den Wellen der Donau, aus der Burg ward ein Kloster, und von dem ist wieder nichts, als Kirche und Wirthshaus mit einigem überflüssigen Gemäuer geblieben. In dem weiten Hofe des Gasthauses, der einst der Zwinger und dann vielleicht der Klostergarten gewesen, grasen jetzt Esel und Eselinnen, zuweilen ihr wüstes, unheimliches Geschrei erhebend. Kehrt Ihr aber des Abends nach Wien zurück, so wißt Ihr wohl nicht, wie Euch geschieht, alle die lustigen Dörfer scheinen sich zu drehen und zu walzen, überall Musik und Tanz; alle Wege sind übervoll, es scheint eine Völker-

wanderung nach Wien. Begegnet Ihr einzelnen Gestalten, die singend und lachend einhertaumeln, den Mond ansehen, die Sterne anjodeln und von einer Seite des Weges zur andern krumme Linien beschreiben, so wißt: dies hat der Heurige gethan. Der Heurige ist das jüngste Kind des Bacchus, vorjähriger unausgegohrener Wein. Was dem Russen der Branntwein, dem Polen der Meth, dem Baier das Bier, das ist der Heurige für den gemeinen Wiener; schade, daß er nicht das ganze Jahr zu haben ist. Der Heurige ist eine vierte Macht, eine vierte Gottheit; er allein vermag das Phlegma des Wieners zu stacheln, seine Behaglichkeit in glühenden Rausch, in eine Anwandlung höherer Empfindung zu verwandeln. —

Fern sei es jedoch von Euch, zu denken, daß Wien etwa ausgestorben oder im mindesten weniger belebt sei, weil seine Kinder in Baden, Schönbrunn, in den Dörfern, in der Brühl, im Prater oder der Brigittenau schwärmen. Ach, die Verzweiflung ergreift mich, wenn ich an alle Belustigungsorte denke, an die Redouten, Reunionen, Bälle auf dem Apollosaal, beim Sperl und der Birne u. s. w., und an die vielen Trink-, Tanz- und Eßinstitute über und unter der Erde in Wien, über die ich Rechenschaft ablegen soll. Soll ich mit Euch in die vielen dunstigen Keller hinabsteigen, wo der Teufel zwar auf keinem Fasse reitet, aber drin in der Tonne schläft; dem Volk ist kannibalisch wohl, aber selbst der Fiaker erhebt sich von da unten und sucht einen lustigeren Freudensitz; es ist ihm zu gemein da unter der Erde neben reisenden Handwerkern, böhmischen Arbeitern und armen Holzhauern, die oft nicht einmal echt Wienerisch reden. In der Jägerzeile und den Gassen der Leopoldstadt, auf der Wieden, der Josephstadt, Landstraße u. s. w., überall leuchten und strahlen die Fenster der Gasthäuser von illuminirten Inschriften: Heute ist Harfenspiel, heute ist Gesang, oder heute spielt die Gesellschaft N. N. Ja, in den Wirthshäusern werden die ergötzlichsten Possen und Feenspiele vorgestellt, oft sind es Scenen aus beliebten Leopoldstadtstückchen, zuweilen jedoch von den Schauspielern selbst erfunden. Ein Tisch bildet die Bühne, an manchen Orten sorgt der Wirth dafür, bequeme, breite Bretergerüste anzuschaffen, auf der Bühne befindet sich eine Art Kanzel, vor die der jedesmalige Sänger tritt; auch der Teller zum Geldsammeln liegt da oben, um die Gäste an ihre Pflicht zu mahnen. Meistens wird dem Publicum eine Nationalspeise von der derbsten Sorte vorgesetzt; der Darsteller muß witzig sein und ein festes Gedächtniß haben; denn da gibt es keinen Souffleur, und die Komödie wird oft nach verabredetem Plane und kurz entworfener Scenerie improvisando ausgeführt. Der Wiener lacht am liebsten über eine verfehlte Aussprache seines Dialekts. Da tritt nun ein bärtiger Jude auf, ein stockböhmischer Tanzmeister, ein fluchender Magyar mit ungeheurem Schnurrbart, und ein witziges wiener Stubenmädchen. Der Jude wird natürlich geprellt, vom Ungarn und vom Tanzmeister geprügelt, der Tanzmeister bekommt einen Korb, auch der Schnurrbart wird gefoppt und ausgelacht, zuletzt aber erscheint, ohne daß man weiß, warum, eine Fee mit weißem Schleier und einem symbolischen Fächer in der Hand, und declamirt ein hochdeutsches, pathetisches Gedicht. Ach, sagt dann der Fiaker, der aus dem Keller hieher übersiedelt, ach, ruft er aus, jetzt fahren se in de Poesie eine, dos wird schön. Dann glüht sein weinrothes Antlitz vor Begeisterung, und der weiße eingedrückte Hut steht schief auf seinem seligen Haupte. Eines muß ich noch erwähnen. Jene streifenden Rhapsoden pflegen beim Geklimper der Harfenmädchen vor einem zahlreichen Publicum die ekelhaftesten Lieder zu singen und zu declamiren, Lieder, welche das Zartgefühl eines Fuhrmannes zu beleidigen im Stande sind; sie sind oft witzig, gesalzen, wie die sumpfigen Regionen der Muse Blumauer's, und sie werden auch mit Beifall und Gelächter aufgenommen. Wie aber kommt es, daß eine Polizei, unter deren Aufsicht bekanntlich Musen wie verlorene Kinder stehen, dazu schweigt? Warum ist die wiener Censur so spröde bei Gedichten, die das politische oder sittliche Gewissen des gebildeten Publicums nur im mindesten verletzen könnten? — In diese Wirthshäuser kommen Männer und Weiber mit ihren Kindern; freilich sind sie aus dem gemeineren Volk; aber liegt an der Sittlichkeit dieses Volkes gar nichts? Unwissenheit kann da nicht vorgeschützt werden; eines dieser Harfenmädchen wage nur ein Polenlied anzustimmen, und die tausend Augen und Ohren des Argus werden wach, und die Verführung des Volkes, die Beleidigung der öffentlichen Sittlichkeit wird exemplarisch bestraft.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

„Darfst Du das?“ rief Forstberg. „Kannst Du Dein Gewissen beruhigen?“

„Vollkommen,“ erwiederte Stern. „Ich habe an Rosalien nie das Versprechen der Ehe gegeben; niemals, das schwöre ich! Unsere Liebe war stets eine zarte und

reine Freundschaft, ohne eine Beimischung begehrlicher Leidenschaften. Es ist möglich, daß ich dennoch früher Gedanken hegte, welche auf Heirath gingen, daß Rosalie auch dies glaubte, und unsere lange Freundschaft uns gegenseitig damit vertraut machte. Allein ich bin es mir schuldig, diese Träume nicht zwischen mich und meine Zukunft treten zu lassen. — Sieh," fuhr er mit einem leisen Lächeln fort, „es leiten uns Beide ganz entgegengesetzte Verhältnisse. Wäre ich unabhängig, reich und über die niedern Verhältnisse gestellt, wie Du es durch den Tod Deiner Tante nun bist, ich würde, wenn nicht die Liebe, doch die Dankbarkeit walten lassen, und Rosalien meine Hand reichen. Nun aber bin ich arm und muß mich mit einer Familie verbinden, deren Einfluß mich hebt."

„Also diese Rücksichten bestimmen Dich," sagte Forstberg verächtlich.

„Keineswegs," versetzte der Arzt schnell, „wenigstens gewiß nicht mehr als Dich. Ich liebe Sidonien; allein ich verknüpfe mit dieser Liebe auch die Anforderungen der Vernunft. Ich bin niemals ein Raub der Leidenschaft geworden, meine Lehrjahre des Lebens sind zu schwer gewesen, und nur die Thorheit der Jugend kann verlangen, daß ich Zukunft und Aussichten opfere, um ein Mädchen zu heirathen, welche nichts hat als ein Herz."

„Das Du nicht nöthig zu haben glaubst," sagte Forstberg bitter.

Der Arzt sah nach der Uhr und ergiff den Hut. „Ich muß eilen," sagte er, „Du wirst mich entschuldigen."

„Geh hin," rief der Rath zornig, „heile anderer Leute Schmerzen, Du wirst bald genug vergebens einen Arzt für die Deinen suchen. Aber höre mich an, Stern: Hast Du das Jawort des Geheimeraths?"

„Bis jetzt noch nicht; allein ich glaube keine Fehlbitte zu wagen."

„Und weshalb glaubst Du das?"

„Man will mir wohl, sehr wohl," versetzte der Doctor, „und diesem Wohlwollen verdanke ich nicht allein die Nachsicht, mit welcher die Eltern meine Gefühle für Sidonien betrachten, sondern auch die Gewißheit, daß in wenigen Tagen meine Ernennung zum Medicinalrath erfolgen wird. Seit dieser Woche behandle ich auch den Prinzen Gustav, und es kann nicht fehlen, daß ich zum Leibarzt ernannt werde. Sieh, mein Lieber, das Alles sind die ersten Früchte meiner verständigen Lebensklugheit, und nun sage selbst, soll ich das Alles aufgeben, um, kaum hervorgegangen zu einer Existenz, in den Schlamm zurückzusinken? Ein großer Theil meiner Patienten ist mir nur durch die Empfehlungen des Geheimeraths zugekommen; ein Wort von ihm, und ich habe sie verloren. Ein Arzt muß wichtige Verbindungen suchen, heirathete ich jedoch Rosalien, so wären die meisten der Kreise, in welchen ich mich bewege, mir für immer verschlossen. Es mag Unrecht sein, daß ich diese Bekanntschaft vier Jahre lang fortsetzte; allein kann man verlangen, daß ich einer Unbesonnenheit halber eine Thorheit begehe?"

„Die Welt verzeiht weit eher eine Nichtswürdigkeit," sagte der Rath. „Du hast Recht."

„Es ist ein großes Unglück der Jugend," versetzte der Arzt seufzend, „daß wir zum ersten Male fast immer mit dem unbedachten Herzen lieben, ohne die Vernunft dabei zu befragen. So knüpfen Tausende Verbindungen und heirathen dann entweder mitten in der Täuschung, oder sie kommen zum Bewußtsein und glauben, ihre Verirrungen, koste es was es wolle, doch mit einer Selbstopferung gut machen zu müssen. In beiden Fällen bezahlen sie gewöhnlich die Rechnung mit ihrem Lebensglücke. Diejenigen aber, welche vernünftig genug sind, bei Zeiten das Unglück zu erkennen, und lieber das Gerede der Welt ertragen, als elend sein und machen wollen, werden beschimpft und verdammt. Soll denn der reife Mensch büßen, was der unreife verbrach? Soll das Wort eines jungen sinnlosen Verliebten jede Ueberzeugung vernichten? Ist es nicht zehn Mal menschlich wahrer und größer, selbst einen unvernünftigen Schwur zu brechen, als mit der prahlerischen Eitelkeit, ihn zu halten, alle bessere Einsicht über Bord zu werfen."

Der Rath sah schweigend vor sich hin. „Allerdings," sagte er dann, „der ist ein Narr, der mit vollem Verstande, blos um Wort zu halten, in glühendes Blei springt, und eine unglückliche Ehe ist noch fürchterlicher. Aber es ist ein Unterschied, ob eine Wortbrüchigkeit aus dem Bewußtsein hervorgeht, unglücklich zu werden, weil man in der Raserei der Liebe nur die Schale, nicht den Inhalt, prüfte, oder ob gemeiner Eigennutz, äußere Vortheile, Ehrgeiz und alle die traurigen, hochmüthigen Teufel, welche im Menschen wohnen, die edlen Gefühle ersticken. Mit solchen Sophismen vertheidigt man jede Schlechtigkeit unter der Sonne, und der Mörder selbst kann seine blutigen Hände in Unschuld waschen, und sich, wie Lacenaire, eine Philosophie bilden, nach welcher er im vollen Recht ist."

„Forstberg," sagte der Arzt mit großer Ruhe, „auch die Sprache der vertrautesten Freundschaft hat ihre Gränzen, ich muß Dich bitten, diese nicht zu überschreiten."

„Auch darin hast Du Recht," erwiederte der Rath, und ich will Dich nicht länger erröthen lassen, wenn Du es nicht vor Dir selbst kannst. Du bist also fest entschlossen, um Sidonien anzuhalten?"

„Ganz gewiß," erwiederte der Doctor.

„Nun gut," rief Forstberg bewegt, „so wollen wir sehen, wer die Braut davon trägt."

Er ging rasch hinaus und Stern blieb mit gefurchter Stirn in der Mitte des Zimmers stehen. — „Endlich ist es entschieden," sagte er dann, „Gott weiß es, welcher Kampf es mich gekostet hat. Aber es ist gut so, er weiß es, und bald wird es kein Geheimniß mehr sein. Die Menschen schwatzen, vergessen und trösten sich, und mein Bewußtsein sagt mir: Ich habe Recht!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Genrebilder und Landschaften.]

Nebst dem Genre, welches übrigens mit einer Unmasse werthloser Machwerke überfluthet war, wurde die Landschaft von den berliner Künstlern am reichlichsten bedacht und erfreulich war es, Mannigfaltigkeit und frische eigenthümliche Bildung darin vorzufinden. W. Schirmer, Karl Krüger, Grieben, Völker, Biermann, C. Schulze, lieferten Beachtenswerthes. Einige frühere Bilder des genialen Blechen, der nun schon lange der Kunst gänzlich entrissen ist, ließen den unersetzlichen Verlust eines durch Originalität so hervorragenden Künstlers tief empfinden. — Von Seestücken war nichts bedeutend, Krause, ein sonst technisch sehr ausgebildeter Maler, verunglückte im Colorit seiner „Swinemündung," und Gätke, gewandt und aneignungsfähig, arbeitet zu flüchtig und zu wenig eigenthümlich. Doch war sonst ein gutes Bild von Krause, der Strand von Scheveningen, hervortretend. Ausgezeichnete Leistungen waren im Portrait sichtbar, von Begas, Otto, Wach, Henning u. A. Auch unter den Blumen- und Fruchtstücken war viel Hübsches; noch immer leistet Völker darin sehr Gediegenes. Für das Stillleben gewann aber diesmal Jacob aus Berlin, gegenwärtig in Paris, mit einem kleinen, meisterhaften Bilde den Preis. Von dorther kam uns noch von einem Deutschen, Dietz, ein großes Schlachtstück, der Tod Gustav Adolph's; sehr theatralisch, ungemein hart in der Farbe, aber in der Gesammtauffassung, so wie in Ausführung einzelner Theile verdienstlich. Auch langte in der letzten Zeit ein treffliches Bild von Watelet an, Blick auf Paris von der Colonnade des Louvre. Nur die Luft dürfte ein wenig manierirt erscheinen. Viel Schönes ward uns sonst noch von Auswärts, von deutschen und fremden Künstlern, die ich bunt durcheinander die Reihe passiren lassen will. Gemüthliche Stücke, voll originellen Humors, doch im Colorit nicht genügend, brachte Most in Stettin; Hasenpflug in Halberstadt schöne Architekturstücke, ebenso Hauschild in Dresden, von wo auch ein geistvolles Bildniß Tieck's, von Vogel v. Vogelstein, kam. Von dem genialen Oesterlei in Göttingen zeichnete sich durch herrliche Composition und Tiefe des Ausdrucks eine Tochter Jephtha's aus, die Münchner vertrat nur Heidegger, höchst ehrenvoll mit dem Thor der Agora in Athen. Elsasser, jetzt in Rom, gab einen sicilianischen Urwald in großartiger, prächtiger Natur und fesselnd durch ein reizendes Spiel der Lichter, doch nicht frei von Manier in der Farbe. Maes wiederholte sich in den Portraits seiner Italienerinnen; doch ist die Bedeutsamkeit der Gesichtsbildung anzuerkennen. Das Detail ist leider in den Händen sehr vernachlässigt. Trefflich im Colorit, zeigte sich Pollack in einem italienischen Genrebilde und sehr lieblich war sein römischer Hirtenknabe. Auch unser Landsmann Catel in Rom beschenkte uns erfreulich, meist mit Darstellungen italienischer Natur. Ich beschließe das Gebiet der Malerei mit den Niederländern, von denen Einer, Verboekhoven in Brüssel, eine Schafheerde in Flucht vor einem Gewitter gab, in geistvoller Auffassung, bewunderungswürdiger Ausführung alles in der Art bisher hier Gesehene weit überbietend. Von sehr bedeutender Dimension, ist dieses Bild gleichwohl von äußerster Belebung. Es traf ganz unerwartet erst in den letzten Wochen der Ausstellung ein und nahm bis zum letzten Augenblick das höchste, allgemeinste Interesse in Anspruch. Kaum dürfte ihm ein zweites Bild von allen, die wir in den gefüllten Räumen der Ausstellung erblickten, an die Seite zu setzen sein. Sehr verdienstlich waren auch Thierstücke von van Os, eine Winterlandschaft von Schelfhout und eine Menge Seestücke der vorzüglichen Seemaler, der beiden Schotel's.

Unter den Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien, Zeichnungen bemerkten wir manches Schätzenswerthe von Asmus, Caspar, Eichens, Gubitz, Jentzen, Lange, Mandel, Lüderitz, Otto, Schall, Tempeltey, Wildt, Sonderland, Kloeber u. A. Aus dem Reichthum der Bildwerke hebe ich das Modell einer Victoria von Rauch, für die Walhalla bestimmt, Bildnißbüsten von Tieck und Wichmann; vortreffliche Werke von Drake, Reinhardt, Emil Wolff, Wredow, Möller und Achtermann hervor.

Die Kunstausstellung wird von nun an jährlich eröffnet werden: ich wage nicht vorgreifend zu urtheilen, ob dies vortheilhaft sei. Des Ausgezeichneten war diesmal wenig, des Guten nicht zu viel, des Mittelmäßigen genug und des Schlechten in Fülle — möge das nächste Jahr die Verhältnisse umgestalten!

Notiz.

[Die Reformation in Leipzig.]

Von Dr. Gretschel erschien (Leipzig bei Fest) eine Schrift über die kirchlichen Zustände Leipzigs vor und während der Reformation. Sie erläutert besonders den Zustand der damaligen Klöster und Stifter. Auch finden wir im Anhange die erste Reformationspredigt, die Luther 1539 auf der Pleißenburg hielt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 244. — den 13. December 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

2.

Sidonie saß am Fenster und fütterte den Kanarienvogel in dem glänzenden Bauer, der auf dem zierlichen Nähtisch am Fenster mitten zwischen weiblichem Putz, Büchern und Journalen stand. Das reizende, weiße Morgenkleid und das feine Häubchen auf den blonden Locken erhöhten die schmachtende Schönheit der jungen Dame, die dann und wann einen Blick in den Toilettenspiegel warf und von den langen Wimpern die letzten Spuren des Schlafes entfernte.

Als die Thür sich öffnete, streckte sie dem eintretenden Vater mit freundlichem Gruße die Hand entgegen. Der Geheimerath war ein großer starker Mann mit einem Gesicht voll Bureaukratie und Repräsentation. Ein stolzer Ernst lagerte sich in den Falten des Mundes, und das Bewußtsein seiner Macht und Wichtigkeit, wie die Gewohnheit, Befehle zu ertheilen, sprachen aus dem breiten, kalten Zügen. Diese aber erheiterten sich und schmolzen in dem Ausdruck der Liebe und Nachsicht, als er sein schönes Kind erblickte. Er küßte ihre Stirn und drückte ihren Kopf an seine Brust.

„O, Vater!" rief Sidonie ein wenig empfindlich und machte seine liebkosenden Hände los, „Du zerdrückst mir das neue Häubchen."

„Du bist schon auf, mein Kind?" sagte der Geheimerath; „so früh? es ist kaum zehn vorüber. Wann bist Du denn von dem Balle gekommen?"

„Um zwei Uhr," erwiederte Sidonie. „Ich habe nicht viel getanzt."

„Das ist ein zweites Wunder!" rief der Geheimerath lächelnd. „Sonst höre ich gewöhnlich das entgegengesetzte."

„Es war langweilig, sehr langweilig," sagte Sidonie gähnend, „wenige Tänzer nach meinem Geschmack. Der beste von Allen war der Finanzrath von Forstberg, um den sich Alles drängte, um ihm zu gratuliren. Er hat seine Tante die Oberforstmeisterin beerbt."

„Wo ist denn Deine Mutter?" fragte der Geheimerath.

„Mama schläft wahrscheinlich noch fest," versetzte Sidonie.

„Also Forstberg war Dein Tänzer," sagte der Geheimerath lächelnd, „und der Doctor Stern war nicht dort?"

„Wenige Stunden nur," erwiederte Sidonie. „Er wurde plötzlich abgerufen, der arme Stern; mitten vom Balle zum Krankenbette."

Der Geheimerath wendete in diesem Augenblicke sich der Thür zu, durch welche seine Gemahlin hereintrat; eine stolze, vornehm blickende Dame, die seinen Gruß mit einem verwundernden Lächeln erwiederte.

„Es befremdet Dich, mich hier zu sehen," sagte Herr von Pinzer; „ich komme in Hausangelegenheiten, und es ist gut, daß wir Drei beisammen sind. Vor einer Viertelstunde erhielt ich von Forstberg einen Brief. Nun rathet, was darin steht."

Frau von Pinzer sagte lächelnd: „Es ist eine noble Erscheinung dieser junge Mann, und er hat seit gestern,

Digitized by Google

in den Augen der beau monde eine höhere Bedeutung gewonnen. Auf dem Balle war er voll unerschöpflicher Artigkeit gegen Sidonien und mich, es läßt sich an dies Billet manche Vermuthung knüpfen."

„Und was meinst Du denn, mein Kind?" fragte der Geheimerath. „Ahnest Du nicht, was dieser Brief enthält?"

„Jedenfalls etwas, was mich nicht kümmert," erwiederte sie erröthend.

„Dich am meisten!" rief der Geheimerath lachend, „und ich seh' es in Deinem Gesichte, daß Du den ganzen Inhalt auf ein Haar kennst. Forstberg wirbt um Deine Hand, was sagst Du dazu, Sidonie?"

„Ich sage," versetzte sie rasch, „daß er in diesem Falle sich lieber zuerst an mich, dann an Dich wenden sollte, und Du weißt, lieber Vater —"

„Ich weiß, ich weiß," rief der Geheimerath, „aber dieser Antrag ist ehrenvoll, vortheilhaft, glänzend zu nennen."

„Forstberg ist durch den Tod seiner Tante reich," sagte Frau von Pinzer.

„Stern wird es durch seine Kunst werden," erwiederte Sidonie. „Seine Praxis trägt schon jetzt wenigstens vier tausend Thaler."

„Die Forstberg's sind von sehr gutem Adel," sagte die Mutter mit bittender Stimme.

„Er ist Finanzrath," fügte der Vater hinzu, „jung, von einnehmender Gestalt, ein tüchtiger Arbeiter dabei, und mit meiner Protection kann eine schnelle glänzende Carriere nicht fehlen. Bedenke das wohl, Sidonie, die Frau Präsidentin von Forstberg klingt besser als die Frau Doctor Stern."

„Frau Doctor Stern!" rief Sidonie lachend, „furchtbar, höchst furchtbar und entsetzlich. Aber besser schon die Medicinalräthin Stern und dann die Geheimeräthin von Stern, und so weiter, und so weiter. O, das läßt sich ja Alles auch machen, mein Väterchen."

„Du bist sehr thöricht, mein Kind," sagte Frau von Pinzer. „Forstberg ist eine weit annehmbarere Partie, ein Glück, das Dir unverhofft zufällt."

„Ich will nicht glücklich gemacht sein, sondern glücklich machen," erwiederte Sidonie leidenschaftlich. „Ich liebe Stern, Forstberg ist mir gleichgültig. Stern ist mit seinem ernsten besonnenen Wesen, mit seiner Ruhe, seiner biederen Geradheit, der einzige wahre Mann, den ich kenne. Er hat sich aus niederen Kreisen emporgearbeitet, und das ist größerer Adel, als ein altes Pergament geben kann. Er weiß nichts von der abgeschliffenen Feinheit, er ist kein vorlauter Geck, keiner der gewöhnlichen Höflichkeitsnarren, und das macht ihn mir noch werther. Aber auch die äußern Vortheile sind auf seiner Seite. Was hat ein Minister Gehalt, lieber Vater?"

„Zwölftausend Thaler," sagte der Geheimerath.

„Und was sagtest Du mir vor einigen Tagen; was brachte einigen unserer berühmtesten Aerzte ihre Praxis und so weiter?"

„Es sind mehrere, die vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Tausend einnehmen," versetzte der Geheimerath lächelnd und überlegend.

„Nun," rief Sidonie, „mein Väterchen, was ist leichter: kann Forstberg eher Minister sein oder Stern Geheimerath und geadelt, und eine Einnahme von zwanzig tausend Thalern haben?"

„Du bist mein kleiner Speculativus," rief der Geheimerath lachend und küßte sie; „denn gegen diese Argumente läßt sich wenig einwenden. Stern ist ein ausgezeichneter Arzt; mich hat er vom Tode gerettet, und wohin ich ihn empfohlen habe, hat er Wunder gethan. Medicinalrath muß er in diesen Tagen werden, das Patent ist ausgefertigt, und lange soll es nicht währen, so kommt auch das liebliche Wörtchen: Geheimer! dazu. Daß er Leibarzt des Prinzen wird, ist ausgemacht, und ich müßte lügen, wollte ich nicht glauben, daß er in wenigen Jahren wenigstens so viel Geld einnimmt, als ein Minister Gehalt hat."

„Folglich wird er mein Mann und Forstberg empfängt einen Korb in bester Form," sagte das Fräulein entschlossen. „Und Du, meine theure Mutter, Du willigst ein; Du willst das Glück Deiner Kinder."

„Ich muß wohl," versetzte die Dame und küßte die Tochter, welche schmeichelnd sie umarmt hielt. „Aber ich kann mir nicht einbilden, daß Du glücklich sein wirst, meine geliebte Sidonie. Stern ist gewiß ein vortrefflicher Doctor und ein guter Mensch; doch, seine plebejische Abstammung, die Art sich zu benehmen, die eingeprägten Gewohnheiten, die nüchterne Verständigkeit dieses Mannes, der pedantische Zug seines ganzen Wesens, diese peinliche Ruhe und Kälte darin, Alles ängstigt und beunruhigt mich."

„Die leitende Hand fehlt ihm," rief Sidonie, „laß mich nur sorgen, und Du sollst sehen, wie ich ihn bekehre."

„Und er wäre der erste nicht," rief der Geheimerath fröhlich, „der durch eine junge Frau völlig verwandelt würde. Aber wie weit seit Ihr denn? Haben seine Gefühle denn schon die Schranken der Besorgniß zerbrochen; hat er Dir Geständnisse gemacht?"

„So halb und halb," erwiederte Sidonie. „Aber es

bedarf nur einer kleinen Ermunterung und der Strom bricht aus den Ufern."

Die Mutter wollte etwas erwiedern, als ein Bediente hereintrat und den Doctor Stern meldete.

Ueber Sidoniens schönes Gesicht flog ein glühendes Roth. „Laßt mich allein," sagte sie bittend; „ich habe bis jetzt mit seinen Empfindungen gespielt, Erklärungen ausgewichen, allein ich glaube, der Augenblick ist gekommen." —

Der Geheimerath faßte die Hand seiner Gattin und führte sie lächelnd hinaus. Sidonie setzte sich in eine Ecke des Sophas und stützte den Kopf mit der Hand, als Stern hereintrat.

„Sie finden eine Kranke, bester Doctor," sagte sie und lächelte ihm zu. „Kopfschmerzen, Hitze, entsetzliche Wallungen; ich bin entzückt, daß Sie kommen."

„Gewöhnliche Folgen der Anstrengungen eines Balles," erwiederte Stern mit einem leichten Vorwurfe.

„Schelten Sie nicht," sagte sie, „ich verdiene es nicht, ich habe wenig getanzt."

„Aber im leichten Anzuge haben Sie sich erkältet." Er faßte den Puls und prüfte ihn lange. „Ein wenig Fieber," sagte er dann lächelnd; „Strafe muß sein, Sie dürfen heut das Zimmer nicht verlassen."

„Ich werde mich gehorsam zeigen," versetzte sie. „Aber beim Diner muß ich erscheinen, mein Vater, der mich so eben verließ, kündete es mir an. Doch, seien Sie ruhig, es ist Niemand bei uns, als der Finanzrath von Forstberg, mein Tänzer von gestern. Wissen Sie, daß er ein großes Vermögen geerbt hat? Doch er ist Ihr Freund, und ich sage Ihnen nichts Neues."

Der junge Arzt ließ die Hand der schönen Kranken los und eine tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Diese sichtliche Erschütterung war jedoch nur kurz; er richtete sich empor und sagte ruhig: „Forstberg ist ein so guter, trefflicher Mensch, daß ich ihm das größte Glück wünsche."

„Er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter, voll Witz und Laune," sagte Sidonie, „und ein vortrefflicher Tänzer, das merken Sie sich, Doctor."

„Ich kenne alle meine Sünden," versetzte dieser demüthig, „und in einem Wettkampf des Tanzes bin ich verloren. — Ich bin auch nicht witzig, nicht launig und geistreich," fuhr er fort. „Der liebe Gott hat mir eigentlich nur den Theil gesunden Verstandes gegeben, den ein schlichter Mann, wie ich bin, nöthig hat."

„Und doch hat man mir gesagt, daß Sie auch Verse machen," rief das Fräulein schelmisch lachend.

Eine leichte Röthe färbte seine Stirn. „Welcher Mensch von Gefühl hätte nicht Stunden, in welchen seine Phantasie einen edlen Aufschwung nähme," sagte er; „und der hohe Flug der Gedanken kleidet sich dann in eine Sprache, die, wie Lessing sagt, ganz Sinnlichkeit wird. Bei einem Menschen, wie ich, ist diese Poesie jedoch nur Reflexion, der Ausdruck von Empfindungen, die weit mehr aus dem geschärften Bewußtsein, als aus der begeisterten Seele stammen."

„Und ist diese Seele nicht zu begeistern?" sagte Sidonie.

„Den Grad, welchen sie erreichen kann, hat sie jetzt erreicht," erwiederte Stern, und mit einem sanften Lächeln ergriff er Sidoniens Hand. „Sie, meine Theure, Sie sind der Quell derselben, und in dieser Minute will ich erfahren, ob er traurig versiegen oder lebendiger fortströmen soll."

Ein leiser Druck seiner Hand schien ihn zu ermuthigen, er blickte bewegt zu ihr hin und begegnete ihren freundlichen Augen. — „Soll ich es aussprechen, was mich ergreift," sagte er, „darf ich es? — Forstberg wirbt um Sie, Sidonie, auch ich; diese Gefahr gibt mir Muth, wählen Sie, entscheiden Sie, sprechen Sie ein Wort, ehe ich weiter rede. Ich bin gequält, beängstigt, ein Wesen auf der Schwelle des Glücks oder der bleichen Entsagung."

„Stern," sagte sie und eine Thräne glänzte plötzlich in den heiteren Augen, „Sie tragen einen poetischen, bedeutsamen Namen; warum soll ich nicht glauben, daß ein Zug des Himmels darin liege, daß der freundliche Stern meines Lebens mir darin winke?"

„So bin ich erhört," rief er, „so habe ich mich nicht getäuscht. Sprechen Sie es aus Sidonie, lieben Sie mich, können Sie den einfachen armen Doctor dem reichen Finanzrathe vorziehen?"

Ohne Antwort reichte sie ihm beide Hände. Einen Augenblick sahen sie sich entzückt in die glänzenden Augen, dann sank ihr Kopf an seine Brust, ihre Arme umstrickten sich und die Lippen besiegelten den Bund.

So fand sie der Geheimerath, der leise die Thür öffnete, und seine Gemahlin nach sich zog. — Verwirrt trennten sich die Liebenden bei dem Geräusch, und Stern stammelte einige Worte, die in dem lauten Lachen des Geheimeraths verloren gingen. „Wie, Doctor," rief er, „gehört das auch etwa zu Ihrer Berufspflicht? In den Armen meines einzigen Kindes finde ich den jungen Herrn, hinter dem Rücken der Eltern?"

Stern faßte Sidoniens Hand und führte sie dem Vater entgegen. „Können Sie dieser Fürbitterin wiederstehen?" sagte er. „Ist es ein Fehler, daß mein Herz sich zuerst an die wandte, der es ganz gehören soll?"

„In meine Arme, meine Kinder!“ rief der Geheimerath. „Mein Segen, mein ganzer Segen über Euch!“ In einer seligen Minute schweigen alle die kleinen widerstrebenden Empfindungen, welche die Menschen trennen. Auch die Geheimeräthin vergaß ihre Einwände. Sie schloß den Schwiegersohn herzlich in die Arme, Thränen flossen, aber es waren Thränen, welche das Uebermaß des Glückes weint. Dann wurden die ersten Plane der Zukunft gemacht, das Fest besprochen, welches mit der feierlichen Verlobung sich verbinden sollte, es fielen Worte über die Größe der Ausstattung, über die zukünftige Einrichtung, über die Wohnung in der Nähe der Eltern, und abwechselnd folgten Scenen der Zärtlichkeit und Bekenntnisse der Liebe.

Als der glückliche Bräutigam einige Minuten mit Sidonien allein war, sagte er lächelnd: „Ich habe mich mit meiner Erklärung eigentlich selbst überrascht, ich bewundere meinen Muth, aber, was vorhergehen sollte, muß nun nachkommen. Sie müssen mich ganz kennen lernen, Sidonie, ganz, wie ich bin.“ Er erzählte ihr nun sein Leben und sein Ringen mit den Verhältnissen, nur was Rosalien betraf, verschwieg er und deutete blos an, daß er im Hause des Professor Wolter lange gewohnt und treue Freundschaft gefunden habe.

„Wolter,“ sagte Sidonie lächelnd, „hat auch eine schöne Tochter, von der Sie nichts sagen.“

„Es ist ein liebenswürdiges Mädchen,“ erwiederte Stern; die manchen finstern Kummer von meiner Stirn scheuchte. Sie war meine Freundin und ist es noch. Mehr aber nichts, meine theuere Sidonie, mehr war sie mir nie. – Den Gesprächen der müßigen Leute kann man nicht entgehen, wenn man fast täglich eine Familie besucht, wo eine mannbare Tochter ist, aber Sie werden mir glauben.“

„Fest und mit vollem Vertrauen,“ erwiederte sie. „Ich würde es Forstberg nicht glauben, bei Ihnen aber zweifle ich nicht. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß ich mich nicht täusche. Sie sind, wie Sie sagen, durch eigenes Verdienst gestiegen, dies macht Sie mir unendlich werth; die Ruhe Ihres Gemüths, die Würde Ihres Charakters, o! lieber Stern, Alles zieht mich mit Empfindungen zu Ihnen, die keinem Argwohn Raum gestatten. Sie können keine Gefühle heucheln und wären unvermögend, Ihr Wort zu brechen.“

„Nie, das schwöre ich,“ erwiederte Stern feierlich. „Doch noch eins, meine geliebte Sidonie. Meine Eltern sind arme und schlichte Leute, aber mein kindliches Gefühl wird sie nie verläugnen. Mein Vater, der Tischler und Kleinbürger, der so stolz auf seinen Sohn ist, würde es mir nie verzeihen, wenn er nicht bei unserer Hochzeit wäre. Ich weiß sehr wohl, daß er nicht seiner Bildung nach zu uns paßt, aber die Natur knüpft mich mit heiligen Banden an ihn, und er ist von so bescheidenem Gemüth, daß er gern in die Stille seiner kleinen Stadt zurückkehren und keinerlei Anstand erregen wird. Es ist unbedeutend, es ist vielleicht unpassend, daß ich in diesem Augenblick von ihm und seinem Erscheinen rede; aber ich wünschte so gern, daß ich Gewißheit habe, meine schöne Braut stehe über den armseligen Vorurtheilen so vieler, sonst vortrefflicher Menschen, welche die innere Eitelkeit nicht überwinden können und sich der armen Verwandten schämen.“ (D. F. f.)

Notizen.

[Franzilla Piris. Brieflich aus Florenz.]

Franzilla Piris hat mit großem Beifall auf dem Theater alla Pergola gesungen, wo sie während der Stagione, bis zum 30. Nov., engagirt war, unter anderm in der neuen Oper von Ferdinand Ricci: „la Prigione di Edimburgo,“ welche am 11. v. M. in Scene ging. Sie wurde allein und mit den übrigen Mitwirkenden achtmal gerufen, ebenso der Componist. Nach italienischem Maßstab ist die Oper sehr brav und enthält schöne Effecte, unter anderm ein Adagio im zweiten Finale nebst stretta, ein Chor von Contrabandisten wurde jeden Abend wiederholt, für die große Scene im ersten Finale erntete Fräul. Piris stürmischen Beifall. Mit ihr singen Madem. Devancourt, Sign. Morini und der Buffo Scheggi. Die Ungher ist am Theater Alfieri engagirt; und außer diesen beiden Theatern gibt es noch zwei andere Opern; so stark ist hier die musikalische Wuth. Am 17. Nov. war großes Concert bei Hofe und die Ungher sang einige Kleinigkeiten von Rossini, die Piris mit ihr ein Duett und allein den Bolero von Dessauer, den Rataplan der Malibran. Auch Lißt spielte bei Hofe. Er entzückte, ja verblüffte durch seine Variationen über das Puritaner-Duett. Das Concert, das er gab, war glänzend. Er wird nach Rom gehen.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Zu Anfang des nächsten Jahres wird in Leipzig das übliche Concert zum Besten der Mitglieder des Orchesters Statt finden und wir werden zum ersten Male Mendelssohn-Bartholdy's neue Symphonie hören. Es ist dies die dritte, die er geschrieben. Die erste gehört seiner frühern Entwickelung, vielleicht der ersten Jugend, an. Die zweite schrieb er in England; sie ist noch Eigenthum der philharmonischen Gesellschaft in London und wurde nicht in weiteren Kreisen publicirt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 245. — den 14. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Ein leichter Schauer überflog Sidonien; der Tischlervater trat in seiner ganzen Gräßlichkeit vor sie hin, und sie dachte sich ihre stolze Mutter dazu und den Kreis vornehmer Verwandten und Freunde. Es war der erste bittre Tropfen in dem Kelch der Freude, aber sie trank ihn herzhaft und lächelte dem Geliebten zu. Es war ein Tag, der vorübergehen mußte, ein Besuch, der so bald nicht wiederkehrte, und ihr Gefühl der Verehrung für den Mann ihrer Wahl, der so zärtlich selbst im ersten Rausche der Liebe des armen Vaters gedachte, mußte sich steigern.

„Gewiß," sagte sie; „der Vater soll mir herzlich willkommen sein und alle Ehrfurcht und Liebe finden, die er erwarten darf."

Die Eltern traten wieder herein und die Geheimräthin machte dem Doctor den Vorschlag, seinen Wagen nach Haus fahren zu lassen und zum Mittag bei ihnen zu bleiben.

„Heut' mögen die Kranken ein wenig Geduld haben, lieber Stern," flüsterte Sidonie und unterstützte die Bitte der Mutter mit einem zärtlichen Lächeln. „Bleiben Sie bei uns, bei mir, ich habe noch gar vieles mit Ihnen zu sprechen."

Der Bräutigam küßte ihre Hand, aber er stand auf und griff nach dem Hute. „Ein Arzt," sagte er, „ist ein Soldat, der seinen Posten fest behaupten muß, im Kampf mit dem größten Feinde des Lebens, und den theuersten Neigungen nicht folgen darf, wenn die Pflicht ihn ruft. So muß ich denn auch jetzt scheiden, und in Krieg ziehen, aber so bald ich nur kann, kehre ich zurück und will Alles hören, recht lange, bis Sie mich forttreiben."

Er ging, und mit einem spöttischen Lächeln sagte die Geheimräthin: „Da hast Du den Vorgeschmack Deiner Zukunft; einen Mann, der keine Minute sich selbst und am wenigsten Dir gehören wird."

„Wie edel ist er, wie fest und charaktervoll," rief Sidonie mit blitzenden Augen. „Wie stolz macht er mich und wie recht hat er, unsere Bitten nicht zu beachten."

„Vollkommen Recht," sagte der Geheimerath. „Wenn plötzlich alle Doctoren heirathen und bei den Bräuten sitzen wollten, was sollte da aus der leidenden Menschheit werden? Aber ich wette, der größte Theil würde gesund, denn die meisten sind krank der Aerzte halber."

3.

An einem der folgenden Abende schlich Stern, dicht in den Mantel gewickelt, eine Straße hinab, die ziemlich entfernt von dem glänzenden Theile der Stadt lag. Vor einem großen Hause blieb er stehen und starrte nach dem zweiten Stockwerke hinauf. Die Fenster waren dunkel, aber doch öffnete er die Thür und stieg leise die Treppe hinauf. Horchend blieb er dann auf dem Gange stehen. Die Töne eines Instrumentes hallten aus dem nächsten Gemache. Schwermüthige, weiche Accorde, von schnellen Läufen unterbrochen, wilde, regellose Phantasieen, in welchen ein Chaos widerstreitender Gedanken und Empfindungen zu kämpfen schien. Als die Hände, welche diese

Töne zauberten, eine Pause machten, schien der Arzt einen Entschluß zu fassen. Er klopfte an die Thür und öffnete sie mit fester Hand. Das große dunkle Zimmer war von einem schwachen Lichtschimmer erhellt, der von der Straße hereinfiel, die goldnen Rähme einer Menge von Gemälden, welche die Wände bedeckten, blitzten in dem Dämmerscheine, und im Hintergrunde erhob sich vom Klavier eine schlanke, weiße Gestalt.

„Wer ist da?“ fragte sie mit klarer, wohlklingender Stimme.

„Ich bin es, Rosalie,“ erwiederte Stern und trat näher zu ihr.

„Du, Gustav,“ sagte sie und ihr Ton zitterte unwillkürlich vor Freude, Erstaunen und einer tiefen Wehmuth. „Ich freue mich, Dich wiederzusehen. Nimm hier Deinen Platz auf dem Sopha ein, mein Vater ist nicht zu Haus, wir werden die Unterhaltung allein führen.“

„Ich habe diese Zeit gewählt,“ sagte Stern, „weil ich wußte Dich allein zu finden. Was ich Dir zu sagen habe, meine Freundin, bedarf keines Zeugen. Willst Du uns Licht anzünden?“

„Was Du sagen wirst, Gustav, bedarf des Lichtes nicht,“ erwiederte Rosalie mit gewaltsamer Ruhe. „Sprich es aus, ich höre.“

„So höre denn, ich heirathe.“

„Man hat es mir gesagt,“ versetzte sie, „das Fräulein von Pinzer. Aber bis diesen Augenblick ward es mir schwer zu glauben.“

„Zweifle nicht daran,“ sagte Stern ruhig, „es ist so, aber leid thut es mir, daß eine fremde Hand mir zuvorgekommen ist. Vier Jahre sind es, Rosalie, daß ich Dich kenne und verehre. Ich spreche nicht weiter von jener Vergangenheit, sie liegt hinter mir, abgeschlossen, kalt und vergessen, und gleichgültig muß es mir sein, ich darf nicht fragen, war es ein Paradies oder eine Wüste. Ich muß die Erinnerungen selbst aus meiner Brust reißen, denn sie könnten mich tödten. Begreifst Du das?“

„Ich verstehe Dich,“ sagte Rosalie, „und Du hast Recht. Du kannst viel, Gustav, Du bist ein Mann im vollen Sinn des Worts, aber Gott selbst kann, was geschehen, nicht bis auf die Erinnerung vernichten.“

„Ich werde es und muß es, Rosalie;“ erwiederte er kalt, „denn wenn ich nicht hoffte, daß es möglich wäre, möglich sein müßte, ich würde niemals thun können, was ich will. — Wir müssen scheiden, meine theuere Freundin, uns fremd sein für immer. Dein Bild muß untergehen in mir, kein Gedanke daran, selbst dieser schwermüthige Augenblick, darf nicht zurückbleiben. Ich habe gewählt zwischen Liebe und Ehrgeiz und dieser soll mich leiten. Erinnerst Du Dich, Rosalie, daß wir oft darüber sprachen, was dem Manne das höchste Ziel sein müsse. Die höchste Entwickelung seiner Kräfte, der größte Kreis zur Entfaltung seines Talentes, die Erreichung der glänzendsten Stufe des Ruhmes.“

„Und die Ehre, das heiligste Panier des Lebens,“ sagte das junge Mädchen.

„Die Ehre vor Allem,“ erwiederte Stern; „die Macht, Großes und Gutes zu thun und zu vollbringen. Das Alles, meine theuere Rosalie, liegt vor mir. Meine Verbindung mit dem Fräulein von Pinzer öffnet mir Wege, welche ich sonst niemals betreten könnte. Heute habe ich das Patent als Medicinalrath empfangen und ich werde höher steigen. Du bist zu einsichtsvoll, meine Freundin, als daß ich nöthig hätte, mich weiter zu erklären. Wärst Du ein gewöhnliches Mädchen, ich würde andere Richtungen einschlagen müssen, um Dich zu überzeugen. Vielleicht wäre es dann nöthig, zu Täuschungen meine Zuflucht zu nehmen, oder wenn ich das nicht könnte, meine Zukunft aufzugeben, um die Thränen der Verzweiflung zu trocknen. Ich kenne Dich besser, Rosalie; Du trägst ein hochgeartetes Herz, einen stolzen Sinn. Hier bin ich. Ich sage Dir offen, daß unsere Verbindung zerrissen werden muß, weil ich Rang und Stellung in der Gesellschaft will. Nenne das Eitelkeit, nenne es Hochmuth, ich entgegne darauf, ein Mann soll nicht, von schönen Träumen beherrscht, die Wahrheit von sich stoßen und seine Ansprüche auf die Welt einem bloßen Gefühle seines Herzens opfern. Ich weiß es, Rosalie, ich würde an Deiner Seite glücklich sein; glücklicher als Hausvater, als Gatte, wie ich es jemals hoffen darf. Aber in der Tiefe meiner Seele würde ein wüthender Schmerz nagen, ein Wurm, der mich ruhlos peinigte. Die Natur hat Stolz und Ehrgeiz in meine Brust gelegt; die Welt zeigt tausend Beispiele, wie Dummköpfe steigen, und glänzende Talente verkümmern, aber diese Dummköpfe sind Weise, weil sie die Umstände zu benutzen verstehen, jene Weisen Thoren, denn mit ihrem Elende bezahlen sie ihre heißblütigen Empfindungen. Du siehst, Rosalie, welche Richtung meine kalte Verständigkeit nimmt. Ich opfere ihr die schönsten Träume meines Lebens, und die heißesten Gedanken meines Herzens, denn ich habe Dich geliebt, Rosalie, und ich liebe Dich noch.“

„Halt!“ sagte sie, „vertheidige Dich, wenn Du willst, aber denke in diesem Augenblicke an keine Lüge. Du hast mich nicht geliebt, Gustav, Du täuschest Dich selbst; denn Du berechnetest stets das, was Du Liebe nennst.“

„Erst jetzt berechne ich," versetzte er, „und in langen dunklen Nächten, wo ich einsam und schlaflos lag, zog ich den Kalkul, dessen Hieroglyphen endlich zu sicheren Zahlen wurden. Als ich zuerst das grausame Facit betrachtete, war meine Stirn kalt vor Schweiß, meine Augen, die selten weinen, naß, und mein Herz von einer ungeheuren Last gedrückt. Ich sollte Dich aufgeben, und glaubte es nicht zu können. Aber in der Ferne sah ich den Tempel unseres Glückes brennen, ich sah mich selbst ein Raub meiner Träume, und ich sah Dich Rosalie, Dich, die ich glücklich machen wollte, unter der Last des Kummers erliegen. Von diesem Augenblick an war ich entschieden. Ich begann Dich zu meiden, Dich vorzubereiten, ich fühlte, daß mit dem Wachsen des äußeren Glücks mein inneres aufhören müsse, daß meine Ansprüche an die Welt mir werther seien, als meine Liebe, und wenn ich schwach genug wäre, diese Wahrheit zu verkennen, beide unglücklich sein würden. Das ist mein Bekenntniß, Rosalie; und glaubst Du, daß es wahrhaft ist? Zweifelst Du jedoch daran, kannst Du noch denken, daß ich mich täusche, hast Du einen Vorwurf für mich, so laß uns vergessen, was ich sagte, und sehen, ob wir gemeinsam glücklich werden können."

„Das erst war das rechte Wort unserer Trennung," sagte Rosalie sanft. „Nein, Gustav, ich habe keinen Vorwurf für Dich. Ich bin keine Marie und Du kein Clavigo. Meine Brust ist stark und ich bin zu stolz, den Mann zu mir zurückzuwünschen, dessen Einsicht ich verehre und der durch Nachdenken dahingekommen ist, Unglück in unserer Verbindung vorauszusehen. Du hast mich geliebt, Gustav, und diese Liebe war ein Wohlwollen, eine Regung Deines Gemüthes, die von der Reflexion des Verstandes überragt wird. Gut denn, suche dies Bild zu verlöschen; ich aber habe Dich geliebt, mit der vollen Kraft meines Herzens; es war keine heiße Leidenschaft; es war eine Verbindung aller edelsten und reinsten Empfindungen, die niemals von mir lassen werden. — Ich verehrte Dich, Gustav, und diese Verehrung will ich mir bewahren. Du machst ein schweres Experiment mit Dir selbst und traust Dir zu viel kalte, nichtsachtende Verständigkeit, zu wenig Herz und Gemüth zu. Ich könnte Vieles sagen, aber es würde ungehört verhallen, oder doch nur Deine Brust schwerer machen. Darum, mein Freund, geh schnell, sprich nichts mehr, Du hast Recht. Verfolge die Wege des Ruhms und der Ehre; wenn Dein Name unter den ersten prangt, so glaube, daß ich Thränen der Freude weine, glaube, daß meine heißen Wünsche Dich begleiten, und nun fort zum Glücke! Lebe Du wohl, werde ganz glücklich, Gustav."

Eine edle Ruhe und Ergebung lag in ihren Worten, kaum deutete ein Zittern ihrer Stimme auf die Heftigkeit der Empfindungen. Stern wollte etwas erwiedern, aber nur ein tiefer Seufzer durchhallte das dunkle Zimmer. Er küßte ihre Hand, zwei, drei Mal, dann preßte er sie mit Heftigkeit an seine Brust, und ging schnell, ohne Laut, ohne Abschiedswort.

Als er die Thür geschlossen hatte, stand Rosalie bewegungslos. Langsam strich sie die dunklen Locken von der Stirn, und als sie seine Schritte nicht mehr hörte, ging sie leise an das Fenster, öffnete es und schaute der forteilenden Gestalt nach, bis diese in der Dunkelheit verschwand. Dann zündete sie Licht an und trat damit an den kleinen Büchervorrath, der zwischen zierlichen Bretchen und bunten Seidenthüren an der Wand aufgehängt war. Sie nahm ein Buch heraus, es war Shakspeare's Heinrich der Vierte. Sie las die rührende und erhabene Scene, in welcher Katharina Percy ihren Gatten betrauert, und zuweilen verdunkelte sich das große Auge auf einen Augenblick, bis sie, über die Schwäche ihrer Seele lächelnd, der sie sich gewaltsam entziehen wollte, von neuem laut zu lesen begann.

So fand sie ihr Vater, der nach einer geraumen Weile hereintrat. Rosalie stand auf, ging ihm freudig entgegen und nahm, wie sie es zu thun pflegte, Hut und Mantel des alten Professors in Empfang. Dann legte sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn mit einer Innigkeit, die den Greis zu befremden schien.

„Ei," sagte er, „Du drückst mich ja an Dein Herz, wie einen jungen Geliebten."

„Du bist mein alter Geliebter," versetzte sie schmeichelnd, „der treueste und zärtlichste, den ich habe; und ich werde Deine Braut bleiben, bis zum Tode."

„Da sei Gott für!" rief der alte Mann. „Solch ein junges, lebenswarmes Blut muß einen jungen Bräutigam haben, und der alte Vater kann den nicht ersetzen. Aber, Schelm, Du versteckst unter dieser Freundlichkeit etwas ganz Anderes. Nein, verstelle Dich nur nicht länger, ich weiß Alles; ich habe auch meine Quellen, meinen kleinen Finger, der mir prophezeiht."

„So laß mich sehen, ob er wirklich wahrsagen kann," erwiederte Rosalie trübselig lächelnd.

„Nun gerade heraus," erwiederte der Professor. „Ich sprach den Finanzrath von Forstberg, und er fragte mich, ob Stern schon hier gewesen sei? Er ist Medicinalrath und Leibarzt geworden. Ich war gerade recht verstimmt,

wegen Nachrichten, die uns unangenehm berühren, aber das war ein Balsam des Himmels, denn nun müssen ja meine liebsten Wünsche in Erfüllung gehen. Medicinalräthin!" rief er lachend und umarmte die Tochter, „war denn Dein Medicinalrath wirklich nicht hier?"

„Er war hier, lieber Vater," versetzte Rosalie.

„Nun, und Alles ist abgemacht," rief der Professor voller Freude.

„Abgemacht für immer," sagte Rosalie mit ernster Ruhe. „Ich werde Stern nie wiedersehen."

„Wie? was soll das heißen?" fragte der alte Mann erregt.

„Stern heirathet, lieber Vater, doch nicht mich, er heirathet das Fräulein von Pinzer, die Tochter des Geheimeraths."

Der Professor richtete sich zornig empor. „Wenn das wahr ist," sagte er mit großer Heftigkeit, „so ist es ein nichtswürdiger Schurkenstreich. Vier Jahre lang hätte er Dich getäuscht, um vier kostbare, unersetzliche Jahre Dein Leben betrogen, und mich um meine liebsten Hoffnungen bestohlen?! Ich kann es nicht denken, es ist unglaublich, es ist nicht wahr."

„Es ist wahr, lieber Vater. Stern ist arm, der Geheimerath sein Wohlthäter. Durch die Fürsprache dieses mächtigen Mannes wurde er bekannt und erhielt seine neuen Titel. Nur durch eine solche Verbindung kann er zu der Höhe steigen, welche seine Talente verdienen; er mußte so handeln, wenn er eine glänzende Laufbahn im Leben machen will."

„Gib mir Hut und Mantel, mein Kind," sagte der Professor und ging nach der Thür.

„Halt, Vater," erwiederte Rosalie. „Was willst Du thun?"

„Mit dem Geheimerath sprechen," rief der zornige Greis, „die Schlechtigkeit dieses saubern Schwiegersohnes aufdecken."

„Das wirst Du nicht," erwiederte Rosalie ruhig, „wenn ich Dir sage, daß ich selbst seinen Heirathsantrag verwarf. Vor einer Stunde, an dieser Stelle bot er mir seine Hand, und nur an mir lag es, sie anzunehmen. Ich schlug sie aus, und was Du jetzt thust, kann mich allein bloßstellen. Stern ist ganz schuldlos, ich mochte ihn nicht."

Der Professor sah sie mit einem finstern klagenden Blicke an. „So bricht denn das Unglück von allen Seiten auf mich herein," sagte er seufzend und setzte sich in eine Ecke des Sophas. Rosalie lehnte sich über ihn hin und betrachtete kummervoll sein weißes ehrwürdiges Haar, und den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in den greisen Zügen.

„Welche Sorge drückt Dich so sehr?" fragte sie leise.

Der Professor zog ein Papier aus der Brusttasche seines Kleides und reichte es ihr schweigend hin.

Sie blickte hinein und der Ausdruck des Schreckens und Erstaunens verwandelte sich bald in eine rührende Freudigkeit. „Du bist pensionirt," sagte sie, „und ich empfinde ganz den Kummer und die Einschränkungen, welche uns dies Ereigniß bringen wird. Aber Du bist oft kränklich, lieber Vater, und wirst nun größere Ruhe genießen können. Deine Pensionirung ist ehrenvoll, anerkennend, und was Dir bleibt, schützt Dich vor Mangel. Ich habe ja auch etwas gelernt, und es ist Zeit, daß ich das nützlich beweise. Ich kann Lehrstunden ertheilen, ich zeichne und male, wie Du selbst sagst, nicht ohne Talent; meine musikalischen Kenntnisse, meine Fertigkeit in einigen Sprachen können auch helfen, und so sehe ich getröstet in die Zukunft, die mir nicht so schrecklich erscheint."

„Besser hättest Du gethan," rief der Professor, „wenn Du Stern's Hand nicht zurückgestoßen hättest. Du liebtest ihn, was konnte Dich dazu bewogen haben, Rosalie? Du bist dreiundzwanzig Jahre, mein Kind, o, glaube mir, nicht meine Zukunft erscheint mir schwer. Ich bin ein alter Mann, der kurze Schritte nur bis zur Vergessenheit hat, aber ich lasse Dich zurück, ohne Vermögen, ohne Aussichten, allein in der Welt, und das betrübt mich, das beugt mich nieder." (D. F. f.)

Notizen.

[Die leipziger Euterpe.]

Dieser musikalische Verein hat sich neu organisirt und eröffnete seine Leistungen am 10. d. mit einem Concert zum Besten der Armen in dem größern Saale der Buchhändlerbörse, der auch zu den Gemäldeausstellungen verwendet wird. Hr. Verhulst, aus Holland, schon seit längerer Zeit in Leipzig, ist für die Direction gewonnen; er gab an gedachtem Abend seine Ouverture zu einem holländischen Drama: „Gysbrecht van Amstel." Sie ist ein früheres Werk des Componisten, von dem wir nächstens eine Symphonie zu erwarten haben.

[Clara Novello. Brieflich aus Berlin.]

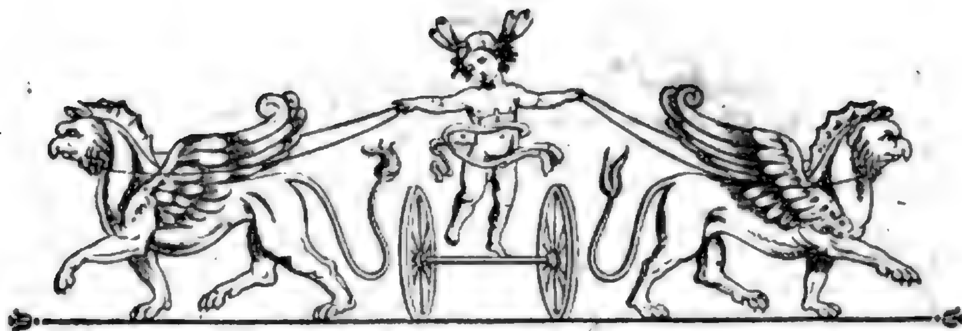
Miß Clara Novello ist nach Petersburg abgereist. Sie wurde schließlich in Berlin sehr reichlich vom Hofe beschenkt, unter andern flossen aus der königlichen Schatulle 300 Ducaten zum Abschied.

Erklärung.

Ich erkläre hiermit die in Nr. 336. des Conversationsblattes gemachten Zugeständnisse für Null und Nichtig.

Frankfurt am Main. A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 246. — den 15. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

„Ich stehe nicht so allein da, als Du glaubst," erwiederte Rosalie zärtlich. „Ich habe die Welt nicht nöthig, lieber Vater. Sperre mich in eine Nußschale und ich kann darin leben und glücklich sein. Dringe nicht weiter in mich, Dir den Grund meiner Entschlüsse zu offenbaren; die Wahl eines Lebensgefährten gehört mir allein, und ich weiß es bestimmt, ich mußte Stern entsagen, denn er wäre sicher sehr unglücklich geworden. Laß ihn seinen Weg gehen und gehen wir den unsrigen. Ich will ihn Dir ebnen durch meine Liebe, Du sollst mein Schatz, mein theuerstes Kleinod sein. Ich habe ja nur Dich allein, und Du wirst mich nicht verstoßen."

Die Rührung schloß ihren Mund. Der alte Vater hielt sie fest in seinen Armen und seine Thränen flossen lange auf ihre schöne, weiße Stirn. — Es verging eine Zeit, ehe Rosalie Festigkeit genug gewonnen hatte, um mit der Energie ihres Willens und der Macht, welche sie auf den Vater übte, diesem zu erklären, daß ihr Verhältniß zu Stern ganz und für immer abgethan sein müsse.

„Laß uns nicht grübeln über Etwas, das unserer Zukunft nicht mehr gehört," sagte sie. „Stern wird mir immer theuer sein, und mit dem Stolze einer Schwester werde ich es hören, wenn sein Name gepriesen wird. Doch zwischen unseren Herzen muß das ganze Weltmeer liegen, und kein Schiff führt mich durch diese Wellen."

Sie sprach nun schnell und heiter von den Veränderungen, welche in dem kleinen Hausstande vorgenommen werden mußten, um den Ausfall am Einkommen zu decken. Ihre Rathschläge waren einsichtsvoll, und der Professor verstand ihre Absicht vollkommen, nicht weiter von dem Undankbaren zu sprechen, dessen Gedächtniß sie mit Anstrengung zu entfernen strebte. Rosalie schien sich in den Gefühlen der Zukunft erwärmen zu wollen. Sie malte sich diese mit tausend kleinen Freuden aus, und beschrieb das Glück ihres Fleißes und ihrer Sorgen so freundlich, daß der Professor zuletzt überzeugt war, seine Pensionirung sei eigentlich ein Glück, und das vortreffliche Herz seines Kindes ein größerer Schatz, als alle Akademien der Welt ihm geben könnten.

Rosalie besorgte dann das kleine Mahl, und holte aus einer tiefen Ecke im Keller das letzte versteckte Fläschchen Wein. Als sie dies und die Gläser dazu auf den Tisch setzte, sah sie der Vater erstaunt an. „Wie, mein Kind," sagte er, „Du gibst uns Wein, wo wir eigentlich Thränen trinken sollten? Ist es doch, als wolltest Du einen Hochzeitstag aus den Stunden machen, in denen wir vereint weit mehr Schmerzliches erfuhren, als im ganzen Jahre."

„Wir trinken auf die Erinnerung, Vater," sagte Rosalie; „Freude wird Leid, Leid wird Freude werden. Mein Herz ist so groß und weit; ich fühle mich erhaben und glücklich. Das Weh in meiner Brust ist verklungen und zittert nur, wie ein wehmüthiges Lied darin; aber ich fühle eine göttliche Kraft der Ruhe, ein Glück

des Schmerzes, lieber Vater, einen Durst nach dem Schicksale der Zukunft, den Muth des Lebens, den Stolz einer ungebeugten Seele. Das ist kein böser Tag, lieber Vater; er hat auch seinen Segen und seine Freude mit sich geführt. Ich habe mich selbst besser verstehen lernen und einen tiefen Blick in mein Wesen gethan. Ich begreife jetzt, daß ich zu den starken Bäumen gehöre, die nicht leicht im Sturme zerbrechen, und wenn sie brechen, wenn sie fallen müssen, ein Erdbeben dazu gehört, eine Weltzertrümmerung, der selbst die Götter nicht widerstehen können."

Sie sagte das mit einer Stimme, aus welcher die innere Begeisterung redete. Der Professor verstand sie nicht; er schüttelte nur leicht den Kopf und lächelte ihr ungläubig zu.

„Das ist ein armes Leben, lieber Vater," sagte Rosalie heiter, „wenn wir mit demüthigem Zagen stets über das Morgen seufzen sollen. Laß es kommen, es soll uns wach finden. Mein Gott! was soll dies erbärmliche Schicksal, welches die Menschen so sehr fürchten, uns denn thun? Es kann uns in eine ärmliche Hütte werfen, es kann uns schwarzes Brot statt gute Speise reichen, und vor dieser Verletzung des Hochmuths, dieser Gefangenkost des Magens zittern die Meisten. Aber wir haben Glieder und Verstand, um gegen diesen Feind zu streiten."

„Aber wenn wir erkranken," sagte der Professor leise.

„Wer ehrlich streitet, zittert nicht," erwiederte sie. „Die Kraft des Widerstandes strömt aus dem Herzen, wenn das Bewußtsein des Rechts und der Unschuld uns erfüllt. Die wahre Würde des Menschen besteht in seiner eigenen Besiegung; ist das vollbracht, so fürchtet man das äußere Geschick nicht mehr, denn es beugt sich vor unserm Willen. Darum laß uns heiter sein, lieber Vater, wir feiern ein Liebesmahl, ein Fest der Hoffnungen, und Du sollst sehen, wie reich und glücklich wir sein werden."

Der Vater schloß sie entzückt in seine Arme. „Wer Dich besitzt, mein Kind!" rief er, „der ist weder arm noch unglücklich; und nun erst fühle ich, wie wahr Du sagst: Wir werden glücklich sein in der Zufriedenheit mit unserm Loose, und nur an uns wird es liegen, an unserm Wollen."

Sie sprachen lange noch bis spät in die Nacht hinein. Endlich trennten sie sich und Rosalie trat in das kleine Schlafgemach. Die Bäume des Gartens pochten mit den laublosen Zweigen an die Fenster, und die Stimmen der Nacht und des Windes flüsterten leise und hohl um den stillen Raum. Der Himmel hing klar und kalt darüber, das feine Mondlicht rieselte hellglänzend quer über den Teppich, und die Schattenstreifen der Wände und Geräthe zogen scharfe dunkle Linien darin. — Rosalie löschte das Licht, um das sanfte und geheimnißvolle Spiel dieser magischen Beleuchtung nicht zu stören, welche so wohlthuend und sinnig auf ihr bewegtes Gemüth wirkte. Sie setzte sich auf das Bett im Schatten und trat mit dem Fuße in die Linie, welche das Licht daran hinzog. — Träumerisch durchlief sie ihr ganzes Leben, ihre Hoffnungen, ihr Streben und ihr Lieben, und in dem Schatten zogen Gestalten auf und Bilder, die hastig an ihrer Seele hinjagten, und welche sie mit Seufzern, Winken, Lächeln und Thränen verfolgte, bis sie grau und luftig verschwanden. Während dessen rollten Erde und Mond am Firmamente weiter, und die hellen Strahlen übergossen den ganzen Körper der Einsamen. — Sie richtete sich empor, und der Spiegel an der Wand fing das blitzende Licht und zeigte ihr die eigne bleiche, edle Gestalt. —

Langsam streckte sie die Arme aus zu dem ruhigen Sternenhimmel. „Gib mir Verklärung, ewige Natur," rief sie, „versöhne mich ganz, sprich zu mir in Deiner heiligen Sprache: was wird mein Lohn sein für diese Schmerzen?"

Als sie diese Frage that, rief es Mitternacht von dem nahen Thurme; und mit einem thränenreichen Blicke erhob sie sich leuchtend in dem glänzend weißen Gewande, wie ein Engel, der an Heimkehr denkt. In diesem Augenblicke aber fuhr die dunkle Spitze einer Wolke über den Mond, sein weißes Licht zerrann und Rosalie sank seufzend auf das Lager zurück.

„Der Lohn des Menschen ist nicht außer ihm," sagte sie dann leise, „und die Zukunft hat nichts für dies betrogene Geschlecht, als Gräber der Vergessenheit. So sei denn stark, mein Herz, so tröste Dich mit erhabener Kraft, tiefer und größer zu empfinden, als das Geschick es will; so lebe denn für eine Ewigkeit des stolzen Gedankens, der von Geschlecht zu Geschlecht sich erbt, der Wahrheit sucht und Erkenntniß, und Zweifel findet und eine ewige Ruhe. O, wie schwach ist der Mensch, daß er ein Jenseits suchen muß, um eine Beruhigung für das Diesseits zu finden, wie schwach bin ich selbst, wie elend und schwach, daß ich Vergeltung fordere für mein verwundetes Herz, und mit Thränen das Blut stillen muß!"

Ein heißer Strom der Schmerzen rollte aus ihren Augen. Anfangs wollte sie ihn hemmen, und mit krampfhafter Heftigkeit deckte sie beide Hände auf die ungehor-

samen Quellen. Bald aber ermattete dieser äußere Widerstand an dem innern Triebe der Besänftigung; ihr Herz bebte unter der Angst des Kampfes, welchen diese stolze Brust mit dem Kopfe führte, aber das schmerzliche Gefühl siegte, und aufgelöst in glühender Empfindung überließ sie sich ganz den heftigen Schmerzen um ein verlorenes Lebensglück.

Erst nach Stunden ward sie ruhig und zerdrückte die letzten Thränen, als der sinkende Mond seinen Abschiedsstrahl durch das Fenster warf. Ein hoffendes Lächeln erheiterte ihr Gesicht. Ich werde still sein, wie du, und kalt, wie du, sagte sie, und die dunkelsten Wolken sollen mich nie für immer auslöschen. Aber ich werde auch treu sein, wie du es bist, du treulos treuer Freund, und nun laß uns nicht weiter klagen, laß uns ruhig unser Geschick erfüllen.

4.

Die feierliche Verlobung des Medicinalraths mit dem schönen Fräulein von Pinzer war vollzogen worden und der Tag der Hochzeit rückte heran. Man beneidete den Emporkömmling um sein Glück, und wunderte sich, daß der Geheimerath die einzige Tochter einem Bürgerlichen, und obenein Unbegüterten, vermählen konnte, der eben nichts hatte als die Zukunft und die helfende Hand des Schwiegervaters.

Zwei Tage vor dem Hochzeitsfeste war die Schwester der Geheimeräthin angelangt, eine alte Dame, die Witwe eines Präsidenten, voller Repräsentation, und mit aller steifen Würde ihres noblen Namens reichlich begabt. Ueber den Bräutigam, der ihrem Hochmuthe an sich schon wenig zusagte, fällte sie ein wenig günstiges Urtheil; denn die einfache Weise des Doctors und seine kalte, strenge Höflichkeit hatten etwas plebejisch Abstoßendes, und gelegentlich wußte sie ihren Unmuth auf spottende Weise zu äußern.

Wie jeder Bräutigam war Stern in den letzten Tagen, so viel er konnte, in der Nähe seiner Braut. Er ward als Familienglied nicht mehr gemeldet und ging und kam zu Sidonien ohne Förmlichkeit, ja oft ohne daß die Eltern es wußten. Er hatte viel mit ihr zu sprechen, von der neuen großen Wohnung, die er in der Nähe der Eltern gemiethet und bezogen hatte, von den Einrichtungen, dem Dienstpersonal und seinen Hoffnungen. Er suchte häufig die Braut in ihrem Zimmer auf und erwartete sie dort, wenn sie beschäftigt war. Die glückliche Sidonie hatte so Vieles zu erzählen, so viele Pläne für die Zukunft, so mancherlei Träume über ihr Glück; ihre Anordnungen beschäftigten sie, ihre Einkäufe, und alle die tausend kleinen Sorgen und Geschäfte, welche ein neuer Hausstand erforderte. Stern fühlte sich glücklich bei diesen Gesprächen; er sah sich geliebt von dem schönen Mädchen, die so angenehm erzählte, so mädchenhaft und kindlich von der Zukunft sprach und das erröthende Gesichtchen an der Brust des Geliebten verbarg, wenn irgend ein Umstand sie erinnerte, daß sie nun bald Frau heißen werde. In solchen Augenblicken verlor sich der gleichmüthige Ernst von seiner Stirn, er empfand ein neues Glück, und mit heißer Liebe gab er sich ganz der Lust dieser schönen Augenblicke hin, die immer mit der gegenseitigen Betheurung ihrer ewigen Liebe und des unendlichen Glückes der Zukunft endeten.

Am Tage, als die Präsidentin gekommen war, saß er auch in Sidoniens Zimmer und erwartete sie. Er zählte die Augenblicke mit aller Ungeduld eines Verliebten, und als er endlich ihre Stimme im Nebenzimmer hörte, stand er schnell auf, um an der Thür versteckt sie zu überraschen. Schon stand er mit ausgebreiteten Armen, als er diese plötzlich wieder sinken ließ, denn Sidonie war nicht allein. Er hörte die heisere feine Stimme ihrer Mutter und den fatalen, schnarrenden Ton der Präsidentin zwischen der hellen, süßen Sprache seiner Braut hervorbrechen.

Aergerlich wünschte er beide nach Rom oder Indien, aber er konnte nicht umhin, auf ihr Gespräch zu hören, und je mehr er vernahm, um so behutsamer war er, sich nicht zu verrathen.

Nach einigen gleichgültigen Reden über die Einkäufe und Kosten sagte die Präsidentin im spöttischen Tone. „Nun, wo steckt denn der zärtliche Bräutigam, hat er etwa noch am Abend Krankenbesuche zu machen?"

„Vielleicht ist er schon in meinem Zimmer," versetzte Sidonie lächelnd. Stern schlüpfte schnell hinter einen Mantel, der an der Thür hing, Sidonie öffnete diese, sah hinein und zog den Kopf zurück. „Er ist noch nicht gekommen," sagte sie.

„Und Du suchst ihn in Deinem Zimmer?" rief die Präsidentin.

„Allerdings," versetzte Sidonie beleidigt. „Ist das eine Sünde?"

„Wenigstens ein Verstoß gegen die Sitte," sagte die Geheimeräthin, welche gern den Frieden vermitteln wollte und sehr wohl die Abneigung ihrer Schwester gegen den neuen Neffen und die Bösartigkeit ihrer Zunge kannte.

Die Präsidentin ging rasch durch das Zimmer und sagte dann mit Unwillen: „Ich kann meine Meinung

nicht zurückhalten, es muß heraus, denn Sidonie ist meine Nichte und Du meine leibliche Schwester. Diese ganze Partie ist ein Verstoß gegen die gute Sitte, und ich begreife Eure unbegreifliche Verblendung nicht. Die Tochter meiner Schwester, und ein Arzt, dessen Eltern, wie ich sehr wohl weiß, ganz arme Handwerker sind. Es ist unerhört! Ich kenne diese modernen Ansichten und weiß, daß man sich fügen muß, daß es leider so weit gekommen ist, den Adel nicht groß zu beachten, wenn sonst die Familie auf einer wichtigen Stufe steht, wenn Rang und Würde sie seit langen Zeiten begleiten, oder Reichthum den Geburtsunterschied vergessen macht, und hättet Ihr so gewählt, ich würde nichts einwenden. Aber ein bloßer Mensch, der durch nichts sich auszeichnet, der aus der Armuth und Niedrigkeit durch Zufall emporgestiegen ist, ohne Familie, ohne Geld und selbst ohne körperliche auffallende Schönheit, die eine Thorheit bemänteln könnte, das ist zu viel, das ist entsetzlich und lächerlich zugleich."

„Es ist zu spät zu diesen Erörterungen," sagte die Geheimeräthin leise seufzend; „und deshalb dächte ich —"

„Ihr hättet vernünftiger handeln müssen," fiel die Präsidentin ein, „und noch jetzt ist es nicht zu spät. Ich möchte ein ernstes Wort mit Deinem Manne sprechen."

„Du würdest nichts ausrichten," erwiederte Frau von Pinzer betrübt, „denn er ist der größte Beförderer dieser Verbindung. Und dann, die Schritte sind nicht zurückzuthun, bedenke selbst — nein, es ist unmöglich."

„Du fürchtest das Aufsehen, sagte die Präsidentin, „aber das ist leichter zu ertragen, als die späte Reue, und ich hoffe, Sidonie wird selbst Einsehen haben."

„Das beste," erwiederte diese mit zitternder Stimme. „Ich habe geschwiegen und gehört, jetzt erlauben Sie mir zu erklären, daß ich Stern heirathen werde, weil ich ihn herzlich liebe, und kein Hochmuth mich anderer Meinung machen wird. Ich habe die Einwilligung meiner Eltern, und das ist vollkommen genug; mag jeder seine Weise befolgen, um glücklich zu werden, und die Sorgen dafür dem überlassen, den es angeht. Ich hoffe, Sie verstehen mich, liebe Tante; ich bin selbstständig genug und kein Kind mehr; Ihnen aber sehr verbunden, wenn eine so heilige Sache, wie meine Vermählung, keiner weiteren kalten Erörterung unterliegt."

Sie entfernte sich schnell und schlug mit der größten Heftigkeit die Thür hinter sich zu.

„Sidonie!" rief die Geheimeräthin, „welche Unart."

„Unverschämtheit," hättest Du sagen sollen," erwiederte die Präsidentin empört. „Schwester, ich will keinen Anlaß zum Aufsehen geben, sonst würde meines Bleibens hier nicht länger sein; allein zwischen mir und dieser zwanzigjährigen Weisheit ist es aus, und Du trägst die Schuld, Du und Deine Erziehung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Clara Wieck.]

Am 6. December hörten wir Clara Wieck seit langer Zeit zum ersten Male wieder im leipziger Gewandhause. Sie spielte Sachen von Lißt und Thalberg. Der Beifall war stürmisch. Die musikalische Kritik mag die glänzende und bei alle dem gediegene Technik der Künstlerin feiern; die ästhetische mag entscheiden, was in ihrem Spiele liebenswürdiger ist, der phantasievolle Schwung ihrer Empfindung, oder die Grazie und Feinheit ihres Vortrages; die Enthusiasten begnügen sich mit Schwärmen und machen Gedichte. Es wurden uns deren mehrere eingesandt; wir bescheiden uns eins davon mitzutheilen, als zur Chronik von Leipzig gehörig.

Es naht die Sonne, Tag ist es geworden,
Den hellen Morgenruf hört man erklingen
Durch die Natur, wie ihn die Engel singen
Mit ihren weltumfassenden Accorden.

Sie sind der Schönheit ewig junge Geister,
Die unsichtbar durch alle Räume ziehen,
Aufjubeln in den reichsten Melodieen,
Wie sie gelehret hat der Töne Meister.

Doch dieser Engel tönende Gefühle
Sind sparsam auf die Erde nur gedrungen;
Dir aber, Clara, sind sie laut erklungen,

Und haben Dich zu sich emporgehoben.
Was Da dein Ohr vernahm, hast Du verwoben,
In ird'scher Töne himmlisch schönem Spiele.

[Stand der katholischen Dinge in Preußen.]

In der Broschüre, die man dem alten würdigen Wessenberg zuschreibt, wird auf eine Synode zur Ausgleichung der entstandenen Differenzen hingewiesen, da eine Ausgleichung des Staates mit dem römischen Stuhle nicht mehr möglich scheint. Wessenberg gehört, wie auch Franz von Baader in München, zur katholischen Aristokratie, die dem Monarchismus des Papstthums stets die Kraft und Geltung der Synodalformen entgegenhalten. Durch die ganze Entwickelung des Katholicismus zieht sich diese aristokratische Opposition hindurch; wird sie jetzt durch den Drang der Umstände, in den sich Preußen versetzt sieht, geltend, so kann dies dem ganzen katholischen Leben eine historische Wendung geben. Eine preußisch-katholische Synode, welche über die Wirren zu entscheiden hat, scheint sich eben vorzubereiten; die Anwesenheit des Fürst Bischofs von Breslau in Berlin weist darauf hin.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 15. und eine Beilage von G. Basse in Quedlinburg.)

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 15. — den 15. Decbr. 1838.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

Die seit 1837 in unserm Verlage erscheinende und mit ungetheiltem Beifall aufgenommene:

EILPOST.

Neue Zeitschrift für Kunst, Literatur Theater und Moden.

Nebst einem Beiblatte „Der Salon."

Redigirt von **Ferd. Stolle.**

beginnt mit 1839 ihren **dritten** Jahrgang.

Jede Woche erscheint hiervon regelmäßig eine Nummer, auf feinem Velinpapier in gr. 4°., von 1½ — 2 Bogen Text und 1 — 2 fein gestochenen und sauber colorirten Kupfertafeln, die neuesten Veränderungen in der Mode in jährlich 250 — 300 Figuren schnell und treu darstellend; Portraits berühmter Personen der Gegenwart und Abbildungen anderer allgemein interessanter Gegenstände werden außerdem als Extrakupfer von Zeit zu Zeit in gelungenen Lithographien oder Kupferstichen beigegeben.

Für den innern Gehalt dieser Zeitschrift bürgt der Name des beliebten Novellisten Ferd. Stolle, welchen wir für die Redaction gewonnen haben, und dessen schriftstellerische Leistungen sich eines zahlreichen Kreises geneigter Leser zu erfreuen haben; auch äußern sich die Urtheile in den gelesensten Blättern nur höchst günstig sowohl über den gewählten Inhalt als über die gelungenen Kupfer.

Der äußerst niedrige Preis des Jahrganges **mit allen Kupfern ist nur 6 Thlr., ohne Kupfer 3 Thlr., die Kupfer allein 4 Thlr.**

Probe-Nummern sind durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen **gratis** zu erhalten und dürften genügend darthun, daß die „Eilpost" sich im Innern und Aeußern vor vielen ähnlichen Blättern rühmlichst auszeichnet.

Geneigte Bestellungen bittet man **zeitig** zu machen, damit die Zusendung pünktlich erfolgen kann.

Leipzig, im November 1838.

G. Wuttig. Ed. Meissner.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Franklin's goldenes Schatzkästlein,

oder Anweisung, wie man thätig, verständig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft, religiös und glücklich werden kann. Ein Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältnissen des Lebens. Herausgegeben von Dr. Bergk. 2 Bändchen, zweite verb. Aufl. 8. broch. 25 Sgr. od. 1 Fl. 30 Kr.

☞ Was der weise Franklin in mehr als 80 Jahren gedacht und beobachtet hat, das findet man hier gesammelt und geordnet zum Frommen für alle Menschenclassen. Nicht leicht giebt es ein Buch, das so viel Nützliches, Anwendbares und Schönes enthielte, als dieses.

Väterlicher Rath für Jünglinge,

welche in das bürgerliche Leben treten und sich zu guten und nützlichen Menschen ausbilden wollen. — Von Fr. Ehrenfeld. Gebunden. Preis 12½ Sgr. od. 45 Kr.

☞ Die in diesem Buche ausgestreute goldene Saat wird Blüthen und Früchte treiben und Segen für das ganze Leben verbreiten.

Jungen Leuten, die das Whist- und Bostenspiel fein und gewinnreich spielen lernen wollen, kann als beste Anweisung dazu empfohlen werden:

Der Whist- und Boston-Spieler.

wie er sein soll, oder Anweisung, das Whist- und Boston-Spiel nebst dessen Abarten nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen — nebst 26 belustigenden Kartenkunststücken und drei Tabellen zu Boston-Whist, von F. v. H. 3te verb. Auflage. 15 Sgr. od. 54 Kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ludwig: Der neueste, vollständigste

Universal-Gratulant

in allen nur möglichen Fällen des Lebens; oder Gelegenheitsgedichte zum neuen Jahre, zu Namens- und Geburtstagen, zur silbernen und goldenen Hochzeitfeier,

zu allen andern häuslichen Festen, sowie Strohkranzreden ꝛc. Für jeden Rang und Stand. 8. geh.
Preis: 8 Gr.

In meinem Verlage erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch

für

Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von J. G. von Quandt.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dieses Werkchen vielmehr Manchen willkommen sein, die vermeinen lesen und schreiben zu können, — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

Leipzig, im Juli 1838.

F. A. Brockhaus.

Rath und Warnung für Jünglinge.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. C. F. L. Wildberg's gemeinnützige Belehrung über die von der Natur des Menschen bezeichneten Grenzen der Befriedigung des

Geschlechtstriebes.

und die allemal nachtheiligen Folgen ihrer Ueberschreitung. Insbesondere für Jünglinge gebildeter Stände. Gr. 8. Geh. Preis 10 Gr.

Eine beherzigenswerthe, lehrreiche Schrift, — Worte eines väterlich warnenden Mentors, der bemüht ist, die Moralität des Jünglings zu kräftigen, ihn vor so manchem Abgrunde der Sittenlosigkeit zu bewahren und ihm mit Rath und That beizustehen.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Populaire Astronomie.

Aus dem Englischen des

John Fr. William Herschel

übersetzt von

Dr. Julius Michaelis.

8. Mit 79 Holzschn. und 3 Kupfert. Ladenpr.: 2 Thlr.

Der Verleger glaubt das Buch durch keine wirksamere Empfehlung einführen zu können, als durch den Abdruck nachstehender Worte zweier hochgeachteten Gelehrten darüber:

„Sie wünschen für die in Ihrem Verlage erschienene Uebersetzung der populären Astronomie des jüngern Herschel ein Wort der Empfehlung. Daß das Werk eines der berühmtesten jetzt lebenden Astronomen und Physiker an sich einer solchen nicht bedarf, versteht sich wol von selbst. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß, ungeachtet des Reichthums unserer Literatur an vortrefflichen Schriften dieser Art, wir doch überzeugt sind, daß Herschel's Popularität, die mit großer Gründlichkeit und Tiefe doch immer Anschaulichkeit der Darstellung und Präcision des Ausdrucks zu verbinden weiß, neben derjenigen eines Schubert, Brandes, Littrow u. A. eine ehrenvolle Stelle wird einnehmen können, und daß insbesondere alle Freunde der Sternkunde, die neben den theoretischen Betrachtungen und Ergebnissen auch von der praktischen Seite dieser Wissenschaft einige Kenntniß zu erlangen wünschen, durch die zwar kurze aber faßliche Beschreibung der wichtigsten astronomischen Instrumente und ihres Gebrauchs sich sehr befriedigt finden werden. Die Uebersetzung ist gewandt und mit Sachkenntniß abgefaßt und macht den Eindruck eines Originals. Die trefflichen Holzschnitte und Kupferstiche aber, die dem Buche zur wahren Zierde gereichen, so wie die übrige Eleganz der Ausstattung müssen selbst den größten Ansprüchen genügen.

Leipzig, den 5. December 1838.

A. F. Möbius, Prof. der Astronomie. **M. W. Drobisch,** Prof. der Mathematik.

Selbstunterricht im Reiten.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

A. D. Bergnaud: Praktischer Unterricht in der

Reitkunst

für Herren und Damen,

insbesondere zur Selbstbelehrung. Enthaltend: Die Civil- und Militair-Reitschule; die Reitschule für die Damen; das Fahren; Besorgung und Unterhaltung des gewöhnlichen Pferdes; Besorgung des Pferdes auf der Reise; die thierarzneikundlichen Kenntnisse, welche vor dem Eintritt regelmäßiger Hülfe der Kunst nothwendig werden; den Ankauf, die Bezeichnung und Dressur der Pferde. Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 16 Gr.

Bei W. Lauffer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gebet- und Erbauungsbuch für Alle, welche in untergeordneten Verhältnissen des Lebens stehen. Von J. E. Volbeding. 8 gGr.

Hydro-homöopathisches Taschenbuch der Thierheilkunde oder die Krankheiten der Hausthiere und deren Heilung durch kaltes Wasser, vorzüglich aber durch homöopathische Mittel. Ein neues, alphabetisch bearbeitetes Noth- und Hülfsbuch für jeden Thierarzt und Viehbesitzer. Von J. G. Möller. Durchgesehen von Mag. Lux. 18 gGr.

Handwörterbuch der deutschen Sprache zur Vermeidung aller Sprech- und Schreibfehler und der unrichtigen Anwendung des Nominativ, Genitiv, Dativ und Accusativ. Nebst einem Anhang, welcher die gebräuchlichsten Fremdwörter, deren Verdeutschung und alle Interpunktions-Zeichen mit richtiger Anwendung der-

selben enthält. Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann, besonders aber für Geschäftsmänner, Kaufleute und Oekonomen, von J. H. E. Loose. Neue Ausgabe. 18 gGr.

Neuentdeckte Kunst, die französische Sprache in 4 Wochen gründlich zu erlernen. Ein Hülfsbuch für Jedermann, der sich selbst in der französischen Sprache unterrichten will. 5. Auflage. 8 gGr.

Erzählungen von Wilhelmine v. Gersdorf. 25—27r. Bd. 3 Thlr.

Erich Stenbock und seine Freunde. Eine schwedische Geschichte aus der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, von Dr. K. Venturini. 2 Bde. 2 Thlr.

Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters. 2 Bände in 3 Büchern von T. G. Rhode. 2 Thlr. 6 gGr.

Studien für die höhere Zeichnenkunst. Nach Antiken von F. A. Fricke. 2 Bände gr. Fol. 1 Thlr. gGr.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Vorläufer.

Vom Verfasser

der Briefe eines Verstorbenen.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten.

8. br. auf milchweißem Velinpapier 3 Thlr. 6 gr. oder 5 fl. 24 kr.

Inhalt: Delphi bis Monembasia. — Milos. — Antiparos. — Paros. —. Naxos. — Syra. — Tinos. — Delos. — Santorin. — Kandia. — Sendschreiben an den K. K. Gesandten, Ritter Prokesch von Osten.

Aus dem Orient, dem Lande der Wiedergeburt, auf das jetzt aller Augen sich richten, gibt uns der berühmte Verstorbene Berichte. Die individuelle Auffassungsgabe desselben, die hohe Eleganz der Schreibart, seine Persiflage, nicht minder kecke Wahrheit, welche die Lebensfragen des Tages bespricht, Phantasie, Gewandtheit und Humor, mit der die trockensten Gegenstände, archäologische und hippologische Abhandlungen geschmückt sind, verleihen dem Buche den Reiz, welcher sich von der hohen Stellung des Reisenden erwarten ließ, und den auch die bald folgenden Reisen nach Aegypten, Sennaar, Arabien, Syrien und Kleinasien in noch erhöhterem Maaße haben werden.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdoten von Gelehrten

und

Curiositäten der Literatur.

2. 3. 4. Bändchen.

eleg. broschirt à 6 gr. = 24 kr.

Den zahlreichen Abnehmern dieser mit großem Beifall aufgenommenen interessanten Sammlung wird die Nachricht von dem Erscheinen dieser Fortsetzung gewiß sehr willkommen sein. Man findet unter vielen andern auch Scenen aus dem Leben von Hoffmann, Schiller, Wieland, Voltaire, Malesherbes, d'Argens, Zinkgräf, Rousseau, Boerhaave u. s. w. u. s. w.

Das erste Bändchen erschien 1830.

Für Gewerbtreibende, Fabrikanten und Künstler, insbesondere für Gewerb- und Realschulen.

So eben ist erschienen:

M. Payen's populäres Handbuch

der

industriellen Chemie.

Für Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende aller Art. Verdeutscht von Dr. J. Hartmann. 2 Bände. Mit 2 Tafeln Abbildungen. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name Payen gewährt hinlängliche Bürgschaft für die Gründlichkeit und Brauchbarkeit dieses Werkes. Außer den allgemeinen B lehrungen über Physik, Chemie und Mechanik enthält dieses Werk folgende Artikel: Blut, Säuren, Salze, Alaun, Sauerstoff, Luftpumpe, Stein-, Braun- und Holzkohle, Coks, Gaserleuchtung, Soda, Chlor und Chlorkalk, Kartoffelmehl, Zucker, Runkelrüben-, Ahorn-, Kartoffelmehl-, Milch-, Honig-, Gersten-, Aepfel- und Traubenzucker, Fabrikate aus der Kartoffel, Wein ꝛc. und ertheilt über ihre Fabrikation und Anwendung die gründlichsten Belehrungen, nach den neuesten Fortschritten der industriellen Chemie.

Preusker, Rentamtmann Ritter ꝛc. Karl, über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. Eltern, Lehrern, Lehr- und Dienstherren, sowie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb- und Wohlthätigkeitsvereinen gewidmet. 1s, 2s u. 3s Heft. — Auch unter dem Titel: Ueber Erziehung im Hause der Eltern, mit Rücksicht auf deren mustergebendes Leben und auf Bücherwahl für eine Haus- und Handbibliothek. 28 Bogen in compreß gr. 8. 1838. 1 Thlr.

Der durch sein prakt. gemeinnütziges Wirken rühmlichst bekannte Verfasser hat seine reichen Erfahrungen, mit fleißiger Benutzung und Angabe der neuern Literatur, in dieser, aus dem Leben entnommenen und für das prakt. Leben bestimmten Schrift veröffentlicht; die Verlagshandlung aber durch höchst billigen Preis deren weiteste Verbreitung zu fördern gesucht. Alle kritische Blätter sind des Lobes voll.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Eine für Jedermann sehr nützliche Schrift ist:

Die zweite verbesserte Auflage von:

Die Kunst reich zu werden.

Enthaltend die Wege zum Reichwerden, mit 68 Regeln für Kaufleute, Bürger und Landleute, zur Beförderung des Wohlstandes, nebst einem Schema zur Anlegung eines Capitalbuches.

broch. Preis 9 Gr.

Diese von Dr. Bergk herausgegebene schätzbare Schrift enthält treffliche Anweisungen, auf rechtlichem Wege nicht nur reich, sondern auch glücklich zu werden, eigenes und anderer Wohl zu befördern und jedes Geschäft mit glücklichem Erfolg zu führen.

Druck von Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — **247.** — den 17. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Vergebens strebte die gnädigste Frau von Pinzer, die beleidigte Präsidentin zu versöhnen. Diese überhäufte sie mit Vorwürfen und endlich entfernten sich Beide, ohne eine Vermittlung gefunden zu haben.

Stern schlüpfte aus seinem Versteck, und wie ein Verbrecher eilte er leise durch die Zimmer. In dem Vorsaale blieb er stehen, um einen Entschluß zu fassen, aber er fühlte zu gut, daß es unmöglich sei, jetzt in der Familie zu erscheinen, ohne seinen Schmerz und innere Empörung zu verrathen. Er ging und durchstrich die Straßen, deren feuchtkalte Luft ihm wohlthätig in das heiße Herz drang. Endlich war er in seiner Wohnung und mit zerrissenem Gefühl sank er auf seinen Arbeitsstuhl.

Alles, was er gehört hatte, war die bitterste Pein seines Lebens. Der Stolz der Armuth ist gewöhnt, Hochmuth mit Geringschätzung zu bezahlen, und Anmaßung durch edle Erhebung zurückzuschleudern. Der Mann, welcher gegen das Unrecht der Welt kämpft, und im vollen Gefühl seines Werthes die Verhältnisse nicht zu besiegen vermag, erfüllt sich mit menschenfeindlicher Bitterkeit, wenn er nicht Philosoph genug ist, darüber zu lächeln. Stern hatte oft in seiner Verlassenheit die Stärke eines edlen Stolzes erprobt; er hatte Opfer gebracht, um an der Leiter der Kunst emporzuklimmen, da die des Verdienstes zu kurz schien, er träumte vom Glück, und plötzlich sah er, daß sein ganzes Streben doch nie ganz ausreichen würde, ein erbärmliches Vorurtheil zu versöhnen. — Es war ein Stachel in seiner Brust, der in diesem Augenblicke sich tief in sein Herz drückte. Die Reue zog finster drohend darin auf und kehrete ihr blitzendes Schwert gegen ihn. Rosaliens Bild schwebte vor seinen geschlossenen Augen und neben ihr stand lächelnd Sidonie. Er hörte die feurigen Worte, die bittere höhnische Rede, mit welcher diese ihre Liebe vertheidigte, und das schmetternde Zuschlagen der Thür, durch welches sie den letzten Nachdruck gab. — Würde Rosalie sich so vertheidigt haben? — Leise seufzte er ihren Namen und legte beide Hände über die trüben Augen. — Aber Sidonie liebte ihn, der Schritt war geschehen, und mit der ganzen Energie seines Willens richtete er sich stolz empor. — „Beschämen will ich diesen Hochmuth," sagte er, „nicht davor zittern. Was kümmert mich dieser Zorn einer alten Frau. Sidonie ist mein, und an mir ist es, diese Anmaßung zu beschämen und ihn zur Demuth herabzubringen."

Ein Poltern im Vorsaale störte ihn; gleich darauf ward die Klingel gezogen. Nach einem Weilchen klingelte es nochmals, und kein Diener ließ sich hören. Stern nahm selbst ein Licht, und als er die Thür öffnete, drängte sich ein alter Mann hastig herein. „Mein Vater," rief Stern und schloß ihn in seine Arme, „endlich seh' ich Dich wieder."

Der alte Mann warf mit Rüstigkeit den Mantel ab, und das Packet, welches er darunter trug. „Da

bin ich, Gustav," sagte er lachend, „und mache die Thür nicht zu, mein Sohn, es steht noch Jemand draußen."

Der Doctor beugte sich hinaus; plötzlich schlangen sich zwei Arme um seinen Hals, ein heißer Kuß berührte ihn, und eine zitternde Stimme rief seinen Namen.

„Meine Mutter!" rief Stern, „meine gute Herzensmutter, welche unerwartete große Freude machst Du mir."

Die arme Frau weinte still an der Brust ihres Sohnes. Ihr mütterliches Herz schlug stolz in Freude über ihr Kind; sie war so entzückt über den Anblick ihres Lieblings, daß sie immer von neuem ihn umarmte und küßte, und ihren Gefühlen keine Worte zu geben vermochte.

„Die alte Frau wollte ja nicht zu Hause bleiben," sagte der Vater gerührt, „und da hast Du uns nun Beide, mein Sohn. Aber lange wollen wir Dich nicht belästigen, nach der Hochzeit geht's wieder nach Haus."

„So lange Ihr nur könnt und wollt, bleibt Ihr bei uns," erwiederte der Sohn.

Der Alte sah in dem prächtig geschmückten Zimmer umher und schüttelte den Kopf. „Nein, nein," rief er dann lachend, „das Alles paßt nicht zu uns, und wir nicht zu Euch. Ich würde hier niemals lernen mit festem Schritte aufzutreten. Du bist ein braver Sohn, Gustav, Du machst Deinen alten Eltern die Tage leicht, und gibst so viel, daß wir gar nicht zu arbeiten brauchten, wenn wir nicht wollten. Aber das darf nicht sein, mein Sohn; ich bin ja noch rüstig genug, um den Hobel zu führen, und Deine Mutter läßt es sich nicht nehmen, selbst zu kochen und zu backen. Was sollten wir aber hier machen? Nichts thun und vor Langerweile umkommen? Zu Haus gibt es immer etwas, und ein Tischler ist ein ganzer Mann, der dem Menschen das erste Haus baut und das letzte. So laß Du den alten Vater nur immerhin bleiben, wo er ist, Du bist doch unser Stolz und unsere Freude, und die alte Frau da wird Streit und Neid genug erregen, wenn sie wieder heim kommt und von Dir und Deinen Herrlichkeiten und Deiner vornehmen Frau erzählt."

Diese letzten Worte waren für Stern ein Donnerschlag, der plötzlich den Vorhang von seinen kindlichen Gefühlen riß und eine öde, unglückdrohende Ferne aufthat. Die vornehme Frau, die vornehmen Verwandten! Er zitterte leise, wenn er daran dachte; wenn er die Menschen sich vorstellte, in der Wiege schon genährt mit Begriffen über Rang und Stellung in der Gesellschaft, und großgezogen in Gedanken über die Niedrigkeit und Gemeinheit der arbeitenden Classe. Und hier waren nun seine Eltern, einfache, redliche Leute, mit den treuesten Herzen, aber mit aller Altväterlichkeit ihrer groben Kleider, in Sitte, Sprache, Gewohnheiten und natürlichem Wesen, Gestalten, welche in den Kreisen der Welt Lächeln, plumpe Scherze, spöttische Bemerkungen, und in hochmüthigen Herzen Schaam und Erbitterung erregen mußten. — Stern war aufs heftigste getroffen von diesen Gedanken. Seine Gefühle verwirrten sich, und während die Eltern lange Geschichten aus der Heimath erzählten, von allen alten Freunden und Bekannten, und die kleinen Freuden und Leiden ihres stillen Lebens redselig ausmalten, kämpfte er einen langen Kampf mit sich selbst: wie und in welcher Weise er die schlichten Leute in so vornehme Gesellschaft führen sollte.

Die Gewohnheit übt ihren Einfluß auch auf das strengste Herz. Der arme Doctor Stern an der Hand Rosaliens hätte mit Stolz die schlichten Eltern an den Ehrenplatz seiner Hochzeitstafel geführt; der Medicinalrath, im Kreise besternter Verwandten, dachte mit auflodernder Schaam an die höhnischen Blicke der Präsidentin und an die Wolken des Unmuths, welche selbst Sidoniens Stirn beziehen konnten. Er musterte mit prüfendem Blicke die Sitten und Kleider seiner Eltern, und eine stille Verzweiflung ergriff ihn. Er wünschte, sie wären nicht gekommen, jetzt nicht gekommen, und schämte sich doch der Verläugnung der heiligsten und höchsten Gefühle. Der innere Hochmuth nagte an seinem Herzen, und vergebens suchte er ihn mit seiner alten stolzen moralischen Kraft zu bewältigen; denn der Mensch auf falschen Wegen hat die sichere Erkenntniß verloren und irrt an sich selbst, denkt weit eher an neue Täuschungen, als an Umkehr, die unmöglich scheint.

Endlich war er zu einem Entschluß gelangt. Aendern konnte er in der Hauptsache zwar nichts, aber die Eltern sollten erst am Hochzeitstage in dem großen Kreise erscheinen, und während dieser Zeit von der Hand des Schneiders so modern ausgestattet werden, daß wenigstens ihr Aeußeres kein Aufsehen erregen konnte. Es kam nur darauf an, dies ohne Widerstand zu vollbringen; denn der alte Tischlermeister war der Mann nicht, ruhig anzuhören, daß sein Sohn sich seiner schäme.

Er begegnete mehrere Male den verlegenen prüfenden Blicken des Doctors und sagte dann: „Ich glaube, Gustav, Du läßt uns erzählen, was wir wollen, und denkst an etwas ganz Anderes."

„Ich dachte an Euch," versetzte der Sohn; „an Euren Aufenthalt, und wie ich am besten Euch Ruhe und Stille sichern könnte."

„Nun, ich dächte, es wäre Raum genug hier," rief der Alte lächelnd. „Du hast ja wenigstens ein halbes Dutzend überflüssige Zimmer, und wir sind mit dem schlechtesten zufrieden."

„Ihr sollet gern das beste haben," sagte Stern eifrig, und er erröthete vor der Lüge, „aber morgen wird hier ein schreckliches Getümmel sein. Die neuen Dienstleute ziehen an, eine Menge Mobilien kommen und werden gestellt; die Tapezirer wirthschaften, die Tischler, und wer sonst noch behülflich sein muß."

„Um so besser," rief der Alte fröhlich. „Da kann ich helfen."

„Das würde sich wenig für meinen Vater schicken," erwiederte Stern.

„Ja so, Du hast Recht," sagte der Alte. „Aber, wohin sollen wir?"

„Dicht nebenan ist ein schönes Zimmer zu haben," sagte der Sohn erfreut, „dort seid Ihr ganz in meiner Nähe. Ihr ruht morgen aus; ich besuche Euch mit meiner Braut, und da Ihr gewiß nicht mit dem nöthigen Hochzeitsstaate versehen seid, so werde ich Alles für Euch besorgen."

„Da hast Du fehl geschossen," versetzte der Vater. „Deine Mutter hat ihr neuestes Sonntagskleid mitgenommen, das ihr im vorigen Jahre erst von Dir geschenkt wurde, und mein Rock ist nicht viel älter, kein Fleckchen ist darin."

„Aber an meinem Hochzeitstage müßt Ihr mir zu Ehren nagelneu erscheinen," rief der Sohn begütigend. „Denkt doch selbst, wie würdet Ihr in dem glänzenden Kreise abstechen."

„Ja so," sagte der Alte, und eine finstere Falte zog sich auf seine Stirn. „Das ist es. Ich hatte mir es in den Kopf gesetzt, wie schön es sein müßte, wenn der alte Vater in dem schlichten Rocke neben seinem Sohne stände und die Leute dann sagten: Seht, das ist der Vater von dem reichen, vornehmen Paare, und sie schämen sich nicht seiner grauen Haare und der Mutter in dem bunten Kleide."

„Aber, Vater," rief der Sohn tief erröthend, „wie kannst Du meinem Vorschlage diese Deutung geben."

„Laß es gut sein, mein Kind," sagte der Alte. „Du kennst die Welt besser als wir, und magst in Deiner Weise nicht Unrecht haben. Wir wollen thun, was Du sagst. Miethe uns das Zimmer und schicke uns Deinen Schneider, Schande sollst Du nicht von uns haben."

Der Sohn wandte alle Mittel an, um die Gedanken des alten Vaters zu entkräften. Er sprach liebevoll und eindringlich von den Vorurtheilen der Menschen und seiner kindlichen Zärtlichkeit. Die Mutter, am schnellsten überzeugt, fand es vollkommen richtig, was er sagte, der Vater ergab sich seinen höhern Einsichten. So stellten sich Friede und Heiterkeit wieder her, es wurden Pläne besprochen und verabredet; der Abend verging, dann begleitete der Doctor die alten Leute in die schnell gemiethete Wohnung, und endlich sah er sich allein, mit betrübtem, schweren Herzen, und durchblätterte das Buch der Zukunft, bis der Schlaf ihn überraschte.

5.

Rosalie hatte rüstig begonnen, was sie sich vorgesetzt. Einer neuen Entwickelung entgegenzureifen, war ihr Streben, und mit unermüdlicher Ausdauer und festem Willen betrat sie die Bahn. Die Wohnung des Professors war zu theuer für ihre beschränkteren Verhältnisse, und ohne Zögern wurde sie verlassen. Es gelang, schnell einen Miether zu finden, und zwar mit Hülfe eines Befreundeten, der bereitwillig auch für eine andere Sorge trug. Der Finanzrath von Forstberg hatte den Professor öfter besucht, als Stern sein Freund war; jetzt kam er ohne diesen Begleiter, und mit Aufrichtigkeit theilte ihm Rosalie alle Umstände mit, welche sie zu Einschränkungen zwangen. Auch von ihrem aufgelösten Verhältnisse zu Stern sprach sie mit Forstberg, aber so ruhig und gelassen, mit einer Kälte und Beherrschung, welche in dem Finanzrath Zweifel erregten, daß sie jemals seinen Freund geliebt habe.

Er sprach dies in einer Andeutung aus, und sie lächelte. „Es ist gut so, wie es ist," sagte sie, „denn glauben Sie mir, Stern hat nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt. Er that, was er mußte, und ich bin ihm Dank schuldig, so offen und redlich gehandelt zu haben. O, hätte er, von einem falschen Ehrgefühl verleitet, mir seine Hand gereicht, wir würden gewiß sehr unglücklich geworden sein. Gottes Segen über ihn! er verdient es, glücklich, geehrt und von der Welt anerkannt zu werden."

Der Finanzrath sah sie mit erstaunten Blicken an. Er begriff diese freudige Entsagung nicht, aber ein Gefühl der wärmsten Verehrung erfüllte ihn. Er sah in das stille, lächelnde Gesicht Rosaliens, und in die dunklen Augen, welche in der reinsten Erhebung glänzten. Dann küßte er ihre Hand. „Sie haben Recht," sagte er, „dieser Mensch verdient den Schatz nicht, den er so leichtsinnig aufgibt."

„Völlig falsch," versetzte sie lebhaft. „Stern hat lange geprüft und wie ein Mann gehandelt. Es war kein Leichtsinn, er konnte nicht anders. Es war Ueberzeugung, und diese ist achtungswerth."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Prag, wie es war, und wie es ist.]

Die Curorte wurden heuer wegen des rauhen Wetters zeitiger verlassen, und so wanderten auch die Reisenden früher als die Zugvögel von dannen; denn selten und ungern verweilen Fremde hier für längere Zeit, oder gar über den Winter. Engländer, Russen und Polen, welche nach der Curzeit in Deutschland bleiben, um bei eintretendem Frühling wieder in die böhmischen Bäder sich zu begeben, ziehen alle andern Städte Prag vor. Der mächtigste Rivale in dieser Beziehung ist Dresden, die kleine, freundliche, freie Residenz. Nicht blos, daß die alte Czechen-Stadt so grau und trübe, so schmal und eckig, so dumpf und schweigsam; sondern die Bewohner sind so düster-ernst und schwer, jeder Mann scheint eine hussitische Wagenburg, die Gesichtszüge sind bitter wie böhmisches Bier, aus den Augen flammen brennende Klöster, die einzelnen Worte haken sich ein wie scharfgespitzte Morgensterne, und die Handbewegungen lassen jeden Augenblick einen Fenstersturz befürchten. Zum Glück liegen überall Misthaufen, und man kommt eben so unbeschädigt davon, wie damals Slawata. Für Vergnügensuchende, für Kranke ist dies freilich keine wünschenswerthe Umgebung, obwohl ein Ersatz dafür zu Gute kommt, den keine andere Stadt bieten kann. Geschichtliche Erinnerungen treten hier massenweise und hellfunkelnd hervor, wie die Sternbilder am südlichen Himmel; überall Historie, die Straßen sind Chroniken, die Häuser steinerne Blätter und die Paläste marmorne Bilder darin, aus jedem Schritte hallt eine Begebenheit, aus allen Erkern und Thürmchen sehen merkwürdige, stirngefurchte Männer, wohin das Auge fällt, denkwürdige, thatenreiche, folgenschwere Geschichte. Dort von dem Wyssehrad (sp. Wischehrat), dem Sitz Libussa's und der Herzoge, von dort stürmte nächtlich Zizka (sp. Schischka) mit seinen Horden in die Stadt; — dort wieder die majestätische Burg mit dem emporstrebenden Dome, hinter welchem der weiße Thurm mit der eisernen Jungfrau versteckt ist; — zu Füßen der Burg steht der Wallenstein'sche Palast, wo jetzt Concerte gegeben werden; — die Pferdeställe, worin Rudolf Audienzen ertheilte, sind durch das Observatorium verdeckt, wo er die Sternenschrift lesen wollte; sein Astronom, Tycho de Brahe, der aus Hofetiquette an verhaltenem Harndrange starb, liegt unten in der Teinkirche begraben. O, der Raum zwischen dieser Kirche und dem Rathhause vis à vis, der altstädter Ring genannt, wie viel Historie ist hier aufgespeichert! Lebende Gestalten kommen und sprengen vorüber: der ritterliche Georg von Podiebrad und der Schattenkönig Koribut, der kriegerische Johann von Luxemburg, der durch ein Spießrennen ein Auge verlor, und das zweite durch die Unwissenheit eines jüdischen Arztes, Haufen Taboriten sind herumgelagert, und Rokyzana geht tückisch durch die Fähnlein; zwischen den beiden Kirchthürmen, wo jetzt die Mutter Gottes steht, war ein großer Kelch aufgestellt, außen blank, innen voll Blut. Das Pflaster dieses Platzes erzählt, wie man es aufgerissen, und Galgen und Schandpfähle eingepflanzt, und Bürger und Fürsten darauf gesteckt hat. — Jetzt ist alles geändert; die Alten erinnern sich nur noch dunkel der Blutscenen, des Bartholomäus-Jahres (Frankreich hatte nur eine Bartholomäus-Nacht) 1620. Seitdem wurden auf diesem Ringe nur gemeine Verbrecher gestäupt und gebrandmarkt, noch jetzt zuweilen wird eine Kupplerin hier an den Pranger gestellt. In der Mitte erhebt sich eine Marienstatue, welche auf Mandat des großen Joseph weggerissen werden sollte, um dem Unfuge der Gassengebete zu steuern; allein er starb, die Statue wurde restaurirt, und Dienstmägde und alte Weiber plärren im Vorübergehen ein Liedchen zum Lobe der Jungfrau. Nebenan ist ein Wachthaus, und der Soldat beim Schilderhäuschen schreit sein „Gewehr raus", daß die heil. Mutter Gottes, in der Statue und zwischen den Thürmen, gewiß erschreckt und Respect bekommt vor den weltlichen Herren. Stille und Friede herrscht; die schwarzbekutteten und die weißjackigen Regimenter halten die Ruhe aufrecht, und die kleinen Diebe werden durch die vielen, vielen Wachen mit den grauen Hosen und harten Stöcken im Zaume gehalten. Alle feierlichen Aufzüge gehen ohne Lärm, ohne Streit, ohne Zank vorüber. Bei den Wachtparaden hört man nur das Commando, bei den Processionen nur den Gesang, und bei den Landtagen, sonst so stürmisch und blutig, hört man nur das Scharren der Kratzfüße und das Klirren der goldenen Ehrenketten bei den häufigen Bücklingen und Ja-Nicken. — Die Fremden finden dies nicht erlustigend, nicht erheiternd; sie fühlen sich bedrückt und beengt, diese Stille erinnert sie an das Grab und die eigene Krankheit, während sie hier doch neues Leben, Gesundheit und Wohlsein holen wollen. Sie wenden daher rasch den Rücken und eilen davon. Nicht einmal unsere Frauen vermögen sie zurückzuhalten; — vielleicht liegt auch in diesen etwas Zurückscheuchendes, Frostiges? — ich will es ein wenig untersuchen.

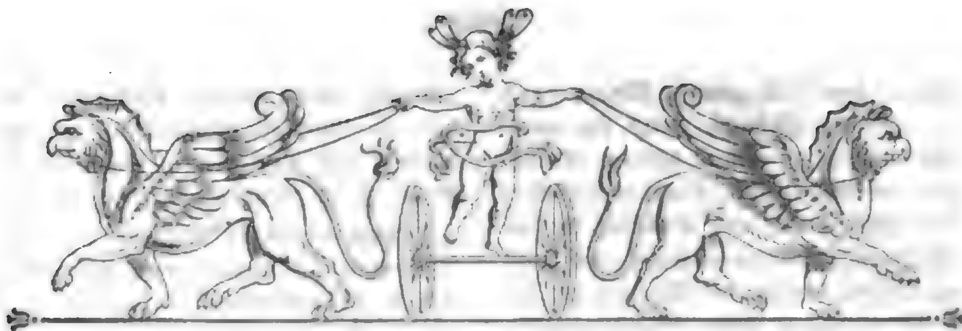
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Zur sächsischen Geschichte.]

Vom Geh. R. von Langenn erschien (Leipzig, Hinrichs) ein wichtiger Beitrag zur sächsischen Geschichte, eine Monographie über den Herzog Albrecht den Beherzten, den Stammvater des königlichen Hauses. Zu dieser für die Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts höchst wichtigen Darstellung standen dem Verfasser seltne archivalische Quellen zu Gebot.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 248. — den 18. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Forstberg lächelte über diese edelmüthige Schwärmerei, aber der Gedanke in ihm wurde fester, daß Rosaliens Liebe selbst erkaltet sei, und es ihr keine große Ueberwindung gekostet habe, einen Mann aufzugeben, dessen grübelnde Kälte einer heftigen Leidenschaft so schroff entgegenstand. Er betrachtete die hohe, schlanke Gestalt, das edle Gesicht mit den großen lebendigen Augen, und er sagte sich selbst, daß Rosalie, ohne schön zu sein, wie Sidonie, einen unendlich höheren Reiz besitze, den Reiz einer fesselnden Anmuth, jenen Gürtel der Grazien, ohne welchen die Schönheit bald in Gleichgültigkeit stirbt. Sidonie war eine Dame der Gesellschaft, ein Kind ihrer augenblicklichen Einfälle, eine verzogene Göttin des Salons, die in der leichten Sprache des alltäglichen Umganges sich mit Feinheit und Selbstgefühl bewegte, und für witzig und geistreich galt, weil sie mit Laune oder Malice über Alles zu sprechen wußte. Rosalie schöpfte aus der Tiefe eines klaren Verstandes, und ihre Worte bildeten Ausdrücke von Gedanken, die nachhaltig aus einem reichen Herzen kamen. Es war eine Mischung von Geist und Gemüth, die selbst in den geringsten Beziehungen sich kund machte; sie lebte in einer Welt voll idealer Gestalten und Träume; aber sie gab sich ihnen nicht hin, sie täuschte sich nicht selbst, sondern verknüpfte sie nur mit der realen Wirklichkeit, und suchte dieser eine schönere Fassung zu geben.

Forstberg fühlte sich stets mehr angezogen von der edlen, würdevollen Ruhe und Sicherheit dieses seltenen Mädchens. Als Stern ihr Herz einzunehmen schien, hatte er diesen nie um einen Besitz beneidet, der ihm schimmernd, aber auch kalt, wie Erz, erschien; jetzt sah er, wie unter der weißen Decke ein grüner Frühling wehete, eine Herzensgüte, ein warmes heißes Leben, das mühsam nur von dem beherrschenden Willen gebändigt wurde.

Er kam wieder und immer wieder, und mit jedem Male lernte er sie mehr bewundern. Die zarte Liebe und Aufmerksamkeit für den alten Vater rührte ihn tief. Der Professor war oft mürrisch und launenvoll, wie Künstler sind, die ein Leben hinter sich haben, welches, ihrer Meinung nach, ihnen nur schmerzlichen Undank gegeben hatte. Rosalie wußte diese finstern Wolken des Kummers von seiner Stirn zu scheuchen, und je öfter sie wiederkehrten, je mehr war sie bereit, alle frohe Laune, alle Heiterkeit und tausend schöne Träume hervorzusuchen, bis der letzte traurige Gedanke verschwunden war. Erst wenn das sorgende Gemüth des alten Mannes sich beruhigte, wurden ihre freundlichen Züge ernst und nachdenkend, und mit gewaltsamer Anstrengung schien sie die inneren Schmerzen zu besiegen. Forstberg wagte nicht zu reden. Ihre bittenden und befehlenden Blicke schienen ihm zu gebieten, den heiligen Kummer nicht anzutasten. Er versuchte daher lieber, sie zu zerstreuen, er erzählte ihr das Neue des Tages, gemischt mit tausend komischen Vorfällen des Lebens, und er war

ein geschickter Erzähler, denn bald gewann Rosalie dann ihre Ruhe wieder, und das Gespräch erhob sich unbemerkt aus der Alltäglichkeit zu einem höheren Standpuncte. Sie zeigte ihm ihre kleinen, künstlerischen Versuche; der Professor tadelte diese, und Forstberg vertheidigte ihren Werth; man sprach über Kunst und Wissenschaft, man zog Bücher hervor, die Meisterwerke der Dichter; Rosalie las mit ihrer süßen, begeisterungsfähigen Stimme, und es gab einen Austausch von Gedanken, die einen tiefen Eindruck auf den jungen Finanzrath machten. Er fühlte sich erhoben durch ihren Umgang, eine edle Vergeistigung trat in sein Leben, und Antheil an Interessen stellte sich ein, welche er früher abgewiesen oder verspottet hatte. — Seinen lebhaften Bemühungen gelang es, eine freundliche Wohnung zu einem sehr billigen Preise zu finden. Ausnehmend gefiel Rosalien das kleine Häuschen, welches getrennt von großen Vorgebäuden am Eingange eines schönen Gartens stand, und von ihnen allein bewohnt werden sollte. Die neu gemalten Zimmer wurden von dem letzten falben Laube der Rebe verdüstert, welche an der ganzen Breite emporstieg, und schwermüthig sprach der Wind mit den alten Linden und Ulmen, die gespenstisch grau in langen Reihen an der andern Seite hinabstanden. Rosalie vergaß, daß der nahende Winter hier einsam, öde und lang sei. Sie dachte an den Frühling, der diese weiten Räume mit Laub und Blüthen füllen würde, und der schwermüthige Zug ihres Herzens fand eine wohlthuende Nahrung in dem Contraste der heimischen Wohnlichkeit dieser stillen Gemächer und der tiefherbstlichen Todesnähe der Natur, welche mit jedem Blicke nach Außen sich fühlbar machte.

Rosalie wußte nicht, daß der Besitzer des Hauses ein Freund Forstberg's sei, durch dessen Vermittelung nicht allein der Zins so unbedeutend gestellt ward, sondern mancherlei Bequemlichkeiten, welche die Zimmer zierten, auch freundlich den neuen Bewohnern überlassen wurden. Forstberg wagte es nicht, seiner stolzen Freundin irgend ein Zeichen seiner thätigen Theilnahme zu bieten, welche sein Reichthum ihm leicht machte. Er fühlte so zart wie Rosalie, und erkannte, daß ein solcher Eingriff ihr schönes Verhältniß gestört haben würde. Mit großer Behutsamkeit that er, was er thun mußte, und mit den reinsten Empfindungen sah er sich als den geheimen Schöpfer so mancher kleinen Freuden, die das geliebte Mädchen in ihrer Einsamkeit glücklich machten. Der alte Professor war entzückt über die schönen warmen Teppiche in den Zimmern, die der Besitzer so bereitwillig darin gelassen hatte, und Rosalie freute sich über ein klangvolles Instrument, welches unter dem Vorwande, daß man keinen Platz dafür habe, mit der Bitte, es zu benutzen, ihr ganz überlassen war.

Bald war Alles so zierlich und sorgsam eingerichtet, so traulich und bequem jedes Plätzchen, und eine wohlthätige, sinnende Ruhe lag so zauberisch über dem Ganzen, daß Forstberg die Lobsprüche über den freundlichen Geist nicht unterdrücken konnte, der hier so anmuthig gewaltet hatte. Rosalie lächelte und führte den Freund vor ihre neueste Arbeit, ein kleines zierliches Bildchen. Es war das Häuschen selbst und der große Garten, mit den einzelnen düsterrothen Malven und schwankenden Astern zwischen entlaubten Bäumen und Gehegen. Die Abendsonne warf einen letzten zitternden Blick durch die Tinten des kalten Herbsthimmels, und vor der Thür des Häuschens beleuchtete sie zwei jugendliche Gestalten, deren Hände sich vereinten, während ein Greis in Silberhaaren die Augen gedankenvoll zu dem Hoffnungssterne erhob, der leise und einsam über ihm aus den Nebeln der Nacht trat. Forstberg erkannte leicht, daß er es sei, der hier neben der holden Meisterin stehe, und eine heilige Freude glänzte in seinen Blicken. Er vorzüglich hatte Rosaliens Eifer geschürt, ihr schönes Talent weiter zu bilden, und gegen ihr Vorhaben geredet, Musikunterricht zu ertheilen, ein Gedanke, der ihm peinlich und verletzend war. Die kleinen Bilder, welche sie seitdem gemalt hatte, waren immer auf seinen Betrieb durch Andere für ihn erkauft worden, und diese scheinbare Anerkennung hatte allein den Widerspruch und Tadel des Vaters erstickt, der seiner Tochter stets mit großer Hartnäckigkeit entgegentrat und den Undank der Welt gegen die Kunst und die Künstler aus seinem eigenen Beispiele vorstellte. —

Mit vergessender Heftigkeit ergriff Forstberg Rosaliens Hand und drückte diese zitternd an seine Brust. „Dies Bild," sagte er, „muß mir gehören, Sie müssen es für mich bestimmt haben, es darf keinem Andern zukommen."

„Nur für Sie ist es bestimmt," versetzte Rosalie lächelnd. „Ja, mein theurer Freund, einst, wenn Sie nach langen Zeiten an Stunden zurückdenken, die mir ewig lieb und werth sein werden, soll dies Bild Ihnen mein eigenes zurückrufen."

Forstberg wollte eine schnelle und vielleicht entscheidende Antwort geben. Sie sprach aus seinen glänzenden feuchten Augen und schwebte auf der geöffneten Lippe.

Plötzlich aber senkte er den Blick, und verdüstert, wehmüthig legte er die Hand auf die hohe Stirn.

Rosalie beobachtete ihn und führte ihn hinaus in den glänzenden Abend. Der Himmel hing voll zahlloser Sterne, deren funkelnde Pracht einen sanften Dämmerschein über den stillen Garten warf. „Sie sind betrübt, mein Freund,“ sagte sie sanft. „Es geht etwas in Ihrem Herzen vor, das Sie mir verbergen wollen.“

„Nichts, meine theure Rosalie, nichts,“ versetzte er abwehrend.

„Und wenn ich es wüßte,“ erwiederte sie. „Ich verstehe Ihr plötzliches Verstummen, Forsiberg. Ihre edle Freundschaft empfand plötzlich für mich einen Schmerz, den ich nicht mehr kenne. Heut ist Stern's Hochzeitstag, ich weiß es, und während wir hier einsam stehen, während meine Hand in der Ihren ruht, und die Minuten gehen und kommen, sitzt er an der reichen Tafel, oder sein Arm ruht um Sidoniens Leib, und sein Mund trinkt ihre Küsse. Ja, ich höre ihr Liebesgeflüster, es ist mir, als sprächen die Sterne davon; aber ich bin ruhig, mein Freund, mein Puls hat keinen schnelleren Schlag, und in mir ist es Frieden. Frieden mit der Welt, mit mir und mit Gott.“

„Ist eine solche Ergebung, eine solche Stille des Grabes Frieden zu nennen?“ sagte Forsiberg. „Dürfen Sie ungestraft die Schwächen der menschlichen Natur abwerfen, die sanften Schwächen einer beleidigten Weiblichkeit? Es wäre mir lieber, Rosalie, Sie zürnten und weinten, bis die Leidenschaft sich erschöpfte, und auf der Ruhe neue Hoffnungen wüchsen.“

„Sie verstehen mich nicht, mein theurer Freund,“ versetzte sie. „Ich leide auch, mein zagendes Herz will den Trost in Thränen, und öffnet sich dann in neuer Stärke, nicht in Erschlaffung, den Hoffnungen. Diese bringen mir Versöhnung, Ausgleichung, Erhebung; sie sind ein stolzer Strom, der eine wunderbare Kraft in mir entzündet. Keine Stille des Grabes ist mein Friede, er geht weit darüber hinaus, über Himmel und Sterne und über alle Zukunft. Verstehen Sie mich nun?“

„Ich bewundere Sie,“ sagte Forsiberg leise.

„Das ist ein kaltes Wort,“ erwiederte Rosalie. „Es gibt zwei Welten, Forsiberg. In der einen liebt und haßt man, wenn Leidenschaft und heißes Blut uns beherrschen, und das sogenannte Schicksal treibt mit uns sein launenvolles Spiel; die andere aber öffnet sich uns erst, wenn wir den Kampf mit uns selbst bestanden haben, wenn das kleinliche Getriebe des Lebens hinter uns liegt, und das Herz groß und tief genug empfindet, sich mit dem unvermeidlichen Schicksale der Menschheit zu versöhnen. Seine Dornen haben auch mich verwundet, und mancher Schmerz steht mir wohl noch bevor, aber gewiß auch manche Freude. Ich klage nicht, daß ich leide; es liegt in dem wechselnden Verhängniß, es ist die menschliche Bestimmung, welche erfüllt werden muß. Ich bin versöhnt mit Allem, was mich treffen kann, denn ich weiß, es verrinnt wie die Zeit, deren Kinder wir sind; und ich hoffe und vertraue und suche in mir selbst den nöthigen Schutz vor unserem Erbtheil, der Schwäche.“

„Und haben Sie Stern geliebt?“ fragte Forsiberg fast ängstlich.

„Heiß geliebt, wie mein Herz lieben kann,“ versetzte sie mit zitternder Stimme.

„Und das Gefühl, das Sie Schwäche nennen, Rosalie, ergreift Sie nicht in dieser schmerzlichen Stunde?“

Sie blickte stumm zum Himmel auf, und mit unendlicher Wehmuth sah sie dann den Fragenden an. „Gute Nacht, mein Freund,“ sagte sie und reichte ihm die Hand. „Es ist spät und ich habe noch viel zu schaffen.“

Rasch entfernte sie sich, und erglühend und im Streit mit sich selbst blieb Forsiberg lange stehen. Bald drangen Töne der Musik aus dem Zimmer, Beethoven's unsterbliche sehnsuchtsvolle Klagen, die heiligste Erhebung einer Seele, welche in Schmerzen und Zweifeln sich verliert und irdische Bande abstreifend sich zum Himmel rettet. Forsiberg lehnte an der Einfassung des Geländers, und sein Blut rollte fieberisch. Zwei Gewalten stritten in seiner Brust. Eine heiße Hingebung an dies seltsame schöne Wesen, und ein geheimes Grauen vor dieser unnatürlichen Kraft. — So versunken in sich selbst, sah er nach einer Weile den Professor kommen und bei sich vorüber in das Haus gehen. Die Töne schwiegen und Forsiberg eilte in seine Wohnung und wachte sinnend bis tief in die Nacht. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Forts.)

[Charakteristik der Böhminnen.]

Man muß unter den heutigen weiblichen Bewohnern Böhmens einen scharfen Unterschied beobachten. Seit zwei Jahrhunderten ist viel deutsches Blut, besonders österreichisches hier eingemischt worden, und die echt czechische Race wäre sicher gänzlich corrumpirt, besäße sie nicht eine consolidirte, überwiegende, unverwüstliche Natur. Hat man die Urform aber erkannt, so erkennt man auch die Abarten so leicht wie Creolen und Mestizen. Die Czechin hat etwas

mehr als mittlere Größe; die Gestalt ist plastisch, nicht auffallend und in die Augen springend, sondern beim ersten Blicke wohlgefallend, zu öfterer Betrachtung anziehend, dann die Sinne bestrickend und endlich herrisch fesselnd. Sie überrumpelt nicht bei Nacht und Nebel, sie unterjocht nicht die Wehrlosen, sie sucht keinen Kampf, ja sie rüstet sich nicht einmal! denn Alle, die sich nahen, haben weiße Friedensflaggen ausgesteckt, legen die Waffen zu ihren Füßen, und ergeben sich auf Gnade. Läßt sie sich besiegen, so ist es eine Verabredung, wie der General auf der Wachtparade zurückgejagt und im Uebungsmanövre geschlagen wird. In den einzelnen Partieen des Körpers herrscht bald das Slaventhum vor, bald die Antike, dann asiatische Urzüge und originelle czechische Formen. Die Form des Kopfes ist reinster kaukasischer Abstammung, das Oval des Gesichtes griechisch. Dunkles Haar, nie schwarzes, selten helles, während die Männer größtentheils blondes haben, lang und stark, zu mehrfachen Flechten geeignet, nicht zum Ringeln; die Stirn nicht hoch, matt auslaufend an den weichen, breiten Augenbrauen; gerade, starke Stumpfnase zwischen dunkelblauen, offenen Augen; die Wangen parallel mit den Schläfen, wodurch der schneidend scharfe Zug der etwas vorstehenden Backenknochen geglättet wird; das Kinn vollrund und ein wenig aufstrebend; der Mund mittelbreit, die Lippen blaßroth, nicht stark geschwellt; die Zähne lang, breit und schneeweiß. Der Teint ist bräunlich-roth; der Blick aus der Tiefe kommend, ruhig, warm, und sich sanft verschmelzend mit der Schwermuth, welche von den Augenwinkeln ausläuft, sich um Nasenflügel und Mundwinkel schlängelt und in der Kinngrube versiegt. Diese Schwermüthigkeit ist die hervorstechende slavische Eigenthümlichkeit, welche das Finstere des Antlitzes zur Dämmerung erhellt, und wodurch die Härte und Sprödigkeit des Ausdrucks gesänftigt wird; der Ernst dagegen bleibt unversehrt und unverlöschlich. Er kreuzt durch alle Richtungen, verdüstert selbst die vollen, langbewimperten Augenlider und stempelt die ausgesprochene Lüsternheit von Kinn, Lippen und Nase zur Genußsucht; ein ewiges autodafé der eigenen Lust. —

Hals, Nacken und Busen, letzter mehr durch den hochgewölbten Brustkorb als durch eigene Fülle hervortretend, erfreuen durch das schönste Ebenmaß, nicht durch Ueppigkeit; nur die ein Bischen hochgehaltenen Schultern stören die Harmonie. Die Arme sind voll, rund und festfleischig, während die Hand weich, ein wenig breit und die Finger lang; weniger passend zu Toilettestickereien und zum Lauteschlagen als zum Pflügen. Die Formation des Unterleibes endlich ist so excellirend, daß schon in den ältesten Sprüchwörtern davon Erwähnung geschieht: hierdurch erklärt sich auch die Gesundheit, die physische und psychische Kraft, die lange Lebensdauer und die Fruchtbarkeit der Czechin, und es ist eine Bürgschaft für die Fortpflanzung dieses schönen Stammes. Gleichmäßig mit den Hüften ist auch das Bein — Sichelbeine gehören zu den Raritäten — rund und stark, wodurch der Zierlichkeit des Fußes allerdings ein Eintrag geschieht; dafür ist der Schritt fest, der Gang sicher und die Haltung aufrecht und frank, wie ein Leuchtthurm auf einen Felsenvorsprung basirt. Deshalb ist die Czechin auch eine gewandte Tänzerin, bei den flüchtigsten Fußbewegungen und Drehungen nicht schwankend, obwohl sonst Raschheit nicht zu ihren Tugenden gehört; selbst die Hand- und Armactionen gehen etwas schwerfällig von Statten, die Masse ist zu compact, zu markig für flinke Motionen. Hierzu kommt noch ein volltönendes Organ, eine Mezzo-Sopran-Stimme, welcher außer der böhmischen Sprache nur das Hochdeutsche anpaßt; dieses klingt rein und wohl, und es ist eine interessante Frage, wie sich diese nördliche Mundart hierher verirrte, und in der Nachbarschaft der singenden Sachsen, Oberländer, der Baiern und Oesterreicher sich erhalten konnte. —

Dieser Gestalt, welche man in den böhmischen Bezirken und in den untern Volksclassen reinblütig findet, so wie dem ganzen Wesen der Czechin kann man nur bei flüchtiger Betrachtung Anmuth und Zartheit absprechen; sie besitzt Grazie, aber entfernt von aller Süßlichkeit und Verzärtelung. Nicht fein und nett, sondern energisch, männlich, kraftbewußt, mit würdigem Ernste tritt die Czechin dem Manne entgegen; sie wünscht ein gehaltvolles Gespräch, sucht Scherze einzuflechten, lacht über derbe Späße, wendet aber den Rücken bei equivoquen Redensarten. Sie ist nicht beredt, und doch verheimlicht sie nichts, — außer ihre Liebe; sie liebt aber nicht, um zu schwärmen, um ein zerrissenes Herz zu bekommen, sie empfindelt nicht und seufzt nicht, sondern trachtet den Gegenstand ihrer Neigung zu besitzen. Den Mondschein hat sie gerne, weil man bei Nacht tanzt und kost; das Nachtwandeln ist häufig, aber nicht mit dem Schatten, sondern mit dem Geliebten. Nicht der schöne, sondern der kräftige Mann erwirbt leichter ihre Gunst, und sie bleibt ihm treu, so lange er ihre Achtung nicht verliert. — —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Englische Eisenbahnen.]

Seit einem halben Jahre wird die London-Birmingham-Bahn in ihrer ganzen Länge befahren. Die Ergebnisse in Bezug auf die Interessen sind sehr günstig. Man macht in England Wetten, daß die Dividende des ersten Jahres 20 pCt. übersteige, da sie bereits im ersten Halbjahre 15 pCt. erreicht. Dagegen rentirt von allen englischen Eisenbahnen die London-Greenwich-Bahn mit ihren kostspieligen Viaducten am wenigsten. — Auf der Liverpool-Manchester-Bahn sind seit den acht Jahren ihrer Eröffnung fünf Millionen Menschen gefahren, und von diesen nur zwei durch Unfälle umgekommen, welche das plötzliche Zusammenstoßen der Wagen verursachte.

[Conversationslexikon für Weintrinker.]

Hellrung nennt sich der Mann, der die Wissenschaft des Weintrinkens ebenfalls durch ein Conversationslexikon zu basiren unternommen. Das erste Heft (Magdeburg bei Richter) erschien bereits, alphabetisch geordnet, natürlich, denn wer hier A sagt, muß auch B sagen. Wir finden hier eine Geographie des Weines und eine Geschmackslehre des Genusses.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 249. — den 20. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

6.

Stern's Hochzeittag war vorübergegangen, und er befand sich im vollen Glücke des Besitzes einer liebenden, schönen Gattin. Auch die Eltern hatten ihm weniger wahre Noth gemacht, als er glaubte. Der alte Stern hatte sich mit vieler Vorsicht benommen, und so wenig wie seine geputzte Gattin einen Anstoß erregt, dennoch aber waren die einfachen Leute der Gegenstand der größten Sorge des glänzendsten Brautpaares und die Ursache einer fortgesetzten peinigenden Unruhe gewesen.

Man hatte sie neugierig betrachtet, und die wenigen Worte, welche sie sich erlaubten, belächelt. Man flüsterte sich da und dort etwas zu, und Stern glaubte jedesmal zu verstehen, daß es ein hämisches Urtheil über die verlegenen Alten sei. Er erröthete vor Zorn und Scham und hatte doch nicht den Muth, durch ein freies, edles und würdiges Entgegenkommen seine Eltern und sich selbst zu ehren. Sidonie, welche am Tage zuvor mit so vieler Herzlichkeit sich benommen und die leisen Entschuldigungen ihres Verlobten eifrig abgewiesen hatte, indem sie erklärte, daß der brave Mann im schlichten Rocke ihr unendlich mehr gelte, als ein besternter Narr, die Eltern ihres Gemahls aber ihre theuern Verwandten seien, die Jedermann ehren solle und müsse, war nun nicht minder verwirrt in der glänzenden Gesellschaft; und ein glühendes Roth bedeckte ihre Wangen, als sie die Präsidentin mit dem alten Stern reden sah, der unbefangen von seinen Verhältnissen, seinem Treiben und Leben erzählte, und dann der höhnische Blick der alten Dame sich auf sie richtete. Erst mit dem Ende des Festes hörte die Sorge auf, und die nächsten Tage waren im Freudenrausche des jungen Glücks nicht geeignet, eine unmuthige Empfindung auftauchen zu lassen. Sidonie behandelte die Eltern ihres Mannes mit aller Schonung, aber doch mit einer gewissen vornehmen Herablassung, und leise Zeichen einer wachsenden Unruhe umwölkten ihren Blick, wenn bei den verschiedenen Gesellschaften und Besuchen die alten Leute gegenwärtig waren.

Mit dem Medicinalrath war es anders. Sidonie hatte die Gegenwart der Eltern am Hochzeittage theils als ein nothwendiges Uebel betrachtet, theils war es eine edelmüthige Empfindung, oder eine Eitelkeit, mit welcher sie, der Welt gegenüber, sich als frei von albernen Vorurtheilen zeigen wollte; aber ihre Erziehung und die wankelmüthigen Eindrücke des Blutes, denen sie allein folgte, überwältigten bald ihre Vorsätze. Mit jedem Augenblicke ward ihr die Nähe dieser Menschen lästiger, und jeder Besuch verstärkte ihr Widerstreben.

Stern dagegen war nur am ersten Tage verwirrt und von falschen Gefühlen bewegt. Bald hatte er auch Gelegenheit, zu bemerken, daß Viele der Achtungswerthesten dieser freimüthigen Anerkennung der edelsten Pflichten gegen seine Eltern Bewunderung zollten. Er warf mit Stolz die erniedrigende Scham fort; in der

großen Wohnung war Raum genug, den Eltern wurde ein schönes Zimmer eingeräumt, und Stern war nun in seinem Hause der zärtlichste Sohn, welcher mit wachsender Liebe die Eltern vor Allem auszuzeichnen strebte, und rücksichtslos nicht bemerkte, wie schwer es Sidonien wurde, in seine Freude einzustimmen.

Endlich nach zwei Wochen, als eines Morgens beide Gatten im zärtlichen Gespräch vereint plauderten, kam es zu einer Erklärung. Sidonie hatte lange von den Vergnügungen des Winters, von Gesellschaften, Putz und häuslichen Angelegenheiten gesprochen, als sie plötzlich fragte, wann wohl die Eltern wieder abreisen würden?

„Wünschest Du, daß sie reisen?“ sagte der Medicinalrath lächelnd.

„Ich denke,“ versetzte sie schmeichelnd, „wir geben in der nächsten Woche den großen Ball, wo wir nöthig alle Zimmer gebrauchen. Und, offen gestanden, lieber Gustav, Du wirst einsehen, die alten Leute passen nicht zu unsern Kreisen, sie sind nicht gewöhnt, sich hier zu bewegen, und wie sie ihr eigenthümliches Leben vermissen unter ihren Genossen, die sie verstehen, so geht es auch uns.“

Stern war schmerzlich berührt von dieser Erklärung. „Des Balles wegen also,“ sagte er, „soll ich meine Eltern zwingen, abzureisen.“

„Früher oder später muß es ja doch sein,“ erwiederte sie. „Ich fordere das nicht, aber die Welt, die Umstände. Es sind herzensgute Menschen, aber, Du verstehst mich, lieber Gustav, es ist doch für das gebildete Gefühl unmöglich, sich mit ihnen auszugleichen.“

„Und wenn meine Eltern nun immer hier in der Stadt bleiben wollten?“ sagte Stern.

Sidonie erröthete. „Ich hoffe,“ sagte sie hastig, „Du wirst einsehen, daß das nicht angeht.“

„Ich sehe nun ein,“ erwiederte Stern, „daß ich mich täuschte; allein so lange meine Eltern bleiben wollen, ist dies Haus das ihre.“

„Dann,“ sagte Sidonie zornig aufstehend, „möchtest Du leicht Dich noch mehr getäuscht haben. Das Schrecklichste in der Welt ist, sich lächerlich machen.“

Sie wollte sich entfernen, als die angelehnte Thür des Zimmers geöffnet wurde, und der alte Stern schnell hereintrat. „Halt! Frau Tochter,“ sagte er, „nicht dort hinaus. Ich komme, Euch zu sagen, daß unsere Zeit hier abgelaufen ist. Wir müssen nach Haus, je eher je lieber, ich und die alte Frau, die drüben schon Alles zusammenpackt. Und so muß es denn an ein schnelles Abschiednehmen gehen, denn draußen in der Vorstadt geht ein Wagen früh ab.“

Sidonie stand in großer Verwirrung vor dem alten Manne, der in seiner groben Hand die ihre hielt, und die andere seinem Sohne reichte. „Meine Kinder,“ sagte er, „laßt nie die Sonne über irgend einem Zorn untergehen, und Du, mein Sohn, umarme gleich Deine gute Frau.“

„Wollen Sie mich beschämen mit meinem Unrecht, das Sie hörten!“ rief Sidonie und senkte beschämt den Blick.

„Ich habe nichts gehört,“ sagte der alte Stern und bemühte sich zu sühnen. „Aber ich weiß, daß meine Frau Tochter ein braves gutes Herz besitzt.“

Sidonie warf sich an die Brust ihres Mannes und eine zärtliche, stumme Versöhnung ward geschlossen. Die alten Eltern reisten. Der Ball ward gegeben, glänzende Feste folgten und die kleine Störung war vergessen. Sidonie war zu schön, und ihr Gemahl fügte sich leise seufzend ihren Wünschen und Bitten, wie oft er diese auch als thöricht erkennen mochte. Von Natur einfach und mäßig und durch Erziehung und Schicksale an ein weise Sparsamkeit gewöhnt, war Stern keinesweges, und aus verschiedenen Gründen, ein Freund großer Kreise. Seinem ernsten Charakter sagte dies leichte Treiben wenig zu, und wie sein Geist keinesweges geeignet war, in der Gesellschaft zu glänzen, so hielt er es selbst der Würde des Arztes nicht angemessen, irgend eine Eigenschaft zu cultiviren, welche den Mann der Mode und des Tages bezeichnet. Gern hätte er, der bei seiner wachsenden Geschäftigkeit vom frühsten Morgen an bis zum Abenddunkel ununterbrochen thätig war, die wenigen Stunden, welche ihm zur Erholung blieben, in häuslicher Stille an der Seite einer geliebten Frau und im Kreise weniger Freunde verlebt; aber Sidoniens Sinn war diesem Verlangen ganz entgegen, und Stern sah sich gezwungen, ihren Wünschen nachzugeben, denn mit welchem Rechte konnte er der jungen, schönen und lebenslustigen Frau zumuthen, einsam mit ihm zu sein und Einladungen auszuschlagen, da ihr ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war? Er fühlte sehr wohl, daß er Sidonien einen Ersatz schuldig sei für die einsamen Stunden der ganzen langen Tage, wo er seinen Beruf erfüllte, und die, nie sich verändernd, Monate, Jahre, ihr ganzes Leben über ihn größtentheils von ihr entfernten. Daß sie den häuslichen Sinn nicht zeigte, bedauerte er, aber er entschuldigte es auch. Sidonie war im Genuß des Lebens erzogen, in verschwenderi-

schen Vergnügungen erwachsen, und Zerstreuung, Erfüllung ihrer Ansprüche, war ihr das erste Bedürfniß des Glückes. Grausam wäre es gewesen, hätte er gewaltsam beschränken wollen, was sie nicht freiwillig zu opfern geneigt war. Nur das Eine betrübte ihn, daß sie nicht erkannte, was er that; daß sie ganz natürlich fand, was er unter geheimen Qualen erfüllte, und nicht selten mit ihm schmälte, wenn er, nach ihrer Ansicht, zu spät erschien, um sie zu einem Feste zu führen, oder ein plötzlicher Ruf, welchen der Arzt so oft zur unbequemen Zeit empfängt, ihn von neuem entfernte. Gern hätte sie es gesehen, und als Zeichen der Liebe betrachtet, wenn er in solchen Fällen ihr Vergnügen seiner Pflicht vorgezogen hätte; allein in diesem Puncte war er unerbittlich, und nach einer ernsten Scene, in welcher er mit Strenge erklärte, niemals mehr eine solche Zumuthung hören zu wollen, wagte Sidonie nichts wieder.

Eine andere Ursache des wachsenden Unmuthes waren die großen Kosten, welche ein glänzender Haushalt und die gehäuften Vergnügungen sowohl, wie die Prachtliebe der jungen Frau hervorriefen, die eben so wohl durch Geist, wie durch blendenden und theuren Schmuck Neid und Bewunderung zu erregen suchte. Im Hause ihrer Eltern war sie an volle Befriedigung der feinsten und ausgesuchtesten Toilette gewöhnt und keinesweges hatte Sidonie die Begier nach der berauschenden eitlen Lust verloren, welche der Centralpunkt so vieler weiblichen Sehnsucht ist.

Der Geheimrath hatte sich daran, wie an den eigenen Gelüsten der Tafel ruinirt, denn trotz seines großen Gehaltes waren beträchtliche Schulden gemacht worden, und die vielen Ansprüche Sidoniens wurden nicht von einem equivalenten Nadelgelde begleitet. Stern's Einnahmen waren beträchtlich, allein mit geheimer Furcht berechnete er, daß sie doch nicht hinreichen würden alle Ausgaben zu decken, und finstere Falten zogen sich auf seiner Stirn zusammen, als er die vielen laufenden Rechnungen empfing, welche größtentheils Sidoniens Lust an Dingen zuzuschreiben waren, die er als Verschwendung mißbilligte.

Aber diese Falten glätteten sich bald wieder unter Sidoniens Küssen und Bitten. Er liebte die schöne Schmeichlerin, welche so süß und unbefangen über seine leisen Vorwürfe lachte und, wenn er von dem theuern Preise eines Schmuckes sprach, ihm erzählte, wie reizend sie darin erschienen sei, und welchen Schrei des Neides sie überall erregt habe.

Stern hoffte auf die Zeit, welche seine Gattin zu einer anderen Ansicht vom Leben führen sollte, zuvörderst aber auf das Ende des Winters, wo dann viele Vergnügungen, welche ihm besonders mißfielen, die Soireen und vor allen die Bälle, denen Sidonie als leidenschaftliche Tänzerin vorzugsweise sich hingab, aufhören mußten. Aber der Winter verging und Anderes fand sich, das nicht minder die Gefühle des Unmuths nährte. Der ernste, verständige Mann mit seiner strengen Liebe zur Ordnung war empört über die wenige Sorge, welche seine Gattin ihren häuslichen Pflichten widmete. Betrügerische Versuche der Dienstleute wurden von ihm entdeckt und Vorwürfe erfolgten, welche Sidonie mit Heftigkeit erwiederte. Sie erklärte ihrem Manne geradehin, daß sie keinesweges gesonnen sei, nach dem Ruhm einer wirthschaftlichen Hausfrau zu geizen, und Stern sprach in ungemessenen Worten von den Thorheiten, das Leben in Tanz und Lust zu vergeuden, und aus dem Leichtsinn einen Beruf zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschluß.)

[Die böhmischen Frauen; Musikalisches.]

Vielleicht daß mancher Leser und viele Leserinnen sich trotz dieser ausführlichen Beschreibung kein deutliches Bild einer Czechin vergegenwärtigen können; aber Jeder wird urtheilen, daß Mundt's Madonna keine Czechin sein kann. Die Oertlichkeit dieses Romans ist auch in einem deutschen Kreise Böhmens. Man findet eher eine Magdalena als eine Madonna. Die ältere Geschichte und Kunst belehrt uns darüber. An dem linken Pfeiler des altstädter Brückenthurmes, nahe an der Brüstung, sieht man aus Stein gehauen einen Geistlichen, durch Kutte und Käppchen kennbar, in gebückter Stellung und an den Füßen eines Frauenzimmers beschäftigt; sie hält sich die fliegenden Röcke mit den Händen zusammen und hat eine spöttisch lächelnde Miene. Man sagt, daß dies Luther vorstellen und als Verhöhnung gelten sollte; allein diese Auslegung kommt gewiß von den geistlichen Herrn, denen doch die Begehrlichkeit nach so lüsterner Kost leicht zu verzeihen ist. Das erzene Standbild Nepomuck's auf der Brücke,

„Der arme Johanussen
Der hat mussen
Sein Leben bussen
In der Moldau-Flussen,"

mag wohl auch etwas von der schönen Königin Johanna zu erzählen wissen; und am linken Ufer ist noch das Badehaus zu sehen, woraus der faule Wenzel nackt entsprang und von Susanna hinübergeschifft und aus der Gefangenschaft gerettet wurde, wofür er sie in sein Bette nahm. — Eine solche Magd, im alten Sinne des Wortes, ist die

Czechin, eine Amazone, eine Wlasta, wie sie Ebert in seinem Epos treffend geschildert hat.

Solche stahlgerüstete Frauen erfordern auch kampffähige Männer, aber nicht Leute, die in Teplitz die Gicht curiren oder in Karlsbad die hämorrhoidalischen Beschwerden erleichtern wollen; kein Wunder also, daß selbst das in Wahrheit schöne Geschlecht diese Fremden nicht hier zu fesseln vermag, sie fürchten eine totale Niederlage im Mägdekriege. Was sonst eine Anziehungskraft besäße, um zu längerem Aufenthalte zu bewegen, weiß ich nicht; Gastfreundlichkeit gehört in Prag zu den Ausnahmen, Ungeselligkeit zur Regel, die häuslichen Cirkel bieten wenig Abwechslung und viel Krähwinkelei, das öffentliche Leben spärliche Erheiterung und selten einen wahren Genuß, wenn nicht in dem Meere ennuyanter Mittelmäßigkeit manchmal ein gastirender Künstler als Fettauge obenaufschwimmt. Prag muß, aus Mangel eigener genügender Production, seine geistigen Bedürfnisse durch Einfuhr befriedigen, so wie Salz von Auswärts geholt werden muß, und wie unter Karl IV. Burgunder-Reben hereintransportirt wurden, um den Wein bei Melnik zu pflanzen. — Ich will die vergangenen Monate überblicken.

In meinem letzten Berichte sprach ich über den Zustand der Malerei, ich möchte heute ein Mehreres über Musik niederschreiben; allein ich habe keine Lust, wie eine trauerfarbige Dohle herumzuflattern und zu krächzen. Es wird viel geschwatzt von dem musikalischen Böhmen, und die Böhmen selbst halten sich für das auserwählteste musikalische Volk; aber wie das auserwählte Volk Gottes sind sie über den Erdboden zerstreut und harren einer baldigen Weltherrschaft, und haben nicht einmal wie die Juden eine vergangene Herrlichkeit. Wer sind denn die ausgezeichneten böhmischen Musiker? wie heißen die Compositeurs, die Instrumentalisten, die Sänger? Wahrlich es ist ein winziges Häuflein. Der Sinn für Musik ist den Böhmen zuzusprechen; sie sind von Natur aus empfänglich dafür, sie lieben sie wie keine andere Kunst, und dieser Sinn veranlaßte Mozart's Aeußerung: die Böhmen verstehen mich. Die Neigung aber beschränkt sich auf Instrumentalmusik; die armen Landbewohner trachten darnach, daß ihre Kinder Geige, Flöte oder ein Blechinstrument spielen lernen. Alle Bettler spielen die genannten Instrumente; und die berühmten böhmischen Musikanten fügen nur noch die königliche Baßgeige hinzu. Das ist die ganze Herrlichkeit des musikalischen Böhmens. Schon Maria Weber, welcher drei Jahre in Prag lebte und dem ein competentes Urtheil Niemand absprechen kann, klagte in seinen damaligen Briefen über den Zustand der Musik in Prag und verwunderte sich über den ausposaunten Ruf. Seit jener Zeit hat er sich nicht gebessert, obwohl einige Talente, besonders wieder Instrumentalmusiker, mehrere Pianisten aufgetaucht sind, welche auf den Namen Künstler Anspruch haben; hingegen die Composition treibt spärliche Blüthen. Tomaschek ist der Einzige, den man mit vollen Ehren nennen kann, und dieser gehört zu den Alten; unter den Jüngern sind eifrig und warm Strebende, aber es ist noch Keiner bedeutend hervorgetreten, alle ihre Productionen waren noch kümmerlich, schulsüchtig und nach dem contrapunctistischen Gängelbande. So haben sich 14 Componisten aus Böhmen zusammengethan, um das „musikalische Album" zu schreiben, welches unter Redaction des Ritters von Rittersberg erschien. Der Zweck, den Erlös den Ueberschwemmten in Ungarn zuzuwenden, verbietet jede Kritik, sonst könnte man eine bittere darüber schreiben. Nur eine einzige Composition darin ist ganz zu loben: das „Notturno von Veit in des," obwohl er sich gar zu ängstlich an sein Vorbild John Field anklammert; alles Uebrige ist theils Mittelgut, theils sündhaft schlecht.

Erfreulicheres nächstens über die Aufführung von Mendelsohns „Paulus." L**.

Notizen.

[Prinzessin Amalie von Sachsen, Königliche Hoheit.]

Das bei Otto Wigand erscheinende Conversationslexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte bringt im zweiten Hefte unter mehreren interessanten Artikeln auch einen Abschnitt über die obgenannte Prinzessin des königl. Hauses, die älteste Schwester des jetzt regierenden Königs Friedrich August von Sachsen, welcher man bekanntlich eine große Reihe dramatischer Arbeiten zuschreibt. Der Art. gibt den 10. Aug. 1794 als den Tag ihrer Geburt an. „Oeffentliche Nachrichten, heißt es unter anderem, bezeichnen sie als Componistin mehrerer nicht mißlungener Kirchenstücke, darunter ein Stabat mater vorzüglich ausgezeichnet sein soll. Sie soll auch mehrere Opern, zu denen sie selbst den Text geliefert, z. B. Il figlio perduto, Il marchesino, La casa disabitata u. a. componirt, aber die Aufführung blos vor der königl. Familie gestattet haben. Nur die Operette „die Siegesfahne," deren Text nicht von ihr ist, kam auf das dresdner Theater. Außerdem ist sie als dramatische Dichterin aufgetreten, zuerst mit dem Schauspiel „Mesru, König von Baktriana," dessen Stoff aus Tausend und Einer Nacht entnommen ist." — Die drei Lustspiele und drei Schauspiele, welche in zwei Bänden in Dresden bei Arnold im Druck erschienen, sind fast auf allen deutschen Bühnen eingebürgert.

[Beranger.]

Die Uebertragung einer Auswahl der Beranger'schen Nationallieder von Chamisso und Gaudy beschäftigt gegenwärtig viele Freunde der Poesie; man erfreut sich mit Recht dieser gelungenen Arbeit. Sehr erwünscht kommt eine deutsche Ausgabe des Originaltextes in einer Auswahl: Chansons choisies de P. J. de Béranger, welche die Buchhandlung Velhagen und Klasing in Bielefeld als étrennes pour les dames sehr geschmackvoll ausgestattet hat.

[Die deutsche Monumentomanie.]

Die deutsche Monumentenwuth greift entweder sehr weit nach Gegenständen und Personen aus, nach Hermann dem Cheruskerfürsten, oder bleibt in sehr gemüthlich engen Grenzen. Auch Königsberg hat Denkmale gesetzt, nicht seinem Kant, seinem Hippel, seinem Hamann, nicht im Namen des Landes Preußen seinem Herder, sondern einem Oberbürgermeister und einem Generalstabsarzt. Das Verdienst dieser Männer soll auf keine Weise hiermit geläugnet werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 250. — den 21. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Nach heftigem Streite entfernte sich der Medicinalrath und seine Gattin suchte weinend Schutz und Trost bei den Eltern, bei denen sich so eben die Präsidentin befand. Der Geheimerath rangirte die Stirn und sprach in Gemeinplätzen von dem Recht und Unrecht auf beiden Seiten, die Mutter aber schloß Sidonien heftig in die Arme und warf die Schuld auf den unverständigen Mann, denn wann hätte eine Mutter in solchen Fällen der Tochter nicht Recht gegeben!

„Siehst Du, mein Kind," sagte die Präsidentin, „hättest Du meinen Ermahnungen gefolgt, Du würdest jetzt Forstberg's glückliche Frau sein. Ein Mensch, wie Stern, der überall an die Form stößt, und nichts von Erziehung und Gesellschaft weiß, mußte Dich unglücklich machen. Ihm würdest Du nur genügen, wenn Du selbst an den Herd träts, oder mit Wedel und Bürste in der Hand das Haus durchfegst, und dann Abends an seiner Seite Strümpfe strickest bis um Mitternacht, während er Krankengeschichten erzählte." So betrübt Sidonie war, mußte sie doch über diese Ausmalung lachen. „Wenn es auch nicht so arg ist," sagte sie, „aber wahr bleibt nur zu Vieles. Die Frau eines Arztes ist immer ein beklagenswerthes Geschöpf. Von Morgen bis zum Abend fährt Stern umher, und kommt er endlich, so ist er müde, abgespannt, verstimmt und launenvoll. Ich sehe ihm den Unmuth an, daß er nur meinen Wünschen leben soll, und lieber würde er einsam in seinem Zimmer ruhen, lesen und rauchen, die abscheuliche Pfeife im Munde, die ich in meiner Nähe nicht dulde, und dann mit mir und ein paar langweiligen Freunden die Zeit verplaudere, als Gesellschaften besuchen, die er abgeschmackt, fade, und nach und nach unerträglich findet. Ich bitte Dich, liebste Mutter, was soll meine Zukunft sein? Soll ich in meiner Jugend verkümmern? Ach! ich empfinde ganz, daß ich eine Thörin war. Stern ist geizig, er bedauert und berechnet jede Ausgabe. Seine Erziehung, seine frühere Armuth haben ihn an eine Einfachheit gewöhnt, die mir unerträglich ist. Ich glaube, er möchte mich bereden, daß der Mensch, um gesund zu sein, von den gröbsten und einfachsten Nahrungsmitteln in Einer Schüssel leben soll, und man Jahr und Tag mit Einem Kleide Haus halten könne."

Als sie dies sagte, trat Stern herein, und vor seinem großen ruhigen Auge senkte sich Sidoniens Blick in Beschämung. „Es thut mir leid," sagte er, „daß Du Andere, und wenn diese auch Deine theuersten Verwandten sind, zu Vertrauten in den kleinen Störungen unseres häuslichen Glückes machst. Die Ehe ist ein so zartes elektrisches Band zwischen zwei Herzen, daß jede fremde Berührung nur schmerzend wirkt."

„Das klingt recht philosophisch und empfindsam dabei," versetzte die Präsidentin boshaft lächelnd, „allein besser wäre es gewesen, wenn Sie meiner Nichte nie Gelegenheit geboten hätten, ihren Kummer äußern zu müssen."

„Und wem soll sie denn ihr Leid klagen," sagte die Geheimeräthin lebhaft, „wenn nicht uns, ihren Eltern und Verwandten. Machen Sie auch daraus selbst eine Anklage für mein armes Kind?"

„In der That, lieber Stern," rief der Geheimerath zwischen Begütigung und Unwillen schwankend, „Sie gehen zu weit, Sie fordern zu viel von Sidonien."

Der Medicinalrath sah sie Alle ruhig an, dann reichte er seiner Gattin die Hand und sagte: „Ich muß nach Haus, liebe Sidonie, willst Du mich begleiten?"

„Impertinent!" rief die Präsidentin halb laut. „Ich hoffe, Du bleibst, mein Kind."

„Bleiben Sie, Stern," rief der Geheimerath, „lassen Sie uns ausführlich sprechen."

„Nicht über mein Verhältniß zu Sidonien, lieber Vater," sagte der Medicinalrath. „Es würde ein Riß durch das Allerheiligste sein. Ich klagte nie und werde nicht klagen; Sidonie mag sich fragen, ob ich wirklich der geizige, mürrische Mann bin, wie sie sagt, aber wir Beide allein müssen uns verständigen; kein Zeugenverhör, keine Einsprüche, kein Proceß vor dem Tribunale wohl- oder übelwollender Verwandten. Ich gehe, Sidonie, und wünschte, Du folgtest mir."

Die junge Frau stand ungewiß, aber die Bande der Zuneigung siegten. Sie eilte auf ihren Gatten zu und warf sich in seine Arme. „Du verkennst mich," sagte sie, „Deine Vorwürfe sind ungerecht, aber ich folge Dir gern. Sei gütig gegen mich; sei nachsichtig, ich bedarf es jetzt mehr als je, denn vielleicht hast Du doppelt zarte Rücksichten, mich zu schonen." — Eine heftige Empfindung bemächtigte sich ihrer, sie verbarg das Gesicht an seiner Brust und schlang die Arme heftig um seinen Hals.

„O, meine Sidonie!" rief Stern voll ahnendem Entzücken, „nur glücklich will ich Dich machen, und einig, ganz einig, laß uns immer den Weg durch die Welt gehen." —

In dieser heiligen Minute war Alles versöhnt, sogar die Präsidentin besiegte den Widerwillen, und im besten Einverständniß trennte man sich.

Die Aussichten auf die Vaterfreuden hatten Stern's Herz weit geöffnet in Liebe und Nachsicht. Er war so zärtlich, so unermüdet sorgsam, daß Sidonie sich wahrhaft glücklich fühlte. Alle ihre Bitten, ihre Wünsche fanden das willigste Ohr, und diese unverdrossene Güte rührte ihr leicht erregbares Herz unendlich. In solchen Augenblicken fand sie, daß Stern wohl häufig Ursache habe, sich zu beklagen; sie nahm sich vor, mehr in seine Ansichten einzugehen, und hörte willig zu, wenn ihr Gatte pedantisch, wie es ihr schien, aber doch höchst verständig, ihr lange Berichte über das Glück der Häuslichkeit und manche kleine Beschränkungen machte, welchen sie die Zustimmung nicht versagte. Stern sagte ihr unverhohlen, daß seine Einnahmen bis jetzt weit hinter den Ausgaben ständen, daß er in Verlegenheiten verwickelt sei, die nur eine weise Sparsamkeit lösen könne, und mit gütigen Blicken forderte er sie auf, ihn dabei zu unterstützen. Sidonie versprach Alles, um es in wenigen Tagen zu vergessen. — Der Winter war vergangen, und die Vergnügungen, gegen welche Stern vergebens gepredigt hatte, machten anderen Platz. Kleine Reisen, eine Sommerwohnung, Gesellschaften verminderten die Rechnungen des Doctors nicht, der mit großer Geduld sich in sein Schicksal zu finden schien, und immer auf einen günstigen Punct der Aenderung wartete. — Dieser schien ihm bei den Umständen seiner Gattin zu nahen, und alle seine Hoffnungen ruhten auf dem jungen Weltbürger, der Sidoniens Liebe zur Weltlust abwenden sollte, durch die zärtliche Besorgniß einer jungen Mutter, die das heiligste Glück des Lebens und ihre schönste Zukunft in dem Kinde an ihrem Herzen erblickt.

Hierauf berechnete er Alles und täuschte sich selbst, wenn er seufzend und mit steigender Erbitterung den Leichtsinn seiner Gattin bedachte. Heimlich saß er oft und sann über sein Leben nach. Rosalie stellte sich dann neben die Wirklichkeit, und gewaltsam mußte er sich seinen Träumen entziehen. Aber die Zukunft war noch nicht geschlossen, er besaß noch Hoffnungen dafür, und mit neuem Muthe erhob er sich aus der Erstarrung und wandte sich beruhigt den widerwärtigen geräuschvollen Kreisen zu, mit welchen sich Sidonie umgab.

So nachsichtig aber Stern auch war, in Einem hatte er fest beschlossen, seinen Willen zu behaupten, und er benutzte jede sanfte, vertrauungsvolle Minute, um Sidonien dafür zu gewinnen. Nichts erschien ihm unnatürlicher, als eine Mutter, welche, bestimmt von der Natur, ihr Kind zu ernähren, die erhabensten Gesetze des Schöpfers so sehr verachten konnte, daß sie alle die angeborene Liebe und Sorgfalt aus der Brust reißen, und einer Fremden ihr theuerstes Kleinod vertrauen mochte. Es galt ihm als der grausamste und sündlichste Hochmuth, welchen die moderne Verwilderung des Gemüths erzeugte, als sie Ammen statt Mütter erfand, um eben so wohl sich der heiligsten Sorgen und Mühen zu entheben, als in der schlechtesten Eitelkeit mit einer Unnatur zu prunken, welche in andern Zeiten als die

größte Schande gegolten hätte. Zu diesen Meinungen fügten sich weiter die materiellen Bedenken. Als Arzt wußte Stern, wie vielfache Verantwortung auf der Wahl eines solchen mütterlichen Substitutes ruhe, das gewöhnlich den niedrigsten, verwahrlosten Ständen entnommen, und durch Leichtsinn zur Helferin der hochmüthigen Verkehrtheit gemacht, alle Gemeinheit der Gesinnung, alle Keime der Sünde, und die leichtfertigste Sorglosigkeit und Rohheit des Gemüths mit sich vereint. Er konnte sich der Gedanken nicht erwehren, daß der Einfluß der Nahrung eines solchen Wesens vielleicht selbst einen gewissen Antheil auf die Zukunft seines Kindes haben könnte, oder doch ihre Nachlässigkeit oder brutalen Begierden seine Gesundheit bedrohen, und dies um so mehr, da er überzeugt war, Sidonie würde bald genug, von Vergnügungen umrauscht, sich aller Sorge begeben. Endlich aber wurden auch die Kosten seines Haushaltes dadurch beträchtlich vermehrt, und bei seiner finanziellen Bedrängniß durfte er auch dies nicht unbeachtet lassen.

Sidonie hörte Anfangs lächelnd seine Bitten und schien in manchen Augenblicken auch die Wichtigkeit seiner Gründe zu begreifen; je näher jedoch die Zeit rückte, um so lebhafter wurden ihre Einwürfe. Sie suchte Stern's Besorgnisse zu entkräften; sanfte Bitten und Vorstellungen wechselten mit allen Launen und Widersprüchen, durch welche eine Frau den Willen ihres Gatten zu bekämpfen strebt. Als dieser jedoch hartnäckig und unbeugsam auf seinem Vorsatze beharrte, erklärte sie ihm mit Heftigkeit, daß sie keinesweges geneigt sei, Monate lang sich so große Opfer aufzulegen.

„Tausende von Kindern," sagte sie, „sind kräftig und gesund bei der Ammenmilch geblieben, und es scheint mir ziemlich lächerlich, nach so vielen Beispielen einen gelehrten Mann von dem Einfluß auf die Neigungen durch physische Nahrung sprechen zu hören. Jede Frau, die es irgend vermag, entzieht sich den schrecklichen Beschwerden, den schlaflosen Nächten, dem Geschrei und aller der Pein, welche ein junges Kind verursacht. Und von mir willst du verlangen, was der gewöhnlichste Mann einsichtsvoll seiner Frau bewilligt?"

„Wenn Du," versetzte Stern mit gerunzelter Stirn, „auch alle meine höheren Gründe verwirfst, so bleib bei dem geringsten stehen. Ich bin so weit, Dir bekennen zu müssen, daß selbst dieser ein unübersteigliches Hinderniß ist. Statt begütert zu sein, bin ich ärmer als je, unglücklicher als damals, wo ich unbekannt und allein, zu Fuß die Straßen durchwanderte und für weniges Geld ein dürftiges Mittagessen verzehrte. Ich besaß nichts, aber ich hatte ein freies Gemüth, denn ich hatte keine Schulden. Deine Sucht nach Vergnügungen und Verschwendungen jeder Art haben alle meine Bemühungen vergebens gemacht. Ich war schwach genug, dies Alles zu gestatten, aus Liebe zu Dir, aus dem Wunsche, Dich glücklich zu wissen. Ich bitte Dich, Sidonie, ich beschwöre Dich, nur dies Mal erkenne, daß alles Glück unserer Zukunft auf Erfüllung meiner Bitte beruht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant's sämmtliche Werke, herausgeg. von Rosenkranz und Schubert.

Die neueste Lieferung der Werke des großen Philosophen (Leipzig, bei Leopold Voß) bringt uns im vierten Theile die Kritik der Urtheilskraft und die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen; im achten Theile die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und die Kritik der praktischen Vernunft; im zehnten Theile die Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft und Kant's letztes Werk, die Abhandlung über den Streit der Facultäten. Diese letzte Schrift, durch die berliner Monatsschrift und Hufeland's Journal, sonst nur in einer einzigen Ausgabe vom Jahre 1798 im Publicum bekannt geworden, ist zugleich ein wichtiges Document zur Geschichte deutscher Culturentwickelung, das zur Parallele mit mancherlei wiederkehrenden Reibungen und Nöthen führt. Man hatte damals der Befürchtung Raum gegeben, bei weiterem Umsichgreifen Kant'scher Grundsätze und Kant'scher Forschungslust möchte es schwierig fallen, für die Kanzeln noch gläubige Candidaten zu finden. Die Differenzen zwischen den Ergebnissen der forschenden Vernunft und den Glaubenssätzen der Ueberlieferung durch einen Cabinetsbefehl zu beseitigen, oder unschädlich zu machen für die Welt, erschien einem absoluten Willen sehr lockend und unter dem Wöllner'schen Ministerium in Berlin erfolgte in der That eine königl. Cabinetsordre, welche Kant verbot, sich auf dem Katheder oder in Schriften über die Religion auszulassen. Kant hatte die große Enthaltsamkeit, hierüber Stillschweigen walten zu lassen, bis er bei dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen im „Streit der Facultäten" sich wieder frei über Religion und Theologie aussprach, den damaligen Zustand der protestantischen Kirche in Preußen schilderte und die königl. Cabinetsordre aus Wöllner's Zeit wie seine Antwort darauf zur Rechtfertigung seines Gewissens abdrucken ließ. Rosenkranz setzt diese Verhältnisse seines Philosophen in der Vorrede auseinander und deutet damit auf die reichhaltigen Interessen hin, welche die Biographie des Mannes bieten wird. Parallelen zu dem Dilemma zwischen Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Besorgniß schwacher Köpfe liegen, wie gesagt, in der Entwickelung des deutschen Lebens nahe, und Rosenkranz selbst deutet sie an. Wolf mußte weiland in Folge eines Cabinetsbefehls, den die halleschen Pietisten bewirkt hatten, binnen 24 Stunden Halle räumen, fand in Marburg gastliche Aufnahme, hatte aber bald die glänzende

Genugthuung, daß Friedrich der Große, der in Rheinsberg aus der Wolf'schen Philosophie ein emsiges Studium gemacht hatte, seine Zurückberufung zu einer seiner ersten Regierungshandlungen machte. — In Folge seiner Lehre von der moralischen Weltordnung wurde Fichte in Jena des Atheismus angeklagt und mußte seine Professur niederlegen. Er fand damals in Berlin nicht blos ein Asyl, sondern auch den beglaubigten Wirkungskreis zur Feststellung seiner Lehre, die recht eigentlich dem Herzen seiner Zeit angehörte und diesem nicht zu entreißen war. — Auch Jacobi wurde des Atheismus angeschuldigt, und zwar von Schelling. Die damalige baiersche Regierung legte so wenig Gewicht auf diesen Angriff, daß der Angeschuldigte in der Präsidentur der münchner Akademie sogar seinen Ankläger zum Nachfolger erhielt. Vor kurzem stand die Frage auf der Spitze der Entscheidung, ob Strauß und der großartige Geist seiner Forschung mit Hülfe polizeilicher Maßregeln zu bekämpfen: die Begutachtung des würdigen Neander in Berlin führte zu dem Entschluß, die Widerlegung wissenschaftlicher Ergebnisse der Wissenschaft zu überlassen. Endlich ist in unsern Tagen eine ganze philosophische Schule, die Hegel'sche, in Anklagestand gesetzt. So lange Philosophie existirte, lief die Besorgniß vor Atheismus immer nebenher, denn selbst das Forschen nach Gottes Dasein, der sehnsüchtige Drang des Geistes, den Spuren seines Wandels nachzukommen, wird der Anmaßung der frommen Dummheit und der Schwäche des Verstandes gleich sehr bedenklich und menschengefährlich. — „Kant hat in der Reihe dieser Begebenheiten" — wie Rosenkranz im Vorworte sich ausdrückt, — „die eigenthümliche Stellung, daß er jedes Aufsehen vermied und glücklicherweise aus einer Regierung in die andere übergehen konnte, ohne den Staat, worin er lebte, oder seine amtliche Wirksamkeit aufgeben zu müssen." Auf diese geistvollen Vorreden der drei Bände sei das Publicum verwiesen, das sich um den innern Zusammenhang der Werke des Philosophen bekümmert. Nach Rosenkranz's Andeutungen ergibt sich hier schon vorläufig, daß die sachliche Anordnung in Zusammenstellung und Mittheilung der einzelnen Schriften mit der chronologischen Reihenfolge ungesucht zusammenfällt. In seiner Geschichte und kritischen Darlegung der Kant'schen Lehren, die wir zu Ostern mit der Biographie des Philosophen von Schubert, als Zubehör dieser Gesammtausgabe, zu erwarten haben, werden diese vorläufigen Andeutungen der Vorreden ausführlich erweitert werden. Wir theilen noch mit, was Rosenkranz von Kant's Abhandlung über das Gefühl des Schönen und Erhabenen äußert. „Kant scheint in der Zeit, als er diese kleine Schrift abfaßte und so emsig erweiterte, mit rechter Lust den Menschen in seiner empirischen Wirklichkeit studirt zu haben. Gerade der Gegensatz zu seinen früheren abstracten Studien schärfte vielleicht seinen von Hause aus unbefangenen und durchdringenden Blick. Man muß sich nur den „schönen Magister," wie er in der Stadt genannt wurde, im eleganten Anzuge vorstellen, wie er, nachdem er Morgens seine Vorlesungen gehalten, vor Tische eine Restauration besuchte, eine Tasse Thee oder Kaffee trank und seine Partie Billard spielte; wie er dann bei Tische die gesprächigste Laune seiner Convivalen zu erhalten wußte; gegen Abend, nachdem er wiederum gearbeitet, seinen Spaziergang machte und dann noch, wie Herder erzählt, in allen Coterien glänzte. Sollte man nicht glauben, daß ich gar nicht von dem vorigen Jahrhundert, gar nicht von Königsberg, am wenigsten von Kant, sondern von einem modernen Philosophen des Tages in Paris spräche? — In solch' heiterem, vielseitigem Verkehr erwarb sich Kant seinen umfassenden Blick für alles Menschliche, seinen in der That sehr feinen Geschmack. Es ist erstaunlich, wie er mit der ganzen Welt sich ersättigte, wie er überall in jedem Volk, in jedem Stande, in jeder bedeutenden Stadt orientirt war, ohne gereist zu sein. Er hat sich in der Vorrede zur Anthropologie selbst darüber ausgesprochen. Das Reisen als solches ist noch nicht bildend; es kommt auf das Bewußtsein an, womit der Reisende, was ihm sich darbietet, erfaßt, und in unserer Zeit könnte es vielleicht dahin kommen, daß das Reisen eine bloße Manie würde, eine zwecklose Unstätigkeit schwächlicher Charaktere und Talente, welche sich durch jede Festigkeit der Situation sogleich gedrückt, durch jede Anstrengung sogleich erschöpft fühlen. Mögen denn solche sich an Kant's Energie erbauen, wie er in dem trüben und rauhen Norden in statarischer Arbeitsamkeit dennoch das Weltleben in allen seinen Culturstadien sich beständig gegenwärtig erhielt." — „Man möchte beinahe glauben," sagt Rosenkranz noch zum Schluß, „daß Kant in der Abfassung der Schrift über das Gefühl des Schönen und Erhabenen auch sich selbst ein biographisches Genüge gegeben, und damals als Philosoph mit einer Liebe gekämpft habe, die in seinem Herzen aufgekeimt war und der die Umstände die wünschenswerthe Befriedigung versagten, so zart, so innig sind alle Bemerkungen über das weibliche Geschlecht und die Liebe. Wo er den Unterschied des Angenehmen und Reizenden bei Frauen berührt, entschlüpfen ihm die Worte: „„Ich mag mich nicht in gar zu ausführliche Zergliederungen dieser Art einlassen; denn in solchen Fällen scheint der Verfasser jederzeit seine eigene Neigung zu malen."" Wo der Poet ein Sonett dichtet, seines Herzens Herr zu werden, schreibt der Philosoph eine Abhandlung. Doch ist dies am Ende gleichgültig; das Wesentliche ist die schöne, ritterliche Würde, der sanfte Schmelz, womit Kant hier über die Frauen und die Ehe spricht. In der Anthropologie klingt in dieser Hinsicht mehr der Ton des berühmten Hippel'schen Buchs über die Ehe durch, die leise persiflirende Laune eines Mannes, der sich selbst bei Allem, was er bespricht, nicht mitbetheiligt weiß."

Notiz.

[Mistreß Anna Jameson.]

Mrs. Jameson, die berühmte Kennerin deutscher Literatur, die so viel Verdienst sich erworben, diese Kenntniß dem englischen Geschmack annehmbar zu machen, geht damit um, die Stücke der Prinzessin von Sachsen zu übersetzen. Ueber ihre Reise durch Canada und die Wilden, mit denen sie viel verkehrt hat, ist von Mrs. Jameson noch nichts literarisch erschienen. Zu Anfang des nächsten Jahres erwartet man sie in Weimar, wo sie jedoch nur kurze Zeit verweilen wird, um nach London zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 251. — den 22. December 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. — Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Fortsetzung.)

Stern umfaßte Sidonien mit einer Angst, die rührend aus seinen kummervollen Mienen sprach. Eine Thräne füllte sein Auge und fiel langsam heiß und brennend auf ihre Hand. Nie hatte Sidonie ihn so ergriffen gesehen. Der kalte, ernste Mann weinte; welcher Schmerz mußte ihn dahin bringen! Dunkle Ahnungen von dem, was seine Seele erfüllte, bestürmten ihr Herz, sie begriff, daß dies eine ewig entscheidende Minute war, und doch zitterte sie vor der Ausgleichung.

„Wenn Deine Umstände so betrübend sind," sagte sie, „was ich niemals völlig geahnt habe, warum sprachst Du nicht früher schon offen zu mir?"

Er sah sie vorwurfsvoll an. „That ich es nicht?" erwiederte er; „lagen in unseren früheren Streiten, in allen meinen Andeutungen nicht Bekenntnisse genug, und sollte Dein eigenes Nachdenken Dich nicht zu Ueberzeugungen geleitet haben?"

Sidonie erröthete. „Wenn Du mir jetzt aus Bedrängniß meine Wünsche versagst," fuhr sie nach einer Pause fort, „so wirst Du es doch erlauben, wenn meine Eltern die Kosten tragen?"

Ein Sturm von Empfindungen flog durch Stern's Brust. Ein ungeheurer Schmerz zog sein Herz zusammen, die letzten Hoffnungen zertrümmerten, und die Wahrheit seiner Zukunft lag vor ihm. Todtenblaß stand er auf und sagte leise: „Du sollst haben, was Du verlangst."

„Nein, nein!" rief sie angstvoll erschüttert von seinem Anblicke, der ihr Gefühl des Unrechts mächtig aufregte; „ich will mich in Deinen Willen fügen, Alles soll geschehen, wie Du es wünschest."

Aber diese erzwungene Nachgiebigkeit war kein Heilmittel für Stern. Er empfand zu gut, wie momentan ihr Entschluß sei, wie unfreiwillig sie dazu gekommen, und wie bald sie ihn bereuen würde. Dennoch versuchte er Alles, um diese Versöhnung dauernd zu machen. Er verdoppelte seine liebende Aufmerksamkeit, verscheuchte die finsteren Mienen, in welchen ihr geheimer Unmuth sich zeigte, und schien die zornigen Blicke der Geheimeräthin nicht zu bemerken, welche den Entschluß ihrer Tochter laut mißbilligte, und aus deren zweifelhaften Versicherungen Grund genug zum Mißtrauen gegen Stern schöpfte. Dieser hatte jedoch eine feste, würdevolle Stellung der Familie gegenüber gewonnen, daß man keine laute Anklage wagte, so lange Sidonie nicht selbst als Klägerin auftrat. Aber eine allgemeine Mißstimmung trennte die Verwandten, Sidonie war einsylbig, oft traf sie Stern in Thränen, ohne den Muth zu haben, nach deren Ursache zu fragen, weil er alle Stürme dann erneut haben würde, und so floh die Freude aus einem Hause, wo man die süßesten der Erde täglich erwartete.

Endlich war der Augenblick da, und mit seligen Gefühlen hielt der Vater den erstgebornen Sohn auf seinen Armen. Dann legte er ihn auf das Bett der Mutter und kniete entzückt an ihrer Seite nieder. Er küßte ihre Hände mit inbrünstiger Zärtlichkeit, und Si-

donie lächelte ihm zu. Sie herzte das Kind und drückte es an ihre Brust, dann sagte sie leise: „Würde es nicht besser sein, lieber Gustav, wenn Du jetzt meinen Wünschen nachgäbst?“

Das war der tödtende Streich des jungen Glücks. Stern bezwang seine Aufregung und versteckte unter Liebkosungen und Bitten den Aufruhr seiner Empfindungen. Die Versuche des Kindes, Nahrung zu empfangen, machten Sidonien Schmerzen, sie weinte und klagte; und mehre Tage vergingen unter den rastlosen Bemühungen ihres Gemahls, der alle Mittel erschöpfte, sie mit der Nothwendigkeit der Geduld und den ersten Unbequemlichkeiten auszusöhnen.

Je mehr Stern aber überzeugt war, daß es nur des nöthigen Willens bedurfte, um zum Ziele zu gelangen, um so widerstrebender war Sidonie. Endlich gab er die Hoffnung auf, eine Wärterin mußte das Kind füttern, aber die Lebenskraft des schwachen Organismus war in den Versuchen gebrochen, es welkte hin, und nach einigen Wochen löste sich das kaum erwachte Leben.

Kummervoll beobachtete Stern an der Wiege die krampfhaften Zuckungen des armen Kleinen, während Sidonie düster ihm gegenüber saß. Tiefe Stille war umher, die verhängte Lampe verbreitete eine schwermüthige Dämmerung über das Gemach; die beiden Gatten waren allein.

Plötzlich regte sich das Kind mit gewaltsamer Anstrengung, und mit einem tiefen Seufzer sank es erstarrt zurück. Stern riß den Schleier von der Lampe und das helle Licht fiel auf die Leiche. „Sieh hin,“ rief er mit furchtbarer Stimme seiner Gattin zu, „das ist Dein Werk. Sein letzter Seufzer klagt Dich an, Du hattest ihn verlassen, und nun verläßt er Dich.“

„Es ist falsch,“ rief Sidonie mit Heftigkeit, „Dich nur kann er anklagen, denn Deine Grausamkeit gegen mich, Deine unnatürliche Härte hat ihn getödtet.“

Stolz richtete sich Stern auf. „Du lügst,“ sagte er, „und Du weißt es, denn Du erröthest und zitterst vor der Schuld und Deinem Gewissen. Suche Dich zu überreden, daß ich dieses armen Kindes Mörder sei, ich gönne Dir diese Erleichterung; sage es der Welt vor, vielleicht glaubt sie es, aber zwischen uns drängt sich auf ewig dies bleiche Gespenst, gebe Gott, daß es nie Deine Träume störe.“ Er entfernte sich schnell, und trostlos weinend sank Sidonie auf den Leichnam und bedeckte ihn mit ihren Küssen.

7.

An Rosaliens stillem Leben hatten der Lenz und ein schöner Sommer manches geändert. Sie hatte in dem großen Garten, mitten unter den Blumen und Bäumen geschäftige und heitere Tage, und nur die Sorge um den alten Vater trübte zuweilen das helle Auge.

Der Professor war seit seiner Pensionirung mit sich selbst aufs tiefste zerfallen, und ohne krank zu sein, war sein Gemüth ein Raub der ungewohnten Ruhe, die ihn erfinderisch in Selbstqualen machte. Tagelang saß er sinnend und theilnahmlos in seinem Zimmer und schalt auf Jeden, der seine Abgeschiedenheit zu stören wagte, am meisten aber auf seine Tochter, die mit Ernst und Liebe seine trübseligen Träume zu zerreißen strebte. Tausend Einbildungen wechselten bei ihm. Bald hielt er sich für verfolgt, man stelle ihm nach dem Leben, und dann schloß er sich ein, und war durch nichts zu bewegen, Nahrung zu nehmen, denn Rosalie war es, die ihn vergiften wollte; bald entfernte er sich ganze Tage und Nächte, und kehrte nur zurück, wenn alle die kleinen Ersparnisse der Tochter, mit welchen er sich versehen, gänzlich erschöpft waren. Dann trat die Ruhe der Erschöpfung ein, und das Weh der Erkenntniß marterte ihn. Er war dann gütig und liebevoll und verstand Rosaliens Schmerz, der keine Klage, aber eine vermehrte Nachsicht und die zärtlichste Pflege für den verfallenen Körper hatte.

Forstberg's Zuneigung für Rosalien hatte sich indeß nicht vermindert. Er besuchte sie oft und kehrte stets mit größerer Neigung von ihr zurück. Aber immer war ein fremdes, sonderbares Gefühl in ihm, welches in jeder traulichen Minute ihn zurückhielt, eine entscheidende Erklärung zu wagen. Er wußte nicht, wie es kam, aber seine Zunge war ungehorsam, und er, der sonst so geläufig keck manche Liebesschwüre gesprochen hatte, verstummte, wo er zuerst wahrhaft zu lieben glaubte. Das hochgeartete Gemüth dieses Mädchens machte einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Er verehrte sie, er beugte sich vor der Tiefe ihres Geistes und ihrer Empfindungen, und diese Erkenntniß einer höheren Gestaltung machte ihn schüchtern und zum sentimentalen Schwärmer. Oft berieth er sich mit sich selbst über seine Gefühle, und suchte mit Anstrengung irgend etwas an Rosalien zu entdecken, was einer Verbindung hinderlich sein könnte. Der alte wunderliche Vater dünkte ihm die einzige Schattenseite ihrer Mitgift; aber er war es nicht, der sein Zagen erregte. Sie selbst, die ruhige, stolze Sicherheit ihres Wesens, die kühne Festigkeit ihres Willens, die

Kraft eines Gemüthes, das keine Furcht und kein Schicksal kannte, das, erhaben über alle Leidenschaft, vor nichts auf Erden erbebte, flößten ihm eine Ehrfurcht ein, welche stärker war als seine Liebe. —

Dieser Zustand war lange Zeit peinlich für Forstberg. Es war ein ewiges Schwanken zwischen entgegengesetztem Wollen und Empfinden. War er in Rosaliens Nähe, so fand er sich wunderbar bedrückt, und Alles, was sie that und sprach, schien ihm der Abglanz und Ausdruck einer erhabenen Natur, die irdischen Gefühlen fremd war. Ihre Gespräche nahmen bald ernste Richtungen, ihre Gedanken entzündeten sich an Idealen und selbst das Gewöhnlichste empfing einen höheren Reiz durch die Art und Weise, wie sie darüber sprach. Und doch war sie so einfach und natürlich, so fern von aller falschen Empfindsamkeit, so rein menschlich und vertraulich, aufrichtig und gütig, daß Forstberg, fern von ihr, nur gegen sich selbst zürnte, dies warme, gefühlvolle Herz, kalt und unempfindlich zu nennen.

Ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß Rosalie ganz ihm angehören würde, wenn er wollte; denn ihr Verstand mußte sie leiten; aber er verlangte mehr von ihr; Liebe, feurige Erwiederung seiner Empfindungen, und mit klopfendem Herzen suchte er nach den Spuren einer zärtlichen Empfindung und fand nichts, als die Ruhe und Güte einer schönen, befreundeten Seele.

Nach und nach überfielen ihn diese Gedanken auch in ihrer Nähe, und dann saß er einsylbig oder stumm an ihrer Seite, bis er plötzlich aufstand und sich schnell entfernte. Rosalie beobachtete ihn mit Kummer. Es war ihr nicht verborgen, was ihn bewegte, sie wußte, welchen Theil sie daran hatte. Nach ernster Ueberlegung fand sie, daß es hohe Zeit sei, den theuern Freund zu versöhnen, und selbst Schritte zu thun, um ihn der inneren Zerrissenheit zu entreißen. Sie war ihm Dankbarkeit schuldig; sie hatte längst erfahren, daß er es war, der heimlich alle ihre kleinen Bilder kaufte, daß sie ihm allein alle die Gemächlichkeit und Ruhe verdankte, in denen sie seit einem Jahre lebte, und diese zarte Freundschaft war ein wohlthätiges Band, welches sie nicht zu zerreißen wagte. — Aber Rosalie war diesem edelmüthigen Freunde um so mehr die vollste Wahrheit schuldig, als sie sah, wie schwer seine Zuneigung ihn zu belasten begann.

Es war ein heiterer, sonnenvoller Abend, als Forstberg in den Garten trat. Der Spätsommer leuchtete in voller Schöne aus dem tiefblauen, reinen Himmel, die durchsichtige Luft fächelte ihm mild entgegen, und die röthlichen Sonnenstrahlen spielten in den Gipfeln der Bäume, und farbenschimmernd und lebhaft von allen Blumen und reifenden Früchten zurück. Ein sanftes, wehmüthiges Gefühl glänzte in Forstberg's Augen. Es fiel ihm ein, wie anders es sein würde, wenn Rosalie ihm hier entgegen käme, wenn die Geliebte ihn als Braut empfinge, und diese alles belebende, sehnsuchtsvolle Sonne bestimmt sei, sein Glück zu bescheinen. — Traurig und verdüstert ging er den laubigen Gang hinab, es war ihm unmöglich, jetzt Rosalien gegenüber zu treten, er durchstrich die Gänge und stand plötzlich im entferntesten Theile des Gartens vor dem Professor, der ihn ängstlich und verlegen anstarrte.

Der alte Mann hatte einen großen Korb in der Hand und lehnte sich an eine Leiter, welche er in die Zweige eines gewaltigen Birnbaumes gesetzt hatte. Seine verfallene Gestalt und der scheue Blick seines Auges zeigten zur Genüge, wie krank und verwirrten Sinnes er sei.

Als Forstberg ihn grüßte, eilte er auf ihn zu und ergriff dessen beide Hände, die er ängstlich drückte. „Verrathen Sie mich nicht," sagte er, „sagen Sie Niemanden, wo ich bin und was ich thue."

„Und was thun Sie denn?" fragte Forstberg lächelnd.

„Ich will Birnen pflücken und sie dann verkaufen," sagte der Alte leise.

„Der Garten und seine Früchte sind aber nicht Ihr Eigenthum," erwiederte Jener.

„Allerdings," versetzte der Professor, „aber sollen wir denn verhungern, steht die Selbsterhaltung nicht höher, als alles Eigenthum? Ich besitze ja nichts, und ich muß doch leben. Seit drei Tagen habe ich nun nichts gegessen. Ist es denn nicht schrecklich, daß ich aus Noth sterben soll?"

„Und Rosalie hätte nicht für Sie gesorgt?" rief Forstberg.

„Freilich," flüsterte der Alte, „aber wenn ich esse, wird es ja stets weniger und wir haben nichts, um Neues zu schaffen. Das kann ich nicht, das darf ich nicht, wie soll es denn morgen werden, oder gar in der nächsten Woche? Nein, lassen Sie mich, hier sind so viele Birnen, daß es Niemand merkt, und Sie werden mich gewiß nicht verrathen."

Er machte sich los und stieg schnell die Leiter hinauf. Forstberg war tief erschüttert. — Wie lange Qualen noch wird dieser zerstörte Geist sich selbst und Rosalien bereiten! sagte er. Und wenn er endlich geschieden ist, was wird dann ihr Schicksal sein!

Er ging langsam zurück, und sah Rosalien auf der Rasenbank an der Thür sitzen. Sie hatte ein Buch in

der Hand, das sie forllegte und ihm freundlich entgegen kam.

„Ich habe Sie lange erwartet," sagte sie, „setzen Sie sich zu mir, ich habe viel mit Ihnen zu sprechen."

Forstberg nahm das Buch auf, es war Goethe's Tasso. Er sah sie fragend an.

Rosalie legte die Hand auf das Buch und sagte lächelnd: „Welcher von den beiden Charakteren, Tasso oder Antonio, dünkt Sie des Mannes würdiger. Der liebeglühende, begeisterte Schwärmer oder der ernste, lebensfluge Welt- und Menschenkenner."

„Ich glaube," sagte Forstberg verwundert über diese plötzliche Frage, „der Dichter wollte diese beiden strengen Gegensätze des Idealen und Realen hier neben einander stellen, und indem er uns die edelste Gestaltung eines Geistes bewundern läßt, der über seiner inneren Welt die andere, außer ihm, vergißt, uns einschärfen, daß es nicht genügt, feurig zu empfinden und im glänzenden Schwunge der Begeisterung die Welt zu vergessen, sondern auch der Blick auf die gegebenen Verhältnisse des Lebens zu richten sei, wenn man nicht darin untergehen will.

„So erklären Sie denn Antonio als den Mann, wie er sein soll?" sagte Rosalie.

„Vergessen Sie nicht," erwiederte Forstberg, „daß diese beiden Gestaltungen vom Dichter gleichsam als Repräsentanten zweier Grundzüge des ganzen menschlichen Charakters gezeichnet und in den schärfsten Consequenzen durchgeführt sind. Auf der einen Seite Phantasie und tiefe Empfindung für alles Edle und Schöne, ein Sturm leicht erregter Gefühle, eine glühende Hingebung an den Augenblick, die leichtsinnige Herrschaft der Sinne und des Blutes, ohne Ruhe, ohne Ueberlegung, und auf der andern die kalte, kluge Berechnung, die diplomatische Zähmung aller Leidenschaft, die Durchdringung der sichersten Verständigkeit eines Kaufmannes, der mit Hülfe seiner scharfsinnigen Speculationen den größten materiellen Nutzen aus dem Leben zu ziehen weiß. Es ist der ewige Streit der Herrschaft zwischen Herz und Kopf, zwischen Empfindung und Gedanken, und die Menschheit ist einem der beiden Herrscher unterworfen, ohne gerade doch dem Einen ausschließlich anzugehören. Es fragt sich nur, welche Gewalt die mächtigere ist. Der Verstand mit seinen klugen, kalten Rathschlägen, der aus dem Leben ein Raffinement des Gedankens machen kann —"

„Oder das heißblütige Herz," fiel Rosalie ein, „das in seiner selbstgeschaffenen Traumwelt vom wahren Leben berührt bis zur Narrheit, zum Wahnsinn und zur Verzweiflung geführt wird."

„Darum," sagte Forstberg erregter, „ist es die größte Wohlthat des Himmels, daß so selten das Eine oder das Andere ausschließlich im Menschen erscheint."

„Und wem gehören Sie als Unterthan an, mein theurer Freund?" sagte Rosalie.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Bamberg.

[Eine kleine Philisterei.]

In unserer sanften, ruhigen und friedlichen Stadt macht ein Vorfall großes Aufsehen, der auch auswärts gekannt und gewürdigt zu werden verdient. — Mit Freude wurde der Herzog Max, Königl. Hoheit, ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nach seiner Rückkehr von einer einjährigen Reise im Oriente von allen Bewohnern seiner Vaterstadt Bamberg, wo er im Anfange December eintraf, begrüßt. Der erste gesellige Verein der Stadt, die Harmonie, hielt es für Pflicht, demselben zu Ehren ein glänzendes Souper zu veranstalten und die Mitglieder dazu einzuladen. Unter diesen befinden sich auch mehrere Opernsänger und Schauspieler unseres Theaters, so wie der zeitige Musikdirector, Hr. Röckel aus Weimar, ein sehr gebildeter Mann, der lange in London und Paris lebte, Neffe des berühmten Hummel, so wie die Sänger Burmeister von Düsseldorf, Schmidt von Frankfurt, Wustenberg aus Berlin, Schauspieler Gerstorfer aus München, ebenfalls Männer von vieler Bildung, unbescholtenem Rufe, tüchtig in ihrem Fache. — Als nun die Einladungsliste für das erwähnte Souper im Harmonie-Locale, wo sich die genannten Herren befanden, herumgereicht wurde, erklärten diese sich bereit zu unterzeichnen und Theil zu nehmen. Hierauf wurde ihnen jedoch als eingeführten Mitgliedern der Harmonie vom Vorstande bedeutet, daß man auf ihre Anwesenheit nicht gerechnet habe. Eine solche unerhörte Indiscretion veranlaßte sie natürlich, aus der Harmonie zu treten. Das Souper fand Statt, aber es war durch diesen Vorfall gestört, das unzarte — vielleicht dürfte hier ein etwas derberer Ausdruck eine Stelle finden — Benehmen des Harmonie-Vorstandes ward von allen richtig fühlenden Anwesenden hart getadelt, namentlich von dem edlen Herzog, dem, wie er sich ausgedrückt haben soll, ein schöner Abend verleidet worden sei. —

Erinnert die Geltendmachung solcher Standesunterschiede nicht an frühere Zeiten der Barbarei? —

Notiz.

[Dreyschock aus Prag.]

Am 20. d. hörten wir in Leipzig diesen ausgezeichneten Pianisten. Er spielte zwei Variationen von Thalberg. Dreyschock ist in der That ein Phänomen in seiner Sphäre. Der Enthusiasmus der Zuhörer war rauschend. Wir berichten noch nächste Woche über ihn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 16. und eine Beilage von F. Volckmar in Leipzig.)

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends —— 16. —— den 22. Decbr. 1838.

Allen, welche eine unterhaltende Lectüre, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen:

Memoiren des Teufels

von

Fr. Soulié.

Aus dem Französischen

von

J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln mit einander ab, der Leser fällt aus einer Ueberraschung in die andere. Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lectüre allgemein verbreitet sein. In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Neue nützliche Schriften.

So eben sind erschienen:

B. A. Grunard: Anweisungen zum Anbau der

Kardendisteln (Weberkarde).

Mit Abbildungen. 8. geh. Preis 4 Gr.

B. A. Grunard: Praktische Anweisung zum

Hopfenbau,

nach den neuesten, bewährtesten Methoden. 8. geheftet Preis 6 Gr.

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Emiliens

Stunden der Andacht

und

des Nachdenkens.

Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. C. W. Spieker.

Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. mit Titelkupfer. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

So eben erschienen in Ernst Klein's Comptoir in Leipzig:

Der Astrolog.

Historischer Roman aus dem 16ten Jahrhundert.

Von

J. Seidlitz.

1ster Band 1 Thlr. 3 Gr.

Pumphut.

Romantische Darstellung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von **E. Zehmen.** 21 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Nordische Mythologie.

Mit einem vollständigen Namen- und Sachregister und einem Titelkupfer

von

Dr. H. A. M. Berger.

Verlag der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg brochirt. Preis ¾ Thlr.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchhausen

Eine Geschichte in Arabesken.

Von

Karl Immermann.

1r. Theil. 458 Seiten in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier, in elegantem Umschlag geheftet. 2 Thlr. 8 gGr.

Auch unter dem Titel:

Karl Immermann's Schriften. 8r. Bd.

Der Nachkomme des bekannten Erzählers, welcher in diesem neuesten Werke Immermann's auftritt, nimmt seine Mittheilungen nicht, wie sein Ahnherr, hauptsächlich aus dem Kreise der Jagd- und Reiseabenteuer, sondern mehr aus dem Gebiete der moralischen Welt. „In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr „einmal alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, „die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterei, den schwärmenden „Verstand einfangen wollen, um sie eine Zeit lang stille gemacht „zu haben.“ Indessen versteht sich für die, welche den Verfasser der Epigonen näher kennen, von selbst, daß den verneinenden Tendenzen gegenüber auch das Bleibende und Kernhafte der Zeit und zwar um so deutlicher, je mehr jene scharf gezeichnet sind, in diesem Werke seine Stelle findet.

In allen Buchhandlungen ist zu haben und zur Erhöhung bei Familienfesten zu empfehlen:

Schellhorn 100 auserlesene

Neujahrs-, Geburtstags-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte.

Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

3. Aufl. broch. 15 Sgr. od. 54 Kr.

☞ Zu oben benannten, aber auch zu andern Familien-Festen, wird man in dieser Sammlung die passendsten Gedichte finden, sie enthält 28 Geburtstags-Gedichte, 30 Hochzeits-Gedichte, 6 Abschieds- und 12 vermischte Gedichte, Polterabendscherze. — Charaden und Räthsel.

Höchstwichtige Schrift!

So eben hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Freiherr von Sandau

oder

die gemischte Ehe.

Eine Geschichte unserer Tage

von

D. K. G. Bretschneider,

geh. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent zu Gotha, Ritter des Sächs. Ernestinischen Hausordens.

gr. 8. Elegant geh. Preis 21 gGr. (26¼ Sgr.)

Halle, im December 1838.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Nützliche Weihnachtsgeschenke für Damen:

In Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig erschienen:

Die Unpäßlichkeiten der Damen,

ihre bequemste und leichteste Heilung. Von Dr. C. Lenz. 8 B. gr. 12. geh. 16 Gr.

In gefälliger Sprache tröstet und berathet der Verfasser hierin das zarte Geschlecht über die Leiden des Körpers und erheitert ihr Gemüth dabei; nöthigt sie auch keineswegs zur Entsagung aller Freuden oder zu bitterbösen Arzneien, sondern weist die Hülfe in einfachen, ja angenehmen Mitteln (oft sogar vom Conditor) nach. Durch geschmackvolle Ausstattung empfiehlt sich dieses und das folgende Büchlein auch als nützliches Geschenk.

Die Kunst der Frauen,

sich die Liebe und Treue ihrer Gatten zu sichern. Festgabe für bräutliche Jungfrauen und junge Frauen. Von Dr. A. Heinrich. 6½ B. cartonn. 15 Gr.

In herzlicher und eindringender Sprache ist hier das Leben und Gemüth der Männer und der Frauen geschildert, diesen die besten Rathschläge für ihr Wohl gegeben.

Unterricht für junge Frauen,

um frohe Mütter gesunder Kinder zu werden und selbst dabei gesund und schön zu bleiben. Mit einem Anhange, enthaltend Gebete für Schwangere und Gebärende. Zweite Auflage. 8 B. gr. 8. 9 Gr.

Was ist wohl wichtiger für die Menschheit als der Gegenstand dieses Buchs? Belehrend und allgemein verständlich ist zweckmäßig Alles abgehandelt, was auf Gemüth und Körper in diesem Zustand Einfluß hat.

AVERTISSEMENT.

Auch für das Jahr 1839 erscheint in meinem Verlage die

„Mitternachtzeitung"

für gebildete Leser, 14ter Jahrgang,

redigirt

von **Dr. E. Brinckmeier.**

Die immer steigende Theilnahme, welche diese anerkannt gediegene Zeitschrift findet, setzen die Redaction in Stand, den Inhalt immer gehaltvoller, umfassender und der Tendenz des Blattes passender zu machen. Die geachtetsten literarischen Kräfte Deutschlands stehen der Redaction zur Seite, alle bedeutendern Zeitschriften haben sich stets höchst ehrenvoll über die Mitternachtzeitung ausgesprochen, und stimmen darin überein, daß sie zu den Zeitschriften ersten Ranges gehört, und eine der gehaltvollsten und gediegensten ist. Der Rubrik der Erzählungen wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die leitenden Literaturartikel des Herrn Redacteurs haben sich Achtung und Ruf erworben, die kleinern Artikel und die zahlreichen Notizen erörtern mit Geist und Kraft alle wichtigen literarischen und socialen Fragen, und sind so treffend und originell, daß sie eine besondere Zierde dieser Zeitschrift sind. — Das Format behält seine Octavform bei, wird jedoch, trotz der dadurch bedeutend erhöhten Kosten, auf größerm Papier, als bisher, gedruckt werden, so daß das Innere wie das Aeußere des Blattes dasselbe zu einer der werthvollsten Erscheinungen machen wird.

Der Jahrgang von 208 Nummern kostet 8 Thlr. oder 14 fl. Rhein., wofür man wöchentlich 4 Nummern erhält. Jedes Quartal bildet einen für sich bestehenden Band in groß Octav, mit Titel, Register und sauberm Umschlag. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen an, durch welche man auch **Probenummern** ***gratis*** erhalten kann.

Braunschweig, im Dec. 1838.

Ch. Horneyer.

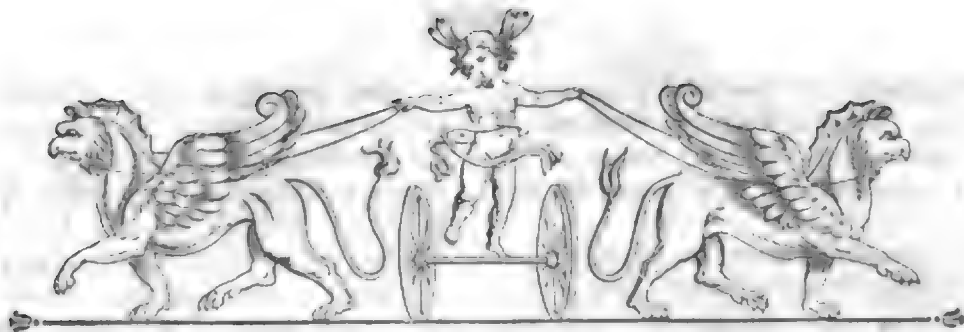
Die Freunde der englischen Literatur

erlaubt sich der Unterzeichnete auf die soeben von ihm ausgegebene Liste der für 1839 in England erscheinenden Journale aufmerksam zu machen, welche durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu erhalten ist; — die gestellten Preise sind die in England geltenden und würden Sortimentsbuchhandlungen eine billige Provision zu berechnen haben. —

Leipzig, Dec. 1838.

J. A. G. Weigel,
Buchhändler.

Druck von Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 252. — den 24. December 1838.

Redacteur: Dr. G. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rosalie.

(Beschluß.)

Forstberg blickte zu Rosalien empor. „Ich glaube, dem Blute und dem Herzen," erwiederte er lächelnd, „denn wenn Ihr Umgang mich auch fast zum Proselyten gemacht hat, so fürchte ich doch, der Augenblick wird stets mächtiger sein, als alle gute Lehre."

„Und ich," versetzte sie sinnend, „bin also vom Reiche des warmen Empfindens ausgeschlossen. Sie mögen Recht haben und doch haben Sie auch Unrecht. Ich empfinde tief und wahr, und mit Begeisterung zaubere ich mir eine Welt der schönsten Träume. Aber ich mische sie nicht in das Leben, ich vergesse nicht, daß ich träume. Und wer ist glücklicher, der Mensch, welcher sich aussöhnt mit dem Geschick, der mit festem Muthe ihm ins Auge blickt, oder der ewig Hoffnungsvolle, dem tausend Blumen blühen, und der um jede weint, und verzweifelt? O, ich weiß, er hat auch Freuden, die eine ruhige Brust nicht kennt, und dasselbe Blut, das ihn um jede verfehlte Minute peinigt, hilft ihm leicht auch wieder zur neuen Schwärmerei. — Ja, Forstberg, Sie haben Recht, mein Herz ist meiner Vernunft tief untergeordnet, aber besiegt nach einem langen Kampfe ist es nicht getödtet. Wehe dem, der das von sich sagt, er müßte ein Ungeheuer sein, aber wehe auch dem, der dem Herzen nur angehört. Das Herz ist ein thörichtes, wankelmüthiges Wesen, sinnlos, leidenschaftlich, heimtückisch uns verblendend, das Gespenst des Lebens, das magische Kreise um uns zieht, unsere Sinne benebelt mit zauberisch schönen Gestalten, die, wenn wir zu spät erwachen, zu Gerippen und schrecklichen Phantomen werden. Man muß den Wahn zerreißen, sei er noch so lieblich, und auch Sie träumen, Forstberg; ich muß Sie aufwecken, mein Freund."

Ein elektrischer Schlag zuckte durch sein Herz, als Rosalie jetzt seine Hand ergriff und mild in sein glänzendes Auge schaute.

„Sie lieben mich, Forstberg," sagte sie, „und seit einiger Zeit sind Sie zu dem Entschluß gekommen, mir Ihre Hand zu bieten."

„Und nun," erwiederte Forstberg erschüttert, „wollen Sie mir beweisen, daß dies eine Thorheit sei, daß ich nichts zu hoffen habe."

„Nein, mein theurer Freund," rief Rosalie, „nichts will ich, als Sie zu einer Prüfung auffordern, ob ich Sie wahrhaft glücklich machen kann. Glauben Sie das, so will ich die Ihre sein, und mein Leben, mein ganzes Dasein soll nur Ihnen gehören."

„So reden Sie," rief Forstberg, und umfing die schöne Gestalt, „ich werde antworten und alle Liebesgötter müssen mir beistehen."

„Nehmen Sie zuerst das Bekenntniß, daß ich Ihnen herzlich zugethan bin," sagte Rosalie. „Nicht Ihre zarte Freundschaft allein, auch nicht die Dankbarkeit bewegt mich zu diesen Empfindungen, es ist das Gefühl, welches ein guter und verständiger Mensch erregt, der mit den bewegenden Kräften seines Lebens in das kleine

greift und Anknüpfungspuncte dort findet zu einem fortgesetzten Erkennen. Ich achte Sie hoch, Forstberg, ich empfinde ganz Ihren Werth, ich weiß, daß ich an Ihrer Seite nicht unglücklich sein werde, aber ich liebe Sie nicht.“!

Langsam fiel Forstberg's Hand aus der ihren, eine brennende Röthe flog über sein Gesicht. „Das ist es,“ sagte er, „Sie lieben nichts, Rosalie, denn Sie hassen nichts.“

„Ich liebe,“ versetzte sie mit Erhebung, „und ich hasse, aber beides nicht mit der Leidenschaft des Blutes, sondern aus der überzeugenden Kraft meines Geistes. Ich habe Stern geliebt, und ich liebe ihn noch, nichts kann mich davon trennen. Sie sind ein feuriger Mann, Forstberg, das Blut, die Empfindungen des Augenblicks haben großen Theil an Ihrer Zukunft, und ein Wesen, wie ich, kalt, ruhig und überlegend, kann Ihnen nicht genügen. Nicht mein Schicksal bedenke ich, es ist das Ihre, das mich bekümmert. Sie sind gezwungen, der großen Welt zu leben, ich liebe den kleinen Kreis vertrauter Freunde; Sie haben alle Vortheile, alle Vorzüge, um ein heiteres, buntes und wechselvolles Leben zu genießen; mein Sinn aber wendet sich der Häuslichkeit, dem sinnenden Glück und einer Stille zu, die Ihnen bald langweilig, vielleicht unerträglich werden würde.“

„So wenig also habe ich Ihre Achtung erringen können,“ sagte Forstberg schmerzlich.

„Meine Achtung!“ rief Rosalie, „zeigte ich Ihnen nie mehr, als in diesem Augenblicke. Zwei Wege sind für unsere Zukunft denkbar, Forstberg, und beide führen nicht zum Glück. Entweder Sie ermüden an dieser Stille meiner Seele, Sie zerreißen die Bande, welche meine Nähe um Ihre ursprüngliche Natur legte, und stürzen sich mit doppelter Heftigkeit in den lauten Kreis des Lebens, und dann, mein theurer Freund, bin ich Ihre Quälerin, der trübe Hintergrund Ihrer Gedanken, der Quell eines Schmerzes, der Ihr ganzes Dasein verwüstet, und Ihr heißes Blut zu allen Ausschweifungen treibt, um die Wahrheit zu vergessen, oder —“ Sie hielt hier ihre Rede ein und sah forschend in sein bleiches Gesicht, das er fragend auf sie richtete — „die Macht meines Wesens ist zu groß für sie, die aufgezwungene Herrschaft zu gewaltig. Ihr eigenes Leben erstickt darin, Sie vegetiren weiter, ordnen und schicken sich in das Verhältniß, als ein freundlicher, gefälliger Mann, aber willenlos, schwach, ewig schwankend, bis die letzte Spur Ihrer eigenen Kraft zerbrochen ist, und die Maschine gefügig ganz dem fremden Einflusse gehorcht.“

Eine lange Pause folgte. Forstberg hielt das Auge auf den Boden gerichtet, in seiner Brust arbeiteten heftige Empfindungen. Liebe und Stolz, ein stürmisches Zürnen über Rosaliens selbstsüchtigen Ausspruch, ein Erkennen der Wahrheit und eine schamhafte Erbitterung dagegen, färbten seine Züge mit dem dunkelsten Roth.

„Und es gibt nicht einen dritten Weg,“ sagte er dann, „den Weg der Aussöhnung zwischen dem Entgegengesetzten? Halten Sie sich für so unwandelbar und vollendet, Rosalie, daß auch mein Wesen nicht das Ihre durchdringen und eine Verschmelzung Alles vermitteln könnte? Sie stehen einsam und geschieden von dem Leben, ich versöhne Sie damit. Sie verachten das Gewöhnliche, ich gleiche diesen Streit aus. Wir mischen dies widerstrebende Verhältniß zwischen Verstand und Herz, und während ich in Ihnen die Empfindungen des Augenblicks verstärke, geben Sie mir den höheren Adel des Bewußtseins.“

„Empfinde ich denn nicht,“ versetzte Rosalie lebhaft ergriffen. „Schlägt nicht mein Herz feurig für alles Schöne und Gute; entzückt mich nicht eine Blume, ein Stern, ein Gedanke, ein feuriges Abendroth? Nehme ich nicht Theil an allen Freuden und Schmerzen, die ein Wesen treffen können. Aber was Sie sagen ist dennoch nicht ohne Wahrheit, und ich bedarf einer Aussöhnung mit den Gestaltungen des Lebens, die mir unerquicklich und öde erscheinen. Glauben Sie das zu können, Forstberg, so bin ich die Ihre. Ja, mein theurer Freund, ich will es mit freudigem Vertrauen, lassen Sie uns versuchen, glücklich zu machen und glücklich zu sein.“

Lebhaft ergriff Forstberg Rosaliens Hand, und eben wollte er eine betheuernde Antwort geben, als durch den stillen Garten der krachende Schall eines brechenden Baumes klang.

„Was ist das?“ sagte Rosalie.

„Guter Gott!“ rief Forstberg. „Ihr Vater, ich fürchte ein Unglück.“

Rosalie lief schnell den Gang hinab. „Bleiben Sie,“ rief Forstberg, hören Sie mich, Rosalie.“

Sie hörte nicht, und schneller als der nacheilende Freund erreichte sie den Baum. Die Leiter lag umgestürzt, ein großer abgebrochener Zweig bedeckte sie, und unter seinen Blättern und Früchten ruhte der regungslose Körper des alten Mannes.

Einen Augenblick starrte Rosalie bleich und zitternd auf die schreckliche Entdeckung, dann schleuderte sie mit Heftigkeit Zweig und Leiter fort und kniete an der Seite

ihres Vaters nieder. „Er athmet noch," rief sie und sprang empor, „helfen Sie, Forstberg, helfen Sie schnell."

Mit Anstrengung hob sie den zerschmetterten Körper empor, und Beide trugen ihn langsam in das Haus. Als sie ihn auf sein Bett legten, athmete der Greis tief auf, es war sein letzter Seufzer. Rosalie war auf einen Stuhl gesunken, sie nahm die herabsinkende Hand ihres Vaters und drückte sie im zitternden Schmerze an ihre Brust.

Forstberg ergriff den Hut und stürzte zur Thür.

„Wohin wollen Sie gehen?" sagte Rosalie.

„Ihnen Hülfe schaffen, einen Arzt," rief er entsetzt.

„Bleiben Sie," erwiederte sie sanft, „er bedarf des Arztes nicht mehr, er ist todt."

Sie kreuzte die Hände des Geschiedenen auf die ewig stille Brust und küßte seine Stirn. Dann wendete sie sich um. Das letzte Abendroth warf seinen glühenden Schein durch das Fenster, es glänzte mild um das blasse Gesicht des Todten. Erhaben in seinem Glanze stand die edle Gestalt Rosaliens, und geisterhaft lächelnd zerdrückte sie die Thränen in ihren Augen.

Forstberg sah traurig und bestürzt zu ihr hin. Er begriff diese Fassung nicht, die eine erstarrende Kälte in ihm weckte. In diesem schrecklichen Augenblicke hatte sie keine Klage, das vermehrte sein Entsetzen.

Leise öffnete sich jetzt die Thür und Stern trat herein. Er sah bleich und angegriffen aus, und langsam, ohne Forstberg zu sehen, ging er auf Rosalien zu. „Da bin ich," sagte er, „Du hattest Recht, ich habe ein furchtbares Experiment mit mir selbst gemacht. Ich bin erschöpft, mein Kind ist todt, und meine Frau hat mich verlassen, weil ich sie unglücklich machte. Ich suche Ruhe und Versöhnung bei Dir, Rosalie, willst Du mich aufnehmen, oder muß ich gehen?"

Rosalie deutete ernst auf das Bett. „Dort liegt mein Vater," sagte sie.

„Er ist todt!" rief Stern.

„Und hier steht mein Verlobter," fuhr Rosalie mit fester Stimme fort.

Stern blickte Forstberg an, und sein gramerfülltes Gesicht belebte sich plötzlich, ein heftiger krampfhafter Schmerz zuckte darin. „Werdet glücklich!" rief er, und seine Stimme tönte wie eine prophetische Warnung, „glücklicher als ich, das ist mein Hochzeitswunsch."

Er wendete sich still ab und ging der Thür zu, als Forstberg seinen Arm ergriff und ihn rasch zurück zu Rosalien zog. Ohne Wort legte er Beider Hände zusammen, dann stürzte er hinaus.

Einen Augenblick stand Stern tiefsinnend, versunken in Träumen, dann schlang er mit Heftigkeit beide Arme um Rosalien. Sie lag an seiner Brust, seine Thränen flossen heiß auf ihre weinenden Augen. „Meine Rosalie," rief er endlich, „Du vergibst dem Irrenden?"

„Wir werden glücklich sein, mein Gustav," sagte sie, und blickte mit den großen begeisterten Augen zu ihm empor; „ich empfinde es, das ist unsere Bestimmung."

In einem Jahre war Rosalie Stern's glückliche Gattin, der nicht verlegen umhersah, als sein alter Vater fröhliche einfache Segensworte an der hochzeitlichen Tafel sprach und die Mutter entzückt die geschmückte junge Frau umarmte.

Als die Vermählten allein waren, reichte Stern seiner Gattin eine Karte, die er vor wenigen Stunden empfangen hatte. Rosalie las lächelnd. Es war die Verlobung der geschiedenen Medicinalräthin Stern mit dem geheimen Finanzrath von Forstberg.

„Eine Freude mehr an diesem schönen Tage," rief sie. „So nur konnten sie glücklich werden, und Beide werden es sein."

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Zustand der königlichen Oper.]

„Heil der königl. Oper!" rief ein großer Theil unserer guten Berliner in der Mitte des Junius; „Heil der königl. Oper! Die Löwe ist zurückgekehrt und Spontini abgereist! Die Ankunft Ersterer wird uns all' die trefflichen Neuigkeiten bringen, die Letzterer durch Aufführung seiner Werke, oder durch seine Mitwirkung im Directionsgeschäft zurückhielt!" Groß war der Jubel, noch größer die Täuschung, denn die von Spontini's Einfluß befreite Verwaltung bot uns noch Schlimmeres als Nichts, d. h. höchst Mittelmäßiges und Schlechtes, und obendrein in unverantwortlichen Pausen. Zuerst sahen und hörten wir, nach zweimonatlichem angestrengten Studium des Fräulein Löwe, den berüchtigten schwarzen Domino von Scribe und Auber, der, ohne sonderliche Wirkung hervorzubringen, über die Breter ging, und über den bereits der Stab gebrochen ist. Dann folgte zum Geburtstage des Königs die Oper: „Des Liedes Macht," von Castelli und Lindpaintner. Verdienstliche, melodiöse, nur zu breite Musik, zum langweiligsten, effectlosesten Textbuche. Des Componisten Tonschöpfung hätte ein besseres Schicksal verdient, als mit dem Machwerke Castelli's nach der dritten Vorstellung zu Grabe getragen zu werden. Unbegreiflich ist es, daß der geachtete Dichter Mißgeburten wie diese Macht, oder besser, Ohnmacht des Liedes, und wie die Uebersetzung der Hugenotten, zur Welt bringen konnte. Letz-

tere ist wo möglich noch schlechter und unsingbarer, als die Robert's des Teufels, von Theodor Hell. Doch zurück zu unserm Berichte. Unmittelbar nach dem 3. August sollte die, vor drei Jahren auf der königlichen Bühne so gut als durchgefallene, langweilige Oper, „die Puritaner" mit Fräulein Löwe in Scene gesetzt und während der Anwesenheit der kaiserl. russischen Herrschaften im Monat Sept. gegeben werden. Dies blieb jedoch nur ein frommer Directionswunsch, denn der erste October kam herbei, an welchem die gefeierte Sängerin ihren abermaligen dreimonatlichen Urlaub anzutreten hatte, und die Puritaner waren, trotz einer Anzahl abgehaltener Proben, nicht erschienen. Etwas mußte dennoch geschehen, und so ward zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen in größter Eile die dreiactige Oper: „Die Doppelleiter," mit Musik von Thomas, ein höchst unbedeutendes, ohne allen Beifall gegebenes Werklein, eingeschoben. Unterdessen mußte Fräulein Löwe feiern, drang aber um so mehr abzureisen, als Verträge über Gastrollen mit auswärtigen Bühnen ihr keinen längern Aufschub gestatteten. Endlich ließ sie sich dennoch durch das glänzende Anerbieten der Verwaltung, ihr für dreimaliges Singen der Rolle der Elvira in den Puritanern jedes Mal den dritten Theil der Brutto-Einnahme zu bewilligen, bewegen, ihre Abreise bis zum 22. October zu verschieben, und so, um fast 1000 Thaler reicher, die durch sie verödete berliner Opernbühne zu verlassen. Der Vortheil blieb allein auf Seite der Sängerinn, denn das Publicum, welches sich aus Gewohnheit und aus Mangel an andern öffentlichen Vergnügen, zahlreich einfand, mußte einige schöne Momente, die das treffliche Spiel der Darstellerin ihm bot, durch Langeweile theuer bezahlen, und die Casse — ? Ei, was schadet einer königlichen Theatercasse das Opfer von 1000 Thalern, wenn es darauf ankommt, eine mit 5 bis 6000 Thalern jährlich besoldete und mit dreimonatlichem Urlaub begünstigte vielbeliebte Sängerin für ihre Anstrengungen zu belohnen? Während besagter Anstrengungen war Fräulein von Faßmann vier Wochen lang abwesend, und entzog uns dadurch manchen schönen Kunstgenuß, der uns durch den Postillon von Lonjumeau, die Nachtwandlerin und den schwarzen Domino nicht ersetzt werden konnte. — Nun erschien die erste Sängerin des Theaters San Carlo in Neapel, Fräulein Johanna v. Schoultz, um in einem Bruchstück der Oper Anna Bolen von Donizetti aufzutreten. Da sie, eine Schwedin, der deutschen Sprache ganz unkundig ist, mußte dies Bruchstück italienisch gegeben werden, was für unsere Sänger und Sängerinnen, zumal aber für die Chöre, sehr beschwerlich wurde und Zeit erforderte. Um die Lücke auszufüllen, kam Miß Clara Novello wie gerufen, und lockte mit ihrer schönen Stimme durch Concertgesang das Publicum ins Opernhaus. Das Zwischenspiel mit Dr. Förster ist in und durch die Zeitungen so breit getreten, daß es hier keiner weitern Erwähnung bedarf. Dem unparteiischen Beurtheiler konnte es jedoch unmöglich entgehen, daß die liebliche Miß während ihres Aufenthaltes in Italien eher Rück- als Fortschritte gemacht. Kälte im Vortrage konnte ihr zwar immer zum Vorwurf gemacht werden, dafür entschädigte aber der Reiz und die ungemeine Reinheit und Klarheit der Stimme. Jetzt ist durch Ueberhäufung der Fiorituren oder zuweilen eintretende Undeutlichkeit ein Glanzpunct ihres vorherigen Vortrages sehr beeinträchtigt und an Wärme desselben nichts gewonnen worden. — Nach fortwährenden Bemühungen und unerschrockenen Bestürmungen der Direction von Seiten des Dichters gebar endlich die königliche Opernbühne das Singspiel: „Der Laborant im Riesengebirge," mit Musik von C. Eckert. Wir wagen nicht zu entscheiden, wer von Beiden, die Direction oder der Dichter, beklagenswerther ist, dergleichen höchstens für die Kinderstube, nicht aber für eine classisch seinsollende Hofbühne passendes Erzeugniß dem Publicum zur Schau gestellt zu haben. Unbegreiflich ist es, daß ein geachteter Schriftsteller es seinem Pflegesohn Eckert, durch dessen Erziehung und künstlerische Bildung er sich Verdienste erworben, zumuthen konnte, ein so geistloses Product in Musik zu setzen? Ein solcher Mißgriff mußte dem talentvollen Jüngling, der sich einige Tage früher durch sein gutes Violinspiel des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte, zum Nachtheil gereichen. Ueberhaupt scheint des jungen Künstlers Talent sich weitmehr zur Ausübung als zur Erfindung hinzuneigen. Dramatische Composition, und vorzüglich komische, sagt ihm nicht zu.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

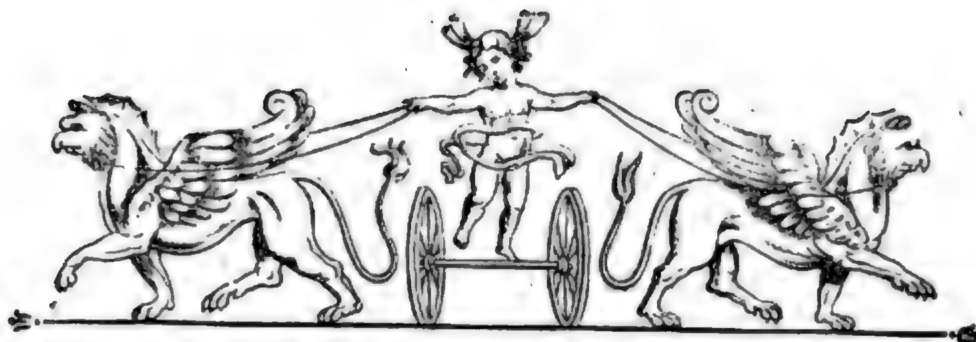
[Düringer's Theaterlexikon.]

In Leipzig bei Otto Wigand erschien das erste Heft eines Theaterlexikons, herausgegeben von Düringer, Regisseur am leipziger Theater, und Barthels, Inspicienten an derselben Bühne. Dies Handbuch gibt eine Anweisung in allen Zweigen der Schauspielkunst, und hat besonders die Technik des Bühnenwesens im Auge, gibt Winke über Garderobe und Costüme, über Arrangements vor und hinter den Coulissen, und scheint die Bedürfnisse der Kunstjüngerschaft sehr wohl zu kennen und zu befriedigen. In ästhetischer Hinsicht ist der erste Nothbedarf berücksichtigt. Als Anhang wird ein allgemeines Theatergesetzbuch versprochen, woran es in Deutschland fehlt. Das Ganze wird 12 Lieferungen umfassen.

[Walter Scott.]

Die Revue britannique gab in einer biographischen Notiz über Walter Scott die Mittheilung, daß der Dichter in Folge des Bankerotts der Buchhandlung Constable am Ende des Jahres 1827 eine Schuldenlast von 120,000 Pfd. (840,000 Thlr.) zu tragen hatte. Bis zum Juni 1829 gelang es dem Dichter, einen Posten von 54,000 Pfd. (378,000 Thlr.) darauf abzutragen. Zugleich ließ er sein Leben zu Gunsten seiner Gläubiger in einer entsprechenden Gesellschaft für 22,000 Pfd. assecuriren. Nach seinem Tode, der am 21. Septbr. 1832 erfolgte, ergab sich nur noch eine Schuld von 20,000 Pfd. nebst Interessen. In weniger als fünf Jahren hatte Walter Scott an Honorar eine Summe von drei Mill. Franken bezogen, wie die Revue angibt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 253. — den 28. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Königin Victoria und ihre Umgebungen.

Von A. Jäger.

Ein Lever, ein Drawing-room bei Hofe, die Nachmittagsstunden im Hydepark, ein königlicher Cortège, oder der alljährige Umzug des neuerwählten Lordmayors der City fesseln in London den Fremdling mehr, als alle künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen dieser Weltstadt. Bei einem Lever und Drawing-room, d. h. bei Repräsentationen am Hofe, sieht der, welcher nicht von höchster Abkunft, oder eine Celebrität de la première force, freilich nur die goldglänzenden Carrossen, die betreßten, bezopften und gepuderten Diener, die überaus trefflichen, reich geschirrten Rosse, zuweilen wohl auch insitzende Herren und von Diamanten und Geschmeide strahlende Damen, — denn der Zutritt zu den königlichen Gemächern ist sehr schwer zu erlangen, steht nur der hohen Aristokratie, den höchsten Angestellten, fremden Fürsten und den Gesandten offen, und alle Welt drängt sich zu dieser hohen Gunst, einzig und allein um Stunden lang im Wagen sitzen, nachher sich drängen und stoßen lassen zu müssen, um das Staatsoberhaupt sehen und vor ihm eine Verbeugung machen zu können, und dann wieder den Rückweg anzutreten. Ein Lever und Drawing-room sind nur wenig verschieden, ich glaube, daß Ersteres mehr dem Könige, dieses der Königin gilt, denn beim Aufstehen der jugendlichen Herrscherin wäre es wohl nicht ziemlich, daß die Menge der alten und jungen neugierigen Herren zugegen wäre, freilich, könnte man sagen, beim Ankleiden eben so wenig, doch diese Begriffe jener Worte sind, wie so manches, im Laufe der Zeit verschwunden: die Königin erhebt sich weder in Gegenwart der hohen, zahlreichen Gäste — oft über tausend — aus ihrem jungfräulichen Bette, noch kleidet sie sich im Beisein derselben an; sie sitzt auf dem Throne, umgeben von ihrem Hofstaate und den Großwürdeträgern des Reichs, läßt sich die hohen Herrschaften vorstellen, den Handschuh küssen, richtet bisweilen einige Worte an bekannte Notabilitäten, lächelt und nickt und ennuyirt sich in Summa eben so sehr, wie die glänzende Versammlung. Bei diesen Festen, die in der Mittagsstunde ihren Anfang nehmen und oft bis gegen Abend währen, wird das strengste Ceremoniel beobachtet, Alles geht ganz mittelalterlich zu, nur darin nicht, daß den beklagenswerthen Gästen etwas Leibliches verabreicht würde: sie müssen Stunden lang hungern, dürsten, frieren, sich langweilen und von der Volksmenge gratis begaffen lassen, denn nur die kleinere Zahl der Carrossen hat in dem engen Schloßhofe Raum, die größere muß in den benachbarten Straßen warten, bis die Reihe an sie kommt. Bisweilen nimmt der Wagenzug eine Länge von einer Meile ein, und da müssen die letzten denn viele Stunden harren, bevor sie das hohe Glück haben, vor dem niedrigen Portale des St. Jamespalastes, in welchem die Staatszimmer befindlich und jene Hoffeste noch Statt haben, vorfahren, die langen Gänge, in denen mittelalterlich gekleidete Hellebardiere, die yeomen of the guard, aufgestellt sind, durchschreiten, und die drei

Staatszimmer der britischen Souverains betreten zu dürfen.

Jeder Leser wird es glauben, daß ich weder bei einem Lever, noch bei einem Drawing-room war; die Wagen, Rosse und Diener des königlichen Hauses wie der englischen Großen hab' ich dagegen zum öftern gesehen, und nicht oft genug sehen können. Welche Pracht, welcher gediegene Luxus! Leider wird dem guten Geschmack häufig durch mittelalterlichen Prunk und barocke Ideen der hohen Herrschaften Eintrag gethan, dies besonders bezüglich der Diener, Kutscher und Jockeys, aber Wagen, Rosse und Geschirr sind unübertreffbar und im höchsten Grade geschmackvoll. Alle Diener, deren oft drei, jedenfalls zwei hinten auf der Carrosse stehen, sind gepudert, mit Zöpfen, Haarbeuteln und langen Stäben, auf denen schwere silberne Knöpfe, versehen; dies schon deshalb, weil ein so angethaner Diener eine besondere Luxussteuer kostet. Die Farben der goldgestickten und betreßten Röcke, besonders der kurzen Inexpressibles, sind schreiend und entsetzlich grell, roth, hellgelb, himmelblau, maigrün und rosa, aber die Diener sind durchgängig schöne Leute. Die Kutscher tragen weiße Perrücken, entsetzliche Haarbeutel und darauf ein winziges, ganz mit Tressen besetztes Hütchen, die Kutscher müssen dicke Leute sein, entsetzlich dicke, der Leibkutscher des verstorbenen Königs, und im verflossenen Jahre wenigstens auch der der Königin, wog mindestens 500 Pfund, und wie dieser, so die Mehrzahl der torystischen Rosselenker. Ganz das Gegenstück bilden die Vorreiter und Jockeys, kleine Buben, so groß wie ein Elfe, mit weißen Perrücken und schwarzen Kappen. Man glaubt, daß die vorderen Rosse eines heranrollenden Wagens ohne Führer wären, denn man sieht die Burschen vor den Hälsen der stattlichen Thiere nicht, nur in der Nähe und vis à vis bemerkt man das Aeffchen auf dem Kameele. Doch muß ich bemerken, daß in London, außer bei besondern Gelegenheiten, bei Krönungen und Aufzügen, die Aristokratie, wie der Hof selbst, nur zweispännig fährt, auf dem Lande dagegen häufig sechsspännig. Der alte goldene Staatswagen der englischen Herrscher wird von acht Isabellen gezogen.

Um jedoch in Englands Hauptstadt glänzende Carrossen, barock gekleidete Diener, schöne Damen, schöne Pferde und schlechte Reiter zu sehen, hat man nicht nöthig, ein Lever oder Drawing-room, welches während der Season monatlich ein Mal und bisweilen öfter Statt findet, zu erwarten: man verfüge sich nur in den Monaten April, Mai und Junius von 3 bis 5 Uhr Nachmittags in den Hydepark, das Bois de Boulogne für London. Dieser Anblick allein ist eine Reise nach England werth, denn Alles, was reich und fashionable, versammelt sich in jenen Stunden im Hydepark. Auch in der Regents-, der Oxfordstraße, in den Pall-mall und Piccadilly genannten, den Quartieren der Noblesse, bewegen sich zu jener Zeit und mehr noch einige Stunden früher Equipagen, Reiter, elegante Damen und Dandies, von Bedienten und kleinen Spaniels, allerliebsten Wachtelhündchen, begleitet. Der Haupttummelplatz bleibt aber immer der Hydepark, der schönere Regentspark will noch nicht recht in Aufnahme kommen, denn bekanntlich herrscht in England die Mode gebieterisch, sie ist eine Hauptmacht; man kann gegen die königliche Prärogative, gegen den Staat und den heiligen Geist sündigen, man fände Verzeihung, aber gegen die Fashion — nimmer! Der Hydepark wird in seiner ganzen Runde von einem breiten macadamisirten, durch Eisengeländer von der innern Rasenfläche geschiedenen Weg umgeben, auf diesem Wege drängen sich Equipagen und Reiter in einer Ausdehnung von drei Viertelstunden. Die Straße ist so breit, daß vier Wagen neben einander fahren können und häufig fahren müssen, dennoch stockt der ununterbrochene Zug häufig, oft können Wagen und Reiter nicht im Schritte vordringen, und müssen halten und warten. Viele Damen verlassen die Wagen und ergehen sich auf dem schwellenden Rasen des Parks inmitten spielender Kinder, promenirender Herren und Damen, die keine eigene Equipage haben; Miethkutschen werden nicht in den Park gelassen. Auch trifft man liebäugelnde Dirnen, rothröckige Krieger und wiederkäuende Kühe — es ist ein herrlicher Ort, der Hydepark, zumal wenn das Wetter günstig und während der Season, außerdem ist er in eben dem Grade ausgestorben, wie in jener Zeit belebt. Wer schöne Damen in den Carrossen, wie auf dem Rasen sehen will, muß nach dem Hydepark wallfahrten, wo er sie bei Tages-, nicht bei dem blendenden, verschönernden Gaslichte sieht; wer die herrlichsten Rosse der Erde, die geschmackvollsten Wagen bewundern will, muß eben dahin wandern. Da gibt es englische Vollblutpferde zu 1000 Pf. St. und mehr — gewöhnlich reiten die Jockeys die bessern Pferde, vielleicht weil es die Herren nicht können — kräftige Jagdpferde aus Yorkshire und irische Hunters, arabische Thiere und Poneys aus Schottland und von den shettländischen Inseln, die nicht größer als ein großer Hund, Barberrosse und mecklenburgische, türkische und persische, alle Racen, eben so schön als theuer. Wenn nur die Herren besser ritten! Die

zahlreich umhergallopirenden Damen übertreffen nicht selten in der That ihre Begleiter. Englische Pferde gehen allerdings schwer und unbequem, aber zu hüpfen, zu wackeln, mit Armen und Füßen zu fliegen, wie ein Hampelmann, den der Knabe vermittelst eines Fadens tanzen läßt, wäre doch nicht nöthig. Und dann noch die heutige Mode, einen Regenschirm oder einen enorm dicken Stock auf dem Pferde zu führen, könnte einen alten Kavalleristen zu Thränen bringen. Sieht man den Herzog von Wellington, der an dem Hydepark in Apsley-House dem nackten Achilles gegenüber wohnt, den englische Damen (country-women, d. i. Landsmänninnen, wie die Unterschrift besagt) dem Helden gesetzt haben — sieht man den edlen Herzog auf seinem alten Schweißfuchse mit dem Regenschirme unter dem Arme reiten, wer möchte da glauben, daß der hagere, im Sattel hüpfende Reiter dereinst Armeen commandirt, daß er jemals eine Kavalleriecharge befehligt und executirt hätte? Ein alter Soldat würde eher sein Todesurtheil unterschreiben, als dies glauben. —

Schon einige Male habe ich die jungfräuliche Königin erwähnt, diese Hochgestellteste des Erdballes. Betrachten wir sie zuvörderst noch, um der Zeitfolge keinen Eintrag zu thun, als Prinzessin von Kent, Thronerbin von Großbritannien und Irland, beider Indien u. s. w. Oft hatte ich Gelegenheit, die hohe Dame an der Seite ihrer Mutter, eben so oft kühn zu Roß in Begleitung einiger Damen ihres Gefolges und einer zahlreichen männlichen Begleitung zu sehen, einmal sogar in ihrem Kinderwagen, der mit grauen Poneys mit rothem Geschirr, den niedlichsten Pferdchen, die wir jemals sahen, bespannt war. Sie wohnte vor der Thronbesteigung mit ihrer Mutter in Kensington-Gardens, einem großen Parke, der an den Hydepark stößt und Fußgängern offen steht. Das niedrige Wohngebäude — den Namen „Palast" können wir ihm unmöglich geben — ist nichts weniger als königlich. Aus rothen Backsteinen aufgeführt, ohne äußere Bekleidung, gleicht es mehr einem Fabrikgebäude, einer Schule oder Krankenanstalt, denn einem königlichen Palaste. Nach der Thronbesteigung bezog die Maiden-Queen mit der Herzogin von Kent Buckingham-Palace im St. Jamespark, der Herzog von Sussex, der geliebte Oheim der Herrscherin, Kensington-Gardens. Der alte winkelige St. James-Palast sagte der jugendlichen Monarchin nicht zu, die unregelmäßige, niedrige Häusermasse, die mit jenem Namen bezeichnet wird, gleicht auf ein Haar einem Zuchthause. Auch der dermalige Wohnsitz der Königin, der auch New-King's, jetzt Queen's-Palace genannt wird, ist eines englischen Herrschers nicht würdig, deutsche Fürsten, die nicht halb soviel Einkünfte als mancher englische Lord besitzen, haben großartigere, imposantere Residenzen. Windsor allein ist ein der englischen Souveraine würdiger Palast, wie er unter allen der größte sein soll.

Im Mai 1837 erreichte Victoria ihr achtzehntes Jahr, und somit war sie mündig, doch nur in dem Falle als Königin, als Prinzessin hätte sie die Majorität erst im einundzwanzigsten Jahre erlangt. Ueber diesen Punct ward im Parlamente debattirt, indem die Tories und das Oberhaus zumal sich für letztern Fall erklärten, als Wilhelm IV. plötzlich starb und somit die Streitfrage erlosch. — Die Prinzessin Victoria war allgemein beliebt, von den Whigs und dem Volke angebetet. Nicht so von den beiden Extremen der politischen Meinungsverschiedenheiten. Die Tories fürchteten für ihren Einfluß, indem Mutter wie Tochter von Whigs, unter denen selbst der verhaßte Joseph Hume, umgeben waren und mit dem damaligen und jetzt noch bestehenden Ministerium sehr gut standen. Die Radicalen, wenn sie überhaupt ein Staatsoberhaupt wollten, wünschten kein junges, schwaches Mädchen, welches allen Eingebungen und Eindrücken nachgäbe, nicht energisch genug auftreten und über kurz oder lang den Tories in die Hände fallen würde. Einigermaßen tröstete sie das gute Verhältniß, welches zwischen der Thronerbin und dem Herzoge von Sussex, wie unter einigen andern Mitgliedern der entschieden liberalen Partei obwaltete.

Der armen Victoria und der Herzogin von Kent wurden von vielen Journalen der toryistischen und radicalen Opposition gar arge Dinge vorgeworfen. Möchte sie die Angriffe nicht alle, oder vielmehr gar keine gehört und gelesen haben! Einmal hieß es, sie werde schlecht, ein anderesmal, zu gelehrt erzogen, denn sie stehe gänzlich unter dem Einflusse ihrer Mutter, des Königs von Belgien, ihres Oheims, und der deutschen Fürsten, die gewiß nicht ermangeln würden, schaarenweise um sie zu werben, um auf Englands Kosten ernährt zu werden und schwelgen zu können. Ein Blatt warf ihr Frömmelei, ein anderes Lauheit und irrige, religiöse Grundsätze vor, die von der protestantischen Mutter und dem Hauscaplan genährt würden; bald sollte sie keinen Sinn für Staatsgeschäfte, nur für Reiten und die italienische Oper haben, bald sollte sie störrigen Sinnes, krüppelhaft an Seele und Leib sein, letzteres eine Anspielung auf ihre Füße und ihr oft bleiches, bisweilen etwas aufgedunsenes Gesicht. Ja selbst Liebschaften und

Intriguen wurden von schamlosen Journalisten ihr vorgeworfen, der Lord Elphinstone und einige verrückte Liebhaber mußten Stoff zu solchen Anschuldigungen geben.
(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Zustand der königl. Oper.]

Der Laborant wurde das erste Mal unter lebhaften Zeichen des Mißfallens, das zweite Mal unter Grabesstille beendet und erschien seitdem nicht mehr. Höher steigerte sich dies Mißfallen bei der bald hernach erfolgenden Erscheinung der eben erwähnten ersten Sängerin des Theaters San Carlo in Neapel Johanna Schoulz als Anna Bolen in dem 2ten Act der Oper gleiches Namens. Wenn es an und für sich schon ein unglückliches Unternehmen ist, mit deutschen Sängerinen und Choristen ein italienisches Werk in der Ursprache zu geben, so kann es nur dann entschuldigt werden, wenn die Direction dazu gewungen ist, um den Musikfreunden den Genuß zu verschaffen, ein eminentes Talent zu hören; wenn aber Kosten und Zeit verschwendet werden, um ein in der letzten Theaterepoche als besonders gutmüthig und tolerant erprobtes Publicum zu täuschen und ihm wahrhaft Schlechtes vorzuführen, so muß dessen Geduld wohl zu Ende gehen und lauter Unwille hervorbrechen. Dieser konnte denn auch bei einer Vorstellung, wie die in italienischer Sprache war, nicht fehlen, und dürfte dem Machthaber der königlichen Theaterwelt zur Lehre dienen, erst zu prüfen und dann sich dem Urtheil wohlmeinender Sachverständiger zu fügen, bevor Würde und Ruf der sonst so großartigen Anstalt compromittirt werden. Würde, fragen wir, Spontini, nach Anhörung einer Probe, das Auftreten des Fräul. v. Schoulz zugegeben haben? Gewiß nicht; und schon dadurch hätte er sich um die Operverwaltung verdient gemacht. Wir fragen weiter: welches ist nun das glänzende Resultat seiner nunmehr sechsmonatlichen Abwesenheit? Das Erscheinen einer schlechten, allein durch das Spiel des Fräul. Löwe gehaltenen Oper (le domino noir), die ohne allen Beifall aufgenommenen Neuigkeiten: „Des Liedes Macht," und „die Doppelleiter," der gänzlich durchgefallene „Laborant im Riesengebirge," und endlich das unglückliche Auftreten der neapolitanischen ersten Sängerin. — Wahrlich! einen größeren Triumph konnte Spontini, seinen Widersachern gegenüber, nicht feiern. Fand seit seiner Abreise eine der königl. Bühne würdige Vorstellung einer großen Oper Statt? Erlahmte nicht selbst die treffliche königl. Capelle unter der Last aller bis zum Ekel wiederholten Opern, so wie beim Mangel einer energischen Direction? — Unbegreiflich bleibt es, warum man nicht beliebte, ältere classische Werke gibt, nach welchen das Publicum verlangt, wenn man nicht die Mittel hat, belustigende Neuigkeiten auf die Bühne zu bringen. Schlimm ist es freilich, wenn das ganze Glück der komischen Oper auf einer Sängerin beruht, welche in diesem Jahr einen nicht geringeren als fünfmonatlichen Urlaub dazu benutzt, um mit den beiden Rollen, die sie hier einstudirt, auf andern Bühnen zu glänzen. Dessenungeachtet sollte man denken, daß das königl. Theater noch so viel Mittel besäße, als jenes der Königstadt und nicht nöthig hätte, eine gute neue komische Oper nach der andern an dasselbe verfallen zu lassen. Was hinderte die Verwaltung vor 4 und 5 Monaten schon, Adam's „zum treuen Schäfer" und Thomas' „pariser Perruquier" zu geben? Etwa: die Puritaner und der Laborant im Riesengebirge? Jetzt wird A. Lorzing's, nach dem Bürgermeister von Sardam bearbeitete Oper in größter Eile einstudirt. Wird sie uns für so viele Entbehrungen und Täuschungen entschädigen? Niemand wird es tadeln, wenn man talentverrathende Producte der Art gibt, aber man wähle eine passende Zeit dazu, man befriedige zuerst das musikalische Publicum mit bedeutenden, seinen Anforderungen entsprechenden Werken. Traurig ist es, von der Verwaltung selbst die Worte hören zu müssen: „Ja wir haben nichts Anderes! können sonst keine Oper besetzen." Wie steht es da mit einer Kunstanstalt, die früher beim Eintritt Spontini's und unter Leitung des verstorbenen Grafen von Brühl kaum ihres Gleichen in Europa hatte! — †.

Notizen.

[Dickens.]

Der Verfasser der Pickwickier, Hr. Dickens, genannt Boz, beabsichtigt, gemeinschaftlich mit dem Dichter Campbell, durch seine Briefe über Algier bekannt, eine Reise nach America zu machen. Die neuesten Sachen von Boz, Nichols Nikleby und Oliver Twist, sind auch in neuester Zeit wiederholt dramatisirt und haben auf den londoner Bühnen bei der Masse Furore gemacht. Wir berichten nächstens ausführlich über Dickens.

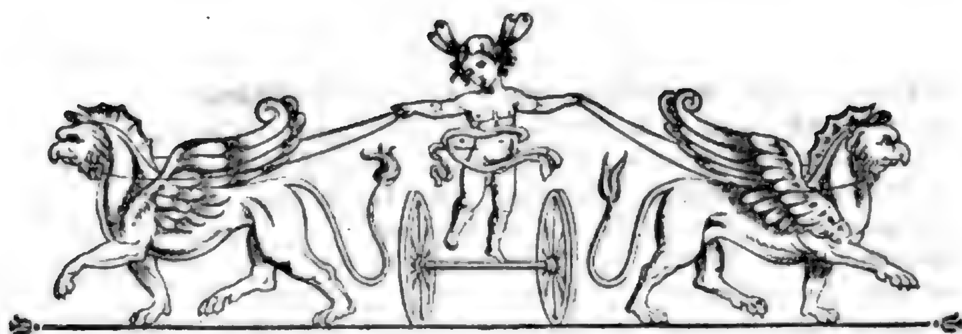
[Lady Byron.]

Es verlautet, daß Lady Noël Byron, im Besitze einiger Jugendgedichte ihres Mannes, diese nebst einem Briefwechsel zwischen Beiden, welcher die Motive ihrer ehelichen Trennung enthält, im Druck herausgeben werde. Kaum glaublich.

[Allgemeines Theaterlexikon.]

In den nächsten Tagen erscheint (Altenburg bei Pierer und Heymann) das erste Heft einer allgemeinen Encyklopädie alles Wissenswerthen aus dem Bereich des Bühnenwesens, in lexikalischer Form, herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn und H. Marggraff. Der Prospect kündigt drei Bände an, jeder zu fünf Heften, und verspricht das Wichtigste aus der Aesthetik der Schauspielkunst, die Grundzüge der Deklamation und Mimik, eine Statistik, Geschichte und Kritik der bedeutendsten Bühnen, Biographien der vorzüglichsten dramatischen Dichter und Künstler, eine Zergliederung wichtiger dramatischer Charaktere, eine Literatur des Theaterwesens u. s. w.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 254. — den 29. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die Königin Victoria und ihre Umgebungen.

(Beschluß.)

Die Geschichte mit dem Lord Elphinstone mag vielen Lesern bekannt sein, wir setzen sie jedoch für diejenigen, welche sie gar nicht oder ungenau kennen, hier her. Der junge Lord, einer berühmten und alten schottischen Familie entsprossen, bekleidete eine Hofstelle, die der eines Kammerjunkers oder Kammerherrn bei uns entspricht. Dadurch kam er nothwendiger Weise mit der Prinzessin Victoria häufig in Berührung, und da er jung, schön und gebildet, gefiel er vielleicht auch der Jungfrau. Es soll sich sogar ein Liebesverständniß zwischen Beiden angesponnen haben und in Folge der Entdeckung Elphinstone auf ehrenvolle Weise nach Ostindien verbannt worden sein, wo er die Stelle eines Gouverneurs in einer Provinz mit 12,000 Pf. St. jährlichen Gehaltes bekleidet. Bei seiner Entfernung soll, einem allgemein verbreiteten on dit zufolge, Victoria ihm einen Ring gegeben haben, wie dereinst die Königin Elisabeth, das hohe Vorbild der jetzigen Maiden-Queen, dem Grafen Essex, und zwar unter demselben Versprechen, daß nämlich der Empfänger, sobald er von der Geberin etwas begehre, den Ring ihr senden möchte. Und der Ring soll aus Indien angekommen und durch eine dem Lord bekannte Hofdame der Königin Victoria überreicht worden sein; der Absender soll gebeten haben, ihn nach England zurückzuberufen! Habeat sibi, wir wissen nichts mehr und verbürgen nichts, obwohl mehrere Zeitungen häufig von der Sache sprachen und sogar behaupteten, die Königin habe alsbald nach ihrer Thronbesteigung ein Schiff nach Indien abgesendet, um ihren Cicisbeo in ihre Arme zurückzuführen, und darob mit dem eifersüchtigen Melbourne einen harten Strauß gehabt. Es stünde dem allerdings nichts im Wege, daß sie Elphinstone zurückbeorderte und sich mit ihm vermählte, sie ist die älteste in der Familie, und kann, nach einen von Georg III. erlassenen Hausgesetze sich mit jedem Engländer ohne den Consens ihrer Agnaten vermählen; dagegen darf kein Glied der englischen Königsfamilie ohne ihre Einwilligung eine eheliche Verbindung eingehen, selbst der old King Ernest Augustus müßte, als nächster Thronerbe von Großbritannien, dieselbe nachsuchen, falls er in die Lage käme, sich noch einmal zu vermählen. Die Königin dagegen ist in ihrer Wahl unbeschränkt, sie kann jeden britischen Unterthan, und wäre es ein Kohlenträger, dem sie wahrscheinlich vor der Vermählung die Peerswürde verliehe, zu ihrem Ehegemahl erwählen; sobald ihre Wahl jedoch auf einen Ausländer fällt, ist die Zustimmung des Parlaments erforderlich. Der dereinstige Gatte der Victoria hat nur Sitz und Stimme im Oberhause als prince royal of England, mit den Regierungsgeschäften darf er sich nicht befassen, er ist nur Vater des Thronerben, oder der Thronerbin, und Gemahl der Königin, und besteht sein ganzes Geschäft einzig und allein in der Fortpflanzung und in dem Verzehren der beträchtlichen Revenuen, die er vom Staate bezieht. Letztere Aussicht, und der Besitz der jugend-

lichen Victoria wohl nicht minder, ist so lockend, daß, wie männiglich bekannt, alle Welt um die Hand der Victoria und um die englische Civilliste sich bewirbt, nicht allein Ebenbürtige, vom Herzoge von Nemours bis zu apanagirten Herzögen mit 2700 Thalern jährlicher Einkünfte, und Fürsten, die souverain sind, sondern auch Individuen aus dem Volke, aus der „Canaille", junge und alte, kluge und dumme, Inländer und Ausländer, die, wie die englischen Zeitungen ein Weiteres berichten, statt in das jungfräuliche Königsbett, gewöhnlich nach Bedlam gebracht wurden. Viele der geehrten Leserinnen wollen gewiß auch erfahren, wie die junge Königin von England aussieht. Aufs Wort kann ich versichern, daß, wenn man ihr allein auf der Promenade in Leipzig, oder auf dem Jungfernstiege in Hamburg, oder sonst wo begegnete, man es ihr nicht ansähe, daß sie eine Königin sei. Sie ähnelt jedem jungen, frischen Mädchen von ihrem Alter, sie ist dunkelblond, hat hübsche Augen, einen hübschen Mund, etwas zu volle Wangen, wie sie überhaupt für ihr Alter einen ziemlichen Embonpoint hat, und trägt sich, außer bei hohen festlichen Gelegenheiten, einfach und geschmackvoll. Ueber ihre Größe und ihren Gang, der etwas unsicher sein soll, kann ich nicht urtheilen. Ich wohnte, ohne daß sie es vielleicht wußte, ganz in ihrer Nähe, und sah sie wohl funfzig Mal, im Wagen, zu Roß, im Theater, aber nie zu Fuß, ich war ihr einige Male so nahe, daß ich den Saum ihres Kleides hätte berühren können, aber über ihre Größe maße ich mir doch keine genaue Bestimmung zu, ich möchte sie von einer mittlern Statur halten. Sie ist stets sehr freundlich und grüßt und verbeugt sich links und rechts, sie hat viel Anstand und reitet wie ein Stallmeister. Die Mehrzahl der reitlustigen Engländerinnen reitet gut, Victoria ist die Königin der Reiterinnen; Ihr solltet sie sehen auf ihrem arabischen Schimmelhengste, der unter seiner schönen Würde galoppirt und courbettirt, daß ein Wachtmeister der berliner Lehreskadron seine Freude darüber hätte. Sie weiß auch, daß sie gut reitet, — Elisabeth war gleichfalls eine kühne und geübte Reiterin — sie zeigt sich gern und häufig zu Roß. Bekannt ist die Anekdote, welche bei Gelegenheit der ersten Truppenmusterung, die sie als Königin abhalten wollte, erzählt wurde. Die Garden sollten im Hydepark Revue passiren und Victoria wollte zu Roß die Musterung halten und ihre Garde defiliren sehen. Ihre Mutter und Lord Melbourne, mit dem sie auch häufig ins Gerede gebracht worden (man behauptete, sie äße gern Lammfleisch, und Melbourne hieß vor seiner Standeserhöhung Lamb), — Mutter und Minister riethen ihr ab, die Revue zu Pferde zu halten, und wollten sie bewegen, im offenen Wagen zu erscheinen, da rief der jungfräulich königliche Trotzkopf nach heftiger Debatte ärgerlich aus: no horse, no review! Sie soll sogar mit dem Füßchen, der Satyrist behauptete, mit dem linken, auf den Boden gestampft haben. Wahr ist, daß die schon angesagte Revue unterblieb.

Die Königin liebt leidenschaftlich Musik und Gesang, soll selbst eine sehr angenehme Stimme besitzen, richtig singen und meisterhaft mehrere Instrumente spielen. Außer der italienischen Oper sind Concerte, besonders in kleinern Cirkeln und en famille, ihre häuslichen Vergnügungen, seit kurzem ist sie auch leidenschaftliche Tänzerin, und soll gut tanzen. Das widerspräche denn freilich, was von ihrem Gange und ihren Füßen behauptet wurde; ihr Fuß soll sogar, wie bei einem Drawing-room, wo sie in rothsammetnen, hinten niedergetretenen Pantoffeln auf dem Throne saß, bemerkt und in viele Journale aufgenommen worden, sehr klein und wohlgeformt sein. Bemerken wir nur noch, daß die Königin mehr, als man erwartete und ihre Jugend hoffen ließ, sich mit den Staatsangelegenheiten beschäftigt, daß sie ein sehr gesundes Urtheil und einen richtigen Takt zeigt, überhaupt eine äußerst gebildete, wohlerzogene Dame ist, und mit gleicher Fertigkeit drei Sprachen redet, Englisch, Deutsch und Französisch.

Die Mutter ist eine etwas hagere, große Dame entre les deux ages. Was ihr Alles vorgeworfen, kann und mag ich nicht wiederholen; hat man ihr doch sogar vorgehalten, daß sie eine Deutsche! Ueberdies soll sie nach der Meinung der englischen Geistlichkeit eine Ketzerin, nach Andern bigott sein; die Tories sagen, daß sie sich mit niedrigem Volk befasse, weil sie den Umgang jener nicht sucht, die Radicalen dagegen, daß sie eine verkappte Toristin sei, und viele beklagen daß sie eine schlechte Wirthin und sehr viel Schulden gemacht habe, die allerdings für eine Dame und Wittib bedeutend sind, sie belaufen sich über 100,000 Pf. St., die jetzt das Parlament bezahlen soll.

Tieck's neueste Novellen.

Die Novellistik Tieck's hat sich in den letzten drei oder vier Jahren theils mit ganz ordinären Gespenstergeschichten abgegeben, theils die tollsten Wunderlichkeiten, Laune, Eigensinn eines grämlichen Alters und andere unerquickliche Jeremiaden mehr zu Tage gefördert. Tieck glaubte in sei-

nem von den Bewegungen der Welt abgeschlossenen Zimmer, dergleichen heiße die Literatur anbauen und das, was ihm für giftigen Auswuchs daran galt, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Die Sache sah aber anders aus und nahm deshalb auch eine ganz andere Wendung. Tieck's amusirende Polemik fand nirgends, als etwa bei einigen eingerosteten großentheils schläfrig gewordenen Waffenbrüdern oder Knappen, Beifall. Es war gar zu sichtbar, daß der alte Novellenmeister das Terrain, auf dem der Kampf sich entspann, nicht mehr kannte, und die Kraft der Kämpfenden gar zu gering anschlug. Dennoch gefiel er sich in seiner Polemik, setzte sie alle Jahre in den engen Schranken zweier mit Goldschnitt verzierten Taschenbücher fort, und hatte den Vortheil, daß die Literatur beinahe gar keine Notiz von diesen altersschwachen Productionen nahm.

Tieck aber hat, wie es scheint, nur geruht, seine verdrießlichen Launen abgeschüttelt und ist jetzt Willens, den Mitlebenden abermals in der lichten Heiterkeit eines schönen dichterischen Gemüthes sich aufs neue vorzustellen. Seine jüngste Novelle „des Lebes Ueberfluß," die uns der diesmalige Jahrgang der Urania brachte, zeigt uns den bejahrten Dichter in neu verjüngter Schöpferkraft. So kurz und gedrängt das Product ist, so fein angelegt, so tiefsinnig durchgeführt und mit so rosigem Duft reinster Poesie überhaucht, schmiegt es sich dem Gemüth jedes unbefangenen Lesers an. Tieck greift, wie er dies oft schon gethan hat, mitten aus dem Leben eigentlich nur ein unbedeutendes Stäubchen heraus, das sich aber unter der Lupe seiner vergrößernden poetischen Pupille zu einer unendlich reichen Welt ausweitet. Der Kern der Novelle ist ein verarmtes junges Ehepaar, das durch unglückliche Verhältnisse aus dem Glanz der höheren Zirkel, dem es entsprossen, in die trostloseste Dürftigkeit der elendesten Bettler hinabgesunken ist. Die beiden Leute haben nichts als sich und die Unendlichkeit ihrer gegenseitigen Liebe. Mit dieser schnellen sie sich in jugendlichem, schwärmerischen Leichtsinn über Alles hinweg. Der harte Winter hat jeden kleinsten Vorrath aufgezehrt, das Holz ist zu Ende, an Lebensmittel, Brod und Wasser ausgenommen, nicht zu denken. Man bespricht den hereinbrechenden Mangel unter heitern Scherzen und Liebkosungen, und Liebe und Humor sind so erfinderisch, selbst Mehreres von dem wenigen noch Vorhandenen für überflüssig zu erklären. So spinnt sich unter den geistreichsten, poetischsten Dialogen das Leben der Liebenden von einem Tag zum andern fort, bis die immer heftiger werdende Kälte den jungen Mann nöthigt, Hand an die Treppe zu legen, die zu ihrem Zimmer führt, um Holz herbeizuschaffen. Er geht an die Arbeit, indem er sich und seiner jungen Gattin die Treppe als ein unnützes Möbel, als einen im Leben vorhandenen Ueberfluß höchst überzeugend vorzutragen weiß. So wird denn die Treppe nach und nach verbrannt. Da kommt der Hausherr von einer Reise unerwartet zurück; er will seine stillen Miethsleute besuchen und entdeckt natürlich die abgebrochene Treppe, von deren Ueberflüssigkeit ihn der junge Ehemann in einer humoristisch-parlamentarischen Rede ohne Erfolg zu überzeugen sich bemüht. Man ruft die Polizei, und es entspinnt sich eine Scene voll des köstlichen Humors, in der Tieck seine ganze frühere Kraft in blendendstem Glanze entwickelt. Da kommt Rettung herbei in Gestalt eines alten Freundes, alles löst sich befriedigend, die Treppe wird wieder gebaut und das junge Ehepaar kehrt zurück in die große Welt.

Zählen wir dies Product Tieck's in seiner einfachen Klarheit, in dem duftigen Aether einer anmuthig spielenden Ironie zu seinen besten Schöpfungen, so müssen wir, ob auch mit Bedauern, über eine andere, im Taschenbuch „Helena" befindliche Novelle: „Liebeswerben" ohne Barmherzigkeit den Stab brechen. Es ist kaum zu begreifen, wie ein und derselbe Autor zwei Producte von so unendlicher Verschiedenheit hervorzubringen vermag. Dort Alles Poesie, eine Zartheit der Erfindung, eine Kenntniß der tiefsten Gemüthsgeheimnisse, die überrascht und gewinnt, dargestellt in krystallener, durchsichtiger Sprache, und hier eine plumpe, widerliche Grobschmiedsarbeit, baar aller Poesie, schmuzig, sprachlich unmelodisch, gedankenleer, kurz ein Ding, wie es ein Stümper in den grämlichsten Stunden seines verdrossenen prosaischen Lebens nicht schlechter fabriciren könnte. In der Novelle „Liebeswerben" hat Tieck abermals das Steckenpferd bestiegen, auf dem er sich nun schon seit mehreren Jahren in Schweiß und Eifer geritten gegen die junge Zeit und Literatur. Geschähe dies mit Witz, Laune, mit überlegenem Geist, in einer poetisch schönen Form, so wollten wir es gern gelten lassen. Einmal aber ist davon gar keine Spur, und sodann basirt sich das Ganze auf so durchaus lügnerischen Grund, daß es überflüssig wäre, etwas dagegen sagen zu wollen. Es genüge, hier auszusprechen, daß die junge Zeit und die Tendenzen, welche sie theils verficht, theils kritisch zergliedernd auf allgemein gültige Wahrheiten zurückzuführen sucht, durchaus nicht so ist, wie Tieck sich dieselbe einbildet. Diese Amsel und Wallrosse, womit er in „Liebeswerben" das Publicum regalirt, sind Gestalten einer kränklichen Hypochondrie. Es wäre uns aber lieb, wenn Tieck endlich wieder einmal zu der Einsicht käme, daß alles Schöne und Herrliche an ihm auch jetzt noch von der Jugend willig anerkannt wird, daß sie aber dem Häßlichen, Fratzenhaften und Unwahren, und stammte es von dem Besten der Nation her, nie das Wort reden wird. Wir wollen glauben, „Liebeswerben" sei früher, als „des Lebens Ueberfluß" geschrieben, und Tieck habe mit der letzteren Novelle sich selbst und die Poesie wiedergefunden. W.

Notizen.

[Der pariser Perruquier auf der leipziger Bühne.]

Die Franzosen fangen an, ihr Vaudeville in die Länge zu ziehen und zur sentimentalen Oper auszudehnen. Der pariser Perruquier ist von dieser Art, man sieht hier sogar das anfängliche Vaudevillethema, wie es noch im ersten Act diesen Charakter behauptet, zu Opernsituationen, die Couplets zu Arien erwachsen. Im dritten Act sind wir wirklich in der Oper, und zwar kaum noch in der komischen. Die Interessen des Stückes sind ganz parisisch und können nur auf diesem Terrain gefallen. Daß der Czar Peter im Jahre 1717 Paris besuchte, um Talente, unter andern den Perrückenmacher Flechinel für seinen Norden zu gewinnen,

daß er seinen ganzen Generalstab in die Barbierstube des feinen Meisters beordert, um ihm den Bart scheeren zu lassen, daß der Perruquier endlich nach Petersburg versetzt wird und mit bebenden Gliedern eine Arie über den Frost singt und nach dem geliebten Paris sich zurücksehnt, daß der Altmeister mit der liebenswürdigen Gemüthlichkeit der alten französischen Zeit den Czaren immer mit „lieber Bruder Petersburger" anredet, — alles das schmeichelt der pariser Menge, jedenfalls jubeln die épiciers bei dem Stücke, und komisch ist es im höchsten Grade, sich selbst in seinem Großvater zu sehen und die Parallele mit ihm auszuhalten. Nur muß die Komik national sein, wenn sie wirken soll. Ich erinnere abermals an Raupach's „Vor hundert Jahren." Mich dünkt, unsere Altvordern wären für uns weit komischer, weit charaktervoller und gehaltreicher als ein pariser Zuckerbäcker oder Perrückenmacher aus der alten Zeit. Wie lange lassen die deutschen Talente ihr deutsches Publicum über fremde Späße lachen und wann werden sie das deutsche Theater von fremden Jämmerlichkeiten säubern? — Die Musik von Thomas, von dem man auch in Berlin eine komische Oper ohne allen Erfolg gab, ist so schlecht, wie es nur erlaubt ist. Höchstens zwölf Takte hindurch eine Melodie, ein gefälliger Rhythmus, dann ist der Fond erschöpft, in der ganzen langen Oper keine einzige Nummer, bei der man mit Wohlgefallen verweilen könnte. Eine Oper von Lortzing hat zehnmal soviel musikalischen Werth als diese pariser Komik. Ich nenne gerade Lortzing, weil dieser talentvolle Musiker ebenfalls komische Sachen setzt und gewiß in Deutschland auf allen Bühnen sein würde, wenn er nicht die pariser Mode erst zu verdrängen hätte. — Gesungen und gespielt wurde bei der ersten Aufführung ziemlich mittelmäßig. Die deutschen Sänger können den Vortrag in parlando sich nicht zu eigen machen, stümperhaft war besonders Fräul. Schlegel mit ihrer vortrefflichen Stimme, aber seelenlosen Hantbierung. Die übrigen als geübte und gewandte Sänger fraßen sich so durch bis zum dritten Act; hier bekamen sie erst als wirkliche Sänger zu thun und konnten musikalisch etwas leisten. Hr. Lortzing hat nicht Stimme genug, um diesen Flechinel zu singen; auch ist Berthold weit glücklicher in solchen Rollen als komischer Alter. Als neu gewonnenes Mitglied ist der Bassist Stürmer, der den Czaren sang und recht gut repräsentirte, mit Anerkennung hervorzuheben.

[Alexander Dreyschock.]

Im elften Abonnementconcert zu Leipzig hörten wir zum ersten Male Alexander Dreyschock aus Prag. Es ist derselbe, über den Saphir einen Aufsatz schrieb mit der Ueberschrift „Dreyschock-Schwere-Noth." — Der einundzwanzigjährige Virtuose steht auf dem Gipfel technischer Vollendung. Gleich die ersten Griffe auf dem Piano eroberten ihm eine Aufmerksamkeit, die sich bis zum Schluß der schönen Thalberg'schen Phantasie über zwei Themata aus Don Giovanni, von Variation zu Variation steigerte, mehrmals Stürme des Beifalls hervorrief und endlich wie ein Strom aus seinem Bette trat. Technik dieser Art wirkt wie ein Zauber, die kühnsten und gewagtesten Säze, wie sie ein Meister wie Thalberg sich aus Uebermuth erfindet, wurden mit einer merkwürdigen Sicherheit, mit einer üppigen Vehemenz ausgeführt. Zugleich überraschte uns die tiefsinnige Gemüthlichkeit, die sich in Dreyschock's Spiel zum Ausspruch bringt. Wie süß schmeichelnd, klagend und bittend gab er das là ci darem' la mano! Wie richtig das in echter Donjuanlaune halb höhnisch, halb mitleidig eingeflochtene: Il mio tesoro intanto andate à consolar, gleichsam aus dem Hinterhalte wilder Leidenschaft und gewohnter Siegeslust! In seinen freien Phantasien über gegebene poetische oder musikalische Themata offenbart sich eine außerordentliche Biegsamkeit der Empfindung, eine stets frische, aufgeweckte Schöpferlust.

[Hindostanisches Gesetzbuch für die Frauen.]

In Hindostan, dem Lande der Gesetze, hat das schöne Geschlecht ein eigenes Gesetzbuch, das aus einem Conclave von sieben gelehrten Frauen hervorgegangen ist. Diesem Gesetzbuche zufolge gibt es dreierlei Arten von Ehemännern: 1) einen „anständigen" Mann; 2) einen „halben" Mann; 3) einen Hulpul-hupla. Ein anständiger Mann ist ein solcher, der seine Frau mit Allem, was sie zum Nothbedarfe braucht, zu versorgen und alle ihre Launen und Wünsche zu befriedigen im Stande ist; er geht ein und aus, ohne zuvor Erlaubniß von ihr erhalten zu haben, und thut nichts, was ihr unangenehm sein könnte. Ein halber Mann ist ein solcher, der eben nur sein nothdürftiges Auskommen hat und dessen Frau zu Hause bleiben und arbeiten muß. Es ist ihr demnach erlaubt, ihm trockne Antworten zu geben. Wenn er sie schlägt, so darf sie wieder schlagen, ihn obendrein noch kratzen, ihm Haare aus dem Barte raufen u. dgl. m. Der Hulpul-hupla endlich hat weder Freunde noch Geld. Eines solchen Mannes Frau kann zehn Tage und zehn Nächte aus dem Hause bleiben, ohne daß er sie darum tadeln dürfte; er hat nicht einmal das Recht, zu fragen, wo sie gewesen, und wenn er einen Fremden in seinem Hause sieht, so geht ihn das gar nichts an. Wenn er hereinkommt und findet die Thür verschlossen, so muß er umkehren und warten, bis sie für ihn geöffnet wird. — Wo den Frauen so viele Freiheiten und Rechte eingeräumt sind, kann wohl von orientalischer Frauensclaverei nicht die Rede sein; man müßte dann behaupten wollen, das sei eben die Knechtschaft dieser Freiheiten, daß sie in so peinliche und genau detailirte Gesetze gefaßt sind.

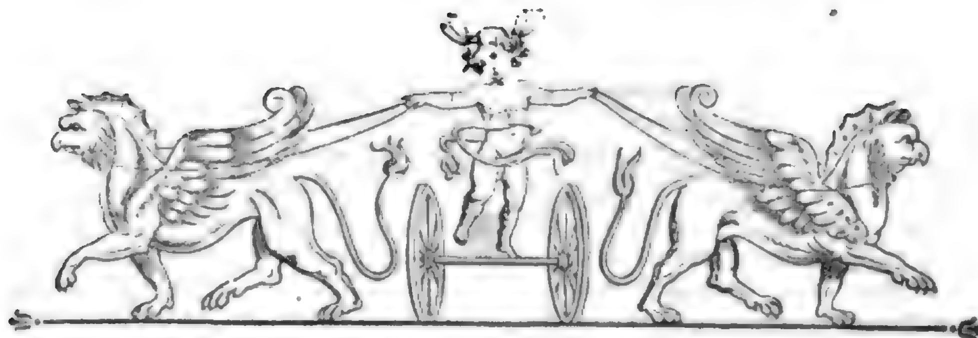
[Chateaubriand.]

Das neue Bruchstück aus seinen Memoiren, das Chateaubriand neulich in einer glänzenden Gesellschaft zu Paris vorgelesen, handelt vom Tode des Herzogs von Enghien.

[Brinkmeier.]

Mit Beginn des neuen Jahres, wie es heißt, wird Dr. Brinkmeier in Braunschweig zum Besten des Lessing-Denkmals Vorlesungen halten. Die Subscriptionen sollen sehr reichlich ausgefallen sein, das ganze Ministerium, der Hofstaat und der Adel haben unterzeichnet.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 255. — den 31. December 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über den deutschen Styl aus neuester Zeit.

(Fortsetzung von Nr. 206.)

3.

Nun schäumen Sie wieder, Donna, und Ihr Styl schäumt mit, obwohl Ihre Stimmung nichts vom Champagner verräth. Eher gleicht sie einem feurigen Sicilianer, wenn ich nicht Sirocco wittere, jenen Sturm, der versengend einherbricht und die Vegetation vernichtet. Aber wälzen wir uns nicht in Gleichnissen herum, oder bleiben wir bei dem Einen stehen: Ihr Styl ist mit Ihnen in der Brandung, und ich will wo möglich Oel in diesen Aufruhr gießen. Es gibt Gemüther, die sich immer erst gewaltsam aufstacheln müssen, um sich regsam zu fühlen. Räumt man ihnen den Stachel als ein Motiv der Nothwendigkeit ein, so muß man sie bewundern; zerbricht man ihnen das Instrument, womit sie sich wie eine heilige Magdalene flagellirten, so sinken sie matt zusammen. Ich will wissen, ob Sie zu diesen Naturen gehören. Deren gibt es nicht im Leben allein, in der Literatur erst recht. Die jungen Lyriker mit ihrem ersten Rausche der Empfindung, auf den keine Production des Bewußtseins folgte; so mancher literarische Aufruhr, dessen tobende Wellen sich plötzlich für immer niederkauerten, sobald gewisse Illusionen wie eine Fata Morgana in Luft und Nebel verschwanden! Lassen Sie uns der Literatur an den Puls fühlen, um an ihr die Zeit, und an der Zeit uns selbst zu erkennen.

Ich will Ihnen zwei Autoren nennen, vor deren Styl Sie sich hüten müssen, aus Besorgniß zu großer Verwandtschaft mit ihnen. Sie kennen Willkomm's „Europamüden", jenes Buch, das der Graf Reinhard in Paris als ein merkwürdiges Gepräge unserer Zeitstimmung betrachtete*). Hier geißelt sich ein edles Herz, um beten zu können, mit Ruthenstreichen. In diesem Schmerze liegt eine fanatische Verzückung, und beides, Schmerz wie Verzückung, enden mit Ohnmacht. Der Zeitgeist wird hier aus Verzweiflung über sich selber geißelirr, und hält diesen Zustand für seine Rettung. Alle jene extravaganten Figuren, die hier die Bahn des Herkommens durchbrechen, um rein zu sein von ihrem Jahrhundert, sind nur Radicale aus krankhaftem Gelüst, sind nur Menschen nach der Platonischen Definition, gerupftes Federvieh, abstracte Geschöpfe, und die ganz nackte, kahle Seele ist immer die wahnwitzige. Willkomm zeichnet diese Stimmungen mit so viel Musik der Empfindung, mit so viel verzückter Hingebung, daß man die Geißel kaum merkt, womit er sich selbst wehethut. Und im Styl liegt eben so viel musikalischer Wohllaut, eben so viel einschmeichelnder Rhythmus, wie im Gedanken, statt Dissonanzenhäufung und wilder Mißgriff, falscher Fingersatz. Lesen Sie, wie er sich an den Leuten in Siegburg weidet, jener ehemaligen Mönchsabtei am Rhein, wo jetzt Geisteskranke gepflegt werden.

*) Die Europamüden. Modernes Lebensbild von E. Willkomm. 2 Theile. Leipzig, Wunder.

„Dieses Umkehren der ursprünglichen Bestimmung eines Gegenstandes, oder einer Sache, rechne ich allemal zu den Späßen der Geschichte, die unbewußt und mit einer Art vergnüglichen Blödsinns von ihren gallonirten Bedienten, den Menschen, aufgeführt werden. Es gibt keinen bessern Ort für Wahnsinnige, als ehemalige Mönchszellen und Refectorien. Der Kreuzgang dient zur Spazierhalle, wo die neumodischen Mönche ihre Siesta verträumen. Der Irrsinn ist nur die Kutte der modernen Möncherei, die der heilige Geist der Zeit über die tonsurirten Scheitel seiner liebsten Kinder stülpt. Im Wahnwitz betet der Weltwitz seine unzeitigen Geburtsschmerzen ab. Geistesirre sind Heilige der Neuzeit, Märtyrer der civilisirten Menschheit. Daß ihre Herzen im Kopfe schlugen, hat sie so elend gemacht! Deshalb müssen sie das blasse Cisterciensergewand, die schimmernde Toga des um Erhörung bittenden Geistes, über die Fetzen des weltarmen Lebens werfen. O, seht, wie sie einhergehen" 2c. — — „Geistesirre gleichen Schmetterlingen, die an den Fensterscheiben auf- und abflattern. Sie denken, das Helle sei der freie, warme Himmelsraum, und jemehr sie sich gefangen fühlen, desto heftiger mühen sie sich ab. Der heilige Staub verschwindet von den Flügeldecken; farblos, eine dunkle Ahnung des Gewesenen, hängen sie herab, nur das Flattern dauert fort, dieser bewußtlose Drang nach Leben, ohne die Kraft, es zu fassen. Geistesirre sind Psychen, die unaufhörlich mit den staublosen Flügeldecken ihres Geistes an den Fensterscheiben der Welt sitzen und sich wundern, daß die Luft so compact geworden ist und doch ihren Glanz behalten hat."

In solchem Zwielicht der Bildersprache schwelgt die deutsche Phantasie so gern, und läuft den kleinen Flammen nach, die über dem Sumpfe gaukeln. Ihnen ist dies so eigen, meine Freundin, daß Sie sich an diesem Schmelz der Willkomm'schen Sprache weiden; aber wenn Sie die Sonne am Firmament, das einzig Feste im Weltall, für ein Irrlicht halten, das im blauen Aether tanzt, so raun' ich Ihnen ein Wort ins Ohr, vor dem Ihre ganze Traumwelt zusammenbricht. Ich komme auf mein altes Lied zurück: Willkomm ist mit der Construction seiner Welt in der Brandung. Er muß sich entscheiden, entweder landen und eine sichere Bucht erreichen, wo die Wärme seiner gemüthlichen Stimmungen Sprache gewinnt, oder das hohe Meer gewinnen, wo die Geschichte mit ihren großen Strömungen ihn rasch und kräftig erfaßt. Auf jener Seite liegt die Idylle, deren träumerisches Glück ihn locken sollte, nach dieser Seite hin winkt die Größe der weltgeschichtlichen Bewegung. Das ganze Jahrzehend ist mit ihm in dieser unentschiedenen Schwebe; man soll nicht länger an den Küsten treiben, — entweder Land oder hohes Meer!

Ich habe Duller's „Kaiser und Papst" *) gelesen. Wir sind hier wirklich auf dem hohen Meere der Geschichte. Große Menschen, große Thaten; wir haben vollen Wind, steuern mit geschwelltem Segel. Zwei große Gedanken, so groß wie Gott und Natur, Geist und Materie, bieten sich hier die Stirn, die Macht der Kirche, des Glaubens, des Wahns, und die Macht der denkenden Vernunft, die sich der Weltlichkeit und aller Schätze des schönen heitern Lebens bemächtigt. In Kaiser Friedrich dem Zweiten, den Duller zum Helden eines Romans gemacht, bricht der freie Mensch am offensten hervor in seinem Widerspruch gegen die Satzung und den Wahn des Jahrhunderts. Mit ihm zieht die Welt gegen das, was die Priester Gott nennen, zu Felde. Er will die Kirche nicht stürzen, sondern nur neben ihr sich anbauen. Die Kirche aber will nichts, als alleinherrschend bleiben; jedes Mittel ist ihr gerecht, während der Kaiser nur edle wählt. Dies ist der physische Grund seines Unterliegens. Ein geheimeres Etwas tödtet ihn innerlich. Schon auf dem Wendepuncte zum Siege flüstert ihm sein Genius zu, diese Welt und diese Menschen seien außer Stande, frei in sich selbst ohne die Stützen des Wahns zu bestehen. Gerade Friedrich der Zweite ist es in der Reihe jener Revolutionsmänner im Purpur, von dem die treuesten Freunde abfallen, weil sie der Seligkeit der letzten Oelung bedürfen, um sterben zu können. Das Jahrhundert ist nicht reif für den Gedanken Friedrich's, und in der Todesstunde gelüstet ihn selbst nach dem Liebesmahle der Versöhnung. Das ist das Tragische in seinem Erliegen, von dem weder Raumer in seiner Pragmatik und wohlfeilen Politik, noch Raupach in seinen rhetorischen Theaterlappen eine Ahnung haben. Friedrich stirbt mit der leisen Hoffnung, aus den Banden seines Grabes werde die Zukunft auferstehen, die Völker würden durchfechten, woran die Fürsten seines Hauses ihre Stirn zerschmettert; er für seinen Theil fühlt sich besiegt und gestürzt, weil er von der Bedürftigkeit der menschlichen Natur sich nicht frei machte. Ich glaube, Duller hat das Tragische seines Helden sehr tief gefühlt; die Todesscene des Kaisers ist ein treffliches dramatisches Bild im Roman. Etwas anderes ist es, ob er das Gemälde seines Lebens plastisch herausgearbeitet hat, wie der Romandichter doch soll. Wo eine Art krampfartiger Stimmung eintritt, und der Athem röchelt, das Leben zuckt und das Herz zerspringt, da gibt Duller dramatisch wirksame Scenen, da entwirft sein Styl mit dem Tarantelstich der Hast, der ihn hetzt und peitscht, sehr frappante Bilder und Gruppen; allein die Ruhe der epischen Klarheit, die sichere Kraft plastischer Gestaltenbildung, die der Roman ver-

*) Roman in vier Theilen. Leipzig, Brockhaus.

langt, fehlt ihm gänzlich. Soll ich sagen, woran Duller's Styl leidet? Er schwankt zwischen der Gefühlsüberschwänglichkeit Jean Paul's und der grotesken Caricatur der Hoffmann'schen Manier, ohne daß ihn der Stoff, den er hier gewählt, für jene oder für diese Hinneigung berechtigt. Walter Scott's Phlegma ist von der deutschen Kritik sehr hart gegeißelt, und doch bereitet seine epische Breite Wirkungen vor, die Duller's theatralisch forcirter Sturmdrang nie erreicht, weil er sein Ziel überläuft. Duller's Instinct führt ihn allerdings oft zu Gestalten, die für seinen Styl geschaffen sind. Wie treffend schildert er jenen Ezzelin in der romantisch kriegerischen Rohheit seines Handwerks. Eine orientalische Koboldsnatur, wie Kaf, muß stets bei der Hand sein, und der dämonische Clincior, halb Mensch halb Teufel, ist seine Lieblingsfigur, die er mit besonderem Behagen ausmalt. Ich gebe Proben seines Styls. Dieser Clincior liebt ein Weib; Duller entfaltet ein Gemälde à la Höllenbreugel.

„Maddalena seufzte aus beklommener Brust. Clincior's Blicke zuckten wie Flammen, die um ihre Beute züngeln, auf ihrer Schönheit. „Du zitterst schaudernd vor meiner Liebe!" fuhr er leise fort. „Fühlst Du's, daß Du mein eigen bist? Mein eigen Dein schöner Leib, mein eigen Deine Seele? Unentreißbar, auf ewig verschrieben mein eigen? So lieb' ich, — ich! Wie der Tod das Lebendige liebt, wie der Ocean die Erde; er umklammert sie mit tausend Armen, in Sturmesdonnern brauset er jauchzend auf, in jeder Secunde kann er sie vertilgen. So lieb' ich!" — Wild auflachend, daß ihr das Blut im Herzen vor Grausen stockte, stand er vor ihr, die Stirne gerunzelt, als laure in jeder Falte Verderben. Und doch empfand sie, in sich selber zusammengeschmiegt, im Todesbangen unsägliche Wonne. Er legte seine Hand auf ihren Scheitel, jeder Nerv glühte ihm, jede Muskel war straff angespannt, vom tobenden, wilden Lebensdrang; mitten in diesem Taumel aber schüttelte sein Geist die Adlerschwingen, und schwang sich über den Augenblick empor; und aus seiner Brust schrie — nur ihm vernehmlich — ihn niederdonnernd der Hohn des Daseins."

Imposant! So liebt ein Dämon, der Styl selbst ist dämonisirt. Allein die Romandichtung ist eine Entfaltung des Menschenlebens, keine Dämonologie. Der Romandichter sei Rubens, sei Tizian, sei Paul Veronese, und huldige welcher Schule er wolle: Höllenbreugel, Callot kann er nicht sein, ohne sich in seinen Stoffen zu vergreifen. Duller hat sich vergriffen, und leider sieht der Styl, den er dem historischen Romane aufzwingen will, wie festgerannte Manier aus. Diese gereizte Uebernommenheit, dieser gepeitschte Ton der Darstellung geht durch vier Bände mit weniger Unterbrechung. Dieser Styl mit seinem krampfhaften Händeringen verwildert jede Situation. Ein Mädchen z. B. liebt den Kaiser, den treulosen, und Kaf, der Eunuch, der sich rächen will für erlittene Schmach, sucht ihren Stolz zu reizen.

„Armes Geschöpf! dachte Kaf, einst und oft verflucht' ich mich; — jetzt fühl' ich: wie glücklicher ist ein Mann, der keiner mehr ist, als ein Weib, das ganz Weib ist! — Auf's neue sann er dann auf Mittel, ihren Kampf zu enden. Er stachelte ihren Stolz; vergebene Mühe — er stachelte eine Leiche." — Nun sucht Kaf ihr die Weiber des Kaisers und die ganze Reihe der verstoßenen Opfer zu schildern. Sie erschrickt und schreit auf vor Schmerz; Duller bricht in diese Emphase aus: „Ein Ton, ein Gelächter, ein einziger Ton doch nur, grausig, entfuhr Manadorens Brust, schnitt wie ein Mißklang in Kaf's Herz. Entsetzliche Wollust, — ein einziger elektrischer Schlag in ihr! Alle Nerven zittern davon nach. Ein Gedanke: — gekommen, entschwunden! Mit einem Male heller Tag in ihr, und plötzlich wieder Nacht."

Dies wilde Haargekräusel der Diction legt sich dann plötzlich um in einen flachen Scheitel. Auf solchen Sturm folgt Ermattung, wie sie im dritten Bande ersichtlich wird. Dort stoßen wir S. 246 auf den räsonnirenden Calcül heutiger Reflexionsmenschen, S. 303 auf den Styl pragmatischer Geschichtschreibung, wie sie in Raumer's Darstellung zu finden ist, S. 355 beginnt ein didaktischer Katheederton, der es förmlich aufgibt, die Ideen seines Stoffes plastisch als Menschenleben, als Fülle des bewegten Daseins hinzustellen, und mithin docirt, was er nicht malen kann. Im vierten Bande concentrirt sich Duller's Kraft von neuem; wo das Leben auf der Spitze steht, wo der Tod seine Beute wittert; da entfaltet sich seine Eigenthümlichkeit, dramatische Bilder zu zeichnen. Aus dem Hange zu theatralischem Effecte erklär' ich mir Duller's ganzen Styl, er müßte für die Bühne Treffliches leisten, er war bisher vielleicht wider Willen zur Romandichtung gedrängt. — Duller hat eine große Richtung für den Roman gefunden, aber nicht den rechten Styl für diese Richtung.

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Thalberg, Th. Hell, Berthold, Tiedge.]

Thalberg spielte am 23. Decbr. zum dritten Male, und zwar in einer großen musikalischen Akademie, welche zum Besten der Armen im königl. Hoftheater veranstaltet worden war. Mit rühmenswerther Uneigennützigkeit hatte Thalberg seine Mitwirkung zu gedachtem Zwecke bereitwillig angeboten. Er spielte zum ersten Male an letzter Mittwoch, in seinem eigenen Concerte, und letzten Freitag bei anderer Gelegenheit zum zweiten Male öffentlich. Seine ausgezeichneten und bewundernswerthen Leistungen bildeten bisher das Tagesgespräch in unsern gebildeten Kreisen. Gleichwohl war uns der gestrige Abend für den höchsten Genuß vorbehalten. Thalberg spielte über drei verschiedene Themata. Zuerst varirte er englische Volkslieder; dann trug er zwei selbstcomponirte Studien vor; und den Beschluß machte eine Phan-

tasie über Motive aus den Hugenotten, gleichfalls von ihm selbst componirt. Der ganze Hof und die gesammte Elite der dresdner Gesellschaftskreise waren anwesend; nie war das Schauspielhaus gedrängter voll und nie war ein Abend genußreicher und glänzender. Deshalb wird er auch in eines Jeden Gedächtniß langehin fortleben. Nach einem eben verbreiteten und beglaubigten Gerüchte ist Thalberg von des Königs Majestät zum königl. sächs. Kammervirtuosen ernannt worden. Thalberg steht in einem Alter von 25 Jahren. (?) Ungeachtet dieser noch großen Jugend mag er für den ersten Pianisten Deutschlands gelten. Schon in seinem 17 Jahre, wo er seine erste Kunstreise machte, stand er in der ersten Reihe der Pianisten. Nunmehr wird er wohl keinem in Europa untergeordnet sein. Seine Erscheinung ist höchst anspruchlos und einfach. Von Jugend auf in den besten Kreisen Wiens heimisch (er ist bekanntlich des Fürsten von Dietrichstein natürlicher Sohn), bewegt er sich mit gleicher Anmuth und Sicherheit in allen geselligen Verhältnissen. Seine Figur ist klein und dünn; sein Gesicht, einfach und edel wie sein ganzes Wesen, trägt die Signatur der natürlichen Harmlosigkeit.

Thalberg wird im Verlauf dieser Woche hier noch ein Mal öffentlich spielen und dann über Leipzig nach dem Süden reisen. —

Seit einigen Tagen verweilt auch bei uns Mistreß Shaw mit ihrem Gatten, einem rühmlich bekannten Historienmaler. Da der Ruf dieser Dame als Concertsängerin bedeutend ist, bedauern wir um so mehr die Hindernisse, die sie an einem öffentlichen Auftreten verhindert zu haben scheinen. In wenigen Tagen wird sie nach Leipzig zurückkehren. — Seit der vor drei Wochen Statt gefundenen Abreise des Generaldirectors unseres Hoftheaters, Herrn v. Lüttichau, sind mehrere neue Stücke über unsere Bühne gegangen, von denen eine neue Uebersetzung aus dem Französischen von Theodor Hell in der Mitte unseres gebildeten Publicums gerechte Entrüstung erregt hat. Das Machwerk nennt sich „Luise von Lignerolles" und erfreute sich vor einigen Tagen der zweiten Vorstellung. Verschiedene Ehebruchssituationen im Geiste der modernen französischen Romantik bilden die Pointe des jämmerlichen Dramas. Obschon die Uebersetzung nicht aus der eigenen Feder Hell's, sondern aus seiner Fabrik hervorgegangen sein mag, so wunderte man sich doch, wie seine sonst bescheidene Phantasie und sonst löbliche Prüderie dieses Drama zulassen konnte. Eifert der Mann gegen die Ausschweifungen der deutschen Presse und bringt uns die Schamlosigkeiten der Pariser zu Markte! Tieck's Reaction gegen das Uebersetzertreiben scheint alle Energie eingebüßt zu haben. Doch ich schreibe Ihnen über diese Verhältnisse nächstens ein Mehreres! —

Die sentimentale Schriftstellerwelt Dresdens wurde neuerdings durch eine schriftstellernde Dame bereichert. Es ist diese ein Fräulein Steinbald, die unter dem Pseudonamen Berthold bereits mehre mittelmäßige Novellen, so noch eine für die Urania 1839, geschrieben hat. — Nächstens erwartet man Goethe's Iphigenie auf der Bühne, neu einstudirt, Fräul. Bauer als Iphigenie. — Am 13. Decbr. feierte Tiedge seinen 86. Geburtstag. Durch lebende Tableaux wurde der festliche Abend erheitert, an dem sich überaus große Gesellschaft, Damen und Herren, beim ehrwürdigen Sänger der Urania zusammenfand.

Notiz.

[Ein merkwürdiger Theaterzettel, eine poetische Proclamation über die Räuber.]

Am 13. Januar 1782 war an den Straßenecken Mannheims folgender merkwürdiger Theaterzettel zu lesen:

„Die Räuber. Trauerspiel in sieben Handlungen, für das Mannheimer Nationaltheater vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet. (Folgt das Personal, darunter Iffland, Beck, Beil.) Das Stück spielt in Deutschland, in dem Jahre, wo Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland verkündigte. Wegen Länge des Stücks wird präcise 5 Uhr angefangen." (Folgen die Preise der Plätze, darunter einer im Betrag von 8 Kreuzern oder 2 Groschen).

Angehängt ist folgende, von Schiller herrührende, Proclamation:

„Der Verfasser an das Publicum. Die Räuber — das Gemälde einer verirrten großen Seele, ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kameradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Abgrund zu Abgrund, durch alle Tiefen der Verzweiflung, bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, doch erhaben und groß, majestätisch und ehrwürdig auch im Unglücke, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Franz Moor — ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher, entlarvt und gesprengt in seinen eigenen Minen. — Der alte Moor — Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder. — In Amalien die Qualen schwärmerischer Liebe und die Foltern herrschender Leidenschaft. — Man wird auch nicht ohne Entsetzen Blicke in die innere Wirthschaft des Lasters werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den inneren Gewissenswurm nicht zu tödten im Stande — und Schrecken und Angst, Reue und Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die weise Hand der Vorsehung auch den Bösewicht zum Werkzeug ihrer Plane zu benutzen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen aufzulösen weiß." —

Das Original dieses Zettels hat sich im Nachlaß eines Schauspielers aus der alten Zeit vorgefunden, und circulirte vor Kurzem in der Gegend von Mannheim in einigen Abdrücken. Es ist interessant, aus Schiller's Proclamation zu ersehen, wie das Genie sich damals herablassen mußte, um theils bei den Philistern seine Captatio benevolentiae anzubringen, theils sie durch einige Ausruferkünste, und zwar in moralischer Abfassung, in die Bude zu locken.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (5me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frauenhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Voluminis unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Inhalt.

No. 236. Keltische Winke.
Notiz.

No. 237. Lootsenerzählungen. Von Ernst Willkomm.
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 238. Lootsenerzählungen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 239. Lootsenerzählungen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 240. Erinnerungen an Wien. Von J. Kaufmann.
Die politischen Flüchtlinge in England. (Beschluß von Nr. 235.)
Notizen.

No. 241. Erinnerungen an Wien. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 242. Rosalie. Novelle von Th. Mügge.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 243. Erinnerungen an Wien. (Beschluß.)
Rosalie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 244. Rosalie. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 245. Rosalie. (Fortsetzung.)
Notizen.
Erklärung. Von A. Weill.

No. 246. Rosalie. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 247. Rosalie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Prag.
Notiz.

No. 248. Rosalie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Prag. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 249. Rosalie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Prag. (Beschluß.)
Notizen.

No. 250. Rosalie. (Fortsetzung.)
Kant's sämmtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert.
Notiz.

No. 251. Rosalie. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bamberg.
Notiz.

No. 252. Rosalie. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 253. Die Königin Victoria und ihre Umgebungen. Von A. Jäger.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

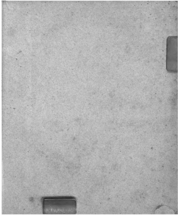
No. 254. Die Königin Victoria und ihre Umgebungen. (Beschluß.)
Tieck's neueste Novellen.
Notizen.

No. 255. Briefe über den deutschen Styl aus neuester Zeit. (Fortsetzung von Nr. 206.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

(Hierbei drei Intelligenzblätter und vier Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Princeton University Library
32101 076534815



Digitized by Google